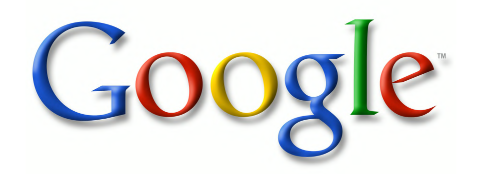
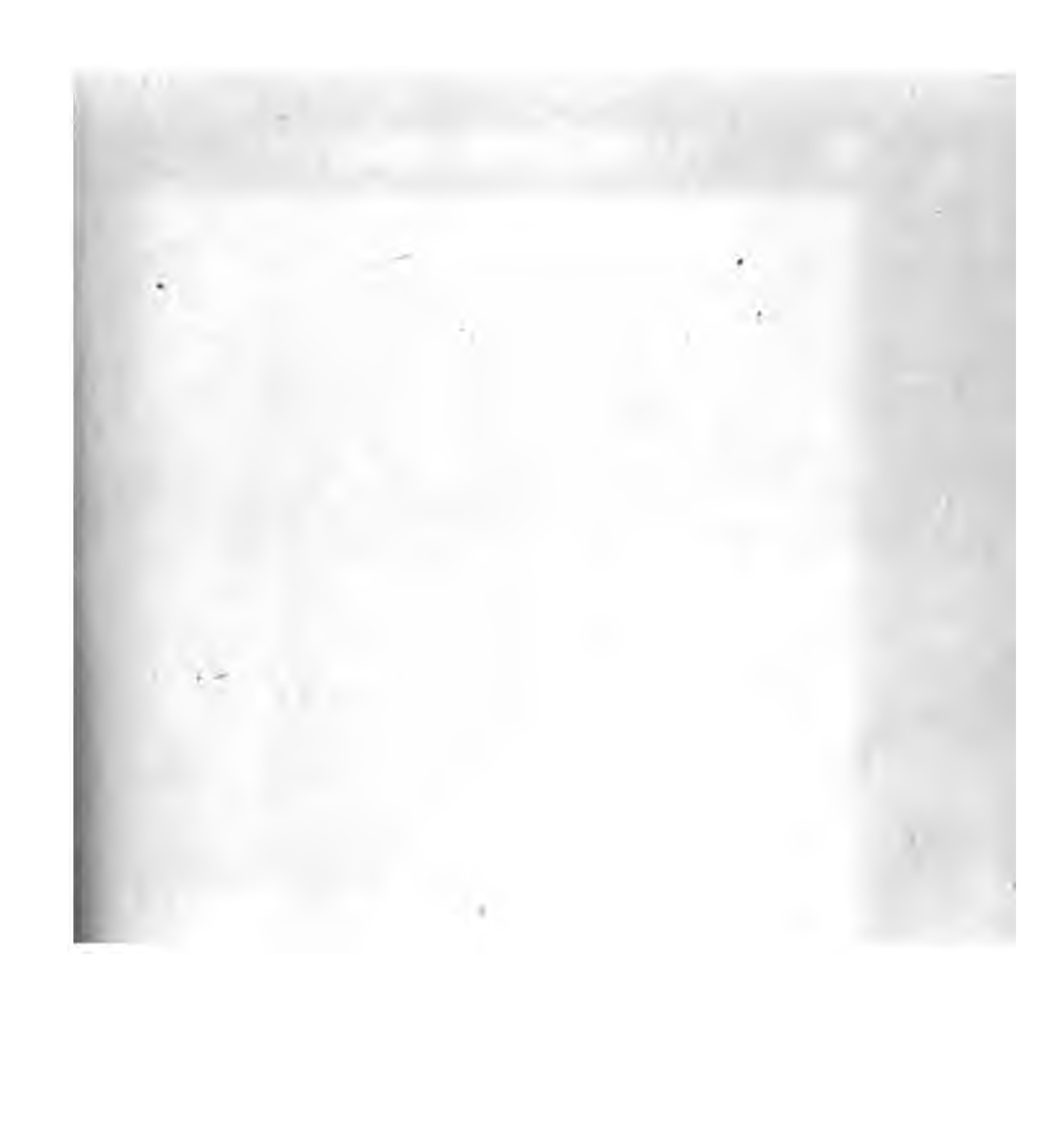








Geschichte

der

Komischen Literatur

in Deutschland

seit der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Von

Friedrich W. Ebeling.

I.

Geschichte der komischen Literatur in Deutschland
während der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Erster Band.



Leipzig
Verlag von Eduard Haynel
1869.

Geschichte

der

Komischen Literatur

in Deutschland

während der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Von

Friedrich W. Ebeling.

Erster Band.

Leipzig
Verlag von Eduard Haynel
1869.

Inhalt des ersten Bandes.

Einleitung.

Obgleich die Deutschen in einem Zweige der Komik, in der Satire vom höhern Schwunge, niemals sehr stark gewesen sind, nie von größter Intensität, und bei einem Vergleiche in dieser Hinsicht Franzosen und Engländern gegenüber nicht bestehen können, so hat man doch sehr Unrecht gethan, ihnen Talent und Beruf zur Komik überhaupt absprechen zu wollen; und zu sagen, wie von Julian Schmidt geschehen, der Humor sei bei uns nicht so naturwüchsig entstanden wie beispielsweise bei den Engländern, ist verächtliche Phrase. Denn wenngleich das Wort Humor in England zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts aufgekommen, und, zunächst das Temperament bezeichnend, in der Folge die Kategorie für gewisse Wunderlichkeiten und närrische Streiche wurde, so führten doch die physiologischen Ansichten der Zeit, welche das Wort auf's Tapet brachten, die Grunddisposition des Individuums nicht blos bei den Engländern auf das Flüssige im Körper zurück, und man muß wissen, daß dieser Begriff erst seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts seine jetzige tiefere Bedeutung erlangt hat, daß der Humor nur Eine Richtung des Komischen ist, nicht die gesammte Komik schlechthin erfüllt, und die Producte des Komischen daher nicht sammt und sonders in die Rubrik des Humors eingeschachtelt werden dürfen und können. Läßt man aber auch die widersprüchliche Identität von Humor und Komik überhaupt gelten, so kann nur in mangelhaften ethnographischen und culturhistorischen Kenntnissen die Behauptung erstehen, die Komik sei in Deutschland minder naturwüchsig als in England, und daß hier gerade die Sprache außerordentlich zu Hülfe komme. Mit allem Fug bemerkt Hermann Marggraff in der zwar kurzen,

aber an trefflichen, auch von uns hier aufzunehmenden Bemerkungen reichen literarhistorischen Uebersicht, welche er dem Wengler'schen „Hausschatz der deutschen Humoristik" vorausgeschickt hat, daß ein totales Absprechen entweder auf einer vollständigen Unkenntniß beruht, oder auf einer Abneigung, die sich für die Unfähigkeit, Producte des Humors zu genießen, dadurch rächt, daß sie kurzweg seine Existenz in Deutschland leugnet. Hiezu, äußert Marggraff weiter vollständig zutreffend, kommt bei Manchen die Ansicht, daß die Spiele des Witzes sehr untergeordneter Natur, eines ernsten Volkes nicht würdig und der Entwickelung der „höhern" Literatur schädlich seien. Wo man aber auch das Vorhandensein und die Berechtigung des komischen Schriftenthums nicht zu leugnen vermochte, ist man doch lange Zeit im Schwanken geblieben, welcher Werth und welche Stelle ihm einzuräumen, obschon Vischer nicht der Erste gewesen, der theoretisch dem Komischen seinen bedeutsamen Platz angewiesen, wiewol ihm das höchste Verdienst um die schärffste Fixirung ästhetischer Begriffe in einer bisher unerreichten vollendeten Objectivität gebührt. Daher finden wir denn in unsern Literaturgeschichten die komische Literatur entweder äußerst spärlich bedacht oder doch blos beiläufig und meist sehr pedantisch behandelt. Daher ist auch erklärlich, daß Karl Friedrich Flögel (1729—1788) der erste, der die gesammte komische Literatur einer besondern historischen Darstellung unterzogen (in den Jahren 1784—87 in 4 Bänden veröffentlicht), an welche sich in sachlichem Zusammenhange seine Geschichte des Groteskkomischen (bekanntermaßen von uns neu bearbeitet und fast um das Vierfache erweitert), des Burlesken und der Hofnarren reihten. (Für eine Fortsetzung der Narrengeschichte hat unser Jahrhundert und Vaterland sehr viel gethan, und das Komische dabei ist, daß die Schreiber derselben mit zu deren größten Helden zählen.) Seit dem innern Abschluß der Flögel'schen Schriften ist indeß wieder beinahe ein volles Jahrhundert verflossen, ohne daß es bis heute Jemand unternommen hätte, die inzwischen entstandene reichhaltige komische Literatur für sich historisch-kritisch zu würdigen. Ein Jahrhundert aber ist ein Zeitraum, der auch in dieser Literatur einer prüfenden Rundschau bedarf, zumal wenn so gewichtige Phasen und Entwickelungen auf allen Gebieten des nationalen und socialen Lebens,

von welchen abgelöst kein Zweig der Wissenschaft und Kunst existirt, durchlaufen sind, wie in dem in Rede stehenden Säculum, das mit den vorbereitenden Decennien gründlicher Umgestaltung der Weltlage beginnt, und mit abermaligem gewaltigen Ringen nach politischen und gesellschaftlichen Neubildungen, also mit unsern Tagen abschließt. Hier ist eine Lücke geblieben, welche weder von den beiläufigen, fragmentarischen und untermischten Berücksichtigungen unserer literaturgeschichtlichen Bücher, noch von Sammelwerken, wie das genannte Wengler'sche, die von Ignaz Hub und ähnlichen, Auszüge aus einer Reihe der vorzüglichsten Schriftsteller und biographische Notizen enthaltend, allein ausgefüllt werden kann. Vollständig nur oberflächlicher Lectüre und einseitiger literarischer Erheiterung genügend, bieten die letzteren dem Forscher eine lediglich untergeordnete, zweifelhafte Handhabe, dem bloßen Literaturfreund eine höchstens rhapsodische Anschauung causaler und connexer Bedeutung. Doch selbst diese Werke schon müssen neben dem Flögel'schen, welche, trotzdem sie den gegenwärtigen Anforderungen an wissenschaftliche Production nach Wesen und Form fremd geworden, für alle Zeiten schätzbar bleiben werden, zu der Einsicht führen, daß wir auch in der komischen Literatur eine Reichhaltigkeit besitzen, welche im Allgemeinen von keiner andern Nation übertroffen wird. Die Behauptung Thomas Carlyle's, vier Fünftel alles dessen, was Europa im 16. und 17. Jahrhundert an populärer und humoristischer Literatur besessen, habe es Deutschland zu verdanken, ist mindestens so weit unanfechtbar, als das Ausland ein sehr ansehnliches Maaß seiner Fülle theils direct von uns geholt, theils durch uns mittelbar erzeugt hat, und wir sind daher auf diesem Gebiete eben so wenig arm zu nennen — wie dies nicht blos von einem Franzosen, dem Jesuiten Bouhours (1628—1702) in seinen Entretiens d'Ariste et d'Eugène, sondern selbst von Deutschen in letzter Zeit geschehen — als Egyptenland arm zu nennen ist, da Jakobs Söhne Getreide von ihm bezogen.

Ob der Geschmack im Komischen wirklich wandelbarer sei als im Reiche des Ernsten, ist eine Frage, deren Beantwortung wir hier nicht zu versuchen brauchen; wer die Erzeugnisse des Komischen selbst betrachtet, wird finden, daß der Bejahung kein absolutes Zugeständniß gebührt. Unbestreitbar dagegen ist, daß

keine Richtung des Schriftenthums ein schneller wechselndes Bild darbietet, als die satirische; und ganz natürlich, da sie sich meist an die vorübergehenden Erscheinungen und Zustände der nächsten Gegenwart heftet, mit deren Verschwinden die Satire das Interesse an ihrer Behandlung verliert, oder um mit Flögel zu reden, weil die Laune, welche die Satire hervorruft, „nach dem Unterschied der Köpfe, der Erziehung, der freien oder despotischen Regierungsform, des Genius Säculi und der Mode in der Gelehrsamkeit ihre Gestalt immer verändert." Aber in diesem schnellen Wechsel ist auch die sittengeschichtliche Bedeutung der satirischen Literatur enthalten.

In sittengeschichtlicher Hinsicht, müssen wir in Anschluß an Marggraff bemerken, ist die komische Literatur überhaupt von eigenthümlicher und großer Bedeutung. Die politischen, religiösen, sittlichen und theilweise auch wissenschaftlichen Zustände spiegeln sich nirgend so scharf und lebendig, als in den komischen und speciell satirischen Producten, deren Gegenstand sie sind. Selbst in unserer Zeit hat die Satire und die komische Literatur schlechthin diese Bedeutung nicht ganz eingebüßt. Man wird die ernsten Schöpfungen unserer großen Dichter und hervorragenden Denker immer bewundern oder verehren, aber wenn Spätere wissen wollen, wie es im Volke selbst aussah, wie es mit seinem Witz, seinen Sitten, seinem Verstande und Unverstande, seinen gesellschaftlichen Thorheiten und Lächerlichkeiten beschaffen war, so werden sie zu diesem Zwecke aus der Jobsiade und Kotzebue's Kleinstädtern, ja aus den „fliegenden Blättern" und andern periodischen Erscheinungen des Witzes mehr lernen, als aus allen Tragödien und pathetischen Gedichten und vielen doctrinalen Schöpfungen. So sind auch zur Kenntniß der Zustände Roms Juvenal's und Horatius' Satiren und Martial's Epigramme eine viel ergiebigere Quelle als Virgil's Aeneide, und viele der interessantesten Seiten des athenienfischen Lebens würden uns völlig unbekannt sein ohne des Aristophanes Komödien. Mehrfach hat die Satire auch in Deutschland als politischer Factor mächtig gewirkt, wie namentlich in Sachen der Kirchenreform; und zur Zeit der Erhebung gegen die Napoleonische Herrschaft haben Spottlieder und Spottbilder auf den gefürchteten Eroberer ebenfalls das Ihrige dazu beigetragen, den Haß gegen ihn zu entzünden

und zu schüren und den Glauben an seine Größe und Unüberwindlichkeit zu erschüttern. Auch in den Tagen, die unserer Erinnerung näher liegen, hat man vielfach zur Satire und Karikatur seine Zuflucht genommen, und damit wenigstens bewiesen, daß man sie für eine sehr wirksame Waffe hält. Die Satire gehört, um uns der Worte Vischer's zu bedienen, zu den gewaltigsten Hebeln des ethischen, politischen Lebens, und die Bewegung der Geschichte wäre ohne sie nicht zu denken. Ueberdies läßt sich von der deutschen komischen Literatur wol auch mit Recht behaupten, daß sie nicht so wie die ernste in allen Richtungen der kosmopolitischen Windrose umhergesegelt, in geringerm Maaße blos nachahmend gewesen und dem deutschen Volkscharakter im Ganzen treuer geblieben ist. Ebenso sollte nicht vergessen werden, daß gerade die komischen Schriftsteller productiven Geistes die deutsche Sprache mit neuen charakteristischen Wortbildungen bereichert haben.

Noch eine besondere Heilkraft der Komik ist hier zu erwähnen. Das komische Element in seiner Reinheit ist Feind und entschiedener Gegensatz des übertriebenen Pathos und kranker Sentimentalität. Wo beide immer zur Erscheinung gelangen, also auch in der Literatur, giebt es für sie kein besseres Correctiv als die sie persiflirende und zügelnde Komik, die ihnen gleichsam einen Spiegel vorhält, in welchem sie sich in karikirter Gestalt erblicken, um so zur Besinnung zu kommen. An wahre Größe, wahre Erhabenheit und wahres Gefühl darf sich die Satire nur wagen, um sich selber zu lähmen oder zu vernichten.

Die Komik ist die lauterste Bethätigung des aus unausbleiblicher Entzweiung mit dem geschichtlichen Dasein oder der Welt zur Versöhnung in sich übergegangenen subjectiven Geistes, welche mit der Satire den ersten Schritt thut und mit dem Humor culminirt. Diese Versöhnung ist transitorisch und unfertig, so lange sie sich nicht auf stetige Hinwegsetzung über die Wirklichkeit, auf freie und totale Negation des absoluten Ernstes des Lebens stützt. Und so denn auch erklärt sich die geringe Zahl der literarischen Producte des reinen Humors, der zu allen Zeiten nur als mehr oder minder sporadisches Eigenthum erscheint. Der reine Humor als durchaus nationales Eigenthum ist ohne allgemeine politische Freiheit und allgemeine sociale Wohlfahrt undenkbar. Diese Verwirklichung steht also noch dahin.

Eine Literatur, die sich nur nach der ernsten Seite entwickelt, kann zwar wie die althebräische einen sehr erhabenen und feierlichen, aber dabei auch einen nur monotonen, reizlosen Charakter haben. Eine Nation, welche den Humor nicht besitzt, müssen wir in Anwendung eines Carlyle'schen Ausspruches sagen, besitzt, wie reich sie auch sonst begabt sein möge, nur die eine Halbscheid gestaltender Kraft. Die Komik, um mit Prutz zu reden, liegt nicht etwa so am Wege, vielmehr haben wir jene göttliche Heiterkeit, deren Tochter sie ist, als die letzte reichste Frucht der ganzen Bildung, die äußerste und höchste Entwickelung des menschlichen Geistes zu erkennen, sowol bei einzelnen Individuen als bei ganzen Völkern, weshalb denn auch immer die Komik die letzte und späteste Blüte eines Volkes ist. Ja es giebt (wie angeführt) Völker und Literaturen, welche hingestorben sind, bevor ihnen überhaupt die köstliche Frucht der Komik gelächelt, oder wenigstens bevor dieselbe ihre volle Reife, ihre ganze prächtige Fülle gewonnen hatte. Das Phänomen einer stark entwickelten komischen Literatur aber wird entweder eine große Epoche geistiger Entwickelungen abschließen und mächtigen Erregungen einen Ruhepunkt gewähren, oder, wie bei den Spaniern einen langen Stillstand, oder wie bei den Griechen den nationalen, politischen und geistigen Verfall vorher verkünden und einleiten.

Indem ich nun an Alles das erinnere, zunächst der Bedeutung der komischen Literatur halber, habe ich gleichzeitig die Gesichtspunkte angedeutet, von welchen aus ihre Geschichte zu schreiben: es ist vorerst der des nationalen und socialen Lebens, welcher mit der allgemeinen geistigen Entwickelung zusammenfällt oder identisch ist, und, natürlich die genaueste Kenntniß der speciell-politischen und Cultur-Geschichte erfordernd, an sich schon die größten Schwierigkeiten darbietet, Schwierigkeiten an denen selbst das immensurable Genie eines Gervinus und Julian Schmidt, dieser gewichtigsten Literarhistoriker, gescheitert ist, welche aber nur eine schreckenerregende Uncultur der Geschmacksbildung für wahrhaft kritische Unfehlbarkeiten hält. Gervinus versuchte bekannterweise von solchem Gesichtspunkte aus und auf solcher Grundlage, indeß in stolzer Verachtung der modernen Philosophie und der modernen Aesthetik, welche außerhalb seines Verständnisses liegen, die gesammte

deutsche Dichtung zu schildern. Allein der nüchtern gelehrte Kornwurm, der in ihm rumort, zerfraß die aufgespeicherten Vorräthe zu einem ungeheuren Wust von kritischen Spelzen, Spreu und Hülsen, wofür jeder unsere Nationalliteratur halten muß, der sie nur aus Gervinus' fünf dicken Bänden kennt. Einzelne gehaltvollere und lehrreiche, ja prachtvolle Studien, wie z. B. die über Lessing, verändern den Charakter des Werkes nicht, das ein riesiges Denkmal von Zopfperücke des hochmüthigen Professorthums bleibt, in welche, wie in die jenes Dorfschulmeisters dessen Hauskatze, Julian Schmidt seine Jungen warf, eine ganze Gervinus-Perücke voll Junge, nämlich die famose Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tode. Wie Gervinus die Karikatur von Schlosser ist, so Julian Schmidt die Karikatur von Gervinus, den er, von Seiten der aufgeblasenen Verachtung und des schulmeisterlichen Ingrimms gegen die Hervorbringungen der „Epigonen", übertreibend fortsetzte. Gervinus hüllt sich gravitätisch in die Puderstaubwolke dieser ignorirenden Verachtung und eines hochmüthig scholarchischen Grimmes gegen die neuere Literatur, aus welcher Puderstaubwolke dann Julian, wie bei Goethe Herr Urian, „der Geist der stets verneint", aus der Rauchwolke hinter dem Stubenofen, in dem fahrenden Scholasten, als des „Pudels Kern" hervortrat, mit dem unverhohlenen Haß gegen das „neue frische Blut, das immer zirkulirt."

Seit der letzten Wiedergeburt oder Wiederkäuung seiner Würflinge ist eine eigenthümliche Metamorphose mit ihm vorgegangen, welche, ein komisches Interesse in Anspruch nehmend, zugleich literaturgeschichtliche Bedeutung hat. Aus einem nationalliterarischen Schreiber am 19. Jahrhundert ist ein schlechthinig nationalhistorischer Mitarbeiter an diesem 19. Jahrhundert und Mitfactor desselben geworden. Verdient der Wandelkreis eines solchen Mannes in jeder Beziehung mit dem Thierkreis verglichen zu werden, so darf der jüngste Aufschwung, den er in seiner Bahn genommen, als einer aus dem Bild der „Fische", nämlich der trockenen, eingesalzenen und faulen Fische der Grenzboten, worin er als Nationalliterarhistoriker und Herausgeber geglänzt hatte, darf dieser jüngste Aufschwung als einer zu dem des „Widders" begrüßt werden, des Mauer-Widders, den er gegenwärtig, nach seiner Erhöhung zum Sündenbock

einer politischen Partei, die weder Fisch noch Fleisch ist, so vortrefflich repräsentirt. Wird er noch höher emporsteigen? Wird er auch in das nächste Bild, in das Zeichen des „Stiers“ treten, um jene berühmte Froschfabel Lügen zu strafen, indem er an sich das vollständige Gelingen des in der Fabel mißrathenen Froschversuches, im nächsten Thierbilde, eben dem des „Stieres“, siegreich und strahlend vor Augen stellt? Wird er? Nun dem sei wie ihm wolle, auch abgesehen von Zodiacus und Ekliptik bleibt der bloße Name schon bedeutungs- und zeichenvoll. Schmidt und Freitag, die mit nationalliterarischem Hintertheil der Grenzboten zusammengewachsenen „Zwillinge“, von denen der eine das kritisch beräuchert, was der andere poetisch verdaut hat und producirend von sich giebt, diese beiden Namen begegnen uns durch ein merkwürdiges, ja komisches Prädestinationsspiel der Geschichte in Friedrich's des Großen Hauptstadt vor mehr denn hundert Jahren, nämlich jene Schmidt und Freitag, welche auf eigene Hand und für ihren Kopf, als Friedrich's des Großen Werkzeuge und Boten in der Grenzstadt Frankfurt am Main, bei der Verhaftung und Mißhandlung Voltaire's sich zu schaffen machten, nach dessen Flucht aus Potsdam; und doch nicht gehässiger sich dabei zu schaffen machten, als ihre Namensvettern nach hundert Jahren bei der Mißhandlung von Voltaire's „Epigonen“, den producirenden Schriftstellern und Dichtern des 19. Jahrhunderts, einander hülfreiche Hand leisten.

That es Noth, auf die braunen und blauen Flecke und Schwielen, welche den jüngstgeborenen Kindern der Muse applicirt worden, Balsam zu träufeln? Rudolf Gottschall, der bei der summarischen Fußtritt-Regalirung selber in eine unbehagliche Enge getrieben worden, hielt es für nothwendig und sich dazu berufen. Betrachten wir seine dreibändige Darstellung genau, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß er es verdient, als Prototyp jener Klasse von Literarhistorikern zu zählen, die nach des großen römischen Geschichtschreibers Vorschrift wol sine studio schreiben, aber nicht sine ira. Wirklich, in dieser Beziehung ist „die deutsche Nationalliteratur“ Gottschall's ein Muster: Treppenarbeit, wie Shakespeare Kinder aus dem Stegreif nennt, reine Treppenarbeit vom Vater Sine-studio mit Mutter Ira im Stegreif erzeugt; obschon uns die

Hebamme (die Verlagshandlung) und die Gevattern, eine Anzahl gefälliger, aber obscurer und kritikloser Blätter glaubhaft machen möchten, daß es ein geistreiches, nettes, gelungenes, ausgetragenes, gesundes Kind sei, doch nur eine Früh- und Fehlgeburt der Erbitterung gegen Julian Schmidt, gegen dessen reichste Sammlung von Hufschlägen, die dieser, nicht todten Löwen, sondern lebenden Salon-Löwchen der jüngern Literatur versetzt und zu todten Löwenäffchen oder todten Löwenhündchen mit dem Huf zu zermalmen vermeinte, dabei vergessend, daß solcher Huf die Kraft wirklich besitzt, welche der große Pompejus seinem Fuße nur wünschen konnte: die Kraft, für jeden todtgeglaubten, bemähnten Hund eine ganze Legion aus dem Boden zu stampfen. Darunter nicht selten Löwen, wie Zettel im Sommernachtstraum, die aus dem Schooße irgend einer Titania-Lakenreißerin sich schließlich, wie Zettel, als Löwen mit einer Mähne von Hobelspänen erheben, zu welchen der Schooßlöwe die Blumen- und Lorbeerkränze schüttelt, die ihm die Titania im Schlafe bescheert und um die Ohren gehängt hatte. Als solchen Zettel-Löwen stampfte Schmidt den Dichter des Schill aus dem Boden der deutschen Literaturgeschichte. Und als solcher geht dieser, die frisirte Mähne von rhetorisch-phrasenhaften Hobelspänen schüttelnd, und' in die aus gerollten Abfällen und gekräuselten Menschheits-Schnitzeln zusammengeleimte Löwenhaut seiner Literaturgeschichte wohlweislich bis über die Ohren eingewickelt, umher, mit der Miene eines brüllenden Löwen, der da späht, welchen seiner literarischen Gegner er verschlinge. Er läßt es aber, wie die Zettel-Rolle dies mit sich bringt, als Thisbe's Löwe, bei den bloßen fallengelassenen oder vom Körper gerissenen Kleidungsstücken der Gegner bewenden, die er dann, die Kleider nämlich, wie Thisbe's Löwe den Schleier derselben, in Fetzen reißt. Oder er befestigt auch, wenn er diese als befreundete Garderobe erkennt, die gefundenen Lappen, nachdem er sich zum aufgerichteten Zettel erhoben, an die Stange, die er seinen Genossen hält, und schwingt die befreundeten Hudeln als Zunft- und Cliquenfahne vor sich her.

Im Ernst, ein besserer Dienst konnte Julian Schmidt's Literaturgeschichte nicht erwiesen, eine qualificirtere Folie ihr nicht ertheilt werden, als sie in dem Wortschwall von Gottschall erhalten. Ihr Schriftsteller jedoch, die ihr in solchen

Historien ungenannt geblieben, preiset dies als besondere Gunst und Gnade der Vorsehung.

Die Erwägung der Gesichtspunkte und Maaßstäbe einer Geschichte der komischen Literatur hat uns eine Diversion machen lassen, die wenigstens nicht ganz ungeeignet war. Kehren wir aber jetzt an den Ausgangspunkt zurück.

Bekennen wir uns da auch zu der allgemeinen geistigen Entwickelung als eines Prinzipalgesichtspunktes bei der Literaturgeschichtschreibung, so läßt sich derselbe im Detail doch nicht so genau festhalten, wie man die Pfähle, in deren Köpfen die elektrischen Drähte sich bewegen, von den Stangen mit bloßen Strohwischen zu unterscheiden vermag. Die Ausschließlichkeit dieses Kriterions führt zu Ungerechtigkeiten und Einseitigkeiten, und nöthigt am Ende doch zu dem Eingeständniß, daß es Erscheinungen giebt, die, von hier aus betrachtet, scheinbar außer allem Verhältniß zu den Zuständen, Leistungen und Tendenzen der Zeit, scheinbar ganz ohne alle Bedeutung für das nationale und sociale Leben, trotzdem Berücksichtigung erheischen. Und man geräth dann, wie Gervinus, in den Fehler, den historischen Zusammenhang zu durchbrechen, völlig ungeschichtliche Verbindungen zu versuchen, die heterogensten Vergleiche bei den Haaren herbeizuziehen, und nichtsdestoweniger unangenehme, störende Lücken in dem Gewebe des literarischen Organismus zu lassen. Hebt man nun gar, wie wir, eine einzelne Kategorie aus der nationalen Literatur heraus, würde zähe Anwendung des obigen Kriterions erst recht zeigen, wie viel leere Partien den Entwurf eines organisch sein wollenden Verhältnisses des Einzelnen zu dem Ganzen behaften müssen. Gerade in der komischen Literatur sind so manche berechtigte und charakteristische Erscheinungen, für welche sich kaum ein lockerer historischer Zusammenhang finden läßt. Wie die Satire das Interesse für Vergangenes verliert, so ist uns die Kenntniß mancher Ereignung der Vergangenheit verloren gegangen, ohne daß die satirische Beleuchtung damit jedesmal für immer werthlos geworden. Viele komische Schriften beruhen auf blos lokalem und persönlichem Untergrund, und können doch nicht sonder Auswahl bei Seite geschoben werden: lediglich weil die geistige Individualität ihrer Urheber ihnen Berechtigung verlieh, womit der zweite Gesichts-

punkt bezeichnet ist, unter welchem der Werth und die Gestaltung einer Literatur aufgefaßt werden muß.

Die wesentliche Giltigkeit der Subjectivität ist vornehmlich für das vorige Jahrhundert in Anspruch genommen worden, weil es der Persönlichkeit der Autoren weiten Spielraum vergönnt hatte, und die geistige Richtung der Nation weit mehr durch die Schriftsteller bestimmt und geleitet worden, als es diese zu sich herangezogen und beherrscht habe. Wir fordern und behaupten die wesentliche Giltigkeit der Subjectivität auch für unser Jahrhundert; aber aus einem andern Grunde, aus dem Rechte der modernen Weltanschauung, welche frei von Hyperorthodoxie das Subject in oberster Instanz in keine Partikel eines geistigen All's aufhebt, sondern den Einzelnen in seinem concreten Selbst als eine für sich zunächst und vor Allem berechtigte Totalität erkennt und beläßt, für sich schon ein All; welche, als Genie oder Talent, der Abstraction der nationalen Intelligenz gegenüber, sich entweder ganz absolut verhalten, oder doch wenigstens isolirt erst vollständig gewürdigt werden, zu seinem Rechte gelangen kann. Was aber das Genie in Summa vermag, das vermag es noch weit eher und öfter in einzelnen seiner Offenbarungen.

Der dritte normirende Gesichtspunkt ist der ästhetische. Als Joseph von Eichendorff mit Orgelklang und Trompetenschall sich aufmachte, um Heerschau zu halten über die Schätze des poetischen Geistes in Deutschland, zog er, hervorgegangen aus jener Schaar, welche für das kritische Bewußtsein niemals geordnete Bahnen gefunden hat, verächtlich an der Aesthetik vorüber, um eiligst die nebelumlagerte Warte des religiösen Prinzips zu besteigen, wie er sein individuelles katholisches Gefühl nennt, und somit einen Anblick zu gewinnen, der in den widerstrebendsten Licht- und Schattenmischungen fast jede einzelne Erscheinung nur stellenweise in ihrer eigentlichsten Beschaffenheit schimmern ließ.

Wir setzen an die Stelle des sogenannten religiösen Prinzips den sittlichen Maaßstab, den von dem ästhetischen hart begrenzten, nicht aber mit ihm identischen. Das sittliche Interesse darf weder das poetische überwiegen, noch darf alles Schöne in das Sittliche verlegt werden, wenn nicht die Kunst zu Grunde gehen soll, wenn man der literarischen Production gerecht werden will. Sittlichkeit ist uns jedoch nicht Sonde uud Messer der

platten Moral im Sinne der alten Verstandesaufklärung, welche in der Hand eines Gervinus jedes Shakespeare'sche Dichtwerk zu einer didaktischen Karikatur umgestaltete, Sittlichkeit ist uns die innere Vernünftigkeit der freien persönlichen Selbstbestimmung.

Was endlich die formale Eintheilung der Geschichte der komischen Literatur betrifft, so haben wir weder die chronologisch-biographische Zurechtlegung Flögel's für allein genügend befunden, noch ist der meist illusorische Schematismus der übrigen Literarhistorien anwendbar. Sollte bei der Zugänglichkeit der Komik für Nachahmung aller Formen und Richtungen die Ordnung nicht zu sehr zersplittert und die Menge der literarischen Erscheinungen auf möglichst beschränktem Raume bewältigt werden, so erübrigte keine andere Aufstellung als die unsrige, eine Gruppirung in Umkreisen, wie sie allerdings nicht weiter ausgedehnt werden durften, eine Anordnung, welche die Theorie der modernen Aesthetik zum Fundament hat. Von solcher Grundlage aus wird man uns keines Widerspruchs beschuldigen, wenn man beispielsweise im ersten Abschnitt die epische Kunstform ausgeschlossen und dennoch Productionen findet, welche unter dem Namen des komischen Epos zu passiren pflegen. Die moderne Aesthetik kennt nur zwei Hauptformen der epischen Poesie: das Epos des idealen Stils, und die epische Dichtung des modernen Stils oder den Roman. Die moderne Aesthetik kennt kein komisches Epos. Was man so nannte (von der Batrachomyomachie an bis zur Smueliade), ist, wie Vischer beweist, nicht eine Species, sondern nur Parodie einer Species, worin diese dadurch lächerlich gemacht wird, daß ihre großen Motive und großer Stil auf die Folie kleiner Stoffe gelegt werden.

Daß, schließlich nebenbei bemerkt, ganz unmöglich die vollständige innere Summe komischer Aeußerungen, welche in dem erstickenden Wust unzähliger periodischer Blätter, Kalender, Almanache, „Taschenbücher“ und Sammelsurien und als mehr oder minder entschiedene, kürzere oder nachhaltigere Anläufe in den verschiedenartigsten Erscheinungen des gesammten Schriftenthums verstreut sind, zu ziehen, daß sie sich selbst für den äußern Zweck eines katalogisirten Inventariums unerreichbar machen, liegt auf der Hand.

Erste Abtheilung.

Das achtzehnte Jahrhundert.



Erster Abschnitt.

Satire und Humor
außerhalb der epischen und dramatischen Kunstform.

War das siebzehnte Jahrhundert an hervorragenden Productionen der Komik im Allgemeinen dürftig bestellt, zeigte sich die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts darin fast in vollständiger Oede. Zwar begegnen wir an der Schwelle desselben dem von Gervinus übel zugerichteten, dennoch an originellem und erfinderischem Witz überreichen Kanzelredner Abraham a Sancta Clara, und wir begleiten ihn noch einige Jahre lang (bis 1709); aber er gehört streng genommen mit seinem Wirken der Zeit an, die ganz hinter unserer Betrachtung liegt. Dasselbe gilt von Christian Weise (1642—1708); Johann Riemer (1648—1714), dem problematischen Verfasser der Satire „Reime dich oder ich fresse dich"; dem Pastor Jobst Sackmann (1643—1718), dessen naiv-humoristische Ueberfülle aus keiner unserer gelehrten Literarhistorien bekannt geworden ist, und von Johann Gottfried Zeidler (gestorben 1711). Diese bilden lediglich ihrer Lebensdauer nach den Uebergang zum vorigen Jahrhundert. Namen aber von einigem, wiewol theils obenein zweideutigem, theils rein negativem Werth, aus den ersten fünf Decennien, sind Barthold Feind (1678—1723), Christian Wernicke (gestorben zwischen 1710 und 20), Johann Christian Günther (1695—1723), Albert Joseph Conlin, der Nachahmer Ulrich Megerle's, Franz Callenbach, der im zweiten Decennium schrieb, Christian Friedrich Hunold (1680—1721), Benjamin Neukirch (1665—1729), Nicolaus Hieronymus Gundling (1671—1729), Johann Burchard Mencke (1675—1732), Johann Heinrich Cohausen (1663—1750), Caspar

Abel (1677—1752), Johann Simon Buchka (1705—1752), Johann Friedrich von Cronegk (1731—1758), Johann Nicolaus Weislinger (1691— um 1760), Johann Ernst Philippi (1701— nach 1750) und Christian Luwig Liscow: sechszehn nennenswerthe Schriftsteller im Ganzen, von denen sich jedoch kaum zwei, Wernicke und Liscow, auf welchen wir noch zurückkommen, über die Mittelmäßigkeit erheben! Diese Leere, nicht blos vereinzelt auf unserm Gebiete, erklärt sich aus dem allgemeinsten Verhältniß der Gesammt-Literatur und des deutschen Lebens zu einander.

Wissenschaft, Kunst und Religion in den ersten Decennien des vorigen Jahrhunderts gleichsam todt oder doch in eine tiefe Lethargie versenkt, treten erst gegen die zweite Hälfte desselben in Gährung, und vornehmlich ist es die protestantische Welt, in welcher die vielgestaltigen geistigen Bewegungen, welche nun das deutsche Volk ergriffen, ihren Sitz hatten. Freieres und schärferes Denken entquoll zu immer mächtigern Strömen, die kein Terrain, trotz mancherlei vorgebauter Dämme, undurchzogen und unbefruchtet ließen, zumal seitdem am politischen Firmament zwei Sonnen aufgegangen waren, unter deren Licht und Wärme spendenden Strahlen überall Keime neuen Lebens geweckt und im Wachsthum befördert wurden: seitdem Friedich II. von Preußen und Joseph II. von Oesterreich den Thron ihrer Väter bestiegen. Friedrich II. Regierungsantritt war zwar das Signal zu blutigen und verheerenden Kriegen, aber endlich als Sieger aus denselben hervorgehend, verschaffte er sich und seinem Lande, eben durch sie und die fortgesetzten Kämpfe gegen Geistesfinsterniß und Glaubensknechtschaft, eine Geltung, deren Einflüssen die andern deutschen Staaten niemals gänzlich widerstreben konnten, und obwol Joseph II. weder die Genialität noch Energie des Philosophen von Sanssouci besaß, beseelte ihn doch derselbe vortreffliche Wille, die allgemeine Wohlfahrt seiner Unterthanen herbeizuführen, strebte er doch nichts Geringeres an, freilich mit minderem Geschick und geringem Glück, als an die Hauptstätte der Nacht den Centralsitz geistiger Bildung zu verflanzen.

Friedrich II. Reformen in Regierung, Verwaltung, Rechtspflege, Volkserziehung und Einrichtung der Religionsverhältnisse weckten auch unwillkürlich die Theilnahme des bisher total

passiven Volkes an der Politik. Indeß von einer activen Betheiligung war nicht die Rede, sie lag nicht in dem Plane Friedrich's des Großen und Joseph's von Oesterreich, und konnte auch nicht bei der augenfälligen politischen Unfähigkeit des Volks in ihrem Plane liegen. Aber die theoretische Kritik über Staat und Staatswesen erwachte und verbreitete sich bis in die untersten Schichten, nur daß diese Kritik dem Absolutismus vollkommen unschädlich war, nur daß diese Kritik den Tyrannenhaß der Gebildeten nicht aus der Abstraktion, die von den Stimmführern des Fortschrittes gepredigte, genährte und gepflegte Freiheitsliebe nicht aus der Idealisterei herausbrachte und in Fleisch und Blut umsetzte. Wo die Satire sich über die Uebelstände der Zeit hermacht, trägt sie immer Scheu vor den Mächtigen und Großen. Das Hauptinteresse der Gebildeten richtete sich vor Allem auf Kräftigung des innern geistigen Lebens, und der intensive Umschwung der hier stattfand, hatte eine Literatur zur Folge, welche nach Wesen und Form, auch in Anbahnung steigender und fördernder Wechselwirkungen zwischen Wissenschaft und gesellschaftlichem Leben, sich in gleiche Linie mit der Literatur der andern Culturvölker stellen durfte, ja sogar wesentlichen Einfluß auf letztere ausübte.

Wie weit indeß auch die deutsche Bildung bis zum Tode Friedrich's des Großen, durch dessen Bevorzugung französischen Geistes nur vorwärts getrieben, oder bei Beginn der ersten französischen Revolutionsbewegungen gekommen war, zu einer Umgestaltung aller großen Formen des nationalen Daseins nach ihren Bedürfnissen gelangte sie nicht, zu eigenen politischen Anstrengungen behufs Beseitigung der Unzahl großer und kleiner Despoten kräftigte sie die Nation nicht, die schroffsten Gegensätze bestanden doch während des ganzen Jahrhunderts nebeneinander fort: Rationalismus und Aufklärung neben Pietisterei und bornirter Religiosität; Toleranz und grimmiger Zelotismus; höchste Sittlichkeit und frechste Ungebundenheit der Sinne; Bekämpfung aller Erscheinungen des wissentlichen Trugs und des Aberglaubens, und unverhülltes, prahlerisches Umsichgreifen hundertfältiger Schwindelei; französirter Firniß der Bildung der Aristokratie, latinisirtes Zopfthum der wissenschaftlichen Mittelklassen, geistige Armuth im sogenannten Volk, dessen katholischer Theil in vollständiger Finsterniß und Verdummung; Drang nach Beseitigung

der Schranken, welche namentlich Geburt und Lebensberuf errichtet hatten, und starres Festhalten an denselben; uralte, überlebte Institutionen neben neuen, ungewohnten und uneingelebten in Staat und Gesellschaft; begeisterte Ansprüche auf unveräußerliche geistige und bürgerliche Rechte, und niederträchtige Vertheidigung schrankenloser Willkür; opferfreudige Liebe und Gemeinsinnigkeit, und schnöde, herzenshärtige Selbstsucht.

Ist einer Region der Literatur zu deren Verständniß von vornherein Vergegenwärtigung dieser allgemeinsten Verhältnisse, hier in bloßen Contouren angedeutet, erläßlich, so doch nicht der unsrigen, der komischen. Und wie klar immer eine Region der Literatur das Spiegelbild ihres Zeitalters gewährt, keineswegs minder die komische, welche in den Aeußerungen geistigen Lebens gleich bei Anbruch der neuen Aera nicht zurückblieb.

Indem wir nun das Tableau dieser Literatur entfalten, haben wir an Liscow anzuknüpfen, der eigentlichen Uebergangsfigur dieser Zeit.

Als Flögel ihn registrirte wußte man über die Lebensverhältnisse dieses Satirikers so viel wie nichts; seit jener Zeit aber ist das Dunkel darüber immer mehr gelichtet worden, und namentlich haben Helbig und Lisch interessante Aufschlüsse über ihn gegeben. Briefliche Mittheilungen ergänzen diese. Er wurde 1701, muthmaßlich am 27. April, zu Wittenburg im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin geboren, woselbst sein Vater ein Pfarramt bekleidete, studirte zu Rostock, Jena und Halle, nicht erst Theologie, sondern notorisch sogleich die Rechtswissenschaft, trieb dabei die alten Sprachen fort, befleißigte sich indeß auch der englischen und französischen Literatur, da seine Schriften auf Locke und Swift, Montaigne, Boileau, Fontenelle, Lafontaine, Balzac, Bayle u. a. hinweisen. Um 1729 finden wir ihn als Erzieher im Hause des Dombechanten von Thienen zu Lübeck, welche Stellung er bald aufgab, oder vielmehr aufgeben mußte, da seine Zöglinge, angeblich durch sein Verschulden, nichts lernten, trat aber nicht aus aller Beziehung zu ihnen und blieb bis zur Hälfte des Jahres 1734 in dieser Stadt, wo ihn Gottsched auf einer Durchreise kennen lernte. Noch in demselben Jahre ward er Privatsekretär bei dem geheimen Rath von Clausenheim in Hamburg, wo er wie sein Bruder Joachim Friedrich, dem bei der Redaction des Hamburger Correspondenten betheiligten, in

freundschaftliche Verhältnisse zu Hagedorn trat, der hier seit 1733 als Sekretär der englischen Court fungirte. Jahrs darauf ernannte ihn Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin, der in Folge heftiger Zerwürfnisse mit den Ständen unter kaiserlichem Nachdruck aus dem Lande gejagt worden, zum geheimen Legationssekretär, und schickte ihn 1736 nach Paris, um den französischen Hof für seine Wiedereinsetzung zu gewinnen. Liscow's Bemühungen scheiterten, und er nahm, in Ungnade gefallen, 1737 von Hamburg aus seine Entlassung. Zwei Jahre später trat er als Privatsekretär in die Dienste des geheimen Rathes und Propstes von Blome zu Kloster-Preetz in Holstein. Durch Empfehlung des preußischen Gesandten in Hannover, des Grafen von Waldburg, erhielt er dann im Herbst 1740 die angesehenere Stellung eines preußischen Legationssekretärs, in welcher Eigenschaft er sich mit dem Grafen von Danckelmann zur Kaiserwahl nach Mainz begab. Dies Verhältniß, für ihn kein glückliches, dauerte nur bis zum Mai 1741. Er quittirte den preußischen Dienst, um im Juli desselben Jahres als Privatsekretär bei dem sächsischen Minister von Brühl einzutreten. Wenige Wochen darauf, im September, avancirte er zum königlichen Cabinätssekretär und im October 1745 erlangte er das Prädicat eines Kriegsraths. In demselben Jahre verheirathete er sich mit der Wittwe des Kammerraths Buch aus Eilenburg und kam dadurch in den Besitz des Gutes Berg vor Eilenburg. Wie er sein Amt verlor, dies hat Helbig nach Liscow's eigenen Papieren im sächsischen Hauptstaatsarchive und andern authentischen Mittheilungen publicirt. Gervinus kannte diese kleine verdienstliche Schrift, aber er umging ihren Inhalt, um dem Helden derselben Männlichkeit und Muth nachrühmen zu können, während er in der Procedur des Amtsverlustes sich im Gegentheil unmännlich, erbärmlich feige und gesinnungslos, wie es sich nach der Gegenständlichkeit seiner literarischen Thätigkeit erwarten ließ, benommen hat. Daß aber Helbig nach solchen Mittheilungen noch von entschiedenem Charakter dieses Mannes zu sprechen wagt, grenzt an Absurdität.

Um den betreffenden Vorgang selber vorzuführen, so wird berichtet, daß nach dem sächsischen Landtage im Jahre 1749 plötzlich ein gewisser Alexander Mackphail de Bishopfield, schottischer Abkunft, der früher in Finanzangelegenheiten in Holland

thätig gewesen und seit 1747 in Sachsen bei Steuer- und Finanzprojecten benutzt worden, und der Kriegskanzleisekretär Seyffert angeblich wegen unzulässiger Einmischung in die Steuer- und Finanzangelegenheiten des Landes und wegen Verdachts einer projectirten Veränderung der Landesverfassung in Steuersachen zur Untersuchung gezogen wurden. Dabei stellte sich heraus, daß Seyffert mit Beihülfe des Bishopfield ein Memorial an den König aufgesetzt und seinen Freunden mitgetheilt hatte, in welchem der König gebeten wurde, die Minister Brühl und Hennicke zu entlassen und die Steuerschulden ohne Zuziehung des Grafen Brühl untersuchen zu lassen. Liscow war nach einer Aussage Seyffert's diesem Memorial nicht fremd geblieben, und darauf hin wurde er am 15. Dezember 1749 in Verantwortung genommen, am 30. Dezember auch in das Amtsarresthaus abgeführt. Wir wollen es glauben, daß er mit ausgezeichneter Klarheit und Behutsamkeit, weder sich noch die Angeschuldigten compromittirend, geantwortet habe. Daß er bei Seyffert einige Male gewesen und manches Urtheil über die Landesangelegenheiten gehört, das bekannte er; von dem Memorial dagegen wollte er nichts wissen, leugnete auch sich mit Bishopfield irgendwie eingelassen zu haben. Er hoffte damit exculpirt zu sein und aus dem Arrest entlassen zu werden. Als er sich aber darin getäuscht sah, trat die ganze Jämmerlichkeit, die kläglichste Feigheit seines Charakters zu Tage. Er hatte bisher jede Schuld in Abrede gestellt, er hatte nicht den Muth des graden Mannes besessen, die Thatsache insoweit einzugestehen, daß er die niederträchtige Wirthschaft eines Brühl unter Befreundeten gerügt. Amt, Brot, Weib und Kinder wogen schwerer als die Wahrheit und das, was dem Manne Selbstachtung und sonstigen Werth verleiht und erhält. Er wollte nur aus der Schlinge gerathen, unbekümmert um Ehre und Wahrheit, um wiederum im unbehinderten Besitz dessen zu sein, was ihm das Höchste ist. Darum bekennt er sich nun flugs als zerknirschten Lügner. Am 11. Januar 1750 richtet er einen vertraulichen Brief in holperigstem Französisch an Brühl, in welchem er sich einem Menschen gegenüber, den jedes bravdenkende Sachsenkind verwünschte, als Lump zu erkennen giebt. „Ich werfe mich Ew. Excellenz zu Füßen — heißt es dort — mit einem Herzen voll Reue und Gewissensbissen, um Ihre

Verzeihung für meine unbesonnene Aufführung zu erflehen, für eine Aufführung, welche mich der empfangenen Wohlthaten unwürdig gemacht, und Ew. Excellenz veranlaßt hat, mich die ganze Schwere Ihres gerechten Unwillens empfinden zu lassen. Denn indem ich an die Beantwortung der Fragen zurückdenke, welche die Commission an mich gerichtet hat, und von der ich weiß, daß sie die genaueste Wahrheit enthält, und indem ich mich dessen erinnere, was E. E. meiner Frau hat sagen lassen und der Herr Graf von Hennicken selbst zu ihr geäußert, muß ich glauben, daß blos die unvorsichtigen und ehrverletzenden Reden, welche ich über E. E. gebraucht haben soll, die Veranlassung meiner Haft sind. Ich möchte wohl wünschen, gnädigster Herr, daß ich von dieser Beschuldigung so rein wäre wie von andern. Unglücklicherweise aber bin ich es nicht. Mein Gewissen verpflichtet mich, zu bekennen, daß ich einige Male mich erdreistet habe über Sie rücksichtslos und unschicklich zu sprechen, nicht allein in Betracht der Achtung, die ich Ihnen überhaupt schuldig bin, und der unendlichen Verbindlichkeiten, welche ich gegen Sie habe, sondern auch ganz meinen innersten Gefühlen entgegen, welche ich für Sie hege. Dies bringt mich zur Verzweiflung, und ich vermag die Abscheu nicht zu bezeichnen, welche ich über ein so unbesonnenes Betragen fühle. — Ich bitte E. E. dringend, sich mit diesem allgemeinen Bekenntniß zufrieden stellen zu wollen und mich zu dispensiren von einer Verantwortung vor der Commission über Einzelheiten, welche mich vor Reue und Scham umbringen würde. Ich halte meinen Prozeß für beendigt und E. E. vollständig für berechtigt mich die strengste Strafe leiden zu lassen. Es ist ganz unmöglich, daß mich E. E. für schuldiger hielten, als ich mich selber halte. Ich bin jeder Verzeihung unwürdig. Das Vertrauen aber, gnädigster Herr, was ich zu Ihrer Huld habe, zu Ihrer Edelmüthigkeit und Ihrem vortrefflichen Herzen, läßt mich hoffen, daß E. E. den Tod des Sünders nicht wollen und daß die Offenheit meiner Reue mir günstiger sein wird, als ich zu begehren kaum den Muth haben könnte. Haben aber E. E. mein Verderben beschlossen, so unterwerfe ich mich in Demuth dem, was über mich verhängt wird. Aber

ich flehe dringend E. E., ich beschwöre Sie mit thränenden Augen, daß wenn Sie mit mir kein Mitleid haben wollen, Sie wenigstens meiner Frau Mitleid angedeihen lassen möchten, welche vor Kummer fast stirbt, und meinen armen Kindern, welche um Barmherzigkeit bitten für einen Gatten und Vater, dessen Verderben unbedingt auch das ihrige wäre. Mein Herz ist vor Traurigkeit so zerdrückt, daß ich nichts mehr zu sagen weiß. Ich verlasse mich gänzlich auf die Gnade E. E., und ich bitte Sie, zu glauben, daß es Ihnen zu einem unendlich größern Ruhme gereichen dürfte einem Schuldigen zu verzeihen, als eine ganze unschuldige Familie zu verderben."

Diese hündische Lamentation, wortgetreu von uns übertragen, hatte jedoch nur zur Folge, daß Brühl weitere Vernehmung gegen ihn anordnete, um zu erfahren, was, wo, wann und gegen wen er über ihn gesprochen. Und Liscow erklärte in seinem zweiten Verhöre, diese Reden hätten den Zustand des Landes betroffen, und weil dabei dem Minister viel Schuld gegeben, so habe er freilich viel davon geredet, „jedoch vielmals Ihro Excellenz vertheidigt." Und Tags darauf, am 22. Januar, schreibt er zum zweiten Male an diesen von ihm vertheidigten Minister, winselnd, ehrlos, voll weibischer Furcht wie früher: „Ich hätte nicht gedacht, daß Ew. Hoch-Reichsgräfliche Excellenz das in meinem unterthänigsten Schreiben vom 11. dieses an Dieselben gethane Bekänntniß zum Grund einer fernern Inquisition wider mich legen würden. Die Bestürtzung, mich so unvermuhtet in ein schimpfliches Gefängniß eingesperrt zu sehen, die Begierde nach einer baldigen Befreiung und das feste Vertrauen auf die Großmuht Ew. Hoch-Reichsgräflichen Excellenz haben mich zu diesem Bekenntniß gebracht, und sind Ursache, daß ich meine Vergehungen größer gemacht, als sie wirklich sind." Sein persönliches Wohlergehen ist ihm immer das Höchste, dies zu wahren hat er geglaubt mehr von sich bekennen zu müssen als er eigentlich konnte, er hat also den Bankerott der sächsischen Steuerkasse, den Ruin vieler Menschen, die Beraubung der Depositen- und Pupillengelder gar nicht so arg getadelt, er denkt nicht daran, daß Leiden einer gerechten Sache halber niemals schimpflich, Büßung für Wahrheit nur Ehre, und Tadel der weltkundigen Schandthaten seines Chefs nennt er „Vergehen." „Ich

bekenne," sagt er weiter, „daß Ew. Hoch-Reichsgräfliche Excellenz Ursache haben, ungnädig auf mich zu sein, und unterwerfe mich aller Strafe völlig und ohne Murren. Ich hoffe aber Ew. Excellenz werden die Gnade haben zu erwegen, daß mein Verbrechen nur in unüberlegten Worten bestehet, und nicht zu hart mit mir verfahren. Dieses ist es warum ich E. Hoch-Reichsgräfliche Excellenz fußfällig anflehe. Erbarmen Sie Sich über mich und meine Frau und Kinder, und schenken mir meine Freiheit wieder. Ich bin genug gezüchtigt, und werde mich inskünftige so betragen, daß Ew. Hoch-Reichsgräfliche Excellenz an meiner Aufführung ein gnädiges Wohlgefallen haben werden." Brühl zeigte sich hiervon nicht gerührt, und bündelweich schreibt Liscow schon am 1. Februar nochmals an ihn: „Ich werfe mich nochmal zu Ew. Hoch-Reichsgräflichen Excellenz Füßen, und bitte dieselben unterthänigst meinem Jammer ein Ende zu machen. Wie groß Ew. Hochgr. Exc. meinen Fehler, den ich in Hoffnung einer großmühtigen Verzeihung, so offenherzig bekannt habe, auch immer ansehen mögen; so hoffe ich doch, Dieselben werden auch gnädigst erwegen, daß ich durch eine lange und schimpfliche Gefangenschaft, durch die Gefahr, meine Frau zu verlieren (sie war erkrankt), auf welche alle meine zeitliche Wohlfahrt beruhet, und hauptsächlich durch die Vorstellung, daß Ew. mich vor einen bösen und undankbaren Menschen halten genug, davor bestrafet bin. Ew. können glauben, daß diese betrübte Vorstellung und die Reue, die ich empfinde, Ew. beleidigt zu haben, mich mehr drückt, als alles, was ich sonst leide. Ich bitte demnach um Gottes willen, begnügen Sie Sich mit meinem allgemeinen Bekenntniß, mit meiner aufrichtigen Reue, und mit der Strafe, die ich schon gelitten habe," und so fort. Laut Rescript vom 18. April 1750 wurde er in Freiheit gesetzt, aber seines Amtes enthoben und ihm aufgegeben binnen vier Wochen Dresden zu verlassen und „einen andern Bewohnungsort im Lande" zu suchen und sich „gebührend zu betragen." Er begab sich darauf auf das Gut seiner Frau bei Eilenburg, wo er am 30. October 1760 starb. Diese kurze Gefangenschaft war für ihn eine Lection, welche seine satirische Laune der Oeffentlichkeit gegenüber für immer unterdrückte. Es verlautet seit dieser Zeit nichts mehr

von literarischen Arbeiten seiner Hand, und es ist eine weit begründetere Vermuthung, daß er sich vor ferneren satirischen Ergüssen gehütet, als daß solche von Neuem entstanden, allein verloren gegangen wären. Die Erzählung des Dichters Schubart, seine nachmaligen Schriften wären geraubt und von einem zelotischen Geistlichen vernichtet worden, ist pure Erfindung. Wir sehen aber, daß dieser Mann, in dem unerschrockener Muth und tüchtige Gesinnung, Liebe für Wahrheit, Recht und Sittlichkeit wenig entwickelt, lediglich durch eigene Schuld, durch die bereute, von ihm selbst als Vergehen bezeichnete Unvorsichtigkeit der Beredung eines allmächtigen Schurken, dessen Brot zu genießen er keinen Anstand genommen, dessen Brot und Gnade er fortwährend begehrt, kurze Zeit gelitten, und daß es windige Phrase, wenn Gervinus spricht, er sei ein Opfer des Volks- und Zeitgeistes geworden, der für den Scherz blind gewesen, der die Satire nicht vertragen hätte. Dieser ewige Prügeljunge hat ihm nie Weh zugefügt, wenigstens in keiner Weise seine Haft und Verweisung in's Privatleben verschuldet; im Gegentheil waren seine Zeitgenossen für seine Satiren, trotz aller Ungleichheit der Urtheile, über Gebühr mit Lob bereit und empfänglich, und selbst da, wo er perfid und pöbelhaft handelte, trat die literarische Rüge gegen ihn noch mild auf. Indeß Gervinus konnte nicht anders: nachdem er seinen Helden als Propheten eingeläutet, als Vorläufer Lessings, mußte er ihn auch als Märtyrer sterben lassen; nachdem er ihn als einen Heiligen bezeichnet, „der eigentlich in prosaischer Rede das erste Licht eines neuen Tages verkündete," mußte er ihm auch einen geweihten Erdkloß in die Grube nachwerfen; nachdem er ihn mit dem Rauschgolde eines Ausbundes von Musterhaftigkeit drapirt hatte, an welchem blos wenig „Unwohlthuendes," eine „kleine moralische Unfeinheit" unbehangen bleiben konnte, mußte er ihn auch noch mit einer Glorie schmücken, freilich eine Glorie wie Schimmer fauler Weiden.

Ich sagte eben, daß Liscow's Zeitgenossen für seine Satiren, die nach seiner eigenen Aeußerung zu unterdrücken ihm fast unmöglich, deren Unterdrückung ihm mehr Qual bereitet haben würde als ein verhaltener Wind, sehr empfänglich und über Gebühr mit Lob bereit gewesen wären; man fand Aehnlichkeit zwischen ihm und Swift, man pries sein lucianisches

Salz, sein juvenalisches Feuer. Spätere wiederholten dies, gegnerische Stimmen ignorirend. Flögel nannte ihn rundweg den deutschen Swift, was Müchler nachplapperte, in Jördens' lexikalischem Aufkehricht und in Gräße's großer bibliographischen Gemeingosse getreulich wieder aufgenommen; nach Bodmer's, Mauvillon's und Unzer's Vorgang verglichen ihn ein gewisser Zarnack und Andere mit Rabener, und zogen ihn diesem vor, was allerdings erstaunlich wenig bedeutet; Gervinus und dessen Nachtreter priesen ihn als einen der größten und einflußreichsten Geister Deutschlands, als den Johannes in der Wüste, dessen Mission es ist, die Menschheit auf den Messias vorzubereiten. Wackernagel und der vortreffliche Danzel sind die einzigen namhaften Literatoren unter den neuern, welche ihre Abneigung gegen diese im Totaleindruck widerliche Erscheinung ausgesprochen, ersterer freilich ohne Motivirung, der andere nur in beiläufigen Zügen, wie es der Ort schicklich machte, an dem es geschah. Friedrich von Blankenburg und nach ihm Manso, Eichhorn und Franz Horn kommen seiner richtigen Würdigung ziemlich nahe. Wachler ist in seinem Urtheile über ihn nicht gleich geblieben.

Wir wollen nicht blos ausrufen mit Danzel: wenn Lessing nichts gewesen wäre, als ein Nachfolger Liscow's! Wir wollen uns nicht mit dem allerdings gewichtigen Hinweis begnügen, daß Lessing ihn in allen seinen Werken mit keiner Silbe erwähnt und also, wenn auch gekannt, doch jedenfalls wenig geachtet hat: wir wollen Herz und Nieren jener Panegyriken prüfen.

Zweifelsohne war ein Mann wie Liscow geeignet weite und tiefe Blicke in das Leben zu thun. Bildung, Talent, für die damalige Zeit weite Reisen, unterrichtete und berühmte Bekanntschaft, und seine verschiedenen Stellungen, vom Erzieher an bis zum Diplomaten und höhern Regierungsbeamten, befähigten ihn dazu. Ihm konnten die Krebsschäden der Zeit, die innere Zerissenheit Deutschlands, die Gleichgiltigkeit gegen Nationalehre und Nationalwohlfahrt bei denen, welche zu Wächtern derselben berufen, nicht entgehen; ihm konnten nicht verborgen bleiben die Prunksucht der Fürsten, ihre Coquetterie mit dem Ausländischen, der traurige Zustand der Rechtspflege, die Habsucht und der Servilismus der Beamten, der schroffe Stände-

unterschied, die geringe Sorglichkeit für geistige Hebung des Volks. Welch' ein umfängliches, üppiges Gebiet für den, der sich selbst als geborner Satiriker bekennt, und der niemals durch äußeren Druck blos auf sich gewaltsam angewiesen war, auch niemals zu hoch stand, um geblendet zu sein. Aber es gehörte noch etwas Anderes dazu, auf diesem Felde zu arbeiten, etwas das Liscow aller gegegentheiligen leeren Versicherungen ungeachtet nie besaß: Muth, ausdauernde Energie, ein warmes, selbstverleugnendes Herz. Er dagegen war kalt, berechnend, selbstsüchtig, immer sein materielles Interesse verfolgend, bis zur Wegwerfung gegen Mächtige geschmeidig, nachgiebig nach Oben, boshaft und starr nach Unten. Züge edler oder respectabler Freimüthigkeit sind in seinem Leben keine. Zwar citirt Helbig Bruchstücke eines französischen Briefes, aus welchen er männliche, freimüthige Gesinnung liest, allein dieser Monograph hat mit Liscows französischer Correspondenz entschiedenes Unglück, indem sie entweder schnurstracks das Gegentheil von dem bekundet, was er nachweisen will, oder doch nicht gerade dies, oder blos eitle Rederei, werthloses Geschwätz. Jene Fragmente gehören der Zeit an, wo Danckelmann sich seiner entledigt, ohne ihm den angeblich noch schuldigen Gehalt zu entrichten, das erstere, weil Liscow indiscret gewesen sei und einem sächsischen Diplomaten Mittheilungen über den preußischen Hof gemacht habe, das andere, weil er, nur als Copist gebraucht, befriedigt sein müsse. Abgewiesen darauf mit seiner Beschwerde bei dem preußischen Gesandten in Hannover, wo er sich gegen Danckelmann's Weisung hinbegeben, schrieb er nun an das Ministerium in Berlin, wie Helbig meint zu seiner Rechtfertigung in „ebenso würdiger als überzeugender" Weise. Das Ministerium aber hat diese Weise weder würdig noch überzeugend befunden: sie war, zumal für einen Unterbeamten, impertinent, weder zur Sache erforderlich noch sie empfehlend, von boshafter Gereiztheit dictirt, welcher sich Liscow so leicht hingab, und zwar in einem Moment — was Helbig ignorirte oder wirklich nicht wußte — wo er bereits Verbindungen mit Dresden angeknüpft, um dort placirt zu werden, und auch schon genügende Zusicherung darüber erhalten hatte. Jetzt erst schrieb er, unter Verschweigung dieses Umstandes, an das preußische Ministerium. Außer Schußweite aber, bei gedecktem Rücken, schwillt jedem Feigling der Kamm

über erlittenes Unrecht; hinter den Kanonen ist es doch keine Courage mehr seinem Herzen Luft zu machen, und, ganz seine Stellung vergessend, zu reden wie Einem der Schnabel gewachsen ist.

Was Herr von Danckelmann sagt, schreibt der „Muthige" in seinem barbarischen Französisch, daß ich ihm nur als Copist gedient habe, das können E. E. glauben, ist die reine Wahrheit. Ich fühle mich sehr verbunden über diese Aussage des Herrn v. D. Er erspart mir die Peinlichkeit es selbst zu gestehen, und zieht mich aus einer großen Verlegenheit. Denn ich habe immer außerordentlich befürchtet, E. E. würden mir nicht glauben, daß ich nicht der Verfasser der von meiner Hand geschriebenen Berichte sei, und aus mehreren Gründen bin ich darüber sehr beunruhigt gewesen. Ich bin also froh, daß Herr v. D. mein Gemüth über diesen Punkt zur Ruhe gebracht hat durch die Erklärung, ich sei nichts als sein Copist gewesen. Will Herr v. D. damit anzuhören geben, daß ich unfähig sei zu denken und zu schreiben wie er, so bin ich schlechterdings nicht dagegen; dies ist eine andere Frage, welche zu entscheiden ich mich hier enthalte. Ich begnüge mich E. E. zu sagen, daß es noch viele so gescheidte Leute wie Herr v. D. giebt, welche meine Art zu denken und mich auszudrücken, sei es deutsch, sei es französisch (!), sehr erträglich finden („passablement bonne"), und wenn E. E. sich die Mühe geben und dem Grafen Truchseß (der preußische Gesandte in Hannover) eine kleine Abhandlung abverlangen wollen, welche ich vor längerer Zeit über die pragmatische Sanction entworfen habe, so werden Sie, wie ich hoffe, sehen, daß ich noch zu etwas Anderem als zu einem Copisten zu gebrauchen bin.

Die eben erwähnte Abhandlung, eine Vertheidigung habsburgischer Interessen, war zunächst zu dem Zwecke einer Anstellung in österreichischen Diensten verfaßt, in Wien aber zurückgewiesen worden.

Nach dieser ausfälligen Sprache heißt es von Danckelmann weiter: Weder seine Persönlichkeit noch sein ganzes Verhalten waren geeignet denjenigen Grad von Achtung einzuflößen, welcher seiner Eigenliebe entsprach und dem Charakter, den er bekleidete; und es kann sein, daß ich ihm nicht genug Verehrung bewiesen habe, so viel Zwang ich mir auch zu diesem Behufe

auferlegte. Vielleicht kam er in gewissen guten Augenblicken, wo er die Mittelmäßigkeit seines Geistes erkannte und an die jämmerlichen Geschichten dachte, die er einigemal Herrn von Hagedorn und mir erzählt hatte, auf die Vermuthung, daß wir uns hinter seinem Rücken auf seine Kosten belustigten.

Liscow fehlt die Kühnheit das unbezähmbare Roß seiner Satire auf der fruchtbaren Weide zu tummeln, über welche Hof- und Beamtenluft weht. Doch tummeln will es sich, es will zehren, verzehren; er will lieber an Blähungen leiden als der Gier seines Spottes Fessel und Gebiß anlegen, und so wirft er sich auf ein in Betracht weltlicher Verantwortung unschädlicheres Terrain: in die Literatur. Aber es ist ihm nicht um die Literatur selber zu thun, er will den Urwald des Schriftenthums nicht lichten helfen, nicht den hochragenden alten Stämmen durch Beseitigung der an ihnen bis in ihre Kronen sich hinaufschlängelnden Schmarotzergewächse zu kräftigerm Gedeihen verhelfen, und den jungen, schmächtigen Eichen durch Ausrottung des sie umwuchernden dichten Gestrüppes, er hat es nur auf einiges niedriges Unkraut abgesehen, das weder Licht noch Luft benimmt. Er will den Urwald mit andern dabei Thätigen nicht wegsamer machen, er will blos zu seinem Spaß, weil es ihn einmal in den Händen kribbelt, Steine in Sümpfe werfen. Er hat nicht die Courage die ihm begegnenden großen Thiere zu erlegen, er macht blos Jagd auf kleines Ungeziefer mit minder giftigem Stachel als dem seinigen: kurz, er sucht sich miserable Kerle, schlechte Schriftsteller heraus, über welche alle Urtheilsfähigen schon einig sind, und deren vergeltende Anfeindungen ihm weder in der sogenannten öffentlichen Meinung erheblich schaden, noch seine Carriere verderben konnten. Der Erfolg zeigt wenigstens, daß es mit den „heftigen Verfolgungen", dem über ihn ergangenen „Anathema" der „Heuchler" und des kritiklosen Haufens nicht viel auf sich hatte. Unser Satiriker verfährt dabei auch nicht mit Absicht, er greift nicht nach den Prototypen, der Zufall wirft seiner Galle Bissen in den Weg; es liegt ihm nicht an der Sorte, obschon er hinterher einmal diesen Anschein nimmt. „Ich weiß," sagt er in der Vorrede zu der von ihm selbst besorgten Gesammtausgabe seiner Schriften (1739) „ich weiß, daß satyrische Schriften, die wider eine gewisse Person gerichtet sind, nur eine

kurze Zeit gesuchet werden. Man hat ihrer bald satt; und wer einen Ruhm suchet, der dauern soll, und seinen Namen unsterblich machen will, der muß seine Sachen ganz anders anfangen als ich. So hohe Absichten habe ich in meinem Schreiben nicht gehabt. Die Lust, die mit der Zeugung geistlicher Kinder verknüpfet ist, ist mein einziger Endzweck gewesen. Diesen Endzweck habe ich erreichet. Damit bin ich zufrieden, und es soll mir gleich viel seyn, ob die Nachwelt sich noch an meinen Schriften ergetzet, oder ob man noch bey meinem Leben aufhöret, dieselben zu lesen. Die Unsterblichkeit suche ich nicht. Ich will lieber un buffet bien garni pendant cent ans de vie — que mille autels après ma mort. Ich bin versichert, daß man mich mit dieser Ehre verschonen wird. Durch meine Schriften habe ich sie zum wenigsten nicht verdient. Ich habe in selbigen die Blösse gewisser Leute aufgedecket, die so schon offenbahr genug war. Das ist keine Heldenthat, und ich gebe es auch nicht dafür aus. Ich weiß wohl, daß ich keine Riesen erleget; sondern nur mit Zwergen gekämpfet habe; und nichts in der Welt ist so geschickt, mich demüthig zu machen, als der Sieg, den ich über dieselben erhalten habe." Frivoles subjectives Behagen ist also eingestandnermaßen die Triebfeder seiner literarischen Satire; was er jedoch nicht eingesteht, ist die ethische Richtigkeit der Resultate derselben.

Die erste Fehde eröffnete er (1732) gegen Heinrich Jacob Sievers aus Lübeck (1708—58), damals Candidat des Predigtamts und Magister, nachher Doctor der Gottesgelahrtheit, Compastor der deutschen Gemeinde zu Norkjöping, dann dänischer Hofprediger und Propst der Propstei Norra-Tiust wie auch Pfarrherr von Tryserum und Hannäs. Er hatte als Magister schon den Dünkel, der herrschsüchtigen Geistlichen eigen zu sein pflegt, aber in Theologie gerade und Naturhistorie zeigte er sich als höchst winzige Capacität. Indeß war er von lebendiger literarischer Strebsamkeit und Rührigkeit, deren dürftige und alberne Producte freilich außer allem Verhältniß zu ihr standen. Diese Producte waren jedoch nicht kläglicher als die einer langen Reihe anderer Schriftsteller jener Zeit, und für diejenigen, welche Sievers nur aus den Streitigkeiten mit Liscow kennen, sei hier gleich bemerkt, daß er unablässig an seiner Fortbildung

thätig gewesen, so daß Schlözer das noch heute wohl bestehende Urtheil über ihn fällen konnte: er hatte sich in der schwedischen Geschichte schöne Einsichten erworben. Es scheint gegen die Tendenz gewisser Nationalliterarhistoriker gewesen zu sein, hierauf aufmerksam zu machen. Bis zu seinem 21. Lebensjahre hatte Sievers bereits eine Oratio de gradibus ad honores academicos et ambiendis et aperiendis, eine Dissert. sistens decades duas cantorum eruditorum, ferner de scriptoribus mythologiae veterum Germanorum, — de amicitia hominis miserae conditionis cum viro magno, und ein Progr. de contemtu poetarum laureatorum gefertigt, welche 1730 gesammelt und mit der Beigabe Centuria thesium curiosarum, philosophicarum, historicarum, philologicarum, unter dem Titel: Opuscula academica Varno-Balthica in zwei Octavbänden erschienen, bevorwortet von Johann Heinrich von Seelen, dessen Schriften ein Verzeichniß von 25 Octav-Seiten ausmachen. Doch erst als Sievers seine einfältige „Geschichte des Leidens und Sterbens, der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu Christi mit kurzen evangelischen Anmerkungen erläutert &c." herausgegeben (1731), entspann sich die öffentliche Fehde. Sievers hielt Liscow für den Verfasser einer ungünstigen Beurtheilung dieses Buches im Hamburger Correspondenten, schickte eine zornige Beschwerde dagegen ein, und schimpfte auch sonst in Privatkreisen auf ihn. Hiedurch, sagt man, sei Liscow so gereizt worden, daß er nicht länger an sich zu halten vermocht und in weniger als 24 Stunden die Satire geschrieben: „Kurze, aber dabei deutliche und erbauliche Anmerkungen über die klägliche Geschichte von der jämmerlichen Zerstörung der Stadt Jerusalem; nach dem Geschmacke des (S. T.) Herrn M. Heinrich Jacob Sievers verfertiget, und als eine Zugabe zu dessen Anmerkungen über die Passion, ans Licht gestellet von X. Y. Z. Rev. Minist. Cand. (Frankfurt und Leipzig 1732)."

Es entsteht die Frage, warum richtete Sievers den Verdacht der Autorschaft jener ungünstigen Recension gerade auf Liscow? Dieser ironische Ton mußte ihm schon bekannt sein. Und hier müssen wir, ganz abgesehen von der Vermuthung Kordes', daß beide einander bereits auf der Schule kennen gelernt, auf einen Umstand aufmerksam machen, der zwar wenig berührt, dem aber auch niemals widersprochen worden. Als Liscow als

Erzieher im Hause des Dombechanten von Thienen fungirte, fiel es demselben eines Tages ein, seine Stiefsöhne von dem Cantor Sievers, dem Vater des Magisters, examiniren zu lassen, um sich von deren Fortschritten zu überzeugen. Diese Prüfung fiel schlecht aus, Liscow erhielt Vorwürfe und seine Zöglinge wurden dem ältern Sievers zur fernern Unterweisung übergeben. Doch wurde ihm, wie Gottsched brieflich erfährt, die Oberaufsicht über „die jungen Herren vom Brömbsen" und die Beibehaltung der Wohnung im Thienenschen Hause gestattet, was er bestens annahm. Dies ist von Gegnern als eigentliche Ursache der satirischen Aufsätze gegen den Magister angegeben worden, und ohne Zweifel hat es, bevor der öffentliche Scandal begann, an gegenseitigen persönlichen Reibungen nicht gefehlt, so daß es für die Sievers ein Leichtes, jenen anonymen Recensenten zu erkennen, der eben Niemand anders war als Liscow, obgleich er es beharrlich geleugnet hat. Die gegen diesen erhobene Beschwerde war wahrlich nicht geeignet einen Vernünftigen zu reizen; die Zeitung verweigerte überdies den wörtlichen Abdruck derselben, indem sie sagte, wenn sich die Herren balgen wollten, möchten sie sich einen andern Kampfplatz aussuchen, sie gestattete nur einen gekürzten und gemilderten Abdruck. Es hatte in der That gar keine öffentliche Provocation stattgefunden, denn die Erwiederung war zwar trotzig, aber doch lächerlich ungeschickt. Liscow's Angriffe gegen den jungen Sievers beginnen nicht mit dessen Eintritt unter die Schriftsteller, nicht mit dessen Productionen in den Jahren 1729 und 30, sie beginnen erst mit seiner Entfernung vom Informator-Posten. Die „Opuscula" und die „Vermischten Gedichte" durften noch ungeschoren passiren, vorgeblich, weil dieser „Mischmasch gemeiner, unreifer und gutentheils gestohlner Gedanken" nicht der Mühe einer Abfertigung werth gewesen sei. Aber zwischen das Erscheinen dieser und der berüchtigten Passion fällt eben das obige Zerwürfniß, und so büßt auch erst die „Passionsgeschichte", während das vorherige Geschmiere von Sievers unbehelligt auf dem Markte blieb. So mögen denn die Schimpfereien des Magisters in Familienkreisen keinen erst hervorrufenden, sondern einen lediglich bestärkenden Einfluß gehabt haben. Jene Recension war nur das Signal des beginnenden öffentlichen, aber mit geschlossenem Visir geführten Kampfes, und die Publication der „kurzen aber

Er ver-
mächten
wie
son-
Gelegenheit
beim-
Biscow
Pas-
Er
nicht zum
seiner Freunde
u. daß er dies
dem Manne sich
Maul

immer neue
aufzutreten,
die noch größere,
verdrehte ihm den
Eifer, eine kindische
es, beständig an
Steinen, die er in
Begleitschreiben
sogar einen Stein
eine „Descri-
Stein nicht gesehen
urtheilen, so muß man
darauf zu sitzen.“
viel Aufhebens
des Ritters Reden
betreffend die
den 13. Ja-
wahrgenom-
Frankfurt

Rache ab,
als eine bei-
nicht eben

Helbig hat darin ganz Recht, daß die Idee einer Persifflage aftergelehrter Raritätenkrämerei besser benutzt werden konnte; aber gegen die Trivialität des leitenden Gedankens der „erbaulichen Anmerkungen" wäre selbst eine noch minder geschickte Benutzung von vornherein anziehend gewesen. Störend am meisten ist, was Liscow überall begegnet, das Herausfallen aus der Rolle. Hier einige der bezeichnendsten Partien.

— — Sie werden sich vielleicht wundern, mein Herr, daß ich eine so gemeine und nichtswürdige Sache zu einem Gegenstand meiner Betrachtungen erwählet. Eine gefrorne Fensterscheibe, werden Sie denken, ist eine gefrorne Fensterscheibe: Was kann ein solcher Quark an sich haben, so das Nachsinnen eines vernünftigen und gelehrten Mannes verdiene? Aber, mein Herr, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen zu Gemühte führe, wie keine Sache so gering sey, daß ein Kluger nicht Gelegenheit finden sollte, darüber nützliche Betrachtungen zu haben. Eine Laus ist ein verächtlich Thier, schimmelicht Brodt fressen auch die Hunde nicht, und es ist kein Bauer so einfältig, daß er nicht wissen sollte, was ein Strohhalm sey. Aber dennoch haben kluge und geschickte Männer diese geringscheinende Sachen ihrer Betrachtung nicht unwürdig geschätzet. Ja sie haben sich nicht begnüget, dieselben mit bloßen Augen anzusehen; sondern sogar die Vergrößerungsgläser zu Hülfe genommen; und, was noch mehr ist, zu keinem andern Ende die Kunst, diese Gläser zu verfertigen, durch viele Mühe und langes Nachsinnen, zu einer so großen Vollkommenheit gebracht, als, um dadurch die Betrachtung solcher Kleinigkeiten zu erleichtern. Sie kennen den berühmten Lewenhöck; Sie haben von Swammerdam gehöret. Was haben diese Männer nicht vor schöne Sachen entdecket? Haben sie aber wohl einen Wurm, das verächtlichste unter allen Geschöpfen, übrig gelassen, den sie nicht hinten und vorne betrachtet, und uns nach allen Theilen beschrieben?

Aber was bemühe ich mich viel, mein Verfahren zu rechtfertigen? Belieben Sie nur den Abriß meiner gefrornen Fensterscheibe anzusehen: Ich bin versichert, Sie werden über diese seltsamen Figuren erstaunen, und gestehen, daß die Natur, so viel wir wissen, noch niemalen etwas hervorgebracht hat, das mit selbigen zu vergleichen wäre. Sie wohnen in einem Lande, da die Kälte so strenge ist, als an einem Orte in der Welt; aber erinnern Sie sich dergleichen gesehen zu haben? Ich will eben nicht sagen, daß die Natur bey Ihnen nicht eben so spiele, als bey uns. Ich glaube gerne, daß, wer sich die Mühe geben wollte, ihre Eisberge zu durchsuchen, viele sonderbare Entdeckungen machen könnte: Allein es gehet Ihnen und Ihren Landsleuten, wie allen andern Menschen. Wir achten nicht auf das, was wir täglich sehen, und bewundern nur, was selten ist. Selbst bei uns, da die Kälte kaum einige Monate anhält, herrscht

eine unglaubliche Nachlässigkeit in Untersuchung der Wirkung des Frostes; und ich zweifele nicht, daß viele meiner Landsleute mich auslachen werden, daß ich aus einer gefrornen Fensterscheibe so viel Wesens mache.

Aber ich will diesen Herren rahten, daß sie nicht so laut lachen, daß ich es höre. Ich werde sie fragen: Was dann die Kleinigkeiten, darüber sie ganze Bücher schreiben, wohl sonderbares an sich haben? Wie durchwühlen sie nicht unser Ufer, um ein Steinchen zu finden, das wehrt ist, in Kupfer gestochen, und seiner Seltenheit wegen umständlich beschrieben zu werden? — —

Meine gefrorne Fensterscheibe ist gewiß so beschaffen, daß alle ihre schönen Varietäten, und alles, was sie darüber schwatzen und schreiben, gegen dieselbe und meine Betrachtungen, eitel Kinderspiel und Thorheit ist. Man sehe nur ihre wunderbaren Steine und andere schöne Sachen an: so wird man finden, daß die Einbildungskraft des Beschauers der Natur zu Hülfe kommen müsse, um die Figuren hervorzubringen, welche der sinnreiche Naturkündiger, der sich breit damit macht, darauf entdecket. Gewiß, viele dieser Seher gemahnen mich nicht viel anders, als die Bauern, die beym Untergange der Sonne oft streitende Kriegsheere, Türkenköpfe, Thiere, und ich weiß nicht was in den Wolken erblicken. — — —

Meine Fensterscheibe ist von solchen Vorwürfen sicher. Die Figuren, womit sie von der spielenden Natur gezieret ist, sind deutlich, und man braucht nicht mehr, als seine Augen aufzuthun, wenn man dieselbe sehen will. Sie sehen darauf, mein Herr, in der Mitte ein Menschenangesicht, auf dessen Stirne die Zahl 666 sich deutlich zeiget. Das Haupt ist mit einer Art von Mützen gezieret, die anfangs immer spitzer wird; endlich aber sich zu beyden Seiten, als eine Flagge, ausbreitet, in deren Mitten ein halber Mond zu sehen, welcher zur Rechten und Linken mit Caracteren umgeben ist, die den arabischen und malabarischen Buchstaben ähnlich sind. Um den Hals ist ein doppelter Kragen; auf der Brust siehet man ganz deutlich ausgedruckte hebräische Buchstaben, und der zu diesem Gesichte gehörige Körper läuft unterwärts immer spitzer zusammen, und gewinnet endlich fast die Gestalt eines Fischschwanzes. Zu beyden Seiten des Kopfes sehen Sie zween förmliche Sterne. Sie sehen ferner auf meiner Fensterscheibe Cometen, Donnerkeile, lateinische Buchstaben, Zahlen, Gesichter, Blumen, Bäume, ein vierfüßiges Thier mit einem menschlichen Antlitze, Bockshörnern und einem Katzenschwanz, des Neptuns Dreyzack, den Jupiter mit zween Trabanten, die Jahreszahl, eine förmliche Vestung, musicalische Noten, und ich weiß nicht was für andere seltsame Figuren mehr. Mich deucht, eine solche Fensterscheibe ist wehrt, daß man sie bewundere; sie ist geschickt, allen guten Gemühtern zu erbaulichen Gedanken Anlaß zu geben, und ich scheue mich nicht, zu sagen, daß, wer dadurch nicht gerühret wird, ein vollständiger Atheiste sey.

— — — — — — — — — — — — —

Ich ließ alle Weisen und Gelehrten, die ich kannte zu mir bitten, und wenn ich einen Zauberer zu finden gewußt hätte, würde ich nicht ermangelt haben, auch denselben um Raht zu fragen. Sie fanden sich in ziemlicher Anzahl ein, und ich legte ihnen einen Abriß von meiner Fensterscheibe vor. Nachdem sie nun die seltsamen Figuren wohl betrachtet, und sich höchstens darüber gewundert hatten, fieng der D. Bromley, ein Name von ziemlicher Gelehrsamkeit, aber auch von sehr wunderlichen Einfällen, mit seiner gewöhnlichen Beredsamkeit an, zu behaupten, die Bilder auf meiner Fensterscheibe wären prophetisch und voller Geheimnisse.

Er wisse wohl, setzte er hinzu, daß unsere Kirche nicht viel von neuen Offenbarungen halte: allein er wisse auch, daß sie dieses nur in Ansehung der Lehrpuncten thäte, und gerne zugebe, daß Gott auch noch heutiges Tages das zukünftige Schicksal seiner Kirche gewissen Leuten offenbaren könne. Es sey, fuhr er fort, offenbar, daß meine gefrorne Fensterscheibe eben zu solchem Ende mit so lehrreichen Bildern gezieret worden. Er bat die ganze Gesellschaft, ihm zu sagen, ob das in der Mitte befindliche Gesicht mit der hohen Mütze wohl etwas anders, als das Bild der großen Hure, seyn könne? Die Zahl des Thieres, die an der Stirne dieses Bildes so deutlich zu sehen, könne, sprach er, auch den Hartnäckigsten von dieser Wahrheit überführen.

Der halbe Mond bedeute den Türken, und daß die Flagge, auf welcher derselbe zu sehen, mit der hohen Mütze zusammenhänge, sey nicht von ungefähr gekommen; sondern, um anzudeuten, daß die beyden Antichriste in der Verfolgung der Gläubigen mit einander überein kämen. Daß nun über das Pabstthum sowohl, als über das türkische Reich ein schweres Gericht ergehen werde, könne man aus dem Cometen und Donnerkeil, zweyen deutlichen und unstreitigen Zeichen des göttlichen Zornes, schließen. Die Zeit aber, wann dieses Gericht werde vollzogen werden, sey so deutlich bemerket, daß man desfalls nicht den geringsten Scrupel haben könnte, denn die Jahreszahl 1732 lasse sich unten in der Ecke zur Linken so deutlich lesen, daß derjenige ganz verstockt und verblendet seyn müßte, der noch daran zweifeln wollte, daß noch vor Ablauf dieses Jahres der Antichrist im Orient und Occident fallen werde. Es sey überdem die Jahreszahl so artig gesetzet, daß man sich nicht genug darüber wundern könnte. Denn wenn man die Zahlen, so wie sie unter einander stünden, zusammen setzte: so kämen die beyden Jahrhunderte heraus, in welchen das Pabstthum unter dem mächtigen Hildebrand aufs höchste gestiegen, und der Lügenprophet Mahomet aufgestanden.

— — — — — — — — — — — —

Die ganze Versammlung schüttelte die Köpfe zu dieser wunderlichen Erklärung; aber was dann eigentlich die seltsamen Figuren bedeuten sollten, darüber konnten sie sich nicht vergleichen. Der eine fand darin die Ueberfahrt des Don Carlos nach Italien; der

andere die Unruhe in Corsica; der dritte, ein Eidweigerer, das Schicksal des Prätendenten; der vierte, ein Mathematicus, behauptete, wenn man die auf meiner Fensterscheibe befindlichen Zahlen, auf eine gewisse Art, mit einander vermehrte und theilte: so würde man die quadraturam circuli finden. Diesem widersprach der fünfte, und suchte uns zu überreden, daß in den Zahlen eine schöne Anleitung zur Erfindung des Steins der Weisen stecke. Er meinte, wer die Zahlen 1 2 3 4 5 6 7 8 9 0 auf alle möglichen Arten versetzte, und die Summen, so alle diese Versetzungen, zusammen genommen, ausmachten, mit 666 vermehrte, und darauf mit 96 theile, der würde seine Zeit nicht übel anwenden. — — — — — — — Auf solche Art zankten sie sich eine geraume Zeit miteinander, und ich dachte bey alle dem Geplaudere: Fecistis probe incertior sum multo quam dudum. —

Ich fassete also den Entschluß, mich an alle diese wachenden Träumer nicht zu kehren; sondern zu versuchen, ob ich nicht durch eigenes Nachsinnen der Natur hinter die Künste kommen, und die wahre Ursache der wunderbaren Figuren auf meiner gefrornen Fensterscheibe ergründen könnte. —

Ich hatte den Tag vorher eine große Gesellschaft gelehrter Leute von allerhand Art bei mir gehabt. In einer solchen Gesellschaft wird gemeiniglich viel geredet. Ich gerieht also auf die Gedanken, daß der Athem dieser gelehrten Versammlung ein großes zu den wunderbaren Figuren meiner Fensterscheibe beygetragen habe, wo nicht gar die einzige Ursache derselben gewesen sey; und diese Gedanken kamen mir um so viel gegründeter vor, je unstreitiger es ist, daß die stärkste Ausdünstung des menschlichen Körpers durch den Athem geschiehet. Die Ausdünstungen aber der in einem Zimmer befindlichen Körper sind die Ursache, warum die Fenster bey kaltem Wetter mit Eis beleget werden.

Ich hatte also glücklich entdecket, was es vor Dünste gewesen, welche verursachet, daß meine Fenster gefroren. Aber darum wußte ich noch nicht, woher die seltsamen und nachdenklichen Figuren entstanden. Ich mußte also weiter nachsinnen: Sollte nun meine Mühe nicht vergeblich seyn, so war es nöhtig, daß ich die Natur der Ausdünstungen, die den Stoff zu den seltsamen Figuren meiner Fensterscheibe abgegeben hatten, genauer untersuchte. Ich that es, und befand, daß diese Ausdünstungen in dem Athem der in meiner Stube versammelten Gelehrten bestanden; daß dieser Athem größtentheils von ihnen gegangen sei, wann sie gesprochen, um ihre Gedanken auszudrücken. Aus diesen unstreitigen Wahrheiten machte ich folgenden Schluß, den ein jeder, der fähig ist, von der Stärke und Schwäche eines Beweises zu urtheilen, nothwendig für bündig und unumstößlich erkennen muß.

Unsere Gedanken sind Bilder der Dinge, so ausser uns sind: Die Worte, die wir sprechen, sind Bilder unserer Gedanken. Sprechen ist nichts anders, als den Athem auf eine gewisse Art von sich lassen. Der Athem bestehet in gewissen Ausdünstungen. Folglich sind die Worte, die wir sprechen, nichts als Ausdünstungen unsers Cörpers. Da nun aber die Worte Bilder unserer Gedanken, und die Gedanken Bilder der Dinge, die ausser uns sind: so sind auch die Ausdünstungen unsers Mundes, wann wir sprechen, Bilder der Dinge, die ausser uns sind. Wann nun diese Ausdünstungen, durch die Kälte zusammen gedrücket, sichtbar werden: so werden auch die Gedanken, deren Bildniß diese Ausdünstungen vorstellen, sichtbar. Werden die Gedanken sichtbar; so müssen wir auch nohtwendig die Bilder der Dinge, die ausser uns sind, und von welchen wir reden, in diesen sichtbar gewordenen Ausdünstungen erblicken. Q. E. D.

Nach dieser tieffsinnigen Betrachtung war mir alles auf meiner Fensterscheibe klar und deutlich. Ich erinnerte mich der geführten Reden und war also im Stande, fast von einer jeden Figur meiner gefrornen Fensterscheibe eine gründliche Ursache zu geben.

Wir hatten von der Mathematik, Astronomie, Chymie und Mythologie, von der hebräischen, arabischen, chinesischen und malabarischen Sprache, vom Festungsbau, von Cometen, von Donner und Blitz, und ich weiß nicht, von wie viel andern Dingen geredet. Der D. Bromley, der in den Figuren meiner Fensterscheibe so hohe Geheimnisse gefunden, hatte uns eine lange Stelle aus seiner Erklärung der Offenbarung Johannis vorgelesen, in welcher von der großen Hure, die auf den Wassern sitzet, und auch von der Zahl des Thieres gehandelt wurde.

Alle diese schönen Raritäten sehen Sie auf meiner gefrornen Fensterscheibe. Zwar in ziemlicher Unordnung; aber dieses ist kein Wunder: ich wundere mich vielmehr, daß eine solche Menge Ausdünstungen von so unterschiedener Art nicht noch auf eine wunderlichere und verwirrtere Weise vermischt worden. Es ist meines Bedünkens, noch ziemlich ordentlich hergegangen, und außer dem Thiere mit dem Menschenkopfe, den Bockshörnern und dem Katzenschwanze, wüßte ich keine einzige Figur auf der ganzen Fensterscheibe, deren Ursprung ich nicht erklären wollte. Vielleicht ergründe ich auch noch, woher dieses Thier entstanden. Da es mir mit meiner Fensterscheibe so weit gelungen ist, so verzage ich an nichts. — — —
— — — — — — — — — — — — —

Mich deucht, ich habe mit unwidertreiblichen Gründen dargethan, daß die Figuren meiner Fensterscheibe von dem Athem der in meiner Stube versammelten Gelehrten entstanden. Und dieses ist eine Entdeckung, die nicht nur ganz neu, sondern auch von so großer Nutzbarkeit ist, daß ich mich in meinem Gewissen verbunden achte, noch bei gegenwärtiger Palamentsversammlung Ihro Majestät unserm allergnädigsten Könige sowohl, als den beyden Häusern, dieselbe im

Vertrauen bekannt zu machen. Ich werde dadurch die Pflichten eines wohlgesinnten Bürgers erfüllen, und mich um meine Nation, ja um die ganze Welt, unsterblich verdient machen.

Lachen Sie nicht, mein Herr! Ich rede die Wahrheit: Und wenn Sie nur belieben, der Sache ein wenig nachzudenken, werden Sie befinden, daß kein besserer Vorschlag zu glücklicher Entdeckung aller wider die Regierung, und die Ruhe eines Landes geschmiedeten Anschläge könne erdacht werden, als derjenige ist, den ich zu thun willens bin. Denn da die Figuren auf meiner gefrornen Fensterscheibe so augenscheinlich zeigen, daß man alles, was zu Winterszeiten, wenn es stark gefrieret, in einem Zimmer vorgegangen, und geredet worden, aus den gefrornen Fenstern lesen kann: so, deucht mich, wäre es eine heilsame Sache, wenn es der Regierung gefallen wollte, zu verordnen, daß zu solchen Zeiten alle Morgen die Fenster in allen verdächtigen Häusern besichtiget werden sollten. —
— — — — — — — — — — — — — —

Wofern Sie es für gut finden, können Sie diesen Brief in der Versammlung der vortrefflichen Köpfe vorlesen, welche, wöchentlich viermal, unter Dero Aufsicht, zusammen kommen. Es wird mir eine Ehre seyn, solchen Leuten bekannt zu werden, und Sie würden mich Ihnen ungemein verbinden, wenn Sie die Güte haben wollten, diese gelehrte Gesellschaft, in meinem Namen, gehorsamst zu ersuchen, mich, in Betracht meiner großen Verdienste, aus eigener Bewegniß, zu ihrem Mitgliede anzunehmen.

Ich könnte Sie dieser Mühe überheben, und nur selbst in einem wohl gesetzten Schreiben der Gesellschaft die große Begierde zu erkennen geben, welche ich habe, die Zahl ihrer Glieder zu vermehren; aber dieses ist nicht Sitte in unserm Lande. Wer bey uns Lust hat, in eine gelehrte Gesellschaft aufgenommen zu werden, der begnügt sich, an das Haupt derselben einen, mit einem Wunderbilde begleiteten, Brief zu schreiben; so ist die Sache richtig.

Sievers, in der Folge dieser Fiction unter dem Namen eines Magisters Makewind behandelt, verfluchte seinen Verfolger, obgleich nicht namentlich doch hinreichend erkennbar, von der Kanzel der Annenkirche zu Lübeck herab. Und er predigte sich ein andermal bei einer Abkanzelung in der St. Jakobskirche in solchen Eifer hinein, daß auch die mittleren Theile seines Körpers inflammirt wurden und seine Hosen und die Kanzel bewässerten. Liscow aber, dessen Gallsucht nicht zuließ im Schriftsteller wenigstens den Menschen zu schonen, um damit zugleich für ihn selbst das Zeugniß anerkennenswerthen Reinlichkeitsgefühles unmöglich zu machen, fing jene Unsauberkeit sofort im Destillirkolben seiner schadenfrohen Hohnneckerei auf und wies sie in dem Epigramme vor:

Bei jener edlen Feuchtigkeit,
Die jüngst vom Predigtstuhl geflossen,
Erinnerte ich mich der Zeit,
Da Paul gepflanzt, Apoll begossen;
Ich freuete mich inniglich,
Und sprach: die Zeiten bessern sich;
Ein Mann thut, was sonst Zweene thaten:
Drum Spötter, ist euch noch zu rahten:
So lacht nicht, wenn mein Sievers pießt,
Und wenn er pflanzt, zugleich begießt.

Das Fluchen und Poltern des jungen Mannes, bekennt Liscow, bewirkte, daß er kein Bedenken trug die dritte Satire gegen ihn zu schreiben. Immer und immer ist es der persönliche Groll, der ihn treibt. In zweiter Reihe steht dann noch eine andere Erwägung. „Viele Leute," sagt er, „und insonderheit gewisse einfältige und murrische Priester, hegten ein so unvernünftiges Mitleiden mit dem Herrn Magister Sievers, daß sie das, was ich wider denselben vorgenommen hatte, für ein strafbares Beginnen hielten, und meine Schriften für schändliche Pasquillen ausriefen, und einige wollten darinn einen strafbaren Mißbrauch biblischer Redensarten entdecket haben. Ich hielte es für nöhtig, sowohl den Herrn Magister Sievers wegen seines unbesonnenen Eifers, als auch die elende Schaar seiner gar zu mitleidigen, und andere unbillige Richter meiner Schriften, wegen ihrer lächerlichen Urtheile zu züchtigen, und verfertigte zu dem Ende eine eigne Schrift." Diese erschien, etwas verspätet, mit dem Titel: „Der sich selbst entdeckende X. Y. Z. Oder L-c-s H-rm-n B-ckm-st-rs, Rev. Minist. Candidati, aufrichtige Anzeige der Ursachen, die ihn bewogen, die Geschichte von der Zerstörung der Stadt Jerusalem mit kurzen Anmerkungen zu erläutern, und diese Anmerkungen unter einem falschen Namen ans Licht zu stellen, zur Beruhigung und zum Trost des (S. T.) Herrn Magister Sievers, imgleichen zur Rettung der Unschuld seiner Absichten wider allerhand ungleiche Urtheile und Deutungen zum Drucke befördert. Leipz. 1733."

Jedermann in Lübeck wußte, daß der unausgeschriebene Name des hier vorgeschobenen Verfassers kein anderer sein konnte, als der des Candidaten Lucas Hermann Backmeister, eines Mannes, dessen man sich solchen Spottes am wenigsten zu versehen hatte. Liscow begeht die Nichtswürdigkeit, welche Servi-

nüs eine „kleine moralische Unfeinheit“ zu nennen wagt, Mißbrauch zu treiben mit einem armen, stillen, und wie es allerdings scheint geistesbeschränkten Menschen, von welchem er selber gesteht, daß er Niemand ein Leid zugefügt. Und er besitzt die Frechheit sich wegen dieses Verfahrens noch zu vertheidigen, in einer Weise, welche geradezu bornirt genannt werden müßte, wäre sie nicht halbspöttisch aufzufassen; wie denn überhaupt auch aus den ernsten Zeilen der Vorrede seiner gesammelten Schriften zugleich der Spott hervorlugt, mochte er immerhin im Jahre 1739 die Dinge in glimpflicherem, versöhnlicherem Lichte betrachten; wie man denn überhaupt selten recht weiß, wie man selbst im Zuge völligsten Ernstes bei ihm daran ist. Er habe, sagt er an eben bemerkter Stelle, schlechterdings einen bestimmten Candidaten des Predigtamts gebraucht, weil er sich auf dem Titel seiner „Anmerkungen“ als solchen ausgegeben, und er sei so bescheiden gewesen sich blos der stummen Buchstaben des Namens des Herrn Backmeister zu bedienen, auf welche er genau so viel Recht zu besitzen vermeint, wie dieser ehrliche Mann. Freilich hätte er hinterher erfahren, daß ihm dies von Herrn Backmeister wie Anderen höchlichst verdacht worden. Und gegen diejenigen, welche den Gemißbrauchten niemals gekannt, getraue er sich nicht sein Verfahren zu rechtfertigen. Aber wer ihn kenne, würde ihm seine Freiheit gern vergeben. Indeß leiste er ihm hiermit öffentliche Abbitte. Doch diese Abbitte befreite den Armen nicht mehr von dem Gelächter und der Bemitleidung einer ganzen Stadt, welcher zunächst ihn Liscow schnöde preisgegeben. Diese Abbitte nach sechs Jahren war nur eine Auffrischung des gemeinen Spaßes, den er den Lübeckern auf Kosten eines Unschuldigen bereitet. Sollte überdies die Abbitte aufrichtig sein, wozu dann — nach sechs Jahren — der boshafte Nachsatz, wozu dann eine Specialisirung, welche in Kürze abermals das ausdrückt, was Fremde aus der ganzen Haltung jener Satire vermuthen mußten, nämlich daß dieser Backmeister ein geistesarmer Mensch sei? wozu dann wiederum dessen Compromittirung vor aller Welt? „Die Freyheit,“ — dies der Schluß jener sogenannten Abbitte — „welche ich mir in Ansehung seines Namens genommen habe, hat ihm so wenig geschadet, daß er gar keine Ursache hat, auf mich zu zürnen. Keine Seele in Lübeck hat jemals den geringsten Verdacht auf ihn gehabt,

daß er die Schrift für deren Urheber ich ihn ausgab, gemacht hätte. Die ganze Stadt hielt dies für schlechterdings unmöglich. Da er nun unstreitig zu dem auserwählten Häuflein derjenigen gehöret, die meine Schriften, als ärgerlich und gottlos, verdammen: so muß er nohtwendig die allgemeine Ueberzeugung von seinem christlichen Gemühte, die eine große und volkreiche Stadt so einmühtig an den Tag gelegt hat, für seinen höchsten Ruhm achten, und es mir noch Dank wissen, daß ich ihm zu diesem öffentlichen Zeugnisse von seiner ausnehmenden Tugend verholfen habe."

Mit diesem dritten Aufsatz gingen die Händel mit Sievers zu Ende. Die in den „Papieren des Kleeblatts" abgedruckte Parodie auf dessen Ankündigung: Jetzt lebendes gelehrtes Lübeck, halte ich für unächt. Das von Justus Riedel, der eine Ausgabe der Liscow'schen Schriften nebst Biographie versprach, erwähnte „Heldengedicht auf Sievers, dem auf der Kanzel ein Unglück begegnet war," scheint sich auf das oben mitgetheilte Epigramm zu reduciren. Aus dem Magister, der vornehmlich in Folge veränderter Berufsstellung einige Jahre nichts auf den literarischen Markt brachte, wurde, wie erwähnt, ein einflußreicher, hoher Geistlicher, und nur Thoren ohne weltliche Macht werden von Liscow öffentlich und direct mit scurrilem Witz und unbarmherziger Lache verfolgt. Etliche der spätern Sievers'schen Schriften hätten wol noch Anhaltepunkte genug geboten, gehässiger Satire Luft zu machen. Die Vergleichung des schwedischen Marmors mit dem Lacedämonischen wenigstens (1738) war dazu kaum minder geeignet als die Descriptio lapidis musicalis. Indeß, sein Müthchen gegen den künftigen Propst war wol nun hinlänglich gekühlt; er mochte berechnen, daß eine Verlängerung des etwas krähwinkelischen Scandals dem Publikum zu fade werden würde. Außerdem aber hatte sich ja ein neues Opfer gefunden, welches dem Schlächter ergötzliche Veränderung im Handwerk bot, und von welchem dieser von vornherein wußte, daß es ihm trotz äußerster Gegenwehr erliegen müsse. Dieses Opfer heißt Johann Ernst Philippi: ein wirkliches Opfer.

Er war der zweite Sohn eines Hofpredigers zu Merseburg, wie er bewiesen hat, nicht ohne Talent, aber auferzogen und herangebildet im Geiste der Menge jener Zeit, welcher um die Gunst der Großen buhlend, weil Rang und Einkünfte, damit

verbunden, für das Höchste erachtend, schweifwedelnd deren Fußtritte hinnimmt, um sie sofort an die Kleinern weiter zu geben; in jenem Servilismus, welcher das Janusgesicht der widrigsten Speichelleckerei und unerträglichsten Aufgeblasenheit zeigt, und in dem Bonzenthume einer verrotteten Wissenschaftlichkeit. Er war eine würdige Frucht der Erziehung seiner Zeit und des väterlichen Hochmuthes, der ihn nach einer großen Rolle auf der Weltbühne trachten hieß, und er würde es zu etwas gebracht haben, wenn man frühzeitig das unruhige Blut gedämpft hätte, durch welches er sich als Kind schon vor seinen Geschwistern, als Knabe vor seinen Mitschülern hervorthat, so daß er in keinem Augenblicke die speculative Hundedemuth nach Oben und die Frechheit nach Unten verleugnet, niemals das Gleis verlassen hätte, auf welchem man, wenn nicht sein entschiedenes Glück machte, so doch keine Gefahr lief. Sein Temperament aber, durch fremde Kraft in schlauer Berechnung forcirt, warf ihn aus der Haltung, und einmal herausgeworfen, war er in allem übrigen Betracht von so jämmerlicher Beschaffenheit, daß er nur zu Grunde gehen konnte.

Er hatte Jura studirt, war in Leipzig 1723 Magister geworden und zu der Befugniß eines Docenten gelangt. Die Professur stand ihm hier in sicherer Aussicht. Man bot ihm in Merseburg die Stellung eines Regierungssekretärs an, allein sein Vater duldete nicht, daß er sie annahm, er müsse nach höheren Würden streben, müsse Professor werden. Der väterliche Einfluß konnte ihm dazu behilflich sein. Aber der Sohn kreuzte dessen Pläne, indem er die Unklugheit beging Freimüthigkeit zu äußern, daß will sagen, einen Tractat gegen die Lotterie in Sachsen schrieb, wofür er mit einem Jahre Gefängniß im Schlosse zu Meißen büßte. Hierauf advocirte er in Merseburg und erwarb in Halle die juristische Doctorwürde. Wie er diesen Grad erlangt hatte, kam er, nach Weidlich's Erzählung, der ihn persönlich gekannt, „in einem bordirten Kleide nach Art der Hof-Cavaliers einher getreten, hatte aber hierzu gemeiniglich schlechte und zerrissene Wäsche und Strümpfe angezogen. Diese res male cohaerentes nun, und seine eingebildete Weisheit, brachten ihm, wie leicht zu erachten, nichts als Verachtung zu Wege, und er wurde überdies noch in Gesellschaften raillirt.“ Ein paar Jahre nachher gerieth er beim Spiel mit einem Hof-

sekretär in Streit, der damit endigte, daß man ihn zum Hause hinauswarf. Wüthend hierüber lauerte er seinen Ueberwinder auf der Straße ab, fiel ihn mit dem Degen in der Hand an, hatte ihn aber noch nicht getroffen, als er schon von diesem in eine Pfütze geschleudert wurde. Nun ward er unbesonnener Weise klagbar, und als die Regierung ihn mit seinem Antrage auf Schadenersatz zurückwies, so beleidigend gegen diese, daß sie ihn deshalb wie wegen Verstoßes gegen das Duellmandat zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilte. Er entzog sich aber der Strafe, indem er nach Halle ging, wo ihn 1731 die Universität zum Professor der deutschen Beredsamkeit beförderte. So hatte er denn das Ziel erreicht, das ihm sein Vater vorgesteckt. Es scheint ihm jedoch nicht viel an dieser Stellung gelegen zu haben, denn im Oktober desselben Jahres schreibt er an Gottsched, er beabsichtige nicht seinen „sedem fixam“ dort zu nehmen, sondern nach Leipzig zu gehen; er wünscht, daß Adressat seine Professur übernähme, welche sich sehr gut mit einem eben vacanten Gymnasial-Rectorat, das 500 Thaler trage, vereinigen ließe, wozu Gottsched aber nicht die geringste Lust zeigte.

Die literarische Thätigkeit nun, welche Philippi in dieser Professur entwickelte, wurde die Hauptquelle seines lebenslänglichen Unglücks. Nicht daß sein elendes Geschmiere einzig dagestanden und alles Vorhandene überboten hätte, — sonderbarer Weise ist der Stil seiner Correspondenz ungleich minder barbarisch als der seiner Drucksachen, denen es übrigens keineswegs an Freunden und Bewunderern fehlte — nicht daß er ferner als Prototyp der schlechten Schreiber hätte gelten dürfen, sein ekelhaftes, aufgeblasenes, bornirtes Benehmen als Lehrer wie im gewöhnlichen Umgange, und die alberne Art des öffentlichen Verhaltens zu seinen Gegnern sind es vornehmlich gewesen, welche ihn in's Verderben stürzten. Und außerdem war er, wie Danzel betont, ein Gegner der Wolff'schen Philosophie, „was bei seiner Verrufserklärung doch auch in Betracht zu ziehen sein dürfte.“ Die persönliche Feindschaft benutzte seine schlechte Schreiberei, um ihn zu züchtigen, oder richtiger: moralisch todt zu schlagen. Und der eigentliche Todtschläger war eben Liscow. „Seine Schriften,“ sagt dieser, „waren an sich im höchsten Grade elend, und unterschiedene Gelehrte in Sachsen hielten sie einer scharfen Ahndung um so viel würdiger,

je größer sich der Verfasser damit wußte. Allein es hatte niemand das Herz, mit dem Herrn Professor Philippi anzubinden. Man fürchtete sich vor dessen Vater, der im Oberconsistorium zu Dresden viele Freunde hatte, und der Herr Professor Philippi blieb eine gute Zeit in der süßen Einbildung, die er von der Größe seiner Verdienste hatte, ungestöhret."

Hier muß nun befremden, daß einem Manne wie Gottsched von solchen „unterschiedenen Gelehrten in Sachsen" gar nichts bekannt war, und daß sein Bruder, J. F. Liscow, ebenfalls ausdrücklich von solchen Gelehrten nichts weiß, welche den Spott und das Gelächter der ganzen Welt über Philippi herbeigewünscht hätten.

„Ich vor meine Person", fährt Jener fort — „konnte natürlicherweise nicht die geringste Begierde haben, ihm die stolze Zufriedenheit mit sich selbst zu rauben; weilich, was auch seine wunderlichen Schriften in Sachsen vor Aufsehen gemacht hatten, nicht wußte, daß er in der Welt war." Wäre aber Philippi gleichsam das Urbild einer ganzen Literatur- und Zeitrichtung gewesen, so hätte er Liscow schwerlich unbekannt bleiben können. Er ist als Schriftsteller jedoch eben weiter nichts wie Sievers: Einer unter vielen Gleichen, Schlechteren und wenig Besseren, von ganzen Schaaren servil-brutaler Dummköpfe einer der Mindestmarquirenden. „Allein," heißt es mit beneidenswerther Logik weiter, „das Maaß seiner gelehrten Ausschweifungen war voll, und ich musste, wider alles Vermuthen, seine Geissel sein. Meine Anmerkungen von der Geschichte der Zerstörung der Stadt Jerusalem gaben Gelegenheit dazu. Einer meiner Freunde brachte diese Anmerkungen nach Sachsen, und sie hatten das Glück, gewissen Leuten daselbst zu gefallen. Man glaubte, eine Satyre von eben der Art würde dem Herrn Professor Philippi sehr heilsam seyn, und ich ward inständig ersuchet, mich auch über diesen elenden Scribenten zu erbarmen. Man schickte mir zu dem Ende seine „Sechs teutsche Reden" (Lpz. 1732), und ertheilte mir eine umständliche Nachricht von seiner Person und seinen Umständen. Ich gestehe, es kam mir hart vor, gegen einen Menschen zu schreiben, den ich nicht kannte, und der mir niemalen das geringste zuwider gethan hatte. Allein ich trug, aus gewissen Ursachen, Bedenken, denenjenigen, die mich darum

ersuchten, ihr Begehren abzuschlagen. Ich las überdem das Heldengedicht auf den König von Polen, nebst den sechs deutschen Reden, und muß bekennen, daß ich über diese zwo Proben der heroischen Beredsamkeit des Herrn Professor Philippi erstaunte. Siehe! sprach ich, hier ist mehr, als Sievers" — und er verfertigte, ohne sich den geringsten Scrupel zu machen, die Schrift: „Briontes der Jüngere, oder Lobrede auf den Hochedelgebohrnen und Hochgelahrten Herrn, Herrn D. Johann Ernst Philippi, öffentlichen Professoren der deutschen Beredsamkeit auf der Universität Halle, wie auch Chursächsischen immatriculirten Advocaten, nach den Regeln einer natürlichen, männlichen und heroischen Beredsamkeit, gehalten in der Gesellschaft der kleinen Geister in Deutschland, von einem unwürdigen Mitgliede dieser zahlreichen Gesellschaft. 1732."

So viel leuchtet wol Jedermann ein: fühlte sich Liscow im Dienste der Sache, konnten Recht und Pflicht der Kritik ihm weder sauer ankommen noch überhaupt in Frage gerathen. Die Kritik im Dienste der Sache legt sich nicht private Beziehungen zurecht, sie verfährt ohne persönliche Sympathien und Antipathien, hieraus entspringende Bedenken steigen allenfalls blos am Saume ihres äußersten Horizontes auf, und sie bedarf darum keines Steckbriefes mit dem detaillirtesten Signalement aller persönlichen Eigenheiten und Schwächen. Es ist wahr, Liscow hat keine „umständliche Nachricht von seiner Person und seinen Umständen" gefordert. Aber in der Aufführung des ihm zur Verarbeitung gewordenen Materials liegt schon, wenn wir auch die schadenfrohe „Lobrede" gar nicht kenneten, welchen bedingenden Werth er auf Umstände legt, um die er sich — im Dienste der Sache — durchaus nicht bekümmern durfte. Allein er steht eben keineswegs im Dienste der Sache, er zieht im Joche seiner satirischen Sucht, er leistet „unterschiedenen" Personen Frohne, es gilt einen Menschen unter dem Deckmantel der Sache abzustriegeln. Folgerecht zeigt denn auch die „Briontes der Jüngere" getaufte Karikatur, wie sich Philippi räuspert, wie er spuckt, wie er beim Reden vor- und zurücktritt, die Hände hebt und senkt, Ohnmächtigkeit affectirt, und so fort. „Briontes" ist eine ironische Verlästerung der Persönlichkeit Philippi's mit theils nachahmender Affectation und Abgeschmacktheit seiner Rhetorik, theils sehr gesteigerter Uebertreibung derselben, und die angebliche Gesellschaft der klei-

nen Geister soll dabei den Kreis bezeichnen, dem der Professor nach seinen geistigen Fähigkeiten angehört. Der Ausruf: „Hier ist mehr als Sievers!" kann unmöglich die Gewinnung eines allgemeinen Standpunktes andeuten, blos die Erkennung des Grades der persönlichen Ueberschätzung und Anmaßung beider Scribenten, deren Schriften im Uebrigen gar keine Parallele gestatten.

Wäre indeß noch ein Zweifel lebendig, ob Liscow einzig höhere literarische oder blos persönliche Zwecke verfolgte, so beseitigt ihn ein bisher unberührter Brief seines Bruders — der in Hamburg wie auswärts wacker für Lobbestreuung aller jener satirischen Aufsätze und weitere Verfehmung ihrer Opfer sorgte —, welchen dieser im November 1733 an Gottsched richtete. Seine Hochedelgebohren, heißt es unter anderm darin, würden wol nun genau wissen, wer der Verfasser der in Rede stehenden Schriften sei, und er wolle deshalb ihm gegenüber auch nicht mehr geheim damit thun. Aber er bitte im Auftrage seines Bruders, dessen Grüße er ausrichtet, dringend, den Namen desselben nicht öffentlich bekannt zu machen, damit (— dem Muthigen und Gesinnungstüchtigen! —) ihm kein Nachtheil erwachse. Er versichere ihm, „vertrauend auf sein edles Gemüth", daß ihm selber gar nicht darum zu thun gewesen wäre die Satire wider Philippi zu schreiben, und er habe durchaus nichts weiter beabsichtigt, „als einigen guten Freunden eine Lust zu machen."

Der nationalliterarische Kothurn, auf welchen man ihn erhoben, bricht also auch hier wieder morsch zusammen, und wir sehen ihn in Wahrheit blos auf den Socken eines Pasquillanten hinschleichen.

Es ist pyramidable Frechheit, spöttische Mystification oder Leichtfertigkeit, deren ihn Gottsched beschuldigte, als er die Vorreden zu seinen Schriften las, wenn Liscow im Widerspruch zu allem Vorangegangenen dort sagt, man müsse bekennen, daß jene Satire nichts sei, als eine Kritik der „sechs deutschen Reden" Philippi's, und so bescheiden eingerichtet, daß blos sein gerechter Eifer wider dessen lächerliche Beredsamkeit ihn in Harnisch gebracht habe. Oder hatte er nach sechs Jahren wirklich seine ersten und wahren Beweggründe auf einen Augenblick

vergessen? Zum wenigsten, spricht er weiter, habe man die ertheilte Züchtigung noch zu gelind befunden, und dies wollen wir gern glauben.

Der arme Tropf fühlte sich in allen Nerven seines Dünkels getroffen. Aber dieser Dünkel unterdrückte auch die Furcht von Neuem lächerlich zu werden und damit die Klugheit, die empfangene Wunde sorgfältig zu verbergen. Doch müssen wir nachsichtig denken, wenn wir uns erinnern, daß selbst ein Erasmus den Spott eines Scaliger nicht ruhig zu ertragen vermochte. Unser Professor gerieth also vor Wuth außer sich, und stellte die possirlichsten Versuche an, den verkappten Feind zu entlarven. Endlich fiel sein Verdacht auf Gottsched; dieser aber schrieb ihm in der That, daß Liscow in Lübeck der Verfasser des „Briontes" sei; doch glaubte er dieser Versicherung nicht, und forschte weiter. Inmittelst suchte er sich auf eine Art zu rächen, die seinem kleinen Hirn und seinem jämmerlichen Charakter durchaus angemessen war. Er denuncirte mit Hilfe seines Vaters den unbekannten Verfasser bei dem Ober-Consistorium zu Dresden als Religionsspötter, als Anhaltepunkt vornehmlich den Vergleich der Gesellschaft der kleinen Geister mit der unsichtbaren Kirche benutzend, und beantragte die Confiscation der Schrift. Das Ober-Consistorium ließ es jedoch bei dem bloßen Befehle einer Untersuchung bewenden, die niemals angestellt zu sein scheint. Zwar wurde der Verkauf des „Briontes" unter Ausdehnung einer Geldstrafe bis auf Weiteres verboten, das Verbot indessen nicht executirt.

Seine Beredsamkeit in ein neues, glänzenderes Licht zu stellen und seine Ehre gegen den Feind, über welchen Philippi fortwährend im Dunkeln tappte, auf den Schild zu erheben, schrieb er nun, „sieben neue Versuche in der deutschen Beredsamkeit" und „gleiche Brüder, gleiche Kappen." Er schickte das Manuscript nach Leipzig, er schickte es nach Hamburg, allein kein Buchhändler wollte es drucken; der üble Geruch des Brandmals seiner Verspottung war überall hingedrungen. An beiden Orten dagegen beging man den Gaunerstreich, Abschriften von den Manuscripten zu machen und Liscow zu übersenden, der denn gewissenlos genug ist, einen Auszug davon zu veröffentlichen, diesen Gewaltact der Indiscretion und des literarischen Diebstahls mit seltner Unverschämtheit verclausulirend.

Die Vorwürfe, daß er ein Pasquillant und boshaften Gemüthes, hatten sich gehäuft. Schweigen darauf schien ihm doch wol nicht rathsam; diese Vorwürfe konnten leicht ein Hinderniß in seiner Laufbahn werden. Er wußte ja nicht, wie lange die Anonymität, hie und da bereits gelüftet, noch aufrecht zu halten war. Was am bedenklichsten aber, und ihn am meisten verdroß, das waren die Nachreden: er bezeuge eine schlechte Ehrerbietung gegen die heilige Schrift, mißbrauche biblische Redensarten, und man sähe wol, daß er wenig Religion habe, weil Alles, was er geschrieben, mit Religionsspöttereien angefüllt sei. Dagegen mußte er sich verwahren. In Deutschland ist nie die Zeit gewesen, wo die Behörden sich gegen die Religionsbeschaffenheit ihrer Unterthanen gleichgiltig verhalten hätten, wo ein Polizeichef zu einem Schriftsteller wie ein Lenoir zu Poullier Delmote geäußert hätte: Schreiben Sie immerhin Bücher gegen Gott, nur nicht gegen Herrn von Maurepas; gegen die Religion aber nicht gegen die Regierung; gegen die Apostel, doch nicht gegen die Minister; gegen alle Heiligen, nur nicht gegen die Hofdamen; verstoßen Sie gegen die öffentlichen Sitten, nur nicht gegen die Polizei. Zu einem wohlconditionirten Menschen gehörte in Deutschland stets Respect vor der Religion in Worten und Bräuchen, zumal in Liscow's Tagen, und unsere weltlichen und geistlichen Obrigkeiten haben nie wie Tiber gedacht, Rache für die Beschimpfung der Götter diesen selbst zu überlassen. Allerdings, das Ober-Consistorium in Dresden war kalt geblieben gegen die Anklage der Religionsspötterei, aber wer wußte denn, was im Wiederholungsfalle geschah? wer wüßte denn nicht, wie leicht Schweigen für Zugeständniß gilt? Liscow schrieb also die: „Unpartheyische Untersuchung der Frage: Ob die bekannte Satyre, Briontes der Jüngere, mit entsetzlichen Religionsspöttereyen angefüllt, und eine strafbare Schrift sei ꝛc." (Lpz. 1733). „Weil indessen," sagt der Verfasser, „der Herr Professor Philippi den Vorwurf von Religionsspötterey, durch welchen er das Oberconsistorium wider den Briontes hatte aufbringen wollen, in seinen sogenannten Kappen wiederholet, und zur Vertheidigung seiner sechs deutschen Reden unterschiedenes vorgebracht hatte: so bediente ich mich der Gelegenheit, auch ihm seine Abfertigung zu geben, und rückte den mir zugeschickten Auszug, aus

seinen damals noch ungedruckten Kappen in meine unpartheyische Untersuchung ein."

Man traut seinen Augen kaum bei Lesung dieses nackten Zugeständnisses begangenen geistigen Diebstahls, man hascht förmlich nach weiteren Worten, in welchen er einigermaßen ihn entschuldigen möchte, man fühlt für den Verfasser das Bedürfniß, den Glauben an ein Rechtsgefühl, wie es dem gemeinsten Manne innewohnt, zu retten: doch umsonst. Weil Philippi die Wiederholung seiner früheren Verdächtigung versucht, darf er die Gewissenlosigkeit der Benutzung der vollführten Spitzbüberei begehen und mit dem Dolche seiner schadenfrohen Kritik ein Werk überfallen, daß der Kritik überhaupt noch gar nicht angehört; weil Philippi seine zerfetzte Ehre als Professor der Eloquenz flicken will, muß er noch mehr entkleidet und geprügelt werden; weil Philippi ein miserabler Kerl ist, darf man ihm zuvorkommen, darf man ihn von hinten durchbohren, bevor er zum zweiten Male den Kampfplatz erreicht. Es ist erlaubt einem Elenden das Recht der Vertheidigung zu benehmen, ihn meuchelmörderisch umzubringen: dies Liscow's faktische Moral, und wir werden gleich sehen, welche starke Dinge er auf Grund derselben in seiner bösartigen Gemüthsbeschaffenheit verrichtet, die es überall vornehmlich auf die Person münzt, stets eine rechte Freude empfindet, wenn mit der Thorheit auch der Thor am Pranger versiecht, stets austheilen will, nie ohne Aufstachelung der Rachsucht empfangen kann, und welche rechtfertigen sich selber das Attest der Niedrigkeit ausstellen heißt.

Philippi hatte sich wirklich in den „gleichen Brüdern" zu dem Geständniß halbwegs ermannt, daß die Proben seiner Beredsamkeit mit Schwächen behaftet, und die Versicherung gegeben, daß er seiner Professur immer würdiger zu werden strebe. Hätte er, da er sich einmal vertheidigte, vollen Muth, volle Einsicht besessen und besitzen können, und besonders auch unterlassen seinen Gegner zu parodiren, würde es ihm vielleicht fortan glimpflicher ergangen sein. So aber provocirte er Letzteren zu einem neuen Beweis seiner Ueberlegenheit in Führung der satirischen Waffe. Nachdem denn der Autor der „gleichen Brüder" eine starke Anzahl Hiebe empfangen, wird jenen das Garaus damit gemacht, daß ihnen Liscow aus vierzehn ironischen Gründen die Philippische Paternität abspricht. Ob diese Posse

noch einen schlauen Hinterhalt barg, den für gerichtliche Eventualitäten, mag auf sich beruhen.

Die „unpartheyische Untersuchung" enthält allerdings einige vortreffliche Wahrheiten, aber sie nehmen sich unter dem Ganzen aus wie einzelne Perlen unter einer Heerde von Säuen, und die ganze Schrift ist die schwächste der Liscow'schen. Die üble Meinung, die wir von seinem Charakter haben, bestärkt sie ganz und gar. Keine wirkt in so hohem Grade unwohlthuend wie diese, keine täuscht so widerwärtig wie sie. Zehnmal nimmt er hier scheinbar einen Anlauf zu objectiver Allgemeinheit und sublimen Begriffen, doch der Mischmasch von ernsthaften und ironischen Geberden läßt beständig zweifeln, ob sein Anlauf nicht bloße Spiegelfechterei. Und wenn man über diesen Zweifel hinaus, und ihn eben auf einer mittleren Höhe untrüglich angekommen sieht, schießt er in demselben Augenblicke auch schon wieder Kobold und wälzt sich am schmutzigen Boden persönlicher Anzüglichkeiten und Hudeleien.

Ich muß gestehen, daß mir Gervinus hier viel zu schaffen gemacht hat. Ich wollte platterdings den „Kanon kritischer Freiheit, der Lessing durchaus wohl thun mußte," welchen jener darin entdeckte, wiederfinden. Lessing hat von diesem wohligen Gefühle nie etwas geäußert, und in Wahrheit, wie sich dies Gefühl auf eine kühne, in allem Betracht ungerechtfertigte Voraussetzung unseres Nationalliterarhistorikers reducirt, so schrumpft der sogenannte „Kanon" auf einige magere Sentenzen zusammen, die weder nach Form und Inhalt neu waren, nichts weniger als ein Kanon oder eine Deduction über die allseitige Berechtigung der literarischen Kritik sind, und sich in einem Wust abgeschmackter Klugheit, bedenklicher Einseitigkeiten und schlechterdings verwerflicher Meinungen bis zur Unkenntlichkeit verwässern. Von solchen wichtigen Dingen, wie sie Gervinus darin wähnt, weil Bodmer darüber den Mund gewaltig voll genommen, ist sich Liscow selber gar nichts bewußt. Er will nur kein Religionsspötter heißen, will, seine Satiren rechtfertigend, den ihn richtenden Pharisäern ein für allemal „das Maul stopfen," und bittet seine Leser um Entschuldigung, daß er in Folge der schwächlichen Argumente seiner Gegner Dinge widerlege, die es kaum verdienten. Das hindert ihn aber nicht sich gravitätisch in die Brust zu werfen und in eine lächerliche

theoretische Selbstüberhebung zu verfallen. Ganz so weit ist er jedoch darin nicht gegangen, wie Gervinus von ihm ausgesagt hat. „Kein Wunder, daß sich Liscow zu beklagen hatte, er habe in Deutschland für seine hochgetriebene Ironie nicht die rechte Hurtigkeit und Biegsamkeit des Verstandes gefunden.“ „Er fühlte ganz die schwierige Stellung eines Satirikers in einer Nation, die für den Scherz blind ist, die lieber Wudrians Kreuzschule liest, als eine Satire.“ Diese interpolirende Klage hat Liscow nicht geführt, so schlug er der Geschichte des deutschen Geistes nicht um die Ohren, so wurde die Nation von ihm nicht herabgesetzt, sondern seine Worte, welche Gervinus corrumpirt, sind folgende: „Eine hochgetriebene Ironie einzusehen, das ist eine Sache, die eine gewisse Hurtigkeit und Biegsamkeit des Verstandes erfordert, welche in lateinischen Köpfen, durch die possirliche Schulgravität, gemeiniglich erstickt wird. Wenn nun ein solcher Kopf über ein Buch geräht, in welchem er keine steife und ehrbare Schulweisheit antrifft, so kömmt er in ein fremd Land.“ Und weiter: „Der Briontes ist eine Satyre, in welcher von Anfang bis zu Ende eine immerwährende Ironie herrschet.“ Dies aber ist unwahr, ist Selbstüberhebung, ist das Dementi, das er sich giebt. In der vollen Ironie ist er nie zu Hause, sein maliciöser Character gestattet ihm deren consequentes Festhalten niemals. „Ich setze also Leser voraus“ — fährt er fort — „die nicht allein in der Schule gelernt haben, was eine Ironie sey, sondern auch die Fähigkeit, und die Lust besitzen, diese Figur, wann sie hoch getrieben, und lange fortgesetzet wird, gebührend einzusehen. Wer nun entweder so blöden Verstandes ist, daß er den verborgenen Sinn einer Ironie nicht zu erreichen vermag, oder auch so schwermühtig, daß er allen Scherz für sündlich hält, und in den unschuldigsten Schriften, wenn sie nicht nach der Salbung schmecken, nichts als Greuel entdecket, der wisse, daß ich für ihn nicht schreibe. Mit solchen Leuten habe ich nichts zu thun, und ich sehe gern, wenn sie meine Schrift nicht lesen. Odi profanum vulgus et arceo. Ich bin nicht gebungen, sie klug zu machen. Doch will ich ihnen aus gutem Herzen einen Raht geben, dabey sie sich wohl befinden werden. Sie würden meiner Meynung nach klüglich handeln, wenn sie gar keine Satyren läsen, oder doch wenigstens durch ein unbesonnenes Urtheil ihre Schwäche

nicht verriehten. Die Schwachen, Einfältigen und Blöden müssen sich an ihren Kubach halten, und die Schwermühtigen werden in Wudrian's Kreuzschule und in der Betrachtung der vier letzten Dinge mehr Trost und Erquickung finden. Wollen aber diese letzten doch manchmal eine Satyre lesen: so müssen sie vorher den Geist der Traurigkeit, der sie unruhig macht, beschwören, und den Gratien ein Opfer bringen." Wer nun noch an die Gervinus'sche Dolmetschung glaubt, an dem ist Hopfen und Malz für jedwede kritische Befähigung verloren. Aber die Nation mußte zum Judas werden, damit Liscow am Kreuze des abscheulichen „Volks- und Zeitgeistes," „der für Scherze blind ist, jeden Kritiker einen Pasquillanten nennt und bei der Obrigkeit verklagt," sterben konnte. Daß Liscow an einer andern Stelle blos sagt; „es giebt überdem so einfältige Leute, die sich einbilden, eine jede Spötterey, ein jeder lustiger Einfall, sey eine strafbare Missethat," das genirt die Prädestination keineswegs. Es giebt Flöhe in der Welt, folglich besteht die Welt aus Ungeziefer!

Das angeblich von Liscow vollkommen und zum ersten Male bewiesene allgemeine Recht der Menschen zu kritisiren, läuft auf eine triviale Wiederholung alter Gemeinplätze und stumpfer Definitionen hinaus, wobei er etwas jesuitisch verfährt, und überdies die Berechtigung des Spottes weiter ausdehnt, als einigermaßen entwickeltes Anständigkeitsgefühl und Rechtsbewußtsein zu folgen Neigung bezeugen dürften, gar nicht zu gedenken der allgemeinen Menschenliebe. Diese von ihm in Anspruch genommene Berechtigung läßt zugleich einen tiefen Blick in die traurigen Rechtszustände seiner Zeit thun, und wider sein Wollen hat daher diese in Rede stehende Schrift juristische Bedeutung. Gemeiner Verbrechen soll man keinen Menschen beschuldigen, aber man kann ihm ironisch alles andichten, was die Criminalbehörden unbestraft lassen, kann das ganze Register der Verbal-Injurien über ihn ausleeren. Es muß erlaubt sein, Einen hochmüthig, argwöhnisch, geizig, Fresser, Verschwender, Faulpelz, Säufer, Dummkopf zu schelten und wegen solcher Fehler und überhaupt aller Schwachheiten zu verspotten; Tracht, Gang, Art zu grüßen und des gesellschaftlichen Benehmens müssen dasselbe Recht geben. „Diese Fehler und Gebrechen sind es eben, an welchen ein Spötter seine Kunst beweisen kann."

Noch mehr: Die Leibesgebrechen meines Nächsten, sein Buckel, sein hinkender Fuß, sein schielendes Auge, sein häßliches Gesicht, sind mit Nichten berechtigt, sich nicht verspotten lassen zn wollen. Er muß sich hinein bequemen, der arme Bucklige, daß ich ihn blamire und verschüchtere, er würde ungereimt handeln, wenn er mich verklagte. Noch mehr: ich bin, ob schon es sehr gering steht, im Recht des Andern Armuth zu verhöhnen, es muß nur nicht läppisch geschehen; ich darf mich lustig machen über die geringen geistigen Anlagen meines Nachbars, und den minder Gebildeten mit schlechten Witzen verwunden. Es wäre doch höchst einfältig, wenn ein Gerichtsamt dies strafbar finden wollte. Dies Liscow's Behauptungen in ihrem Kern, nicht allgemeiner Menschenrechte halben, sondern ob der Berechtigung der Satire gegen „böse Scribenten.“ Die ganze Auseinandersetzung blickt vorwiegend dieser Menschensorte in's Auge. Aber man muß wissen, was er unter „böse“ Scribenten versteht, um zu begreifen, wie nöthig die Eingangs vorgebrachte Entschuldigung war; um zu vernehmen, daß in dem vielen Geschrei für wenig Wolle seine großen Bedenklichkeiten ob der ihm widerfahrenen Verdächtigungen ertönen; um sich zu überzeugen, daß eine so einseitige Tendenz und Ausführung keinen Kanon kritischer Freiheit, keine Deduction allseitiger Berechtigung literarischer Kritik einschließen konnte.

„Ich verstehe“, schreibt er, „durch die bösen Scribenten nicht alle Leute, in deren Schriften Irrthümer und Thorheiten enthalten sind. Wenn ich es so genau nehmen wollte, so würde man gar keine gute Scribenten haben. Alle Menschen können irren, und irren auch wirklich. Viele an sich kluge und verständige Männer werden durch die Erziehung, und andere Umstände, die nicht in ihrer Gewalt sind, verleitet und gleichsam genöhtiget, allgemeine Thorheiten, die den Schein der Weisheit haben, in ihren Schriften zu vertheidigen. Sie können dieses aus guter Meinung, und aufrichtig thun; aber man kann sie nicht unter die bösen Scribenten rechnen, so lange sie nur bloß ihren besten Fleiß anwenden, allgemeine Thorheiten als heilsame Lehren vorzustellen. Denn sie können, dem ungeachtet, Proben von ihrem guten Verstande geben; und wenn sie dieses thun, so ist es nicht ihre Schuld, daß sie nichts klügers vor-

bringen, sondern ein Fehler der Materie, von welcher sie schreiben."

Der eigentliche Sinn dieses Galimatias ist also der, daß die gefährlichsten und schädlichsten Schriftsteller ein Privilegium genießen dürfen. Ebenso die zweitbeschriebene Klasse, der „es an Ordnung, Deutlichkeit und einer zierlichen Schreibart mangelt. Denn solche Leute können die Mängel, so man in ihrem Vortrage und an ihrer Schreibart wahrnimmt, durch die herrlichen und vortrefflichen Sachen, die sie vorbringen, oft doppelt ersetzen." Hier würde sich aber Liscow ein großes Verdienst erworben haben, wenn er nachgewiesen, wie eine Sache, unordentlich, undeutlich und plump oder unbeholfen dargestellt, noch „herrlich und vortrefflich" bleibt. „Sondern" — faßt er endlich die wahre Beute der Satire am Kragen — „böse Scribenten sind, nach meinem Begriffe, diejenigen, welche allerhand abgeschmackte Grillen und läppische Einfälle, die ihnen eigen sind, und deren Thorheit alle Leute, die nur ihre fünf Sinne haben, begreifen können, in einer albernen und scheußlichen Schreibart so verworren und undeutlich vortragen, daß man mit Händen greifen kann, daß sie nicht wohl unter dem Hute verwahret sind, und daß sie selbst nicht wissen, was sie haben wollen." Die unschädlichsten und bemitleidenswerthesten Schriffsteller sind also für Liscow der prächtigste Stoff literarischer Satire; was man am liebsten unangetastet, seinem eigenen unausbleiblichen Schicksale überläßt, das muß man hervorziehen und vor Aller Augen abwürgen; die Satire muß ihre größte Kunst an der Aufwirbelung des Kehrichts üben. Nun, er wenigstens hat diese Anschauung in die Praxis umgesetzt. Freilich hängt er gleichsam entschuldigend an, die bösen Scribenten würfen sich in die Positur großer Schreiber, und blendeten dadurch die Einfältigen. Aber da sie von allen Leuten mit bloßen fünf Sinnen erkannt werden, was hat es denn da für Gefahr mit ihnen, und warum soll man ihnen das winzige Vergnügen mißgönnen, von „Einfältigen," also Menschen mit weniger denn fünf Sinnen, bewundert zu werden. Muß der Neid sich auf so niedrige Dinge richten? Wird die unerbittlichste Satire das jemals ändern, was Boileau

in den **Worten**: un sot trouve toujours un plus sot qui l'admire ausdrückt? Wie traurig würde Deutschlands satirische Literatur beschaffen sein, wäre Liscow ihr jemals ein Codex geworden.

Diese „bösen" Scribenten aber, sagt Liscow, wären die empfindlichsten, sie stimmten ein jämmerliches Porro Quirites! über diejenigen an, welche sie zur Erkenntniß zu bringen gedächten, und ihre gewöhnlichste Zuflucht sei die Obrigkeit. Und nun folgen bald mehrere Sätze, welche man für etwas Funkelhagelneues und Großes halten könnte, wenn man sie nicht prüfend läse sondern einfach auf Gervinus schwüre, welcher sich stellt, als ob Liscow in jenen zum ersten Male „eine republikanische Freiheit der Gelehrtenwelt in Anspruch" genommen, die „wie ein elektrischer Schlag auf die republicanischen Schweizer" gewirkt habe, als ob er der Geburtshelfer und Vater der deutschen Kritik sei. In seiner kalten, feigherzigen Impertinenz war kein Boden für irgendwelchen Republicanismus, keine Faser, welche sich nach einer ungewöhnlichen, wol gar zu ernsten Conflicten führenden Freiheit gerührt hätte. Mit dürren Worten sagt er ja selbst, daß die Obrigkeit sich wenig um literarische Streitigkeiten bekümmere und sich keine Erkenntniß darin anmaße. Keine kluge Behörde nehme eine Apellation vom öffentlichen Urtheil an sie an, sondern verweise den thörichten Appellanten ad judicem a quo. Mit dürren Worten sagt er ferner: die Obrigkeit mischt sich nicht in die Händel der Gelehrten, es sei denn, daß es zwischen ihnen von Worten zu Schlägen käme. So lange es nur darauf ankommt, ob eine Lehre wahr oder falsch, ob ein Buch gut oder schlecht geschrieben sei, sieht sie dem Streite gelassen zu, und maßt sich keine Erkenntniß darüber an. Anders, fährt er dann fort, dürfte es auch nicht sein, und sie thue wohl daran. Er vindicirt ihr aber, durchaus den factischen Verhältnissen entsprechend und in aller herkömmlichen Unterordnung, das Recht, nicht zu gestatten, daß die Schriftsteller etwas lehreten oder schrieben, was dem Staate nachtheilig sei, dem gemeinen Wesen schädlich, der allgemeinen Ruhe zuwider. Solche Schriften könne sie „nach ihrem Befinden" verbieten oder frei geben. Er fordert in keiner Zeile eine Freiheit des Urtheils und des Gelehrtenthums, welche nicht schon vorhanden, sondern er stellt immer blos thatsächliche Verhältnisse dar, um

die „bösen“ Scribenten zu belehren, daß sie abgestraft werden könnten ohne jemals dafür über Unrecht klagen zu dürfen. Jeder. Stümper sei vogelfrei, ihn könne schlagen, wer ihn finde. Da überdies die Urtheile der gelehrten Welt keinem Verfasser die Ehre gänzlich rauben könnten, so bedeute es nichts, wenn einige Personen gesagt hätten: es sei zwar nicht zu leugnen, daß den Gelehrten das Recht zustehe, über die Schriften ihrer Brüder zu urtheilen und die darin enthaltenen Fehler und Irrthümer anzuzeigen und zu widerlegen, allein man müsse es doch so machen, daß der Getadelte und Widerlegte bei Ehren bleibe. Ich wiederhole: aus diesen Citaten schon geht hervor, wenn man auch sonst nichts weiter weiß, daß Liscow keinerlei Freiheit in Anspruch nahm, welche den Gelehrten nicht schon zugestanden und von ihnen ausgeübt worden wäre, daß er durchaus nichts Neues aufstellt, sondern an alte Dinge seiner Vertheidigung und Anderer Abfertigung wegen erinnert. Er genoß ja selbst die Freiheit mit der Schrift den Verfasser ehrlos zu machen. Die Nothwendigkeit einer freien und unbefangenen Kritik, welche der Production auf dem Fuße folgt, „worin man die von dem Verfasser begangenen Fehler sittsamlich und mit aller Ehrerbietung anmerket,“ damit „ohne alles Aergerniß dem Leser der Verstand geöffnet und der Verfasser in gebührenden Schranken gehalten wird,“ war ja schon von Wernicke ausgesprochen worden, und es ändert nichts in der Sache, daß der ungebildete Theil des lesenden Publikums sammt der Mehrzahl der schlechten Schriftsteller keinerlei Tadel vertragen wollte. Es ist Liscow gar nicht um die Kritik selber, nicht um das Schriftenthum in seiner innern Gesammtheit zu thun, sondern lediglich um „seine Sünde,“ wie er einmal seine Sucht, Alles in's Lächerliche zu ziehen, nennt, und um diejenigen Schriftsteller, welche man mit „bloßen fünf Sinnen“ als schlechte erkennt; er geht darauf aus, die gegen diese von ihm gehandhabte Erweiterung kritischer Grenzen in's Unvernünftige, Gemeine und Strafbare, zu vertheidigen. In dieser Erweiterung hebt sich aber alle Kritik selbst auf, und auch darin suche ich vergebens den „elektrischen Schlag“, der die Schweizer nun getroffen. Weil jedoch, wie erwähnt, Bodmer unsern Satiriker sehr hoch stellte, und — worauf bereits Danzel hingewiesen — Gervinus für den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Gesichtspunkte der Züricher

so wenig aufzugeben vermag, wie die Aeußerungen Schiller's und Goethe's für die neuesten Perioden, weil Bodmer gar in der Vorrede zu Breitinger's kritischer Dichtkunst behauptete: der Geschmack an kritischen Schriften ist bei der deutschen Nation noch nicht so wohl befestigt, daß man nicht nöthig hätte, sie mit Vorerinnerungen über gewisse Punkte einzuführen, wiewol man mit der größten Begründniß hoffen kann, daß er in kurzer Zeit insgemein durchbrechen werde, nachdem der unerschrockene Herr von Liscow in dem philosophischen Werkchen — unpartheyische Untersuchung &c — das allgemeine Recht der Menschen zu kritisiren so vollkommen bewiesen hat, daß die Deutschen ohne Zweifel zu diesem Geschmacke (— nämlich dem Schweizerischen —) nunmehr genugsam vorbereitet sind, — deshalb mißt Gervinus jener Schrift die Wirkung eines elektrischen Schlages bei, deshalb stellt er ihn auf eine hohe kritische Warte. Aber daß die Kritik zur Selbständigkeit reifte, einen bestimmten Standpunkt gewann, das verdanken wir Liscow nicht im Mindesten, das verdanken wir bekanntermaßen nächst Wernicke's Anregungen und Kämpfen der mit Ausbreitung der Wolff-Leibnitz'schen Philosophie vorgeschrittenen Bildung, der Thätigkeit der Züricher, die schon vor Liscow's literärischer Beschäftigung begann, und den Anstrengungen Gottsched's, worauf, nach und neben manchen andern ebnenden Plänkeleien, ein Lessing sein reformatorisches Panier entfalten und siegreich schwingen konnte. Liscow tappt gänzlich im Finstern über das wahre Wesen der Kritik. Von ihrer objectiv-productiven Aufgabe ist ihm genau so viel Ahnung geworden, wie einem Quintaner Kunde von der Hieroglyphik. Seine Beweisführung für die Berechtigung der Satire ist die schwächlichste und zum Theil lächerlichste, welche sich auffinden läßt. Soll er platterdings eine Stellung in der Kritik einnehmen, so kann sie doch keine von regenerativer Bedeutung, kann sie nur eine negative sein. Er kommt über die niedrige Stufe eines literarischen Klopffechters nicht hinweg. Eine unparteiische Geschichte der Kritik darf ihn in solcher einzig und allein als warnendes Exempel verzeichnen.

Philippi ließ sich durch nichts beirren und bekannte sich öffentlich als Verfasser der „gleichen Brüder," welche (apart

gedruckt 1733) in den Anhang zu seinem viel geschmähten satirischen Buche: „Cicero, ein großer Windbeutel“ (1735) mit aufgenommen. So mißlungen dieses Buch auch ist, so beweist es dennoch, wie bereits Wachler bemerkt hat, daß er nicht ohne Talent war. Den Vorwurf, er habe die Idee dazu dem Kanzler von Ludewig gestohlen, der in den Halleschen Anzeigen (1731 vom 13. August) den Cicero wegen seiner Rede für Quintius gegen den Nävius einen Zungendrescher genannt hatte, halte ich nicht für gerechtfertigt. Windbeutel, Possenreißer und Zungendrescher sind Epitheta, welche weder der Kanzler Ludewig noch Philippi dem Cicero wegen jener und anderer Reden zuerst verliehen, wie Jeder weiß, der in den lateinischen Schriftstellern bewandert ist. Derselbe Anhang enthält „Achtzig seltsame Reden“, welche Philippi gegen die „unpartheyische Untersuchung“ richtete (apart 1733).

So vergeblich er für seine „gleichen Brüder“ einen Verleger gesucht hatte, ebenso erging es ihm mit einer Satire, welche den „Briontes“ treffen sollte, und welche durchaus nicht die schlechteste seiner Schreibereien ist. Aber das Manuscript fiel wieder in die Hände Derer, die es auf sein Verderben abgesehen, und diesmal begnügte sich Liscow nicht mit einem Referat oder Auszüge, sondern er beging die Nichtswürdigkeit sie vollständig abdrucken zu lassen, unter dem Titel: „Stand- oder Antrittsrede, welche der Herr Professor Philippi in der Gesellschaft der kleinen Geister gehalten (1733)“ ꝛc. und er begleitete sie mit einer „höflichen Antwort des Aeltesten der Gesellschaft der kleinen Geister“, darin besonderen Bezug nehmend auf zwei andere elende Scharteken des Professors, nämlich dessen „kurzer Abriß einer thüringschen Historie“ und „mathematischer Versuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt“ (1732). In der ersteren hatte er Chursachsen die Bisthümer Merseburg und Naumburg abgesprochen, die Lehre: quod omnis majestas sit ex pacto, als schädlich zu widerlegen und den Grundsatz: quod majestas sit immediate a Deo, zu vertheidigen gesucht. Ihn wegen dieses „Frevels und Stolzes“, auch gegen die Wolffianer, zu züchtigen, hatte man sich an Liscow gewendet, den zu hämischen Dingen immer bereiten Mann. Und er sagt selbst, seine „höfliche Antwort“ sei die giftigste Schrift, die er gegen Philippi gemacht habe. In Wahrheit, sie ist nicht blos giftig,

sie ist über die Maßen pöbelhaft. Alle Trümpfe werden darin ausgespielt, um den armseligen Menschen für immer zum Schweigen zu bringen; für alle seine literarischen Sünden muß er wiederholt doppelt und dreifach büßen. „Ich glaube nicht," bekennt Liscow, „daß er jemalen auf eine unbarmherzigere Weise gemißhandelt worden." Und warum? Aus objectiven, aus sittlichen Beweggründen? O nein! Die Keckheit, einen solchen Gladiator in die Arena rufen zu wollen, ist schon ein Verbrechen, welches mit einem hoc habet! hinterrücks gerächt werden muß. „Warum gab er sich mit mir in's Spotten! Warum wagte er sich in die Ironie, eine Figur, die ihm zu hoch war!" ruft sein Verderber aus. Er ist überdies von etlichen Freunden ersucht, er ist das gedungene Instrument der verborgenen Gegner jenes Mannes, und er ist es gern bei seiner unwiderstehlichen Neigung zu satirischen Streichen gegen notorisch Schwache und Minderbeholfene.

Der „mathematische Versuch" stachelte noch ein paar andere Personen auf, ihre satirischen Pfeile gegen Philippi abzudrücken. So circulirte in Leipzig handschriftlich ein „Sendschreiben der fünf Schwestern" (worunter die fünf Sinne begriffen), von welchem jenem eine Abschrift in die Hände gespielt wurde. Er trug, Liscow irrthümlich für den Verfasser haltend, kein Bedenken, dasselbe mit Anmerkungen begleitet unter dem Titel: „Das Fündel-Kind" dem Drucke zu übergeben (1733, auch im Anhange des „Cicero"); allein ehe dies geschah, war schon eine Abschrift von diesen Anmerkungen in Liscow's Hände gerathen, welcher sie in der „unpartheyischen Untersuchung" mit durchhechelte, ebenfalls ihnen die wahre Autorschaft ironisch ableugnend. Die zweite Schmähschrift nannte sich: „Abgestrafter Vorwitz eines unbesonnenen Critici" (Jena 1733). Ihr Verfasser, auf dem Titel pseudonym Grimoaldo, war ein einfältiger, liederlicher Jenaer Student Namens Grützner aus Weißenfels, der, wie Weidlich mittheilt, späterhin nach Curland ging und dort Beförderung erlangte. Er stand in dem Wahne, der „Versuch" sei eine Beschimpfung des Halle'schen Waisenhauses, des Hofraths Wolff und des Herrgotts, und schmierte einen Bogen voll elender Verse zusammen. Liscow selber kam dieses Zeug so ekelhaft vor, daß ihn dessen Absicht nicht freute, und er eine

scharfe Censur im 80. Stück des Hamburger Correspondenten von 1733 dagegen erließ. Hätte er Philippi's Abschlachtung nicht allein vermocht, wollte er doch wenigstens derlei Gesindel nicht zu Helfern haben. Philippi aber, der Angesichts solcher Schmieralien in der öffentlichen Meinung nur steigen konnte, was durchaus dem Wunsche seiner Gegner zuwider, sandte gegen diesen unreifen Widersacher seinen „Grützkopf eines leibhaften Muckers" aus (1733, und im Anhange des Cicero), den Liscow selbst eine Züchtigung nach Verdienst nannte. Auch die deutschen Acta Eruditorum, welche den „mathematischen Versuch" kritisirten, fertigte er in einer besondern „freimüthigen Prüfung" ab (1733 und ebenfalls im Anhange des Cicero).

Bevor aber die „Stand- oder Antrittsrede" erschien, griff Liscow behufs Vernichtung des armen Schelms zu einem Mittel, für dessen richtige Benennung kein ehrenwerther Mensch in Zweifel sein wird, und welches allein schon Liscow's Charakter hinreichend documentirt.

Philippi hatte im Hause der bekannten Frau von Ziegler in Leipzig die nachmalige Gräfin Bünau kennen gelernt und sich in sie verliebt. Er besaß indeß nicht den Muth ihr selber seine Gefühle ohne Umschweif zu gestehen, und so legte er sie in Versen nieder, welche er der Frau von Ziegler zur Beförderung an die Auserkorene überreichte: sehr bezeichnend für ihn, da er sich doch ein paar Jahre vorher brieflich über den intriguanten Sinn genannter Frau gegen Gottsched beschwerte, ihn förmlich um Schutz gegen dieselbe bittend. Aus gewissen Aeußerungen Gottsched's vermuthe ich auch, daß sie einen Jux mit unserm Helden beabsichtigte und ihn zuerst auf die Idee einer poetischen Liebeserklärung brachte, welche die Dame seines Herzens ebenso wie ihn selber verschmähte. Die Poeterei blieb in den Händen der Vermittlerin zurück, welche sie angeblich sehr geheim hielt: dennoch nicht so geheim, um nicht plötzlich in Liscow's Fänge zu gerathen, der sie unter dem Titel: „Sottises Champêtres oder Schäfergedichte des Professor Philippi" (Leipzig [Hamburg] 1733) veröffentlichte, versehen mit einem „Vorbericht" und einer von Hagedorn besorgten, dem indiscreten Geschwätz der Frau von Ziegler entsprechenden Inhaltserläuterung. Sie stellte sich zwar sehr entrüstet über die Veröffentlichung jenes poetischen Herzensergusses, doch war dies entweder zum Schein,

oder weil man so wenig Delicatesse besessen die Rolle unangedeutet zu lassen, welche sie bei dieser Liebesgeschichte gespielt. In dem „Schäfergedicht“ figurirt sie unter dem Namen Zebena.

Für Philippi, dessen Herzensangelegenheiten nie den erwünschten Ausgang nahmen, erübrigte keine andere Combination, als daß Gottsched in „den ganz geheimen Brand, der ein'ge Jahre schon, Briontes (seine) treue Brust durchdrungen,“ eingeweiht sein, ihn landläufig gemacht und als „Sottise“ beschimpft haben müsse. Er läutete Sturm und schleuderte ihm den Unrath: „Sottises galantes“ (1733) entgegen, der eine Enthüllung aller anständigen und zweideutigen Liebesabenteuer Gottscheds sein sollte, in dem Anhange zu seinem Cicero mit einigen Milderungen wieder abgedruckt. Der Angegriffene begnügte sich aber mit einer einfachen Verwahrung gegen den frechen Mißbrauch, dessen man ihn zieh.

Hoc habet! Liscow hatte ihn arg getroffen, aber er wälzte sich noch nicht in seinem Blute, er stand noch auf dem Plan, einen neuen Schlag thuend in: „Der patriotischen Assemblé Bedenken über Herrn D. Johann Ernst Philippi Anfrage, wegen einer neuen Scarteque: Stand- oder Antrittsrede ꝛc.“ (1733 und im Anhang des Cicero.) Liscow wähnte aber, dies wäre die letzte Krümmung des von ihm gehetzten Wildes, nun müsse es verenden, und ignorirte sie. Zu seinem Erstaunen „mußte er noch einen Gang mit ihm wagen.“ Er gab aus dem Französischen „der Marquisin von Sablé hundert vernünftige Maximen“ (Leipzig 1734) heraus, von denen Liscow's Bruder im Hamburger Correspondenten urtheilte, daß sie ganz elend übersetzt seien, und Philippi in der ihm eigenen abgeschmackten Schreibart sich selbst übertroffen habe; er verdiene Mitleid und Erbarmen. Das fuhr dem charakterlosen Wicht, der seine Uebersetzung der Frau von Ziegler widmen konnte, in die Krone, so daß er in einem gedruckten „Schreiben an den hochedeln und hochweisen Rath der Stadt Hamburg“ (Halle 1734 und bei Cicero) Beschwerde über „Monsieur Liscow“ und dessen „Anzüglichkeiten“ erhob.

Er lebte also immer noch, keck, trotzig, unerträglichen Stolzes, alle Schläge des Lübecker Hofmeisters blieben zeither ohne die mit aller Macht erstrebte Wirkung. Solche Zähigkeit wurmte

ihn, er „wollte ihm demnach den Rest geben," und schrieb: „Eines berühmten Medici glaubwürdigen Bericht von dem Zustande, in welchem er (S. T.) Herrn Professor Philippi den 20. Juni 1734 angetroffen." Der Tenor dieses Pamphlets knüpft an die Thatsache an, daß das würdige Mitglied der Universität zu Saal-Athen in einem Wirthshause mit Officieren Händel bekommen und schließlich auch solche Prügel, daß er halbtodt weggetragen worden. Sein böser Dämon breitete nun aus, er sei am 21. Juni wirklich verstorben, habe aber zur Erleichterung seines Abscheidens dem behandelnden Arzte alle seine literarischen Sünden gebeichtet und verflucht. Gemeinheiten der stärksten Sorte laufen dabei, wie immer, mit unter: so die Verlachung des noch lebenden Vaters, der so „ungeschickt" gewesen wäre einen solchen Sohn zu erzeugen.

Liscow's Calcül trog: der Patient starb nicht an der ihm verabreichten Todespille, allein er verkannte den Arzt, er suchte ihn in Halle unter seinen Collegen, die er denn in „der geheimen patriotischen Assemblé anderweitiges Bedenken" (Halle 1734 und in dem oft allegirten Buche) arg behandelte, namentlich den Dichter Gotthold Lange und einen Professor F. W. Vor Allem lag ihm daran der Welt zu beweisen, daß er noch lebe. Zur Züchtigung dafür schrieb Liscow einen anderweitigen Beweis, daß er trotz aller gegentheiligen Behauptungen gestorben und der lebende Philippi nicht der rechte sondern ein Gespenst sei, in der „bescheidenen Beantwortung der Einwürfe, welche einige Freunde des Herrn Professor Philippi wider die Nachricht von dessen Tode gemacht haben (1735)."

Waren, wie er selbst fühlte, die von Lübeck über ihn hereingebrochenen Wetter schon vollkommen hinreichend gewesen seine Stellung in Halle zu erschüttern, wo er übrigens ohne Besoldung bisweilen Mangel am Nöthigsten litt, so ereilte ihn obenein im Jahre 1734 ein Unfall, der sein Bleiben vollends unmöglich machte. König Wilhelm I. traf am 8. Juli in Halle ein, um seinem dort garnisonirenden Regiment Anhalt-Dessau die Parade abzunehmen. Philippi benutzte diese Gelegenheit, der Majestät seine unterthänigste Aufwartung zu machen und ein Carmen zu präsentiren. Aber der König, gerade von militärischen Rapporten in Anspruch genommen, wies ihn zurück, und, da der

devot-zudringliche Mann nicht sofort gehorsamte, schlug ihn in Gegenwart einer großen Menschenmenge mit seinem Rohrstock in's Gesicht und über die Schultern: — „welches ich," schreibt der Unglückliche, „weil es mein König gethan, verschmerzet." Dennoch beseelte ihn so viel Ehrgefühl, daß er freiwillig um seine Abberufung einkam, freilich mit der Unschicklichkeit seine Bestallung beizulegen. Doch der allerhöchste Verdruß über diesen Verstoß, der Antrag der Merseburger Regierung bei dem Berliner Hofe um Vollstreckung der vor fünf Jahren gegen ihn erkannten Strafe, nachdem der akademische Senat in Halle dagegen protestirt, und die Warnung eines Freundes: „Abi, fuge, abi cito! Tu qui fata cum Thomasio habes, fac idem," — dies veranlaßte ihn noch vor Anlangung eines definitiven Bescheides, um Michaelis nach Göttingen zu entweichen, von wo aus er, ungebeugt durch seine trübselige äußere Lage, den „Hamburger Berichten" die Nachricht sandte: er sei nicht todt, wie ein „namenloser Pasquillant" ausgesprengt habe; welcher Kundmachung das oben genannte „anderweitige Bedenken" folgte.

In Göttingen docirte er, und gab außer einer: „Epistola, in qua pauca de redintegranda auctoritate antiqua Responsorum, a prudentibus latorum exponuntur," neun Stücke der scheußlichen Wochenschrift: „der Freidenker" heraus, der ihm neue Feinde sammt einem Lehr- und Druckverbot brachte. Als dann die Merseburger Regierung auch hier seine Verhaftung begehrte, schaffte man ihn plötzlich bei Nachtzeit in einer Kutsche zum Thore hinaus. Er ging wieder nach Halle, wurde aber, ohne die Druckvollendung des „Cicero" hier abwarten zu dürfen, ausgewiesen; dann nach Jena mit gleichem Schicksale. In Merseburg war inzwischen sein Hauptverfolger, der Kammerprocurator Lichtenhahn gestorben, und er wagte daher sich dort und in der Umgegend kurze Zeit heimlich aufzuhalten, von Unterstützungen der Geistlichen lebend. Auf einmal erscheint er in Erfurt, zum dritten Male mit Heirathsprojecten schwanger, denn am 1. September 1736 richtet er einen höchst vertraulichen Brief an Frau Gottsched, worin er sie um Verschaffung des Porträts einer Madame Brayne in Danzig bittet, welche ihm zur Heirath vorgeschlagen worden. Dann vernimmt man drei Jahre lang nichts von ihm. Erst am 24. October 1739 meldet Gottsched

dem Grafen von Manteuffel in Berlin: Bei uns ist dieser Tage ein seltsames Phänomen erschienen, nämlich der so lange schon umherschweifende Dr. Philippi. Er ist aber nicht leer, sondern mit einer Last von Schmieralien angekommen, die er alle drucken lassen will, — zufügend, man dürfe „einem solchen Abschaum der Thorheit," den drei Universitäten fortgeschafft hätten, in Leipzig nicht dulden. Er betrug sich aber sehr vernünftig, so daß man keinen Weg sah ihn los zu werden. „Der neu angekommene Phantast Philippi" — berichtet Frau Gottsched dem Grafen Manteuffel am 1. November 1739 — „ist noch hier. Man hat vermuthet, daß er sich würde gelüsten lassen, in einer der 3 Disputationibus, die diese Woche sind gehalten worden, zu opponiren, allein er ist einmal klug gewesen und hat es bleiben lassen."

Die häufigen Querelen aber, die er der Leipziger theologischen Facultät wegen immerdar verweigerter Druckerlaubniß für seine Schmieralien bereitete, endete die Merseburger Regierung, welche neuerdings auf Vollstreckung ihres Urtheils drang. Man transportirte ihn nach Waldheim (1740), wo er, man sagt in der Irren-Abtheilung, eine zweijährige Haft erdulbete. Freigelassen war er charakterlos genug sich an Liscow in Dresden persönlich mit Unterstützungsgesuchen zu wenden, der sich denn seiner auch annahm.

Man rühmt es als einen „schönen Zug," daß der Privatsekretär Brühls ihn nicht weiter verfolgte, als er im tiefsten Elend saß, und er selber rühmt sich dessen. „Er gerieht in einen Zustand, daß man seiner ohne Sünde ferner nicht spotten konnte." Vergessen wir jedoch nicht, daß jener ihn noch verfolgte, als er ohne Amt, ohne Mittel nach Göttingen flüchtete, bemüht, sich dort Existenz, Brod zu erwerben. Und was konnte jener noch weiter wollen? Wär er nicht zum armseligsten Landstreicher herabgesunken? Ist das der „schöne Zug," daß er mit Vagabonden keine Fehde führte? Ist das Großmuth, dem Almosen zu verschaffen und theilweise selbst zu gewähren, an dessen Ruin er mit unbarmherzigster Consequenz und ohne alle Bedenklichkeiten in den Mitteln gearbeitet hatte? Lag es nicht auf der Hand, daß sich dieser Mann, in stets abschüssiger Bahn, auf die Länge selber unmöglich machte? Wer gab Liscow das sittliche Recht seinen Sturz zu beschleunigen und in einen jähen und

heillosen umzuwandeln? Und welcher Gewinn erwuchs aus seinem erbitterten Gebahren der Wissenschaft? Auf alle diese Fragen giebt es blos eine Antwort, und wir haben ein Beispiel von vielen, wie erstaunlich wohlfeil Lob bisweilen ist.

Philippi's Verhalten in Dresden mochte zweifelsohne ziemlich anstößig sein. In Leipzig war er ganz darauf versessen einen Narren-Katechismus herauszugeben, und sammelte Subscribenten; in Dresden schickte er allen distinguirten Personen Prophezeiungen: gewiß eine Manier Geldgeschenke zu bekommen, aber auch wol auf seine geistige Befähigung hinweisen zu wollen. So tief er heruntergekommen, hohe Meinung von sich und das Streben nach anderweitiger Stellung, nach etwas Rechtem, hatten ihn noch nicht ganz verlassen. Er lag Liscow beständig an, sich für ihn bei dem Grafen Brühl zu verwenden. Es heißt ferner, bei seiner Entlassung aus Waldheim sei ihm jede Correspondenz mit Leuten daselbst untersagt worden, und nun hätte er seiner eidlichen Verpflichtnng dennoch zuwidergehandelt. Alles das habe (1743) seine Verweisung aus Dresden bewirkt. Mißtrauen aber gegen eine briefliche Andeutung zu hegen, daß Liscow zuerst seine Ausweisung betrieben, sind keine Gründe vorhanden. Er wanderte in's Gothaische, lenkte dort wiederum die Feindschaft der Behörden auf sich, und ging endlich nach Jena, wo man ihn mit Correcturen und Abschriften beschäftigte. Hin und wieder machte er noch Ausflüge nach Halle, von beiden Orten fortwährend Bettelbriefe nach Dresden sendend. Plötzlich war sein Name verschollen. Wo er gestorben, der zu Tode gehetzte Narr, und ob 1750 oder im Jahre darauf, ist mit Bestimmtheit nicht ermittelt worden.

Es existiren noch zwei satirische Schriften unter seinem Namen, über welche ich im Unklaren bin. Die eine ist betitelt: „Regeln und Maximen der edlen Reimschmiede-Kunst, auch kriechender Poesie“ ꝛc., und erschien während seines Dresdner Vagirens zu Altenburg 1743. Flögel erzählt, Liscow habe ihn zur Abfassung dieses Buches, als einer Buße für seine rednerischen und dichterischen Sünden, beredet. Hagedorn meinte, Liscow sei selbst der Urheber, Philippi's Name eine nur persuadirte und bezahlte Autorschaft. Unverkennbar ist, daß sie weder die eine noch die andere Art ganz hat, aber von beiden etwas. Vielleicht ist sie das Werk beider Männer. Keinesfalls möchte

ich sie einem Dritten vindiciren. Das andere Dubium trägt den Titel: „Academische Schaubühne, auf welcher die auf Universitäten im Schwange gehende Tugenden und Laster poetisch abgeschildert werden, von M. Lebrecht Ehrenhold, unter Aufsicht D. Johann Ernst Philippi" (Frankf. und Leipz. 1749, 6 Theile).

Ich trete nun an jenes Kind der satirischen Perception Liscow's heran, von welchem er selbst versichert, es sei am meisten frequentirt worden, und das die nationalliterarischen Schreiber, mit wenigen Ausnahmen, stets mit ersichtlicher Vorliebe behandelt, manche ihrer in fast kätzchenschmächtiger Herzinnigkeit gehätschelt und carressirt haben. Zwar die übrigen Zwittergeschöpfe, 'die offenbaren Wechselbälge natürlich ausgeschlossen, obgleich recht zartsinnig, galten ihnen auch für schmucke Jungen, aber so recht munter wollte die Sprache über sie nicht werden, sie behielten, man konnte es abmerken, trotz aller Blenden und Verschönerungsgläser im Auge der Beschauer zu viel der Züge grinsender Schächerabthuer. Dieses Kind hier indeß, das in der Taufe den Namen: „die Vortrefflichkeit und Nohtwendigkeit der elenden Scribenten" (1734, 2. Ausgabe 1736) empfangen, lief nicht so nackt herum wie seine Brüder, es hatte seine haar- und borstenbewachsene Haut mit der Toga einer Art objectiver Allgemeinheit drapirt, freilich bettelhaft, und durchsichtig wie Gace, undurchdringlich aber für blöde, dicht genug für geflissentlich halbzugekniffene Blicke. Ein wahrer Honigblütenbusch für die kritischen Maikäfer und ein ambraduftender Düngerhaufen für die aufräumungsgierigen literarischen Hornschröter, summen und brummen sie um seinen Kopf herum von „Erhabenheit", „Einflußreichthum", „Zukunftsbedeutung", und andere Melodien. Wir hingegen sagen zu den Bastarden unseres satirischen Hermaphroditen: „Auch euer Bruder muß sterben!" kein Antonius braucht ihn erst in die Proscriptionsliste einzuzeichnen, er hat sich allein geächtet; ihn trifft kein Attentat, nur selbstgewollter Schwertschlag.

Als Liscow das „Schreiben an einen gelehrten Samojeden" verfertigte, verhieß er bereits jene scheinbar allgemeine Satire. Es lag zu Tage, er wollte von sich glauben machen, daß es ihm nicht blos um Invectiven gegen Sievers zu thun, und daß er diesem blos darum zuerst die Geißel um den Rücken geschwungen, weil er ihm zufällig am nächsten gestanden. Sievers

hatte aber alle möglichen Hiebe empfangen, und der versprochene gründliche Erweis blieb nichts destoweniger aus, im Gegentheil griff er, wie wir wissen, nach einem andern, ihm von dritter Hand dargebotenen Delinquenten, der für das Schafot seines Spottes reif erklärt worden. Zweifellos fehlte ihm die Kenntniß einer selbst nur kleinsten Maaßes genügenden Anzahl Dunse, um gleichsam ein Absud von dem zu bereiten, was von den einzelnen Geeignetes abzunehmen und in das Kochgeschirr seiner Ironie zu werfen. Er mußte hinfolglich zuvor den Pferch der literarischen Esel, deren innere Organisation jederzeit Identität von Schlingungs=, Magen=, Wiederkäuungs= und Gebärungsschlauch zeigte, betreten und ihr Futter durchsieben. So kam denn nach zwei Jahren jener gründliche Erweis zu Stande; nur hatte er wiederum nicht über sich vermocht, die Esel selber unabgeschlachtet zu lassen, zu verhehlen, daß ihm gerade hauptsächlich darum zu thun, so gut wie gar nicht um allgemeinhinige Säuberung der literarischen Nutrimente von Häckſel und Schmutz. Er hatte auch nicht über sich vermocht, schon bluttriefende Körper nicht mit dem grobkörnigen Sande schlechten Witzes zu bestreuen.

Jede Illusion die man heranbringt, daß es sich hier am Ende doch um etwas handeln werde, was eines Kampfes würdig und der Menschheit wohlthätig, wird von vornherein durch die Erklärung dessen zerstört, was man unter „elende Scribenten" rechnen darf. Früher trompetete er von „bösen' Scribenten, und als wir die Lupe ergriffen, damit wir sie ganz und gar erkenneten, rief er: legt sie bei Seite, meine Leute sind mit bloßen fünf Sinnen von oben bis unten, von innen und außen faßbar. Die „elenden" Scribenten sind endlich doch wahrscheinlich Subjecte, gegen welche Schild und Speer zu ergreifen rathsam ist, Subjecte die im Dienste der Finsterniß, Lüge, Sophisterei, des Aberglaubens stehen und während das Gros der Menschheit darob siecht, von deren schwindenden Kräften fett und mächtig werden: Harpyen, welche alle Tage Opfer erheischen. Weit gefehlt. Diese liegen außer dem Bereiche des Mannes, der ja ausdrücklich gestattete, daß „allgemeine Thorheiten, die den Schein der Weisheit haben" vertheidigt, „als heilsame Lehren" dargestellt würden. Das Hatzrevier ist dasselbe geblieben. „In dessen Schriften weder Vernunft, noch Ordnung, noch Zierlichkeit an-

zutreffen ist, der ist ein elender Scribent." Man könnte dennoch dem Decoct vielleicht ein allgemeines Interesse abgewinnen, wenn es von dem völlig characterisirenden Niederschlag der Literatur gebraut worden wäre; es enthält jedoch blos die Lauche einer kleinen Hand voll willkürlich aufgeraffter Schmieralien, die er — ich erinnere absichtlich wiederholt daran — nicht literarisch therapeutischer Zwecke wegen mit Galle vermischt bereitete, sondern um sie den Stofflieferanten über den Kopf zu schütten. Viel Lärm um Nichts in der Hauptsache, darum 110 Seiten! Die ganze Schrift ist im allgemeinscheinenden Theile eine Donquixoterie, aber durchaus keine Donquixotiade — fern sei von uns den unsterblichen, erhabenen Cervantes durch einen so niedrigen Gesellen zu profaniren!

Bevor seine satirischen Bolzen die eigentliche Zielscheibe erreichen, durchschneiden sie stets eine weite Bahn, eine so weite, daß naive Zuschauer das Schwirren für ihre Hauptbestimmung erachten, nicht ihr Einschlagen; und diese Bolzen haben das gaukelhaft Eigenthümliche, daß sie nach dem Einschlagen noch ricochetiren, und zwar bis zum Schützen zurück, in Wendungen, die kein Mathematiker voraus construirt. Dieser Hocuspocus des esoterischen Gedankenganges scheint förmlich für die kritische Galerie berechnet worden zu sein, welche dafür tapfer Beifall klatschte. Und auf dieser Galerie geht es genau so her wie auf der der Volkskomödie: Einige werfen sich im Bewußtsein ihres stattlichen Mundwerks und ihrer kräftigen Extremitäten als Matadore auf, welche die Menge, die selten eine selbstständige Meinung und den Muth zu deren Aeußerung hat, bestimmen und die Widerpartner mit deren Beistand unterdrücken oder übertoben. Männiglich bekannt ist überdies, daß auch die Literatur ihre gedungene Claque besitzt, und — wir haben es bereits leise berührt — schon zu Liscow's Zeiten wirthschaftete der Budenneid ungeberdig, existirten bilaterale Assecuranzen für Ruhm und Schande, freilich noch im Stadium des Mondkalbes; erst unserer Zeit gebührt das Verdienst weitverzweigte und wohlorganisirte Sippschaften gebildet zu haben.

Nach der Definition der elenden Scribenten ist Liscow's summarische Methode leicht zu errathen: er bekämpft ironisch den Gebrauch der Vernunft, Ordnung und Zierlichkeit, und blamirt damit seine „elenden" Scribenten. Wer aber den

Spieß umdrehen, daraus folgern wollte, daß er nun damit zugleich für eine absolute Vernunft in die Schranken träte, daß ihn seine eigene Vernunft zu der Anticipation weltbewegender oder revolutionärer Gedanken kommender Generationen empor getragen, wie z. B. Helbig von ihm glaubhaft machen möchte, sofern ich eine bei ihm höchst unklare Stelle richtig deute, der würde arg getäuscht sein. Was Liscow Vernunft nennt, das ist ein an Flügeln, Fängen und Schnabel verstümmelter oder gefesselter Aar, dem man gebietet: jetzt bediene dich deiner Freiheit! Man vernehme nur folgende Aussprüche, die er alles Ernstes thut: „Einer der das Unglück hat (nämlich der Vernunft in allen Stücken zu folgen), beraubet sich selbst alles Vergnügens, dessen ein Mensch hier auf Erden genießen kann. Denn die tiefe Einsicht, welche er, durch einen unmäßigen Gebrauch seiner Vernunft, in den wahren Wehrt aller irdischen Dinge bekömmt, benimmt ihm gewisse Vorurtheile, ohne welche man nicht glücklich sein kann." — „Ich bitte meine Leser, sich mit mir das Elend und die Verwirrung vorzustellen, die nohtwendig erfolgen würden, wenn die Begierden gedämpfet wären, und die Vernunft freye Hände hätte. Das ganze menschliche Geschlecht würde dadurch in eine Art von Schlafsucht verfallen. Ich gestehe, es unterbliebe alsdann viel Böses: Allein es würde auch wenig Gutes ausgerichtet werden, weil man gar nichts thun würde." — „Der Endzweck aller menschlichen Handlungen ist Ehre, Vortheil und Lust. Wenn der Mensch ohne Ehrgeiz, Geldgeiz und Wollust wäre: so würde er stille sitzen, und die Hände in den Schooß legen. Ich begreife also nicht, wie es möglich sey, daß kluge Leute sich so große Vortheile von dem Siege der Vernunft über die Affecten versprechen können; da es doch so offenbar ist, daß ohne die Affecten nicht eine tugendhafte That verrichtet werden kann." — „Mich deucht, daß keine Republik bei dem Gebrauche der Vernunft bestehen könnte, und daß eine gänzliche Dämpfung der Affecten und Ablegung der Thorheit den Unterschied zwischen Obrigkeit und Unterthanen aufhebe, und alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu Grunde richte. Was soll man also von solchen Leuten denken, die so sehr auf den Gebrauch der Vernunft dringen? Läßt es doch nicht anders, als wenn ihnen alle Ordnung und alle gute Verfassung zuwider sind. Wollte man ihnen Gehör geben, und sie

rathen lassen: so würden sie uns in kurzem zu vollständigen Hottentotten machen." — „Ein Bürger muß gehorchen, und ein Christ muß glauben. Wer seiner Vernunft nachhänget, der taugt zu beyden nicht." — „Wer sich zu klug dünket, seinen geistlichen Führern einfältiglich und blindlings zu folgen, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes."

Will man aber im Gegensatz zur entschiedenen Bejahung enragirter Verehrer behaupten, daß diese Aussprüche nicht eben ernster Art wären, nun dann verweisen wir auf das, was er fünf Jahre später, wo seine satirisch-literarische Thätigkeit ein Ende hatte, zu seiner Vertheidigung auf widerfahrne Angriffe vorbringt. Ernst und feierlich erklärt er bei der Veröffentlichung der Gesammtausgabe seiner Schriften: „Man bildet sich vielleicht ein, ich wollte zu verstehen geben, daß die Gottesgelehrten eben so albern sind, als die verächtliche Schaar der elenden Schreiber, auf deren Unkosten ich mich lustig mache: Aber dieses ist wahrlich meine Absicht nicht. Ich müßte ja ganz rasend seyn, wenn ich nicht begriffe, daß zwischen einem Menschen, der seine Vernunft in Glaubenssachen gefangen nimmt, und einem offenbaren Gecken, der gar keine Vernunft hat, ein unendlicher Unterschied sey. Ich erkläre mich hiermit öffentlich, daß ich diejenigen Gottesgelehrten, die am meisten wider den Mißbrauch der Vernunft in göttlichen Dingen eifern, für die besten und vernünftigsten halte. Wer andere Gedanken von mir hat, der irret sich." Wir erinnern ferner an seine Vertheidigung der Orthodoxen gegen das Bemühen einer rationalen Auffassung und Behandlung der Dogmen, gegen das Bestreben wolffisch-philosophischer Umgestaltung der Theologie.

Auch das Mahl außergewöhnlicher politischer Freisinnigkeit hat man hier in Aussprüchen wie folgende zu entdecken vermeint: „Es ist gar zu bekannt, daß die Weisheit, wodurch die Welt regieret wird, sehr geringe sey." — „Salomon sagt: daß der Unverstand unter den Gewaltigen sehr gemein sey: und von ihren vornehmsten Bedienten spricht ein heidnischer Poet: Rarus . . . ferme sensus communis in illa fortuna. . . . Diese Regel hat unstreitig ihre Ausnahme: Aber so viel ist doch gewiß, daß nicht allemal die Klügsten am Ruder sitzen. Wir sind so gut und glauben es. Ihre Gewalt, die äußerliche Pracht, und

die ernsthaften und gravitätischen Gebehrden, wodurch sie sich ein Ansehen machen, prägen uns eine besondere Ehrerbietung ein, und verführen uns, sie für weise zu halten, weil sie groß sind; sollten wir aber diese Herren genauer kennen: so würden wir inne werden, daß ihre Klugheit an dem glücklichen Ausgange ihrer friedlichen und kriegerischen Verrichtungen den geringsten Antheil habe, und derselbe gutentheils dem Glücke zuzuschreiben sey. Es gereichet dieses den Großen dieser Welt so wenig zur Schande, daß man vielmehr daraus ihr Vertrauen auf Gott abnehmen, und es als den einzigen Beweis ihres Christenthums ansehen kann."

Die beste Kritik für diese vermeintliche Freiheit der Ansichten ist in den von uns voraufgeschickten Stellen enthalten. Kitzelte ihn wirklich so etwas wie politischer Radicalismus, so war überdies Aeußerung desselben in einer satirisch bezeichneten Schrift sehr ungefährlich. Bestenfalls aber sind jene Ansichten, ohne alle Sonderbeziehung, nur eine Anquickung von Freisinnigkeit: und wie verbollwerkt ist diese noch! Er versteckt sich hinter die Bibel, hinter die Alten, er statuirt Ausnahmen, er faßt die Großen bei der religiösen Seite! Er will auch gar nichts wissen von übertriebener und gefährdender Freisinnigkeit, er ist ein Politicus und sehr loyal, er ist sogar höchst empfindlich in diesem Punkte. Er weicht in keiner Hinsicht aus dem gewöhnlichen Gleise. „Ich sage von den Regenten nichts", vertheidigt er sich gegen einen Hauptwidersacher, „als was Salomon und Juvenal vor mir gesagt haben. Nicht in der Absicht, die Majestäten zu lästern, sondern bloß den Mangel der Vernunft zu entschuldigen, den man den elenden Scribenten vorwirft. Mein Charakter verband mich dazu, und gab mir ein unstreitiges Recht, alles zusammen zu suchen, was in meinen Kram diente. Da ich nun beym Salomo fand, daß Unverstand unter den Gewaltigen gemein sey, und sahe, daß Juvenal den Günstlingen der Großen fast alle Vernunft absprach: so darf man sich nicht wundern, daß ich mir dieses zu Nutz gemacht habe. Man kann mir dieses um so viel weniger verdenken, weil ich gar die Behutsamkeit gebrauchet habe, die harten Ausdrücke der Scribenten, welche ich anführe, zu mildern, und nichts mehr sage, als daß nicht allemahl die Klügsten am Ruder

sitzen. Welches eine Wahrheit ist, die ich mir getraue allen Königen in die Augen zu sagen, ohne daß sie es mir ungnädig nehmen sollen. Solche allgemeine Wahrheiten verletzen die Ehrerbietung nicht, die man den Göttern auf Erden schuldig ist. Die Großen dieser Welt sind auch so wunderlich nicht, daß sie sich über den geringsten Scherz, der keinen von ihnen insbesondere trifft, entrüsten sollten."

Die „elenden" Scribenten nun, welche Liscow allenthalben vor Augen hat und oft namentlich anführt, sind Sievers (damals bereits in Schweden und Zeit seines Lebens ohne Kenntniß dieser neuen anonymen Schmähschrift), Philippi, Rodigast und Manzel. Einen Seitenhieb erhält ein Buch des weiland Magisters und Pfarrers Ambrosius Hillige. Erwähnt sind auch noch Happel, Menantes, Uhsen und Hübner, allein nur en passant; es scheint, daß er ihre Schriften nicht aus eigner Einsicht kannte, und außerdem hielt er sich schon darum bei ihnen nicht auf, weil keine Special-Malice gegen sie auszuüben war. Sie treten nur ein einziges Mal auf, gleichsam wie stummes Gefolge der Helden, über die er witzelnd reflectirt und schimpft.

Rodigast und Manzel — eine erzgemeine Zusammenstellung — sind neu. Er nennt sie die „allerelendesten Scribenten, die ihre gelehrte Nothdurft auf Papier verrichten." Rodigast war ein bedauernswerther junger Mann von 21 Jahren, der sich als Winkeljurist in Dresden aufhielt. Briefe von Zeitgenossen wissen, daß er schon als Knabe an der Fallsucht litt, zu der sich später temporärer Irrsinn gesellte. Auf wissenschaftliche Carriere mußte er deshalb bald verzichten, ohne daß er darum etwas Anderes erlernte. In diesem traurigen Zustande und in tiefer Armuth suchte er sein Leben so gut wie möglich zu fristen. So kam er unter anderm 1733 auf die Idee ein „deutsches Corpus Juris Civilis Justinianeo-Casuale" herausgeben zu wollen, wozu er ein besonderes „Avertissement" verschickte, in welchem er sich den Doctortitel beilegte, und zu Subscriptionen mit Vorauszahlung einlud. Idee und Programm dieses Unternehmens waren die eines Unwissenden und Halbverrückten, nicht im Mindesten beachtenswerth, oder höchstens zur Ertheilung eines diagnostischen Winkes geeignet, der zu Gunsten des beklagenswerthen Menschen benutzt werden konnte.

Hämische Freude wünschte ihm aber einen Wischer vornehmlich der Selbstgraduirung halber, und man wandte sich deshalb unter Verheimlichung seiner Geistesgestörtheit an Liscow, der sich wie immer nicht lange nöthigen ließ, jene blödsinnige Ankündigung im 123. Stück des Hamburger Correspondenten (von 1733) beräucherte, und damit einen Dampf verursachte, den sie sonst unmöglich bewirkt haben würde. Rodigast gerieth außer sich, wie die Ausdrücke einer von ihm unter dem Namen Martin Albrecht gegen den Herausgeber benannter Zeitung gerichteten Brochüre darthun. Titel und Inhalt derselben sind nach Liscow's eigenem Bekenntniß „so närrisch, so rasend", daß er wahrhaftig „erschrak." Doch „weil er diese Händel einmal angefangen", gab er dem Pseudonymus wiederum „einen kurzen Bescheid, der im 173. Stück des Hamburgischen Correspondenten von eben dem Jahre zu lesen ist." Nun paradirt er, auch einer miserablen religiösen Betrachtung wegen, nochmals in dem obigen Pasquill, und der banale, für unsern Satiriker freilich sehr charakteristische Hohn: „wenn meine drey Freunde, Sievers, Philippi und Rodigast, sich selbst kennten: so wären sie längst in Verzweiflung gerahten, und hätten sich vielleicht schon selbst Leid angethan", klingt in Erwägung des Factums, daß Rodigast bereits in permanenten Wahnsinn verfallen war, entsetzlich. Freilich entschuldigt er sich, daß er dies zu spät erfahren, damit jedoch ist selbstverständlich das Abthun des allerunbedeutendsten Stümpers, der Spectakel um ein Nichts keineswegs gerechtfertigt oder unter mildere Beleuchtung versetzt.

Und mit diesem unwissenden und vernunftberaubten Menschen bringt er einen Mann in Verbindung, der doch wenigstens etwas geleistet hatte, was ihn über die „elenden" Scribenten erhob, was ihm ein Recht auf anständigere Behandlung gab.

Manzel (1699—1768), Doctor und Professor der Jurisprudenz zu Rostock, auch (seit 1744) kaiserlicher Hofpfalzgraf, und (seit 1746) mecklenburgscher Kanzlei- und Consistorialrath, hat allerdings nach damaliger Juristenart viele und in verschiedene Fächer bis zur läppischen Spielerei übergreifende Streitübungsschriften, Abhandlungen, Programme, Reden, Episteln, Discourse und dergleichen geschrieben, welche in der Mehrzahl namentlich in jetziger Zeit vollkommen werthlos erscheinen, und auch schon für ihre Zeit durchaus jedes tiefer gehende Ver-

fahren entbehren. Aber die meisten dieser Schriften sollten auch nur als Kinder des Augenblicks gelten, wie er selbst sagt, unter einer Menge zeitraubender Geschäfte nur „ad studia Juventutis“ flüchtig hingeworfen oder ihm geradezu abgedrungen. Er beklagte selbst, daß ihm keine Muße zu der nothwendigen Sorgfalt für seine literarischen Elaborate verstattet sei. Walch und Christian von Nettelbladt rühmten von ihm jedoch, daß er einen bessern Geschmack bewiesen als viele zeitgenössische Rechtsgelehrte. Ueberdies florirte unter ihm die Juristenfacultät der Universität Rostock, wo er fünfmal das Rectorat und einundzwanzigmal das Decanat bekleidete, ungemein, und es sind mehrere ausgezeichnete Schüler von ihm gebildet worden. Und Arbeiten, wie seine „Rostockischen gelehrten Sachen“, seine „Geschichte der Juristenfacultät zu Rostock“, die „Selecta Juridica Rostochiensia“, das „Jus Mecklenburgicum et Lubecense illustratum“ sind noch jetzt wenigstens für die Specialgeschichte der deutschen Rechtswissenschaft brauchbar gefunden. Die von ihm 1721—25 herausgegebenen vier Stücke: „Der vortrefflichsten deutschen Poeten Meisterstücke, nebst dem Leben der berühmtesten Dichter“, waren für jene Zeit auch nicht ganz unverdienstlich, und so kann man ihn doch wahrlich nicht unter diejenigen Scribenten zählen, denen „Vernunft, Ordnung und Zierlichkeit“ gebricht, und ihn geradezu einen der allerelendesten nennen. Das Räthsel, warum es Liscow thut, ist gelöst: es ist die Feindseligkeit, welche sich zwischen ihm und Manzel auf der Universität entspann und erhielt, und die Freundseligkeit, für Andere seinen Köcher zu entleeren. Dieser Letztere bezog die Universität Rostock um Ostern 1717, und blieb bis Ostern 1719; Liscow kam 1718 hier an, und ließ sich am 17. Juni in die Matrikel der Juristenfacultät einzeichnen. Von jenem heißt es, er sei schon als Magister stolz und hoffärtig gewesen, was ihm unter der „Ritterschaft“ nachmals Feinde gemacht, von diesem, daß er sich steif, unverträglich und bissig gegen seine Commilitonen benommen. Die Gelegenheit Manzel etwas Apartes am Zeuge zu flicken kam, als dieser seine Dissertation „de jurisprudentia salutis aeternae civium rationem habente“ veröffentlichte (1735). Darin war allerdings ein sehr gefährlicher Grundsatz vertheidigt worden, „eine Quelle der schädlichsten Unordnungen“ enthalten, nämlich daß die Gesetzgebung auch

das Seelenheil der Menschen erstreben müsse, und in der That bezwecke. Freilich behauptete er nichts Neues; die Fürsten waren ja „Säugammen und Pfleger der Kirche", setzten Priester ein, sorgten für die Heilighaltung des Sabbaths, für Respect vor gottesdienstlichen Räumen. Sie zeigten stets, wie viel ihnen daran gelegen, daß nicht Jedermann glaube was er wolle, daß Jedermann nur auf Grund der von ihnen approbirten religiösen Bekenntnisse in Frömmigkeit wandele und selig werde. Die Fürsten beanspruchten das Recht die Gewissensfreiheit zu normiren, und Atheismus galt ihnen als strafbare Verirrung. Mit einigen Unterschieden erfreuen wir uns ja noch dieses Zustandes, den Manzel für die Existenz der Staaten, der bürgerlichen Gesellschaft nöthig erachtete. Ganz ausgemacht ist zwar nicht, daß er keine anderen Gedanken von dem Wesen der bürgerlichen Gesellschaft wie von den vernunftgemäßen Rechten und Pflichten der Obrigkeiten gehegt, es kommt ihm offenbar selbst so vor, als müsse die Gewalt der Fürsten über die Gewissen eine Grenze haben und die Jurisprudenz sich weder um die Ehre Gottes noch um die ewige Seligkeit bekümmern, allein er hat nicht umsonst auch Theologie studirt, und ist ein viel zu anspruchsvoller Jurist und devoter Fürstendiener, um solchen Gedanken nachzuhängen, sie nackt auszusprechen und wol gar als richtige aufzustellen.

Neun Jahre früher wollte er in der Abhandlung: „Primae lineae juris naturae vere talis, secundum sanae rationis principia ductae" (1726) die Lehre von der Vollkommenheit der ersten Menschen vor dem biblischen Sündenfalle als Grundlage des Naturrechts durch die Vernunft rechtfertigen.

Beide höchst schwächliche Dissertationen erfuhren Widerspruch. Besonders aber waren es ein paar ungenannt gebliebene Leipziger nebst einem Herrn von C. in Güstrow, welche ihn lächerlich gemacht wünschten ohne sich selbst die Finger dabei zu verbrennen, und sich deshalb an Liscow wandten. Letzterem soll dieser dann geschrieben haben, er wäre bereit die ersterwähnte Dissertation zu beleuchten; es müßte aber dabei doch ein Unterschied gemacht und mit ihm anders verfahren werden als mit Philippi (wiewol er die Gelegenheit ergreifen und ein „Hähnchen von alten Zeiten her mit ihm gleichermaßen rupfen möchte"), denn er genieße ein Ansehen, für welches nicht jeder gute Grund

fehle. Was über ein neues Recht der Natur von ihm ausgegangen, so bedünke ihn, es sei zu lange her um darüber jetzt zu reden, indeß könne der ihm gethane Vorschlag noch erwogen werden. Gegen diese Mittheilung, den wie es scheint zu einer Biographie seines Großvaters bestimmt gewesenen Aufzeichnungen aus dem handschriftlichen Nachlasse des 1820 verstorbenen Kriewitzer Pfarrers Christian Gottfried Manzel entlehnt, streitet zwar Liscow's eigene Darstellung, jene verliert aber darum nicht an Glaubwürdigkeit. Es ist anzunehmen, daß er es mit den halb ernsten, halb spöttisch-verächtlichen, von Gründlichkeit jedoch sehr entfernten Einwürfen, welche er gegen die Diss. de jurisprudentia in den „niedersächsischen Nachrichten" erhob, bewenden lassen wollte. Manzel aber goß Oel in's Feuer, indem er wider die niedersächsischen Nachrichten bei dem Rath zu Hamburg Beschwerde einreichte. Wie überall nennt dies Liscow ein Gebahren lediglich der „armseligen" Scribenten. Er hätte indeß wissen können, daß selbst große Geister „das Schwert der Obrigkeit" wider ihre Gegner angerufen. Von seinen Zeitgenossen braucht man nur Wolff zu nennen, der bekanntermaßen, allerdings sehr unphilosophisch, gegen Daniel Strähler Absetzung und Ausweisung beantragte, als dieser (1723) in Folge der Aufhetzereien Joachim Lange's die „Prüfung der vernünftigen Gedanken des Herrn Hofraths Wolff" herausgegeben hatte. Der Herausgeber der „Nachrichten" ward endlich gezwungen seinen anonymen Recensenten namhaft zu machen, nachdem sich Manzel mit der bloßen Bereitwilligkeit der Aufnahme einer Gegenerklärung nicht begnügt hatte. Als er Liscow's Namen hörte, machte er in Rostock durch öffentlichen Anschlag bekannt, daß er es nicht der Mühe werth halte sich mit einem „nichtssagenden" Menschen und „geringen Lohnschreiber", der nur aus altem Haß gegen seine Person handele, in weitere Streitigkeiten einzulassen.

Konnte nun Liscow überhaupt keine Opposition der von ihm Gezüchtigten vertragen, so mußte Manzel's hochmüthige Auslassung, von der er sicher Kenntniß erhielt, seine krankhafte, weibische Gereiztheit nur noch erhöhen. Und so zog er die schon der Vergessenheit anheimgefallene unreife und wunderliche Abhandlung über ein neues Naturrecht wieder hervor, sie in „Anmerkungen in Form eines Briefes" (1735) kritisirend. In der Vorrede stellt er sich, als ob Verfasser und Herausgeber zwei

verschiedene Personen seien, und die Schrift schon 1726 „auf Veranlassung eines gelehrten mecklenburgschen Cavaliers“ angefertigt worden wäre. Bei ihrer Aufnahme hingegen in die Gesammtausgabe seiner Schriften sagt er, daß er zwar schon bei dem Erscheinen jener Dissertation an eine Widerlegung gedacht, daß er aber erst 1729 an die Ausführung dieses Gedankens „blos zum Zeitvertreib“ geschritten sei. Wir müssen diese widersprüchlichen Angaben als geflissentliche Unwahrheiten betrachten und uns an die Eröffnungen Gottfried Manzels halten, wonach mit größter Wahrscheinlichkeit erst jetzt die Anmerkungen entstanden sind. Der „gelehrte mecklenburgsche Cavalier“ allein ist vielleicht kein bloßer Vorwand, sondern jener Herr von C. Der Druckort ist ein für Hamburg simulirter. Bis auf wenige ironische und maliciöse Anläufe ist der Inhalt des Briefes ernst, „weil doch ein Unterschied zu machen“, gegen die philosophische Begründung gewisser kirchlicher Lehrsätze, insbesondere des „Standes der Unschuld und Vollkommenheit“ gerichtet, und deshalb hier von keinem speciellen Interesse. Indem der Briefsteller aber hoffte, Manzel würde aus seinen Anmerkungen lesen, „wie viel ihm noch fehle, ehe er die tiefe Ehrerbietung, welche er zu fordern schien, verlangen könnte“, beging er eine ganz grundlose Dickthuerei, denn seine Deduction ist weder geschlossen noch sehr scharfsinnig, meist auf der Oberfläche schwimmend, flüchtig, und stark mit Naivetäten untermengt. Der gleichzeitige, angehängte Nachdruck der angegriffenen Dissertation befremdet uns bei einem Manne nicht mehr, dessen weites Gewissen in Bezug auf literarisches Mein und Dein, Recht und Unrecht, wir genügend kennen. Manzel, vergebens nach dem Autor der „Anmerkungen“ forschend, dachte auch diesmal nicht an die goldene Regel, daß Gleichgiltigkeit oder Gelassenheit in den meisten Fällen die klügste Revanche gegen Widersacher ist. Er erklärte ihn im 49. Stück der Hamburger Berichte (1735) für einen Lucifuga, mit welchem er sich nicht einlassen werde, so lange er in der Anonymität bleibe, worauf im 45. Stück der niedersächsischen Nachrichten eine Antwort erfolgte, welche jenen belehrte, daß ihm sein Gegner in Trotz und Unverschämtheit den Rang ablaufe. Sie ist so ganz nach Art der Gassenjungen und so verlogen-albern, daß man seinen Augen

kaum traut. Er hätte besser gethan seinen Namen zu nennen, als hinter dichtem Busch hervor zu schimpfen.

In den „Anmerkungen" war aber ein Prinzip berührt, welches nicht blos den Verfasser jener Dissertation, vielmehr eine ganze Schule traf, und deshalb nahm Reinbeck für Manzel gegen Liscow Partei. Reinbeck ist uns als einer der erleuchtetsten Gottesgelehrten seiner Zeit bekannt, der in der Geschichte wissenschaftlicher Hebung der Theologie, die Wolff'sche Philosophie zuerst auf sie anwendend, und in Förderung der Kanzelberedsamkeit, durch damals seltene Deutlichkeit, Ordnung und Präcision vorangehend, einen hohen Rang einnimmt, obgleich ihm in Herzog's theologischer Encyclopädie keine eigene Stelle angewiesen worden. Friedrich dem Großen war er der einzige Theologe, vor dessen Kopf und Charakter er besonderen Respect hatte. In jeglichem Betracht war er ein so verdienstvoller und würdiger Mann, daß Antikritiker keinerlei Ursache hatten allen Tact gegen ihn außer Augen zu lassen. Liscow hingegen mangelte das literarische Feingefühl, und so mengte er eine vermeintliche Widerlegung Reinbeck's, überdies nicht frei von Geringschätzigkeit, in die Sammlung seiner Schriften, er tischte sie als neue Vorrede der „Anmerkungen" gegen Manzel auf, sich als Gegner der Anwendung Wolff'scher Philosophie auf die Theologie und als Vertheidiger der Strenggläubigen geberdend. Es läuft Alles darin auf den Satz hinaus, daß ein Christ von der Wahrheit und Göttlichkeit der h. Schrift überzeugt und gleichgültig dagegen sein müsse, was ihm die Vernunft gegen die Glaubenslehren „vorschwatze."

Diese letzte Bekämpfung philosophischer Begründung christlicher Dogmen nahm ihm vornehmlich Gottsched sehr übel. Am meisten aber waren er und Andere über die Tactlosigkeit und den leichtfertigen, laxen Habitus der Gegenbeurtheilung empört, vor Allen Liscow's jüngster Bruder, der in Leipzig Theologie studirt hatte und dort eben in Aussicht auf ein Pfarramt lebte. Er erbot sich freierdings seinen Bruder „öffentlich abzustrafen", womit Gottsched einverstanden war. „Das Herz ist ihm noch einmal so groß geworden", schreibt dieser an Manteuffel (15. Oct. 1739), da er erfährt, daß man ihn der Ehre würdige, einen so großen Gottesgelehrten als Herr Probst Reinbeck gegen seinen Esau oder ältern Bruder zu vertheidigen. Es verdreußt ihn

allerdings sehr, daß ein solcher Scribent, der gewohnt ist d'avoir les rieurs de son Coté, einen so venerablen Mann in seine Schriften mengt, und zwar neben Professor Manzeln setzt, und zwar zu dieser Zeit! Das sollte ihm von rechtswegen nicht ungenossen hingehen. X. wird sich von dem beleidigten Gottesgelehrten einen Aufsatz desjenigen ausbitten, was man auf die eigentlichen Einwürfe des ältern antworten soll." Am 30. Dezember meldet er dann, daß er mit Verlangen Reinbeck's Vertheidigungspunkte gegen Liscow erwarte. „Sein Bruder hat sich schon auf den gehörigen satirischen Ueberguß präparirt." Am 26. Januar 1740 erfährt dann Manteuffel: „Den erhaltenen Entwurf zur Vertheidigung habe ich dem jungen Liscow übergeben. Die letzlich überschickte Probe kann schon in Etwas von seinem Talent zeugen. Allein dieses Künftige muß noch besser werden." Und unterm 12. März: „Jetzt eben ist Anti-Liscow bei mir gewesen, und hat mir versprochen mit seiner Vertheidigung auf die Feiertage fertig zu werden. Er wird selbige in Form eines Schreibens an seinen Held L. abfassen, und darin von einer Unterredung Nachricht geben, die in einer gewissen Gesellschaft vorgefallen. Die Personen, so dabei gewesen, sollen ein aufrichtiger Anhänger des Herrn R., ein aufgeweckter Officier und der Verf. der Schrift selber sein, welcher sich anstellen will, als ob er den L. vertheidigen wollte und sein großer Bewunderer wäre." Endlich zeigt Gottsched an (5. Juni und 3. Juli), daß der Anti-Liscow fast fertig „und der L. nun einmal eine verdiente Züchtigung erlangen werde." Ob diese Gegenschrift wirklich gedruckt worden, weiß ich nicht, in dem ganzen ferneren Briefwechsel Gottsched's verlautet kein Wort mehr darüber, und auch in andern mir vorgelegenen handschriftlichen Notizen von Gelehrten und Dichtern dieser Zeit finde ich davon keine Erwähnung. Ist sie, wie ich glaube, nicht erschienen, so dürfte es nach dem ihr gespendeten Lobe blos an äußeren Verhältnissen, vielleicht an veränderten Entschlüssen in Berlin gelegen haben. Daß aber, wie Gottsched an Manteuffel schreibt, am 10. September 1740 in Leipzig eine öffentliche Disputation stattfand, in welcher Reinbeck gegen Liscow durch den damaligen Magister Pitschel (Opponent Licentiat Teller) vertheidigt wurde, — das war denn doch zu viel Lärm, und zu viel Ehre für unsern Satiriker. Auffälligerweise habe ich in

dem handschriftlichen Nachlasse Gottsched's, dessen Bruch mit Liscow jetzt ein entschiedener war, keine einzige Aeußerung von ihm darüber gefunden, daß ihn die Züricher mit unter die „elenden" Scribenten setzten, als sie die „Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit" derselben nachdruckten (1738). Liscow erklärte sich erst 1742 gegen ihn, als er die Vorrede zur zweiten Ausgabe der Heinecken'schen Uebersetzung des Longin schrieb, doch war sein Schweigen auf den Züricher Nachdruck seiner gepriesensten Satire ebenfalls eine Erklärung. Auch Lävin Sander, über Gebühr von Liscow eingenommen, ließ jene Satire, „um das Andenken ihres Verfassers zu erneuern", in den „Papieren des Kleeblatts" (1787) wieder abdrucken, „bereichert mit Einleitung und Anmerkungen von Matthias Tobias Brand", welche Anspielungen auf neuere Schriftsteller enthalten, und einige sehr ungeschickte, gegen Küttner gerichtete kritische Expectorationen. Eine Bearbeitung kam unter dem Titel heraus: „Liscow's Lob der schlechten Schriftsteller, von einem gebeugten schlechten Schriftsteller" (Hannover 1794). Als Verfasser derselben ist Johann Jacob Stolz (1753—1821) ermittelt worden, sonst bekannt als Uebersetzer des neuen Testamentes und auf dem Gebiet des Kirchenliedes. Es fehlt ihm nicht an Witz, manche Nachahmung ist aber geradezu schülerhaft und Verböserung. Im Uebrigen hat man ihm mit Recht mehrere sprachliche Schnitzer und schweizerische Provinzialismen gerügt. Der Anhang: „über die Wahl der Büchertitel" ist ein dem ehemaligen Gießener Professor Christian Heinrich Schmid abgeborgter Aufsatz, zugestutzt mit einigen neuen Gedanken, welche indessen die Beifügung desselben noch nicht rechtfertigen, da man vergebens Satire darin sucht. Riedel ebenfalls schöpfte aus Liscow Ideen, wie an seinem Orte näher nachzuweisen ist. In unsern Tagen dürfte eine Satire „über die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Recensenten" eine der gelesensten Schriften werden. Freilich müßte der Verfasser vorher auch in diese und jene journalistische Düngergrube hinabgestiegen sein und sie gründlich durchwühlt haben, was nicht in Jedermanns Natur, und er hätte sofort alle kritischen Latrinenfüller auf dem Halse, welche durch lange Gewohnheit ihre schmutzige Beschäftigung für eine sehr angenehme halten, ihre stinkenden Ausleerungen dem Moschus gleich schätzen. Verdiente in Liscow's Zeit das elende

Gelehrtenthum eine radicale Durchbohrung, dann in der Gegenwart die radicalste das elende Recensentenwesen. Balzac zürnte bei den französischen Journalisten über den Mangel an Verbundensein schönen Talentes mit schöner Gesinnung. Bei der überwiegenden Mehrzahl der deutschen Journalisten herrscht eine fast wunderbare Uebereinstimmung zwischen dürftiger Befähigung und niedrigem Character. Es geht ein tiefer Zug durch ihre Reihen Nullitäten zu erheben, hingegen jede entschiedene, auf eigenen Füßen, nicht im Laufkorbe der Coterie, emporgerichteten Hauptes und also frei von aller Scharwenzelei zu den höchsten Zielen strebende Kraft in den Koth ihres periodischen Bettlerdaseins zu versenken. Schwäche zwar verräth, wer von dem Manna ihres Lobes belebt, oder von dem Geifer ihrer Verfolgung angekränkelt sich zeigt, blos weise Gleichmüthigkeit aber tödtet jenes Geschmeis nicht, das nach ächter Mistfinkenart seinen eigenen Unrath selbstgefällig beschnüffelt; vielmehr bleibt sittliche Nothwendigkeit, es mit dem Sublimat der ätzendsten Satire umzubringen und somit einen grundbösen Zustand der deutschen Literatur zu beseitigen.

In der Einzelbetrachtung der Liscow'schen Schriften erübrigt noch die Abhandlung: „Ueber die Unnöhtigkeit der guten Werke zur Seligkeit." Liscow soll sie 1730 schon verfaßt, und Degenhard Pott, der Uebersetzer von Moore's „Eduard Ebeling" und der prosaischen Schriften von Swift und Arbuthnot, überdies der Erfinder einer mit Varianten nacherzählten, sogar noch von Menzel, fünfzehn Jahre nach aktenmäßiger Widerlegung, geglaubten Anekdote, welcher Liscow wol den meisten freisinnigen Geruch, vielleicht auch das Gervinus'sche Märtyrerthum verdankt, dieser gab sie angeblich aus dessen hinterlassenen Papieren 1803 heraus, worauf sie Müchler als ächt wieder abdrucken ließ. Hiegegen ist aber von Helbig triftig eingewendet worden, wie auffällig es ist, daß Liscow selbst diese Abhandlung der Sammlung seiner Schriften nicht beigefügt hat; daß sie sich nicht unter seinen in Dresden confiscirten Papieren befunden, auch keinerlei Hinweis darüber; daß Pott keine Auskunft giebt, wo er diese Papiere gefunden. Endlich macht er sich auch dadurch verdächtig, daß er sehr schlecht von Liscow's Lebensverhältnissen unterrichtet ist, ja nicht einmal seinen Namen richtig schreibt. Aus diesen und andern Gründen, wozu ich noch den Umstand

anmerke, daß in den Briefen seines Bruders Johann Friedrich blos dieser Persifflage keine Erwähnung geschieht, kann sie ihm nicht mit Gewißheit vindicirt werden. Helbig findet richtig, daß die Schreibart an Liscow erinnert; fällt ihm aber auf, daß der problematische Verfasser zum öftern die ironische Haltung verliert, und meint er im Ernst, dies pflege Liscow nicht zu widerfahren, so muß man sich fragen, in welchem Zustande er dessen Schriften gelesen haben möge, ob wachend oder im Halbschlaf, oder ob er sich selber über das Wesen der Ironie wol klar sei.

Jene Abhandlung ist, die Sprache abgerechnet, in welcher sie dem Werthe der ächten oder unbezweifelbaren Liscow'schen Schriften gleich kommt, im höchsten Grade unbedeutend. Gervinus zwar hat in ihr eine merkwürdige Urkunde entdeckt und grundtiefe Ironie, allein Gervinus hat schon Manches entdeckt, was nüchternen Augen sich als Chimäre erwiesen: Katzenglimmer hält er bisweilen für Gold, und wirkliche Edelsteine sind von ihm als Kieselsteine ausgeschrieen worden. In den Anmerkungen des Müchler'schen Nachdrucks heißt es bis auf einen Punkt ganz zutreffend, daß die Ironie eher derb als fein sei, in welcher hier unter der Maske eines orthodoxen Magisters die Albernheiten und Uebertreibungen belacht werden, welcher sich in jener Zeit gewisse protestantische Religionslehrer im Streite mit Katholiken, Pietisten, Herrenhutern und andern zu Schulden kommen ließen, wenn sie das zünftige Symbol in der Lehre von der Rechtfertigung zu vertheidigen hatten; daß jedoch der Verfasser an einigen Stellen in Uebertreibungen verfallen, welche auf die Vermuthung führen, wie ihm selber das rechte Verständniß der lutherischen Ansicht abgegangen. Damit stimmt das Urtheil Franz Horn's ziemlich überein, welcher mit Recht darauf hinweist, daß schon die Ueberschrift dieses Aufsatzes verpfuschte Ironie ahnen lasse.

Wir haben gesehen, daß Liscow's satirische Schriften nach Ursprung, Tendenz und Tragweite vollkommen werthlos sind. Er ist ein unverträglicher, boshafter Narr, eine Art Hipponax, leidend an Gedanken-Hämorrhoiden, die er ebenso zum Behagen Anderer wie zum eigenen Wohlbefinden in Fluß setzen muß. Sein Character schwingt sich im besten und seltensten Falle zu einer sittlichen Halbkraft auf, und darum watet er beständig

im trüben Gewässer kleinlichster Details und hämischster Personalien. Nicht weil ihm Talent mangele, das wol nie ein Schriftsteller mehr mißbraucht hat als er, sondern ob der moralischen Schlaffheit seines Wesens verhüllt sich der Genius der Zeit vor ihm. Kein Ideal beseelt ihn, keines der höchsten Güter der Menschheit hebt ihn aus dem Staube seines dürren Verstandes empor. Nicht ein einziges Mal ragt er über das Getriebe der Zeit und die gemeine Alltäglichkeit hinaus. Er hat nichts gewollt als seiner frivolen Lust fröhnen, und diese Frohne ging mit ihm dahin; im Alter von 40 Jahren ist er moralisch so welk, daß er selbst die edlere Täuschung des persönlichen Ruhmes mit einem schlechten Witze abfertigt, so welk, daß er mit nacktester Schamlosigkeit die Nichtsnutzigkeit seines literarischen Gebahrens eingesteht. Selbst die epikuräische Bonhommie Hagedorn's wandte sich nachmals von ihm ab. Er hat denn in Wahrheit auch Nichts erreicht, als was er verdiente: frühzeitige Vergessenheit. Seine Schriften, von denen die Vitrea fracta noch die beste, sind heute trotz aller nationalliterarischen Marktschreierei selbst in schriftstellerischen Kreisen nur wenig gekannt.

Weder die Literatur der Alten noch der Engländer und Franzosen ist ihm in der Satire ein rechter Lehrer gewesen. Horaz, Juvenal, Lucian, Swift und Voltaire verbinden mit ihren Satiren stets einen ethischen Zweck. Sie haben auch stets die schädlichsten Thoren vor Augen. War ihm Einsicht in die spanische Literatur verstattet, gab ihm noch Francesco de Isla ein glänzendes Muster von satirischer Frische und Wahrheit, der in seinem Fray Gerundio keine bestimmten Personen mißhandelte, aber eben doch nicht in die Luft hieb, sondern die ganze Clique jener Prediger zu Paaren trieb, die sich durch ihre Grobheit, Unwissenheit, Verdammungssucht, Frechheit und spitzfindigen theologischen Redensarten hervorthaten. Die Wirkung war eine durchgreifende; man weiß wie der ganze spanische Clerus darüber aus der Haut fuhr. Näher aber als dieser, ja ganz nahe lag ihm Rachel, an klassischer Bildung ihm mindestens gleich, an prägnantem Witz ihm weit überlegen; konnte er weiter nichts von ihm lernen, so hätte er wenigstens dessen Ausspruch beherzigen sollen, daß man nicht die Thorheiten, wol aber den Menschen zu schonen habe.

Satire ohne ethischen Zweck kann sich zwar bei ausgeprägter poetischer Grundstimmung zur harmlosen und reinen Komik gestalten, doch ohne diese poetische Grundstimmung artet sie in Possenreißerei oder in eine Lästerung aus, welche noch einer andern als der literarischen Ahndung angehört. Wer sich auf das Gebiet der Satire begiebt, der halte sich, bei mangelndem idealen Grundzuge, an die realen Gegensätze und hüte sich vor den schlüpfrigen Pfaden der persönlichen Beziehungen. Die persönliche Satire streitet wider Sittlichkeit und Menschlichkeit in allen Fällen, wo die Getroffenen weder Urheber, noch Förderer und Hauptträger verderblicher Zustände und Richtungen sind. Wer obenein dabei in das Privatleben greift, entehrt sich gründlich. In Wissenschaft und Kunst wird überhaupt mit der persönlichen Satire am wenigsten erreicht; voller Kraft wirkt sie vornehmlich auf socialem, religiösem und politischem Gebiet. Das Jesuitenthum kann nicht bitter genug gezüchtigt werden ohne die wahren Repräsentanten zu zerfleischen, und die bornirte Scheinheiligkeit wird nicht hinreichend entblößt ohne den Hauptdummköpfen den Skalp abzunehmen. Gegen Feudalismus und Absolutismus kämpft man nicht ohne Identificirung derselben mit den Metternichen und ihren doctrinären Schildknappen an. Wer den Götzendienst vernichten will, muß auch die Statuen und Altäre zertrümmern. Aber in die Troßbuben hineinspringen heißt sich ihnen gleich stellen. Vor aller Welt Fliegen haschen, Flöhe fangen und Mücken todtschlagen, heißt sich zum sogenannten Kammerjäger herabwürdigen, und Liscow machte dies Geschäft nicht feiner, indem er höchst unwissenschaftlich zu beweisen suchte, daß man es ohne Sünde verrichten könne.

Sehen wir von der Bedeutungslosigkeit seiner Gegenstände ab, und prüfen wir die komische Waffe, mit denen er ihnen zu Leibe geht, so erkennen wir sie immer als eine und dieselbe, an sich eine vortreffliche, nämlich die objectivste Form des Witzes: die Ironie. Aber wie er sie handhabt, thut er unrecht sich derselben zu rühmen. Er schlägt beständig gleiche, eintönige Hiebe, und aller Augenblicke fällt ihm — ich habe es bereits in andern Worten ausgedrückt — die Waffe aus der Hand, er wird ernst: ihm fehlt „die freie Idealität der Heiterkeit." Von hochgetragener Ironie hat er gar keinen Begriff, und seine schadenfrohen Gelüste gestatten ihm überhaupt nicht in der Lage

ächter Ironie zu bleiben, so daß die ethischen Blößen seiner Schriften auch nicht ästhetisch gedeckt werden können. Man muß ein so leichtfertiger und querköpfischer Literarhistoriker wie Menzel sein, um ihn rundweg Meister der Ironie zu tituliren. Nie ist sein Witz spartanisch körnig, drastisch, prägnant; um zu wirken, muß er sardonisch, boshaft werden, und hat er einmal einen besonders glücklichen, scharfwürzigen Einfall, so gefällt er sich im Sattel desselben so sehr, daß er ihn bis zum Verrecken abhetzt. Wie schon Danzel anmerkte, ist in seinen Satiren nur ein einziger, besonders guter Witz, hauptsächlich darum weil er ihn nicht wie andere Bonmots bis zur strohernen Langweiligkeit ausgedroschen, nämlich in Anwendung auf die „elenden" Scribenten: obgleich der Esel nicht die beste Stimme habe und zur Musik ganz ungeschickt sei, könne man doch aus seinen Knochen die schönsten Flöten machen. Allein dieser Witz ist nicht sein Eigenthum, er hat ihn sich erst vom Plutarch geborgt, wie er denn durchweg viele fremde Gedanken adoptirt.

Wäre aber, selbst im Widerspruch zu Liscow's eignen Bekenntnissen, das hohle Gerede von seinen tiefern Absichten begründet, wäre wahr, daß er es in den armseligen Creaturen Philippi, Rodigast u. a. auf die Feinde des Lichts und Aufklärung, auf die Barbarei in der Literatur und so weiter gemünzt, dann hätte er sich in der Art ihrer Bekämpfung als ganz unfähig erwiesen, und seine Ironie müßte gänzlich verworfen werden. Denn, um mit Vischer zu reden, verdorbene Zustände wollen nicht mit der versteckt lachenden Ironie, sondern mit der ätzenden Schärfe einer gründlichen Erbitterung bearbeitet, durchbohrt sein. Fortgesetzte Ironie ist in Anwendung auf verdorbene Zustände unerträglich, sie muß dem reinen Haß, der aus der Idee fließt, weichen, an die Stelle der Ironie muß die pathetische Satire treten.

Ein Verdienst aber muß ihm bleiben, wenn es gleich unmöglich das sein kann, welches ihm die Gervinus'sche Pausbackigkeit zueignet: in der prosaischen Rede überhaupt das erste Licht eines neuen Tages verkündet zu haben. Diese Bravade involvirt eine schnöde Mißhandlung der so ruhmwürdigen Verdienste Gottsched's, an dessen saurer, großartiger und erfolgreicher Arbeit im Schachte der Sprache sich

Liscow eingestandnermaßen aufgenährt hat, womit er das verband, was er den Mustern vornehmlich der Franzosen direct abgewann. Und den Einfluß Mosheim's auf den Geschmack der Mitwelt in Abrede zu stellen wäre vergebliches Bemühen. Liscow ist es nicht, der zuerst ein neues Ermannen der Prosa verkündigt, aber er ist der erste, der eine geläuterte Prosa in die satirische Literatur einführte, sich dadurch vornehmlich zum Manne der neuen Zeit machte, darum auch in unserer Geschichte vorangeht. Seine Darstellung ist zwar nicht durchaus korrect, in den ersten Ausgaben seiner Schriften finden sich neben manchen schlechten und jetzt veralteten Wortformen grobe grammatikalische Verstöße, sie leidet häufig an ermüdender Breite und hin und wieder an einer gewissen Ungelenkigkeit und Einförmigkeit, welche sie hinter Gottsched stellt, nichtsdestoweniger gehören seine Schriften in sprachlicher Hinsicht zu dem Besten, was bis in Lessing's Zeit hinein geleistet worden, obgleich Rabener schon einen veredeltern, Lindenborn mindestens einen schwungvollern, belebtern Stil zeigten.

Wir haben uns lange mit Liscow aufgehalten, weit über seine Bedeutung hinaus; was aber von dieser anfänglich wie in einzelnen Schneeballen in die Welt geschleudert worden, das hatte sich auf geschichtlichem Terrain bei der geringen Widerstandsfähigkeit und dem starken Assimilationsvermögen der nationalliterarischen Kärrner und Handlanger zu einer solchen vereisten Lawine fortgewälzt, daß zur Hervorziehung der von ihr verschütteten Wahrheit nichts weiter erübrigte als schrittweise Abtragung jener. Wenn Spaten, Schaufel und Axt dabei Funken schlugen, so mag dies ebenso für die Verhärtung des verarbeiteten Stoffes als für unser Werkzeug sprechen.

Eine über allen Vergleich erquicklichere und bedeutendere Erscheinung als Liscow ist der oben erwähnte Heinrich Lindenborn, den man bisher vergebens in unsern Literaturgeschichten suchte. Hermann Marggraff gebührt das Verdienst, ihn, obgleich nur in äußerster Kürze, zuerst hervorgezogen zu haben, und wir sind es, die ihn unter vollständiger, bündiger Würdigung in den Vordergrund zu stellen als eine Nachholung ungerechter Versäumniß erachten. Er ist um so wichtiger, als er auf Seiten der Katholiken der einzige satirische Schriftsteller einer Zeit, von welchem sich behaupten läßt, daß die pro-

testantische Bildung befruchtend auf ihn gewirkt haben müsse. Freilich sein Leben bietet des Wohlthuenden wenig dar, denn er war ganz das, was man unter einem lüderlichen Genie versteht. Deshalb aber haben wir mit ihm nicht zu rechten; gerade deshalb ist seine klare, harmonische, haltvolle Anschauung des geschichtlichen Lebens um so auffälliger, und um so bemerkenswerther, daß er auch als geistlicher Liederdichter auftrat, was uns jedoch nur im Vorbeigehen interessirt.

Er wurde 1712 zu Köln geboren, und war der Sohn eines nicht ganz unbemittelten Schneiders, der ihn für die Laufbahn eines Geistlichen bestimmte und eine entsprechende Bildung angedeihen ließ. Warum der Sohn des Vaters Wünsche nicht erfüllte, ist uns unbekannt. Er verheirathete sich und wählte den in den Augen der bürgerlichen Gesellschaft mißachteten Erwerbszweig eines Gelegenheitsdichters. Aber er entwickelte darin ungemeine Virtuosität; wer es auch versuchte, that es ihm doch nicht zuvor, und es gab fast kein Bürgerhaus in Köln, das nicht Proben seines Talents begehrt und empfangen hätte. Ganz Köln kannte ihn, hatte ihn wegen seiner unverwüstlichen Heiterkeit gern; heute noch erzählen sich alte Leute in Köln manch' humoristisches Stücklein von ihm, wie sie es aus dem Munde ihrer Väter und Großväter vernommen. Alles aber, was ihm sein poetisches Handwerk einbrachte, verthat und verjubelte er in den Wirthshäusern, in welchen er alle Abende und halbe Nächte verlotterte. Er litt selber lieber unter kärglichem Haushalt, als daß er sein Kneipenleben aufgegeben oder nur beschränkt hätte, das ihn für die Entbehrungen des Tages um so verschwenderischer entschädigen mußte. Seine Lüderlichkeit wurde sprüchwörtlich. Sie machte ihn zwar nie zum eigentlichen Saufaus, die Tradition will, daß er weder in noch außer dem Hause jemals eine gewisse Liebenswürdigkeit gänzlich verleugnet habe, aber sie verschuldete doch seinen frühen Tod. Er starb schon im Alter von 38 Jahren.

Der Humor, wie er sich in einigen seiner hie und da noch handschriftlich aufbewahrten Gelegenheitsgedichte ausspricht, dieser ist es nicht, weshalb wir ihn hoch stellen, sondern hier geht er uns nahe an wegen der von ihm seit 1742 herausgegebenen und allein verfaßten satirisch moralischen Wochenschrift: „Der die Welt beleuchtende Kölnische Diogenes“, mit welchem

Namen man ihn selbst im gesellschaftlischen Leben bezeichnete. Ob mehr als zwei Jahrgänge dieses, trotzdem es nachgedruckt worden, sehr seltenen Blattes erschienen, vermag ich nicht zu sagen; diese indeß reichen vollkommen aus zur Beurtheilung ihres Urhebers, sichern ihm einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der komischen Literatur.

Die classische Bildung, von welcher seine „Beleuchtungen" zeugen, können uns als keine besondere Merkwürdigkeit gelten. Sie war zum Theil zunftmäßig. Der Katholicismus hat überdies die Pflege derselben zu keiner Zeit gänzlich vernachlässigt, und es darf ihm nicht zum Vorwurf gereichen, daß er sie seinen besondern Zwecken unterordnete und danach modificirte. Er ist darin richtiger zu Werke gegangen als seine Gegner. Das blos formalistische wie andererseits einseitig idealistische Studium der antiken Welt nach Sprache und Geschichte ist eine Verirrung lediglich des protestantischen Geistes, welche sogar wesentlich die politische Schwäche unserer Nation mitverschuldet hat.

Weshalb wir Lindenborn hoch stellen müssen, das ist vorerst die umfassende richtige Kenntniß der gesammten Volkszustände, in deren Details er mit wahrem Scharfblick eingedrungen ist, ohne sich in ihnen zusammenhangslos zu verlieren. Im Gegentheil erheben ihn seine Einzelbetrachtungen zu einer ebenso universellen als eigenthümlichen Anschauung. Ueberall im Reiche der verkehrten und verderbten Wirklichkeit orientirt, sind seine „Beleuchtungen" Lokalstücke und zugleich Weltbilder. Autopsie zeichnete dabei am wenigsten. Keine weite Reise erweiterte den Horizont seiner Erfahrung. Er hat die Grenzen seiner Vaterstadt kaum überschritten. Was aber das bewegte Leben in ihr seinem Nachsinnen geboten, das hat er mit seinen geschichtlichen Studien und der reichlichen Kunde des öffentlichen Verkehrs vollkommen ausgiebig erfaßt und verflochten. Freilich war selbstverständlich, daß die Zustände, die sich in einem Centralpunkte deutschen Lebens dem denkenden Beobachter aufdrangen, keine isolirten sein konnten, dies thut aber dem Werthe seiner Anschauung keinen Eintrag, welche für seine Zeit, und noch mehr für seine persönlichen Verhältnisse, eine wirklich großartige ist, um so großartiger, da sie sich in voller Freiheit von aller einseitig religiösen Schattirung bethätigt.

Hoch stellen ihn ferner Gesinnungstüchtigkeit und Muth. Er geht unter dem Banner einer sittlichen Idee offenen Angriffes auf Schlechtigkeiten und Thorheiten los, ohne sich in Kämpfen gegen Einzelheiten und Bagatellen abzunutzen, ohne selbst beim Durchbruch energischer Bitterkeit die plastische Haltung, den sichern Blick über das Ganze zu alteriren. Stets zeigt er jene Tiefe des Geistes, welche das Leben vorurtheilsfrei übersieht, und den strafenden Spott ohne persönliche Fesseln, ohne Tödtung jeder gemüthvollen Sinnigkeit übt. Er greift überall frisch hinein, niemals die mit Macht angethanen Uebel scheuend. Und ob er auch Verlegung der Scenerie liebt, Aenderung des lokalen Colorits, Verrückung der Sphären, mythische und allegorische Einrahmung des Bösen, es geschieht doch so unschwer erkennbar, so wenig mysteriös, daß man dabei fast nur an die künstlerische Absicht stetig objectiver Vertiefung denken kann. Dies scheint um so gewisser, als sein ganzes Verfahren lebhaft an italienische Vorbilder erinnert. Namentlich fühlt man sich häufig an Boccalini gemahnt. Hat er diese Muster studirt, muß ihm dennoch Orginalität gelassen werden.

Sein Witz ist immer treffend, sarkastisch, häufig lakonisch und derb, bisweilen in ächt shakespearescher Kraft metaphorisch und parabolisch. Er sprudelt nirgend über, aber er gefällt sich auch nirgend in widerwärtiger, abblassender Selbstspiegelung.

In Correctheit und Reinheit der Sprache steht Lindenborn unter Liscow. Seine Prosa leidet besonders an Provinzialismen, an sinnentstellenden Verwechselungen der ortbezeichnenden Fürwörter in ihrer Zusammenziehung mit Präpositionen, wie an schlechten und schleppenden Auslauten in den Umendungen des Artikels und den Abwandlungen der Zustandswörter. In der Orthographie herrscht Nachlässigkeit, in der Schriftscheidung einige Willkür.

Trotzdem ist seine Darstellung reich an Vorzügen, in denen er Liscow weit übertrifft. Sie weist größere Fülle des Wortvorraths auf, mannigfaltigeren Satz- und Periodenbau, selten schwerfällig gewunden, und selbst in entschiedenen Fahrlässigkeiten eine gewisse Anmuth: vor Allem aber eine Elasticität und einen Phantasiereichthum, neben welchen die Liscow'sche Schreibart marklos und wahrhaft bettelselig hergeht.

Vergegenwärtigt man sich aber, und diese Umstände dürfen platterdings nicht ignorirt werden, daß zu Lindenborn's Zeit, vornehmlich unter den Katholiken, alle wissenschaftliche Bildung im römischen Gewande erlangt wurde, damals noch gar keine in allen Theilen Deutschlands angenommene Schriftsprache existirte; betrachtet man die crasse Rohheit und Elendigkeit des Deutschen, das man noch im siebenten Decennium des vorigen Jahrhunderts in der katholisch deutschen Literatur vorherrschend findet; wird erwogen, wie lange es gedauert hat, ehe das protestantische Hochdeutsch in den Büchern des katholischen Südens allgemein wurde, wie die Jesuiten noch im achten Jahrzent der „ketzerischen, lutherischen Schreiberei" in Schulen entgegenwirkten, — dann sind nicht blos Lindenborn's Vorzüge um so gewichtiger, sondern er ist mit allen seinen Fehlern, Verstößen und Unreinheiten für die katholisch deutsche Literatur eine merkwürdigere Erscheinung als der gleichzeitige Liscow für die protestantisch deutsche.

Ich fühle sehr das Bedürfniß möglichst ausreichender Belege zu der Schilderung eines zeither so unbekannt gebliebenen und dem Publikum vorderhand ganz unzugänglichen Schriftstellers. Da indeß weder Raum noch Aufgabe dies im umfassendsten Maße verstatten, so muß sich der Leser mit der Bestätigung begnügen, welche ihm des „Kölnilchen Diogenes" nachfolgende „Beleuchtungen" gewähren.

I. Jahrgangs 8. Beleuchtung.

Diese Welt ist eine rechte und wahrhafte Schaubühne, worauf Gott, so zu reden, die vornehmste Person eines Königs aller Könige vertritt, mit diesem Unterschiede, daß seine höchste Majestät keiner Verkleidung bedarf, sondern in der That ewig und ohne Veränderung derselbige Gott und Fürst des Himmels und der Erde ist und bleibet. Die Veränderungen dieser Schaubühne siehet man täglich. Bald stellet sie nur grüne und einsame Felder vor Augen; bald stehet ein Kriegeslager, wo vorhin nur grüne Aehren gestanden; bald zeiget sich ein betrübter Steinhaufen, wo man vorher die schönste Stadt gesehen. Adam und Eva waren die ersten Hofleute, welche dieser unendliche Fürst aus einem nichts zu der größten Glückseligkeit und Würde erhoben. Allein wie undankbar waren selbige! wie bald vergaßen sie ihres armseligen Ursprunges, woraus sie Gott zu Unterherren dieser Welt gemacht hatte, daß ihnen sogar der hochmüthige Gedanke kam, jenem, wovon sie ihre Hoheit aus lauter Gnade empfangen hatten, gleich zu werden. Denn es schiene ihnen

ein schönes Ding zu sein, wenn sie deme den sie fürchten und in Ehren halten, durch die Gleichheit des Standes einigermaßen ansehentlich werden sollten, wie es heut zu Tag nichts ungewöhnliches ist, daß ein aus dem Schlamm seiner Armseligkeiten durch Gunst zu einem vorzüglichen Stande erhobener Mensch nachgehends seines Anfangs vergisset, und fast nicht mehr weiß, ob er seinem Gutthäter eine Erkänntlichkeit schuldig seye, oder ob sein Gutthäter bey ihme Dank abstatten solle, daß er so gütig gewesen sich seiner Hülfe zu bedienen. Allein die Straf bliebe nicht lange aus, und unsre gute Eltern wurden in die Armseligkeit, worin wir uns jezt noch befinden, gestürzet, auf daß sie darin ihren Sclavenstand wiederum mögten erkennen lernen. Aber ach! unser ältester Bruder Cain tritt bald hernach auf die Schau-Bühne und zeiget, daß er die verderbte Natur erlebet, welche der meiste Theil der Welt auf selbige Art von ihm gefangen, daß der, so ein wenig aufrichtig sein wollte, recht wol sagen könte:

> Aetas parentum, peior avis, tulit
> Nos nequiores, mox daturos
> Progeniem vitiosiorem.
> Es taugten unsere Väter nicht,
> Die Söhne waren schlimmer,
> Die Sohnes-Söhne, so man sicht
> Die sind noch arger eingericht:
> Und also taugt es nimmer.

Dieser Bruder Cain vermehrte die Welt, bevor sein dritter Bruder Seth noch gebohren ware; und um deswillen ist auch nicht zu bewundern, wenn die erste Menschen, so von solchem Vater herkamen, eben so wenig taugeten. Denn woher ist anders die gewaltsame, blutdürstige, heimtückische, neidische Riesen-Art, welche die Gewaltigen genannt werden, entsprossen, als aus der Vermischung der Söhne Seths mit den Cains-Töchtern? Der fromme Bruder Abel aber hatte keine Kinder gezeuget: weil sein nichtsnutziger Bruder Cain wol zu verhüten gewußt, daß keine Art davon kommen mögte, welche besser als die Seinige wäre.

Die irdische Hofhaltung Gottes ware damalen noch gar jung und klein: gleichwol ware der Naid, welcher nirgend so fette Waide, als bey den Höfen findet, schon so wol bey Leibe, daß ihme die heutige kleidung waß ware: und daher konnte Cain selbigen länger nicht unter seinem Fuchsbalge verbergen; die Heucheley verstunde schon ihre Wolfsart mit einer Schaafs-Haut zu verhüllen; und obwol Adam die ihme eingegossene Redkunst noch niemand gelehret hatte, so ware die Falschheit doch schon damal eine geschickte Rednerin, welche mit glatten Worten ihre Betrügerey zu ihres Nächsten Untergang zu schminken wußte. Cain sowol als Abel, opferten sich und ihre Gabe dem höchsten Herrn und Himmelsfürsten auf, beide schienen ihme aufrichtig zu dienen, und ich wollt gar leichte glauben,

daß Cain mehr äußerlich andächtige und inbrünstige Gesichter geschnitten, als ein heutiger Scheinheiliger in der Kirche, wenn ihme etwa eine verschlungene Wittwe oder Waise den Magen drucket, und er durch das Kraft-Wasser seines Gebetes, daß von diesem Schmause noch zuweilen aufrülpsende Gewissen wiederum zu reinigen und in Ruh zu bringen trachtet. Allein es verdurbe ihm den Kram, daß Gott nicht eben mit Menschen-Augen sahe, und daher wol vermerkete, daß sein raudiges Opfer aus einem raudigen Herzen herkame: daher der Abels-Dienst mit weniger Maul-Gepränge und viel mehrer Fromm- und Aufrichtigkeit vergesellschaftet ware. Gleichwol hat Cain den Ruhm davon getragen, daß er noch heute einem Hof-Machiavellus zu einem Lehrmeister dienet: denn da die Fürsten dieser Erden mitten in ihrer Hochheit und durchdringendem Verstande gleichwol Menschen sind, so geschiehet es wol zuweilen, daß ein Cains-Nachfolger in verstelltem Dienst-Eifer womit er seinen Naid, Herrsch-, Geld- und Ehr-Geiz gar künstlich verhüllet, sich bei Hofe einschleichet, und einen redlichen Abel, dessen aufrichtiger Dienst Gott angenehm und dem Fürsten sowohl, als dem Lande nutzlich ist, gleichsam erwürget.

Zu diesem Nachsinnen hatte ich Anlaß genommen, als ich jüngsthin in einer fremden Statt mich befande, wo es eben Messe oder Jahr-Markt zu sein schien: denn ich sahe eine Menge Cram-Laden und verwunderte mich sehr, als ich in Betrachtung derselben fast nichts mehr, als Wadeln, Spiel-Pfennige, Mode-Schnallen, Haar-Pulver, und dergleichen unnöthiges Spiel-Werk fande, welches ich mich nicht erinnerte vor diesem jemal gesehen zu haben. Weil mich damal hungerte, so zog ich einen Stüber heraus, und reichte ihn dem Mode-Krämer um nur dafür Brod zu langen: denn ich glaubete, weil er alles hätte, würde er auch wol mit dieser nöthigsten Waare versehen seyn. Allein dieser gabe nur mit einem verächtlichen Lachen zu Antworten: er wäre keine Brod-Crämer und bekümmere sich um solche schlechte Waaren wenig; seine Handlung bestände nur in denjenigen Sachen womit er rechtschaffenen Mode-Leuten aufwarten könne. In selbigem Augenblicke sahe ich den Bräutigam, wobey ich jüngsthin auf der Hochzeit ware. Ich grüßete ihn und wollte ihn weiter anreden, so höflich ich nur immer konnte, fragte ihn, wie selbige Statt heiße, und wollte ihn weiter anreden; allein er ware etwas sparsam mit der Antwort, und schiene schon einen allmächtigen Herrn im Kopfe zu haben. Er zwunge sich aber endlich mit mir zu reden, und wir wurden nachgehends wieder so vertraulich, daß er mir die Ursache seines Daseyns und seyn ganzes Gestelltniß recht aus der Brust her erzählete. Diese Statt, sagte er, hieße Cosmopolis. Cosmopolis? erwiederte ich; ey wol, in dieser bin ich ja vor diesem Bürger gewesen, und sie mußte sich gar grob verändert haben, daß ich sie nicht kennen sollte. Vor diesem redete ein jeder seine Mütterliche Sprach, jezt aber höre ich allerley

stiefbrüderliche und rothwelsche Worte durch einander schnattern. Ein Herr wäre zu meiner Zeit ein Herr, ein Bürger ein Bürger, ein Bauer ein Bauer, eine Jungfrau eine Jungfrau; jezt aber höre ich daß der Bürger ein Herr, der Bauer ein Monsieur, die Jungfrau eine Juffer oder eine Mademoiselle heißet. Die Kleidung ist verändert, und ich muß gestehen, daß mir recht fastnachthaftig vorkame, als ich die Leute sahe, anstatt eines Mantels eine Pferde-Decke, und anstatt eines Kleides ein kurzenges, und gleichwol mit Fisch-Bein, Pferde-Haar, Spanischem Rohr, oder gar mit Hanf-Seilen gar breit ausgesteiftes Wams tragen. Von dem Frauen-Zimmer will ich diesmal nichts melden: denn dieses jäh-zörnige Geschlecht machet sich ohne deme schon ziemlich mausig, daß ich mich etwas zu stark und zu früh in ihre Händel gemischet haben solle. Allein wie sollte ich es anders haben machen können. Das Frauen-Volk liebet den Vorzug und ich dachte sie würden mir es niemal verziehen haben, wenn ich ihrer allzulang vergessen wäre. Es mag seyn wie es will, antwortete mir der Mensch, womit ich redete, wir sind hier zu Cosmopolis. Der Fürst, welcher hier seinen ordentlichen Sitz hat, nennet sich Philocacus, und ich habe gute Hofnung von ihme zu einem würdigen Finanz-Rathe ernennet zu werden. So will der Herr bei diesem Fürste zu einem Rathe werden? fragte ich hierauf; wol, es ist dieses ein löbliches, aber auch zugleich wichtiges Amt, worauf zum Theile die Glückseligkeit des Landes lastet, denn gleich wie der Fürst wachet, auf daß die Unterthanen ruhig schlafen mögen, also müssen auch zuweilen die Hof-Beamten wachen, auf daß der Fürst sicher schlafen könne. Es ist aber einem Menschen, der nach solchen hohen Bedingungen trachtet, viel zu erwegen, ob er auch die dazu erforderliche Wissenschaft und andere Eigenschaften besitze. Ach nein, antwortete er mir, es kommt eben darauf nicht an. Es ist eine gewisse Dame bey Hofe, welche sich Philargyria nennet: wenn ich diese gewinne so bin ich schon, was ich will. Zudeme siehet man bey dem Philocakischen Hofe nicht auf das Gehirn oder Gemüth eines Beamten, welche wol rathen mögen, sondern auf die geschickten Finger, welche wacker um sich langen und beischarren können. Da wir in selbigem Gespräche begriffen waren, wurden wir auf einmal durch ein ungewöhnliches Getöne von Trommeln und Pfeiffen unterbrochen. Wir hörten darauf, daß man allerhand Seltenheiten ausriefe, welche um Geld zu besehen wären. Der Vorwiz plagte mich dieses mal mehr, als jemal, und ich entschlosse mich endlich ein Paar Batzen anzulegen, um solche Wunder der neuen Welt zu besehen. Ich folgete deswegen dem Getümmel nach, und nachdeme ich die Herrschaft meiner Batzen dem Wunder-Krämer übertragen hatte, eröffnete er einen großen Kasten nach dem andern. Sehet hier, sagte er bey dem ersten, ein Schaaf mit einer goldenen Wolle. Schauet dort, fuhr er fort, ein Esel mit einer Löwenhaut. Wiederum ein Weib mit einem Teufels-Kopfe.

Es fing mich hierbey fast an meiner Batzen zu gereuen; denn mit Gold gezierte Schafsköpfe, feige, ungeschickte Esel, welche doch äußerlich Löwen scheinen wollen, und dergleichen Sachen mehr hatte ich schon vorhin zur Genüge gesehen. Allein Meister Wunderlich sagte hierauf zu mir: dieses ist noch das geringste, und ich versichere, daß wenn er alles gesehen hat, ihn seines wenigen Geldes nicht gereuen wird. Hierauf schloß er andere Kasten auf: Schauet ein Weib ohne Zunge. Wie, fragte ich, ein Weib ohne Zunge? So hätte jene bey dem Plautus von ihrem Geschlecht ein lügenhaftes Zeugniß gegeben, welche sagte:

Multum loquaces merito ommes habemur.
Nec mutam perfecto repertam ullam esse
Hodie dicunt mulierem ullo in seculo.
Man wirft uns vor die Plauderey,
Man sagt man hab zu keiner Stunden
Noch nie ein stummes Weib gefunden,
Und man hat auch wol Recht dabey.

Nach diesem machte er einen andern Kasten auf und sagte: Schauet hier einen unstudirten Procurator ohne Finger. Noch in einem andern zeigete er einen türkischen Cadi oder Landrichter, welcher vor lauter Mitleiden und Barmherzigkeit gestorben, und deswegen mit seinen untergebenen Bauren=Thränen einbalsamirt worden war. Ich verwunderte mich damal sehr; ich mußte gestehen, daß diese Sachen etwas Seltsames waren, und wollte hiermit fortgehen; aber, nein, sagte Monsieur Rarifax, es ist noch mehr zu sehen übrig. Hier schaue er diesen türkischen Iman, oder Geistlichen! will er glauben, daß dieser zwey Gewissen gehabt habe? Nein, zwey Gewissen! antwortete ich, ich sollte schwören, daß diese Leute deren gar keines hätten. Jawol, antwortete er, er hatte ein enges Gewissen, dessen er sich in der Moskea oder Kirche bediente, und ein weites, das er zu Hause brauchete. Nun sagte ich, das ist der Mühe werth: ein türkischer Iman zwey Gewissen, da man doch wol andere findet, welche gar keines haben?

Hierauf machte er eine Thüre auf, und wiese mich in ein Zimmer. Ich ginge hinein und fande aber, daß es ganz dunkel ware, ausser, daß durch einen Vorhang einige düstere Lichter blizelten. Ich wollte daher meine Leuchte herausnehmen, um mich mit deren Beyhülfe zu erkundigen, wo ich mich eigentlich befände. Allein auf einmal wurde der Vorhang aufgezogen, und ich sahe, daß eine Menge Leute vor mir saßen, worin sich dem Ansehen nach ein großer Fürst befande samt einem anderen Menschen, der ein vornehmer und recht beliebter Hofmann zu sein schien. Der Fürst sagte gleich Anfangs: Was braucht es viel Ueberlegens: du weißt was ich nothwendig habe; richte die Sach so ein, daß ja kein Unterthan etwas behalte. Jener neigte sich hierauf sehr, daß ich fürchtete, der Puckel mögte ihm einen Riß bekommen. Endlich nach 1000 schmeichlerischen

Geberden sagte er, wie er schon für dieses gesorget hätte oder sogleich einige Vorschläge oder Projekte zeigen wollte, wodurch die Schaz-Cammer recht gemästet werden könnte, ohne daß der gemeine Mann merkete, daß er dadurch mager würde. Er holete auch wirklich fast einen ganzen Ballen Papier herbey, auf dessen jeden Bogen keine andere Aufschrift ware, als lauter Project, Project, Project. Er finge endlich an der Tituln einen nach dem andern vorzulesen: Project um eine Auflage auf das Fieber zu legen; wodurch von den Bestrafungen derjenigen, welche so vermessen sind, das Fieber zu bekommen, dem Schatzkasten ein merkliches zuwachsen kann; so denn auch die gar sehr eingerissene freche Gewohnheit zu sekricitiren gemindert wird. Item Project eine Abgabe zu setzen auf das Hungerleiden, damit das nunmehr durch einen Mißbrauch eingeführte Fasten etwas eingeschrenket werde. Und weilen dieses vielleicht einigen murrischen Köpfen wehe thuen dürfte, so dienet das Project um einen Zoll auf die Seufzer anzulegen; damit die Leute dadurch gewöhnet werden lustiger zu werden. Es folgete hierauf noch eine Unendlichkeit anderer Projekten, welche mir abgefallen. Ich aber dachte bei mir selbst: vor diesemals Lysander gefraget wurde, wie er doch von seinem Feinde seye überwunden worden, antwortete er: durch allerley Kunststücke, und wenn man jezt manchen armen Menschen fragen sollte, wodurch er zum Bettelstabe und fast zur Verzweiflung gerathen seye, durfte er wol nichts anders zu antworten wissen, als durch allerley Kunststücke.

Ich hube die Augen hierauf wiederum in die Höhe, und sahe daß ein bejahrter Mensch dem die Fromm- und Redlichkeit aus dem Gesichte hervorleuchtete, dem Fürsten ganz andere Anschläge beyzubringen trachtete. Er wußte ihn mit aller Bescheidenheit zu erinnern, daß eine Obrigkeit sich mehr müsse befleißen geliebt, als gefürchtet zu werden. Er führete an wie der göttliche Plato den Sicilianischen Dionysius, welcher immer mit Furcht und Aengsten von einer großen Anzahl Soldaten bewahret wurde, gefraget habe, was er doch Böses gethan hätte, daß er also müßte bewachet und bewahret werden, und führete daraus ein, daß die Liebe der Unterthanen die beste und sicherste Leibwacht seye, welche durch eine gütige und gelinde Regierung zu Wegen gebracht würde. Er gabe ihm auch freymüthig zu verstehen, daß die durch böse Räthe geplagten Unterthanen sehr schwierig wären, und schon ein gefährliches Wesen angestellet hätten, welches ein großes Unglück drohete. Der Fürst schiene solches einige Male zu Herzen zu nehmen; allein in dem Augenblicke trate der vorherige Günstling wieder bey, und führete ein Frauen-Zimmer hereyn, daß zwar schön ware, aber dabey das Ansehen hatte, daß unter dem schönen Schmeichelgesichte eine verderbliche Dalila verstecket ware. Nachdem der ehrliche Alte nunmehr auf die Seite gegangen ware, befragte der Fürst, welcher etwas in Unruhe zu seyn schiene, seinen Günstling, wie es doch eigentlich um

seine Regierung stehe und ob es sich also verhielte, daß ein Aufruhr entstanden. Bey Leibe nicht, antwortete der andere, und ermahnete den Fürsten nur deshalben ganz ruhig zu sein; es stände alles wol, sagte er, es wäre ja kein Unterthan der die geringste Klage führte; und er hätte im Gegentheile dieses artige Frauen-Zimmer seinem Herrn zugeführt, um ihme durch diesen angenehmen Umgang die Zeit und die verdrieslichen Gedanken abzukürzen.

Es ware hierauf wiederum alles verdorben: der Fürst änderte seine Sinne, und dieser Schmeichler wußte durch seine Worte, und durch das Reiz-Futter, so er mit sich geführet hatte, desselben Gemüth so stark einzunehmen, daß ich mit besonderem Leidwesen hören mußte, wie dem guten Alten für seine vorangeführte gute aufrichtige Erinnerung der Tod geschworen wurde.

Ich war damal so verwirret, daß ich ganz gewiß glaubete ich hätte mich zu Rom bey dem Neronischen Hofe befunden und ich meinte in dem Alten den Seneca, und in dem Weibe die Poppäa zu erkennen. Ach! dachte ich, es gehet halt hier, wie bey dem Könige Roboam, wo den bösen und unvernünftigen Räthen gefolget, und dahero eine so große Spaltung erregt wurde. Wie wol wäre es damal dem Nero gegangen, wenn er gesinnet gewesen wäre, wie nachgehends Kaiser Friedrich sagte, er wollte, daß alle seine Räthe vor der Pforte des Hofes die Stellung und Verstellung ablegeten, denn also würde dem Fürsten und dem Lande wol gerathen seyn. Aber, wie ich sehe, hier muß der Fürst von dem Zustande seines Landes nichts inne werden, und daß er ja die Regierungssorge vergessen möge, so verschaffet man ihme allerhand Zeit-Vertreib, oder man weiß eine glänzende Herz-Zauberin einzuführen, wodurch denn zuweilen das sonst zu dem guten eifrige Gemüth abgehalten wird: gleichwie man sagt, daß der kleine lüderliche Fisch Remera ein großes Schiff aufhalten könne. Der falsche Hofmann hat indessen die Gelegenheit, gleichwie ein wildes starkes Thier, so die kleinern verschlinget, durch der Schwächern Elend sich zu bereichern und zu mästen.

I. Jahrgangs 11. Beleuchtung.

Daß ich der Vorsteher der Kaufleute und Spitzbuben bin, ist eine ausgemachte Sach. Da ich nun zugleich als General-Plauderer und Laufer des ganzen Parnassus die mühesamsten Dienste gethan, ohne daß mir jemal dafür die geringste Erkänntlichkeit wiederfahren seye, so wird man mir nicht übel deuten, wenn ich für meine Schützkinder mir eine kleine Vergünstigung ausbitte. Also sprach Mercurius jüngsthin auf dem Parnassus. Die ganze Gesellschaft ware erstaunt, und Apollo fragete den Mercurius, worin sein Begehren eigentlich bestünde. Ich will es so kurz sagen, erwiederte Mercurius, als mir immer möglich ist. Es ist fast kein Ort in der Welt, wo man nicht einigen schelmischen Juden, banqueroutirten Welschen und

andern Land=Vertriebenen Wage=Hälsen die stattlichste Privilegia, Monopolia und andere Vorrechte, das Gemeine Wesen per Handlung per Fabrique und per Künste auszusaugen ertheilet; und ich glaube daher gar geringe zu thun, wenn ich um die Erlaubniß anstehe, daß auf dem Parnassus ein Jahr=Marckt oder Meß gehalten werden möge, auf welchem die Kaufleute so viel als die Herren Beutel=Schneider erscheinen, und die Früchte ihrer Emsigkeit einsammeln mögen. Apollo schüttelte den Kopf über diesen Mercurialischen Vortrag. Man gabe jenem zu verstehen, daß es wegen dem Jahr=Marckte ehrlicher Handels=Leute keine Beschwernis haben würde; allein die Beutel=Schneider durch ein Privilegium einzuführen, schiene allen ein ungereimtes Ding zu sein. Es hatte fast das Ansehen, Mercurius würde sich über diese Antwort zu Tode gelachet haben. Wie! sagte er endlich, ist der Parnassus ein Narr in corpore; weiß man nicht, daß die Beutel=Schneider hier und da die privilegirtesten Leute sind; und ich wette, daß keiner unter denselben so niederträchtig ist, der sich von dem besten Handelsmanne den Rang wird nehmen lassen. Ich versichere aber gleichwol, daß ich nie einen von jenen groben, ungeschickten und unerfahrenen Galgen=Schwengeln ausführen werde, welche den Schluß ihrer Rechnung sich durch Meister Jäckel Würgenbitz machen lassen, sondern nur von jenen subtilisirten, qualificirten, und clarifizirten, welche so leicht nicht in dem Spinn=Gewebe der Gerechtigkeit hangen bleiben, und für welche die Parnaßischen Glieder selbst eine besondere Ehrfurcht haben werden; in so weit es einige darunter gibt, welche auf ein Aemtchen hoffen oder den übeln Ausschlag eines Gericht=Handels oder sonst einige Verfolgung und Unterdrückung zu befürchten haben. Wobey Mercurius zugleich protestirte, daß er bei Verweigerungsfalle sich gemäßiget finden würde, ein Actionister und Korn=Wucherer Geschrei in die Welt auszuspreiten, als ob die Aegyptischen Heu=Schrecken oder einige 1000 Bienen=Schwärme durch den Parnassus bald eine Durchzug halten und so eine Theurung in den Nektar und Ambrosia bringen würden, wodurch dann manchem Parnaßischen Mit=Gliede eine Magen=Schrumpfung zustoßen würde: da inmittels die Beutel seiner Herrn Schüz=Kinder sich durch desselben Hunger ziemlich mästen würden.

Plautus, Cleanthe und andere nicht wol bebeutelte Parnaßische Glieder erschracken über diese Androhung sehr heftig und trugen darauf an, daß man dem Mercurius sein Begehren einwilligen möchte, auf daß der Armen Magen nicht etwa die Beleidigung dieses Beutel=Schneiders=Götzen abbüßen dürften. Endlich aber stunde der Sicilianische König Dionysius auf, welcher wegen dem Umgange mit dem Weltweisen Aristippus vermeinete ebenso viel auf den Parnassus zu gehören, als eine Sängerin oder andre etwa aufgestreubte Dirn vermeinet gar tief unter den Adel zu gehören, wenn sie etwa von einem kleinen Junker mit einem abgebettelten Küßchen oder

Handklitscherchen begnadigt werden. Was! sagte er, wollte man den löblichen Herren Beutel-Schneidern den Zutritt und freie Handlung auf dem Parnassus versagen? Ich versichere sie, daß man solchen Falls bald ein Kriegsheer Welt- und Geistlichen Geschlechts sich auf den Hals laden würde, vor jenen nemlich, welche mit den Herren Beutel-Schneidern Causam communem gemacht haben. Zu deme sehe ich diese Ritter der Geschicklichkeit für ein allerdings nöthiges Volk an. Als ich noch in Sicilien herrschete, konnten sich zwar keine Uebelthäter rühmen, daß sie bey Uebertretungsfall mir gar zu gelinde durchgewischet wären, allein einzig den Herren Beutel-Schneidern und Kleiderdieben sahe ich gerne durch die Finger, auf daß meine Unterthanen ihre Sachen besser in Obacht nehmen und aufhören mögten mit einem so großen Kleider Pracht und andern kostbaren Aufputz nach den Gastmahlen zusammen zu laufen. Schauen sie, diesen Nutzen schaffeten damal die Herren Beutel-Schneider dem Gemeinen Wesen. Jene aber von der heutigen Art gehen in Behändigkeit und Feinigkeit; jenen weit in ihrem Handwerke darüber, und ich zweifle nicht, daß sie sans coup ferir, oder ohne einen hinderlichen Handgriff zu wagen es bald dahin bringen werden, daß die ganze Gemeinde sich unvermerkt die Gastmahls-Gedanken und Kleiderhoffart abgewöhne, und mit einem Weltweisen Socrates sich nur bekümmere, wie hieran Brei und Muß gelangen, und dem General Hunger die Contributionen bezahlen mögen.

II. Jahrganges 42. Beleuchtung.

— — Ich sahe nunmehr mit Bestürzung, daß ich mit dem schreckbarsten Wüterich zu schaffen hatte, und ich müßigte mich seiner gar zu nahen Gemeinschaft auf alle Weis. Gleichwol gienge ich zu dem Tempel hinein, und das erste, so mir vorkame, ware eine Apostolisch gekleidete Person, deren Angesicht sich vor allen anderen ziemlich herorthate: denn der Bart ware recht feurig. Sie hatte einen Tisch in Gestalt eines Altars vor sich, worauf sie einige Päcklein Waaren ausgekramt hatte, auf welchen das Zeichen J. V. D. stunde. Ich geriethe daher auf den Gedanken, ob dieser Kaufmann vielleicht Juris Utriusque Doctor wäre, und selbige Würde andern um Geld verhandelte. Es muß seyn, daß ich diese meine Gedanken aus Unbesonnenheit mit Worten an den Tag gelegt habe, oder daß der Tod selbige gemerket: denn er wendete sich zu mir, und sagte: Glaube nicht, daß diese Buchstaben einen schlechten Doctor der Rechte bedeuten: Dieses ist viel zu gering für solchen Apostolischen Handelsmann, als du vor dir siehest: das Zeichen J. V. D.. heißet Judas Vendens Deum, und hiermit wirst du schon wissen, was du für einen vornehmen Handelsherrn vor dir habest. Dieser packete wirklich seine Waaren aus, und ich sahe, daß es lauter Götter waren. Ich hatte Ursache gehabt zu glauben, selbiger wäre der frömmste unter allen Kaufleuten: weil er mit solcher Waare so leicht

niemand betrügen könnte, wenn mir der Name Judas nicht verdächtig vorgekommen wäre. Judas und der Tod fingen alsdann ihre Handlung an, welche am mehresten in einem Mackel=Tausch bestande. Schauen sie hier, sagte Judas, indeme er den Gott Jupiter bey dem Hals ergriff, dieser ist Gott Species. Schauen sie dort einen anderen: er thut Aufgeld: denn es ist der Gott Mercurius. Hier ist noch eine andere Sorte: sie sind alle auf Leipziger Fuß. Der Tod bote ihm einen Teufel dafür; womit der Handel geschlossen ware, und der Teufel, welcher mit seinem Vornamen Satanas hieß, fuhr dem Kauf= und Handelsherrn Judas in das apostolische Ingeweide, um seine Mackel=Seele dem Lucifer zu vermackeln.

Nächst bei diesem war ein Kramladen, welcher mir fast ebenso fromm vorkame. Der Kaufmann, welcher dabei stunde, hatte ein gar geistliches Ansehn; als ich fragte, wer er wäre, bekame ich zur Antwort, es wäre nur des Judas Laden=Diener, Simon Magnus, welcher von jenem das Handwerk erlernet, und aus Almosen sich ein kleines Krämchen angeschafft hätte. Der Tod ließe sich seine Waare auslegen, und es kame mir vor, als ob es ein geistlicher Krempel=Marckt gewesen wäre: denn ich sahe daselbst nichts als Talar=Röcke, Rochetten, Chor=Kappen, Beffen, Bireten und dergleichen Zeug. Der Tod fragete, wie theuer derselbe diese Waare hielte. Gemach! gemach! antwortete Simon Magnus; damit Petrus es nicht merken möge. Denn obwol mir alle diese Stücke so feil sind, als eine Regiments=Dirne, so sollst du doch wissen, daß meine Handthierung ein Schleich=Handel, meine Waaren Contrebande sind. Ich muß selbige durch allerlei Ränke ein= und ausverkaufen: durch krumme Permutationen, gekaufte Resignationen, versteigerte Reservationen oder damit ich es kurz sage: per Contractum Antichristicum. Der Tod kaufte ihme einen großmächtigen und hochansehentlichen Talar=Rock ab, und bezahlte ihn mit eben selbiger Münze, womit er den Judas bezahlt hatte, nemlich mit einem Teufel; welcher aber gleich einem Faschings=Narren vermummt ware. Denn weil Judas ohne Deckmantel und geradaus seinen Handel triebe, so bekam er den Teufel ungefärbt, nackend und bloß. Simon Magnus aber handelte mit Gott und Göttlichen Sachen unter allerhand Masquen und Deckmänteln. Drum bekame er einen Masquirten Teufel zum Lohne, auf daß eine billige Gleichheit in dem Handel bestehen mögte.

Nicht weit von dem Simon Magnus war ein Schneider=Laden; welcher aber aussahe, als ob er nur für den Niklas=Marckt bestimmt wäre, denn ich sahe darin nichts als kleines Puppen=Werk: nemlich kleine Büblein mit großen Talarröcken, Wiegen=Kindchen mit großmächtigen Bireten und dergleichen mehr. Diese lächerliche Waare veranlassete mich gar genau in den Laden hinein zu gucken, und ich fande den Geldteufel Pluto in einer Schneider=Gestalt auf dem

Tische sitzen, welcher dergleichen große Geistliche Kleidungen solchen Kindchen anschneiderte und maßmachte. Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, daß dieser so reiche und folglich so gravitätische Teufel sich mit Kindereyen so emsig bekümmerte. Es lache wer will, sagte Pluto alsdann mit einer ernsthaften Stimme:

> Ne credas ponendum aliquid discriminis
> inter Unguenta et coriam: lucri bonus
> est odor ex re quolibet.
> Im Handel spürt man mehr und mehr,
> Daß kein Profitchen stinke,
> Es komm von faulem Luder her
> Von Balsam oder Schminke.

Ich schäme mich dieser meiner Schneiderey keineswegs, fuhre Pluto fort: denn von der Zeit an, daß es die Mode worden, daß man den Kindern, welchen die Pappe noch um das Maul hängt, anstatt der Fall-Hüte, oder sogenannten Butzen-Köpfgen große Bireten und Dignitäts-Hüte auffetzt, oder ihnen statt des bunten Josephs-Kittelchen das Ephod anleget, ich aber das Amt auf mich genommen, ihnen selbige große Kleidung maß zu machen, so finde ich dabei meine Rechnung besser, als wenn ich mit der glücklichsten Diebs-Rotte in Compagnie stände. Ich würde allerdings geglaubet haben, Pluto hätte bey allem diesem als ein Erz-Teufel gelogen, was ich mehrmal gelesen: Scholares pueri et impubes adolescentuli ad Ecclesiasticas promoventur dignitates, Schul-Buben und unmündige Knäblein werden zu den Geistlichen Würden erhoben.

In diesem Augenblicke sahe ich hinter dem Plutonischen Laden noch einen kleineren, welcher des vorigen Anhang zu sein schiene. Es ware ein hoch ansehlicher Pharisäer darin, welcher Fleck-Kugeln von Demuths-Erde, Andachts-Schmalz und Wort-Salbe zusammenknetete. Als ich mich nun nach meiner Gewohnheit erkundigte, wozu die Waare dienen sollte, bekame ich zur Antwort, wenn etwa durch die Kinder-Pappe, Geifer und dergleichen die Hohe-Priesterliche Kleidung beschmitzet und verschändet würde, so dieneten seine Heuchel-Kugeln meisterlich diese Flecken auszutilgen oder wenigstens zu verbergen. Der Tod bote auf alle diese Waare ziemlich freygebig; er mußte selbige aber zuletzt doppelt bezahlen, denn man sagte ihme, es wären nur Herren-Birnen, nach welchen den gemeinen Leuten nicht lüsten dürfte.

II. Jahrgangs 45. Beleuchtung.

---- -- Nach diesen gabe sich ein lustiges Volk beiderley Geschlechtes an. Es bestunde in Juristen, welche in und vor den Café-Häusern Collegium halten, und besser wissen, ob der Degen hoch oder niedrig henken, das Wamms rund oder eckigt sein müßte, als ob die Schreibfeder spitzig oder stumpf geschnitten werden solle, so denn in einigen Speculatoribus Perpetuis oder müßigen Thür- und Fenster-

Schildwachen. Item in einigen feilen Demoisellchen, welche ganze Tage an ihren Thüren lauern, als ob sie die Zollempfängerinnen der vorübergehenden Puckel-Krümmer wären. Welche alle unter dem Nahmen des General Stichlers-Regiment bekannt worden. Diese wollten dem Lucifer als Piquiers dienen: weil sie so gewöhnet waren gar genau zu stechen und zu sticheln, daß niemand bei ihnen vorbeigehen konnte, welchen sie nicht gleichsam im Flug mit ihrer vergifteten Zungen-Lanze erreichet hätten. Sie wurden alle gerne angenommen, als die dem Lucifer manchen Dienst thun konnten: weil die Stiche, so sie gegeben, fast unheilbar sind, denn es bleibet immer etwas davon dem Verwundeten in der Haut sitzen.

Ueber diesem trate einer heran, welchen ich für den geschliffensten aller Spitzbuben ansahe, und welchen ich endlich für den Judas Iscarioth erkannte. Ich zweifelte damal nicht, zu was für Diensten er sich anmelden würde: und glaubte ganz gewiß, er würde dem Lucifer den Antrag thun, um ein Stück Geld ihme GOtt und den Himmel zu verrathen: wie er denn in diesem Handwerke schon ehmal dem Lucifer eine überzeugende Probe seiner Geschicklichkeit dargelegt hatte. Allein ich hatte geirrt, denn er begehrete nur schlechthin zum Commissarius über das höllische Kriegs-Heer angeordnet zu werden mit dem Beyfügen, daß er solche Dienst-Verrichtung so künstlich verwaltet habe, daß alle 11 Apostel nicht merketen wie der 12 an die Batzen geriethe. Ich habe schon wirklich, fuhre Judas fort, eine gute Anzahl Juden zu meinen Commisen erwählet, welche wahrhaft solche Kerle sind, daß man sie an den vornehmsten Höfen zu einem Neu-Jahrs-Geschenke schicken könnte. Belial zuckete die Achsel, und gabe Seiner Iscariothischen Herrlichkeit zu verstehen, es wäre ihme von Herzen leid, daß man dem Herrn von und zu Iscarioth nicht wilfahren könnte: denn es hatten sich einige Korn-Wucherer und andere Würg-Verwandten bey Seiner Luciferinischen Hoheit gemeldet, welche man unmöglich hätte vorbeygehen gekonnt: und selbige hätten einige Mübder oder Korn-Messer als Commisen mitgebracht. Inzwischen hatte sich unter allen gemeinen Teufeln das Gerücht verbreitet, als ob die alten Commissarien und Proviant-Bedienten abgesetzet worden, und Judas samt seinen Commisen an ihre Stelle eingesetzt werden sollte. Es gabe daher unter den teuflischen Legionen ein Getümmel. Einige klageten, andre flucheten, und endlich trate Tiberius, welcher Corporal ware, Namens aller hervor, welcher sagte: Hole mich der Cerberus, Herr Belial, wenn Lucifer nicht ein größerer Tölpel ist, als wir gemeine schwarze Hussaren! was können wir weniger sein, als pure Geister? und hierzu hat uns schon lang die zarte Sorg unserer Vorraths-Vorsteher promoviret. Will er uns noch dünner haben? Sollen wiederum neue Comissarien an uns, welche noch künstlicher sind, und uns gar zu Härings-Seelen machen sollen? Dafür bewahre uns Lucifer! Wir wissen uns alle noch gar wol zu erinnern, daß wir vor diesem mit

Proviant=Commissarien versehen waren, welche weit künstlicher verstunden uns auszusaugen, als die Ungarische Vampyrs. Allein als diese bald satt waren, begienge man die Unbesonnenheit, daß man selbige ab= und andere an ihre Stelle einsetzte, welche noch hungriger waren, und folglich an uns noch giftiger saugten, oder man hatte noch gar die Dummigkeit, daß man Commissarien der Commissarien ernennte: also daß jene diesen als von unserem Blute und Schmalze angefüllten Würsten zur Strafe auspresseten, was sie zu viel geschlucket hatten, zugleich aber dieselben in ihrem Amte sitzen ließen, und also verursacheten, daß die ausgepresseten an uns sich wiederum erholen wollten, und uns vollends fast die Seelen aussaugeten. Ich hatte vor diesem in der Welt auch etwas zu sagen; und da mir gerathen wurde, ich sollte meine Beamte nicht gar zu lange bei ihrem Amte lassen, sondern zuweilen einen fetten abthuen, und einen neuen ansetzen, auf daß ich wiederum etwas zu schlachten bekäme, so gab ich zur Antwort, daß ich wol wüßte, daß sie alle von Natur auf ihren Nutzen bedacht wären, wenn sie aber etwas zusammengescharret und sich bereichert hätten, so würden sie etwas träger im scharren; dahingegen die neue und noch hungrige das rapite capite wiederum von vorne anfangen würden. Gleichwie ein gewisser Weltweiser, deme man in seiner Krankheit die Mucken abwehren wollte, sagte, man sollte selbige nur ungestöret sitzen lassen: denn es würden an deren Stelle sonst andere kommen, welche noch hungriger wären. Es ist daher der ganzen Armée einmüthige Bitt, daß unsere Herren Commissarien und Magen=Vorsteher ruhig bey ihrem Amte gelassen werden, und alles in seiner Natürlichen Ordnung verbleiben möge: daß nämlich der Bauer die Waid der Soldaten, die Soldaten die Waid der Comissarien und Commisen und endlich zu späten Jahren diese die Waid des Lucifers seyen. Belial gab alsdann dem Tiberius die Versicherung, daß an die Veränderung der Commissarien nicht gedacht worden; besonders weil sie ein wichtiges Geheimniß gefunden, welches die Kraft hätte Regimenter und Compagnien für dem vielen Rekrutiren zu bewahren, weil gar wenige Soldaten verstürben: denn wenn gleich halbe Compagnien tod wären, so führen die Soldaten dennoch fort in der Comissarien Beutel zu leben, in der Fürsten Magazin zu fressen, und in den Rechnungen und Listen zu exerciren und zu paradiren. Hiemit befriedigte sich Tiberius samt der ganzen Armee. Weil aber Judas ein Mann wäre, den der Teufel selbst sich wohl nicht getraute vor den Kopf zu stoßen, so wurde ihm frey gestellt, ob er nicht das gravitätische Amt eines Grand Prévôt annehmen wollte; da man ihm sodann einige von den geschicktesten Executanten, Verwaltern der Armen=Gelder und fiscalischen Procuratoren als Strick=Reuter zugeben wollte. Allein Herr von Iscarioth bedankete sich dafür aus der angeführten Ursache, daß sein zartes Gewissen sich mit solchem Amte

nicht stallen könnte. Ich war so scrupulös, fuhr er fort, daß ich mich selbst nicht schonete, sondern um die Lumpen dreißig Silberlinge an mir selbst den Strickreuter abgabe und mich erhenkete: wenn ich nun in dem Amte so mir angetragen wird, einem armen Soldaten, welcher schon lange vom Brod gewesen, wegen einer gestohlenen Rübe oder Rappis=Kopf von dem Leben zum Tode verhelfen sollte, so wüßte ich nicht, was ich mit jenen anfangen sollte, welche anstatt den Rappis=Köpfe viele 1000 Menschen=Köpfe stehlen und ganze Länder, Städte und Dörfer ausplündern und verderben. Man wußte also keinen Rath, wie man den Judas vergnügen sollte. Endlich aber wurde beschlossen, daß man diesen Apostolischen Mann zum Feld=Prediger und zugleich zum Regiments=Säckel=Meister machen sollte, als welches Amt er gründlich verstünde; womit er denn auch vergnüget ware: weil er nicht zweifelte, es würde mancher Stüber neben dem Regiments=Säckel vorbey in seinen eigenen nachbaren gehen; woburch er sich einen guten Pfenning ersparen könnte, um nach geendigtem Kriege sich in seiner Apostolischen Zelle einen guten Tag anzuthuen.

In wie geringem Maaße sich das katholische Deutschland im vergangenen Jahrhundert an der Entwicklung auch der vaterländisch komischen Literatur betheiligte, wird aus dem Verlauf unserer Darstellung erhellen. Nur in der Kirche starb der Humor niemals aus. Abraham a Sancta Clara hatte den katholischen Geistlichen ein Beispiel gegeben, das noch auf lange hin viele Nachahmer unter ihnen fand, freilich meistens solche, welche damit die Würde des Standes erniedrigten, die Bedeutung des Gottesdienstes herabsetzten oder ihn geradezu entweihten, und wenige, die neben einem so humoristischen Urkopfe Namhaftmachung verdienen. Am tiefsten stehen die Capucinaden der Loyoliten, deren Witz fast stets tölpelhaft und schmutzig, deren Laune boshaft, deren Form geschmacklos und stümperhaft, deren Endzweck in Uebereinstimmung mit allem jesuitischen Thun immer Verdummung zum Profit der Ordensangehörigen ist. Zur Kenntniß der Abenteuerlichkeit des Predigtwesens im vorigen Jahrhundert sind ganz besonders Anton von Bucher's Schriften eine reiche Fundgrube. Aber außer seinen Beispielen, worunter Placidus Thaler eines der bemerkenswerthesten, erheischen Originale, wie der sogenannte Wiesenpater zu Ißmaning, Sebastian Sailer und ein paar Namenlose Berücksichtigung.

Anton von Bucher, dessen bereits Jean Paul und Heinrich Zschokke rühmend gedacht haben, ist einer jener ver=

dienstvollen und patriotischen Schriftsteller, welche in der Literaturgeschichte niemals vergessen werden sollten, aber dennoch von Wachler, Gervinus, Vilmar, Mundt, Eichendorff, Menzel, Schäfer, Koberstein, Hillebrand, Cholevius, Gräße, Julian Schmidt, Oettinger (Bio-Bibliographie) und Andern vergessen worden ist. Von den neuesten etwas geltenden Literarhistoriographen hat ihn blos Hermann Kurz in wenigen Worten erträglich skizzirt; doch zu voller Einsicht in die Bedeutung seiner Leistungen auf dem Gebiet der Satire und rhetorischen Prosa ist er nicht gelangt, sonst hätte er wol eine genügende Charakteristik von ihm gegeben, belegt mit Proben aus seinen Werken; ist doch Kurz bei andern Schriftstellern chrestomathisch opulent, bei einigen geradezu lästig vergeudend. Merkwürdiger Weise fand Bucher aber auch in einer der gröbsten, ungeschicktesten und frechsten Sudeleien unserer Zeit, in Karl Schütze's „Deutschlands-Dichter und Schriftsteller" Erwähnung. Heften wir denn hier das Blatt ein, welches bei den Obigen fehlt, und beschreiben wir seine für uns gezogenen Linien.

Bucher wurde zu München am 11. Januar 1746 geboren, trat 1755 in die sogenannten Humaniora der Jesuiten ein, studirte dann in Ingolstadt Theologie und Rechtswissenschaft, erhielt 1768 die Priesterweihe, und bald darauf das Rectorat der deutschen Schulen in München, deren Hebung er sich außerordentlich angelegen sein ließ. Nach Aufhebung des Jesuitenordens (1773) ertheilte man ihm auch das Rectorat des Gymnasiums und Lyceums seiner Vaterstadt, womit in Bälde das Vorsteheramt der sogenannten mittlern lateinischen Congregation, damals eine Vorbereitungsschule zum Mönchsthum, verbunden ward. In allen diesen Bedienstungen machte sich sein umgestaltender Einfluß vortheilhaft geltend, vielfach zwar bekämpft und verfolgt, aber, Dank dem Schutze Maximilian III., niemals gänzlich unterdrückt. Im Oktober 1778 übernahm Bucher die Pfarrei Engelbrechtsmünster im Regensburger Sprengel, 1783 ernannte ihn die kurfürstliche Academie der Wissenschaften zu ihrem Mitglied, und als 1784 die Verbesserung der Landschulen projectirt ward, berief man ihn als geistlichen und Schuldirectorial-Rath unter Belassung seiner Pfarrei nach München. Erst 1813 zog er sich, geistig und körperlich durch rastlose Thätigkeit und die wiederholten Kriegsunruhen erschöpft, in sein Beneficium

bei der St. Peterspfarrei in München zurück, woselbst er am 8. Januar 1817 das Zeitliche segnete.

Sein ganzes Leben war ein eifriges Wirken gegen die wildesten Auswüchse des Aberglaubens, für Förderung allgemeiner Bildung des Volkes wie der niedern Geistlichkeit und Verbreitung geläuterter Religiosität, soweit eben in Aufrechthaltung des Katholicismus Läuterung getrieben werden konnte. Die Jesuiten hatten in Baiern keinen entschiedenern Gegner. Seine „sämmtlichen Werke", die jedoch keineswegs den gesammten literarischen Nachlaß aufweisen, gab Joseph von Klessing nicht in der besten Ordnung heraus (6 Bde., München 1819—20 und 1835). Freimüthigkeit macht sich in allen geltend, glücklichen Humor und beißende Satire aber entwickelte er vornehmlich in den „Mönchsbriefen", in der „Verlassenschaft des Pfarrers Tröstegott," dem „Pangraz," der „Historie von einem Schmidsohne", dem „Deliberirbüchlein", „Entwurf einer ländlichen Charfreitagsprozession" und „Vorspiel zur Passionsaction", in dem „geistlichen Pferderennen", ferner in: „Eine Kinderlehre auf dem Lande", „Fastenexempel", „Max von Panzel" und in dem „Portiunkula-Büchlein." Frohe Laune und munterer Scherz haben ihm auch bei Abfassung seines „Allerneuesten Jesuitischen Eulenspiegel in einem geistlichen ABC" die Feder geführt. Den Verfall des Predigtwesens darzustellen, „die bis zur niedrigsten Gemeinheit geschmacklosen Kanzelreden der katholischen Geistlichkeit in Baiern" der Lächerlichkeit Preis zu geben, veröffentlichte er theils eine Anzahl solcher wirklich gehaltener, theils von ihm getreu nachgeahmter Vorträge. Doch ist Bucher in seinem lobenswerthen Eifer für Veredlung der Homiletik hier und da zu weit gegangen, er hat in einzelnen Fällen das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. So theilt er eine 1779 zu Siegenburg gehaltene Pfingstpredigt und eine zehn Jahre ältere Kirchweihrede mit, welche man noch keineswegs, wie er, zu den größten homiletischen Extravaganzen rechnen darf. Auf humoristischen, wenngleich groben, cynischen, bisweilen klotzigen Witz hat blos die erstere Anspruch. Die zweite, dem Zuhörerkreise angemessen, im bäurischen Volksdialekt, gewinnt lediglich durch diesen eine gewisse Naivetät, welche sie dem Inhalte nach nicht besitzt und, stellenweise mit großer Derbheit vereint, nur scheinbar so niedrig spaßhaft ist, daß man ihre ernste und fruchtbare Wirkung auf die Gemüther schlechterdings

bezweifeln könnte. Der Pfingstpredigt steht eine wahrhaft herzstärkende Kühnheit besonders gut an, welche sich überdies als ethisches Präservativ gegen Verwundungen durch die ästhetischen Ungeschlachtheiten bewährt haben mag.

Hier einige Proben daraus:

— — Die Obrigkeiten und Magistrate sollen haben ein gutes Kleid. Was für ein Kleid? Ein Hemd der Unschuld und Reinigkeit, einen Rock der Mäßigkeit, einen Mantel der Ehrbarkeit, Stock und Degen der Gerechtigkeit, einen Hut der Herrlichkeit, Strümpf der Barmherzigkeit, Schuhe der Dienstfertigkeit: kurz und gut! Sie sollen haben von Fuß auf ein Kleid der Tugendhaftigkeit. Und seht einmal! Was habens für eins? Der heilige Geist ist erschienen wie eine Taube, schneeblührieselweiß. Da er die dritte Person in der Gottheit ist, wird wohl Niemand freygeisterisch genug seyn, zu leugnen, daß er eine der ersten und höchsten Obrigkeiten ist. Da schaut jetzt her, Obrigkeiten! Schneeblührieselweiß und unschuldig wie eine Taube. Ich sage dann noch einmal: die Obrigkeit soll haben ein Hemd der Unschuld und Reinigkeit. Merke auf Obrigkeit und laß dir die Nativität stellen. Was hast du für ein Hemd — pfui Teufel! z'rissen und bschi— verzeih mir's Gott, hätt' bald eine Schlamperey herausgesagt auf öffentlicher, heiliger Kanzel. Wer ist d'ran Schuld, als du schmierige, schmutzige, schlampete Obrigkeit! Schmierig an Händen, mit denen du Schmieralien einnimmst und deine Bescheide zu Jedermanns Kauf machst, urtheilst, wie man dich zahlt, nicht nach Recht, sondern schlecht für den Haller, gut für den Thaller. Weil du immer nur schauest, wo sich eine Taxe, eine Sportel, ein Profitl herausschneiden und erschnappen läßt; schlampet, weil sich jede Hure bey dir hinausschleifen kann, wenns dir nur auch in Bart greift und — versteht mich schon, das weitere gehört nicht her da, wie St. Paulus gar weise sagt: das sollst du nicht ins Maul nehmen. Das ist mir dahero eine schöne Unschuld und Reinigkeit. Saumagenhaft ist der Rathsherr, denn er läuft selbst den Menschern nach, die ihre Ehrbarkeit hinter den Mäuern und in Schlupfwinkeln um eine lausige Landmünz verkaufen. Saumagenhaft ist der Marktschreiber, der zu Haus Weib und Kinder thun läßt, was sie wollen und die Kellerinnen beim Bräu in der Rosen karessirt. Saumagenhaft ist der Burgermeister, dem seine 15jährige Köchin, das schnippische Vespferglöckl, lieber ist, als seine betagte ehrwürdige Frau, die mehr Verstand in dem Aermel hat, als er im Kopfe. Saumagenhaft ist der Prokurator, dessen Tochter, wie viertelkundig ist, schon 3 Kinder ohne Vater, wo nicht vom Vater selbst hat. Saumagenhaft ist der Rathdiener. Hoho! bin ich schon beym Rathdiener. So ists ja hellicht erprobt und erwiesen, daß der ganze Magistrat Saumagenhaft sey, quod erat demonstrandum. Wahrlich, wahrlich sage ich

euch, so siehts aus um das Kleid der Unschuld und Reinigkeit der Obrigkeiten.

— — — — — — — — — —

Glu, glu, glu macht's die reine keusche Taube, in deren Gestalt die dritte Person der Gottheit, der heilige Geist, heute vor unsern Augen erscheint. Und dieses führet mich gerade hin zu dem Rock der Mäßigkeit, den tragen soll die Obrigkeit. Ich kenne Landpfleger, mit denen ist schon nach dem Tische kein vernünftiges Wort zu reden. Warum? Macht sie ihr Herrendienst so perplex? Freylich! Was ist dann für ein Monarch gar so strenge? Ha! wie magst so närrisch fragen. Dieß weiß ja ein jedes Kind auf der Gasse. Sie sind Bauchdiener. Weil sie dann machen bey der Mahlzeit zu viel glu, glu, gu und anfüllen ihren Madensack mit kostbarem Wein, deßwegen sagt ihr Verstand, wenn er ja sagen soll, nein. Ich kenne einen Gerichtschreiber, den muß man täglich unterm Arm aus dem Wirthshause heimführen, daß er den Hals nicht bricht; item in stockfinsterer Nacht, damit ihn die Leute nicht kennen sollen, wenn manchmal der Hausknecht und der Schergenkalfacter nicht stark genug sind, ihn zu erhalten, und er einen Plumpf in die Lacken macht. Glu, glu, glu! Ich kenne Ober-, Mittel-, Drittel- und Achtelschreiber, bey denen Alles des Nachts muß durch den Hals rinnen, was sie morgens gewinnen. B'hüte dich Gott! Sie sind wohl keine Tauben. Rauschige Bierpanzen, stinkende Branntweinflaschen, volle Zapfen sind's, die immer machen Gluguglu und Gluguglu. Siehst da, lieber getreuer Unterthan deines Landesfürsten, den Lumpenrock der Trunkenheit anstatt dem Rock der Mäßigkeit an deiner hohen Obrigkeit.

Sieh, wie der heilige Geist die Flügel so schön weit auseinander thut, um dich, frommer Christ, unter diesen seinen göttlichen Schutzmantel zu nehmen. Gleichergestalten sollen haben die Obrigkeiten einen Mantel der Ehrbarkeit. Aber gute Nacht Ehrbarkeit! Sie sind selber die ersten dabey, wo Zucht und Ehre verloren geht. Was für eine Wirthschaft treibt mancher Beamteter mit seinen weiblichen Ehehalten, da er nur solche in Dienst nimmt, welche in den Städten so viele lebendige Probrelationen abgelegt haben, daß sie sich nimmer dürfen sehen lassen. Was deckt er zu? Was macht er aus seinem schönen rothen Mantel? Einen abscheulichen Vorhang vor den Pranger, dem seine ausgesi — ausgeschämten will ich sagen, Venussclavinnen unter seiner Protection entkommen, wenn sie der Keuschheit die Urfehde und ihm das Gelübd des Gehorsams schwören. Sieh, da fällt ein Galgen ein. Er ist noch eine Jungfrau und hat sich an ihm kein einziger Schelm noch zu Tod gezappelt. Glückliche Revier, wenn es da so wenig Schelmen giebt! wirst denken, oder gar laut sagen. Aber höre, du hast den Fleck neben dem Loch gesetzt. Just da sind die meisten Schelme. Aber der Richter, der durch die Finger schaut, wenn in seinem ganzen Amte keine Jungfrau mehr ist, macht sich eine Ehre daraus, wenn er nur die Jung-

frauschaft seines Galgens erhaltet. Deßwegen verpfuschte er mit Fleiß alle Kriminalprozesse, wenn je seine eigene Eseley nicht groß genug wäre, dieß schöne Werk zu Stand zu bringen. Er tuscht, wie er kann und mag, stampft, wie rasend, wenn ihm der Amtmann einen Schelmenstreich nur ansagt, wird rasend, wenn er ihm einen Mörder oder Dieb in Arrest bringt. Zu geschehenen Sachen, so lautet sein Sprüchwort, muß man immer das Beste sagen. O du prächtiger Mantel der Ehrbarkeit! O du faltenreicher, weiter Mantel ohne deines Gleichen, denn unter dir können sich alle mögliche Todsünden des P. Canisius und seiner erlauchten Kollegen der Kasuisten, so groß sie auch seyn mögen, wie eine Heerde Flöhe verstecken. Dich nenne und preise ich mir in der That einen raffinirten Mantel. Doch weiter!

Der heil. Geist, die dritte Person in der Gottheit hat, unter der Gestalt der Taube vor uns, rosenfarbne Füßel, einen purpurnen Schnabel. Warum das? Darum! Um euch Obrigkeiten zu zeigen, daß ihr eure Hände nicht im Blute eures Nebenmenschen waschen, durch übereilte, verkaufte, erheuchelte, erzwungene Urtheile und Rechtssprüche euren Mund nicht mit fremdem Gut und Blut besudeln, entehren, schänden sollt. Also von der Gerechtigkeit sollte ich jetzt reden. Aber wo ist unter unsern Obrigkeiten Gerechtigkeit? Wie oft machen sie das Argument'l, welches ihnen die Advokaten aufgeben, wohl Sine? Jetzt fällt fällt mir eine recht närrische Frage ein. Wie kommen die Advokaten und Gerechtigkeit zusammen; die sich doch in der großen, weiten Welt nie beysammen finden? Das hast du mir nicht eingegeben, göttlicher Geist! Das spie mir der höllische Satan ein! doch nur her da, Madam! Auf ein Paar Worte kommts nicht an. Du rabulistische Mißgeburt! du juridisches Abentheuer! verdammte, verfluchte, vermaledeyte, sogenannte Advokaten. Gerechtigkeit! Wie wagst du dich her vor mir auf der Kanzel, dem Stuhl der heiligen Wahrheit? Du, die du besser stündest auf dem Pranger! du, bey der heute weiß wird, was schwarz ist, und morgen, je nachdem man dich bezahlet, was gestern weiß war, wieder schwarz erscheint. Ich beschwöre dich, du der Hölle entschlüpftes Gespenst: Sage an, was bist du? Nicht wahr? Der Teufel hat dich erzeugt aus der Mutter Schlange, welche zur Eva sprach im Paradiese: Nein! Ihr werdet nicht sterben, ihr werdet seyn, wie die Götter. Wie die Götter! daß dich Potz! Ja! Ja! Freylich! Hat wohl Nationen gegeben, welche Stiere anbeteten und ihre Kinder die Kälber. Solche Götter können ja immer diejenigen werden, welche dir trauen. Am Ende werden sie sich aber selbst vor die Stirne schlagen und erkennen, daß sie Ochsen waren, weil sie dir trauten. Dir! die du deinen Klienten vorheuchelst &c. Freylich sind dann unsere armen verblendeten Eltern geworden, wie Götter. — Die Advokaten können nicht verlieren, sie müssen gewinnen, bis der Beutel der ausgedroschenen Klienten leer wird, und sich an die lange Bank, auf welche

die Sache bereits geschoben ist, nichts mehr daran stucken läßt. Was bist du? Nicht wahr? Du bist die erste von den samsonischen Füchsinnen, welche der Hammer der Philistäer, Samson, mit Feuer beym Schwanz aufgezäumet hat, um zu verheeren, was der Schweiß des Landmannes von der trägen Erde erobern wollte. Du bist das Laster, welches exempli gratia den Bauern das Maul macht, daß sie keinen Zehend da oder dort zu geben schuldig sind, da doch Samuel schon gesagt hat, daß das Zehendgeben Juris regii und, wie Jedermann aus dem Munde des Apostels weiß, der Priesterstand regale sacerdotium sey. Du zettelst nämlich Zehndprozesse an, um selbst den Bauern, der sich von dir verführen läßt, scelere palliato auszuzehenden. Nicht wahr? Du bist die Bärin von dem Bären, der mit seiner holdseligen Konsortin schon darum Kinder fraß, weil sie zum Propheten, der eben so wenig eine Perücke trug, als ich neutestamentischer Prophet, zu muthwillig schrien: Kahlkopf! Kahlkopf! Eben so frißt du über eine noch kleinere Injurie schon Ehre und Vermögen vieler Menschen, denen die Zunge laufend geworden. Nicht wahr? Du bist das pharaonische Meer, welches die undankbaren Israeliten mit dem egyptischen Raube trug und diejenigen verschlang, welche den Schelmen nacheilten. Nicht wahr? Du bist die babylonische Hure, die in ihren Kindern eine Sprache spricht, in welcher keins das andere versteht — die Gebäude führet, welches nach vielen Jahren auch noch nicht unter's Dach, Generationen lange an kein Ende kömmt — nie so besteht — daß man es nicht von der Stelle rücken kann. Nicht wahr? Du bist gleich den Silberlingen, um welche die wahre Unschuld verkauft wurde, und welche an- und eingenommen zu haben selbst den Judas reute, der doch ein Kassier (loculos habens) und, wie Pater Abraham bezeugt, der Erzschelm aller Schelmen war. Kurz und gut! die Advokatengerechtigkeit gleicht einer Uhr, die anders schlägt, als sie zeigt, einem Barometer, der auf schön Wetter steht, während doch Schauer und Hagel im Anzuge ist. Sind wohl alle beyde recht liederliche Waaren. Doch noch nicht genug. Sie gleicht der Sündfluth, die unschuldige Kinder, wie Schelme ersäufte. Sie gleicht vom Himmel gefallenen Feuer, einer Pest in Konstantinopel, einer fressenden Viehseuche, an welcher leider nur gar zu oft alle medizinische Weisheit scheitert, und damit ich Alles mit einem Ausdrucke umfasse, der größten schweren Noth, die ein Exerzierkorporal über seine Rekruten mit aufgehobenem Stocke flucht. Wer mehr sagen kann, der hebe einen Stein auf und werfe ihn auf mich; denn ich erkenne es hernach selbst, daß ich nicht werth bin, seine Schuhriemen aufzulösen.

Ha! Gott sey Lob und Dank, daß ich diese Erzvipper auch einmal beym hellen Schwanze kriegte; denn es thut so wohl, gar so wohl, wenn man mit Raison seinen Zehner anbringen und das Laster in die Kluppe bringen kann, ohne eine Person zu beleidigen,

wie es sich auch vor Gott und der Welt auf einer christkatholischen Kanzel geziemet.

— — — — — — — — — — — — —

Wo ist unter unsern Obrigkeiten Gerechtigkeit? So habe ich oben gefragt, und die Frage ist noch unbeantwortet geblieben. Je nun! Wenn nirgends Gerechtigkeit seyn sollte, so ist ja dieß meine Schuld nicht. Der große Rechtsgelehrte Böhmer, sagt, nur deßwegen werden die ungerechten Beamten nicht gehangen, weil im reichesten Holzlande nicht Stämme genug zum Galgenbau für die gefunden würden, welche gehangen zu werden verdienten. Der berühmte Exjesuit P. Kugler zitirt in seinem Princ. pract. S. 179 auch den Gerechtigkeit liebenden höchstsel. baierischen Kanzler B. Kreitmair, mit einer ähnlichen Stelle. Daß euch die Gerechtigkeit den Hals breche, halsbrechende Richter! Artaxerxes, König der Perser, ließ einem ungerechten eures Gleichen die Haut lebendig über den Kopf ab- und mit derselben den Richterstuhl überziehen, auf welchem sodann sein Erbe allezeit sitzen mußte, so oft es an ihm war Recht zu sprechen. Sehet, Auserwählte, dieß möchte auch im katholischen Teutschlande ein ergiebig hinreichendes Mittel seyn, die von uns weggeflüchtete Gerechtigkeit wieder einzuführen, und ich wollte zum allgemeinen Besten herzlich gerne alle Messen, so viele ich deren in der Pfarre und auf dem nächsten Markte auftreiben könnte, zusammenkaufen, und sie zu einer so heilsamen Operation gratis, gratissime sakrifizieren, wenn nur an eine solche zu denken wäre. Aber was gut ist, geschieht so leicht nicht. Daher kömmts auch, daß der gelehrte P. Neumaier S. J., aus dessen Geschichtpredigt, Aurelius genannt, ich diese Stelle entlehnt habe, sogar zweifelt, ob bey der Zahl so vieler Richter außer dem Thale Josaphat, wo der einzige gerechte Richterstuhl einst stehen wird, ein Platz groß genug wäre, wo man die mit Bälgen von tiger-, wolf- und fuchsartigen Richtern überzogenen Stühle hinsetzen könnte. Und hiemit denke ich auch für den Artikel Gerechtigkeit, Richtergerechtigkeit, Advokatengerechtigkeit, das Vorhergehende dazu genommen, genug gesagt zu haben.

— — — — — — — — — — — — —

Wir haben jetzt gesehen, was ein Augendefect bei einer patriarchalischen Obrigkeit gewirkt habe. O Kummer, Elend und Noth! Aus dem Paradiese sind wir heraussen. Ach ihr wisset es, mit welcher Manier wir herausgekommen, und wie uns in dem Erzvater Adam allen der Engel mit seinem feurigen Schwerdt den Laufzettel auf den Buckel geschrieben hat. Wir sind jetzt im Jammerthale der Zäher, so laßt uns dann gehen in ein Lager und betrachten, was für einen Verschiß dort die Augen bey der militärischen Obrigkeit gemacht haben. Stellet euch vor ein prächtiges Gezelt, mitten d'rinne ein Flaumenbett und auf diesem seine Exzellenz Hr. General, ein wahres Burgunderfäßl mit einem Pokal in der Hand, aber bereits so himmelsternhagel voll, daß er das Maul nimmer findet, und den kostbaren

Wein über den Bart neben dem ellenbreiten Rachen hinabgießt. Ich übertreibe nichts, Hochansehnliche! Wir können es auch im neuen Testamente noch sehen, daß Generäle auf Flaumen liegen, indem der arme Soldat, welcher seine Haut um etliche lausige Gulden verkauft hat, nicht Stroh genug zur Streue findet und um seinen Durst zu löschen, aus der Pfütze saufen muß, da eben sich der General wegen des zu viel Genossenen wie eine S. V. Hundskanaille übergiebt. Doch zurück zum alten Testament. Indem der alttestamentische General akkurat so da lag, wie ein neutestamentischer, putzte sich eine Frau gar appetitlich heraus. Sie bestrich ihr Angesicht mit einer Salbe, sie faßte ihre Haarlocken unter eine schöne Hauptzierde, sie zog ihren Ehrenrock auf das Neue an und warum? Um des Herrn Generals Exzellenz zu betrügen. Dieß alles wäre weiter nicht nothwendig gewesen, denn für einen Rauschigen brauchts eben so viel Parade nicht; steht doch in Canticis schon geschrieben: Mit einem, wohlverstanden, mit einem einzigen Haare deines Halses hast du mein Herz verwundet, es hätte also gewiß keine Locken, viel weniger eine Salbe, am mindesten einen Ehrenrock nothwendig gehabt. Was sind oft für abscheuliche Larven im Lager, und doch raufen und schlagen sich die Soldaten darum, wie die hungrigen Hunde um einen abgefaunzten Knochen an der Schinderthüre? Und jetzt bemerket die Wahrheit: Schon ein Bisserl thut in den Augen wehe. Diese Frau tritt erst in Prunk und Pracht ein in das Lager. Der blinzelnde General, der vor Rausch die Augendeckel kaum mehr heben kann, schaut mit den Augen, wie ein geschnittener Mohrenkopf auf einer Tabakspfeife, in welchem die Augen fest eingesetzt und unbeweglich sind, und — schon ist er weg. Er sah erst nur ihre Pantoffel. Jud. 16. 11, und seine Augen waren gereitzt. Er hing Glück und Wohlfahrt der ganzen Armee an den Nagel und was weiter geschehen ist, wißt ihr alle schon.

— — — — — — — — — — — — —

Die Obrigkeiten und Magistrate sollen ihre Augen tragen wie die Schnecken auf Stangen, so zu reden, daß sie weit in die Ferne sehen. Sie haben hingegen Augen, die um keinen Pfiff mehr werth sind, als Hühner-Augen, die nicht sehen, sondern nur schmerzen, wie ich oben schon erinnert habe, als von den Schelmenaugen die Rede war.

Wir wollen, Andächtige, in Camera Charitatis miteinander reden. Macht die Thüren zu, daß uns niemand Fremder belauschet und ihr nicht zu Schanden werdet! Mein Gott und Alles! Wie gehts nur gleich hier zu? Den ganzen geschlagenen Tag bis 11 und 12 Uhr in der Nacht sind die Wirthshäuser voll und Abends ist der ganze Markt besoffen von Alpha bis Omega. Kommt auch zuweilen der Scherg zum Ausschaffen, so muß er sich niedersetzen, und so lange aus herumgehenden Krügen Bescheid thun, bis sein Polizeyeifer verschwemmt und der Nachtwächter heisern ist. Bürger=

und Bauernsöhne schwärmen die ganze Nacht herum und lehnen fast schon bey Kindern, bey der blühenden Unschuld, die Leiter ihrer Versuchungen an und bemühen sich, dieselbe mit Geld und guten Worten zum Fall zu bringen. Was da geschieht, gebe ich alles dir über, saumseliger Magistrat, blinde Obrigkeit! Auf dich wälze ich den Stein, den ich nicht heben kann. Unter deiner Bothmäßigkeit hast du 5 bis 600 Seelen, wovon ich nicht zehn um einen Batzen möchte. Dir Obrigkeit, dir Magistrat übergebe ich sie, weil mein Reden und Schreyen geradezu in den Wind geschlagen wird. Du mußt für sie Rechenschaft geben. Wie wirst du das können, da deine eigene Seele keinen Schuß Pulver werth ist.

Die Obrigkeit soll gute Augen haben, sohin Augen, wie eine Nachteule. Gehts hinunter zum Jägerhaus, da seht ihr eine mit den Flügeln an dem Thore angenagelt. Saperment! Wie erschrecklich sieht das Thier aus! Als es noch lebendig war, funkelten die Augen wie höllisches Feuer. So soll Furcht und Schrecken vor einer Obrigkeit hergehen und schon ihr Antlitz soll das Böse im ersten Keime ersticken.

Jedermann weiß es, was es für eine kostbare Sache sey um Krebsaugen, die man sogar in der Apotheke verarbeitet, und als eine herrliche Medizin bey hitzigen Anfällen giebt. Ich sage dann drittens: die Obrigkeiten und Magistrate sollen gute Augen haben, sohin Augen haben, wie die Krebsaugen. Sie sollen ebenso heilsam seyn. Wie es giebt 77erley Fieber, so giebt es wohl auch eben so viele hitzige Zustände, besonders in großen Gemeinden. 1. Hoffart, 2. Geiz, 3. Unkeuschheit, 4. Neid, 5. Fraß und Füllerey, 6. Zorn, 7. Trägheit. Einer will mehr wissen, einer will mehr seyn, einer will mehr haben, einer will mehr gelten, einer will mehr genießen, einer will mehr gewinnen, einer will weniger arbeiten und mehr als 20 einnehmen. Einer will höher, verständiger, weiser — Einer will besser, vermögender, reicher — Eins will schöner, amusanter und zärtlicher — Eins will verdienter, geachteter, belohnter — Eins will gemästeter, durchgegurgelter, fetter — Eins will ruhiger, bequemer, müßiger seyn, als das andere. Welche Hitzen entstehen da? Und wie viele verschiedene, heilsame Löschzeuge soll nicht eine rechtschaffene Obrigkeit in solchen Umständen an der Hand haben? Ein Blinder sieht's, das ich hier bis zu der Vesper so fort machen könnte, wenn mir je nicht die Zeit selbst zu lange würde.

— — — — — — — — — — — —

Laß einmal sehen, du dritte Person in der Gottheit! Heiliger Geist! was hast denn du für Augen? Prächtig! Kugelrund und roth wie eine Johannes-Beer. Und gitzeln thuns, wie ein Rubin. Was bedeutet dieß? Obrigkeiten! Magistrat! Fallt's euch nicht ein? Mir schon. Petrus, die erste Obrigkeit der Kirche gieng hinaus und weinte bitterlich, als ihm der Gockel die verdiente Lektion vorkrähete. O! ich habe euch gewiß lauter zu den Ohren geschrieen, als ein

Gockel. Und merkt ihrs etwa doch nicht, daß ihr weder habt ein gutes Kleid, noch ein gutes Aug? Merkt ihr's, so weinet Zäherbäche, bis eure Augen werden so roth, wie die Augen des heiligen Geistes. Vielleicht erflennt ihr euch anstatt den 7 Todtsünden, die ihr an euch herum tragt, die 7 Gaben des heiligen Geistes, die euch freylich bey eurem Amte besser anstünden. Und dann wohl uns und euch! Merkt ihrs nicht, und seyd ihr bei meinen Beweggründen trockner als ein Bimsstein, so zieht also die Schuhe aus und geht der Hölle zu. Ich bete Gottes Barmherzigkeit an, ohne seiner Gerechtigkeit eingreifen zu wollen. Er thut Jedem nach seinem Verdienste, Amen!

Bucher hat, um gleich hier über ihn völlig zu handeln, in seinen humoristisch-satirischen Schriften, von denen die meisten in den Jahren 1780—84 erschienen (von der Verlassenschaft des Pfarres Tröstngott wurde nur ein einziges Exemplar gedruckt), keinen Theil des umfassenden Gebietes der kirchlichen Institutionen des Katholicismus und der Art ihrer Behandlung unberührt gelassen. Wir müssen uns jedoch auf allgemeine Bezeichnung der einzelnen Schriften beschränken, wobei wir uns dem letzten Herausgeber, Joseph von Klessing, anschließen dürfen. Bucher, sagt er, führte bei seiner ungemeinen Gabe das Lächerliche und Verkehrte seiner Zeit aufzufassen und die Mißbräuche in den kirchlichen Umgebungen darzustellen, wie ein ächter dramatischer Dichter, weit entfernt von der trockenen Art des abhandelnden Schriftstellers, diese Thorheiten in ihrer eigensten Gestalt uns vor, da er durchgängig das Thema in der Form der handelnden Hauptpersonen, als ein belebtes Drama, zu dem höchsten Grade des Effectes und getreuer Nachbildung zu bringen wußte. Die Wahrheit dieser Charakteristik tritt überall in den Gesinnungen, in der Sprache und selbst in den provincialen Idiotismen der von ihm angeführten Personen dem Leser entgegen.

Was die von uns in der Einzelaufführung seiner hierher gehörigen Schriften zuerst genannten „Mönchsbriefe" betrifft, so hatte Bucher kaum sein Werk über die Jesuiten beendet und in demselben gezeigt, wie diese von ihrer ursprünglichen Ordensbestimmung abgewichen und selbst tief unter die gemeinen Mönche herabgesunken seien: so führte ihn die während der Jahre 1801 und 1802 in Baiern bewirkte Aufhebung der Klöster und das im Publikum hierüber entstandene Gerede zu dem Entschluß, seine Landsleute oder doch zunächst diejenigen, welche sich bei dem Verlust der Klöster beeinträchtigt hielten, durch Berichtigung

ihrer Vorstellungen und klare Schilderung der geträumten Vortheile, welche jene in geistlicher und zeitlicher Hinsicht gewährt haben sollten, so wie der wirklichen Nachtheile, die sie durch Einführung und sorgfältige Erhaltung religiöser Mißbräuche auf die Cultur des Volkes geäußert hatten, über ihr wahres Interesse aufzuklären, mit einem Wort, die Möncherei zu entlarven. Daher der ironische Specialtitel: „Ach! was haben wir alles mit den aufgehobenen geistlichen Orden in Baiern verloren! Bis zu Thränen rührend dargestellt in einer Sammlung von Briefen und herausgegeben von Sebastian Brand, unwürdigstem Abkömmling und Enkel von dem hochseligen Brand, Admirale des weltberühmten Narrenschiffes."

Ueber die Absicht der „Verlassenschaft des Pfarrers Tröstngott oder stirbt der Fuchs, so gilt's den Balg", giebt Bucher's Vorwort den besten Aufschluß. Dort heißt es:

Ich habe Ihnen bereits sehr viele Abenteuer erscheinen lassen, aber der Drache, der Ihnen nun begegnen wird, ist wol einer der fürchterlichsten. Wenn ein Landpriester durch Oekonomie und Fleiß etwas erworben hat, mit dem er seiner Gemeinde oder seiner armen Erben Bedürfnisse heben könnte, so können Sie sich die priviligirte Beutelschneiderei kaum vorstellen, welche die Hände nach seinem Vermögen ausstreckt. Ich fand während meinem Amte sogenannte Executions- oder Schlußrechnungen über gepflogene Verlassenschaftsverhandlungen, bei welchen mein Herz zittert, und von denen ich Ihnen hiermit eine vorlegen will.

Denken Sie sich, ein Landgeistlicher sei gestorben; sogleich haben sich auch eine löbliche Verlassenschafts-Verhandlungs-Commission, und dermalen (1784) zwar bestehend aus einem Paar privilegirten Taxschneidern, in seinem Hause eingefunden und alles feierlich obsignirt. Man hat es erlebt, daß, wenn dieser Act einmal mit den gewöhnlichen Solennitäten vorgenommen worden, Monate verstrichen sind, bis man sich nach der Masse des Verblichenen umgesehen hat, unbekümmert ob sich in selbiger nicht Dinge befinden, die der Faulung unterworfen sind. Endlich, wenn die ersten zwei Gottesdienste für den Defunctus hübsch feierlich abgesungen worden, so wird der Dreißigste oder letzte Gottesdienst ausgeschrieben, bei dem sich dann die HH. Capitularen versammeln.

Ja, was heisst das, Dreißigst? So fragt vielleicht ein Herr in der Stadt, oder ein Ausländer, vielleicht gar ein Protestant, ein Jude, ein Quäker, ein Atheist; denn nicht alle Menschen und Secten wissen, welche schöne und heilsame, auch in die andere Welt noch hinüberwirkende Gebräuche wir haben. Wir Katholiken halten gewöhnlich nach dem Tode drei Seelengottesdienste für den Verstorbenen, und zwar für arme gemeine Christen etwa nur 3 Messen,

für Reichere aber Aemter und Messen, so viele er bezahlen kann und mag. Nur der Bettler und der Soldat im Felde machen hier Ausnahmen; denn wenn der erste gar nichts hinterläßt und Niemand findet, der für ihn zu einer Seelenmesse bettelt, oder wenn nicht ein gutmüthiger Priester gratis eine für ihn liest, so scheint er, vermöge seines mühseligen Bettelstabes, wie der Soldat, den man ohne viel Aufsehens zu machen da verscharrt wo er liegt, zu einer der ärmsten Seelen im Fegefeuer, wenn er je dahin kommt, bestimmt zu sein. Diese Gottesdienste nennt man den Ersten, Siebenten und Dreißigsten: den Ersten, weil er gleich vor oder nach dem Begräbniß, den Siebenten, weil er sieben Tage darnach, und den Dreißigsten, weil er dreißig Tage nach dem Begräbniß gewöhnlich gehalten zu werden pflegt. Es hat aber auch schon Fälle gegeben, bei welchen der Dreißigst erst nach Jahr und Tag gehalten worden ist. Bei dem bestehenden Glauben an die Peinen des Fegfeuers und an die Erlösung der armen Seelen durch Seelenmessen muß es einem Fremden wol auffallen, daß man den Verstorbenen mit seiner letzten Messe 30 Tage warten lasse, und daß man da den Fall nicht wissen kann, ob er die Messen bedürfe oder nicht, man nicht gleich nach seinem Tode schleunigst die Mittel zu seiner Rettung und Erlösung ergreife, welche man als wahre Rettungsmittel annimmt, und nach der Lehre der katholischen Religion auch jenseits als wirksam erkennet. Mir scheint also hierin etwas Hartes zu liegen, das mit dem sanften Geiste des Christenthums im Contraste steht.

Bei diesem sogenannten Dreißigst versammeln sich auf dem Lande die benachbarten Priester, Bundbrüder und besingen ihren Mitbruder zum letzten Mal in Todtenvigilien, Seelen- und Lob-Aemtern, und lesen Messe für den Verstorbenen. Hernach kommen sie im Pfarrhofe des Verstorbenen oder im Wirthshause zusammen und erwarten da zum Dank für die dem Verstorbenen erwiesene Ehre ein reichliches Todtenmahl. Die Todtenmahlzeiten sind mit mehrern Gewohnheiten der Heiden zu den Christen herübergekommen, nun aber schon längst, sogar für den Pöbel, durch eigene Polizeigesetze abgeschafft. Wie ist es also wol möglich, daß sich dieser Mißbrauch noch unter der katholischen Geistlichkeit bis auf diese Zeiten erhalte, und so erhalte, daß sogar unlängst erst Uneinigkeiten unter Geistlichen über eine nicht gehaltene Dreißigst-Mahlzeit entstanden sind? Ich weiß zwar keinen Fall, bei welchem von diesem Todtenmahle dispensiret worden wäre, aber ich weiß Fälle, bei welchem die Verlassenschaft des Verstorbenen über die Hälfte mit Schulden beschwert war — bei welchen blutarme Freunde dem ohnehin geringen Vermögen des Verblichenen entgegensahen — und doch — doch von dem Gelde der Creditoren — von dem Erbtheile der Armen noch herrliche Mahlzeiten mit Wein und Kaffee, ja wol nicht zum Trost der armen Seele, die nach der Lehre der Kirche usque ad ultimum quadrantem büßen soll — gegeben wurden.

Der Unfug ist schreiend, doch sind hier noch viele Ohren taub, und der, welcher nicht mitmacht, ist in Gefahr, wo nicht als ein Verächter der Bruderschaft, doch wenigstens als ein Sonderling angesehen zu werden.

Bei diesem sogenannten Dreißigst nun werden dann auch gemeiniglich die Verlassenschafts-Verhandlungen angefangen. Die Personen, deren Unternehmen ich erzählen will, werde ich geradezu reden lassen, wie sie gemeiniglich reden, denn man lernt sie auf diese Weise inniger kennen.

Die Veranlassung zu dem „Pangraz" und der „Historia von einem Schmidsohne", war der Unfug vieler Pfaffen, von den Kanzeln herab blos zur Ergreifung des geistlichen Standes und zur Erfüllung der Pflichten gegen die Kirche aufzufordern, hingegen das Weltleben und den bürgerlichen Beruf als dem Seelenheile gefährlich und sogar für niedrig auszuschreien; ferner das verderbliche Eindrängen der Geistlichen in die Familien, wo sie das Geschäft eines Gewissensrathes des Mannes, des Cicisbeats, des Erziehers der Kinder betreiben, kurz sich zum Factotum im Hause machen. Diesem gefährlichen Gebahren wollte Bucher durch Beispiele und Satire steuern. Das besonders den Pangraz vor seinen übrigen satirischen Schriften Auszeichnende findet Klessing zutreffend in dem Zusammenhange und Ineinandergreifen aller Geschichten seines Helden, während er bei den früheren Satiren immer nur die aphoristische Form beobachtet hatte und sich in den Schilderungen der Charakterzüge kürzer faßte. Der Leser ergeht sich vom Anfang bis zum Ende in stets mannigfaltigem Witz und gleichbleibender behaglicher Laune. Beide Satiren können leider noch heute als Spiegel und Lehre dienen.



Das „Deliberirbüchlein oder geistliches Suchverloren" warnte vor dem damals im höchsten Ansehen und im Geruche der Heiligkeit stehenden Klosterbeichtvätern, in kräftiger Zeichnung die Gemeinschädlichkeit dieser geistlichen Werbeofficiere darstellend. Trefflich schildert der Verfasser den Eigennutz der Geistlichen und enthüllt die bösen Folgen des verkehrten Glaubens, daß der Eintritt in ein Kloster gleichsam eine spirituelle Vermählung einer Braut mit ihrem unsichtbaren Heilande sei, diese ihm mithin all' ihr elterliches Vermögen als Aussteuer bei der Einkleidung bringen, es also den Angehörigen, dem bürgerlichen Verkehre, dem Staate entziehen müsse. Er deckt mit der welt-

lichen Habsucht der Seelenfischerei den Wahn auf, der die Klöster als Institute der Wohlthätigkeit oder gute Anstalten besonders für weibliche Erziehung und Bildung schätzt.

Der „Entwurf einer ländlichen Charfreitagsprozession“ ist gegen die unter diesem Namen allbekannten theatralischen Kirchenceremonien und ihre Ausartungen gerichtet, das „Vorspiel zur Passionsaction“ gegen die Passionstragödien, wie sie noch in unserer Zeit in den oberbairischen Dörfern Mittenwald und Oberammergau zur Aufführung gelangen und aus den Berichten der illustrirten Journale und eigenen Monographien Jedermann bekannt sein können. Die Personen, welche Bucher in seiner zwar sehr derben aber dennoch köstlichen Satire auftreten läßt, sind: Gott Vater, die vier Elemente als Cybele, Vulkan, Neptun und Aeolus, Noa, Bauleute, die vier Winde, eine Hexe, der Probabilismus, die sieben Todsünden, die neun fremden Sünden, die Sünden im heiligen Geist, die Sünden die zum Himmel schreien, Lucifer und verschiedene Teufel. Zum Stoff hat er die Mythe von der Sündflut gewählt, um damit beschränkte Ansichten von der Welt und Weltlenkung zu verhöhnen.

Ueber das „geistliche Pferderennen“ urtheilt Klessing: es war eine sinnige Idee des Verfassers in Form einer Neujahrspredigt den Zeitwechsel mit der Erscheinung eines neugebornen Prinzen zu vergleichen, und ihm zu Ehren den Zuhörern ein Pferderennen, Souper und Ball zu versprechen. Durch diesen spaßhaften Titel fesselt er die Erwartung seiner Leser bis zum letzten Blatt, auf welchem er mit stets gleichbleibender Laune erst auftischt, was er im Eingange seiner lockenden Ankündigung verheißen hatte. Das Mahl besteht nämlich in dem himmlischen Lamme, das Ziel des Rennens ist der Beichtstuhl, die Zuhörer aber sind die Rennmeister und ihre Gelüste und Leidenschaften, wonach sie jagen und laufen, die Rennpferde.

Die „Kinderlehre auf dem Lande“ (in Flögel's Geschichte des Burlesken ohne Nennung des Verfassers erwähnt), erregte selbst im protestantischen Norddeutschland solches Aufsehen, daß binnen Jahresfrist die vierte Auflage veranstaltet werden mußte (1782). Sie ist, wie ein Recensent der allgemeinen deutschen Bibliothek richtig äußerte, die bitterste Satire über die Grobheit, Dummheit und Habsucht der katholischen Landgeistlichen, lebenden Originalen entnommen. Die „Fastenexempel“ geißeln den Unfug,

die persönlichsten Verhältnisse und häuslichen Vorfallenheiten von der Kanzel herab zu verbreiten und an den Betheiligten zu rügen. „Max von Panzel“ ist eine humoristische Lob- und Trauerrede auf den sobenannten Verwalter einer Herrschaft, eines strengen schulgerechten Orthodoxen, der sein Seelenheil in der Menge der von ihm beschafften Altarzierrathen begründet zu haben glaubt, nebenher aber alle Pflichten gegen seine Nebenmenschen bei Seite setzt. In ihm werden zugleich der Marienkultus, der Reliquiendienst und der Glaube an Mirakel lächerlich gemacht. Das „Portiunkula-Büchlein“ peitscht die kirchlichen Gelegenheiten zu allgemeiner Sündenwäsche, insbesondere den ehemals berühmten sogenannten Portiunkula-Ablaß; der „Jesuitische Eulenspiegel“ aber endlich ist in reichster Belesenheit eine Art von launigem Conversationslexikon über den literarischen Unwerth der Jesuiten.

Placidus Thaler, wol weniger durch seinen „wohlgemeinten Bauernprediger“ als eben erst durch Bucher namhaft geworden, in den Siebziger Jahren Benedictiner des Klosters Rott in Oberbaiern, liebte ebenfalls in Bildern und Vergleichungen zu predigen, welche durch ihren grellen und plötzlichen Contrast komisch sind. Aber mit der kecken Derbheit der obigen Kanzelreden — obschon man ihn keineswegs wählerisch nennen darf — geht ihm auch ein gut Theil körnig drolligen Witzes desselben ab, was zugleich den homiletischen Werth vergleichungsweise heruntersetzt. Darf man aber einer handschriftlichen Notiz über eine seiner ungedruckten Kanzelvorträge, über eine Himmelfahrtspredigt vom Jahre 1783 trauen, so würde ihn ein darin documentirter sehr geläuterter und schwungvoller Ausdruck in dieser Hinsicht höher stellen als die neben ihm Genannten. Die folgenden Stellen sind einer seiner Predigten vom Ablaß entnommen, gleich den obigen in die Wengler'sche Sammlung „Merkwürdiger Predigten und Reden der alten Zeit“ übergegangen.

— — — — Was bringen aber diese Aerzte für eine Arzney mit sich? Nur eine einzige Salbe, aber eine Salbe von solcher Kraft und Wirkung, daß sich kein Zustand ereignen kann, der nicht durch dieselbe von Grund aus kurirct wird. Ach, was soll dieses für eine Salbe seyn? Ist es vielleicht eine Salbe Unguentum, gemacht aus der Wurzel Radix, gegraben auf dem Berge Mons, wie jener gesagt? Oder ist sie aus der Büchse der heil. Magdalena, womit sie

Christo die Füße gesalbet? Oder von der Oelsalbe Daniels? Oder vielleicht aus jenem Fläschlein, womit der Prophet den Saul zum König salbte, als er die Esel seines Vaters suchte? Wären zwar lauter köstliche Salben, aber nichts gegen unsre Salbe. Nein, nein! nichts dagegen! Es ist eine Salbe, die schon viele hundert Jahre ausgespendet wird, und zwar nicht das Packet um einen Batzen, um drey oder vier Landmünzen, sondern gratis, wider Sausen und Brausen in den Ohren, wenn nämlich der kranke Mensch, von den Lockungen der Verführer taub gemacht, auf das Wort der Prediger nicht mehr hört — wider Mundfäule und stinkenden Athem, wenn nämlich der Mensch nur Wohllust aus dem verpesteten Herzen heraufkeucht — wider Drücken auf der Brust, Katharr und Husten, wenn nämlich der Mensch verstockt, und der Fieberzelten des Lasters schon ins Stocken gerathen ist — wider Reissen und Beissen in Gliedern, wenn nämlich der Mensch in der Gottesfurcht erkaltet, und auf nichts mehr, als auf Sünden und Lasterleben denket. Vernehmet es nur und erstaunet:

Wenn man das Wort Ablaß zurück lieset, so heißt es Salba. Sehet, hier, hier ist die Salbe, von der ich reden will. Der Ablaß überhaupt ist eine Salbe. Ich rede das gar nicht aus mir, sondern ich habe euch meinen Bürgen gestellt. Wenn aber andere Salben nur allein Wunden und kleine Gebrechen heilen, so heilet der Ablaß alles in der Welt, und dieses auf eine wunderbare Weise. Der Mensch wird ein Wildschwein durch den Zorn, ein Aff durch seine Thorheiten und Weltfaxen, ein Löw durch seine Hoffart, ein Fuchs durch seine Listigkeit — aber durch die Salbe Ablaß wird er Regent aus einem Sklaven, eine wohlriechende Lilie aus dem stinkenden Bock der Unzucht, ein Engel aus dem Teufel.

— — — — — — — — — — — —

Daß ist überhaupt zu merken vom Ablaß. Er ist eine Salbe, heilsam, wo einen der Schuh drückt, heilsam, wo man Gebrechen hat. Er nimmt dem Menschen die Büffelshörner ab, welche ihm die Sünde auffetzt, und konfirmirt die Seele, die Widerwärtigkeiten dieses Lebens glücklicher überbeissen zu können.

Wo dann also ein Ablaß ist, eilet man billig hinzu, sich in die Büchse seiner Seele von der Mirakelsalbe des heil. Ablasses so viel zu holen, als erklecken mag, sich zum Palestriten des himmlischen Jerusalems zu salben, und in der Rüstung eines muthigen Kämpfers auf dem Tummelplatze der Tugend wider das Laster zu erscheinen.

So viel ich hier schon Schönes gesagt habe, so ist es doch nicht genug, theils weil es mein Beruf ist, über das Nämliche verschiedene Begriffe zu verbreiten, damit jeder nach Appetit und Herzenslust zu sich nehmen kann, was ihm vorzüglich gefällt, theils auch weil ich einen gar zu herrlichen Vorrath von Eselsohren vor mir habe. Ich kann dann nicht umhin, für die, welche den heiligen Ablaß nicht gerne als eine Salbe präsentiren, auch die schönen Ge-

danken anderer Geistlehrer hierher zu setzen. Der heilige Ablaß eine Goldgrube für die büßende Seele. Der heilige Ablaß ein Feuerofen, worin die Seele wie Gold geläutert brennt, aber nicht verbrennt wird. Der heilige Ablaß ein goldnes Netz, die armen Seelen aus dem Feuermeer des Fegfeuers herauszufischen. Der heilige Ablaß der Hauptschlüssel zum Himmel, und ein Vorschubriegel vor die Hölle. Der heilige Ablaß ist ein weites Feld, auf welchem einen der Teufel nicht fangen kann. Der heilige Ablaß ein Triumphwagen, per posto in Himmel zu fahren. Der heilige Ablaß ein Magnet, der einen mit Gewalt in Himmel zieht. Der heilige Ablaß ein Säbel, der den Tod der Seele tödtet. Der heilige Ablaß ein Steigbügel, durch den man sich auf den sanften Sattel der ewigen Glorie schwingt. — —

Von dem Wiesenpater haben wir „Predigten zum Lachen in den Stunden der Langeweile, auf alle Sonntage des ganzen Jahres rc., aus seinem Pult entwendet, getreu abgeschrieben und zum Muster für alle Prediger in Druck gegeben, 1781", im Ganzen jedoch nur zwei, und die „funkelneue Rosenkranzpredigt, gehalten zu Bogenhaußen nächst München, den Herren Predigt-Kritikern zu Prag zugeeignet" (1782), die in Scheible's Schaltjahr, IV. 216—226, 354—363 wieder abgedruckt worden. Nach der Anrede an die Kritiker zu schließen, scheint er gerade diesen im breiten Volkston und mit Schimpfwörtern reichlich ausgestatteten burlesken Vortrag am geeignetsten denen zum Tort erachtet zu haben, welche sich über die Capucinerart ärgerten. Sie war übrigens, gleich den andern beiden, bereits früher von einem seiner Zuhörer heimlich zum Druck befördert worden, und hatte zur Folge, daß ihm das Consistorium zu Freysing auf das Schärfste verbot, die Kanzel jemals wider zu besteigen. Doch soll dies Verbot von beiden Seiten nicht weiter beachtet, nur pro forma geschehen sein. „Ich hab' in Zeitung g'lesen" — heißt es in der von ihm selbst besorgten Ausgabe — „und ist auch ein Wander G'sell aus Prag auffe kume, der hat mir verzehlt, daß ös a ganz Bandl b'samen seyts, und auf die Prager Prediger braf schimpfts und losziehts. Schon recht, nur zur, warum predigns nit besser: in meiner funckelneuen Rosenkranz Predi, da werds wohl nix z'tadeln finden. Net wahr, so mueß ma s'Wort Gottes fürtragen? Di Predi hat sie g'waschen. Des werd's mich wohl a Bissl lobn?" Er wünscht etwaige Beurtheilungen zu lesen. „Schickt's mir a paar solche Wisch mit auffe, daß ichs mein' Bauern fürlesen kan, was s'kost, wer's schon zahle. Wenns a

mahl Zeit habts, kommts zu mir ausse, i hab a guets Bier, und fette Dampfnudeln sollts a kriege." Hören wir nun die Einleitung der Predigt, die sich „gwaschen" hat.

Ja, ja, es ist schon so, honettes Landvolk, liebe Christen! Es ist schon so. Der heil'ge Rosenkranz überwältigt d'Höllen Schanz. Der heil'ge Rosenkranz ist die wahre Teufels Goasel. Der heil'ge Rosenkranz ist die scharf g'ladene Seeln Pistoln wider alle Anfechtungen. Der heil'ge Rosenkranz ist der sichere Köder der allerheil'gsten Mueter Gottes, mit dem sie die Menschen aus der stinkenden Pfützen des Teufels in Himmel hinauf angelt. Er ist ihr scharfschneidender damaszirter Sabel, mit dem sie der höllischen Schlang den Schwaaf abghaut hat. Schleifts ihn brav, schleifts ihn brav, liebe Christen! Hauts zu damit aufn Teufel. Hauts zu damit in eurer Jugend, daß er auch eure Unschuld nit nehmen kann. Hauts zu damit in eurem ledigen Stand, daß er euch zu keiner Unkeuschheit verführt. Hauts zu damit in eurem verheiratheten Stand, daß er euch nicht, als wie d'n Davidl, zum Ehebrecher macht. Hauts zu damit auf eurem Todbett, denn da wird er euch am ärgsten zuesetzen.

Merkts auf, ich will euch ein Exempel, gar ein schönes Exempel will ich euch verzehlen, was der Teufel auf dem Todtbett, sogar beyn heil'gen Leuten, für Spitzbueberepen treibt: Einer heil'gen Abtissin von der heil'gen Klara seind bei ihrem Todbett so viel Teufel erschienen, als Bäume im nächsten Wald draußen seind. Was thuet d'heil'ge Abtissin? Den heil'gen Rosenkranz hats in d'Hand g'nommen, hat d'Mueter Gottes ang'rufen, und — da schauts her — die heil'gen Engel seind vom Himmel kommen, und jeder hat einen heil'gen Rosenkranz in der Hand. Was habens g'than damit? Auf d'Teufeln habens damit zug'schlagen, und habens zum Plunder g'jagt. Noch ein andre heil'ge Abtissin hat 7 Ampeln um ihr Todbett herum anzündt, um von teuflischen Versuchen unang'fochtner z'bleiben. Was g'schieht? der Teufel löscht ihr alle 7 Ampeln aus; die heil'ge Abtissin aber greift nach'n heil'gen Rosenkranz, schlagt'n dem Teufel in d'Fressen einy, und jagt'n zum Loch außy.

Liebe Bauern! Liebe Christen! So merkts euch also, und lassts euch nit vom heil'gen Rosenkranz; er ist unsre beste Haus- und Seelenarzney; es wird euch wohl thuen auf der Reis in d'Ewigkeit, wenn ihr euch, als wie der Fuhrmann mit der Goassel, einen offnen, sichern Weg vor'n Teufel damit verschaffen könnt. Nur diese heil'ge Seelenmedicin laßt in euren Hausapothekl nicht ausgehen. Probatum est: es hilft, es reinigt euch von euren Sünden, wie das beste Trankl aus der himmlischen Hofapotheken. Aber, meine liebe Christen! Auf einmal hilft euch diese Medicin nicht; öfters, alle Tage müeßt ihr's brauchen; ihr müeßt auch unter dieser heil'gen Ruhezeit bisweilen ein Gwissens-Laxativ, eine heil'ge Beicht vornehmen. Diese kostbare Goldtinktur der heil'gen christkatholischen Kirchen müeßt ihr nicht versauen. Wenn Spöttler und Frevler

sagen: Es nutzt euch nichts, so lehrts euch an die Spitzbueben G'sichter, an die freigeisterischen Höllenhunde nit. Hörts lieber den heil'gen Augustin: Die heil'ge Beicht, sagt er, soll man mit Nägeln auskratzen, und wenns tausend Klafter tief in d'Erden g'graben wär; mit Pickeln und Schaufeln, sagt er, soll mans ausgraben, und wenns ein' ganze Meil tief eingemauert wär; hat er g'sagt. O heil'ge Beicht! O heil'ge Goldtinktur! O heil'ge Seelenreinigung! du bist das bewertheste Hausmittel wider alle Nachstellungen des Teufels, und aller seiner Schelmen=, Schinderschlachtigen Anhänger. Denn, daß solche Mensche, solch's Lumpeng'sindl, das wider die heil'ge Beicht, wider diese heilsame Arznei schmält, um kein'n Schuehadern, um kein'n Dreck besser seind, als der Teufel selbst, das sagt der heil'ge Bernhard gar schön: Ex Patre Diabolo estis, sagt er: zu deutsch, ihr seyd aus dem Teufel, euren Vatern.

Die heil'ge Beicht, liebe Christen! und den heil'gen Rosenkranz laßts euch ja nit nehmen; aber ihr habt halt nit alle Tag Zeit, sagt ihr! Nicht Zeit? Aber, Schnaderhüpfeln, Luederliedeln, Sauf=sangl'n könnt's auf d'Nacht singen? Mein, mein! laßts laßts doch den Pfifferling seyn, und bett's dafür ein'n heil'gen Rosenkranz, denn der überwältigt den höllischen Sauschwanz. Zum Beweis will ich euch ein gar auferbauliches Exempel erzählen: In einem g'wissen Frauenkloster ist einsmals eine g'wisse Klosterfrau g'weßt, und die ist Portnerin worden: Und da ist halt alleweil ein junger Geist=licher zu ihr kommen. Sie hab'n vom Anfang weiter nix Böses im Sinn g'habt; aber, wie's halt geht, wenn man Feuer zum Stroh legt; der Teufel ist halt ein Schelm; man darf ihm halt nit trauen; denn schauts nur, nachdem sie so ein Zeitlang b'ständig z'sammen kommen seind, verlieben sie sich endlich gar in einander; und was g'schieht? Er ist jung g'wesen, sie ist jung g'wesen; sie entschlüeßen sich also mit einander auf und davon zu gehn. Das ist schön, das ist brav, ich wünsch Glück auf d'Reis, und ein schöns Wetter aufn Buckel. Das wird ein schönes Leben werden; sie eine Kloster=frau, er ein Geistlicher: Das Gott erbarm! Wär das ein Geistlicher? Wär das eine Klosterfrau? Und wo werdens denn hingehen? Fragts lang, ins Lutherthum halt. Was werdens denn da anfangen? Dörfts ja gar nit zweifeln; ein Luederleben halt. Ja, ja! es ist schon so; sie seind wirklich miteinander zum Blunder g'gangen. Sieben ganzer Jahr seinds miteinander in der Welt herum vagirt; endlich hat der geistlose Geistliche seinen Schleppsack (verzeih mirs Gott! ich hätt sollen sagen, seine saubere Klosterfrau) nett und sauber sitzen lassen, und ist ihr auf und davon g'gangen. Bedank michs Trunks! Wie wirds ihr jetzt g'gangen seyn? Könnts euch wohl einbilden, wies bei einem solchen Lumpeng'back geht. Sie hat halt ihre Fleischbank aufg'schlagen, und hat von ihrem Körper g'lebt. Pfui der Schand! Ist das nit ein Sauleben? Aber, warts nur ein Bissel; wir müssen uns nit übereilen. Merkts auf, was g'schehen ist:

Auf die letzt hat die saubere Sau gar nix mehr g'habt, weil sie mit ihrer Fleischbank und mit ihrem Sauhandel nix mehr hat verdienen können. Dann durch ihr Luederleben hat sie französisch gelernt und ist krank worden. Und in ihrer Krankheit ist sie endlich zum Kreuz g'krochen. So gehts, wenn man nit mehr luedern kann, fangt mans Betten an."

Nachdem er nun noch vorgetragen, auf welche wunderbare Weise diese Klosterfrau wieder zu Gottes Gnaden und ihren vormaligen Posten gekommen, geht er zur eigentlichen Predigt über, welche in zwei Theilen die Beichte und den Rosenkranz in drolligster Beweisführung herausstreicht. Ausdruck und Gedanken hatte er in der Einleitung noch einigen Zwang auferlegt, jetzt jedoch sprudeln beide einer verhaltenen Quelle gleich, jetzt nimmt er kein Blatt mehr vor den Mund. Einige Stellen daraus wird der Leser gern noch in den Kauf nehmen.

Man braucht keine Beicht, sag'n d'jetzigen Modepfaffen. Ja, ja! habts recht, ihr supergscheide Herrn, habts recht; man braucht keine Beicht. Aber, das Sündigen, die Höll müeßt ihr halt abbringen, dem Teufel müeßt ihrs Sünden-Register z'reißen, damit ers aufn jüngsten Tag nit zu euer eignen Schand aufzeigen kann. O mein Gott! ich kann mirs gar nit einbilden, was jetzt für aufgeklärte Ochsenköpf gibt, wie eselhaft als sie daher schnabern und sagn: das Beichten ist nur eine aufgebrachte Pfaffenhistorie, ist nur eine Kuttenschwenkerei, sagens. Ohr ihr Hundsfüder! o ihr unverschamte Stockfisch! D'Zungen soll man enk auße reißen. So seynd alle Mönchen, alle Geistliche Spitzbueben! Ihr seyd Teufelsranken! Ihr wollt d'heil'gen Orden verachten, die schwitzen und schweißen im Weinberg des Herrn, die alles im Weinberg wieder aufbauen, was ihr Affengfrisser mit euren unreinen Groschen ummewüehlt. Aber, warts nur, es wird einmal eine Zeit kommen, wo ihr froh seyn wurdet, wenn ihr nur ein solchen Spitzbueben haben kuntet. Da werdt ihr da liegen aufn Todtenbett als wie ein g'fröckte Sau; da werdt ihr zittern, als wie ein nasser Budlhund!

Wenn mans Sterben halt probiren kunt, so wärs ein Leichtes. Aber, zwei Seelen habn wir halt nit, als wie zwei Kugln beim Langausscheibn. Da schads freilich nit, wenn man eine an Laden anwirft. Man kann auf d'letzt schon auch noch was scheiben. Wir habn halt aber nur eine Seel; eine einzige Seel haben wir. Ist die hin, so ists ganze Spiel verloren, und nutzt kein Setzen aufs Neu nit mehr. Einmal verspielt, ist allemal verspielt. Ich bitt euch also, seyds nit so dumm, und widerstrebts der erkannten Wahrheit nit.

Ein weltgeschichtliches Beispiel, was der Rosenkranz schon für wunderbare Dinge ausgerichtet, die leider bisher von keinem

Historiker gemeldet worden, aber dennoch wahr sind, „denn, wanns d'Mohren selber sagen, so moanet ich halt, man dörfts wohl glauben", das leitet er so ein:

Anno 1540 grad um dieselbe Zeit, wo der saubre Martin Luther (Martin Lueder soll man sagen), mit seiner braven Klosterfrau oder Rennsau, seine teuflische Lehren um und um ausg'sprengt hat, grad um dieselbe Zeit ists gwesen, daß sich halt alles widern Pabst aufgewickelt hat, und haben halt den heilgen Statthalter Jesu Christi glatt z'Grunde richten wollen. Dort ists halt auch so sauber zuegangen, als wie jetzt; denn heut zu Tag gibts genueg, die den Pabstn schlechter als ein Kuechelbueben halten. Sie Fressen Freitag und Samstag Fleisch; wenns ein Sponsau haben, ah! da fressen wirs halts aufn Freitag, aufn Pabst sein Gsundheit. Sie fressen Anten und Gäns aufn Pabst sein Gsundheit. Solche Lueder, solchs Gepack hats halt selbesmal auch geben, und da haben die großen Herrn selber dazu gholfen, und haben eine Macht von 500000 Mann z'sammenbracht, und haben sich widern Papst gricht.

Die Bedeutung der kirchlichen Gnadenjahre berührend, erinnert er auch an die Verächter derselben. Doch hält er sich mit „diesen Lumpenkerln" nicht lange auf.

Die Waar ist nit werth, daß man d'Zeit damit vertragt. Was mich nit brennt, das blas ich nit. Heißts alte Sprichwort. Aber, auf d'alten Sachen halt man jetzt nix mehr. Ja, ja! Es ist hol mich der Guguck so! Doch ich will gleich ein Prob mit dem Sprichwort machen: Was dich nit brennt, blas nit. Mein! Sagts mir, was wurdets g'sagt haben, wenns zu derselben Zeit g'lebt hätts, wie d'heil'ge Judith ihr liebs Vaterland von dem grausamen Hollofernes befreit hat? Ich will euch aber d'Sach so vorstellen, wies in der That g'weßt ist. Der Hollofernes ist mit seinem Kriegsheer vor d'Stadtmauer gruckt, in der d'heilge Judith g'lebt hat (was nutzts, wenn ich euch d'Stadt auch sag, ihr vergeßts sogleich wieder). Wie nun der Hollofernes ein schlauer Mahn ist g'weßt, hat er wohl eingsehen, daß sich d'Stadt so leicht nit geben wird. Er geht also her, und laßt alle Wasserteichten abgraben, die in d'Stadt gangen seynd, daß in d'Stadt eine solche Wassersnoth entstanden ist, daß man das wenige Wasser, das man bei der Stadt ghabt hat, obrigkeitlich s'Tags 2mal hat austheilen müssen, und das ist allemal gschehen in der Fruhe um 6 Uhr, und auf d'Nacht um 6 Uhr; und da hat ein jeder nur so viel kriegt, als er für d'armen klein Kinderle braucht hat, damit man ihnen hat ein Müeßl kochen können. D'andern Leut haben schauchen können, wo's gleichwohl was z'trinken kriegt haben. D'heilige Judith hat das Elend der armen Leut nit mehr ansehen können, und hat sich deßwegen auf ihre Knie niederg'worfen, hat Gott und d'Muetter Gottes mit einem andächtigen heilgen Rosenkranz verehrt, und hat beten, daß unser Herr Gott

doch eine Aenderung machen mögt. Drauf fallt ihr ein, sie will selbst ins Lager naus gehen, und will schauchen obs'n Hollofernes nit persuadiren kann, daß er von der Stadt abzieht. Sie ist also hergangen, hat sich auf 3 Tage mit Proviant versehn, und ist zum Hollofernes naus. Der Hollofernes, wie er d'Judith hat zsechen kriegt, hat er sich gleich in sie verliebt. Denn d'Judith ist gar ein schöns Weib gweßt, und der Hollofernes ist ein Erzgasbock, ein Erzhurenschankl gweßt, wenn er a bißl ein saubers Weibsbild gsechen hat, wie halt d'Soldaten seynd, und da hat er glaubt, es braucht weiter nix, als daß ers zu seiner Matreß macht. Aber anpumpt, Herr Pfarrer! Es ist ganz anderst gangen. Er hats gleich zu ihm kommen lassen, und da ist er auf ein Thron gsessen, um und um seynd Officier und Soldaten gsessen und gstanden; der Judith aber hat er ein Sessel geben lassen, und hat gsagt, sie soll sich zu ihm hinsetzen. Mein! daß wir wieder aufs Sprichwort kommen: Was dich nit brennt, das blas nit; was hätt ihr dazue gsagt, wenn einer von euch mit der Pfeifen im Maul, ein Soldaten a so über d'Axel einegschaucht hätt; nit wahr? ihr wurdt halt gsagt haben: das ist mir ah schon d'Saubre; das ist halt ah ein rechte Soldatenhuer.

Aber nai, mein lieber Brueder,
Das ist kein Lueder,
Das ist kein wild Sau,
Das ist d'heilge Wittfrau,
Es ist d'heilge Judith, schau!

Solche Mäuler habts. Gleich über d'Sach raisonirt ohne allen Grund. Pfui! schamts euch in enkern Herzbünkl eini, ihr Maulaffen! Ueberlegts d'Sachen zuvor, eh ihr gleich darüber z'schreien anfangt. Ich weiß wohl, daß jetzt der Brauch so ist. Aber das ist a Saubrauch. Aber, jetzt will ich euch d'Histori gar auszählen.

Wir können uns jedoch zur Kenntniß des Wiesenpaters an dem Bisherigen begnügen. Weit übertroffen aber, wenigstens an köstlichem, obwol faustdickem und cynischem Humor, werden diese und andere kanzelrednerischen Proben von den nachfolgenden, einer Wallfahrtspredigt aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und eines Kirchweihsermons aus dem Ende desselben oder dem Anfang unsers Jahrhunderts, deren Verfasser leider unbekannt geblieben sind.

1. Wallfahrtspredigt.

Die Pflichten gegen Gott. — Wie viel sind Sakrament? hob i neulimal 'n Steffelbauern san Bub'n gfragt in der Christenlehr, und wos moants, wos a g'sagt hot? — „Wenigstens tausend, noch

mein Votern z'schließen." — Itz hobe tan ober oani nafgeb'n af d'Waffel, den Rotzlöffl, denn — solcheri Grundsätz prägts ös enkern Kindern ein! und wenn mar hernach an so an Lauser ziegn will, und will'n zieg'n, indem man bei die Ohrn nimmt und giebt'n a Poar affi af d' Votzen (auf's Maul), daß'n der rothi Goafer runterrinnt, so renna's und lafa's in Pfarrhof nein, als wenn man schon derschlag'n hätt! — Kummts nonmal, an großen Hund stell i ma ein, und laß enk aussi hetzen, daß enk — verzeih mirs Gott — der Teufel holln möcht.

Hots mein Köchin neulimal g'sagt, wos die Dörfelskinder so lau in Religionssachen seyn; sagts, hots gesagt, dös is net zun segn, sagts — woher aber kumts? — Pomum haud procul ab arbore — hoaßt so viel als: Is der Voter a Saumogn, so is der Bua a Saumagl; denn bedenkt sis nur selba, is mehr a Religion unter enk? In der Früh stehnas af, es beth koans an Vaterunser, ist die erst Frog: Wo is die sauer Suppen? San d' Erdäpfel firti? Z'Mittag, da hört ma koan Tischgebeth, sondern hing'sessen und mit'n Fingern in d' Schüssel nein, und s'Kraut neigschlampt, daß ihna allweil rent und dent d' Suppen über d'Votzen abarinnt. Af d'Nacht, da hob'n da d' Limmel vorn Kammerfenster net Zeit, daß a Nachtgebet beten, do is ihna koan Loata net z'hoch, bis a mal an etli runtapflumpsa, und d' Haxen brecha, und zum Teufel fahrn; nacha, Herr Pfarrer! machs gut — sitz da auf der Ofabank — nacha lassens an etli Messeln lesen, und itzt sans geh schon drobn in Himmel, gleichsam wie ma's si in a Spital einkaft, wenn's glei auf der Erden den schlechtesten Lebenswandel geführt hob'n. — Jaja! do wird sie geh unser Herrgott glei a rechti Ehr draus macha, a so an Maulaffen, so an anputzten, in Himmel nein z'lassen. O mein Gott! da ließ si gor viel drüba sagn. Und der Beichtstuhl, wie wird der ästimirt? —s Jahr einmal und do kaum recht. Es geht schon recht so, ös richts enk schon nach den saubern Zeitgeist, ös wärn schon keine Geistliche mehr zogn, wie mas vor Zeiten zogn hat. — Ist denn das ar a Manier, so a Bürschl sitzt a dreyviertel Jahr z'Haus in der Vokanz, und a viertel Jahr besuchte seine Kollegien. Ja! nacha wars non noch recht, wenn er studiret — aber nix, könnts ös in allen Summakellern antreffa, und da studirt er, kotz Kreuz, wie studirt er da — und Abends nacha im Wirthshaus — do sitzt er drin in der Unterhosen. Ja wohl schama vor a Kellnerin! Mein Gott nan! Nacha hobns Menscha a non, kumm oan Brief um a andern davon her. Itz dös werden Theologen! I sog sonst nix, als dös werden Theologen!! Ja, wisset'ns non ihr Vorstände wie's hintergangen werden bei aller Strenge!! — Freuts enk Bauernlimmeln! da kriegts a mal an Pfarrer, der is nit streng, da könnts enka Ludalebn ohngeahndet fortführn; da wirds heißen: 's is glei an anderer, als der vori. — O Welt! wie lang wirst du non stehen, lang konnst das nimmer treib'n. Unser Herr

Gott muß an Exempel statuiren; ös hilft nix weil man gor net an ihn denkt, und die Pflichten gegen ihn gor net respektirt. I red koan Wort mehr von den Pflichten gegen Gott; ös wisset sis a so, ös möchts sis aber net thon, was hilft mi nacha mein Redn, wenn i allweil in so Stoanesel neinpelver. I schreit daher zum zweiten Theil meines Vortrags, zu den Pflichten gegen den Pfarrer.

Wos is denn a Pfarrer so nach enkrer Moanung? han sagts mas a mal! Net wohr, a Pfarrer ist der, der si hinhockt, enk Meß und Amt lest, enkre Wechselbalg taft, wenns krank seyds, enkra dreckigi Seel in 'Himmel nein beten soll, und in Beichtstuhl drinn nacha schwitzen muß. — Net wohr, dös is nach enkra Moanung a Pfarrer. — O meine Säu, o meine Säu! Was habts ös für an Begriff von an Pfarrer! Bedenkts a mal die Beschwerlichkeiten, die ma hat. Bedenkts a mal den Nutzen, dens ziegts von uns! — Wenns krank seyds, wenn a mal af d'Letzt geht und stehts Dokterl da vor enkern Bett, und schneidt bedenkli Gesichta, und konn enk doch net helfa; wenn der Boder z. E. dasteht, und hot enk alli Kräuter der Welt geb'n und wenn der Apotheker für seine Kräuter und Pulvern enk den letzten Pfennig o abgenommen hot, und alles und alles ist umsonst: zu wem gehts nacha han? Gelts zum Pfarrer! Der muß enk helfen, wenn enk nemat mehr helfa konn, der muß enk herrichten, damits doch mit Ehrn in Himmel aufträtten därfts, also sollts'n a besser respektirn, net den schlechtesten Püffling Erdäpfel zon Zehet onweisen, net's ganze Jahr nix hint und nix vorn, koan Hendl, koan Antl, koan Dreckerl und koan Schwanzerl zum Präsent, daß ma allzeit mit den Exekutionsboten das rausklopfen muß, was oan vor Gott und der Welt ghört. Wie muß i mi net oft oschreia, wenn i enk a Predi halt, wie deutli, wie verständi trog is net vor! Wie schön druck i mi aus! oba non, dös muß i alles umsonst thun, do is koan Red von an Dank. Aber non net gnua, verläumden a non. Hat neuli oaner öffentli im Wirthshaus gsagt: s' Caressirn war koan Sünd', denn der Pfarrer siecht selber seine Köchin gern —meine Köchin! — bitt enk um alles mit meiner Köchin! — O du armer Narr, o meine Köchin! Du seelguter Tropf! dir sogns so was nach. Die blutinga Thränen möcht ich woan. I wollts ihna verzeiha, das sis mir nachgredt hobn, aber meiner Köchin, an altes Mensch von 36 Jahren a Jungfra, ja! wies koani giebt — der redens so was nach! — Aber laßt gut seyn, es kümmt schon der Tag, wo sis bereun werden, er kummt gewiß. O meine Bauern! glabts denn, wenn i dös thun wollt und dürft, da nehmet i mein Köchin, do wüßt i mir schon anderi jüngeri. Es durft heut non s'Cölibat aufghobn wern — moants i thät heyrathen, obwohl i der Monn wär, der non a Frau d'ernährn kannt. Nan, weich Teufel, weich, i bleib für mi; — na so was thu i net! — Aber eb'n deßwegen sollts sis a darkenna, wasts für a Monn habts an mir, und auch enker Schuldigkeit thun, und somit die

Pflichten gegen Gott und gegen euern Seelenhirten, euern Freund, euern Pfarrer verbinden, was i enk schlüßli in folgenden Verslein ans Herz legen will:

Gott giebt enk's Leb'n und den Verstand,
Der König sorgt für Fried im Land:
Drum sollts auch Gott von Herzen lieb'n,
Den Landesvater net betrübn,
Der Pfarrer sorgt für enker Heil,
Drum sorgts ös a fürs Pfarrers Mäul. Amen.

2. Kirchweihrede.

— — Nur drey Worte sind es meine Lieben! aber inhaltsschwere; sie heißen Beten, Fasten, Almosengeb'n — dies sind die drey Weinberge, die ihr bearbeiten müßt, daher ich also zuerst das Beten, dann aber mein Lieblingsgeschäft, das Almosengeben, betrachten, an's Fasten aber einmal später gedenken werde.

Vom Bethen. Da habts an Groschen, bets sechs Vaterunser und sechs Ave Maria für mi, weil i a fauli Sau bi, und net selba beten mog. Prächti, 6 in 3 kr. geht net, also zu Pfenning gemacht — 6 in 12 geht zweymal — war also für'n Vaterunser zwey Pfenning, und die sechs Ave Maria dazu gerechnet, kommat also der Vaterunser eppas über ein Pfenning — a schöni Wirthschaft, so handelts ös, mit unserm Hergott — o ös Tausatsakraments-Lumpen, wos habts ös für an Begriff von der Anbethung Gottes! Da hobn die Kerl Rosakränz, daß bey der ganzen Steuervermessung im Königreich Bayern koan Feldmesser a größri Meßketten hot, und wenns nacha den runter griffen hobn, und hobn a so neuzgmal gegri, und nonmal gegri und allemal gegri seistes Maria gschrien, daß'n Zipf kriegn möchten, damit ma's nafhört, wo d'Sternputzen ihna af d'Nosen runter scheilen, no hobns ihr Schuldigkeit thon, itz Herr und Vater, itzt host dein Traktament; dafür bist du aber so gut, und schickst den so viel 1000 fl. in der Lotterie, als er Paterln in seiner Meßketten hot, damit er der Lump no größer wird; den schickts a schöns Wetter, weil er gern morgn aufn Gertsinga Kirta fahrn möcht; den dritten schickts an Regen u. s. w. ꝛc. Sie san a net faul; und schlogn ananbder glei mit'n Kreuz, dös an Rosakranz hängt, recht in d'Botzen nein, quasi wie mit an Votzring, wenn d'Lumpen raufen auf'n Kreuzweg und dergleichen Unfug mehr. So ist das wahre Bethen — o meine Leut, o meine Leut, was habts ös für a Beten! Wie oft hob i enk schon gsagt, daß darin die wahre Anbethung Gottes nicht besteht, wenn ma unsern Herrn d'Vaterunser ausmeßt und austhoalt, als wie enkern Knechten d'Küchelñ in der Erntzeit, wo jeda schon sein b'stimmte Zahl hot und net mehr und net weniger. — Schauts wir hobn ja so viele und schöne Bethbücher; wenns ja so dumm seyds, wos i enk ja recht gern glab'n will, und könnts

von enk selba koan ordentlis Gebet z'sambringa, so kafts enk a solches Gebethbuch, und lest sis mit an Andacht.

Soviel von der Anbethung Gottes, und itzt non a Bißl was von die Heilinga. Wie oft hob i enk net schon gesagt, die Heilinga bet ma net on, sondern man verehrts nur — aber 'snutzt nichts, da hob'n sie schon ihre g'wiesen Heiligen, als wie Bettlstundenten, den man Kosttäg gibt — und so krigt denn z. B. der heili Florian als Feuerspritzen- und Kübel-Direktor alle Tag sein mageres Vaterunserl, dafür aba mußa allweil kritlisch am Hausgibl drobn sitzen, damit, wenn herunt aus Liederlichkeit und Lumperey a Feuer auskommt, er glei mit sein Kübeln recht höllisch dreinpfeffert und löscht. So der heili Sebastian, der is ihr Pest- und Pestilenzverwalter, der kriegt a alli Tog sein raunzis Vaterunserl; damit, wenn a so a Sau mit Fressen und Saufen sein Mogn ongstopft hot, derselbe mit'n Schubkarn quasi hint nein fahrt und den Dreck all'n rauskarlt, und die valegn Waar, die d'Säu schon seit Johr und Tog durch Fraß und Füllerey drinn hobn in ihren Ranzen, damits mehr afs neue ihr Saulebn fortführn könna. — Ja dös war mir a Verehrung, i hob Respekt vor der heilign Apolonia, wenn sie si den Zahn mit an glühenden Zanga hot rausreißen lassen — damals war die Chirurgie non net auf den Standpunkt wie jetzt — mir is recht wenn der heili Chrispinus an Lederer sechs Leder gstohln hot, und in arma Leut'n Schuh draus gmacht — thuts itzt oana? dortmal hots bayrische Strafg'setzbuch non net existirt — i hob Respekt vor die 11000 Jungfrauen, denn i wißt mas heut zu Tag nimma z'samma z'bringa, wenn is ganz Land durchwandert — oba af die Art, onbeten wie ös — gelts itz laßt wieda an heiligen Wendelin beim Bildhaua macha — für was isa gut — is der alte non glück gut, wenn man hint ausputzet, und laßt'n a frische Nosen onsetzen — kafts enk dafür an heiliga Geist, kommt enk net so hoch und habts doch wos Gscheids, weil itzt doch Pfingsten bald kommt, net daß i allemal in Schulmaster sein Pfifferling hobn muß, der schon fast koane Federn mehr hot — wenn i Predi halt in Pfingstsonntag — also von der Verehrung der Heilinga nur so viel non, daß man sich auf die Art, wi sis ös verehrts, kein Brucken in den Himmel — apropo! da fällt ma just was ein: wenn bis Samsta acht Tage der Steg übern Sauweiher net gmacht is, und es geht ma wieder wie in letzten Sunta, wo i samt'n Meßern bald eini gfalln wär, so gebts Acht, no geh i selba aufs Langericht, er wird gwiß bald gmacht, i woaß gwiß — also um wieder zu mein Vortrag zu kommen: damit bauts ös enk koan Brucken im Himmel, dös sog i enk schon, mog itz nix mehr z'thuon hobn mit die Heiligen; i hobs enk gsagt wie mas verehrt, und geh daher zum andern Theil des Vortrages zum

Almosengeben. — A reisender Handwerksbursch wollt a bitten um an Zehrpfenning — da habts an Kreuzer, gebts ma 7 Heller

raus. — Do werd as fanga, hot neulimal a gwissi Bäurin gor gsagt zu der andern, a helf Gott wär besser als a Pfenning. Ui tausend wie gscheid; wenn a von a neun Häuser an helf Gott kriegt, so hatt a schon a halbi Bier, und wenn er no wo ein Kreuzer, so hätt er Bier und Brod auf a Manier, wo koan zu hart gschehet. So gehts ös mit die Arme um, während bey mir Jahr aus Jahr ein a Schachterl voll Pfenning am Sims steht, und überdieß, was mein Köchin nach Tisch macht, und dös is net weni, auch noch für die Armen g'hört — aber halt, wos i und mein Köchin Almosen geb'n, dös gibt a net leicht onna im Dörfel, es klecka koani acht Kreuzer in Tog; oba wenns halt gor stark geht, no verdrießts ma halt a, und mei Köchin sagts a, daß i bisweilen nimma so viel Almosen gib als früher, i konn halt nimma, es nutzt nix, d'Ausgab'n san z'viel. — Aber net nur von weltlichen Almosen sprech ich, sondern vorzüglich von Kirchenalmosen, und namentlich vom Opfer — aber do hob i Betrachtungen gmacht, daß an d'Haar gen Berg stehen möchten, wenn i so mein Evangeli lies, und zu Zeiten so an Blick auf mein zinners Opfertellerl nüber wirf. Da kommt oana a rechtschaffener, a christlicher Monn, der legt an Groschen ins Teller nein; i freu mi, daß i so christliche, so rechtschaffene Leuteln in meiner Pfarr hob, itzt kommt an anderer, nimmt den Groschen raus und legt an Pfenning dafür nein — itz solchi Wechselg'schäft gebn aus, und i darf nix sogn, muß mein Epistel ruhi lesen!! — Itz kommt an anderer, der legt an Kreuzer nein — no, war a no recht, a Jeder thut nach Kräften — aber — glei draf kommt oana (i will'n nett nenna), der nimmt den Kreuzer wieder raus, und legt an alten messinga Hosenknopf nein. Itz oba hob i mi nimma fassen könna und gsagt: „Nimmst'n raus dein Knopf, du miserabliger elender Tropf!" — So gehts zu bei enk, so bestehlts ös die Kirche und durch die Kirche mich — non sis schon gut, a Kirchendiebstahl is unabsolvabl; daßt sis wißt, und koan solchi Seel darf auf hundert Meil Weg net in Himmel nein schmecken. Amen.

Die „Kinderlehre auf dem Lande von einem Dorfpfarrer" (1781), welche Flögel unter das Burleske rechnet, ist im Gegentheil ekelhaft fade.

Den ausgebreitetsten Ruf als origineller, witziger Prediger genoß Sebastian Sailer, der den Beinamen Cicero suevicus erhalten. Er wurde 1714 zu Weißenhorn im baierschen Kreise Schwaben-Neuburg geboren, trat in den Prämonstratenser Orden, ward Capitular des ehemaligen freien Reichsstifts Marchthal an der Donau, und zuletzt Pfarrer zu Dieterskirch, wo er am 7. März 1777 starb. Ihn von der Kanzel zu hören ließ man ihn nach Franken und Mähren, in die Schweiz und den Allgäu,

selbst nach Wien kommen. Er konnte sich, heißt es bei Hub, im schwäbischen Dialekt so stark und genau ausdrücken, daß ihn der derbste schwäbische Bauer nicht übertraf; seine Predigten trug er auch meist in diesem Dialekt vor. Seine verschiedenen geistlichen Reden und andere Schriften, welche er seit 1746 veröffentlichte, sind in Meusel's Schriftstellerlexikon (XII. 19 ff.) aufgeführt. Gesammelt und bevorwortet von Sixt Bachmann und Haßler erschienen sie zu Ulm 1819, 1826, 1843 und 1850. Bisweilen amüsirte er seine Gemeinde auch durch Aufführung selbstverfaßter geistlicher Possen, als eines Theiles des Gottesdienstes, wie „die Schöpfung der ersten Menschen" (1800 o. O. erschienen), „der Fall Luzifers" (unter dem Titel „der Krieg der Engel und Teufel" zuerst 1772 o. O. gedruckt), „die heiligen drei Könige" u. a. Die Bühne war der Raum vor dem Hauptaltar, die darstellenden Personen er allein, der Componist der darin vorkommenden Arien er selber, und das begleitende musikalische Instrument, die Geige, ward ebenfalls von ihm selbst gespielt.

Hier ein paar Proben aus der Schöpfung und dem Fall Luzifers (auch von Menzel und Hub aufgenommen), wobei freilich Verständniß der Sprache vorausgesetzt wird.

I.

Gott (zu Adam, mit dessen Belebung er eben beschäftigt ist):
Bursch, wach auf!
Huescht und schnauf!
Pf! Pf!
Hurtig und g'schwind
schüttla da Grind!
Pf! Pf!
S'Maul aufstreck,
d'Zähn fein bleck!
Pf! Pf!
Nieaß, zur Prob! (Adam nießt.)
Healf dar Gott! jetzt leebt ar, Gott Lob!
Gealt Oadam, da g'siehst!

Adam. Joa, redli Vater! g'lobt sey Jesas Christcht.

Gott. In Ewigkeit. Gealt as hoats thaun!
guck übersi, da kanst seahn d'Sonn, d'Stearn und den Maun.

Ariette. Ihr seand jo Gott Vatter seall,
gealtat ihr?

Gott. Dear und koin Andrer bin ih,
gealt da moischt mih?
Du bischt aber au mein Kreatur. (U. s. f.)

II.

Die Scene geht im Himmel vor. St. Michael hat alle Engel herbeigerufen, „die auf der Welt drunten herumlaufen," und läßt sich jetzt von dem „Franzosenengel" Bericht erstatten.

Me voici! j'ai l'honneur,
d'ête votre serviteur,
Monsieur Michel!
quelles sont vos ordonnances?
que je dois quitter la france,
et de retourner au ciel?

Michael. Deutsch, Bruader, deutsch in deam Land.

Fr. Foutre! vor mick nitt verstand.

M. Dees ischt baiß.
Schwätz deutsch,
eh ih dih beitsch,
oder mit ama Brügel d'Zunga loiß.

Fr. Nit guet vor mick.

M. Ih hau oin, ar ischt zimmli dick.

F. Etez vous en rage,
que je parle votre langage,
ce n'est pas possible.

M. Mar haud da hoba a deutscha Bibel.
Eh i mit dar ka eabas anders afanga,
sag mar, wia dars dunda ischt ganga.

F. Ma foi! fiel nitt gut ab, (Von hier ab alles Gesang.)
wie ick das Engelstab
hab bekomm, flieg mir gleick
vitement in Franckreick
pour faire ma charge.

M. Leack mar im Arsch!
Deutsch, sag ih noh a mol
oder beym Hundertschtrohl!

F. Hab ick dort krieg vor mier
fur Flegkind Offisier,

der in der Battail
Blut und Leb geb hat fail,
Ça pour la France.

M. Schmeis dar uf d'Nas!

F. Elsaß und Ritterland
hat die mit aignes Hand
pour le Roi conquetier,
o das braf Offisier
un homme tres noble.

M. Bloas mar da Hobel!
So ka ih dih nitt zwinga?
Da sollascht mar nitt französisch finga.

F. O iß ar bey Fransos
courage et force vil groß,
er hat vil hazardier,
wenn er der Stadt forcier
dans les approches.

M. Schmeis dar uf d'Gosch!
Hau gnua,
thua's Maul zua!
Ma' nimma losa,
wa keiat mih deine Franzosa.

F. Foutre! ick hab mei Seel
Das Wahrheit nur ersähl.
Dock ick, ma foi! muß klag,
et le reste auck dir sag,
je le confesse.

M. Was hoscht für G'schpäß!

F. Das Kirchen nit vil keh,
croyez moi, que c'est vrai,
Spiel, Tans et courtoisier
Hat Fransos mit spasier
pour le passe tems.

M. Da machscht mars z'lang.

F. Fransos mack vil promesse,
isser dock nur finesse.
Sag vil, halt bissele,
Hat leichter G'wissele,
car il est faux.

M. Dees woißt ma so.

F. Der Keuschheit gilt er nicks,
er in die Gloster schicks

les filles, et caressier,
Sorg vil er mackt hat mier,
c'est mon chagrin.

Minder burlesk als diese geistlichen Comödien, wiewol immer reich an Laune und Scherz, ist das Schwabenthum seiner kleinern Gedichte. Unter seinem Namen sind auch einige humoristische hochdeutsche Poesien veröffentlicht worden, doch kann Niemand ihre Autorschaft verbürgen.

Zur Erzielung einer Einwirkung auf die Menge, wie deren sich die katholische Popular-Beredsamkeit erfreute, ahmten ihr nicht wenige protestantische Geistliche nach. Allein der letzte wahrhaft klassische Prediger dieser Art blieb doch Jobst Sackmann zu Limmer in Hannover. Kein Späterer hat ihn erreicht, kein Späterer hält einen Vergleich mit ihm aus. Eine gelungene Parodie schrieb der berühmte Nürnberger Hauptpastor Valentin Karl Veillodter (1769—1828) auf Reinhard's Reformationspredigt vom Jahre 1800. Dermalen aber ist der Humor auf den protestantischen Kanzeln gänzlich erloschen, und an seine Stelle meist Dürre, Nüchternheit, Langweiligkeit oder ein Pathos getreten, das entweder von kranker Innerlichkeit zeugt, oder nur den Zweck rein äußerlichen, theatralischen Effects hat. Kein Landpfarrer ermuntert seine Gemeinde wie ehemals durch die irdische Fröhlichkeit des Christenthums zu fleißigem Kirchenbesuch.

In Rückwendung nun auf die Literatur des protestantischen Deutschlands zwingt sich uns, nach Liscow's satirischer Schriftstellerei, zuvörderst die vielfach abgehandelte Polemik auf, welche zwischen Gottsched und Bodmer und ihren Anhängern und Freunden zu dem heftigsten und lärmendsten Kriege entbrennend, auch die Komik als starken Bundesgenossen auf das Schlachtfeld führte; als so starken, daß der Kampf, soweit er in's Persönliche übergeleitet, durch ihn allein entschieden wurde, der Sache nach nicht ohne ihn entschieden werden konnte.

Johann Christoph Gottsched stammt aus Judithenkirch bei Königsberg in Preußen, wo er am 2. Februar 1700 geboren wurde und den ersten Unterricht von seinem Vater, dem Ortsgeistlichen, empfing. Im Alter von erst vierzehn Jahren

konnte er bereits die ihm so nahe gelegene Universität beziehen, um nach dem Wunsche der Eltern Theologie zu studiren, während ihn eigene Neigung den hauptsächlichsten Fleiß auf Sprachen, Philosophie und schöne Wissenschaften verwenden hieß. Dem Militärdespotismus seines Landesherrn sich zu entziehen, flüchtete er, als er schon Magister und Docent war, nach Leipzig, wo er im Anfange des Jahres 1724 eintraf und alsbald im Hause des berühmten Polyhistors Burkhard Mencke Aufnahme und Stellung als Erzieher fand. Im nächsten Jahre eröffnete er Vorlesungen über die schönen Wissenschaften und die Wolff'sche Philosophie, 1730 wurde er außerordentlicher Professor der Poesie, und 1734 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik. Nachdem er seinen Ruhm längst überlebt hatte, starb er am 12. Dezember 1766.

Fünfzehn Jahre nach seinem Tode schrieb Küttner, nun, da es in's Altmodische falle, den Namen dieses Schriftstellers nach Gefallen zu mißhandeln, dürfe man seine Verdienste, wie seine Mängel und Vergehungen ohne Rückhalt beurtheilen. Zweiundsiebzig Jahre später aber noch verbreitete ein arger Pedant wiederholt das größte altmodische Zerrbild von ihm, mit einer Affenliebe die Bodmerianer hätschelnd, wie sie nur seinem hysterischen Subjectivismus möglich. Eine ganz andere Anschauung ergiebt Gottsched's Wirksamkeit, wenn man sie von den willkürlichen Farben befreit, die Gervinus mit unreinem Maurerpinsel aufgetragen; ein ganz anderes Resultat, wenn man das falsche Gepräge ablöst, das ihr der Parteien Haß und Befangenheit angeheftet; wenn man als Kritiker der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts nicht bei großbrodigen und schandmäuligen, jedweden Adels der Gesinnung baaren Pfuschern des achtzehnten in die Schule geht, oder in unterleibskrankem Behagen abwechselnd den Inhalt ihrer ABCbücher als untrügliche Weisheit adoptirt. Doch nach Darlegungen so gründlicher Literaturkenner wie Danzel und Koberstein, sind wir eingehender und ausführlicher Erörterungen der Verdienste und Irrthümer Gottscheds als Schriftsteller, wie seiner Fehler und Schattenseiten als Mensch, völlig enthoben. Sein Hauptverdienst wurde bereits angedeutet.

Alles was im Portrait dieses Mannes, der für die Dichtung formalistische Correctheit als oberstes Princip hinstellte,

widerwärtig erscheint, tritt gegen die hervorstechendsten Züge im Bilde seines Hauptwidersachers, Johann Jacob Bodmer, zurück, welcher mit gleicher schroffer Einseitigkeit die phantastisch-didaktische Richtung verfocht.

Muß man von diesem rühmen, daß er an literarischer Strebsamkeit jenem nicht nachstand, so war er doch weit weniger gründlich als Gottsched und an klassischer Bildung diesem unterlegen. Er bekämpfte dessen französischen Geschmack und empfahl die Muster der alten Griechen und der Engländer zur Nachahmung, diese überschätzend, jene nicht verstehend. Er wagte über deutsche Literatur zu urtheilen, ohne hinreichende Kenntniß derselben, und ohne genügende Fähigkeit sie zu würdigen. Von der culturgeschichtlichen Bedeutung eines Hans Sachs z. B. hatte er nicht die entfernteste Ahnung. Ja nebenher ist bei ihm ein hoher Grad von Geringschätzung des Deutschthums unverkennbar. Vielleicht existirte unter allen Literatoren seiner Zeit kein so unphilosophischer Kopf als der seinige, dem überdieß der wahre ästhetische Sinn völlig abging, so daß er den Reim, „die Frucht von seichter Köpfe Schleim", verwerfen und die Musik hassen konnte. Witz nannte er „Krätze des Geistes", und an ihm selber ist diese Krankheit wirklich nur als leichtes Friesel zu Tage getreten. Es ist ein wahrhaft humoristischer Beitrag zur Charakteristik seines Urtheilsvermögens, wenn er Ostern 1747 an Hirzel über Gleim schreibt: „Ich halte den Letzteren für einen von den besten Köpfen, der ein ungemeines Naturell und noch mehr Verstand als Witz hat, wiewohl er unendlich viel Witz hat". Und an diesen selber im Dezember: „Witz gebiert Witz, wie Liebe, Liebe; Krätze, Krätze. Verzeihen Sie mir dieß widrige Gleichniß, wegen seiner Richtigkeit; oder ist Witz nicht etwas Juckendes?" Hochpreisend die Phantasie steht er in seinen poetischen Productionen doch noch unter Gottsched. Sie sind ungenießbar und steinig trocken, wenn man unterläßt sie mit dem Schweiße aufzufrischen, in welchem ihr Urheber vornehmlich bei einigen getrieft haben muß. Denn kein wirkliches Talent bringt solches Zeug wie er hervor, das nicht blos häufig grotesk, schnakisch ist, sondern geradezu dem höhern Blödsinn angehört. In schwülstiger Fadheit und geschraubtester Geistlosigkeit ist er stellenweise unerreichbar. Sein bestes Verdienst dreht sich um die Bekannt-

machung verschiedener mittelhochdeutscher Dichtungen, aber dies Verdienst muß er zur Hälfte an seinen gelehrten Freund Breitinger (1701—1766) abgeben, und wer sich darauf versteht, weiß, wie fehlerhaft und unkritisch trotz dieser Beihilfe seine Ausgabe der alten Minnesänger ist. Sie war die erste in ihrer Art und weiter nichts.

Gottsched warf sich zum absoluten Schulsouverain auf, wußte sich jedoch als solcher, von einer treuen Schaar umgeben, lange genug zu behaupten. Bodmer rang ebenfalls nach literarischer Dictatur, verfuhr aber dabei noch minder tolerant als jener. Man mußte seine Oberherrschaft anerkennen, sagt Hottinger, und ihr freiwillig huldigen, um von ihm gelitten zu sein. Reizbar, ungestüm, hastig und launisch wie ein schlechtgezogenes Weib, entfremdete er sich bald die Geister, die er selbstsüchtig an sich herangezogen, und sie wandelten ihre eigenen Bahnen. Grell contrastiren seine sanguinische Erregtheit und Unbeständigkeit zu dem selbstgefühligen Pedantismus Gottsched's. Groß war die Eitelkeit dieses Geschmacksdespoten; allein die Anmaßlichkeit Bodmer's übersteigt alle Grenzen. Die Art, wie sich Gottsched im Bewußtsein seiner Würde wiegt, wie er sich von seinen Jüngern und Freunden beräuchern läßt, wirkt im Superlativ komisch. Das Selbstlob hingegen, das Bodmer über sich ausschüttet, ist ekelhaft. Dieser Stümper, von dessen gerühmtester Dichtung Goethe sagt, sie sei ein vollkommenes Symbol der um den deutschen Parnaß angeschwollenen Wasserflut gewesen, die sich nur langsam verlaufen, — dieser bornirte Parteiführer, dessen hirnverbrannter Geschmack ungleich mehr Schaden angerichtet hat als Gottsched's Verirrungen, er wagte seine jämmerlichen Dramen noch über die eines Sophokles und Aeschylus zu stellen!

Nachdem er von 1725 bis 1775 in Zürich die Stellung eines Professors der helvetischen Geschichte und Politik eingenommen, von 1737 bis um 1740 auch Mitglied des großen Raths gewesen, verschied er am 2. Januar 1783 im 85. Lebensjahre. In der Literatur war er schon früher so gut wie verschollen, obgleich er die Presse fast bis zum letzten Athemzuge beschäftigte. Das Schicksal hat sich an ihm gerecht erwiesen. Lavaters Ode und Stolbergs Elegie auf ihn verliehen seinem Namen keine Dauer. Die Austrommeleien Meister's und Anderer

verhallten ohne Echo der Popularität. Längst greift die Nachwelt nach keinem seiner poetischen Werke, deren Lectüre unbedenklich den Höllenstrafen zugerechnet werden kann. Gottsched sichern wenigstens einige Leistungen ehrenvolle Unvergeßlichkeit, selbst in den Kreisen der fanatischsten Gegner. Als er nach Leipzig kam und alsbald in die „deutschübende poetische" Gesellschaft eintrat, um sie nicht blos dem Namen sondern auch dem Wesen nach umzugestalten, bestand in Zürich ein ähnlicher Verein, den Bodmer und Breitinger 1721 in's Leben gerufen hatten. Keller von Maur, Heinrich Meister, Johann Meister, Zellweger und Zollikofer waren außer den Stiftern die ersten Mitglieder, welche sich an gewissen Tagen zum Zwecke der Unterhaltung über moralische und literarische Gegenstände versammelten. Die darüber geführten Protokolle leiteten auf die Publication einer Wochenschrift nach dem Zuschnitt des Englischen Zuschauers und mit besonderer Vorliebe für den englischen Geschmack. „Discourse der Maler" nannten sie das Journal, in welchem die Hauptmitarbeiter Bodmer und Breitinger ihre Aufsätze in unbegründet hoher Meinung von sich mit den unsterblichen Namen Rubens und Holbein unterzeichneten. Zutreffender wäre die Adoption irgendwelcher Hausanstreicher gewesen. Die Haupttendenz ging auf Moral im platten Verstande; doch gesellten sich auch Artikel in der ausgesprochenen Absicht hinzu, der deutschen Sprache, „der ächten Poesie und Beredsamkeit aufzuhelfen". Damit griffen sie denn in die Aufgabe, welche sich die Leipziger gestellt hatten, und Gottsched bekannte, daß sie ihn auf den Gedanken einer kritischen Untersuchung der Poesie gebracht.

Schon damals wollten die Züricher Kunstrichter keinen Rivalen dulden. Als daher 1722 in Leipzig ein Ungenannter eine moralische Wochenschrift anfing, verhöhnten sie diese in dem Pamphlet: „Der gestäupte Leipziger Diogenes, oder kritisches Urtheil über die Speculationen des Leipziger Spectateurs", von Gottsched in den verdienstlichen „Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache" wieder abgedruckt. Und gegen die mit Beifall aufgenommenen Wochenschriften „Der Patriot" und Gottsched's „Die vernünftigen Tadlerinnen" richteten sie die „Anklagung des verderbten Geschmacks" (1728), worin die Bitterkeit schon oft in's Ungesittete fällt. Damit war der erste Anstoß zu den theoretischen Streitigkeiten gegeben, welche nach-

mals mit ungemeiner Erbitterung geführt, auch in die abscheulichsten Gemeinheiten übergingen, in denen sich vornehmlich Bodmer als Virtuos erwies. Vorläufig blieb er noch mit Gottsched's Schule befreundet, noch bestand brieflicher Austausch der Ansichten und Bestrebungen, ja wir sehen ihn noch 1738 als Mitarbeiter an Gottsched's Beiträgen zur Historie der deutschen Sprache. Die Discourse der Maler waren mittlerweile verstummt, und zwar in Folge der Ortsveränderung der meisten Mitglieder jener Coterie. Erst in dem Jahre, in welchem sie dem Hamburger „Patrioten" einen „Anti-Patriot" entgegensetzten (1729), erschien die Fortsetzung unter dem Titel „Der Maler der Sitten". Drei Jahre darauf kam Bodmer's barbarische Verdeutschung von Milton's verlornem Paradiese heraus, welche namentlich die Leipziger in große Gährung brachte. Sowol in der 2. Ausgabe seiner Dichtkunst (1737) als in den Beiträgen erneuerte Gottsched die Einwürfe, welche bereits Voltaire und Magny gegen diese Dichtung erhoben hatten, doch nicht ohne Spendung mäßigen Lobes für den Uebersetzer, welcher mit der Einführung dieses Dichters eine Großthat verrichtet zu haben wähnte. Kaum war der Losbruch entschiedener Feindseligkeiten länger aufzuhalten. Als Bodmer in schlechter Verhehlung seines Verdrusses über die Theilnahmlosigkeit für seine Uebersetzung Milton in der dickleibigen „kritischen Abhandlung vom Wunderbaren" vertheidigend den Leipziger Schulherrn, doch ohne ihn zu nennen, tadelte, zog dieser schon unumwunden gegen die Vertheidigung zu Felde. Er war nicht gewillt von seinen in der „Kritischen Dichtkunst" (welche allerdings einen bedeutenden Fortschritt bezeichnete) niedergelegten Ansichten irgendwie abzugehen, und die Züricher beanspruchten für Breitinger's gleichnamiges Werk und die sich daran schließenden Abhandlungen aus gemeinsamer Feder oder Berathung ebenfalls Untrüglichkeit. Bei beiden Parteiführern handelte es sich auch um das persönliche Ansehen, das für Gottsched in Deutschland bereits auf den äußersten Höhepunkt gestiegen war, nun vernichtet werden sollte, und um so sicherer vernichtet werden konnte, je pedantischer er sich jeder Entwicklung entgegenstemmte, die seinen Horizont durchkreuzte.

Das Signal zum offenen Kriege aber zwischen Zürich und Leipzig enthielt die Rüge, welche in Breitinger's Dichtkunst gegen Triller ausgesprochen worden.

Daniel Wilhelm Triller (1695—1782), zuletzt kursächsischer Hofrath, Leibarzt und Professor zu Wittenberg, ist einer jener wenigen Schriftsteller und Dichter, über welche das Urtheil der Nachwelt niemals in erhebliches Schwanken gerathen, und als ein abgeschlossenes betrachtet werden muß. Die Muse dieses wackern Arztes, schrieb Küttner ein Jahr vor dessen Tode, ist eine gute züchtige Dirne, von frommer Herzenseinfalt und ernsthaftem Wesen; keine von den feurigen, raschen Mädchen des Parnaß, die durch ungezwungene Fröhlichkeit und Geistesgegenwart bezaubern. Der gelehrte Poet schreibt ohne Drang und Begeisterung; er hat allerlei Dichtarten versucht; aber seine Seele war für keine geschaffen. Im Epischen wird sein Ton matt und krächzend, im Lehrgedichte studirt und ekelhaft, und niedrig in der Fabel. Im deutschen Ausdrucke weicht er an Reinigkeit und Politur keinem aus der Gottsched'schen Schule, und an wissenschaftlichen Kenntnissen, kaltblütiger Kritik und poetischer Fruchtbarkeit keinem Dichter aus den Zeiten seiner Jugend: nur die mächtige Kraft des Genies, sammt allen den feinern Zügen eines guten Kopfes waren seinem Geiste nicht beschieden. Und Manso: den erfahrnen Arzt, den gelehrten Physiker und den frommen Verehrer Gottes hört man überall, nirgends aber den begeisterten Dichter. Reich an Reimen, arm an Gedanken, weitschweifig ohne Grenzen, und studirt bis zum Ekel, wirkt er weder auf den Verstand noch auf die Einbildungskraft. Es ist wahr, seine Muse hält viel auf das Aeußere; eine gewisse Sauberkeit und Politur kann man ihm nicht absprechen. Aber diese vermögen nicht, wesentliche Mängel zu decken. Ihre Miene wird durch allen ihren Putz nicht beredter, und ihr Blitz weder geistiger noch belebter.

Die ihm widerfahrene Rüge betraf eine Probe von ihm verfaßter äsopischer Fabeln, welche er im zweiten Theile seiner „Poetischen Betrachtungen über verschiedene aus der Natur- und Sittenlehre hergenommene Materialien" (6 Thle. 1725—1755) veröffentlichte. Die ganze geraume Zeit sehr beliebte und von Gottsched gepriesene Sammlung äsopischer Fabeln (von welcher Proben in Rammlers Fabellese, Voigt's Auswahl deutscher Fabeldichter, bei Ignaz Hub u. a.) erschien dann 1740 in Begleitung einer geharnischten Vorrede gegen die Züricher. Der Leipziger Censor Ernesti verweigerte zwar einigen Blättern mit zu heftigen

Ausfällen das Imprimatur, der Verfasser vervielfältigte sie aber durch Abschriften, von denen eine an Bodmer gelangte, der sie sogleich unter dem angenommenen Namen eines Conrectors Erlebach mit dem Titel drucken ließ: „Nothwendiges Ergänzungsstück zu der Schutz-Vorrede Herrn D. Triller's vor seinem neuen äsopischen Fabelwerke, durch einen glücklichen Zufall mitten aus dem Verderben gerettet, und den Verehrern der trillerischen Muse mitgetheilt von einem schweitzerischen Zunftgenossen" (1740. In der Sammlung der Züricher Streitschriften I, 2. S. 1—72. Ausg. 1753). In den beigefügten bissigen Anmerkungen fiel er zum öftern über Gottsched her. Dem folgte unter dem Namen Effinger eine „Vergleichung zwischen Gottsched's und Breitinger's Dichtkunst" (1741) und die satirische „Ablehnung des Verdachts, daß die Schweitzerische Nation sich habe überreden lassen, an Miltons verlornem Paradiese einen Geschmack zu finden" (1741 und a. a. O. 73—80).

Um diese Zeit (Juli 1741) gründete einer der eifrigsten Verehrer Gottsched's, Johann Joachim Schwabe (1714—1784, damals Hofmeister in Leipzig, seit 1765 Professor und Universitätsbibliothekar daselbst) in Verein mit andern, theils bedeutenden, theils unbedeutenden Literaten die Monatsschrift: „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" (bis Juni 1745, 8 Bde.). Zur Unterhaltung und Belehrung bestimmt wurde sie nichtsdestoweniger auch ein Organ der Ausfälle gegen die Schweizer. Gleich im ersten Stück begann Gottsched die schwächliche prosaische Dichtung: „Der deutsche Dichterkrieg" (3 Bücher), worin er Bodmer unter dem Namen Marbod verhöhnte. Derselbe Jahrgang brachte Satiren wie: „Staats- und Gelehrte Zeitungen des Caklogallinischen Correspondenten"; „Wohlbegründeter Vorschlag, wie die muthigen kleinen Gelehrten als Mitglieder der besten Welt sehr wohl zu nutzen sind", u. a. gegen welche namentlich des Obigen spöttischer Erguß ungemein wässrig erscheint. Bodmer rächte sich mittelst der satirischen Allegorie: „Das Complot der herrschenden Poeten und Kunstrichter", welche wiederum unter dem Namen Effinger erschien (1741 und a. a. O. 3, 16—219), und für die in der Fortsetzung der „Belustigungen" (Bd. 1, 164—182, 265—284) enthaltenen „Anmerkungen über das Ergänzungsstück der Triller'schen Vorrede" mit einem „Echo des deutschen Witzes" unter dem Namen

Erlebach (1741 u. a. a. O. 4, 19—84). Der Verfasser jener Anmerkungen ist der von mir schon (S. 83) gedachte Magister Theodor Lebrecht Pitschel (1716—1743), in den Belustigungen auch unter den Pseudonymen Tulipe und Steudnitz verborgen. Triller selbst vertheidigte sich in der Vorrede des dritten Theiles seiner poetischen Betrachtungen (1742).

In demselben Jahre trat Gottsched's Dichtkunst zum drittenmal auf den Markt, und gleichzeitig führte er die deutsche Aeneide von Schwarze ein. Es war nicht zu verwundern, daß er jetzt hartnäckiger und eigensinniger denn je die Schweizer bekämpfte, und alles ihnen früher gespendete Lob in das Gegentheil verwandelte. Dies und seine Empfehlung jener total verfehlten Uebersetzung zogen ihm neue Verhöhnungen zu. Unter dem Namen Erlebach ließ Bodmer die Vorrede zur neuen Ausgabe der Dichtkunst mit satirischen Noten ausgestattet abdrucken (a. a. O. 6, 93), und gegen die Aeneide schrieb er „Abentheuer, das sich mit Schwarzens Aeneide in Erlebachs Schule zugetragen" (7, 81), ingeichen „Wohlgemeinter Vorschlag, wie Schwarzens Aeneide von der Maculatur zu retten" (8, 33).

Alle diese und andere Satiren aber, hüben und drüben literarisch ohne Werth, schadeten der Autorität Gottsched's zeither nur sehr wenig. Einen ungleich empfindlichern Stoß bereiteten ihm die Zerwürfnisse mit der bekannten Schauspiel-Directrice Neuber, deren Verhältniß zu ihm wir späterhin noch einmal gedenken müssen. Schon 1739, wo diese von einem Ausfluge nach Hamburg in Leipzig wieder eintraf, hatte sie ihren Gönner dadurch beleidigt, daß sie die deutsche Alzire des Licentiaten von Stüven der Uebersetzung seiner Frau vorzog, und ihren beiden Schauspielern Koch und Suppig mehr Antheil an der Leitung der Bühne verstattete, als er für angemessen befand. Seit der Zeit tadelte er sie scharf und über Gebühr, setzte ihre Gesellschaft herab, und reizte so höchst unklug eine lebhafte und empfindliche Frau, welche in ihrer Beschäftigung gefährliche Waffen gegen ihn besaß. Im Jahre 1741 hatte er die Feindseligkeiten endlich so weit getrieben, daß sich die Neuber, nachdem sie bereits einen Act seines Cato geflissentlich in's Possenhafte gezogen, zu einer derben Züchtigung entschloß, und sie in Hinblick auf die allgemeine Anerkennung ihrer Leistungen auch getrost wagen durfte. In einem von ihr selbst verfertigten allegorisch-satirischen

Vorspiele: „Der allerkostbarste Schatz", brachte sie Gottsched in der Person eines Tadlers, höchst phantastisch costümirt, auf die Bühne, und gab ihn dem Gelächter des Publicums, einer bis dahin unerhörten Beschimpfung, Preis. Umsonst hatte er ein Verbot dieses Stücks bei dem Stadtrathe durchgesetzt; die Neuber stellte sich unter den Schutz des gerade anwesenden Ministers Brühl, und die Aufführung fand sogar noch ein zweites Mal statt.

Lähmte dieser Vorfall seine Wirksamkeit für das Theater, so sollte es doch erst die Verewigung der ihm angethanen Schmach sein, welche seinen Einfluß auch in den weitesten Kreisen untergrub und seine Phalanx durchbrach. Diese Verewigung bereitete ihm sein früherer Schüler Johann Christoph Rost (1717—1765), der Verfasser höchst lasciver und berüchtigter „Schäfererzählungen" und Scherzgedichte, welche mit der ausschweifendsten französischen Erotik wetteifern, schon als Student ein lüderlicher und charakterloser Wicht. Doch aber hielt Gottsched auf ein entschiedenes Talent, das obenein auf jede Art und Weise nach seinem Beifall strebte, und ihn, den Meister, einst in einer Cantate besang, worin es heißt:

> Schneidet in die zarten Rinden
> Unsrer Linden
> Unsres Gottscheds Namen ein!
> Er lebt zwar schon in seinen Schriften,
> Doch, wenn wir ihm dies Denkmal stiften,
> So wird es doppelt ewig sein!

So lange er in Leipzig, seiner Vaterstadt, war, ging er bei Gottsched aus und ein, und als er keine Anstellung in Sachsen erlangen konnte, verschaffte ihm jener eine Stellung bei Haude in Berlin. In einem Briefe vom 25. October 1740 ist er voller unauslöschlicher Hochachtung und Dankbarkeit gegen seinen Protector. Gewiß brauchte er dieser Gefühle halber bessere Einsichten in Sachen der Kunst nicht zu unterdrücken, gewiß hatte er ein Recht sich auf theoretischem Gebiete gegen ihn aufzulehnen; aber ihn, dem er persönlich verbunden, mit Spott und Hohn zu verfolgen, war Schurkerei. Rost ist eins unter unzähligen Beispielen, daß das Bewußtsein genossener Wohlthaten in gemeinen Seelen nur das Gefühl lästigen Druckes erzeugt, welches leicht in unversöhnlichen Haß ausläuft.

Von Berlin aus machte er eine für ihn ganz gestimmte Bekanntschaft, nämlich Liscow's, und außer allem Zweifel gebührt diesem das Verdienst, ihn zur Verleugnung der ersten menschlichen Tugend mit angetrieben zu haben, so daß er die letzten Begebenheiten mit der Neuber in einer Dichtung: „Das Vorspiel“ (1742, 5 Gesänge) auf das Boshafteste darstellte. Er selber sagt, auf Zureden einiger Freunde in Berlin habe er den ersten Gesang des Vorspiels verfertigt, ohne ernstliche Absicht es jemals zu vollenden. Erst in Dresden sei er zur Fortsetzung ermuntert und des eventuellen Schutzes des Grafen Brühl versichert worden. Gottsched war bei gewissen Personen am Hofe nicht beliebt, namentlich soll auch eine Gräfin Mozinska danach verlangt haben ihn als Helden einer Dunciade zu erblicken. „Ich brachte es also zu Stande“, schreibt Rost an Bodmer (4. Dezember1743), „jedoch ohne den Entschluß, es in den Druck zu geben, weil mir Gottsched's mächtige Anhänger mehr als zu gut bekannt waren, und ich ohne höhern Schutz das Gefährlichste dabei zu fürchten hatte. Allein man las meine Arbeit dem Grafen vor, sie gefiel ihm, er versprach, mich nicht nur wider alle Verfolger zu schützen, sondern sich auch meines übrigen Glücks so anzunehmen, daß ich nie bereuen sollte, auf die Gnade eines großen Herrn getraut zu haben. Ja dieser Minister gab sich selbst die Mühe, jeden Bogen, der aus der Presse kam, nochmals selbst durchzusehen. Ich wollte Sie selbst bitten, mir zu dieser Gnade Glück zu wünschen, wenn sich das Blatt nicht allzubald gewandt hätte. Kaum war mein Vorspiel heraus, so hatte ich zwar das Vergnügen, eine Schrift verfertigt zu haben, die verschiedene Leute bei Hofe ergötzte, allein zu gleicher Zeit stürmte eine abscheuliche Menge gottschedischer Anhänger, unter welchen sich viele der Vornehmsten des Hofes befanden, auf mich zu. Und die einzige Probe der Gnade, auf die ich mich verlassen hatte, bestand darinnen, daß man die Gefangenschaft und die Inquisition verhinderte, mit welcher das Consistorium wider mich verfahren wollte. Mehr habe ich für meine Arbeit nicht zu hoffen. Das Glück hat mich in sehr eingeschränkte Umstände versetzt. Man denkt nicht mehr daran, mir versprochnermaßen eine Beförderung zu ertheilen, und ich muß wohl gar hören, daß ich ein gefährlicher Mensch bin.“

Sogleich nach seinem Erscheinen wurde „das Vorspiel“ auf Gottsched's Betrieb confiscirt. Den Schweizern aber war es Wasser auf ihre Mühle, und sie ließen es daher zweimal nachdrucken, erst in Quart zu Bern (1743), dann in Octav unter dem Titel: „Kritische Betrachtungen und freie Untersuchungen zum Aufnehmen und zur Verbesserung der deutschen Schaubühne, mit einer Zuschrift an die Frau Neuberin“ (ebd. 1743). Hierin befinden sich außerdem die Satiren: „Der verschnittene Cato“, und „Die genothzüchtigte Iphigenia“. Rost's Anmerkungen zur Erläuterung der Anspielungen seines Gedichts vermehrten die Bodmerianer, und signirten sie zur Unterscheidung mit F. und R., weshalb Gottsched witzelte: sie rührten von einem Flegel und einem Reckel her. Auch in Rost's „vermischten Gedichten“ (o. O. 1769) befindet sich jenes „Pasquill“, dessen letzte Sonderausgabe zu Bern 1772 erschien.

Es ist eine der wenigen persönlichen Satiren, denen der Genius ihrer Erzeuger die Kraft der Ueberdauerung des individuellen Ursprungs einimpfte und damit die Bestimmung unverwitterlicher Merk- und Scheideweiser auf dem literarischen Ackercomplex verlieh. Gute Benutzung des Stoffes, glückliche Charakterisirung, gewandte Handhabung burlesker Alexandriner, oft beißender, stellenweise sogar feiner Witz könnten sie den musterhaften komischen Dichtungen zur Seite stellen, wäre sie weniger persönlich, befreit von dem Stigma des Verraths an Gesinnungen, ohne deren Zierde alles menschliche Thun einbüßt. Allein in Anbetracht jener Eigenschaften, wie der Tragweite, welche das „Vorspiel“ erlangte, die Gottsched leider in seiner Verblendung desavouirte, ist es hier am Orte, dem Leser eigne Einsicht in dasselbe zu gewähren.

Des „Vorspiels“ zweiter Gesang.

Kaum drang der Sonnenstrahl in Gottscheds Schlafgemach,
Als außen Schwabe schon mit dem Bedienten sprach;
Der kleine Patriot, des Meisters liebster Jünger,
In deutscher Prosa flink, im Reimen nicht geringer;
Zum Uebersetzen schnell, zum Tadeln aufgelegt,
In dem Philippi's Geist sich noch heroisch regt.
Kein muthiger Pygmä ist Schwaben zu vergleichen,
Wann für der Waffen Blitz die Kranche schüchtern weichen;
Er ging weit kecker noch im Zimmer auf und ab,
Eh der Professor kam, und Audienz ihm gab.

Es ruhete dießmal sein Meister viel zu lange,
Jedoch ein muntrer Kopf weiß nichts vom Müssiggange.
Auch er verfertigte bei der Gelegenheit
Den stolzen Leberreim auf Gottscheds Schläfrigkeit:
Die Leber ist vom Hecht, und nicht von einem Hummer;
Der Erde Phöbus wacht, der meine liegt im Schlummer.
Er fuhr schon weiter fort, die Leber ist vom Hecht.
Doch stöhrt ihn Amarant*) von des Bathylls Geschlecht.
Ein Dichter aus der Zeit, die noch ein Wortspiel schätzte;
Ein Tänzer, dessen Tanz die Weiber sonst ergötzte,
Der redliche Corvin trat in das Vorgemach,
Ihm aber folgete der Drucker Breitkopf nach.
Was muß doch, sprach Corvin: der Herr Professor wollen,
Und das wir dreye nur, sprach Breitkopf, wissen sollen?
Ein jeder rieth, allein ob es errathen war,
War durch des Schicksalsschluß noch keinem offenbar.
Doch endlich mußte sich die Ungeduld verlieren,
Der Diener öffnete die beyden Stubenthüren.
Nicht einer wollte hier der allerletzte seyn,
Sie drangen alle drey zugleich ins Zimmer ein.
Hier saß das große Paar, Victoria gelassen,
Als könnte sie den Schimpf sich nicht zu Herzen fassen;
Nur Gottsched schob für Zorn die Federmütze krumm,
Er fieng zu reden an, die andern blieben stumm.
Kurz, er erzählete die Neuberische Sache
Und fragte zum Beschluß: Ihr Freunde, welche Rache?
Ihr Musen machet mir den Beyfall doch bekannt!
Den seine Redekunst in diesen Herzen fand.
Sie nahmen alle Theil an den Beleidigungen;
Und schrien: verwegnes Weib! dir ists noch nicht gelungen!
Corvin erboßte sich und schrieb im Geiste schon
Der Neuberinn zum Trotz, ein Schauspielslexicon;
Er bat um bouts rimés, und sprach: ich will es wagen,
Und sie noch diese Nacht an Zotens Thorweg schlagen.
Doch dieser Vorschlag starb, als er gebohren ward:
Dergleichen Rache schien Victorien zu hart:
Drum dachte Breitkopf noch den besten Rath zu geben,
Und rufte bürgerlich: Mein bisgen Witz soll leben!
Man klage diese Frau bei den Gerichten an,
Damit sie schwören muß, ob sies zum Schimpf gethan.
Ein schlauer Advokat wird ihr schon Kosten machen,
Mit Schaden wird sie klug, und wer wehrt uns zu lachen?
Allein auch dieses war der Thorheit allzunah;
Und Gottsched, ob er schon des Mannes Eifer sah,

*) Unter diesem Namen edirte Corvinus seine Gedichte.

Verwarf doch seinen Rath, und wartete was Schwabe,
Der kleine Fabius, annoch zu rathen habe.
Der, dessen träger Witz und langsamer Verstand
Nie sonder große Müh das, was er suchte, fand,
Stand auf, bückt, räuspert sich, schwieg noch beträchtlich stille
Doch endlich brach er los: „Dein Wink, Herr, ist mein Wille!
„Wer kommt, Magnifize, dir wohl an Einsicht bey?
„Doch deine Gütigkeit giebt mir ein Urtheil frey.
„Die That der Neuberinn erschreckt die Biedermänner,
„Befremdet ungemein der reinen Sprache Kenner.
„Durch mich den Sekretair, spricht die Gesellschaft aus:
„Verjagt die Ketzerinn! zerstört ihr Schauspielhaus?
„Selbst ganz Germanien erstaunt bei dieser Sache,
„Die deutsche Sprache schreyt nebst dem Geschmack um Rache.
„Und außerdem, so bricht der Undank allenfalls
„Der frechen Neuberinn schon den verwirkten Hals,
„Wohlan laß deinen Kiel von ihren Fehlern schreiben,
„Dein Fluch wird ganz gewiß an dieser Frau bekleiben;
„Ein Urtheil wurzelt ein, und gilt bey aller Welt,
„Daß Breitkopf gründlich druckt und Gottsched zierlich fällt,
„Schreib! großer Dichter, schreib! die stolze Frau zu stürzen;
„Du hast ja Stoff genug, Satyren auch zu würzen!
„Dein Ausspruch, dem die Welt bisher ihr Lob geglaubt,
„Besitzt allein die Macht, daß er es wieder raubt.
„Was ist ihr Glück? dein Ton; du kannst sie förmlich drücken
„Und wieder, wann du willst, in einen Klumpen rücken,
„Drum strafe, weil du kannst, erniedrige das Weib;
„Was Schwabe rathen kann, ist weiter nichts, als schreib!"
Der Rath erhielt sogleich die Stimmen aller viere;
Doch Gottsched fühlte sich zu trocken zur Satyre;
Drum trug er Schwaben auf mit Hülfe des Corvin
Sich für Victorien statt seiner zu bemühn.
„Seit dem wir, sprach der Mann, in schweren Aemtern sitzen,
„Nebst unsrer Professur der Stadt als Rektor nützen,
„Schreibt unser Kiel nicht mehr so fertig, als er schrieb,
„Wenn ihn ein Namensfest und ein Geburtstag trieb.
„Zudem so halten wir nicht viel von selbsterfinden;
„Die Kränze, die wir uns als Uebersetzer winden,
„Sind Lorbeern ohne Müh! die Welt gedenkt an mich,
„Denn meine Schriften ziert auch noch mein Kupferstich,
„Ihr Freunde, Gottsched lebt in vielen Bücherbänden,
„Kann die Unsterblichkeit mir wohl ein Fall entwenden!
„Der große Bücherschatz hebt meinen Namen auf
„Und Goetten selber schreibt schon meinen Lebenslauf."
Und also war dieß Werk für Schwabens Ruhm beschieden?
Doch Nein, Victoria war nicht damit zufrieden,
Sie fuhr ganz hitzig auf. „Werd ich so schlecht geliebt,

„Daß der Professor sich auch nicht die Mühe giebt?
„Und was entschuldigt ihn? hält ihn die Furcht zurücke?
„Wie? oder fehlet es ihm etwan am Geschicke?
„Wohlan, ihm war ein Kuß zur Dankbarkeit bestimmt,
„Solls Schwabe seyn, der ihn von meinen Lippen nimmt?
„Du darfst, Victoria, nicht an die Rache denken:
„Dein Liebster scheut sich selbst, die Neuberinn zu kränken.
Für Angst fiel dem Corvin der neue Huth in Staub;
Selbst Breitkopf zitterte für Furcht, wie Espenlaub;
Und Schwabe sah verwirrt wie seine Deutschlands Klage,
Die den Eugen beweint, den Helden unsrer Tage.
Doch Gottscheds Mund gieng auf, drum fiel das Schrecken hin;
„Ich, sprach er; züchtige nun selbst die Neuberinn,
„Nur Dint und Feder her! Ihr Freunde bis auf morgen!
„Für eingefeucht Papier wird schon mein Breitkopf sorgen."
Kaum hat er dieß gesagt, so saß er schon und schrieb,
Und von den dreyen war nur Schwabe, welcher blieb.
Wer Gottscheds Art nicht kennt, der muß ihn gar nicht kennen:
Von seinem Kiel ist nie die Fruchtbarkeit zu trennen;
Die Feder ist von ihm mechanisch abgericht:
Oft schreibt sie von sich selbst, er aber denket nicht.
Und hieran hat sich oft die Tadelsucht gerieben,
Doch Gottsched hat nicht schuld; er hat nie schlecht geschrieben:
Was kann der Mann dafür, wenn sich sein Kiel verirrt,
Und er, wie Phaeton des Zügels müde wird?
Kurz, seine Fertigkeit blieb jetzt auch nicht zurücke*)
Er schrieb den Bogen voll in einem Augenblicke;
Und las ihn Schwaben vor, der darum bey ihm blieb,
Damit er lernete, wie schnell sein Meister schrieb.
Es war die Stachelschrift prosaisch aufgesetzet;
Recht wortreich was Catull an den Suffenen schätzet;
Er gab nun öffentlich der armen Neuberinn
Gedächtnißfehler schuld, Brodtneid und Eigensinn.
Sie war so klein gemacht, als sie erst groß gewesen,
Und dieß bekam die Welt im schönsten Druck zu lesen:
Selbst Breitkopf setzte sie in eigener Person,
Und, als Verleger, nahm er auch kein Druckerlohn.
So war der Neuberinn ihr Unglück zubereitet;
Ihr Zeiten merkt es euch, was Gottscheds Zorn bedeutet.

Des „Vorspiels" vierter Gesang.

Die Rollen wurden noch vor Abend ausgetheilt,
Und zu der Anstalt nicht ein Augenblick verweilt.

*) In hora saepe ducentos,
Vt magnum, versus dictabat stans pede in vno.

Der gute Suppig bat, aus herzlich treuer Rache,
Erlaube, daß ich selbst hierbei den Tadler mache.
Jedoch, die Freude muß ihm diesesmal vergehen,
Er soll, als die Vernunft der Kunst zur Seiten stehen.
Dieß war die Neuberinn. Was er sich ausgebethen,
Erhielt Fabricius, als Tadler aufzutreten.
Die andern wählte sie durch Einsicht, durch das Loos,
Denn um die Rollen war das Drängen allzugroß.
Ein jeder lernete das, was er reden wollte,
Als ob die Ewigkeit ihn überhören sollte;
Die Probe konnte selbst schon sehenswürdig seyn,
Denn in derselben schlich auch nicht ein Fehler ein.
So muthig kann kein Stier das Horn zum Streite wetzen,
Kein Löwe, den man will mit einem Tyger hetzen,
Spaziert so tapfer stolz, bevor der starke Feind,
Des Löwenkampfes wehrt, zum Widerstand erscheint.
Weit größer war der Muth, der in den Helden brannte,
Die hier die Neuberinn zu diesem Werk ernannte.
So gar Fabrizius, des Tadlers Ebenbild,
War selbst mit Rach und Wunsch ihm gleich zu seyn erfüllt.
An allen Ecken war das Vorspiel angeschlagen;
Auch mußte noch dabey der Zettelträger sagen:
Es sey ein neues Stück. Die List der Neuberinn,
Schickt ihn zum Feinde selbst mit einem Zettel hin;
Der ward ihm gleich, von wem? von Schwaben vorgelesen;
Ist Ganymed wohl je fern von dem Zevs gewesen?
Des Vorspiels Neuigkeit, die er mit Furcht erblickt,
Der Zettel, den sie ihm so listig zugeschickt,
Und der Gewissenswurm begangner Frevelthaten,
Dieß ließ ihn schon voraus auf ihre Rache rathen.
„Er fragte Zweifelsvoll: Victoria, wie nun?
„Ich weis nicht, was mir ahndt, was räthst du mir zu thun?
„Die Klugheit fordert zwar, dieß Vorspiel anzuschauen,
„Doch trift der Innhalt mich, wer darf dem Pöbel trauen?
„Nein! Nein, ich bleibe hier, Sie ist des Ruhms nicht werth,
„Daß Gottscheds Gegenwart den Schauplatz noch verklärt.
Allein Victoria fieng hönisch an zu lachen.
„Kann, sprach sie, dich das Weib auf einmal furchtsam machen?
„Weist du nicht, was man noch zu Carpzovs*) Ehren spricht?
„Sein großes Herz wich auch den größten Feinden nicht!
„Was that er, als sein Haus gesteinigt werden sollte?
„Als ein Studentenheer die Fenster stürmen wollte?
„Der große Mann verließ, doch nicht für Furcht, das Haus;
„Er schlich sich unvermerkt zur Hinterthüre raus;

---

*) Pastor an der St. Thomaskirche in Leipzig.

„Und gieng, als wüßt er nichts von den Rebellenstreichen,
„Auf diese Stürmer zu, sein Wohnhaus zu erreichen.
„Hier stellt er sich beherzt dem wilden Haufen dar,
„Als zu dem Steinigen schon ausgeholet war.
„Sein Anblick war genug, die Rasenden zu schrecken,
„Und bei den Schüchternen die Ehrfurcht zu erwecken.
„Die Felsen fielen gleich den Riesen aus der Hand,
„Die nach dem Huthe griff. Die Thorheit ward erkannt.
„Platz! Schrie sie. Carpzov kommt! Ein jeder trat zurücke.
„Und wer nennt diese That nicht Carpzovs Meisterstücke?
„Wie? fuhr sie weiter fort, hat ein Magnifikus,
„Nicht Rang genug, daß er den Pöbel fürchten muß?
„Wer seine Feinde flieht, ist leicht zu überwinden.
„Nein, deine Gegenwart muß ihr die Zunge binden;
„Sie muß, wenn sie dich sieht, gleich in sich selbst verirrt,
„Bedroht, gerührt, geschreckt, bestürzt, verzagt, verwirrt,
„Beschämet und verstummt vor dir die Flucht ergreifen,
„Und also Schimpf auf Schimpf und Schand auf Schande häufen."

Doch der Professor willigte nach vielen Weigern ein,
Er wollte, wollte nicht, dabey zugegen seyn.
Nein, ja, jedoch, allein, doch zwar, ich darfs nicht wagen:
So sprach sein Zweifel noch, als es schon drey geschlagen.
Bald ruft er den Pedell, bald sah er nach der Uhr,
Bis endlich ein Wohlan von seinen Lippen fuhr.
„Wohlan, entschloß er sich, ich will der Frau nicht weichen,
„Ich muß doch meinen Zweck ihr noch zum Trotz erreichen.
„Geht, holt Corvinen her; gleich klopft jemand. Herein!
„Ach redlicher Corvin, erwünscht stellst du dich ein!
„Ein Vorspiel drohet mir, und sucht mich zu bestreiten.
„Ich muß zugegen seyn, dein Fuß soll mich begleiten.
„Bist du noch, wie zuvor, ein Feind der Neuberinn,
„So stelle dich, o Freund, zu den Studenten hin!
„Und suchet mich das Weib zu lächerlich zu machen:
„So mußt du mit Gewalt vor Gottscheds Ehre wachen.
„Ermanne deinen Muth, pfeiff, fang zu scharren an,
„Dem Ersten hat es oft der zweyte nachgethan.
„Und stimmt der dritte bey, so folgt der ganze Haufen;
„So muß die Frau beschimpft von ihrer Bühne laufen."
Der eifrige Corvin, versprach noch mehr als dieß,
Und unsrer Heldinn Schimpf war schon bey ihm gewiß.
Sein Fechterschritt verrieth durch drohende Geberden,
Die Lust, im Alter noch ein Rennomist zu werden.

Die vierte Stunde schlug, die rechte Schauspielszeit,
Gottsched, Victoria, und Schwabe war bereit,
Corvin vorausgeschickt, auf den Studentenplätzen,

Den Posten seines Amts bey Zeiten zu besetzen.
Drey Sänften warteten an Gottscheds Thüre schon,
Der that die Bitte noch an Phöbus Tochtersohn:
„Apoll und ihr von mir oft angerufne Schwestern,
„Laßt euren Orpheus nicht von der Bachantinn lästern,
„Gebt, da mein Fuß, für euch, den Fechterplatz betritt,
„Mir eure Majestät zu der Begleitung mit.“
So ward der schwere Weg nun endlich angetreten;
Doch dem Verhängniß kann kein Mensch entgegen beten.
Der Schauplatz wimmelte, die Logen waren voll,
Und eine blieb nur leer, die Gottsched haben soll,
Und hierinn war auch noch die Neuberinn zu loben,
Weil sie den besten Platz dem Dichter aufgehoben.
Von seiner Ankunft ward ihr gleich die Post gebracht,
Und zur Eröffnung auch die Anstalt schon gemacht,
Der Vorhang zog sich auf, das Spiel ward angefangen,
O Gottsched wärest du dießmal nicht hingegangen!
Kaum trat die Neuberinn, als Schauspielkunst hervor,
So hob ihr Auge sich schon siegreich stolz empor;
Als wenn es noch vorher dem Feinde rathen wollte,
Daß er durch schnelle Flucht die Rettung suchen sollte.
Doch den Professor ließ die Schickung nicht entfliehn,
Ehrgeiz, Victoria, und Schwabe hielten ihn.
Er dacht' es würde sie sein Ansehn noch bezwingen,
Wo nicht, so müßte doch der Streich Corvins gelingen.
Umsonst, der Anschlag fehlt. Der Tadler zeigte sich,
Daß Gottsched bey sich selbst bekannte: das bin ich.
Er sah sich horchend um, und wo ein Mund sich rührte,
Da dünkt ihm, daß man auch von ihm Gespräche führte.
Sein Ansehn wagte noch das letzte Meisterstück;
Sein Auge waffnete noch einen großen Blick;
Kurz, ein verzognes Bild von den vier Fakultäten
War jetzo das Gesicht des grimmigen Poeten.
Sinkt nicht hierbey der Muth dem frechsten Feinde hin,
Vielleicht dem Mauvillon, nur nicht der Neuberinn.
Die Rache war gerecht, drum mußte sie geschehen;
Sie wünschte weiter nichts, als ihn bestürzt zu sehen.
Sein strafendes Gesicht macht ihr bald offenbar,
Daß ihr des Tadlers Bild erwünscht gelungen war.
Ihr Feind war schon besiegt, jedoch zum Triumphiren,
Wollt ihr das Glück den Sieg, mit mehr Bezwungnen zieren.
Das Vorspiel war fast halb, als Gottsched durch den Stab,
Dem laurenden Corvin, aus Angst das Zeichen gab.
Dem war schon in der That um den Professor bange,
Und zu der Kriegeslist währt ihm die Zeit zu lange.
Kaum sah er Gottscheds Wink, so scharrte schon sein Fuß;
So pfiff auch schon sein Mund. Es sprach Fabrizius,

Doch blieb er ungestöhrt, und rieth nicht auf Corvinen:
Der trunkne Fischer*) that dieß sonst vor allen Bühnen.
Allein, die Neuberinn errieth die Arglist gleich,
Doch sie erwartete mit Großmuth diesen Streich.
Sie fieng zu reden an, man pfiff und scharrte wieder,
Und dieses mal bekam Corvin zween treue Brüder,
Die lärmten mit. Nie kräht der Hühnermann allein,
Man hört, wo Hähne sind, auch gleich mehr Hähne schreyn.
Die Neuberinn schwieg still; ihr Auge schien zu fragen:
Hat niemand Herz genug, den Lärm zu untersagen?
Ein Schauspielspatriot, ein ältlicher Student,
Der sich bereits schon längst, die Hörner abgerennt;
Jedoch entschlossen war, das freie Purschenleben,
Erst durch den Tod einmal gezwungen aufzugeben;
Der jederzeit Geschmack an dieser Bühne fand,
Und ihr auch Tag vor Tag vier Groschen zugewandt,
Rief überlaut: seyd still! und warnete Corvinen,
Zuerst bescheidentlich mit Worten und mit Minen;
Allein umsonst, Corvin nahm keine Warnung an,
Er lärmte fort, weils ihm noch dreye nachgethan,
Und that sein tapfres Amt, zu dem er sich verschworen;
Doch dem Studenten gieng hier die Geduld verloren.
Und da der größte Theil auf seiner Seite war,
Riß er die Neuberinn beherzt aus der Gefahr.
Er drang mit andern durch bis zu den vollen Haufen,
Im Geiste war Corvin zwar schon davon gelaufen.
Jedoch aus Angst und Eil ließ er den Körper da,
Drum kam Gedräng und Stoß ihm unvermuthet nah.
Er stämmte sich, und rief: Mein Herr, was soll dieß heißen?
Will man die Kleider gar uns von dem Leibe reißen?
Er dacht auch in der That anjezt mehr an sein Kleid,
Als an sein vorig Amt, und Gottscheds Sicherheit!
Doch statt der Antwort ward ihm noch ein Stoß gegeben,
Und er fieng wirklich an, schon in der Luft zu schweben.
Hier galt kein Widerstand, weit weniger ein Wort,
Man drängte Herrn Corvin, nebst seinem Häufgen fort;
Und ließ nicht eher nach, bis diese sechs Barbaren,
Die sich zu viel gewagt, mit Schimpf verjaget waren.
Durch dieß Scharmützel ward die Ruhe hergestellt,
Die Schönen, welchen stets der Muth am ersten fällt,
Belachten nun den Kampf der zwey erhitzten Heere,
Der Kunst der Neuberinn, und der Vernunft zur Ehre,
Nur dem Professor blieb der Heldenmuth entwandt.

*) Bürger und Färber zu Leipzig, besuchte meistens trunken die Schaubühne.

Wie Mitzler*) einst erblaßt auf dem Catheder stand,
Als Prisziam erschien, und ihn zur Rede setzte,
Warum er sein Geboth so freventlich verletzte,
So bleich, und so bestürzt stand der Professor da,
Doch weit betroffener schien noch Victoria;
Ihr größtes Schrecken war erst bei des Vorspiels Ende,
Da klopfte jedermann aus Beyfall in die Hände.
Was sollte Gottsched thun? — Erzürnt nach Hause gehn?
Die Klugheit müßt er nicht, die er doch lehrt, verstehn.
Er zwang sich, denn sonst wärs um seinen Ruhm geschehen,
Gar, aus Verstellung noch das Vorspiel anzusehen.
Jedoch der Donner kommt oft spät dem Blitze nach,
Bey dem Beschluß erschien die Neuberinn, und sprach:
Daß, da sie künftigsmal den Cato spielen wollte,
Dieß Vorspiel wiederum den Anfang machen sollte.
Hier fiel der Vorhang zu, und Gottsched eilte fort,
Bereute seinen Gang, verdammte diesen Ort,
Und suchete nunmehr sein Zimmer zu gewinnen,
Ein Mittel zum Verbot auf Morgen auszusinnen.

Die Beförderung, welche Rost in Dresden suchte, ließ nicht lange auf sich warten. Nachdem er der Schweiz seine Dienste vergebens angeboten, wie aus dem Briefe an Bodmer vom 24. Januar 1744 zu ersehen, gelang ihm vorläufig Unterkunft bei dem Kammerherrn von Mirbach, der ihm „sein Haus, seine Tafel und sein übriges Vermögen" zur Verfügung stellte. Sein immerwährender Umgang war jetzt Liscow, seine größte Sorge die, daß dem „Leipziger Marsias" das Garaus gemacht werde. Am 25. April desselben Jahres zeigt er dann dem Commandanten des Züricher Hauptquartiers seine Beförderung zum Sekretär Brühls an. Nun war er ganz in den Händen der Feinde Gottsched's, „der nicht werth ist, deutsche Luft zu schöpfen." Wie alle Ueberläufer entwickelt er einen wahren Fanatismus gegen seinen ehemaligen Gönner. Dessen Thron ist zwar erschüttert, allein er ist noch nicht zerstört, wie lange soll das noch dauern! „Ich wüßte ein Mittel, Gottscheden und seiner belustigenden Phalanx das Garaus zu machen. Man sollte diesen Mann auf's Theater und zwar mit Namen bringen. Eine einzige Komödie wär' im Stande ihn völlig bei uns zu

*) Mitzler hatte das Unglück, daß man ihm, als er öffentlich disputirte, Donatschnitzer vorwarf.

erniedrigen. Ich fing vor einiger Zeit an, aber man haßt in meinem Vaterlande die Satirenschreiber so sehr, als man die Satiren liebt." „Die rechte beißende Satire", schreibt er im October, „ist meines Erachtens allein fähig, ihm den Wind aus dem aufgeblasenen Busen zu bringen." Erst acht Jahre später sollte es ihm glücken, der satirische Hercules zu sein, der die kunstrichterliche Hydra entscheidend überwand.

Am 6. October 1752 führte die Koch'sche Schauspielergesellschaft in Leipzig die komische Operette des Engländers Coffey: Die verwandelten Weiber oder der Teufel ist los, nach einer Bearbeitung von Weiße unter allgemeinstem Beifalle auf. Darüber gerieth Gottsched außer sich. Er hatte die Oper als Kunstschöpfung von jeher als ein Unding bekämpft und sie endlich, wie er glaubte, für immer verdrängt. Nun war dies Ungeheuer wieder erstanden, und er sah darin lediglich eine persönliche Beleidigung. In der Hitze seines kritischen Eifers richtete er sofort eine französisch abgefaßte Beschwerde an den damaligen Directeur des Plaisirs Herrn von Dieskau, worin er zugleich seinem Zorne gegen die Furien in den Dresdner Balletten Luft machte. Zu seinem Unglück aber war Dieskau ein Gönner der Koch'schen Truppe, und ließ es also geschehen, daß von diesem Briefe, der Gottsched ntchi allein wegen des Inhaltes und des unpassenden, überhebenden Tones, sondern auch wegen seiner Sprachschnitzer bloßstellte, eine Menge Abschriften genommen und vertheilt wurden. Gottsched's Verdacht richtete sich dabei auf den Schauspieldirector Koch und er leitete deshalb einen Prozeß gegen ihn ein. Mittlerweile schrieb seine Frau und treue literarische Gehilfin, Louise Adelgunde Victoria geborne Kulmus (1713—1762), gegen die Operette den „kleinen Propheten von Böhmischbroda" (Prag 1753), halb Uebersetzung, halb Nachahmung des Petit Prophète de Boehmischbroda, den Grimm gegen die Lobredner der französischen Musik ausgeschickt. Sie war auf dem Gebiete der Satire nicht übel bewandert. Schon 1736 debütirte sie mit einer Spötterei auf die Pietisten, in der freien Nachahmung von Bougeant's Komödie la femme Docteur, ou la Théologie Janseniste tombée en quenouille unter dem Titel: „Die Pietisterei im Fischbeinrocke, oder die doctormäßige Frau". Dann verfaßte sie eine „Lobrede auf den sogenannten Amaranthes oder Gottlieb Sieg-

mund Corvinus", der im Anhange ihres „Triumphes der Weltweisheit" (1738) befindlich, und 1740 eine komische Predigt gegen den damaligen homiletischen Schlendrian in „Horatii als eines wohlerfahrnen Schiffers beweglicher Zuruf an alle auf dem Meere der gesunden Vernunft schwimmenden Wolffianer." Außer ihr befehdeten noch andere der Partei die neue Theatererscheinung. Da aber erschien Rost anonym mit einer unentgeltlich verbreiteten „Epistel des Teufels an Herrn G., Kunstrichter der Leipziger Bühne" (Utopien 1755, in Wahrheit Dresden 1754), die sofort alle Lacher auf seine Seite trieb und einen Hader endete, auf welchem Gottsched's kunstrichterliche Autorität gründlichen Schiffbruch erlitt. Rost traf Veranstaltung, daß sein Schreiben auf jeder Station lag, wo Gottsched auf einer eben angetretenen Reise verweilte. Diese Bosheit konnte er unmöglich verschmerzen; er wollte Genugthuung haben, und bereitete sich eine neue Demüthigung. Er eilte, erzählt Nicolai nach Rost's Bericht an Rabener, sobald der Minister in Leipzig angekommen war, schon am andern Morgen zu demselben, um seine Beschwerde über Rost anzubringen, den er sofort als Verfasser errathen hatte. Dieser war indeß so vorsichtig gewesen, sein Gedicht dem Grafen ungedruckt vorzulesen, und hatte von ihm stillschweigend Erlaubniß erhalten, es drucken zu lassen. Als sich Gottsched melden ließ, arbeitete der Minister eben mit seinem Sekretär, und hieß diesem bleiben, weil er schon vermuthete, was ihm sollte vorgetragen werden. Gottsched, da er Rosten im Zimmer erblickte, gerieth noch mehr in Wuth, und fast ganz außer Fassung. Der Minister dagegen empfing ihn sehr freundlich, und behielt die ganze Zeit hindurch eine absichtliche Gelassenheit. Jener fuhr sogleich heraus: „Ew. Excellenz werden wohl gehört haben, was für ein abscheuliches Pasquill ein ehrvergessener Mensch (hier sah er Rosten mit funkelnden Augen an) wider mich hat drucken lassen." Der Minister that ganz befremdet und antwortete dem Professor, der immer fortfuhr wegen des entsetzlichen Attentats Genugthuung zu fordern, daß er in einer Sache, die er nicht kenne, nichts zu verfügen im Stande sei. Auf diesen Fall hatte G. die Satire zu sich gesteckt, und überreichte sie. Der Minister sagte gleichgiltig: „Lesen Sie mir das Ding doch vor, damit ich weiß, was es ist." Gottsched trat zwei Schritte zurück und bat: Se. Excellenz

möchten ihn damit verschonen. „Mein Sekretär", versetzte der Minister, „könnte es auch wohl vorlesen, aber er liest nicht so gut wie Sie; lesen Sie nur, Herr Professor." Der arme Mann traute sich nicht dem allgebietenden ersten Minister ungehorsam zu sein, und las also die Satire auf sich selbst dem Verfasser derselben mit verbissener Wuth, aber mit größter Emphase vor, um die stärksten Stellen dem Minister recht merklich zu machen. Die Situation konnte nicht komischer sein. Als die Lectüre geendigt war, sagte der Graf Brühl ganz ruhig: „Das ist ja nichts als eine Posse. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Herr Professor, so thäte ich, als wenn ich nichts davon wüßte." Und das war der ganze Bescheid.

So rein persönlich die Epistel ist, müssen wir doch darin einstimmen, daß sie den Ton der Satire auf's Beste getroffen, deren drollige Bissigkeit noch durch die schalkhafte Denunciation erhöht wird, wonach Gottsched nur aus Rache über seine von der Frau Koch zurückgewiesenen Liebesanträge gegen die Gesellschaft gehandelt habe. Und außerdem ist das „Schreiben des Teufels" literarisch darum höchst bemerkenswerth, weil in ihm ganz zutreffend ein gelungener Versuch erkannt worden, den Knittelvers wieder einzuführen, der bei guter Behandlung vornehmlich für die komische Dichtung ganz unentbehrlich. Man wird zum Beispiel für die Persifflage politischer Stoffe niemals eine drastischere Form finden.

Rost's letzte Manifestation schonungsloser Laune ist in verschiedene Sammelwerke übergegangen, wobei man sich in Ermangelung eines Originaldrucks jedesmal an Heinrich Schmid's Anthologie gehalten. Diesem sind selbst noch Gödeke und Hub gefolgt, obgleich Nicolai, und nach ihm Manso und Jördens darauf hingewiesen, daß sie dort durch falsche Lesarten und unrichtige Interpunction entstellt worden. Ich gebe hier einen diplomatisch genauen Abdruck.

Herr Professor, hör' Er doch an!
Was hab' ich armer Teufel gethan,
Da ich jüngst einmal los gewesen,
Daß Er mit Seinem Kunstrichterbesen,
Als ein großer baumstarker Knecht,
Nach mir geworfen? Das ist nicht recht.
Zweyerley wird Er auf Erden,

Gelehrt und klug, wohl niemals werden.
Denn in Alles mengt Er sich keck,
Wie unter'n Pfeffer der Mäusedreck; —
Dieses mit allem Respekt zu sagen,
Wie es gewöhnlich in unsern Tagen.
Aber, wer Ihn will machen gescheid,
Wird wiederbringen vergangne Zeit,
Oder schneeweiß waschen den Mohren,
Der hat Müh' und Arbeit verloren.
Drum hab' ich noch zu guter letzt
Reimweis dies an Ihn aufgesetzt,
Seine Kolb' Ihm einmal zu lausen,
Bevor ich komm' Ihn recht zu zausen.

Er schreibt und schmiert wider Groß und Klein
Ohn Verstand in den Tag hinein,
Hebet an, mit schnaubender Nasen,
Zu wüthen, toben, lästern, rasen
Auf mich und meine Familia,
Meine Kind' in der Opera.
Kömmt da hinter dem armen Kochen
Krokodilisch einher gekrochen;
Ihm nach dessen Weiblein zart,
Wässert das Maul, wackelt der Bart.
Umsonst! Er thut ob dem Verführen
An dem Weiblein Verachtung spüren.
„Pfuy dich an!" spricht sie: „könnt' ich auch nun
„An meinem Mann solch Uebel thun,
„So würd' ich doch dich garstgen Riesen
„Zu meiner Buhlschaft nicht erkiesen!"
Er sagt kein' Silb', geschweig' ein Wort,
Geht grimmig voller Rache fort;
Sträubet sich wie Murner der Kater,
Lauert auf Kochen und sein Theater.
Auf demselben sah Er nun mich
Herumspazieren; das merkt Er sich,
Machet — ist das nicht Sünd' und Schande?
Darüber ein'n Lärm im ganzen Lande,
Schreyt: „ Lieben Leut, welch Unglück groß!
„Allhier bei Kochen der Teufel ist los!"
Nicht genug. Meine Kind' in Opern
Von hinten und vorn thut Er beschnopern;
Schnauzt sie an, als wären sie Pack,
Wie der Eber den Bettelsack.
Die armen Kind'! Soll's mich nicht schmerzen?
Sie kommen von, und gehn zu Herzen.

Aber Ihm soll das Licht dafür
Halten mein Bruder nach Gebühr.
Ihn ganz zu hol'n, ist noch zu frühe,
Ist auch kein' Kunst, lohnt nicht der Mühe.
Fuhren mein' Anherrn ohne Scheu
Einst in der Gergesener Säu:
So kann ja wohl mit Haut und Haaren
Mein Bruder in ein'n Profeßor fahren.
Der soll Ihn dann unter der Perück'n
Ganz erbärmlich nagen und zwick'n,
Ja ihn zeitlebens reiten, und treiben
Bald Lateinisch, bald Deutsch zu schreiben,
Durch tolle Schrift'n und Schnitzer viel
Noch zu werden zum Kinderspiel.
Damit das liebe Herr Patrönchen
Sich gar bring' ums Reputatiönchen,
Bis die Jungen vom Sperlingsberg*)
Hinter dem Herrn von Königsberg
Groß und klein kommen zu Haufen,
Auf der Gassen einhergelaufen,
Schreiend: „Wie grimmig ist der Bär
„Wenn er von Zotens Hof kömmt her!“

Denn wenn man den Profeßor nähme
Und thät Ihn in ein' Schul', so käme
Der so gelehrte Herr Hopsasa
Kaum zu sitzen in Tertia!
Der Mann denkt aber doch indessen
Er hab' die Weisheit all' gefressen,
Schimpft, tadelt ungeschliffen; darob
Ich auch mit Ihm jtzt red' sehr grob,
Als einem Gelehrten vom Stamm=Ende;
Dessen klopf' ich in beide Hände.

Hol' ich Ihn einst, so soll Er mir
Mein'n Braten wenden für und für.
Denn wir brauchen in unsrer Höllen
Ohndies hiezu ein'n starken Gesellen,
Der nicht viel denkt, und mit der Hand
Fix und recht tüchtig ist gewandt.
Sey Er ruhig, eß' Er und trink' Er!
Den hübschen jungen Mädchen wink' Er!
Schreib' Er fleißig Bücher, mein Sohn!

---

*) Gottsched wohnte im Breitkopf'schen Hause auf dem obern Theile des Neumarkts, welcher der Sperlingsberg hieß.

Endlich aus Desperation
Kömmt Er, deß hab' ich keinen Zweifel,
Noch in mein' Händ! Ich bin

Sein

Teufel.

Frau Gottsched antwortete hierauf mit dem Epigramm:

Hört, Christen, eine neue Mähr:
Rost ist des Teufels Sekretär!
Dies Amt ist ihm gar eben recht,
Denn, wie der Herr, so ist der Knecht.

Rost gelangte 1760 in das fette Amt eines Obersteuersekretärs, und seit der Zeit soll sich eine schon mit seiner Verheirathung begonnene Umwandlung seines Wesens vollendet haben. Tiefe Reue über die frühere sarkastische Muthwilligkeit und Frivolität sei über ihn gekommen, tiefe Reue auch über seine satirischen Feldzüge gegen Gottsched. Er warf sich der Frömmigkeit in die Arme und dichtete sogar geistliche Lieder. Das wäre denn wiederum eine Geschichte auf ein bekanntes Sprüchwort.

Seit dem Erscheinen der dritten Ausgabe von Gottsched's Dichtkunst aber schwoll das Kampfgetümmel in die äußerste Steigerung. Hatten sich die Parteien bisher gewissermaßen noch auf der Mensur bewegt, so übersprangen sie nunmehr alle Schranken, selbst die entferntesten Grenzen der Anständigkeit. Hochaufbäumende Leidenschaft riß dort wie hier die letzten Fetzen verhüllender Rücksicht herunter und stellte die Tobenden in der abschreckendsten Nacktheit dar. Kein Mittel blieb unversucht einander zu überwältigen, keines war zu schlecht. Doch muß Gottsched nachgerühmt werden, daß wenn Bodmer jubelnd das Banner radicalster Gemeinheit schwang, jener den Seinigen immerdar die Brustrüstung eines starken nationalen Gefühles vorhielt, und daß es eben auch die verletzte Vaterlandsliebe war, welche ihn veranlaßte den Kampf aufzunehmen, worauf schon Horn treffend hingewiesen. Nie ließ er sich, wie Kästner hervorhebt, ähnlich den Schweizern zu Zoten und pöbelhaften Schimpfreden hinreißen. Und auch das betonen wir, daß er es unter seiner Würde erachtete, gleich Bodmer zur Verstärkung

der Partei in allen Ländern unter der Hand zu hetzen und aufzuwiegeln.

Es kann hier, kaum brauche ich wol darauf aufmerksam zu machen, nicht im Plane sein, dieser Federrevolution vollständig und Schritt auf Schritt nachzugehen. Wir haben nur insoweit Interesse an derselben, als jene Muse ihre Hand in das Gewoge streckte, welche uns selbst über Leichen und Trümmern darniedergebeugt noch durch ein versöhnendes Lächeln aufzurichten, über die verzweifeltste Oede noch einen Strahl göttlicher Heiterkeit zu entsenden vermag, oder um unbildlich zu reden, als sie die komische Literatur vermehrte und wirklich bereicherte.

Darnach allein also bemessen wir unsere fernere Betrachtung des Tumultes gegen das „finstere Reich Teutobochs und des Blocksbergs", gegen den „Patriarchen der Dummheit", wie Bodmer, gegen den „antidiluvianischen Dunsen", wie Sulzer, gegen den „dummsten Schmierer, den Antipoden von Vernunft und Witz und allem was der menschlichen Seele Ehre macht", wie Geßner „Strukaras"-Gottsched complimentirten.

Am eifrigsten kämpften mit den Waffen der Satire für die sächsische Schule die schon genannten Schwabe und Triller, und außer ihnen Christoph Otto Freiherr von Schönaich (1725—1807), nur daß Geschick und Glück vornehmlich der beiden ersten in ungerader Proportion zu ihrem Eifer standen.

Von den schweizerischen Bundesgenossen im nördlichen Deutschland bot bald nach Liscow und Rost Jacob Immanuel Pyra in dem „Erweis, daß die g.ttsch.dianische Secte den Geschmack verderbe" (1743), Fehde, wozu noch in Folge persönlicher Angriffe eine „Fortsetzung" kam (1744). Diese veranlaßten gegen ihn und seine Freunde die Satire: „Critischer Sack-, Schreib- und Taschen-Almanach auf das Jahr 1744, gestellt durch Chrys. Mathanasium. Winterthur" (Leipzig). Ihr Verfasser ist Schwabe, und nicht Dreyer, wie von Einigen irrig gemeint worden. Sie ist wirklich in Form eines Kalenders. Die bekannten Kalenderzeichen haben hier die Auslegung, an welchen Tagen es gerathen Schriftsteller zu schröpfen, zur Ader zu lassen, ihnen die Haare abzuschneiden, und so fort. Die Nativität ist gestellt und für gewisse Krankheitsfälle von Literaten Universalarznei verschrieben. Die Beziehung der Knittelverse ist stets handgreiflich, ihr Witz aber in's Gemeine und Niedrige ausartend.

Hier eine Probe:

Aber zu Berlin hübsch und fein
Meister Pyra das Konrektorlein
Für die Herrn Zürch'r, ein' ehrlich'n Haut,
Kämpft mit ihnen ganz einlein, schaut,
Die Gall' läuft üb'r dem ehrlich'n Mann,
Er sich wed'r rath'n noch helfen kann.
Schreibt mit tapferm Herz, Muth und Sinn
Fünf artlich witzige Bogen hin,
Und vergießt den Zürchern zu gut
Viel Schweiß und Gall', voll Grimm und Wuth.
Die Herrn Zürcher, die werd'n ihm auch
Schicken viel Käs' nach löblich'm G'brauch,
Weil er g'stritten, als wie ein Held,
Der seine Feind' gewaltig fällt.

Auch waren mehrere Gottschedianer so boshaft, Pyra's Tod (14. Juli 1744) als Folge des Aergers über die hierin enthaltenen Kränkungen zu erklären. Drolliger und reicher an witzigen Einfällen, doch stellenweise ebenfalls in ungesittete Possenreißerei verfallend, ist desselben Verfassers „Voll eingeschanktes Tintenfäßl eines allezeit paratseyenden Brieff Secretary, gefült mit kohlrueßraben pechschwarzen Tinten wider unsre Feind, mit rother gegen unsre Freind, mit gelber voller Neyd, mit grüner voller Freud, mit brauner und mit blauer, wie's d'willst, süß und sauer (rc.) Von R. D. Vito Blaurockelio. Kuffstein auf Kosten des erwürdigen Authoris 1745." In Tyroler Mundart abgefaßt und vorzugsweise gegen Bodmer und Breitinger gerichtet, enthält es noch die Lästerung: Standrede up T. P. Heren Immanuel Pyra, Kanzler von Germanien on Conrector to Berlin" (S. 41). Anfänglich wurde Christlob Mylius, der für Gottsched Partei ergriffen, für den Verfasser gehalten, er aber sowol als der Mitherausgeber der Halleschen „Bemühungen", Johann Andreas Cramer, protestirten feierlichst gegen die Urheberschaft des „ganz vernunft- und ehrenvergeßnen Unternehmens". Laut ihres Protestes hat Schwabe zwar Beihilfe bei diesem Pasquill gehabt, allein doch den größten Theil selbst geschrieben. Andere Spöttereien auf die Schweizer brachten dessen „Belustigungen", in denen „Antipope oder Versuch von den wahren Eigenschaften eines Kunstrichters" (1742) eine der bessern ist.

Bodmer hatte unterdessen nicht still gesessen, sondern in „Nachrichten von einigen neuen Schriften", „Versuch über den Ursprung der Wissenschaften", „Strukaras oder die Bekehrung", „Nachrichten von kritischen Geschichten" (Sammlung Züricher Streitschriften), neue Ritte gegen das sächsische Lager gewagt, so straff als der magere und lahme Klepper seines Witzes gestattete. Einige Schäfergedichte in den „Bremer Beiträgen" reizten ihn mehrere Schäfergedichte von Gottsched und Genossen lächerlich zu machen, in der Flugschrift: „Vom Natürlichen in Schäfergedichten, wider die Verfasser der Bremischen neuen Beiträge, verfertigt von Nisus, einem Schäfer in den Kohlgärten, einem Dorfe vor Leipzig, besorgt und mit Anmerkungen versehen von Hans Görgen, gleichfalls einem Schäfer daselbst" (1746). Dasselbe Material verarbeitete **Johann Adolf Schlegel** in der Satire: „Der Kohlgärtner", welche er unter dem Namen Pottelwitz veröffentlichte. Darauf folgten von Bodmer die „Beurtheilung der Panthea, eines sogenannten Trauerspiels" (von Gottsched); „nebst einer Vorlesung für die Nachkommen und einer Ode auf den Namen Gottsched" (1746); — „Critische Lobgedichte und Elegien, von Joh. Georg Schultheß besorgt" (1747), und „Alexander Popen's Duncias, mit historischen Noten und einem Schreiben des Uebersetzers an die Obotriten" (1747, auf Gottsched angewandt). Von einem frühern Verehrer, **Samuel Gotthold Lange**, mußte Gottsched die satirische Ode „Der Gegenparnaß" (in „Horatzische Oden" 1747 S. 96), ausstaffirt mit schweizerischen Schimpfreden, hinnehmen. Was es aber für ein Bewenden mit der von Flögel angeführten Schrift hat: „Seltne Verdienste Gottscheds um Deutschland", vermag ich so wenig zu sagen, als ich sie irgendwo entdecken konnte. **Cronegk** gehörte zwar ebenfalls zu den Antagonisten des Leipziger Altmeisters, allein unmittelbar und öffentlich trat er nicht gegen ihn in die Schranken. Von ihm ging eine Parodie auf Gottsched und Schönaich lange handschriftlich herum, bis sie 1779 im Theater-Journal für Deutschland zum Druck gelangte. Der „teutsche Merkur" veröffentlichte 1774 seine Epigramme auf die sächsische Schule unter der Aufschrift: „Monumenta virorum clarissimorum ex tenebris saeculi XVIII eruta a Jo. Mart. Moromastige", aber die hier wiedergegebenen beiden besten zeigen, daß ihr Witz noch unter dem der Satiren

„über die Unzufriedenheit“, das „Stadtleben“ und „Glück der Thoren“ steht.

Er liegt in diesem Grabe
Der gute Herr M. Sch**(wab)e;
Der hatt' viel Müh sein Lebelang,
Blieb seinem Meister treu und ließ die Leute schwätzen;
Der Tod kam, und er rief: O Gott sei Dank,
Nun darf ich nicht mehr übersetzen.

Hier schläft ein Reimer Hochwohlgeboren,
Man las ihn nicht, das that ihm Zorn;
Drauf schimpfte schrecklich der Junkherr;
Man lacht ihn aus, und er schrieb noch mehr.
Als seine Seel zum Himmel kam,
Sankt Petrus ihn beim Arme nahm,
Und sprach: „Kaiser Heinrich ist da,
Komm ja der Thüre nicht zu nah!
Drum guter Freund, geh weiter, traun,
Der Kaiser schlägt dich blau und braun!“
Drum ging der Reimer zur Höllenbahn,
Da fuhr ihn Charon schrecklich an,
Und sagte: „Hermann ist zu Haus,
Der kratzt dir g'wiß die Augen aus.
Herodes schwur bei seinem Bart,
Er wollt' dich auch empfangen hart,
Drum fort mit dir!“ Er sprach kein Wort
Der arme Sch(önai)ch, und ging fort.
Drum Niemand weiß zu dieser Frist,
Wohin sein Geist gekommen ist.

In allen bisherigen Kämpfen war für Gottsched streng genommen erst Eine Position, die oben bezeichnete, verloren gegangen. Noch hatten die Schweizer keine einzige, ihre Theorien unwiderstehlich rechtfertigende große Dichtung vorzuweisen, und so lange sie das nicht vermochten, strebten sie umsonst eine radicale Niederlage ihres Gegners an. Sein eigentlichstes Verhängniß brach aber nun, mit dem Jahre 1748, herein; denn dieses führte eine Erscheinung mit sich, zu welcher in die erforderliche Situation zu kommen ihm alle Hilfen abgingen, so daß darob seine literarische Dictatur vollständig über den Haufen fiel. Binnen zehn Jahren sank sein kritisches Ansehen dermaßen, daß er nur noch bei seinen unglücklichen Schlachtgenossen als Autorität galt und bei Denen, welche ihre Erziehung

in den schönen Wissenschaften eben begannen (Oesterreich, Baiern). Als indeß Krone und Scepter ihm entrissen wurden, erklommen darum die Schweizer doch nicht den leeren Thron. Bodmer theilte das Schicksal des Ueberwundenen. Beide endeten tragikomisch. Gottsched's Sturz war auch sein Sturz, nur daß er nicht so tief fallen konnte, weil er nie so hoch emporgeragt, und nicht so gewaltigen Alarms, weil er ungleich leichter gewogen. Mit Gottsched's Verdrängung aus der letzten seiner Stellungen umbrausten die Stürme neuer und wahrhafter Genialitäten die Stätte der verödeten Herrschaft, welche den Züricher Autokraten ebenfalls darniederstreckten.

Jene Entscheidung vermittelnde und beschleunigende Erscheinung war Klopstock's „Messias", von welchem die drei ersten Gesänge in den „Bremer Beiträgen" (1748) erschienen und unerhörtes Aufsehn erregten. Zwar die kolossalste Manifestation dichterischen Wahnwitzes, mit der Prätension eines Epos bei Ermangelung jedweden Blickes und Sinnes für Handlung, stieg dieser Messias einem unerwarteten Kometen gleich am Firmament der Poesie empor, trotz aller Verstöße gegen den Ausdruck das Hereinbrechen schöpferischer Sprachkraft verkündend, trotz aller Unnatur durch Energie der Phantasie und ein unendliches Empfindungsleben die Dichtkunst elektrischen Schlages zu neuer Erhebung anfeuernd. Die Forderungen der Schweizer mußte diese Dichtung über ihre kühnsten Erwartungen hinaus befriedigen. Nun hatten sie das große Werk, mit welchem sie alle Vesten der Gegner zu erstürmen hofften. Voller Begeisterung machten sie Klopstock zu dem Ihrigen, auf dem nach Bodmer's Ueberzeugung der Geist ihres Abgottes Milton ruhte. Und er selbst bekannte sich zu ihnen, Milton war in Bodmer's Uebersetzung sein Vorbild geworden, seine und seines Freundes Breitinger kritische Schriften waren ihm neben Homer und Virgil mustergiltig, er hatte sie laut eigenen Bekenntnisses förmlich verschlungen.

Gottsched erkannte den ganzen Ernst, die volle Gefahr seiner Lage, in welche ihn dieser Messias und sein Triumph versetzten, und über die nur das somnambulistische Kopfüber Kopfunter, mit dem sich der Züricher Aristarch und Andere in nachahmerische Abfassung biblischer Epopöen oder Patriarchaden verwühlten, ein erheiterndes Licht streifen konnte. Es galt mit

aller Stärke gegen die „alpinischen Hexametristen", gegen die „ätherischen, seraphischen und mizraimschen Dichter" vorzurücken. Und, in Wahrheit, wie viele Blößen, Schwächen und ungedeckte Seiten derselben garantirten dann erhebliche Siege, wenn er es verstanden, in Beobachtung ruhiger, leidenschaftsloser Taktik seine ganze Macht lediglich auf diese zu werfen.

Während er selbst noch abwartete, plänkelte Theodor Johann Quistorp, zuletzt Rathsherr in Wismar (1722—1766), mit einer Satire, welche Canitzens Gedichte „nach dem heutigen körnigten und gedachten Geschmacke" verkrüppelte (1750). Mit der von Gottsched bewirkten Veröffentlichung von Schönaich's hölzernem Epos „Hermann" aber (1751), wagte er den Schweizern die Hauptschlacht zu liefern. Ihm assistirte Triller mit dem gegen den „Messias" aufgefahrnen groben Geschütz: „Der Wurmsamen, ein Heldengedicht. Erster Gesang, welchem bald noch 29 andere folgen sollen. Nach der allerneuesten malerischen, schöpferischen, heroischen und männlichen Dichtkunst, ohne Regeln regelmäßig eingerichtet" (1751). Ein Dämon aus der scythischen Wüste streut Wurmsamen umher, aus welchem die „neumodischen" Epen in Hexametern erwachsen. Prüft man indeß diesen angeblichen Wurmsamen, so entdeckt man blos Samenhülsen, weit leichter zur Verhärtung als zur Abführung geeignet. Die Travestie: „Des Wurmsamens zweiter Gesang, ein Gedicht in jambischen Versen", ist keine Fortsetzung der Triller'schen. An diese reihten sich: „Des Wurmsamens zweiter Gesang. Grundryß von 232 Zeylen zu einem Gedychte, genannt: Apollo auf dem Gletscher, oder: Der Grymselbergysche Phöbus, welches von einem Seraphyschen Kopfe yn 12 oder mehr Gesänge ausgedehnet, und yn 4to myt Lateynischen Buchstaben gedruckt werden kann. Hyn und wyder mit 50 crytyschen Noten bereyts versehen. Nach der neuesten Alpynyschen Rechtschreybekunst" (1752); — „Dritter Gesang, oder Klopstock und die Klopstockische Sekte, besungen von B." (1751). Zur Verhöhnung des „Wurmsamens" publicirte ein Ungenannter: „Der Wurmdoktor, oder glaubwürdige Lebensbeschreibung des Herrn Verfassers vom Wurmsamen" (1751), wogegen ein Gottschedianer die „Unpartheiische Untersuchung, was von der Schrift, der Wurmdoctor, zu halten sei" (1752) richtete.

Die aufziehende Nachäffung der überaus elenden „Drey Gebete, eines Freygeistes, eines Christen, und guten Königs" (1753), welche Klopstock für den König Friedrich V. von Dänemark geschrieben, was Lessing seinerzeit für ganz unmöglich hielt, ging von einem Holsteiner aus. Sie hat den Titel: „Drey Gebete eines Anti-Klopstockianers, eines Klopstockianers, und eines guten Criticus" (1753).

Eine ansehnliche Verstärkung schienen die Leipziger durch Peter Uz zu erhalten, und zwar im „Sieg des Liebesgottes. Ein Gedicht in vier Büchern" (1753), das ihm heftige Ausfälle vornehmlich von Dusch und Wieland zuzog, welche er aber gelassen und siegreich abschlug. Der dritte Gesang war es, in dem Uz Verkehrtheit und Ueberschwang der Schweizer und Klopstockianer lächerlich machte. Dort führt er einen alpinischen Dichter Kleanth folgenderweise ein:

Man ging, nach langem Gehn, das Gartenhaus vorbei:
Nun hörten sie von fern ein weibliches Geschrei.
Sie sahen Lesbien: Eh, rief sie, will ich sterben,
Und mit verspritztem Blut Papier und Erde färben!
Da hinter ihr Kleanth bestäubt und keuchend lief,
Und immer: warten Sie! mit sanfter Stimme rief.
Umsonst! sie floh erblaßt, schrie kläglich um Erbarmen,
Und bebte voller Angst noch in Selindens Armen.
Ach! fieng sie endlich an; ich bin doch sicher da?
O Schande! fuhr sie fort; in abgelegnen Sträuchen
Begegnet mir Kleanth: ich such ihm auszuweichen.
Er redt mich schmeichelnd an, und, Himmel! was geschieht?
Nach einem, apropos! liest mir Kleanth ein Lied.
Bis an den kalten Mond entfliegt in seiner Ode
Der Unsinn, dickumwölkt und schedigt nach der Mode;
Der Henker flieg ihm nach! doch lob ich, was er schrieb:
Verfluchte Schmeicheley, die ihn zum Frevel trieb!
Nun aber, fährt er fort und runzelt seine Stirne;
Bemüht ein Heldenlob mein kreißendes Gehirne:
Und, schöne Lesbia, ich kenn ihr feines Ohr,
Wofern es nicht misfällt, so les' ich etwas vor.
Er langt mit voller Hand und vornehm sprödem Wesen
Ein drohend Buch hervor, und alles will er lesen.
Ich flieh, er läuft mir nach, und liest, indem er läuft:
Warum wird ein Poet nicht, eh er schreibt, ersäuft!
Ich fühlte, da er las, mein Blut im Leib erkalten:
Ach! konnte mich Kleanth nicht süßer unterhalten?
Verdrüßlicher Poet! wie artig schickt sich nicht
In schattichtes Gebüsch ein episches Gedicht!

Nein! widersprach Kleanth; so wahr die Musen leben!
Nie hab ich meiner Schrift solch stolzes Lob gegeben.
Sie ist nur ein Entwurf, noch rauh und mängelvoll,
Kein episches Gedicht, nicht was sie werden soll.
Doch, sprach Dorante drauf, wen wählen sie zum Helden?
Und welche große That wird ihre Muse melden?
Das ists, erwiedert er, was meinem Werke fehlt!
Die Handlung fehlt mir noch, der Held ist nicht gewählt.
Ich habe Zeit hierzu, und kann mit Muße dichten:
Doch eines Cherubs Bild zu künftigen Gesichten,
Und acht Beschreibungen sind völlig ausgemalt,
Wo jeder Pinselzug mit hohen Farben strahlt.
Denn meine Muse zürnt auf Deutschlands blöde Musen:
Ein stürmisch Feuer keicht in ihrem Götterbusen:
Von weicher Anmuth fern, auf unbeflogner Spur,
Entzieht ihr kühner Schwung sich kriechender Natur.
Mit allem, was mir fehlt, wird Milton mich versorgen;
Nur will ich einen Sturm vom schwachen Maro borgen.
Doch welcher Held bey mir die krause See durchstreicht,
Beym Zevs! das weis ich nicht: ein Patriarch vielleicht!
Nimm, rief Dorante laut, o Deutschland, nimms zu Ohren!
Aus deutschem Hirne wird ein undeutsch Werk geboren:
Ein Werk, das wenigstens Homers berauchte Schrift
Und alle Kunst Virgils beschämend übertrifft.
Dem Franzmann zum Verdruß, zu Deutschlands Ruhm und Freude
Baut unsers Freundes Witz ein episches Gebäude:
Fast wie der Muselmann Moscheen künstlich baut,
Der Trümmern Griechenlands aus altem Schutte haut:
Alsdann sich Mühe giebt, mit frischgebrannten Steinen
Manch altes Marmorstück willkührlich zu vereinen;
Und Säulen Joniens mit rauher Dorer Art,
Nicht nach geschickter Wahl, bloß nach der Größe, paart.
Ich seh, ich sehe schon mit grünen Lorbeerkränzen
Die breite Stirn Kleanths, des Heldendichters, glänzen.
Der Zeitungschreiber Lob lärmt vom erstaunten Belt
Bis an der Alpen Eis und in der halben Welt.

An einer andern Stelle kommen wir auf diese Dichtung wieder zurück. Dasselbe muß mit Christian Felix Weiße's Lustspiel „Poeten nach der Mode" geschehen, in welchem er beide Parteien dem Gelächter Preis gab. Lediglich in dieser Absicht verfaßt (1751), entzieht es sich doch hier eben seiner Form halben der Besprechung.

Gottsched blieb der „Hermann" das Zeichen, in welchem sich die ächte Poesie zu finden. Der Rector Stuß in Gotha

verglich den „Messias“ mit Virgil, er aber jenes mattselige Heldengedicht mit Homer. An diesem trochäischen Tetrameterdamme sollte sich die Flut der biblischen Epopöen brechen. Fortwährend pries er es an, und wie lächerlich er damit bereits geworden, in seiner Leidenschaftlichkeit, die ihn auch hartnäckig an Lawder's Beschuldigungen gegen Milton fesselte, ließ er den Dichter von der philosophischen Facultät in Leipzig sogar krönen.

Was indeß den Sieg der Gegenseite sehr verkümmerte, war Lessing's Dazwischenkunft. Allerdings erklärte er sich, zum Theil mit schnöder Unbilligkeit und Härte, wider Gottsched und den Dichter des „Hermann“. Er epigrammatisirte in der Berlinischen Zeitung (1753:)

Fürst Herrmann brach der Deutschen alte Treu,
Natur- und Völkerrecht ward kühn durch ihn verletzet;
Und noch heißt er ein Held? noch wird Verrätherei
Den größten Thaten gleich geschätzet?
Doch immer schläft des Himmels Rache nicht,
Und seine Rache muß der Welt ein Beispiel geben.
Zur Strafe (so ergehts, wenn man die Treue bricht)
Zur Strafe muß ein Schönaich ihn erheben.

Ihr die ihr Witz und Ehre richtet,
Sagt, wer ist schimpflicher gehöhnt,
Der Held von dem ein Schönaich dichtet,
Der Dichter den ein Gottsched krönt?

Und noch anders, wie aus seinen gesammelten Schriften zu ersehen, wobei ihm Lachmann ein Kästner'sches Epigramm untergeschoben hat, wie zuerst von Mohnike bemerkt und von Lachmann dann zugestanden worden. Aber er machte auch Front gegen Bodmer, er verhöhnte ihn und den Halleschen Professor Georg Friedrich Meier, der schweizerischer Aufforderung nachgekommen und eine Beurtheilung des Messias geschrieben, deren unbeholfener Ernst sich namentlich zur Seite der humoristischen Vertheidigung, welche Klopstock in der Holsteinischen Wochenschrift „Der Hypochondrist“ genoß, sehr grotesk ausnimmt.

Noch einen Bodmer nur, so werden schöne Grillen
Der jungen Dichter Hirn, statt Geist und Feuer füllen.
Sein Affe schneidert schon ein ontologisch Kleid
Dem zärtlichen Geschmack zur Mascaradenzeit.
Sein critisch Lämpchen hat die Sonne jüngst erhellet,
Und Klopstock ward durch ihn, wie er schon stand, gestellet.
(Werke I, 182.)

Gottsched war jedoch nicht mehr in der Verfassung aus Lessing's gleichzeitigem Anbinden mit ihm und Bodmer irgend welchen Gewinn zu ziehen, und die Zahl seiner Gegner mehrte sich tagtäglich, Gegner die auch an Bissigkeit und Spott das, was er Aehnliches dagegen setzte, weit übertrafen. Man halte nur die persifflirende „Ode zum Ruhme des Herrn N. N." (gegen Bodmer und Klopstock im „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" 1753, 771 ff.) an den „Professor Johann Christoph, oder der Koch und der Geschmack, ein episches Gedicht, des Vorspiels zweyter Theil" (1753)!

Dem wirklichen Unfuge der Klopstockiaden endlich einen tödlichen Schlag zu versetzen und des Feindes Kern zu sprengen, unternahm der lorbeergeschmückte Vater der Hermanniade einen Hauptangriff. Seiner Recognoscirung war keine einzige schwache Stellung der gegnerischen Streitkräfte entgangen, wozu übrigens keineswegs der geschärfteste Feldherrnblick gehörte. Dort bewegten sie sich ja in hellen Haufen die abenteuerlichen Phantastereien, die hochtrabenden, nach dem Sternenzelte des Göttlichen ringenden aber fortwährend in den Sumpf der gräulichsten Albernheit stürzenden Nonsense, die Vogelscheuchen-Affecte und metaphorischen Ungeheuerlichkeiten, klafterlange Phrasen mit zollkurzen Gedanken unter epileptischen Wendungen und verrenkten Wortfügungen, täppische Verstöße gegen die einfachsten Sprachregeln, Gräcismen und Latinismen, stolpernd über Versificationen aus der Raspelmühle. Gegen diese jämmerlichen Erscheinungen brach (anonym) los: „Die ganze Aesthetik in einer Nuß, oder Neologisches Wörterbuch, als ein sicherer Kunstgriff, in 24 Stunden ein geistvoller Dichter und Redner zu werden, und sich über alle schale und hirnlose Reimer zu schwingen. Alles aus den Accenten der heiligen Männer und Barden des itzigen überreichlich begeisterten Jahrhunderts zusammengetragen, und den größten Wortschöpfern unter denselben aus dunkler Ferne geheiliget von einigen demüthigen Verehrern der sehraffischen Dichtkunst" (1754). Und dies Geschoß entladete sich mit der Zueignung: „Dem Geist-Schöpfer, dem Seher, dem neuen Evangelisten, dem göttlichen St. Klopstocken, dem Theologen; wie auch dem Syndfluthen-Barden, dem Patriarchen-Dichter, dem RabbinischenMährchen-Erzähler, dem Vater der mizraimischen und heiligen Dichtkunst, dem zweihundertmännischen Rathe Bodmer."

Alle unsere Nationalliterarhistoriker haben sich, wenn sie an dieses denkwürdige Buch erinnerten, mit wenigen Ausdrücken souveräner Verachtung oder ganz nahekommender Geringschätzung begnügt, eine Verachtung, welche nach Gervinus' Darstellung unter Schönaich's Zeitgenossen allgemein gewesen sein muß. „Von diesem Augenblick an war fast nur Eine Stimme über Gottsched." Wie nun die Meinungen über seine Gegner lauteten, davon sagt er kein Wort, kein Wort von dem positiven Erfolge dieser Satire. Und doch liegen hiervon übereinstimmende Zeugnisse in Menge vor. „Wer hätte geglaubt", schreibt Geßner an Gleim (24. Januar 1755), „daß der überaus dumme Verfasser der Aesthetik in einer Nuß, statt mit allgemeinem Gezische in's Tollhaus verwiesen zu werden, bei dem größten Theile des deutschen Publikums Beifall finden werde!" So „überaus dumm" war aber Schönaich doch nicht, wie er wenigstens jetzt bewiesen, ganz abgesehen von dem Beifall, der den Alpinisten die Galle in's Blut trieb, und die Geßner'sche Hyperbel einer bedeutenden Rectification unterwirft. Und wenn unter denen, welche sich damals in den Haaren lagen, Symptome psychiatrischer Natur gesucht werden sollten, dann mußte die Frage wo sie zu finden, schnell entschieden sein: ob dort, wo man im Delirium übersinnlicher Welten und in Aeonen fieberte, wo man von der „Langmuth der göttlichen Eingeweide", von „Athemholen der Wunden", „Talch der Berge" und anderes hirnloses Zeug salbaderte, oder hier, wo man auf dem Gefrierpunkte der Nüchternheit Verse reimte, welche nie ein festliches Gewand erschwangen, und alle Inversionen, Methaphern und Idiotismen als unberechtigte Eindringlinge betrachtete. „Die Klopstockiaden", berichtet ein zeitgenössischer Schriftsteller, „gossen einen Schwindelgeist über Deutschland aus, der fast zur Raserei verstieg. Schulmeister und Candidaten des Predigtamts überboten einander in messiadischem Galimatias, der finsterste Unsinn und die entweihendste Schwulst machten sich zum Schrecken und zur Verwirrung des gemeinen Mannes in Schulen und auf Kanzeln breit" (Beiträge zur Geschichte der deutschen Dichtkunst, Cöln 1790). Es gab wirklich eine alpinistische Seuche, aber nie eine gottsched'sche, was culturgeschichtlich in's Gewicht fällt.

Das „Neologische Wörterbuch", zu dem übrigens Hagedorn die erste Idee gegeben, war eine der brillantesten Züchtigungen, welche der arroganten Verstiegenheit der Gegenpartei widerfahren konnte. Oft glücklicher, drastischer Spott, unübertreffliche Drolligkeit, mitunter sogar wahrhaft classischer Witz, stellen ein Buch hoch über alle bisherigen satirischen Producte dieses Federkriegs, das wie keine andere Schrift zuvor besonders die geistliche Epik vor aller Welt ad absurdum führte. Und darum verdiente es den allgemeinen Beifall, den selbst muthwillige Verdrehungen und gröbliche Verhöhnung, gezwungener, flacher und gehaltloser Scherz, welche Schönaich nicht vermied, ungekürzt ließen. Aber eben Muthwille und Gröblichkeit, worin er freilich noch weit hinter den eclatanten Beispielen der Schweizer zurückblieb, eine höchst beleidigende Zusammenstellung von Namen wie Buttstädt, Bodmer, Gellert, Gleim, Haller, Kästner, Klopstock, Meier, Naumann, Nicolai, Oest, Samuel Patzke, Tenzel, Wieland und Zernitz, die Profanation der schönsten und vortrefflichsten Elemente in den poetischen Gestaltungen der andern Schule, dazu der gefährliche Beifall des Publikums — das versetzte die Schriftsteller des jenseitigen Lagers in eine Entrüstung, deren Stürme Gottsched mehr denn je isolirten und literarisch schwächten. Er sollte schlechterdings der Verfertiger dieses unheilvollen Geschosses sein oder doch mindestens Theil daran haben. Alle seine Protestationen nützten nichts; es war einmal auf sein Verderben abgesehen. Doch indem den Schweizern dies mit Hilfe dieses Buchs gelang, erreichte sie ebenfalls die Nemesis mit Hilfe desselben. Die große historische Bedeutung dieser Schönaichschen Satire beruht nicht blos, wie Rüdiger meinte, in deren Unentbehrlichkeit für das Studium der regenerativen Literaturkämpfe, sondern in ihrer unmittelbaren Wirkung. Niemand vermag zu widerlegen, daß es gerade das „neologische Wörterbuch" ist, welches dem klopstock-miltonschen Geschmack im größern Publikum den Boden dermaßen erschütterte, daß Nicolai („Briefe" 1755) mit Lessingschen Grundideen um so erfolgreicher gegen den heillosen Bodmerianismus vorgehen konnte. Das ist auch recht gut gefühlt worden. Vom dichterischen Standpunkte kann man nur mit Bedauern auf Schönaich sehen; für gesunden Menschenverstand und Gemüthsklarheit hingegen hat er eine That verrichtet, welche uns zu Dank verpflichtet.

Längst des individuellen Interesses für die Parteikämpfe jener Tage enthoben und aus den Kinderschuhen der Kritik, müssen wir das „neologische Wörterbuch“ auch als eine Errungenschaft der komischen Literatur erklären, gegen welche nicht wenige hochgepriesene früherer und späterer Perioden in den Schatten oder wenigstens nur in gleiches Licht treten. Mit der Erkenntniß des Unwerthes der meisten Productionen, welche es strafte, und des Wegfalles von Privatsympathien für die Personen, die es geißelte, erscheinen uns selbst manche seiner verschrieensten Verstöße und Sünden schlechterdings nicht als solche. Der Muthwille, mit welchem Objecte durchpfeffert werden, trägt wesentlich zur Erhöhung des Colorits bei. Uebertreibung, bis zur Ergießung swiftscher Galle, ist in der Satire stets ein therapeutischer Bestandtheil, und wenn der harmlose Humor subjectiver Bitterkeit entrathen sein muß, darf er doch ebenfalls zur Entstellung greifen, um die Idee von verkehrten Verkörperungen zu erlösen. Auch die prosaische Flachheit, welche den Anti-Gottschedianern so leichtes Spiel gab, ist hier ohne Zweifel geflissentlich karikirt. Wir nehmen ferner kein Aergerniß an dem, was einen Schriftsteller jener Zeit zu der frivolen Behauptung verlockte: Schönaich's herrschender Gedanke sei der Steiß. Wer da weiß, wie ehrenwerth Schönaich's Charakter gewesen, dem das zarteste Schicklichkeitsgefühl nachgerühmt wird, soll satirische „Obscönitäten“ anders beurtheilen. Die Komik bewegt sich auf langer Leiter, und keine Sprosse ist ihr untersagt. Die Burleske ist die unterste, und wenn sie diese betritt, darf sie sich auch an das Cynische lehnen, ohne freilich in Unfläterei zu fallen. Aber eine solche finden wir nirgend.

Berichtigen wir derart alle bisherigen Urtheile, so sind wir doch mit Nichten blind für die Mängel dieser Satire, so bekennen wir bei unzweideutig bekundeter Neigung zur Sühne traditioneller Verunglimpfungen, daß ihr Inhalt stellenweise stets verletzenden Eindruckes bleiben, stellenweise künstlerische Messung niemals bestehen wird. Die Schuld daran trägt ohne Zweifel auch die allzugroße Ausdehnung. Als er schon durch den Titel auf die damals noch in den Windeln ruhende Wissenschaft der Aesthetik stichelte, hätte er seine Kräfte und die Uniformität des Stoffes prüfen, und sich dann gestehen sollen, daß es für den allseitigen Erfolg besser sei, den Spott in den

Raum einer Nuß einzupressen als zu einem Kürbis mit hohlen Partien anschwellen zu lassen. Man fühlt dem Streben nach vollständiger Ausbeutung des Gegenstandes die eigene Erschöpfung ab. Selbst ein weit größeres Talent als das seinige würde bei gleichem Stoffe auf 471 Seiten zu gewaltsamen, beeinträchtigenden Aufraffungen gezwungen gewesen sein. Der kurze Auszug, den ich hier gebe, mag zur Bestätigung meiner Beurtheilung dienen, aber auch die Bekanntschaft in extenso anregen oder erneuern.

Abtritt. Man vermenge nicht dieß Wort mit einem heimlichen Gemache. Der Dichter findet einen zwischen Haß und Gunst.
„Wenn zwischen Haß und Gunst bey ihm ein Abtritt ist,
Und manchmal sich sein Herz im Munde gar vergißt."
Warum nicht im Abtritte? Haller, 90 S.

Allmachtsflügel hat nach Sänger Bodmern der Abglanz der Gottheit. Sollte es nöthig seyn, so wird er ihm auch ein paar Allmachtsfüße geben; auch eine Allmachtsnase.
„Der den Schatten der Allmachtsflügel zum Besten der Menschen
Ueber Hügel und Plän' und Meer und Erde verbreitet."
Noah, 49 S.

Anfachen. Muth und Witz facht einen Tacht an. Dieß ist nun für so edle Wesen eine ziemlich schlechte Verrichtung, und doch wahr.
„Doch ach! es lischt (a. St. verlischt) in uns des Lebens kurzer Tacht,
Den Müh und scharfer Witz zu heftig angefacht."
Haller, 64 S.
Man sage nicht: so war der Tacht vorher ausgelöschet? Da muß es sehr übel gerochen haben. Bald wird das Leben ein Talchlicht bekommen! Thorheit! Denn haben nicht schön die Berge Talch?

Anmuth. Ich weis nicht, ob die Anmuth jemals häßlich ist gefunden worden. Auf der 20. S. der Hallerschen Ged. wird sie auch bey Armen schön gefunden. Auf eine anmuthige Art dunkel zu werden, zeigt Verstand, und zwar den feinsten.
„Die Anmuth wird hier auch in Armen schon gefunden;
Man wiegt die Gunst hier nicht für schwere Kisten hin ꝛc."
Der erste Vers würde nicht so schön seyn, enthielte er nicht eine kleine Zweydeutigkeit. Das Vorwort in wirket dieses; denn wir können dadurch eine Anmuth verstehen, die auch in den Armen der Verliebten schön gefunden wird. Die Sache ist gewöhnlich; der Ausdruck nicht.

Bebiesamen, eben so gut als benelken, oder berosen.

„Die allerreineste Luft bebiesamte dessen Reviere.
Nimr. 582 S.

Hier sind auch ambrirte Düfte und lebendige Pfeiler. Ich fürchte, wenn sie leben, so werden sie sich rühren; es kann ihnen einmal einkommen, auf den ätherischen Auen spazieren zu gehen und ambrirte Düfte zu riechen: wo werden dann die elfenbeinernen Palläste bleiben? Sollten sie auch mitzotteln?

Befahren. Die Luft mit Liedern beseegeln, befahren, bereiten, d. h. in der einfältigen Sprache singen.

„Singende Chöre befuhren die Luft mit zärtlichen Liedern."
Noah, 60 S.

So waren denn die Lieder die Wagen, und die Kehlen die Pferde.

Bergtalch. Sonst hatten die Ochsen nur Talch; hier ist gar ein Talch aus Thon und Staub gedreht. Gott ist also ein Töpfer, ein Drechsler, darzu ein recht künstlicher, weil er aus Staub drehet. In der zweiten Zeile ist er ein Goldmacher; in der dritten ein Baumeister; in der vierten ein Schneider. (s. Antil. 27 S. u. f.)

„Du hast der Berge Talch aus Thon und Staub gedrehet;
Der Schachten Erz aus Sand geschmelzt;
Du hast das Firmament an seinem Ort erhöhet;
Der Wolken Kleid darum gewälzt."
Haller, 2 S.

Wo sollte wohl das Firmament stehen, als an seinem Orte? So wälzet man nun ein Kleid um sich? vor diesem zog man's an. Wie würde auch das geklungen haben: er hat der Wolken Kleid dem Firmamente angezogen? Die ersten Kleider Adams und der Eva können nicht so pumphosicht ausgesehen haben, als dieses Kleid der Wolken, das darzu nur darum gewälzet worden.

Besämen. Die Mägdchen vor der Sündfluth haben gar andere Sachen, als unsere, zu thun gehabt. Sie haben die Tulpen besämet und geschwängert.

„Damals waren sie gleich im Werk, die befruchteten Sämchen
Abzubrechen; hernach mit dem Mehl weißfarbener Tulpen
Feuerrothen verwittweten Ritz besämend zu schwängern."
Noah, 40 S.

Itzund hat sich die Sache gewaltig geändert; und die Mägdchen lassen sich lieber ihre Ritzen besämen und beschwängern.

Betrybniss versaeuret, also auch Freyde verzuckert. So singet der lohensteinische Würzkrämer Bodmer!

„Jhn im elend zu wissen, versaeurte nur Jacobs betrybniss."
Jac. u. Jos., 31 S.

Dyster. Was wird doch ein helles Betragen seyn, wenn ein Dysters so düster ist?

„Aber die wehmuth redt in ihrem dystern betragen."
Jac. u. Jos., 22 S.

Wie dyster muß der Kopf nicht seyn, aus dem so was Dysters entspringet! Wer kennet aber nicht den dystern Saenger?

Euter. Wie schön benennet nicht der israelitische Schäferdichter die Brüste der Schäferinnen, woran die Musen vor diesem ihre ganze Zärtlichkeit und Kunst verschwendet haben! Nicht Alabaster! Nicht Schwanenbusen! Nicht Schnee! Nicht Sammet! Nicht Marmel! Nein! Wie denn? Euter! Kuheuter! ihr armen Dinger!

„— die Saeuglinge darben,
Weil der mutter vertrockneten euter die nahrung nicht geben."
Jac. u. Jos., 13 S.

Wir rathen es allen Verliebten an, sich nach den Eutern ihrer holden Schönen zu sehnen. Wir, für unsere Person, sind mit dieser Benennung übel angekommen, und bekamen eine derbe Ohrfeige, als wir dieses Blümchen bey einer Dame anbrachten, bey der wir die Ehre zu sitzen hatten. „Gnädige Frau!" sollten wir sagen: „wie schwer holen Sie nicht Athem!" wir verirreten uns und sagten: „wie schwellen die euter nicht!" Was war der Lohn? eine Ohrfeige! Ländlich! sittlich!

Flystern. Es klinget sehr angenehm, wenn wir eine Antwort mit Flüstern empfangen. Denn 1. kann derjenige flystern, der sie uns bringet; und 2. der, welcher sie empfängt: sie flystern sich also beide entgegen. Niemand aber flystert angenehmer, als der Flysterer der Alpen.

„Jsraels soehn' empfiengen die antwort mit froehlichem Flystern."
Jac. u. Jos., 35 S.

Gefölgig. „— Nun bringen gefölgig die Männer Jhr lebendiges Opfer."
Noah, 409 S.

Vielleicht folgten die Männer einander. Auf eben dieser Seite bewundern wir auch einen freundlichen Thau.

Himmling: ein spannnagel neues Wort, welches der Teufel versteht. Da sieht man's, daß Horaz und Gottsched Unrecht haben, wann jener lateinisch und dieser deutsch saget:

In neuer Wörter Bau sey kein Poet zu kühn.

Und was? sollte es dem Teufel nicht erlaubt sein, neue Wörter zu bauen? Wir ahmen also mit seiner Erlaubniß dem satanischen Grammatiker nach, und bauen folgende sinnreiche Wörter nach: Mondling, Sonnling, Sternling, Planetling, Seeling, Erdling, Bergling, Morastling, und alles, was sich mit ling paaren läßt.

„Wenn nicht Adramelech den Haß zu den Himmlingen ablegt."
Noah, 141 S.

Aus eben dieser Quelle fliesset das schöne Wort Himmlung, so wie Mondlung, Erdlung, Sternlung &c.

Honigtes Land. Die Schrift hatte gesaget, ein Land, worinnen Milch und Honig fleußt. Rath Bodmer drehet dies auf seinem Rädlein, und es kommen Menschen heraus, die wie die Bienen mit ihren Steißen im Honig sitzen. Wohlmeynend aber wollen wir rathen, keine sammtene Hosen anzuziehen, wenn man im Honig sitzen will; das Gefäß ist etwas klebricht.

„Dieses honigte Land, worinne wir itzt Fremdlinge sitzen."
Jac. u. Jos., 12 S.

Doch ich besinne mich: die Patriarchen trugen nicht Hosen; allein sie hatten lange Röcke an: die werden noch ärger eingetunket haben. Wir können uns folglich auf ein milchichtes Land freuen.

Lärmerisch. Man hatte lange genug lärmend gesagt: es war einmal Zeit, den Ton zu verändern.

„Dieß lärmerische Gepolter hörten nun Nimrod und Thirza."
Nimr., 233 S.

Landhaft. Wir wissen nicht recht, was folgendes für ein Lager sey:

„— Am Säuseln
Einer krystallenen Quell erwies sich ein Seraph geschäftig,
Ihm vom zartesten Moos ein landhaftes Lager zu sammeln."
Noah, 206 S.

Lasurne Länge. Hat Jemand eine lasurne Länge gesehen? Wir werden es künftig kühnlich brauchen, wann wir einen blaulichten Balg werden sagen wollen. Allein was sollen wir denken, wann wir sagen: er kriecht nachahmend? Kann denn ein Wurm anders als ein Wurm kriechen? Oder soll dieses Nachahmen des Malers Nachahmung ausdrücken?

„— — — Auswendig
Um die bauchichte Wölbung von sanfterhabener Arbeit
Kriecht nachahmend ein Wurm; er windet die
lasurne Länge
In triumphirenden Wellen nach einem nahen Gebüsche.“
Noah, 38 S.

Wenn also ein Kind sich der Würmer entledigt, so kann die Amme sagen:

— — — Auswendig
Um die steißichte Wölbung von sanfterhabener Arbeit
Kriecht nachahmend ein Wurm! er windet die
bedr — — Länge
In triumphirenden Wellen nach einem nahen Gehäuse.

Nur ein Zweifelsknoten stößt uns auf: nämlich, warum triumphiren Wellen? Des Wurmes Rücken sind also Wellen? Ein garstiger Wurm!

„Linien, die unzählig aus meinen Lenden entspringen“, Noah, 346 S.: sind das Spulwürmer? Wir haben uns eine Lende gemalet und viele Linien, die daraus entsprangen: wir wiesen sie einem guten Freunde. Der Dummkopf! Er war so boshaft, daß er nicht that, als sähe er, daß es Kinder wären.

Rollen. Berge rollen nennen kleine Geister einen Mischmasch: denn wer kann Berge rollen? Herr Tenzel! ein mächtiger Mann!

„Wo ist der Muth? wo ist der Glaube,
Der Martern trotzt, und Berge rollt?“
Samml. Nicol., 109 S.

Denn Berge versetzen: das ist zu schwer. Man kann eher etwas Schweres rollen als versetzen.

Rosinenschatten. Da haben wir's! Ein Schatten von Rosinen! Wir wollten hier auch einen oelbaumnen Schatten anbringen, wenn wir ihn nicht als einen Leckerbissen aufhüben.

„Wenn ich unter den Zweigen des oel- und mandel-
baums Sitze
Jn dem rosinenschatten.“
Jac. u. Jos. Rachel, 7 S.

Schneide des Schwertes: ein treffliches und bequemes Gefäß.

„Er ritt auf der Schneide des Schwerts auf sie an.“

Der arme Hintere des Magogs! Gesetzt nun: es wäre ein Schweizerschwert gewesen: welche Wunde! Im Hermann zwar stehet auch 102 S.

„Auf den Spitzen ihrer Klingen saßen Jammer, Krieg,
und Tod —“

allein das sind unkörperliche Wesen, um deren Steiße es eben nicht schade ist: aber Magogs Steiß war wirklich ein Steiß.

Symphonie. Hier ist eine ganz vortreffliche!

„— Das ganze Gebirge
Ward musikalisch; die Symphonie saß den flaternden Westen
Auf die Schultern, und hutschte sich zum Weihrauch der Blüthe."
Noah, 132 S.

Tritt drücken, a. St. stehen.

„Seit dem die Arche den festen Tritt auf Ararat drückte."
Noah, 371 S.

Denn die Arche hatte Beine.

Umgegossner Geist. Wir bewundern den Schmelztiegel, in dem Se. Unsterblichkeit die Geister umgießen. Mit Erlaubniß! Was brauchen Sie für Kohlen?

„Vieleicht, daß dermaleinst, die Wahrheit, die ihn peinigt,
Den umgegoßnen Geist, durch lange Qualen reinigt."
Haller, 114 S.

Wallfisch, ein gebirgichter, so wie ein gewallfischtes Gebirg.

„Damals errettete nicht den starken gebirgigen Wallfisch ꝛc.,
Wenn er die Fluthen peitschte; noch sein gepflügeltes Schwimmen."
Noah, 299 S.

Das gepflügelte Schwimmen gefällt uns gerade so, als ein gehufeistes Reiten.

Windichter Sturm. Das ist neu! das wußten wir vorher nicht, daß ein Sturmwind windicht sey. Diese Entdeckung sind wir dem Herrn Rathe schuldig.

„Nach der Veränderung am Erdball, dem Werk der reißenden Fluthen,
Mag die Luft und das Meer der windichten Stürme bedürfen."
Noah, 368 S.

Das Werk der Fluthen hat etwas lockendes; man weis nicht, ob der Erdball oder die Veränderung ihr Werk sind.

Wiehernde Blicke.

„In die (Muschelgrotten) entschlüpften mit glühender Stirn wollüstige Mägdchen;
Jünglinge folgten nach mit wiehernden Blicken der Wollust."
Noah, 60 S.

Zerzanken, zerschelten, und vielerley Zeitwörter mit der Sylbe zer.
„Sie zerzankten sich in Synodalversammlungen lange.“
Noah, 55 S.

Denn lange vor Noah waren Reformirte und Synodalversammlungen, wie die Dordrechtische.

Zwielinge.
„Zwielinge, die um die erstgeburt in mutterleib rangen.“
Jac. u. Jos., 25 S.

Ist dieser Kampfplatz für ein Paar so rüstige Kämpfer nicht zu finster und zu enge? Sie konnten sich leicht ein Auge ausstoßen und die Frau Mama entzwey sprengen.

Am ganzen literarischen Horizont wetterleuchtete es nun. In periodischen Blättern wie selbständigen Schriften hetzten Angriffe und Vertheidigungen einander ab. Gottsched's „Neuestes“ brachte noch in demselben Jahre (1754): „Eine Fabel, Venus und Momus“ gegen die Tadler der Hermanniade; „Auf den Parcival“, gegen Bodmer's gleichnamige Dichtung „in Wolframs von Eschilbach Denkart“; „Versuch eines Lobgedichtes auf die ungereimten epischen Dichter und Anhänger des Schweizer-Parnasses“, gegen Klopstock, Bodmer, Haller und Wieland; und auf Bodmer und Klopstock allein „die Kleinigkeit“.

Wider die „Aesthetik in einer Nuß“ erschien das „Ragout à la Mode oder des Neologischen Wörter-Buchs erste Zugabe von Mir Selbst“ (1755), das sokratisirende Gemengsel eines Lehrlings, der in der Küche des Witzes wol die Portionen abgesehen, in welchen Ragout verabreicht zu werden pflegt, die richtige Mischung aber nicht verstanden und die nothwendige Würze vergessen, so daß seine Speise statt Appetit Ekel erregt. Als eine Antwort hierauf erfolgten die „Erläuterungen über die ganze Aesthetik in einer Nuß, in einigen Briefen den Liebhabern der neuen ästhetischen Schreib- und Dichtungsart mitgetheilet. Frey-Singen. 1755.“ Ihr Verfasser ist Johann Gottfried Reichel, der damals in Schönaich's Nähe lebte, nachmals Professor der Geschichte und Universitätsbibliothekar zu Moskau wurde, wo er im October 1778 starb. Es würde überflüssig sein ihn wegen dieser Schrift der Anonymität zu entziehen, wenn er nicht auch der ungenannte Verfasser der „Bodmerias“ (1755) wäre, deren Tendenz schon der Titel verräth.

Wenn die polemische Satire fast immer unter dem Drucke der Verhältnisse leidet, welche sie hervorrufen, und ihr namentlich den künstlerischen Werth schmälern oder gänzlich rauben, so gehört diese Dunciade zu den wenigen Ausnahmen, die auf unbefangnerem Standpunkte auch eine poetische Bedeutung beanspruchen dürfen. Sie besteht aus 5 Büchern, und die Verse bewegen sich in geschickter und witziger Handhabung Bodmerscher und Hallerscher Phrasen, wie die nachfolgenden Bruchstücke des ersten, zweiten und fünften Gesangs zeigen.

1.

Das größte Meisterstück, das Deutschland Ehre macht,
Ist Klopstock's Mittelding, gegründt mit Licht und Pracht,
Mit Engeln ausgemalt, mit Teufeln ausgezieret,
Und mit Religion und Fabeln aufgeführet.
O witziges Gemisch! nur du verdienst den Preis.
Dein Jauchzen, Klopstock! bringt die Dichter in den Schweiß,
Die schon auf deinen Schwung nach jenen Sonnenwegen,
Kühn, wie nur Adler thun: den Weg zurücke legen.
Je mehr ein lauer Jast aus ihren Leibern dämpft:
Je mehr ihr Nachgesang um Lob und Beifall kämpft:
Je weniger gefällt ihr Ton den deutschen Ohren,
Die den Hexameter zum Jauchzen nicht erkoren.

Der Saal der fliessenden und unsichtbaren Luft
Erschallt, wenn Klopstock jauchzt und Halleluja ruft;
Und unser Deutschland will sein Jauchzen nicht vergöttern,
Und über sein Gedicht, die Messiade, spöttern?
O undankbares Volk! zum Richten nicht geschickt!
Dein Klopstock hat gesehn, was kein Prophet erblickt:
Und was Gott selbst verbarg, das kann er gar erzählen:
Wie soll der große Mann in seinem Dichten fehlen?
Heil ihm! sein Rächer kommt, und hat der deutschen Welt
Der Messiade Werth beweisend vorgestellt:
Denn Meier untersucht mit forschendem Gesichte
Den unfehlbaren Werth der epischen Gedichte.
Heil ihm! auch Dommerich erfüllt den Fluß der Luft
Zur Ehre des Geschmacks mit einem Weihrauch duft:
Wo Leser niedrer Art vor Klopstocks Wust erschrecken:
Will er der Dichtkunst Reiz, die Schönheit selbst, entdecken.
Er sagt's den Schülern dreist, daß Klopstock, der Poet,
Der Ewigkeit ganz nah auf dem Olympus steht:
Er braucht das Quellpferd nicht, auch nicht Gebiß und Zügel,

Denn seine Musa hat zum Schwunge Seraphs Flügel.
Heil ihm! ein andrer Held der auch Gedichte schätzt,
Und manches Meisterstück in seine Sammlung setzt,
Sucht das verwöhnte Ohr lateinisch zu bekehren,
Und will das Christenthum in Epopöen lehren.
Stutz ist sein Advocat! die Alpen fallen bei;
Wer sagt's, daß Klopstock nicht der größte Dichter sei?
Wer ist so kühn und wagt's noch Helden zu besingen
Und Vater Klopstock's Lied um seinen Preis zu bringen?
— — — — — — — — — — — — —

Jetzt fließet Bodmers Aug zu dem Apollo hin.
Gott! sagt er, wenn ich noch zu Zyrich Dichter bin,
So stärke meine Faust! Mein Schlachtschwerdt eilt zum Streite,
Auf seiner Schneide sitzt Triumph! schon Sieg und Beute.
Ich, ich, ich! bin der Mann, der den zur Strafe zog,
Der durch sein loses Maul sein Deutschland wüst belog:
Der Schönaich's Hermann pries, den kleine Kinder fassen,
Und Männer meiner Kraft bedächtig liegen lassen.
Gott! sang nicht Haller tief? mein Wieland kühn und neu?
Und Naumann unerhört, ich aber stark und frey?
Olympisch klingt dein Lied, o Klopstock! Zum Entsetzen!
Das Schaal' und Kalte soll der Deutschen Ohr ergötzen!
Die Stärke meines Arms ist mir noch nicht verweht,
Mein Fuß ist Zuzums gleich, der unbeweglich steht.
Mit Männern hochgebeint, von Knochen stark, von Sitten
Nicht minder schwächlicher, wird mit Gefahr gestritten.
Entziefre mir den Plan vom künftigen Geschick,
Apoll! und gönne mir zu meiner Reise Glück.
Weh euch! ihr Reimenden! in diesen kritischen Stunden,
Ihr liegt an den Geschmack mit Seilern angebunden.
Mit Seilern festres Stoffs, die ein Cyklope spinnt,
Bind ich euch ewig fest!
Eh lehn ich nicht mein Haupt auf meines Armes Bogen,
Als bis ich in Triumph zu Zyrich eingezogen.
Dem Werk steh Haller bei! mit stillhinrinnenden
Großthaten durchgewebt, wird er's vertheidigen.
Und käme wider uns mit erztbewährten Waffen
Der Legionen schlug, so soll er doch nichts schaffen.
Von Mehrheit überstimmt, wenn ihm der Beifall fehlt,
Wird er als schaaler Geist dem Pöbel beigezählt.
Ihn wird mit Morgenroth die Schaam das Antlitz färben,
Von Ehre unburchfaltt soll er wie Thoren sterben:
Wann ihn durch seine Hülf des Todes lanze bohrt,
Die wetterleuchtende!

Der Zeitpunkt flattert schon vor meiner Stirn im Wachen,
Kann Thränen, kostbar lang, für Luft nicht trucken machen.
— — — — — — — — — — — — —

2.

Ich helfe dir den Stolz der Widerpart bekämpfen:
Ein Sieg, ein großer Sieg soll ihre Herrschsucht dämpfen!
Doch wann wir deinen Feind, und was du willst, gefällt,
Und dich zum Musengott für Deutschland aufgestellt,
O! so ersticke dann nicht deine Freundschaftstriebe
Und gönne mir als Herr, wie jetzt die Vaterliebe.
So Wieland. Bodmer drauf:

Dein abgezogner Witz
Verdient nächst Hallern, gleich bei mir den ersten Sitz.
Dir nach soll Klopstock stehn. Um dieses Dichters Seiten
Soll Naumann feuerreich für unsre Dichtart streiten.
Und weil der fromme Stuß so manches für mich that,
So sei er Meiern gleich bei mir geheimer Rath:
Denn sie verstehen zwar der Dichter Zeug und Sachen,
Sind aber ungeschickt Hexameter zu machen.
Ein neuer Geißeler des deutschen Flaccus Qual
Sei an der Grymsel Front ein merkender Fiscal;
Doch soll er sich zuvor mit seinem Feind vertragen,
Und auf die Reimer nur husarschen Angrif wagen.
Auch Everts sei uns werth, dem es ein Glücke dünkt,
Daß er die Luft mit uns in einem Zeitpunkt trinkt.
Der starke Camerer, Oest, Patzke, nebst den Helden
Die wöchentlich mein Lob der Welt umsonst vermelden,
Erlangen Stimm' und Sitz; und wer es mit uns meint,
Und denkt und singt wie wir, sei unser Glied und Freund.
Vor allen preist mir den, der fabelnd französiret,
Natürlich weibisch mährt, und durch den Ruf verführet;
Nach unsern Beyfall reinscht, lechzt um ein Tröpfchen Lob
Sich zum Hexameter äsopisch matt erhob.
Sein Beispiel kann uns mehr als funfzig andre nützen,
Sein tändelhafter Witz die Stutzerwelt beschützen.
— — — — — — — — — — — — —

5.

Die Menschen theilen sich in zween Haufen ein:
Das kleinste Theil will klug, das größte närrisch sein.
Kann nun der klügste Mensch, wie man es sagt, nicht allen,
So soll er wenigstens den mehresten gefallen.
Hier rieselt eine Quell an starkem Troste reich,

Dies Schweizer! ist ein Wort, das beste Wort! für euch.
Das größte Theil der Welt erhebet eure Lieder;
So schlägt das kleinste Theil nicht ihren Werth danieder.
Verlangt ihr mehr, wann ihr das größte Theil vergnügt?
Triumph! sprach Bodmer drauf, so haben Wir gesiegt!

Für Schönaich trat auch die Spottschrift ein: „Versuch einer gefallenden Satire, oder Etwas zum Lobe der Aesthetiker" (1755). Dagegen dürften die „Arzneien" (1759) von jenem selber präparirt worden sein.

Um seinen Lesern begreiflich zu machen, wie groß die Entrüstung über das neologische Wörterbuch gewesen, sagt Gervinus, Kästner habe sich daran geärgert; Kleist die getadelten Ausdrücke zum Trotz gebraucht, Gleim gegen den lange von ihm verehrten Gottsched epigrammatisirt. Aber in Wieland's und noch mehr in Lessing's Verhalten findet er die stärksten Belege für den allgemeinen Unmuth in Deutschland. Allein seine Erzählung, entweder übereilt oder absichtlich entstellt, bedarf theils einer Correctur, theils einer Ergänzung. Wieland stand damals unter dem von ihm selbst später beklagten Einflusse Bodmer's, und mischte sich deshalb auch in den Dichterkrieg. Im Januar 1755 war er der Ansicht, der Geschmack der Deutschen sei namentlich durch Uebersetzungen aus dem Englischen hinreichend cultivirt, oder wenigstens so weit gekommen, daß es nur noch ein paar Streiche gegen Gottsched und die Seinigen bedürfe, damit selbst das Schilfrohr flüstere: auriculos asini Midas rex habet. Diese Wirkung erwartete er von dem mit Bodmer gemeinschaftlich verfertigten Stücke: „Edward Grandison's Geschichte in Görlitz" (1755) und seiner „Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen" (1755). Fernere Satiren aber sprechen gegen die erwartete Wirkung. Die Dunciade selbst blieb aus. „Ich", schreibt er an Zimmermann, „müßte mich eine lange Zeit durch Zwangsmittel zu einem solchen Werk erhitzen."

Was dann die Spötterei betrifft, welche Lessing und Nicolai gegen Gottsched im Schilde führten, und auf die Gervinus so pocht und prachert, so beschränkt sie sich auf einen lustigen Einfall, mit dessen Ausführung es nie Ernst gewesen. Nicolai mag selbst sprechen: „Ungefähr zu Ende des Jahres 1756, oder zu Anfang des Jahres 1757, wollte ich mit Lessing

gemeinschaftlich ein burleskes Heldengedicht auf Gottsched und auf die Reimer aus seiner Schule machen, die Poeten heißen wollten. Lessing hatte den Plan gemacht; jeder von uns setzte eine komische Scene hinzu, wie sie ihm etwa einfiel, und ich nahm es auf mich, ihn in Knittelversen auszuführen. Die Idee war ungefähr folgende: Gottsched ist sehr ergrimmt, daß durch Klopstock so viel Seraphe und Engel in die Welt gekommen sind, durch welche er und seine Poesie verfolgt und aus Deutschland vertrieben werden sollen. Er reitet also aus, gerüstet wie ein fahrender Ritter, mit einem seiner damals bekannten Jünger (— jedenfalls Schönaich und nicht Schwabe —) als Schildknappen, um diese Ungeheuer zu zerstören. Auf diesem Zuge begegnen ihnen viele lächerliche Abenteuer. Zuletzt kommen sie nach Langensalza, gerade zu der Zeit, da daselbst das Gregoriusfest gefeiert wird. Gottsched sieht die als Engel ausgekleideten Kinder für klopstockische Seraphe an, und beschließt sogleich, auf diese seine Feinde mit Schwert und Lanze den Angriff zu thun. Die ganze Stadt kommt in Aufruhr über den Angriff auf die Kinder. Man glaubt, jene wären vom bösen Feinde besessen, der sie zu dem Unfuge triebe, die Engel verfolgen zu wollen. Gottsched und sein Gefährte werden in's Gefängniß gesetzt; es wird über sie Gericht gehalten, und sie werden verdammt, als Hexenmeister verbrannt zu werden. Im Gefängnisse wird ihnen ein Prediger geschickt, sie zum Tode zu bereiten. Es findet sich, daß dieser ein großer Verehrer des Messias ist; und als er die wahre Ursache erfährt, warum sie auf Abenteuer ausgegangen sind, geräth er in solchen Eifer, daß er sie ohne fernern Besuch will sterben lassen. Glücklicherweise kommt Klopstock selber nach Langensalza, um seine Cousine Fanny wieder zu sehen. Er hört von der Geschichte, und geht sogleich hin, um Gottsched und dessen Schildknappen zu befreien. Er stellt dem Richter vor, daß diese Leute den Seraphen gar nichts schaden könnten, und daß sie nichts weniger als Hexenmeister wären. Dabei stellt er vor: sie zu verbrennen, würde ganz unmöglich sein; denn sie wären dermaßen aus lauter wässerigen Theilen zusammengesetzt, daß durch sie auch der größte Scheiterhaufen würde ausgelöscht werden. Der Richter schenkt den Gefangenen aus Achtung gegen Klopstock das Leben; doch, sagt er, müsse gesorgt werden, sie in sichere Verwahrung zu bringen, damit sie nicht ferner

Schaden thäten. Darauf wird Gottsched der Zucht seiner Frau, und der Schildknappe seinem Vater anvertraut, die dafür zu sorgen schuldig sein sollen, daß beide künftig weder reiten noch reimen würden." (Schönaich war bekanntermaßen eine Zeit lang Kürassierlieutenant und als solcher in der Schlacht bei Kesselsdorf in Gefangenschaft gerathen. Seit 1747 verabschiedet, lebte er noch eine Reihe von Jahren in der drückendsten Abhängigkeit von seinem reichen Vater, so daß er erst im Greisenalter durch Erlangung der Majoratsherrschaft Amtitz in der Niederlausitz Freiheit der äußern Existenz genoß.) Doch Nicolai fährt fort:

„Das ganze Ding war mehr ein lustiger Einfall, mit welchem wir uns eine Zeit lang herumtrugen, als daß es jemals Ernst gewesen wäre, ihn ganz auszuführen und öffentlich bekannt zu machen. Ich würde auch jetzt nichts davon sagen, wenn ich glaubte, daß nach so langer Zeit Jemand Anstoß daran nehmen könnte." Dieser Jemand war also Gervinus, der vornehmlich in dieser harmlosen Geschichte die Größe und Allgemeinheit des Unmuthes in Deutschland gegen Gottsched sieht, während er sich hätte belehren lassen sollen, daß der Plan, eine offenbare Nachbildung des Hudibras, lediglich auf den Einfluß der englischen Literatur auf Lessing's Ausbildung eines eigenen Standpunktes zurückdeuten kann.

„Es hatte indeß", erzählt Nicolai die Geschichte aus, „damals schon Jemand eine drollige Zeichnung zu diesem komischen Heldengedichte gemacht. Ich glaube mich zu erinnern, daß es der Herr von Breitenbauch war (— der später als Kammerrath zu Bucha im Altenburgschen lebte —). Folgende Scene schwebt mir noch lebhaft im Gedächtnisse. Die fahrenden Ritter finden auf einem Dorfe eine Truppe von wandernden Komödianten. Gottsched fragt: spielt ihr denn nicht auch meinen Cato? Allerdings, sagen die Komödianten; dieß ist, nebst der Haupt- und Staatsaction von Karl dem XII. und Hanswurst dem XIII. unser hauptsächlichstes Stück, wenn wir ernsthaft für Leute von Geschmack spielen. Aber dieß Stück kann jetzt nicht aufgeführt werden; denn unsere lustige Person, welche die Rolle der Porcia zu machen hätte, ist gestorben, und unser neuer Hanswurst hat die Rolle noch nicht gelernt. „Das soll die Aufführung nicht hindern, denn so will ich die Porcia machen."

Ich erinnere mich noch, wie komisch sich auf der Zeichnung die große dicke Figur in römischen Weiberkleidern ausnahm. Sie war vorgestellt im zweiten Auftritte des zweiten Aufzugs, wo sie zu sagen hat:

> Wie wenig kennst du doch den Grund von meiner Pein!
> Je mehr ich nach dir seh, je stärker muß sie sein.
> Und darf ich meinen Sinn ganz kurz und deutlich fassen;
> So nimm die Antwort hin: Ich kann dich gar nicht hassen.

Diese Verse sollten unter den Kupferstich gesetzt werden. Vor der Porcia saß im Einhelferloche Hanswurst mit dem spitzen Hute auf dem Kopfe als Einhelfer, an den die Rede gerichtet schien. Der Waffenträger war vorn im Parterre im Profil zu sehen, vor Bewunderung den Mund öffnend und die Hände erhebend."

Schönaich schrieb im Dezember 1753 an Gottsched, die Beleidigungen, die Lessing seinem Hermann angethan, habe er vergessen; es würden wol noch stärkere kommen, doch würde er diese ebenfalls vergessen. Wenn er doch Wort gehalten und geschwiegen hätte! Diese Beleidigungen gingen ihm aber zu tief in's Fleisch, denn bald darauf ist er damit beschäftigt ihn herumzuholen. Zuerst veröffentlichte er gegen ihn die kleine Schrift: „Possen, im Taschenformat" (1755), welcher Zusatz eine Stichelei auf das kleine Format von Lessing's Schriften war. Dieser blieb ihm nichts schuldig, sondern strafte ihn in der Vossischen Zeitung mit wahrer Durchtriebenheit ab. Dies entflammte ihn von Neuem. Außer einer „Sammlung von Sinngedichten (1755), denen mancher gute Gedanke nicht abgesprochen werden kann, schickte er hinaus: „Die ganze Aesthetik in einer Nuß in ein Nüßchen gebracht, oder Nachlese der Neologie" (1755). Darin ist enthalten: 1. „Die Nuß oder Geißel: ein Heldengedicht mit des Verfassers eigenen Lesearten von ihm selber fleißig vermehret. Siebente Auflage. Dem großen Rellah zugeeignet." Das Gedicht geht auf Lessing (Gnissel); die Beifügung der Lesarten und die Bezeichnung: siebente Auflage, ist eine Persifflage Haller's (Rellah), der der 7. Ausgabe seiner Gedichte die Lesarten der früheren beigegeben hatte. Auch die Vorrede ist eine Parodie der Hallerschen. 2. „Pluton's Urtheile über die Aesthetik." 3. „Apollo an die Todten." Lessing schwieg

hiezu, wogegen Nicolai das „Nüßchen“ abfertigte. Eine neue Lessingsche Kritik seiner Trauerspiele jagte ihn jedoch wieder in den Harnisch, und es kam sein „Mischmasch von allerlei ernsthaften und lustigen Possen; der berühmten Königin des Herzens Dulcinea von Toboso zugeeignet“ (1756). Hierin sind außer spöttischen Sinngedichten auf Lessing, Ebert, Curtius und Titius, Aufsätze über die Fragen, ob das Heldengedicht Gnissel eine Lästerschrift sei; ob man Jemand wegen seiner Sprachschnitzer lächerlich machen dürfe, und ob erlaubt sei einen Zeitungsschreiber zu verhöhnen; ferner ein Lied auf Lessing (Gnissel) nach der Weise: ei, jagt mir doch die Käfer weg &c.; ein Trostschreiben an den Professor Meier in Halle wegen seiner Kriegserklärung an den Professor Gottsched, abgelassen von der Gesellschaft der kleinen Geister; und aus der Feder Gottfried Reichel's: Versuch einer Lebensbeschreibung des deutschen Pantalon-Phoebus, ein lächerlicher Cento aus dem Messias, dem Noah und andern Patriarchaden. Endlich kam noch gegen alle Anti-Gottschedianer, insonderheit aber gegen die Gallicismen in Zachariä's Dichtungen: „Der Sieg des Mischmasches, ein episches Gedicht, von dem Verfasser des Gnissels. Mit dem Motto aus Rachel: La Maitre mache mir en façon der Franzosen für gut Contentement ein Paar geraumer Hosen. Troßberg 1755.“

Alle diese Satiren jedoch konnten nur dazu dienen, das öffentliche Mitleiden höchsten Maaßes auf ihn zu lenken, und das neologische Wörterbuch, woran er sich hätte begnügen sollen, bei seinen Freunden zu entwerthen, bei seinen Feinden vollends herunter zu setzen. Die vis comica hatte ihm nur Eine leidliche Frucht getragen; die andern waren faule Früchte. Darüber ist ihm auch der Standpunkt klar gemacht worden. Seine Muse sang noch einmal Satiren (1761), aber ihre Stimme hatte sich noch nicht erholt, sie war unheilbar heiser.

Unterdessen trat Bodmer gegen ihn wieder auf mit der Satire: „Arminius Schönaich, ein episches Gedicht von Hermannfried“ (1756), das herzlich schlecht ist. Inhalt und Verfasser des hiehergehörigen Spottgedichtes: „Poesie und Germanien“. (1757) vermochte ich nicht zu ermitteln. Wie mit aller Schärfe und Bitterkeit des Witzes Anstand und Ruhe vereinigt werden können, bewies Johann Gebhard Pfeil, ehemals Pfarrer zu

Greifenhagen in Pommern, zuletzt Privatgelehrter in Berlin und in den siebziger Jahren verstorben (1721—1776?), in seinem „Versuch in moralischen Erzählungen“ (1757), welcher auf Seite 272 bis 332 in dem „kurzen Auszug aus der Geschichte des Königreichs Hoang-thy“ eine ironische Geschichte des Geschmacks und der Dichtkunst unter den Deutschen enthält und Gottsched unter dem Namen Lahormonidas der Große conterfeit. Ich halte es für einen Irrthum, diese Satire Gottlob Benjamin Pfeil zuzueignen, wie von einigen Lexikographen und Literarhistorikern geschehen. Denn erstlich war dieser damals mit Gottsched befreundet, und überdieß sind die glaubwürdigsten Nachrichten vorhanden, daß er, außer einigen Aufsätzen in den „Neuen Erweiterungen des Erkenntnisses und des Vergnügens“, vor dem Jahre 1768 nichts Selbständiges geschrieben, wo er mit der „Commentatio de legum criminalium etc.“ doctorirte. Und endlich müssen die Angaben der Cataloge des Verlagsinhabers (Brockhaus) entscheidend sein.

Einige satirische Aufsätze der Schweizer in periodischen Schriften, als zu unbedeutend, übergehend, sind aus diesem Streite von Bodmer noch zu erwähnen: „Das Banket der Dunse“ (1758), woran sich „Die Larve“ (1758) schließt. Sie sind für den Ton, den man gegen die Gottschedianer anschlug, so charakteristisch, und außerdem so selten geworden, daß ich beide vollständig mittheile, und zwar mit den Abänderungen, welche Bodmer eigenhändig auf den Exemplaren angebracht hat, welche vor mir liegen. An der „Larve“ soll Breitinger Theil haben. In einem von mir eingesehenen Briefe beansprucht jener aber die alleinige Autorschaft, wie er andererseits eine Betheiligung an der Breitingerschen Satire: „Die Mütze“, ablehnt. Ich schicke selbstverständlich voran:

1. Das Banket der Dunse.

Auch ich habe den Berg des Midas-Apollo besuchet,
Und da den Einfluß der Musen der Onocrene genoßen,
Adelgunden der Clio, und seiner Thalia Charlotte.
Neulich noch hat mich jene die jüngsten Thaten gelehret
Die ihr Freund an der Feier von seiner Weihung vollzogen.
Aber mit welchem Nahmen führet und mehrere Nahmen verdienet?
Soll ich ihn Teutobock nennen der für den Unsinn der Deutschen

Recht wie ein Bock gestritten, [illegible] beyde Hörner zerstoßen?
Oder vielmehr Strukaras, d[illegible]t mit schwächerm Betruge
Seine Dunse verführt, als die Strukaramben Strukaras?
Soll ich ihn Ganskiel nennen, von seinem würdigsten Werkzeug
Den er mit Dinte beschmiert auf Apollos Freunde versprützet?
Oder ihn Stentor nennen? Er schreit nicht mit leiserer Stimme
Als der Stentor Homers, und schreit noch leerere Töne.
Ja, er soll Stentor heissen. Nun Adelgund laß uns erzählen.
Stentor begieng mit seinen Getreuen die jährliche Feyer
Seiner Weihung zum Priester des Midas; sie sassen zu Tische,
Assen vom fettesten Speck und tranken vom dickesten Biere;
Nur er allein trank Wein von Naumburgs Traubengebürge.
Unter dem Schmausen erzählten sie seine großen Geschichten,
Was er gethan und gelitten, die dummen noch dummer zu machen;
Wie er den Witz des Blocksbergs in einen Kalender gesammelt,
Wie er die böse Critik in ein Dintenfäßel gebannet,
Wie er den Milton gelästert, als Lawder es zaghaft verschworen,
Wie er in Gemmingens Briefe das Lob in Schande verkehret,
Wie er die Nuß geknackt, und es doch aus Demuth geleugnet,
Wie er mit seiner jüngsten Erobrung, dem sittsamen Freyherrn,
Adramelech gerufen, sie auf die Grimsel zu tragen,
Und für den Teufel sein eigener Geist ihn nach Waldheim getragen,
Wie er die Haller und Bodmer nicht schlug und doch triumphirte.
Alles das und noch mehr, erzählten sie, einer dem andern,
Und durchwürzten die Reden mit schlüpfrigen Zoten von Grubstreet,
Wie die Dummheit sie liebt, und ihre Söhne sie lehret;
Aber vergaßen nicht unter den Reden den Speck, und das Bier nicht.
Von dem Lob in den süssesten Stolz gewieget saß Stentor
Ueber sich selbst erstaunt am obersten Ende der Tafel,
Gravitätisch und dumm, aß viel und redete wenig;
Aber er dacht so viel mehr (wiewol die Lästerer sagen
Daß er nie dacht). Er sann ingeheim auf neue Trophäen,
Seinen Hunger nach Lob an dem leeren Schalle zu weiden.
Plötzlich erhob er die Stimm' und sagte die festlichen Worte:
Welcher von meinen Knaben, den Säuglingen unserer Dummheit,
Die wir verehren, die uns zum Ruhme der Deutschen gemacht hat,
Fühlet das Haupt so heiß von dem Einfluß der Tochter des Chaos,
Daß er aufsteht vor uns mit onologischen Scherzen
Und mit Affen zu spielen, und Hohn den Alpen zu sprechen?
Kaum vollendt er die Wort, und Casparson stand auf die Füsse,
Schwellte sich auf, und stand vor den Tisch und begunnte die Lästrung:
Vom Nachbar stets verschmäht, ihm selber kaum bekannt,
Lag wie in einem Fluch Thuiskons weites Land —
Aber der Anfang gefiel nicht Stentorn, er fiel ihm mit Sanftmuth
In den Gesang: Ei doch nicht so! Mein Casparson hast du
Unsern Haß zu den Mittelwörtern vergessen; du bist doch

Nicht zu der Brut hinüber gelaufen, die stolpert statt schreibet.
Kanst du mein langes Ohr noch länger zerren? begreif dich.
Also bestraft er den Jungen. Die Stimme des würdigen Lehrers,
Seine Falten der Stirn, die Casparson manchmal so furchtbar,
Itzt so liebreich entrunzelt sah, wie Schönaich die Runzeln
Auf der Stirne des Siegmars, des Vaters Hermans, geglättet,
Daß sie wurde wie Sammt, das der Chloris Finger gestrichen,
Bis es den ersten Glanz und das erste Feuer verriethe;
Machten ihn schamroth, er rieb die Stirn und sang itzt von neuen;
Ein deutscher Milton kömmt, gleich miltont jedermann;
Zwar keiner gleichet ihm und da es keiner kann,
Wird er doch nachgeahmt. Er schrieb nicht zum verstehen;
Gut, rief die tolle Schaar, man solls noch finstrer sehen.
Nun wird hexametriert, gepsalmet und gethränt,
Gehymnet und gestaunt; warum nicht auch gegähnt?
Mizraims Nacht zum Trotz, in der Aegyptens Feyen
Durchzittert so wie öd vorm nahen Schauer schreyen.
In Uebertwallungen des Baumwalds, wenn er säust,
Durch eines Seraphs Schwung, der Griffe in sie geußt.
Darauf ein Motto schließt: He trembled as he strode.
Kein Englisch weiß man zwar, doch schließt man nach der Mode.
Seht welche Finsternis beherrscht Apollos Reich!
Um desto ernstlicher, ihr Freunde, sieht man euch;
Ihr warnt durch Schluß und Grund, ihr zeiget Schimpf und Schaden,
Und wenn kein rathen hilft braucht ihr Bodmeriaden.
Weil doch die wüste Zunft, wenn sie was von sich würgt,
Sich hinter Bodmers Wall zu seiner Schmach verbirgt.
Casparson machte dem Hohn ein Ende. Der Saal und die Tafel
Und die Bierkrüg und Kannen erklangen von lustigem Zuruf;
Der ihm von Stentor und Trax, und Kapys und Geta ertheilt ward.
Als man den Knaben so lobt, nimmt Stentor den weitesten Bumper,
Füllt ihn bis oben zum Rand mit Wein, der ihm nur geschenkt ward,
Necktarnem Wein, wie ihn der Weinstock um Naumburg gegeben,
Reichet den Becher dem Jungen und spricht, du hast es verdienet,
Daß du das kalte Bier mit meinem Weine verschwämmest.
Trink und fluche der Brut, die, was uns nicht denkbar ist, denket.
Casparson trank und flucht und segnete mitten im Fluchen.
Heil dir du denkend Volk, durch dich ward Leipzigs Chor,
Du stärkest seinen Ernst, dein Neid mehrt seinen Flor.
Heil dir, je mehr du tobst, je mehr wird er sich heben;
Heil dir, doch stirb nur bald, und jener müsse leben.
Apis, der größere Schwarz, und Gnathon das Ebenbild Schwabens,
Stax auch der an den Gränzen des Feinds im Algau das Licht sah,
Sahn ihn die Frucht der Reben mit geizigen Zügen versuchen,
Sahn es und hätten auch gern damit die Leber begoßen;

Mißvergnügen und Neid ergriffen die zarten Gemüther;
Gnathon seufzet' und sprach mit weinerlicher Gebehrde:
Ist es dem mit dem ersten, dem schwächsten Versuche gerathen,
Daß du den Bumper ihm giebst, mit Naumburgs Necktar gefüllet,
Der uns versagt ist; und sind denn unsre Verdienste so nichts werth?
Haben wir nicht die Griechen so tief hernieder gezogen,
Daß sie ein Geist von Amthors und Neukirchs Maaß leicht erreichet?
Gaben wir unsern Verstand nicht auf, mit deinem zu denken;
Sannen wir jemals nach, wenn du dein Urtheil gesprochen;
Nahmen wir deine Zoten nicht für die gründlichsten Scherze;
Stellten dir ähnlich zu werden uns dümmer noch als wir nicht waren?
Wann du gebotest, so zogen wir Wamms und Hosen und Hemd aus,
Und mit den Hosen die Scham, in den Schlamm der Cloacke zu stürzen;
Smedley hat nicht mit höherm Muth in der Pfütze gewühlet;
Spielten vor dir, wenn der Wein dich mit seinem Schwefel erhitzte,
Flucheten, wem du fluchtest, dem besten unter den Männern;
Segneten, wem du winktest, den Sohn der Bosheit und Schande.
Noch hast du niemals von deinem Wein uns zu kosten gegeben,
Niemals hat uns dein Trank den Kopf mit Schwefel begeistert,
Niemals uns auf die Zunge mit seiner Schärfe gebißen.
Gnathon wollte mehr sagen, allein die Empfindung des Unrechts
Brach ihm das weiche Herz, und gab ihm nur Schluchzer für Worte;
Mit ihm schluchzten auch Apis und Stax der Nachbar der Alpen.
Aber der Priester wandt mitleidig das Auge zu ihnen.
Ei nicht so neidisch, ihr meine Kinder, auf einen der unsern,
Welcher mit uns vor der Dummheit, die wir verehren, das Knie beugt.
Sparet den Neid und sparet den Zorn auf jenes Gezüchte,
Das ihr so unverschämt auf den Schwanz tritt und uns so verhönet;
Gönnet dem Knaben den Trunk, den Lohn der hurtigen Tollheit,
Die mich so sanft an die Tollheit von meiner Jugend erinnert,
Eine rüstige Tollheit, itzt macht mein Alter sie träge.
Gönnet mir auch das Recht mit meinen eigenen Gütern
Meinem Einfall gemäß willkührlich zu handeln, ich will nicht
Einem von unserer Seckte damit entstehen; ihr dreye
Habet davon ansehnliche Proben empfangen, du, Apis,
Hast von mir die verbrämete Spinnewebe bekommen,
Die so leicht und so leer als die in deinem Gehirn ist.
Gnathon, du hast von mir den ströhernen Eselskinnbacken,
Deiner Satyre Sinnbild, die schlägt und niemals verwundet;
Stax dir gab ich den Kiel, der mir half die Bluthochzeit dichten,
Der dabey so viel that als mein Kopf, die Hand und die Finger.
Noch ist in meinem Schrank ein Vorrath von seltnen Juwelen,
Eine Mütze den frostigen Kopf in Feuer zu setzen,
Daß er Füße von Versen und Reim' und Abschnitte brütet;
Welche darinn wie in Hamans und Männlings Trichter sich drängen;
Ferner ein Messer, dem Hippogrifen die männliche Stärke

Auszuschneiden; ich hätt es auch würklich vollführt, als ihn Neukirch
Vormals gefangen, und hätt ihm nach meinen Regeln begegnet,
Die ich in meiner Pferde-Verschneidkunst mein Deutschland gelehret,
Hätte nicht Pyra mich an der blutigen Arbeit gehindert.
Item ein Schweinskopf, den Staxens Verwandter des Rahmens,
von Strasburg,
Midas geschenkt, als er den Virgil des veralterten Murners
Gegen den Regenspurgischen Maro so mannhaft verfochten,
Daß selbst Midas sich nicht getraute den Streit zu entscheiden,
Und zween Esel ernannte für ihn das Urteil zu sprechen;
Zwar der schwarzische Maro erhielt mit derselbigen Tücke,
Womit ehmals Darius die Persische Krone bekommen,
Damals den Rang; doch Stax bekam von Midas den Schweinskopf;
Und ich hab ihn von Stax um ein Hochzeitcarmen erhandelt.
Item in einem Glase sechs Tropfen des säubernden Dunstes,
In den einmal die Dummheit vor unsern Augen zerflossen,
Als wir versammelt waren, den großen Complot zu beschwören,
Dem wir die Inful und daß wir mit Midas herrschen, verdanken;
An den Tropfen zu riechen dringt durch in die innerste Drüse,
Reinigt das Haupt von Verstand und erfüllt es mit fliegenden Dünsten.
Item ein Stück geronnenen Feuers, das ich mit mir brachte
Als ich von einem Gespenst in Miltons Hölle geführt ward,
Und die Hydern da sah, die Medusen, und Amphisbänen,
Und den Satanas selbst viel lange Huben gestrecket,
Welche mich zwangen zu sagen die Hölle wäre kein Mährchen.
Und die Teufel nicht siebensachen, und nicht so possierlich
Wie der, welchen der fromme Schmied von Jüterbock sahe
Und ihn in einen Sack schob. Ich that in dem tödtlichen Schrecken,
Den mir das schwarze Gesicht gemacht, das nette Bekenntnis
Meiner poetischen Sünden, und brannte die Dichtkunst und Cato;
Und gelobte statt Bücher zu richten, sie künftig zu binden.
Damals hätten mich Midas und unsere Dummheit verlohren,
Hätte nicht Mylius mich durch seinen Freygeist gestärket,
Und die Gespenster der Nacht aus meinen Herzen verjaget,
Hydern, Medusen, und Amphisbänen, Chimären und Teufel,
Und mit den Teufeln den süssern Zeug, den Olympus und Aether,
Und die Bewohner derselben, die Brut der Pordätsch und Böhme.
Mylius hatte zuerst den Eingang zum Herzen gesperret,
Alsdann war es uns leicht mit dem Kopf freygeistrisch zu denken,
Aber wir sind darum nicht zu Geisterleugnern geworden;
Nein, wir haben auch Teufel auf unserer Seite, nicht solche
Die sich aus unsern Gebräuchen und unserer Denkart nichts machen,
Die ein jegliches Ding in den frembesten Augenpunkt faßen;
Unsere Teufel verführen uns nicht in ferne Gfilde,
Und sie steigen nicht höher als unsere Dunstkugel gehet;
Nicht zu der Höh' der Alpiner, die unsere deutschen Begriffe.

Durch den ätherischen Schwung zu Olympischem undeutsch erheben;
Sondern sie sprechen das Deutsch, das meine Sprachekunst billigt,
Dichten wie meine Dichtkunst für meine Deutschen es heißet;
Setzen den Reim stets hinten, und in der Mitte die Spalte.
Wenn sie schreiben so schreiben sie in dem eckigten Buchstab,
Und vermeiden mit Abscheu die pythagorischen y y.
Aber wohin gerath ich? Ich war nur willens zu sagen
Daß es mir nicht an Schätzen gebricht, Verdienst zu belohnen.
Und, o ihr Lieben, ihr habet Verdienst und ich will ihn belohnen.
Lasset nur nicht die Mißgunst in unsere Chöre sich schleichen.
Also sagt er; gleich waren die guten Schafe zufrieden,
Und ersäuften den Durst nach Wein in den Krügen voll Bieres.
Aber bey ihnen war einer, den seine Vater und Mutter
— — — — genennet, das Dichtervolk Sosiussanno,
Stentors Gesell, boßhafter als er, doch verdeckter; er brannte
Wider Stentor vor grimmigem Zorn daß dieser der Dummheit
Vor ihm Altäre gebauet, und eher die Deutschen verführet.
Dieses war Stentors Kunst nicht, so sagt er, es war nur ein Glücksfall
Weil er vor mir gelebt hat, und hätt ich früher gelebet,
Hätt ich zuerst der Dummheit Altär' und Priester geweihet.
Itzo folgt' er doch Stentorn mit ihm der Dummheit zu räuchern.
Aber mit heimlichem Neid; er hatte schon lange gesonnen,
Wie er ihn stürzt' und sich selbst zum Priester der Dummheit erhübe,
Aber die Dummheit blieb Stentorn getreu, und Stentor der Dummheit.
Itzt hob sein Neider die Stimm empor und schrie wie besessen:
Was für ein Unglückszeichen! und Freunde der Künste der Dummheit,
Habt ihr es nicht geachtet? Der Hohepriester der Göttinn,
Unser Prälat redt heut in dem Sylbenmaaß unserer Feinde.
Hörtet ihr nicht wie er sich in griechsche Hexameter ausgoß?
O das kann unserm Reiche nichts gutes bedeuten; die Dummheit
Wende den Griechischen Witz und den Griechischen Fuß von uns fern ab!
Also sagt' er, und Stentor versetzt erschrocken: Ists möglich
Was du sagest und hat mich die Göttin so fallen gesehen.
Daß ich die Lippen mit griechischen Füssen entheiligt? Ich fürchte
Daß ihm so sey; und hört' ich o Freund dieselbige Schande
Nicht auch von deinen Lippen ertönen; war das was du sagtest
Nicht auch auf griechische Füsse gestellt? was mag das bedeuten?
Dieß ist nicht unsere Sprach'; uns saß ein Geist aus dem Aether,
Einer von denen, die in der griechischen Finsterniß wandeln,
In die Köpfe, der redet aus uns, ein ätherischer Dämon.
Weh mir, ich hasse mich selbst, ich werde mir selber zum Abscheu!
Was ich für Worte rede, die werden mir alle zu Versen,
Zu den schleppenden Versen Homers des Blinden, ich will mich
Selbst auf die Lippen beissen, und lieber auf ewig verstummen.
Lasset uns schweigen und unsere Dummheit durch Opfer versöhnen,
Daß sie die Sünd' uns verzeiht und den bösen Geist von uns austreibt.

Stentor sprach so und legt das Priestergewand um die Schultern,
Setzt die Thiar auf, dann streuet er Körner von Hirs in das Rauchfaß,
Brennet itzt auf dem Altare die Ohren, den Schwanz und die Mähne
Eines Esels von röthlichen Haaren der Mähn' und des Zagels;
Hüpft um den Altar herum und ritzt sich mit Messern und Pfriemen,
Bis das Blut von ihm rinnt, dann fällt er aufs Angesicht nieder.
Kriecht auf vieren und wälzt sich im Staub und heulet in Reimen.
Sosius hüpft' ihm nach mit den andern, sie ritzten mit Messern
Und mit Pfriemen sich blutig, und fielen aufs Angesicht nieder,
Krochen auf vieren und wallten im Staub und heulten in Reimen.

2. Die Larve.

Stentor hatte den letzten Tropfen von seinem Gehirne
In dem Dienste der Dummheit verbraucht und hatt' es erlebet
Daß er in dreißig Stentorn sein Bild vervielfachet sahe;
Deren geringstem es nicht an Witz in der rechten Hand fehlte
Blätter von fließendem Unsinn für B(reitkopfs) Preßen zu schmieren,
Welche die Dummheit noch lang vorm Anfall des reinen Geschmackes
Schützten und ihre Sitten in Deutschlands Kreisen erhielten.
Noch war Sanno in seinem Gefolge, der für sich alleine
Sieben Stentorn enthielt in einem Körper, und jeder
Von den Sieben war schon in den Jahren des Jünglings ein Stentor.
Dieser sah ihn die Stentorn, die in ihm lagen, entfalten,
Und erkannte, wenn er zu seiner Reife gekommen,
Daß er ihn würde mit siebenfältiger Dummheit verdunkeln:
Aber wiewol er es sah, ergriff ihn darum der Neid nicht,
Sondern er freute sich ihn so stark an Dummheit zu sehen,
Liebt' ihn vor andern und nannt' ihn die zweyte Hofnung der Dummheit.
Denn auch die Dunse sind nicht von jeder Tugend entblößet,
Daß nicht die Söhne der Musen mit Neid es sehen, wenn einer
Mehr von Apollo begünstigt ein höher Olympisches Lied singt.
Itzo beliebt' es der Göttin, der Stentor sein Leben gewidmet,
Sein abnehmendes Alter mit neuen Freuden zu krönen.
Mit der Tücke mit der sie drey Incubos ehmals verkleidet
Und sie dem Chor der Dunse von Grubstreet für Congrev und Prior
Und den göttlichen Addison gab, entwirft sie itzt Zehne;
Hallern, und Bodmern, und Klopstock, und Wieland und Geßner
und Andre;
Alle die ärgsten Feinde der Onocren und des Midas
Schaft sie mit magischer Kunst aus einer neblichten Wolke;
Dünne gelogne Gestalten von Geist und Kräften verlaßen,
Aber sie hatten die Gleichheit des Kopfs, die Mine der Männer,
Und die Perrück auf dem Haupt, das Hirn war mit Schalle geschmücket
Richtige Worte zu reden; die denkende Seele den Worten
Und dem Ausdruck die Sehnen zu geben, vermochte sie nimmer,

Noch dem Kopfe das Hirn und den Augen das lebende Feuer.
Von denselben kam Bodmer, das hieß ihn die ihn gemachet,
Auf den Blocksberg, die Musen des Bergs und den König zu grüßen;
Stentor fand da das lügende Bild in den Kolgärten wandeln,
Welche die Onocrene bewässert, und hielt es für Bodmern,
Den er von Füßlin gemahlt so oft mit Geiffer begoßen.
Alsobald macht er im Blocksberge Lerm, die Besitzer des Berges
Laufen aus ihren Winkeln hervor, wo ungefähr jeder
Damals sich aufhielt, die stinkenden Blumen der Pfützen zu sammeln,
Die zuerst am Cocytus, hernach in Waldheim gewachsen;
Oder das schlammichte Wasser der Onocrene zu trinken.
Kapps und Thrax und Gnathon und Geta und Casparsons Kindheit,
Alle sammlen sich um die Larve herum, voll Erstaunens
Den in dem Berge zu sehn der dem Berg und ihnen so frömd war.
Mit nicht schwächerm Geschrey als Arminius-Schönaich gebrüllet,
Jagten sie ihn vor sich her vor ihres Königes Antlitz,
Wo er mit seinen Musen in einer Spalte des Bergs saß.
Damals sang eine von ihnen, man nennt im Berge sie Lottchen,
Etliche witzige Strophen von einem Gespenste von Fleische,
Das ihr im Bett' erschien und fähig der schlauesten Lust war.
U. hat das Lied von ihr in nächtlichen Stunden vernommen
Und von der Schalkheit entzückt es die deutschen Singer gelehret;
Midas spitzte die Ohren und winkte bey jeglichem Reime.
Aber itzt hatte der lärmende Schwarm den dummen Phantome
Vor ihn gebracht, er stand da von Baven und Mäven umschloßen;
Alle schrien auf einmal, sie brüllten heftige Klagen.
Midas reckte die Hand aus und strich sich die spitzigen Ohren;
Alsobald schwieg der Rumor und jedermann spitzte die Ohren.
Stentor redte für all', er erhob die mächtige Stimme:
Anfangs erzählt er was sie für einen furchtbaren Frembling
Mitten im Berg in ihren eigenen Kolgärten fanden,
Der mit unheiligem Fuß sie betrat und profan und verräthrisch
Ihre Geheimniß' erforschte, der Sohn der Eisgrauen Alpen;
Und er fügt' auch den Nahmen hinzu, nachdem er zuerst sich
Seine Wangen und Stirn mit dem heiligen Kreutze bezeichnet,
Den der in reimlosen Versen und Prosa die Dummheit und Midas
Ihren Gesalbten geschändet und nicht den Schatten von Ehre
Ihnen gelaßen, und Stentorn in ihrem Dienste gestöret.
Sagte dann weiter: Die Kreise des heiligen römischen Reiches
Deutscher Zunge, sie alle, und mit einhelliger Dummheit
Hatten mich für Horatz genommen und waren schon willig
Mich für Homer und Plato und noch was grössers zu nehmen,
Hätte nicht dieser Alpiner an meiner Weisheit gezweifelt,
Nicht durch zwingende Reden die kühnsten genöthigt zu glauben
Alle die Werke, die ich mit B(reitkopfs) Hülfe verrichtet
Wären nur Thaten der Finger und meine Gedanken nur Reime.

Meiner Dichtkunst, die ich für meine Deutschen ersonnen,
Setzte der Neider ein' andr' entgegen, die nur für die Menschen
Und deswegen nicht für mein Volk, die Teutschen, gemacht ist.
Meinen Cato die Ehre der theatralschen Mechanick,
Der mich auf eine Banke mit Frankreichs Cornel gesetzet,
Raubet er mir und gab ihn meiner zweyschneidenden Schäre:
Die ihn, so sagt' er, aus Dechamps und Addisons Catons geschnitten.
Meiner Freundin, der keuschesten, die mein Bette bestiegen,
Legt' er die Sünden zur Last, die ihrer Panthea waren.
Meinen Virgiliusschwarz gab er Cloacinen zum Raube,
Die ihn an statt der Leser mit saubern Händen vergriffen.
Er bracht erstlich zu unsern nicht wol verwahreten Köpfen
Miltons Gedicht, den Stolz der Britten, die Ehre des Geistes,
Der sich darinn in fremde Gefild und Sphären verlieret;
Eine Folter für uns, ein abentheurlich Gespinste,
Wie die Chimären darinnen, die Hydern und Teufelsmaschinen,
Voller Aegyptischer Nacht, worinn nicht mehr Glanz, nicht mehr Licht ist,
Als im Pordätsch und Böhm. Ich schwur bey Midas, der Blinde
Hätte den kostbaren Wust beym Taubmann und Masen gekapert;
Schwur es noch immer als Lawder schon niederträchtig bekennte;
Und es fehlte nicht viel daß alle Teutschen mir glaubten.
Von da bekam den Ursprung der patriarchische Mischmasch,
Vollkarts und Hudemanns Scheue, den Uz und K** verdammen,
Die Epicurn nicht verdammen; bald regnet' es biblische Dichter.
Einer von ihnen, nicht müßig zu seyn, ließ durch seinen Erwählten,
Seinen König und Opferpriester Herodes zu Bethlem
Säuglinge würgen; von einer phantastischen Muse geführet
Fand er Elaos seit Edens Erschaffung verborgenen Wohnplatz;
Oftmals verliert er sich selbst voll Wollust in tiefe Gedanken,
Und in den hellen Bezirk der stillen Entzückung, und oftmals
Hat mit der Geister Gedanke sich sein Gedanke vereinet,
Und die enthüllete Seele der Götter Gedanken vernommen,
Wenn er erhaben nicht modernde Trümmer der Vorwelt besungen,
Sondern den Bürgern der göttlichen Erde sein Heiligthum aufthat.
Und ein andrer vermaß sich des Abrahams Glauben zu prüfen,
Vater zu seyn ihn vergeßen, und o des Greuels! die Blühte
Seines einzigen Sohnes zum Opfer GOtt bringen zu laßen.
Dieser Profane vermaß sich der Engel und Menschen Entschlüße
Auszuspüren und selbst die leiseste Regung zu spähen,
Welche der Busen verbirgt; in des Erzvaters Herzen zu lesen,
Was er darinn empfand, mit was für tiefen Gedanken
Seine Seele voll Ernstes sich mit sich selber besprochen.
Dieser, den wir in den Kolgärten Deines Berges ertappten,
Ist der unschuldigste nicht von den dreyen, er brachte die Sündflut
Zweymal über den Erdball und wischte das Menschengeschlecht weg.
Niemand verschont' er, er war so grausam ein Volk von der Erde

Unter die Wasser zu senken, dem unter dem zärtlichen Rauschen
Ambrosialischer Küß' und dem sprudeln der nectarnen Becher
Seine genoßene Zeit friedfertig entflohn war; sie lebten
Ruhig durch ihre Weisheit, die sie die gesellige Freude
Kennen gelehrt, die Lehr im Genuß das Leben zu fühlen,
Nicht nur ersäuft' er sie, er sandte die Seelen der Brüder,
Als sie den Leib verlaßen, zum Chemos im untersten Abgrund;
Und so zernichtet' er ihre Hofnung, daß dienstbare Geister
Kommen sollten sie auf balsamische Flügel zu nehmen
Und sie zu hohen Geländern geschwollner Trauben zu tragen,
Daß sie da spielten und wie sie schon ehmals Brüder gewesen,
Wieder so würden und unter dem Weinstocke lachten. Der Böse
War nur parteiisch für Noah und Noahs Söhne, denselben
Oefnet' er vollgewaltig die paradiesischen Auen,
Ließ sie drey heilige Schwestern da finden, und goldene Tage
Mit den Frauen verleben; den alten Vater der Schwestern,
Noahs verschwägerten Freund, erschlug er sonder Erbarmen
An den Altar gelehnet, indem er mit Inbrunst zu Gott rief;
Und er verscharrte den Leib unbalsamiert unter die Erde.
Keiner sündigte länger. Er legete Lea für Rahel
Jacob ins Brautbett und lohnte für sieben Jahre des Dienstes
Mit dem Betrug, und goß in sein Herz den bittersten Wermut.
Für die Söhne des Gottvertrauten; des heiligen Mannes,
Giebt er uns eine Schaar von Räubern, verhärteten Räubern,
Welche den Nahmen der Brüder entweiht' und den Bruder verkaufte.
Söhne des Frefels und Zorns! sie schlugen aus lediger Mordlust
Alter und Jugend und schonten nicht einem von Hemors Geschlechte.
Dinas Geschrey, die für den Geliebten zur Brustwehr sich legte,
Noch der wehrlose Stand des Jünglings besiegte die Mordlust.
Eben so hart wie die Brüder Josephs verkaufte der Dichter
Joseph in Potifars Haus und verschloß ihm die Wege zur Freiheit;
Ließ auf ihn einen Anfall der wütendsten Liebe geschehen,
Die ein Dämon entflammte, der aus der Höllen entronnen.
Josephs Keuschheit zu retten entdeckt man kein beßeres Mittel,
Als ihn zum marmornen Bilde zu machen; er ist kein Sohn Adams,
Nicht vom Weibe gebohren, nicht sinnlich, an ihm hat die Menschheit
Ihre Rechte verlohren; die nacketste Schönheit vermochte
Auf den kalten nicht mehr als eine Tulpe des Gartens.
Und ihm den kleinen Sieg noch leichter zu machen verstellt man
Potifars geile Gemahlin in eine sittsame Dame;
Welche nicht selbst verliebt ist, ein Werkzeug des fleischlichen Chemos.
Stentor hielt still um Athem zu holen, da fürchtete Sanno
Daß er zu Ende wär und er nahm das Wort auf und sagte:
Muthig mein Meister und steh auf halbem Wege nicht stille,
Noch die schwerere Hälfte von Bodmers Unrath ist übrig,
Er ist der unserm Verse die musicalischen Saiten,

Seine Reime, zu rauben zuerst sich erkühnte, der manchen
Irre gemacht ob den Reim auch eine Seele bewohnte,
Ob er das Steuer wäre den Lauf der Gedanken zu leiten.
Seit dem hat man den griechischen Vers ins deutsche genöthigt,
Und ihm ein dunkles Ansehn zu geben die römischen Litern
Angeworben und selbst des Pythagoras Ygrec gedungen.
Unser Buchstab, der mit der vieleckigten Schönheit geschmückt ist,
Solte der wilden Figur des gerundeten Buchstabens weichen.
Und den entlehnten Vers noch fürchterlicher zu machen,
Holte man in denselben die ungeheuersten Worte,
Meyenthauigte Rosen und Himmelbenachbarte Berge,
Engelversiegelte Brunnen und Goldgelockete Tage,
Morgenröthliches Lächeln und Mädgenfreundliche Minen;
Stieg zum Lazurnen Himmel und auf die Olympische Bühne
Hoch empor und verlohr sich selbst im ätherischen Leeren;
Oder man fand sich wieder im Orcus mit allem Gezüchte
Das in dem Orcus nistet, das Gott im Fluche geschaffen,
Gorgonen, Hydern, Hyänen, Harpyen und Amphisbänen.
Dieses Gezücht ist erpicht der Deutschen jungfräulichen Sprache
Ihre Blume zu rauben: mit ihm hat wider die Reime
Sich ein miltonischer Dunst von sichtbarem Dunkel versammelt,
Phöbus und Meteore, Metaphern und Tropen und Bathos,
Griechischer Phöbus und Bathos, nicht unserer Göttin und unser.
Hören wir Wieland, so gieng die Sonne nach ihrer Erschaffung
Bey dem Schöpfer vorbey zum neuen Sitze hernieder,
Mit der ätherischen Krone von Gottes Händen gekrönet.
Da sie so zog, umgaben sie junge goldlockigte Tage;
Doch war der Glanz nichts mehr als ein einzeler Stral von dem Schöpfer,
Den er aus seiner Kron an ihre Stirne gesetzet.
Ohne sie würde die Nacht in stiller Traurigkeit schmachten;
Aber sie lächelt Ambrosische Blumen herab auf die Fluren,
Kleidet den Himmel in seinen Lazurnen Mantel; ihr lächeln
Spielt um den Lilienhals und die weissen Arme des Mädchens.
Lauter griechische Bilder und fremder seltsamer Ausdruck
Aus der griechschen Natur geholt und dem griechischen Geiste;
Fern von der deutschen Natur und Denkart, Erziehung und Neigung!
Also redet man nicht auf der Kanzel, in Kirchen und Schulen,
Nicht auf der Börs' und nicht auf der Jagd noch in dem Verhörsaal;
Sondern wir faßen die Welt in unsern eignen Gesichtspunct,
Und wir trauen uns selbst mehr Einsicht als Griechen und Römern.
Dieser will uns in die fremdesten Reihen der Dinge versetzen,
In die fernsten Gefild', er erhöhet unsre Begriffe,
Reinigt und ändert sie gewaltsam und wird uns verdrüßlich.

Also sagt' er und hätte noch lange geschwatzt, wenn nicht Midas
Welcher schon lange gegähnt, ihm in die Rede gefallen:

Gnug und mehr als genug, der Richter sey mir ein Kalbskopf,
Der nicht ein Urtheil spricht, wenn er eine Partei nur gehört hat.

Alle die Sünden zu hören gieng Onogriphens Geduld aus.
Führet den epischen Schwärmer an unsers Achärons Ufer,
Siebenmal tauchet ihn da in die schlammigte Pfütze; dann hetzet
Ihn mit Hunden und Horn aus dem Berg in die Wüste des Harzes.
Stentor und alles Volk vernahmen mit jauchzendem Zuruf
Ihres Apollos Urtheil, des weisen, des billigen Richters.
Aber der Musen eine, man nennt im Berge sie Gundchen,
Fühlt in dem weiblichen Busen die Schläge des pochenden Mitleids,
Nicht sehr verschieden von Liebe, die todten Züge der Larve,
Die nichts sagten, die Augen des lebenden Geistes beraubet,
Hatten zu ihrem zärtlichen Herzen den Zugang gefunden.
Ey nicht so schnell zum Verdammen, so flüstert die gütige heimlich
Midas ins Ohr, du könntest leicht einen der unsern verdammen;
Lieber beschäm nicht die Ohren, die dir die griechischen Dichter
Nicht ohn Ursach so lange gemahlt, sie sollten lang gnug seyn,
Daß du die Bitten, die vor dich kommen, von weiten vernähmest,
Und sie mit starker Geduld, die nicht leicht müde wird, hörtest.
Etwas redet in mir für diesen Beklagten. Ich habe
Bodmern gesehn von Füßlin gemahlt, ihm stralten die Augen
Beide mit Feuer, es lachten die Lippen satyrische Züge,
Die uns so sehr verhaßt sind; in diesem, den du verurtheilst,
Seh ich nur eine Maske von Geist und Kräften verlassen.
Eh du ihn so verurtheilst, so heiß ihn reden, die Reden
Werden ihn bald verrathen. Man hat von Bodmers Accenten
Viel gesprochen, und mich verlanget sie schallen zu hören.'
Midas folgt' ihr, er sprach: Du hast zur glücklichen Stunde
Einen Vormund bekommen an meiner Clio, die schöne
Will dich zuerst vernehmen, bevor ich mein Urtheil vollziehe.
Bist du es nicht der die deutschen Köpfe von Reimen und Schalle
Sich erkühnte zu säubern, Apollos Parnassus dem Blocksberg,
Hippocrenen der Onocrene, des Pegasus Sprünge
Unsers Onagers entgegen setzte; Kurz, bist du nicht Bodmer?
Aber der Wechselbalg schwieg; wie konnt er reden, er war nur
Eine Larve von Nebel und leeren Wolken gebauet
Also hätt er auch ewig geschwiegen, wofern nicht der Götze
Der ihn gemacht, die Tochter der alten Nacht und des Chaos
In ihn herabgestiegen; sie war es, die so aus ihm redte:
Midas=Apollo und Musen des Blocksbergs und Stentor und Sanno,
Hasset mich nicht, ihr hasstet das Werk der Tochter des Chaos,
Die ihr verehrt, sie hat mich mit ihren Händen gemachet;
Von ihr berühm ich mich den Ursprung empfangen zu haben.
Als sie die Widersacher der Onocrene bemerkte,
Und sie so streng sah, die Haller und Klopstock und Bodmer und Wieland,
Sah sie für gut an, es solte der Blocksberg so wie der Parnassus
Seinen Haller, und Klopstock und Bodmer haben, dann schuf sie
Mich und die andern und Wieland; aus einer neblichten Wolke

Schuf sie uns alle, sie schmückte das Hirn uns mit Reimen und Schalle
Macht' es mit Aberwitz aus und reinigt' es ganz von Verstande.
Alsdann trug sie uns durch die Luft auf die klippigte Grimsel.
Daß wir da herrschen sollten als auf dem neueren Blocksberg,
Nicht als die Feinde des alten; als Midas jüngere Söhne;
Eben die Rechte der Dummheit, die er in Acht nimmt, zu halten.
Was wir gethan und gelitten ihr Reich zu erweitern hat Schönaich
Von ihr beseelt in Reimen gesagt, sie weihte den Junker
Unsere Thaten zu singen; ist Schönaich ein Fremder im Blosckberg?
Heut war ich in den Berg gekommen, den Midas-Apollo
Und die Musen des Berges zu ehren; ich wandelte ruhig
In den Gärten der Onocrene und ließ mir nicht ahnen,
Daß man die Freunde der Dummheit hier in den Achäron stürzte.
Also die Larve. Es sahen die Musen und Midas einander
Voller Verwunderung an, sie wankten in ihren Gedanken
Ob sie ihm glauben sollten. Itzt schrie der König, man sollte
In den Gründen des Berges nach Schönaich suchen. Man fand ihn
In dem Schlamme des Achärons sitzen, er sann da auf Verse
Seine Chronick von den Thaten der falschen Bodmer und Haller
Mit verlästernden Wohlklang und Pöbelschimpfe zu schmücken.
Als er vor Midas kam und den Incubum sahe, da bog er
Vor ihm ein Knie und grüßt' ihn Bodmer und hieß ihn willkommen.
Alsdann theilt er die Bogen von seiner dunsischen Fabel
Unter die Musen und Midas; sie lasen die Thaten der Grimsel
Und der Bewohner der Grimsel, der falschen Geschöpfe der Dummheit
Mit Erstaunen, sie wusten nicht ob sie die Stärke des Unsinns,
Oder die Kühnheit der Lügen mehr loben wollten; sie baten
Zwanzigmal um Verzeihung daß sie das Geschöpfe der Dummheit
Ihrer Göttin verkennt und es sonder Ehre gehalten.
Stentor erhub die Stimm' und, besserer Bodmer, so sagt' er,
O verzeihe Geliebter der Dummheit, verzeihe den Fehler,
Den ich mit gutem Herzen verübt' und den zu vergüten
Ich dir gerne die Helfte von meinen Lorbeern abtrete;
Gönnst du mir nur mich Freund und Gehülf und Bruder zu nennen.
Laß mich die rechte Hand denn in deine schlagen und gönne
Daß ich in deinen Armen die treueste Freundschaft dir schwöre.
Mit dem lief er in seinen Arm und wolt ihn umhalsen;
Aber die Larv' entschlüpft' ihm unterm umhalsen, er griff nur
Eine Wolke von Nebel, die ihm am Halse sich auflöst
Und in Waßer zerfleußt. Der Rock, das Wamms und die Haare,
Alles an ihm ward naß; die Flut floß nieder vom Barthe.
Da er die leere Wolke für Bodmern also umarmte
Lachte das Chor der Musen, und Midas lachte, die Dunsen
Lacheten alle, da ihm der zerfloßene wässerne Bodmer
So in den Mund rann und so von seinem Barthe herabfloß.

Zwei Jahre später (1760) wurde Bodmer von einem Ungenannten das Gericht präsentirt: „Die Trüffeln. Ein Heldengedicht.“ Man kann von ihm mit Gottsched reden, daß es sehr gelungen „alle Fehler seiner Patienten angenommen: Uebelscandirte Hexameter, unrecht gezählte trunkene Füße, die anstatt zu laufen nur stolpern, fehlende Cäsuren, hochtrabende Ausdrücke von niedrigen Sachen, ausschweifende Anspielungen einer übelverdauten Belesenheit, gebrechliche Redensarten“ u. dgl. Was wir indeß darin vermissen, das ist die rechte scharfe Stachel des Witzes. Sehr schaal erscheinen die „Trüffeln“ namentlich zur Seite der ätzenden Pille, welche Gustav Casparson (1729—1802) dem streitbaren Helden von Zürich in dem Sendschreiben verabreichte: „Johann Christoph Gottsched an Herrn Johann Jacob Bodmer, aus den elisäischen Feldern“ (1771). Was schon damals von diesem kritischen Glaubensbekenntniß über Deutschlands Geschmack und schöne Literatur geurtheilt wurde, läßt sich noch heute mit blos geringer Modification unterschreiben. Ein kleines Meisterstück poetischer Satire, unter allen Züchtigungen, die Bodmer erfahren, eine der empfindlichsten, da sie mit vielem Witz und Geschmack gepaart ist.

Ueber die Resultate dieser langen und hartnäckigen Kämpfe ist man vollständig einig. Keine bessere Poesie ging daraus hervor, wol aber eine gehobenere Kritik, welche den Ausgangspunkt der modernen Literatur bezeichnet. Doch auch ganz neue Gebiete wurden derselben durch zunehmende Betheiligung des Volks erobert, und hier gebührt vornehmlich der Waffe der Komik die höchste Ehre, ohne deren durchdringenden Klang das gelehrte Getöse kein ungelehrtes größeres Publikum herangelockt hätte, dessen Interesse an literarischen Dingen für die Zukunft nicht blos rege blieb, vielmehr fort und fort wuchs.

Einer Fehde Gottsched's mit Hallbauer und Fabricius, in welcher Pasquille der pöbelhaftesten Art gewechselt wurden, ist mit dieser Erwähnung hier vollkommen Genüge gethan.

Die Erkenntniß, daß es auch mit seinem Einfluß auf die Literatur vorüber war, wollte Bodmern nicht kommen, und so entstanden Reibungen, die ihn noch mehr vereinsamten als Gottsched. Er nahm gewaltig übel, daß Lessing seiner Fabeltheorie widersprach, und richtete deshalb gegen ihn durch Her-

mann Axel, unter welcher prosopopöisirten Einkleidung er schon früher Manches über die Fabel und eigene Fabeln geschrieben: „Lessingische unäsopische Fabeln. Enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Thiere. Nebst damit einschlagender Untersuchung der Abhandlung Herrn Lessings von der Kunst Fabeln zu verfertigen" (1760). Die Fabeln, von Bodmer, sollen Parodien, die Abhandlungen, aus Breitinger's Feder, Widerlegung der Theorie Lessing's sein, den er mit dem mißachteten Fabulisten Stoppe auf eine Stufe stellt, mit demselben Stoppe, welchen er vor fünfzehn Jahren in der kleinen Schrift persifflirte: „Aufrichtiger Unterricht von den geheimsten Handgriffen in der Kunst Fabeln zu verfertigen. Dem Herrn Johann Wursten in Königsberg mitgetheilt von Herrn Daniel Stoppen aus Hirschberg in Schlesien, Mitgliede der deutschen Gesellschaft in Leipzig. Breslau 1745." Lessing wußte sehr gut, wer sich unter jener Personerdichtung verbarg, aber er that, als glaube er an einen wirklichen Axel, dessen Identität mit Bodmer nur auf einem Gerücht beruhe. „Sie kennen doch" — sagt er im 127. der Berliner Literaturbriefe — „den äsopischen Zahnschreier Hermann Axel, den die schweizerischen Kunstrichter vor einigen Jahren mit so vieler zujauchzenden Bewunderung austrommelten? Er unterschied sich von andern Zahnschreiern besonders dadurch, daß er sehr wenig redte. Wann er aber seinen Mund aufthat, so geschah es allezeit mit einer Fabel. Der schnakische Mann war in der Schweiz überall willkommen; er durfte ungebeten bei den Tafeln und Gastmählern vornehmer und geringer Personen erscheinen; man hielt dafür, daß seine Zeche durch die Fabeln, die er unter die Gespräche mischte, überflüssig bezahlt sei rc." „Das Alles wissen Sie. Aber wissen Sie auch, daß Hermann Axel noch lebt? Daß er nunmehr auf seine eigene Hand ein Autor geworden ist? Daß er einen kläglichen Beweis gegeben, wie wirksam das Gift seiner Schmeichler auf seinen gesunden Verstand gewesen sein müsse? Die bösen Leute hatten ihn und den Aesopus so oft zusammen genennet, bis er sich wirklich für einen zweiten Patäcus gehalten. Nun fiel Lessingen vor Kurzem ein, an dieser Seelenwanderung zu zweifeln, und Verschiedenes wider die Axelische Fabeltheorie einzuwenden. Wer hieß ihm das? Er hätte die Schweizer besser kennen sollen. Er hätte wissen sollen, daß sie

den geringsten Widerspruch mit der plumpsten Schmähschrift zu rächen gewohnt sind" u. s. w. „So sehr unterdessen", heißt es zum Schlusse, „Herr L. von Axeln gemißhandelt worden, so weiß ich doch nicht, ob es ihn eben sehr verdrießen darf, seine Fabeln so geflissentlich parodirt zu sehen. Er mag sich erinnern, was der Abt Sallier zu dem ersten Requisito einer Parodie macht. Und wenn es gar wahr wäre, was man uns mehr als einmal zu verstehen gegeben hat, daß Hermann Axel niemand anders als unser berühmter Bodmer sei: wie eitel kann er darauf sein, diesen kritischen Vejanius, spectatum satis et donatum jam rude, noch eins bewogen zu haben

— — antiquo se includere ludo."

Auch Lessing's Trauerspiel: Philotas, ist dort, in der Fabel: der kindische Held, verhöhnt. Damit aber nicht genug schrieb er noch das Gegenstück: „Polytimet, ein Trauerspiel. Durch Lessing's Philotas oder ungerathenen Helden veranlasset" (1760). Noch einmal mußte Lessing über die schartige Klinge des Bodmer'schen Witzes springen, und zwar in dem „Odoardo Galotti, Vater der Emilia. Pendant zu Emilia Galotti und Epilogus zu dieser" (1776). In der prosaischen Satire: „Von den Grazien des Kleinen (im Rahmen und zum Besten der Anakreontchen). In der Schweiz" (Biel) 1769, stichelte Bodmer nur im Vorbeigehen auf ihn, im Uebrigen auf Wieland, Gellert, Weiße, Nicolai und Ebert; hauptsächlich verspottete er jedoch Gleim und Jacobi.

Christian Felix Weiße (1726—1804) hatte es, wie zu erwarten, mit ihm bereits verdorben, als er in den „Poeten nach der Mode" neben den Gottschedianern auch die Schweizer lächerlich machte. Sein Zorn mußte in demselben Grade steigen, je entschiedener jener zu Denen stand, welche, nach eigener Aussage, von der „schwerfälligen Sprache und den holperigen Hexametern des alten Radoteurs Bodmer und seiner herumtrampelnden Nachahmer wie von deren Frömmelei" nichts wissen wollten. Als nun in der von Weiße fortgesetzten Bibliothek der schönen Wissenschaften eine ziemlich scharfe Kritik über Bodmer's Trauerspiele Julius Caesar, Oedip u. a. (1764, Bd. 10. St. 1) erschien, welche von Gerstenberg geschrieben, und vom Herausgeber einem Freunde Bodmer's, Sulzer, persönlich überreicht worden, war

der Durchbruch von Feindseligkeiten unaufhaltbar. Gleich im ersten Bande der Bodmer'schen „neuen theatralischen Bibliothek" (1768) grinste die Parodie „Atreus und Thyest, ein Trauerspiel in fünf Akten von Weißen; jetzo zum Besten der Logen und des Parterre charakterisirt, humanisirt, dialogirt", und im Anhang der Aufsatz: „Eindrücke der Befreiung von Theben, eines Leipzigischen Trauerspiels, auf einen Kenner der Griechen." Weiße selber schwieg dazu; Klotz und Riedel aber brachen eine Lanze für ihn. In seiner Selbstbiographie heißt es nun allerdings, was getreulich nachgesprochen worden: er würde sich deren Parteinahme verbeten haben, wäre er im Voraus davon unterrichtet gewesen, „denn er schätzte Bodmer's wirkliche Verdienste zu hoch, als daß er ihn in diese Hände hätte geben sollen. Hinterdrein mußte er bei diesen Männern eine gute Miene zu einem schlimmen Spiele machen." Gleichviel indeß, ob dies Desaveu im ganzen Umfange Weiße allein oder auch den Herausgebern seiner kläglich zusammengestoppelten Lebensschilderung zur Last fällt, die Thatsache bleibt doch, daß er jahrelang vornehmlich mit Klotz einen vertrauten Briefwechsel führte, worin er beständig seine Hochachtung „vor einem größern Genie als er selber" war zu erkennen giebt, und die Verlogenheit der Phrase von „guter Miene zum schlimmen Spiele" unzweideutig darthut. Denn kaum ist der von ihm „zu hoch geschätzte", aber doch „alberner Schwätzer" titulirte Bodmer von Klotz abgefertigt worden, so tritt, wie man nach Obigem glauben müßte, nicht etwa Verstimmung, Kälte oder Aufhebung der gegenseitigen Beziehungen ein, im Gegentheil schreibt Weiße unaufgefordert flugs an ihn (14. Juni 1768): „Wie vielen Dank bin ich Ihnen, mein theuerster Freund, schuldig, daß Sie Sich meiner so tapfer wider den alten schweitzerischen Tanzbär angenommen haben: es ist mir um so viel angenehmer, da ich nicht einmal Willens bin, in der Bibliothek ein Wort von seinen Sprüngen zu erwähnen. Der Geifer mag in seinen eigenen Bart laufen. So kützeln, daß es wehe thut, kann ich nicht, und alsdann ist es besser, man schweigt. Diese Bodmerischen Kurzweile sind schon seit zwei Jahren hier bei allen Buchhändlern herumgelaufen, aber keiner hat sie verlegen wollen. Wäre ich boshaft genug gewesen, so hätte ich einen lustigen Streich spielen können, da ich die Handschrift in

Händen gehabt." Um die nachmalige Verleugnung dessen zu erklären, dem er hohe Verdienste „um die Ausbreitung des guten Geschmacks in Deutschland" bewundernd beimißt, muß man Weiße's Charakter kennen: ein eigenthümliches Gemisch von vortrefflichen und widrigen Eigenschaften. Er ist ganz selig, mit vielen literarischen Celebritäten auf gutem Fuße zu stehen, aber jeden Augenblick bereit die geringere gegen eine höhere fahren zu lassen, besonders wenn er damit irgend welchen Verdrießlichkeiten entgehen kann. Er hat auch seine Dosis Galle, aber er unterdrückt sie zur Hälfte; er ballt auch bisweilen die Faust, aber in der Tasche; er kühlt auch gern sein Müthchen, aber zimperlich behutsam; er klopft auch einmal gern auf Andere, aber diese müssen bereits bündelweich geschlagen sein; er hat auch mitunter eine Ansicht, welche denen zuwider ist, welche als Autoritäten gelten, aber er hat sie nur privatim, und er fällt vor Schreck über den Haufen, wenn diese Privatansicht an die große Glocke geschlagen wird. Wer ihn in Händel verwickelt, welche seinem literarischen Rufe schaden möchten, den flieht, den verleugnet er: weibische Feigheit ist einer der stärksten Züge seines Wesens.

Sonnenfels meinte, Budenneid habe der Freundschaft Weiße's mit Klotz den ersten Leck beigebracht. Er schreibt (3. Sept. 1769): „Weiße mag wohl ein wenig kalt gegen Sie seyn: und dieß von Rechts wegen; warum veranstalten Sie auch eine Bibliothek, die der seinigen so nachtheilig ist. Ich kenne ihn von Person; er hat mir ohnlängst geschrieben, und mich versichert, ich gehörte unter die klassischen prosaischen Schriftsteller Deutschlands: meine Dramaturgie wäre gewissermaßen nutzbarer als die Lessingische: aber es scheint, er hat nicht das Herz, so etwas von mir vor aller Welt zu sagen." Von der Beschuldigung des Budenneides muß man ihn jedoch freisprechen. Erst als der Krieg zwischen Klotz und Lessing zu Ungunsten des Ersteren endete und für Weiße darüber die alte Freundschaft des Siegers verloren ging, weil er, furchtsam und speculativ, nie dagegen protestirt hatte, daß die Klotzsche Partei seine Werke den Lessingschen gegenüberstellte und mächtig herausstrich, erst dann war es gründlich mit den Sympathien für jene vorbei. Auch mit Bodmer söhnte er sich (1777) wieder aus. Er schlug die Pasquinade in den Wind, mit welcher ihn dieser nach-

mals angegriffen, und verzieh ihm „den neuen Romeo, eine Tragikomödie, Frankfurt und Leipzig (Zürich) 1769", Parodie seines „bürgerlichen Trauerspiels" Romeo und Julie, als er mit einem halben pater peccavi die Hand bot. Wenn er aber bei dieser Gelegenheit versicherte, er habe trotz allem Vorgefallenen stets aufrichtige Hochachtung gegen ihn bewahrt, so war das ein durch und durch verlogenes Compliment und weiter nichts, wie es eben gekränkte Feigherzigkeit bei solchen Acten mitzubringen pflegt. Der arme Gerstenberg, welchem Weiße kritisch um den Bart herumgegangen war, hinterm Rücken dann aber eine Nase gemacht hatte, empfing von Bodmer einen Streich durch die Nachäffung seiner Tragödie Ugolino in: „Der Hungerthurm zu Pisa" (1769). Endlich sei von ihm noch die Erzählung: „Der gerechte Momus" (1780) angemerkt, eine ganz verblendete Satire über die damaligen Literaturzustände, und: „Ankündigung einer neuen und nicht der letzten Uebersetzung der Odyssee" (1783), gegen dieselbe Ankündigung eines Schulmannes gerichtet, in welchem Bodmer einen Tadler seines Homer entdeckt zu haben glaubte.

Durchaus keine unbedeutenden Factoren im Reinigungsprocesse der literarischen Atmosphäre des vorigen Jahrhunderts und tüchtige Kämpen in den Zwiespältigkeiten des hier betrachteten Zeitabschnittes sind die genannten Klotz und Riedel, und ihre Schriften Stationen, auf welchen besonders die historische Komik verweilen muß.

Klotz und Riedel! Zwei Namen, bei deren nationalliterarhistorischer Behandlung man auf das Lebhafteste an Lucian's Fischer oder wieder auferstandene Philosophen erinnert wird. Ja wohl! Denn genau so tönt es über sie im Chor: Werft zu, werft zu, deckt die verruchten Buben mit Steinen zu, nehmt Erdschollen und Topfscherbel zu Hilfe! Schlagt mit euren Knitteln auf die Bösewichte los! Laßt sie nicht entrinnen. Was zögerst du, Plato? rühre dich, Krisippus! schlag zu, wir wollen alle mit geschlossenen Schilden gegen sie anrennen, so daß Schnappsack an Schnappsack und Knittel an Knittel sich drücken!

Wenige Schriftsteller haben ein merkwürdigeres literarisches Geschick ertragen müssen als vornehmlich Klotz. Noch im Lenz

seines Lebens zierte bereits üppiger Lorbeer sein Haupt, dem selbst ein Lessing, Herder und Heyne duftende Blätter einflochten. Auf seine Stimme lauschten die Besten, und sein Beifall wog, was der Beifall eines Gottsched in seinen glorreichsten Tagen, was das Urtheil eines Chapelain im Jahrhundert vorher in Frankreich. Wo gab es in Deutschland einen Kunstrichter, der in den Jahren 1764—1768 gleich ihm im Sonnenscheine des Ruhms geschwelgt? der gleich ihm auf einem Throne gesessen, um welchen sich, außer einem Weiße und Sonnenfels, ein Wieland, Abbt, Gleim, Georg Jacobi, Flögel, Hagedorn, von Gebler, Löwen, Zachariä, Dusch, Schlegel, Lavater, Garve, Cramer, von Creuz, von Moser, Mastalier, Denis, Schummel und Andere schaarten! Aber eben nur vier Jahre dauerte die Herrlichkeit. Lessing zerstörte sie; die Lorbeeren wurden ihm entrissen, Disteln und Strohwische ihm aufgedrückt, aus Triumphchören Schimpfchöre, Muth und Kraft des gegen ihn anstürmenden Riesen stählten auch Zwerge, und die Menge war dann bald einig, daß eine bloße Vogelscheuche die Welt geblendet habe. Und als er starb, der Gestürzte und Mißhandelte, da kam ein elender Schwachkopf herbei, hofirte auf sein Grab, und nannte sein stinkendes Häuflein ein biographisches Denkmal. Dieser Elende ist Hausen, weiland Professor der Geschichte und Bibliothekar der Universität Frankfurt. Gar wohl verdient war die Züchtigung, die ihm dafür ein Unbekannter in der an sich unsaubern Spottschrift ertheilte: „Leben, Thaten und Charakter Herrn C. R. Hausen's, als eine nöthige Beilage zu dem Leben des Herrn Klotz, von eben diesem Verfasser, mit Urkunden bestätiget; entworfen von Herrn Fuhrmann, ehemaligem Bedienten und Archivarius des Herrn Hausen. Teutschland 1772."

Seit Gotthold Ephraim Lessing (1729—1781) den Dichter der schönen Ode auf die Schlacht bei Kunnarsdorf und den Tod des edeln Kleist geächtet, seit Hausen ihn geschändet, ist es unter den nationalliterarischen Schreibern Brauch geworden, auf das Uebelste mit ihm umzuspringen. Unter diesen, wie sich von selbst versteht, der Mann, der das wahre Marck unserer poetischen Schöpfungen gesammelt zu haben sich rühmte, was er mit demselben Fuge durfte, als jener Bauer, dem nach einer bekannten Anekdote sein trunkener Pfarrer eine Whistmarke statt der Hostie in den Mund schob, daheim behauptete, er habe den

wahren Leib Jesu verzehrt, so knochig er auch diesmal zwischen den Zähnen gewesen. Wie immer wirthschaftet Gervinus mit höchst gelehrter Miene und hochmüthiger Verächtelei, aber wie bei einigen andern Schriftstellern nicht einmal mit der Forschungskraft eines Maulwurfsrüssels, nein, mit leichtfertigster, spielender Oberflächlichkeit und verzopftester Gesinnung. Welche Stimmen über Klotz, freundliche und feindliche, hat er außer Lessingschen Bannstrahlen zu seiner prüfenden Kenntniß gebracht? Keine! Welche Schriften von ihm hat er gelesen? Keine! Wo ist sein eigenes Urtheil? Niemand findet es! Ihm genügten einige wenige Briefe Lessing's und ein paar Aussprüche Herder's, zum Theil sie expropriirend, und damit nun drauf und dran!

Wenige nur legten ein Wort der Milde für Klotz ein, Wenige nur hatten den Muth, nachdem sie ihm in herkömmlicher Weise eine reiche Zahl Fußtritte versetzt, zu gestehen, ganz so schlecht, wie ihn Lessing gemacht, sei er denn doch nicht. Menzel konnte ihm nicht gerecht werden, aber er sei gelobt darum, daß er rund heraus sagte, Lessing's „Henkeramt" hätte keinen großen Heldenmuth erfordert und sogar wenig Edelmuth verrathen. Etwas weiter und tiefer dringt Prutz, überaus wohlthuend, wenn man zufällig unmittelbar nach Verschluckung des faulen Wassers bei Gervinus diesen Bissen von der (leider nicht gleichmäßig besetzten) Tafel des „Göttinger Dichterbundes" erhascht. Ich bedaure, daß er nicht größer zugeschnitten, daß Prutz damals einen für die Literaturgeschichte so wichtigen Lebenslauf nicht gründlicher, oder wenigstens ausführlicher, eingehender behandelte. Denn obwol dies (zwölf Jahre später) von Guhrauer geschah, in dem ersichtlichen Streben nach Sühne der an dem Halleschen Gelehrten verübten Missethaten, so vergriff er sich doch einigermaßen in den Mitteln, und konnte schon deshalb seinen Zweck nicht ganz erreichen, abgesehen von seiner geringern kritischen Befähigung. Hausen ist ihm — horribile dictu — die Hauptquelle für Klotzens Leben! Er thut sich ordentlich etwas darauf gut, daß er Budik vorrücken kann, wie dieser in dem einschlagenden Abschnitt seiner „vorzüglichsten lateinischen Dichter des 15. bis 18. Jahrhunderts" jene „Hauptquelle" vergessen. Hätte er doch dafür seinen Quellen die betreffenden Schriften von Harles, Mangelsdorff und Seybold zugefügt, und auch in der Biographie universelle (Par. 1818,

Tom. XXII), in Rotermund's Fortsetzung von Jöcher's Gelehrtenlexicon (Bd. 3), Saxii Onomast. litter. (P. VII) und in Hirsching's Handbuch Umschau gehalten. Aber noch mehr, und das ist das Tollste, er nennt Hausen eine „unparteiische Autorität"! Welcher Leichtsinn inmitten vieler Gewissenhaftigkeit! Wenn er auch von vornherein übersah, daß seit 1768 zwischen Hausen (damals noch in Halle Professor) und Klotz an die Stelle freundschaftlichen Vernehmens radicale Mißstimmung getreten war, welche, sich in Gesellschaft und bei unvermeidlichen collegialischen Berührungen zwar hinter kalten Umgangsformen verheimlichend, dennoch völlig unparteiische gegenseitige Beurtheilung nicht mehr erwarten lassen kann, so enthielt diese Biographie doch noch Stellen genug, die gleichsam mit dem Zaunpfahl nach Recherchen winkten. Sind Hausen's öftere Versicherungen von Unparteilichkeit und strengster Liebe zur Wahrheit nicht verdächtig? Ist es nicht die Art verschmitzter Gauner, immer zu rufen: ich bin ein ehrlicher Mann? Diese Süßlichkeit, mit welcher er von dem ehemaligen „holden Genius der Freundschaft" spricht, „der ihre Seelen ganz vereinigt hatte", birgt sie keine Hypokrisie? Sind Schmähungen über Schmähungen an sich nicht befremdend und zur Vorsicht mahnend? Verdient obenein Der volle Glaubwürdigkeit, der seinen Wohlthäter nur herabsetzt? Er hat von seinem Tische gegessen, unter seinem Dache geschlafen, ist durch seine Verwendung befördert worden, und diese Silhouette statt des verheißenen „wahren" Portraits sollte keine Hundsfötterei sein? Welcher Art waren denn Hausen's sonstige literarische und persönliche Verhältnisse? Keine dieser Fragen legte sich Guhrauer vor. Er citirt Prutz; aber daß dieser die Hausensche Biographie eine Schmähschrift nennt, das übersieht er. Er verweist in parenthesi auf die Beurtheilung Hausen's durch Goethe; aber es ist offenbar, daß er sie nicht gelesen. Er arbeitet ruhig die erste Hälfte der Fortsetzung von Danzel's Lessing zu Ende. Dann jedoch kommt es ihm bei, Gott weiß durch welchen Zufall, den 33. Band von Goethe's Werken (1830) aufzuschlagen. Und hier steht: „Man kann dem Verfasser (Hausen) nichts weniger vorwerfen, als die Idealisirung seines Helden. Wo Andere den Menschen auf Dichterfittigen emportragen, läßt er ihn geruhig sinken, oder giebt ihm wohl gar einen Stoß

zur Beschleunigung seines Falls. Armer Klotz, in welcher erbärmlichen Gestalt wirst du vor's Publikum hingelegt!" Hier also der Ausspruch eines Mannes, welcher endlich die so leichtsinnig geglaubte Unparteilichkeit erschüttern mußte. Was nun thun? Das so vielseitig auf die Hausensche Unparteilichkeit gestützte Kapitel von den Klotzschen Händeln umarbeiten? Vor dieser Mühe scheute sich Guhrauer, auch scheint es zu spät, das Manuscript schon der Druckerei überwiesen gewesen zu sein. Wirklich erübrigte scheinbar dann nichts weiter als nachträgliche Aufnahme der Goetheschen Worte in die Beilagen, mit einer Interpretation, welche deren eigentlichen Sinn verhülle. Aber wie unschlau diese Auslegung! Indiscretion und Grausamkeit hätte Goethe rügen wollen. Allerdings vertragen sich Wahrheit und Indiscretion. Doch auch Gerechtigkeit oder, was hier dasselbe, Unparteilichkeit und Grausamkeit? Nimmermehr! Grausamkeit kann Gesetzlichkeit involviren, der Gerechtigkeit ist sie nur unwürdige Dienerin. Guhrauer's gebrechliche Darstellung erhielt mithin durch das Hinterher keine Stütze, im Gegentheil konnte sie jetzt im Auge des denkenden Lesers nur ins Schiefe gerathen. Etwas pfiffiger war es schon, daß er in dem Texte (vermuthlich gelegentlich der Correctur des Schriftsatzes) eine Einschaltung anbrachte (Lessing II. 1, 235), welche zwar andeutet, daß Hausen einmal mit Klotz zerfallen, allein dem Unkundigen weit entschiedener die Meinung einflößen muß, als ob Alles das, was sich auf Hausen beruft, aus der Stimmung „ungetrübter Freundschaft" entsprungen. Gerade aber bei dem Factum, wo dies Guhrauer that, verstieß er gegen die Wahrheit, denn Hausen bekennt ausdrücklich, daß „die erste (steigende) Zerrüttung ihrer Freundschaft im Sommer des Jahres 1766" erfolgte, während jenes Factum erst in das Ende dieses Jahres gehört. Und nicht in den Tagen der Freundschaft, sondern als der „feierliche Bund" schon gerissen, unter den Eindrücken geflissentlicher Meidung, schrieb der Elende das biographische Pasquill. Ich habe durch Zufall den Brief an den Hofrath Bel in die Hände bekommen, worin er demselben eröffnet, daß er die „seit einem halben Jahre unternommene Lebens- und Charakterschilderung" nun „mit bloß noch Wenigem vervollständigen müsse, in Einigem verbessern" und „ehenächst" herausgeben werde. Dieser Brief ist vom 16. Januar 1772, also fünfzehn Tage

nach Klotzens Tode. Bel und Hommel genossen die Ehre der Dedication.

Was lag selbst bei erster, flüchtigster Lesung näher als der Gedanke, daß die Hausensche Schreiberei Klotzens geschworensten Feinden, der „Nicolaitischen Secte“, eine Wielandsche Bezeichnung zu gebrauchen, zur Genugthuung gereicht haben müsse? Was näher als Vergewisserung dieser Vermuthung in ihrem Organe, der „allgemeinen deutschen Bibliothek“? Guhrauer vergaß alles Nächste und Nöthigste, sonst hätte er schwerlich mir nichts dir nichts auf dem Sande seiner präsumirten Authenticität gebaut. „Wenn“, sagten die Nicolaiten mit unveränderter Beharrung in ihrer feindseligen Stimmung gegen Klotz, „um einen Mann zu schildern, weiter nichts erfordert würde, als ihn persönlich gekannt zu haben und seine Lebensumstände zu wissen; wenn man nicht auch unparteiisch sein und ein Auge haben müßte, das alle verschiedene Gesichtszüge in dem Geiste des Mannes auffassen, und wie sie in eine Hauptphysiognomie zusammenfließen, mit starken Strichen anzugeben versteht“, dann wäre Hausen zu gebrauchen. „Da sich nun aber weder das eine noch das andere bei ihm findet, so können wir seine Lebensbeschreibung blos als einen Beitrag (zu einer solchen) ansehen.“ „Dieser Gelehrte giebt sich die wichtige Miene eines Mannes, der mit voller Unparteilichkeit über die Streitigkeiten des seligen Klotz ein Endurtheil fällen will“, und „wer sollte den Mann nicht für unparteiisch halten, der weder Freund noch Feind schont, nicht den Verstorbenen aufopfert um den Lebenden zu gewinnen, dem Klotz wie Nicolai und Nicolai wie Klotz ist? Diese Wendung, womit der verschlagene Bibliothekar seinem Leser Staub in die Augen zu streuen sucht, scheint die glücklichste von der Welt. Nur schade, daß es nicht mehr Zeit ist sein Spiel zu verbergen, daß man es schon zu sehr weiß, wie viel ihm daran gelegen ist, daß Beide fallen, und daß er sich nichts Geringes zu sein glaubt, wenn sie durch ihn fallen.“

Der arme Mann! ihn verlangte, der Nachwelt „in wahrem Bilde“ dargestellt zu werden, und fast hundert Jahre sind seitdem verstrichen, ohne daß sein Wunsch in Erfüllung gegangen. Ich unternehme die Befriedigung desselben, so weit es das Verständniß seiner Stellung und deren Integrität in der Geschichte

der komischen Literatur fordern. Wenn etwas darüber, wird es ein schweres Unrecht sein? Wenn ich einige Blumen zur Zierde seines Andenkens streue, wird man sie ob des Unraths, mit welchem es Andere besudelt, willig dulden?

Christian Adolf Klotz wurde am 13. November 1738 zu Bischofswerda geboren, wo sein Vater die Würde eines Superintendenten bekleidete, anfänglich im elterlichen Hause, dann auf der Fürstenschule zu Meißen gebildet, und dort durch Klemann besonders mit den besten Werken deutscher Literatur vertraut gemacht, „deren glänzendes Morgenroth dessen prophetischer Geist heranbrechen sah.“ Aus Besorgniß für seine große Jugend durfte Klotz die Universität noch nicht beziehen. Der Stimme alter Freundschaft vertrauend, übergab ihn sein Vater dem Rector Baumeister in Görlitz. „Alles was das Leben angenehm machen konnte, bot ihm diese Stadt dar: eine malerisch schöne Gegend, wissenschaftliche Gesellschaften, eine an klassischen Werken reiche Bibliothek, und wahre Freundschaft. Hier an den freundlichen Ufern der Neuß sang er:

At sicut vitreas tu sine murmure
Per flores varios aquas
Volvis: Di jubeant, ut strepitu sine,
Et luctu vacua et malis,
Sic ut vita mihi candida profluat:“

oder wie Budik übersetzt:

„O, geräuschlos wie du, Strom, die krystallne Flut
Durch die blühenden Fluren schlingst,
So geräuschlos vergönnt, Götter, das Leben mir,
Daß den perlenden Wellen gleich
Ungetrübet und still fließe mein Tag dahin.“

„Philosophie und Geschichte waren die Gegenstände, die er zu seinem vorzüglichen Studium in Görlitz machte. Erstere reizte ihn wegen ihrer Tiefe, Letztere führte ihn auf den großen Schauplatz, auf welchem der Mensch den ewigen Wettkampf physischer und moralischer Kräfte und die Schicksale der Völker mit sinniger Betrachtung überschaut. Mit freundlichem Blicke faßte Clio die Hand des Jünglings und führte ihn aus den Pyramiden von Aegypten nach Hellas und Rom. Er begann mit der unsterblichen Iliade Homer's, studirte Xenophon

und Plato, dann Cicero's philosophische Schriften und die Oden des Horaz. Um die lyrische Poesie der Sänger am Hebron und Salomo's hohes Lied in der Ursprache zu lesen, legte er sich mit allem Eifer auf das Studium der hebräischen Sprache und ruhte nicht eher, bis er alle Schwierigkeiten derselben überwand, und sein weitgestecktes Ziel erreichte."

Hier in Görlitz schrieb er sein „Carmen de excidio ruinaque Zittaviae", und die Dissertation „pro M. Tullio Cicerone adversus Dionem Cassium et Plutarchum." In demselben Jahre da er diese Schriften veröffentlichte (1758), bezog er endlich die Universität Leipzig (die Inscription datirt vom 25. April), um Rechtswissenschaft zu studiren, noch eifriger aber der Philologie obliegend. Sein Vater hatte ihn namentlich dem Professor und Hofrath Bel empfohlen, und dieser war es, der den kritischen Geist, „die Quelle seiner Leiden und seines Ruhmes", in ihm weckte, ihn zur journalistischen Thätigkeit förmlich drängte. Er schickte ihm Bücher, über welche er Recensionen für die Leipziger Gelehrten Zeitungen und die Acta Eruditorum fertigen mußte, die ihn denn bei der Empfindlichkeit der Beurtheilten auch bald in Streitigkeiten verwickelten: so mit dem Wittenberger Professor Wilke und dem niederländischen Renommisten Peter Burmann II. Dabei zeigte sich tiefe Neigung zur Satire. Auch der Grund zu den nachmaligen Feindseligkeiten gegen Carl Friedrich Bahrdt wurde hier in Leipzig gelegt. „Ganz am Ende meiner Studentenjahre", erzählt dieser, „kam Klotz auf die Universität, welcher sehr schöne humanistische Kenntnisse mitbrachte. Dieser ließ mich meine Blöße in diesem Fache fühlen, sprach mir beständig von Römern und Griechen, als der einzigen Quelle der Geistesbildung, und veranlaßte mich bei M. Hentsch, einem Schüler des großen Ernesti, selbst mich im Lateinischschreiben zu üben. In den Hentschischen Lehrstunden wurde zufälligerweise meine mit H. Klotz errichtete Freundschaft getrennt. Sein Enthusiasmus für die Alten gebar eine lateinische Rede, welche er mit Lobsprüchen derselben angefüllt hatte, und worin er bewies, daß jeder Mensch in Absicht auf Philosophie und schöne Wissenschaften, sowie überhaupt in aller Rücksicht ein ganz eigentlicher Schafskopf sei, welcher nicht mit den Schriften der Römer und Griechen sich vertraut gemacht habe. Da nun meine Seele schwärmerisch für Crusius eingenommen

war, und ich seine Philosophie vielmehr allein für zureichend hielt, den großen Mann zu bilden, so las ich acht Tage darauf einen Aufsatz vor, in welchem ich die Vorzüge der Neuern bewies, und auf H. Klotz ein wenig stichelte. Darüber wurde Klotz mein Feind, und ließ mich hernach sein Mißfallen einige Jahre lang in seinen Zeitungen und Journalen dergestalt empfinden, daß ich fast allen Muth verlor, mich in der gelehrten Welt laut zu machen."

Die Kriegsunruhen des Jahres 1760 veranlaßten ihn in seine Vaterstadt zurückzukehren; im nächsten Jahre aber ging er nach Jena, wo ihn die lateinische Gesellschaft alsbald nach seiner Ankunft zu ihrem Secretär ernannte. Nun widmete er sich ganz der akademischen Laufbahn. Und sein eminentes Talent, das sich in einigen lateinischen Arbeiten, selbst in seiner Polemik, unzweideutig documentirte, wie seine in ihrer Art noch nicht dagewesenen, von dem alten philologischen Schlendrian ganz abweichenden Vorlesungen über die Dichtkunst des Horaz, verschafften ihm im Alter von noch nicht 24 Jahren einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Göttingen (August 1762), dem er folgte. In seinen Vorlesungen, sagt Stephan Pütter aus dieser Zeit, pflegte er die Regeln des guten Geschmacks und der Kritik nach den Mustern griechischer und lateinischer Poeten zu erklären, auch in Wohlredenheit und in Antiquitäten Unterricht zu geben.

Es ist hier am Orte die Mittheilung noch eines andern Zeitgenossen aufzunehmen, des ehrenwerthen Göttinger Professors und Geheimenraths Johann David Michaelis, welche dieser in seinem Raisonnement über die protestantischen Universitäten Deutschlands niederlegte (1768—1776). Er kommt (Bd. IV. 84 ff.) auf die üblichen öffentlichen Reden, behandelt sie für und wider, gedenkt der gegen sie erhobenen Einwendungen, und dabei auch der Klotzschen. „Als Klotz noch zu Göttingen war", fährt er dann fort und giebt somit einen Beitrag zu dessen Charakteristik, „hielt er sich in einem Programma über solche Professores auf, die bei ihren Gelegenheitsreden, z. E. bei einem Friedensfest, de ara pacis, oder sonst ein gelehrtes Thema aus den Antiquitäten abhandelten; er setzte noch allerlei Fehler hinzu, die allerdings begangen wurden, z. E. die Erborgung der Materialien aus Pitisco (wäre es ein anderer Autor, so mag die Sache dadurch nicht

geändert), und dachte wol ohne Zweifel ebensoviel Persönliches dabei, als diejenigen darin fanden, die es auf sich deuteten: aber alles Persönliche, alle Nebensatiren weggelassen, schien er zu wollen, der Redner auf Universitäten solle kein gelehrtes Nebenthema abhandeln, sondern blos sagen was zu sagen wäre und was eigentlich zur Sache gehörte. Die Forderung sieht sehr vernünftig aus und ich muß noch hinzufügen, daß Klotz sie in seiner Göttingischen Antritts- und Abschiedsrede, die hierin Meisterstücke heißen können, vollkommen erfüllet hat. Er handelte gar kein solches der Pedanterei verdächtiges Thema ab, sagte nichts als was zur Sache gehörte, unterhielt das Auditorium in einer Aufmerksamkeit, die ich sonst zu Göttingen bei keinem andern bemerkt habe, gefiel, und auch seine Feinde hatten an den Reden als Reden nichts auszusetzen, obgleich wol Sätze, Lob oder Tadel, darin vorkommen mochten, damit sie nicht zufrieden waren." „Ich habe schlechterdings keinen Professor gesehen, der so zum Redner, wenigstens zu dem das Auditorium vertraulich unterhalten könnenden (denn vielleicht haben die Recht, die sagen, er war kein Redner für das Erhabene) von der Natur gebildet gewesen wäre: Stimme, hinlängliche, aber doch nie überlaute und angegriffene, sehr vernehmliche, jeden Affect, jedes Semitonium des Affects, ich will wol nicht sagen natürlich ausdrückende, aber doch natürlich nachahmende Stimme, Leibesbildung sonderlich in einiger Entfernung, in der man den Redner siehet, vortheilhaft redendes Gesicht, kam zusammen: und dabei eine Gabe, von einer Sache, davon andere nichts zu sagen wußten, allerlei pertinentes und dabei viel zuthuliches, wie es der Herrenhuter nennen würde: herzliches zu sagen, das interessirte, ob es gleich nicht immer gerade von Herzen kommen mochte." „Klotz hatte zweimal auf diese Weise eine Antritts- und Abschiedsrede gehalten, aber wenigstens hier zu Göttingen kein mir erinnerlicher Professor vor oder nach ihm."

Was der elende Haufen an Gründen über seine kurze Wirksamkeit in Göttingen nicht zu erfinden wagte, das griff Prutz geradezu aus der Luft: Heyne's Ankunft habe ihn von dort wol vertrieben. Wer die Verhältnisse nur einigermaßen kennt, lächelt über diese Combination.

Als Klotz nach Göttingen kam, war sein Name ein geachteter, von Manchen bewunderter, von nicht Wenigen aber auch gefürchteter, wozu erstlich die fortgesetzten Streitigkeiten mit Burmann beigetragen hatten, weit mehr jedoch die satirischen Schriften, welche zum Theil seiner Ankunft in Jena vorhergingen, zum Theil dort entstanden, und deren Anonymität sehr bald enthüllt worden war. Unter diesen haben wir vorerst der „Mores Eruditorum“ (1760) zu gedenken.

„Wenn ich Ihnen“, recensirte sie Thomas Abbt in den Berliner Literaturbriefen, „heute ein Gericht vorsetzte, das mit attischem Salz gewürzt ist; wenn ich Sie in die Gesellschaft eines Mannes brächte, der Sie mit der Urbanität eines Horaz unterhielte, — nicht wahr, Sie würden nicht ungehalten darauf sein? Gut, Sie sollen also wissen, daß ich Ihnen einen neuen satirischen Schriftsteller bekannt machen will. Aber einen satirischen Schriftsteller von einer gewissen Art, von der Art, wie ich sie wünsche.“ „— — — hier haben Sie Ihren Juvenal, wenn Sie noch dazu setzen, daß er seine Mitbürger nicht bloß von der lächerlichen, sondern auch von ihrer lasterhaften Seite, und von dieser öfter als von jener zeigt. Sein lebhafter Blitz dringt in das Innerste des Heuchlers; er reißt ihm die Maske ab, wenn auch das Gesicht darüber blutrünstig werden sollte, und giebt ihm nur einen andern Namen; aber Niemand läßt sich betrügen. Der ist es, ruft man, nach dem Leben!“ „Was für ein Einfall!“ ruft er weiterhin aus, indem er im Geiste das Kopfschütteln der Menge über das lateinische Gewand dieser Satire sieht. „Aber wie? wenn er seine Schrift und noch ein paar andere, die dazu gehören, als eine Grabschrift betrachtet, die er unserm Jahrhundert setzt, und die er lateinisch schreibt, damit auch einige gute Köpfe der Nachwelt sie mit Vergnügen lesen können, wenn auch gleich der große Haufe des 18. und 19. Jahrhunderts den Kopf darüber schüttelt und sie ungelesen läßt?“

Zu den „paar anderen“, welche Abbt meint, gehört vornehmlich die „Genius Saeculi“ benannte (1760). „Eben die Mannigfaltigkeit in Erfindungen“, rühmt unser Kritiker von dieser, „eben der feine Spott, der aus der Unschuld des Herzens zu kommen scheint. Er hat nicht immer die Sprache der Satire geredet, er hat einige Wahrheiten ganz nackend vorgetragen.

Sie verdienen deutsch nachgesagt zu werden, so lange nachgesagt zu werden, bis sie zu den Ohren derer dringen, die sie eigentlich hören sollen."

In der That sind die „Mores Eruditorum" und sein „Genius Saeculi" Prachtstücke der komischen Literatur, nicht allein wegen des gewandten Lateins, in welchem sie geschrieben, nicht wegen der Form, die, zwar piquant, doch nicht auf Neuheit Anspruch machen darf, sondern hauptsächlich ihrer historischen Bedeutung halben. Sie sind treue und scharfe Spiegelbilder eines großen Stückes deutschen Culturzustandes im vorigen Jahrhundert und auch Denksteine desselben, welche Keiner unbetrachtet lassen soll, der insonderheit die Geschichte deutschen Geisteslebens erforschen will. So versteht sich denn wol von selbst, daß wir die Satiren, welche alle bei ihrem Hervortreten den Zweck hatten, der moralischen Versunkenheit des Gelehrtenthums, dem Schwindel und der innern wie äußern Pedanterie der sogenannten Humanisten zu steuern, hier im Einzelnen vornehmen. Es kann nebenbei bemerkt leider nicht fehlen, daß man noch einige Stichworte darin finden wird, bei deren Verlautbarung auch Figuren und Formen unserer Tage aus den Coulissen hervorkommen müssen.

Die „Mores Eruditorum" erregten gleich nach ihrem Erscheinen das größte Aufsehen und auch keine geringe Bestürzung. Niemand war in denselben namhaft gemacht, und dennoch fanden die Gelehrten die Originale, welche dem Verfasser zu seinen Photographien wider Willen gesessen, ganz zutreffend sofort in Göttingen und Leipzig. Keine bessere Kritik für den objectiven Werth dieser Satire gab es zunächst.

Liscow trieb sich hinter Zäunen und Hecken umher und trampelte das arme unschädliche Gewürm, das dort kroch, mit einem Halloh nieder, als ob er Löwen ertappt und erlegt hätte; und niemals drang er weiter als bis in die Propyläen, wo er aus dichter Menge das hervorholte, was seine schmutzigen Finger zufällig griffen, zu seiner und einiger Freunde Lust. Dennoch saß er in der Literaturgeschichte lange Zeit in bester Gesellschaft, Gervinus wollte, wie wir wissen, ihn sogar canonisiren. Klotz, bei seinem ersten selbständigen satirischen Debüt zehn Jahre jünger als jener, und daher wol in verletzendem, unverschämtem Muthwillen, und Versuchen an schwächlichen Gegen-

ständen, eher in Schutz zu nehmen, zeigte trotzdem gleich im Anfang nicht das Mindeste von jenem Hallunkenthum und nichts von der Vogelart, welche mit der Schwingenentfaltung in niederes Gras und auf kurze Entfernung anhebt, bevor sie sich zu Flügen auf hohe Dinge und in die Weite ermuthigt. Von vornherein tritt er mit entschieden sittlicher Tendenz auf und nicht in die Vorhöfe, mitten in den Tempel hinein. Seine ersten Kraftproben sind auch Beweise von wirklicher Kraft. Nicht auf das Winzige, Verschwindende, Bezeichnungslose wirft er sich, sondern auf das Hochaufgeschossene, Hervorragende, Charakterisirende. Nicht literarischen Lumpenkerlen greift er an Herz und Nieren, sondern den Koryphäen des Gelehrtenthums, den Repräsentanten der Wissenschaft, typischen Erscheinungen des höhern socialen Lebens. Er hat Liscow gerade entgegengesetzt verfahren. Jenem ist die Person das Wesentliche, diesem nur der Punkt, in welchem sich ein allgemeines Uebel concentrirt und erfassen, und um gründlich zu erfassen specialisiren läßt. Daher hat er auch kein Bedürfniß seine Personen mit Namen zu nennen. Dennoch saß er bisher in der Literaturgeschichte nur in schlechter oder zweideutiger Gesellschaft, kein Historiker schrieb seinen Namen in ein Hagiologium. Beständig hielten ihm seine Richter die Batzen vor, welche seine Sünden verausgabt hatten; von dem Golde, das seine Verdienste in Umlauf gesetzt, wollten sie nichts oder wenig wissen.

Fehlte noch etwas, den „Sitten der Gelehrten" die allgemeine Aufmerksamkeit zuzuwenden, so besorgte das Leipzigs akademischer Senat. Er verbot die Schrift öffentlich und so weit das Bereich seiner Macht ging. Anfänglich vindicirte man die Autorschaft Friedrich Platner, der durch seine Stellung als Professor (der Rechte) sich zu ausdrücklicher Ablehnung veranlaßt sah, was wiederum zur Vermehrung des Aufsehens beitrug. Die Hausensche Notiz aber, wonach Klotz sich dieser Satire wegen aus Leipzig entfernt hätte, bedarf für uns keiner weitern Widerlegung; wir wissen, daß er zur Zeit ihres Erscheinens im väterlichen Hause lebte.

Fingirt ist wol die Adresse, an welche die „Mores" gerichtet sind. Was jener Unbekannte mit dem Verfasser oft heimlich belacht, soll nun Andern bekannt gemacht werden. Am Beifall der indocta plebecula ist ihm nichts gelegen. Bedürfte er

dessen, würde er deutsch und nicht lateinisch geschrieben haben. Diejenigen, welche diese Sprache nicht verstehen, sind auch ohne Einfluß auf Abstellung der verspotteten Jämmerlichkeiten, gezeigt an Personen, welche denn doch zu schwer wiegen, um vom ungelehrten Haufen ausgezischt zu werden. Das bloße Vergnügen der Durchstriegelung rechtschaffener Männer der Wissenschaft verabscheut er. Sittlicher Unwille ist es, der ihn allein treibt, Unverschämtheit und Dummheit, Halbwisserei und Scheinwitz zu geißeln, vor Kreisen, welchen darüber ein Urtheil zusteht. Wider Wunsch des Verfassers sind späterhin Uebersetzungen erschienen. Allein die erste (1761) wurde schon von Abbt treffend die Frucht eines unseligen Einfalls genannt, wimmelt von Schnitzern und Unverständlichkeiten, und die zweite (1775) steht, obgleich gelungener, ebenfalls in keinem Verhältniß zu der Präcision und Eleganz des Originals.

Die Satire, mit welcher Klotz in Beregtem beginnt, ist eine „Epistola patris ad filium in Academia commorantem“, wie sie hier nebst einer Verdeutschung folgt, bei der mir, wie bei den andern, vor Allem um Erreichung des Sinnes zu thun gewesen.

Brief eines Vaters an seinen Sohn auf der Universität.

Quanto me dolore affecerint literae tuae, fili, in quibus certiorem me de tuorum studiorum ratione fecisti, neque ego oratione exprimere possum, neque id coniectura facile adsequeris. Quid enim dicam? tene graecas et latinas literas discere? me vivo te poëtarum et oratorum libros legere? o mi fili, per amorem meum, qui singularis semper et eximius in te fuit! dic, quaeso, quis te malus error ad Ciceronem et Platonem legendum impulerit? Nonne hi scelestissimam egerunt vitam? Nonne a vera Dei cognitione alieni? Nonne apud inferos suorum scelerum poenas luunt?

Unmöglich, mein Sohn, vermögen Worte die Bestürzung zu bezeichnen, in welche mich Dein Brief versetzt hat, worin Du mir Rechenschaft über Deine Studien ablegst. Was soll ich sagen? Du bekümmerst Dich um griechische und lateinische Werke? Du liest noch bei meinem Leben Dichter und Redner? O theurer Sohn, bei meiner allezeit unendlichen Liebe zu Dir, bekenne, welcher entsetzliche Irrthum hat Dich zu der Lectüre des Cicero und Plato verleitet? Führten diese Männer nicht das verworfenste Leben? Waren sie nicht dem Götzendienst verfallen? Sind sie nicht der ewigen Verdammniß überwiesen? Stehe ab, mein

Abstine, fili, abstine ab horum lectione. Ego vix nomina horum hominum novi, cum tam opulentum, tam amplum sacerdotium capesserem, tota ut in regione nostra nullus alius tot anseres, boves et vaccas alat, nullus tot iugera agri possideat. Quid porro est, quod te Vulgatam legere scribis? O quantum tibi irascor! Romanus papa vulgata utatur, nos ὀρθοδοξόταοι illam cane peius et angue fugiamus. Abiice librum, si me amas, si a me amari cupis. De Symmachi et Aquilae interpretationibus, quas tibi magno usui esse scribis, quid dicam, nescio. Numquam enim horum nomina ne fando quidem audivi. Est non procul a nostro pago Aquila quidam, qui an biblia interpretatus sit, nescio. Sed velim, praeter unam Lutheri versionem nihil in bibliorum vero sensu eruendo in consilium adhibeas. Ingrati est animi, cuius se crimine nostra aetate plurimi nasuti obstringunt, iis uti nolle, quae Dei clementia nobis concessit, auxiliis. Antea erat fortasse graecarum et ebraicarum literarum scientia non inutilis; nunc vero sunt Lutherana versione omnia ita explicata, illustrata atque exposita, nihil ut praeterea opus sit addere. O! si tu meis consiliis, quae tibi discedenti dedi, obtemperares! Nonne tibi dogmaticam et homileticam Theologiam audiendam sedulo et toto pectore imbibendam esse monui? nonne ut singulis mensibus bis terue e suggestu verba faceres, praecepi? Nonne ut sacra carmina

Sohn, stehe ab von diesen Büchern! Kaum die Namen dieser Menschen kannte ich, als ich eine so reiche und große Pfarrei erhielt, daß in der ganzen Gegend Niemand mit deren Besitz an Gänsen, Ochsen und Kühen wie an Zahl der Aecker sich messen kann. Wie! Du tractirst die Vulgate? O, wie muß ich Dir zürnen! Der römische Papst bediene sich derselben, uns Orthodoxen laß sie fliehen wie Schlangen- und Otterngezücht! Schleudere es von Dir, dieses Buch, wenn Du mich liebst und von mir geliebt sein willst! Ich weiß nicht, was ich sagen soll, daß Du mir schreibst, des Symmachus und Aquila Erklärungen seien Dir von erheblichem Nutzen! Ich selber habe deren Namen niemals gehört. In der Nähe unseres Dorfes zwar wohnt ein gewisser Aquila, ob dieser aber ein Bibelausleger sei, ist mir unbekannt. Willst Du meinem Rathe folgen, so bediene Dich zur Erforschung des wahren Sinnes der heiligen Schrift einzig der Uebersetzung unseres Luther. Undankbarkeit ist es, ein Verbrechen das sich freilich in unserer Zeit viele Naseweise zu Schulden kommen lassen, die Hülfen zu verwerfen, welche uns Gottes Gnade geschenkt. Früher war vielleicht die Kenntniß der griechischen und ebräischen Sprache nicht unnütz; nunmehr aber ist durch Luther's Uebersetzung Alles so klar und deutlich geworden, daß in der That gar nichts mehr hinzuzufügen. Ach, daß Du doch meinen Rathschlägen, welche ich Dir bei Deiner Abreise gegeben, folgtest! Bin ich nicht in Dich

et edisceres et iis, tanquam stellis, orationem tuam distingueres, auctor fui suasorque? Quam bene tu, antequam in Academiam abiisti, ad populum dixeris, non sine summo voluptatis sensu recordor. Numquam rustici mei, quam scite latinas sententiolas immiscueris orationibus tuis, obliviscentur, teque laudare desinent. Perge igitur ea, quam iniisti, via ad metam contendere. Nosti praeterea, te iam duo annos in Academia commoratum esse, atque adeo tempus tui reditus instare. Monuit me per hosce dies de hac re dominus pagi nostri, seque tibi ancillam suam in matrimonium esse daturum ita promisit, ut tibi una certam spem in munere mihi succedendi faceret. Quare velim omnibus rebus posthabitis oeconomicum collegium audias, neque in re, magnae tibi utilitati futura, ullo modo negligens sis. Adiunxi hisce literis duo egregios libros, *den allezeit fertigen Prediger* et *Dispositiones auf alle Sontags-Evangélia*, quibus si recte utaris, numquam te eorum poenitebit. Hi digni tuo studio, hi tibi panem, munus et uxorem pollicentur, non graecae tuae et latinae literae, quibuscum algebis et esuries. Ac ne me solum ita sentire credas, mitto una literas compatris tui, cui maxima eius cum admiratione totam rem exposui. Cuius consilio (nosti viri integritatem et eruditionem) ita velim obtemperes, ut, si aliter facias, me tecum numquam in gratiam esse rediturum, tibi persuadeas certissime. Vale.

gedrungen, Dogmatik und Homiletik eifrigst zu hören und jedes Wort davon einzuprägen? Befahl ich Dir nicht monatlich zwei bis drei Mal zu predigen? Verlangte ich nicht, daß Du die Kirchenlieder auswendig lerntest, um damit Deine Kanzelvorträge auszuschmücken? Noch immer denke ich mit wahrer Lust daran, wie herrlich Du predigtest, bevor Du die Universität bezogst. Meine Bauern werden niemals vergessen, wie geschickt Du in Deine Reden lateinische Floskeln einflochtest; sie sind darob Deines Lobes voll. Wandele doch also diesen so glücklich betretenen Weg weiter. Ueberdies bist Du auch bereits zwei Jahre auf der Universität, und hinfolglich die Zeit des Abganges nahe. Unser Patronatsherr erinnerte mich dieser Tage daran mit dem gnädigen Versprechen Dir seine Köchin zur Frau zu geben und Dich nach mir im Amte folgen zu lassen. Höre daher vor allen Dingen ein collegium oeconomicum, damit Du keine Sache, welche Dir in Zukunft von großem Nutzen ist, vernachlässigst. Im Uebrigen lege ich diesem Brief zwei vortreffliche Bücher bei, nämlich „den allezeit fertigen Prediger" und „Dispositiones auf alle Sonntags-Evangelia", deren Gebrauch Dich niemals gereuen wird. Sie sind Deines Fleißes werth, denn sie bringen Brod, Amt und Weib, nicht Deine griechischen und lateinischen Schriften, mit welchen Du verhungern und erfrieren kannst. Und damit Du nicht etwa glaubst, als sei dies meine Ueberzeugung allein, lege ich ein paar Zeilen von Deinem Pathen ein, der mit mir nach Aus-

einandersetzung der Sache vollständig übereinstimmt. Folge seinem Rath (seine Rechtschaffenheit und Gelehrsamkeit sind Dir bekannt), oder Du hast zu befürchten, daß sich mein Herz vollständig von Dir abwendet! Deß sei versichert! Und nun lebe wohl!

Daran schließt sich die erwähnte

EPISTOLA FRATRIS
AD
Fratrem.

Domino suo fratri plurifariam dilecto cordialem salutem.

Quod Vestro filio illapsum sit, possum ego non inspicere. Fui totus extra me, cum suam epistolam legi, et capilli mihi steterunt ad montem. Non sumite mihi pro malo, Vester filius est nasutulus, et non vult Vobis paternum Respectum dare. Hoc non est bonum, et non erat alias sic. Quando meus filius mihi sic facere vellet, daturus essem illi non parvas Reprimandas. Sed iuventus se non vult sinere corrigere. Quid ille vult, ob coeli voluntatem! cum graeca lingua facere? ille potest immo non unum canem cum omni sua scientia ex fornace elicere. Est haec lingua diabolice gravis, et non ego potui comprehendere, quamvis, ut Vos scitis, bonum caput habui. Potest non Lutheri versionem in manus sumere et nasum in illam porrigere? Ego etiam fui in una alta schola, aut Universitate, et habui fideles praeceptores, qui mihi bene

Schreiben eines Amtsbruders an seinen Amtsbruder.

Seinem vielgeliebten Herrn Amtsbruder herzlichstes Wohlergehen!

Was Ihren Sohn anficht, ist mir unbegreiflich. Ich war ganz außer mir, als ich seinen Brief las, und die Haare standen mir zu Berge. Nehmen Sie mir es nicht übel, Ihr Sohn ist ein Naseweis, der die väterliche Autorität mißachtet. Das ist nicht gut, und war ehedem anders. Wollte mein Sohn es mit mir so machen, würde ich ihm keine geringe Zurechtweisungen ertheilen. Aber so ist die Jugend, sie will sich nicht belehren lassen. Was will er denn um's Himmelswillen mit der griechischen Sprache anfangen? keinen Hund kann er mit all seinem Wissen hinter'm Ofen hervorlocken! Es ist dies eine verteufelt schwere Sprache, welche ich nie fassen konnte, obwol ich, wie Sie wissen, einen guten Kopf habe. Kann er nicht Luthers Uebersetzung zur Hand nehmen und die Nase hineinstecken? Ich bin auch auf einer hohen Schule oder Universität gewesen, und habe tüchtige Lehrer gehabt, welche mir riethen dergleichen Weisheit

dixerunt, quod talem sapientiam ad pacem sinerem. Plato sedet in gehenna, et omnes ethnici habent nihil melius. Custodiat me coelum pro talibus libris. Estote tam bonus, Domine frater, et dicite Vestro filio in meo nomine unam pulchram salutem, et ego sino illum petere, ut adspiciat, ne seducatur a nova parturientibus. Ille debet bene saepe concionari. Ille oportet etiam audire Polemicam, ut diabolicos haereticos possit de suggestu iacere. Nam in nostris diebus, postquam philosophia ad asserem venit, hi se faciunt valde inutiliter. Philosophi et Iuristae sunt liberi spiritus, et periculosi homines. Nam non credunt spectra, et qui non credit spectra, ille est Atheista. Enim heri mea ancilla vidit unum tripodem leporem apud vaccarum stabulum. Valete cum uxorilla Vestra. Seges apud me bene stat, et futura est profitabilis messis. Ego vendidi multum triticum, et fui ipse in nundina cum nostro templi-stulto, qui sibi fecerat bene, et vix poterat invenire viam post domum. Totam enim urbem potest sub mensam potare. Habet multum cor, et nuper totum pagum perfustavit. Nam ad multum zechaverat. Valete adhuc semel.

bei Seite zu lassen. Plato sitzt im Höllenpfuhl, und allen Heiden geht es nicht besser. Behüte mich der Himmel vor solchen Büchern! Richten Sie einen Gruß an Ihren Sohn aus, verehrter Amtsbruder, und sagen Sie ihm in meinem Namen, ich ließe ihn bitten, er möge sich vor der Verführung der Neueren hüten. Er muß recht oft predigen. Auch muß er Polemica hören, damit er die teuflischen Ketzer gehörig abkanzeln kann. Denn in unsern Tagen, wo die Philosophie in Aufnahme gekommen, machen sie sich sehr unnütz. Philosophen und Juristen sind Freigeister und gefährliche Menschen. Sie glauben an keine Gespenster, und wer nicht an Gespenster glaubt, ist ein Atheist. Gestern erst sah meine Magd einen dreibeinigen Hasen am Kuhstall. Leben Sie wohl mit Ihrem Weibchen. Meine Saat steht gut und läßt ergiebige Ernte hoffen. Ich habe viel Weizen verkauft, und bin selbst auf dem Markt mit unserm Cantor gewesen, der sich bei dieser Gelegenheit sehr wohl gethan und kaum den Weg nach Hause finden konnte. Die ganze Stadt kann er untern Tisch saufen. Auch besitzt er viel Courage, und hat neulich das ganze Dorf verhauen, als er zu viel gezecht hatte. Noch einmal, leben Sie wohl!

Die „Epistola Poetae ad Amicum“ trifft das Mittelgut, die Menge der Dutzenddichter, und den Widerspruch ihres innern und äußern Lebens. Darnach werden wir auf eine Reise nach Utopien mitgenommen, die wir nicht mehr auf dem Gefährde der Ironie zurücklegen, sondern auf dem der launigen und sarkastischen Wahrheit, welche von jetzt ab stellenweise den selbstgenügsamen Humor gründlich verdrängt um der directen Satire,

der höchsten Erbitterung Platz zu machen. Manches auf dieser Tour dürfte heute selbst den in der Gelehrtengeschichte sehr speciell unterrichteten Literaten mysteriös bleiben oder nur mühsam erkennbar sein und darum den Genuß beeinträchtigen. Dasselbe gilt von den „Fragmenten des Zopyrus". Einen Cicerone wie den kursächsischen Finanzrath Freiherrn von Ferber, bekannt als Verfasser des „l'esprit et le système du gouvernement de Saxe depuis la mort du Roi Auguste III." (1784), wird man deshalb willkommen heißen. In dem von ihm hinterlassenen Exemplare der „Mores" befinden sich nämlich die Namen, an welche sich die Satiren lehnen, von seiner eigenen Hand am Rande verzeichnet, wonach ich sie meinen Uebertragungen beigefügt habe. Ferber war in Göttingen bekannt, studirte zu Klotzens Zeit in Leipzig, und ist darum verlässig. Aber dieser Bürgschaft bedarf es nicht einmal, da die Gelehrtengeschichte jener Tage gar keine abweichende Deutung ermöglicht.

Zunächst also die

EPISTOLA
DE
Itinere in Utopiam.

Nihil opus est, Carissime, plura de Utopiae incolis incolarumque moribus ad te scribere, de quibus in proximis literis ea omnia dixi, quae digna et iucunda cognitu esse putavi. Venio nunc ad ea, quae te inprimis scire velle arbitror, ut, quae sit in hac regione literarum facies, qui doctorum hominum mores, exponam. Quae igitur mihi a sapientissimis Utopiae civibus commemorata sunt, accipe. Est nuper admodum ibi a principe Academia instituta, in loco antea obscuro et ignobili. Huc toto ex orbe magnis praemiis docti viri convocati sunt, quorum animos, incredi-

Brief über eine Reise nach Utopien.

Unnöthig ist, theuerster Freund, Ihnen noch mehr von den Einwohnern Utopiens und deren Sitten zu schreiben, von denen ich in meinen letzten Briefen bereits alles Denkwürdige und Angenehme mitgetheilt habe. Ich komme nun auf etwas Bemerkenswertheres, nämlich auf den Zustand der Gelehrsamkeit und die Sitten der Gelehrten daselbst. Und ich erzähle Ihnen davon wieder, wie ich es aus dem Munde der gelehrtesten Bürger Utopiens habe.

Jüngst ist dort von dem Landesherrn an einem vorher unbekannten und kläglichen Orte (Göttingen) eine Akademie errichtet worden. Man hat die hervorragendsten Gelehrten aus der ganzen Welt unter glänzenden Bedingungen hinberufen; un-

bile est, quanta superbia invaserit. Hanc Academiam literarum domicilium, eruditionis emporium, omnis elegantiae sedem, augustissimum totius orbis museum esse, non tam alii credunt, quam ipsi dicunt. Si quis aliter esse putat, (audivi vero, esse non paucos, qui aliter putent,) parum abest, quin ipse se ne hominem quidem esse fateatur. Quod in aliis terris scribitur, dicitur, iudicatur, contemnunt, perstringunt, certe apud se his omnia meliora provenire clamitant. Inde fit, ut bonis et doctis viris saepe convitia faciant, et laudanda reticentes, quae vituperari possint, magna cum ambitione proferant. Neque tamen hoc omnium audivi esse vitium, sed duorum praesertim, qui sibi soli sapere videantur. Alterum, aiunt, tanquam Palaemonem aliquem, quicum natae literae, quicum moriturae, in linguarum scientia et grammaticae cognitione regnare velle, ut quicumque idem conentur, illis bellum indicat; alterum in interpretatione librorum, quibus religio incolarum contineatur, aemulum ferre non posse. Ambo, alias non aptissimos ad iocandum, satyricos videri et facetos esse velle; ambo graviter in eo labi, quod de omnibus rebus iudicare, omniaque scire velint; inde evenire, ut se saepissime turpiter dent, nihilque propius abesse, quam ut dictatores perpetui reipublicae literariae a suis suorumque similibus creentur. Praeterea multa ridicula de alio doctore audivi, qui mori malit, quam non in-

glaublich aber ist, wie hochmüthig diese dadurch geworden sind. Alles ist angeblich der Ueberzeugung, und die Lehrer selbst behaupten, daß ihre hohe Schule der Wohnsitz der Musen, der Stapelplatz der Gelehrsamkeit, die Hauptstätte der schönen Wissenschaften, ja die berühmteste Bibliothek des Erdkreises enthalte. Zweifelt jemand daran (und ich habe gehört, daß nicht Wenige anders denken), so fehlt nicht viel, daß man ihn überhaupt für gar keinen Menschen erachtet. Was anderwärts geschrieben, gesprochen, geurtheilt wird, fällt der Mißachtung und Geringschätzung anheim, denn man schmeichelt sich Alles viel besser zu wissen. So geschieht denn, daß man gegen brave und gelehrte Männer mit Verleumdungen vorgeht, mit verdientem Lobe zurückhält, was aber bei ihnen Rüge verdient mit vieler Salbung herausstreicht. Doch wie ich vernommen ist nicht Allen, sondern nur zweien vornehmlich, welche die Weisheit gepachtet haben, jenes Laster eigen. Von dem einen (Johann Matthias Geßner), gleichsam ein Palämon, mit welchem erst die Musen geboren sein sollen und auch zur Grube fahren würden, heißt es, er wolle Sprache und Grammatik beherrschen und jeden bekriegen, dem es etwa einfalle sich ebenfalls darin zur Geltung zu bringen. Der andere trachte in Sachen des Glaubens nach unumschränkter Maßgeblichkeit. Beide bildeten sich überdies etwas auf ihren Witz ein, der ihnen jedoch sehr fern läge; und außerdem lebten sie des schweren Irrthums Alles zu

geniosus videri. Neminem, dicebant, scire, qua ille in scientia domicilium ingenii sui constituerit; nam Theologum, Grammaticum, Historicum, ICtum esse velle, neque esse quidquam scientiarum, quod non delibaverit; ingenii gloriam illam mirifice deperire; hinc gibbosos homines pulcres, rixosas mulieres modestas, et timidos fortes dicere; si quis suae improbitatis defensorem habere cupiat, hunc adire solere; quare factum sit, ut numerus librorum, ab illo scriptorum, iniri non possit.

Haec mihi de Academia hac commemorarunt, quae vera, an falsa sint, nescio. Neque enim tam diu ibi commoratus sum, ut ipse ad animos moresque hominum attendere potuerim, quoniam mirifica cupiditate alteram Utopiae Academiam visendi flagrabam. Ad hanc peropportuno tempore perveni. Ipso enim eo die, quo accessi, res maxime memorabilis ibi accidit. Fuit sapienti consilio a Principe constitutum, ut, qui leges scite et docte interpretentur, et perfectam iuris scientiam teneant, amplissimis honoribus decorentur, iisque facultas, publice ius docendi, daretur. Qui honos ICto alicui eo die habebatur. Quod, quomodo actum sit, breviter commemorabo. Nam ob favorem nobilium quorumdam ad omnia admissi sumus. Conveniunt mane, quibus illud erat negotidatum, ut ingenium et eruditionem candidati explorarent, in conclave, atque ego una, plenus timoris et spei. Neque enim exiguum horrorem

verstehen und Alles beurtheilen zu können. Dadurch machten sie sich denn oft höchst lächerlich, und vermöchten sich deshalb um so weniger als Gesetzgeber der gelehrten Republik zu behaupten. Noch viel Lächerlicheres vernahm ich über einen andern Gelehrten, der lieber sterben als nicht scharfsinnig erscheinen möchte (Heumann). Niemand wisse, in welcher Wissenschaft er eigentlich zu Hause sei, denn er wolle ebenso Theologe und Sprachenkundiger, als Historiker und Jurist sein. Er suche seinen Ruhm auch in Paradoxen, und deshalb nenne er Bucklige schöne Menschen, zänkische Weiber ehrbar, Furchtsame tapfer. Wer für seine Spitzbüberei einen Vertheidiger brauche, wende sich an ihn. Kein Wunder, daß die Zahl seiner Schriften gar nicht zu bestimmen.

So viel hat man mir von dieser Universität mitgetheilt; was davon wahrheitsgemäß, was erfunden, weiß ich nicht. Um selbständige Beobachtungen zu machen, dazu verweilte ich nicht lange genug dort, da mir daran lag, noch die andere Akademie in Utopien (Leipzig) zu besuchen. Hier traf ich wirklich zu höchst gelegner Zeit ein, denn am Tage meiner Ankunft begab sich etwas höchst Merkwürdiges. Der Landesherr hatte die weise Anordnung getroffen, daß geschickte und gelehrte Ausleger der Gesetze, Leute von hervorragender Rechtskenntniß mit den höchsten Ehren bekleidet und ihnen die Befugniß ertheilt würde, die Rechtswissenschaft öffentlich zu lehren. Eine solche Ehre widerfuhr einem Ju-

mihi venerabilis iniicit species virorum tam severo vultu, ut citius ex pumice aquam, quam ex his risum, exprimas, longissimisque capillamentis ornatorum. Mensa erat ibi oblonga, cyathis, calicibus et phialis plena. Videbar mihi in cauponam pervenisse. Varia confabulantur, nugantur, et candidato novum honorem antea gratulantur, quam de eruditione aliquid compertum habent. Tandem discumbitur. Longa mora interposita incipit, qui inter caeteros eminet, aliquid ex candidato quaerere. Arrigo aures. Hic obmutescere, subridere et interroganti poculum propinare; ille rursus quaerere; hic magis mutus quam piscis. Quid, quaeres, alii? quidam per fenestram in plateam despicere, alii librum legere, plerique avide bibere. Ego multum exspectare, quem res habitura sit exitum. Repente consurgunt omnes, se satis candidati ingenium tentasse profitentur, et, bene potati, lepidissime iocantur. Candidatus refertum numis marsupium producere, et in mensa numerare. Tum vero omnes ad mensam confluere, et qui antea dormire mihi videbantur, lynceis oculis argenti species internoscere. Unus perfamiliariter mihi in aurem: quid tibi, o charum caput, de numis hisce videtur? Vidistine umquam antiquiores? Pecunia accepta omnes egregiis laudibus candidatum extollere, illumque *dignissimum* esse novo honore per Themidem iurare. Verum erat alterum examen candidato subeundum. Est enim legibus sancitum, ut homines hosce

risten am Tage meiner Ankunft. Ich werde das Factum so kurz als möglich berichten, denn durch die Gunst einiger Abligen konnte ich Zeuge desselben sein.

In der Frühe versammelten sich in einem Zimmer die Herren, denen das Geschäft oblag, die Gelehrsamkeit der Candidaten zu prüfen. Ich war auch dabei, voll Furcht und Hoffnung harrend. Das ehrenfeste, gravitätische Ansehn dieser Männer erfüllte mich mit keinem geringen Schauer; sie sahen so ernsthaft aus, daß man eher einem Bimstein Wasser ausgepreßt als sie zu einem Lächeln bewogen hätte. Mächtige Perücken thronten auf ihren Häuptern. Im Zimmer stand ein langer Tisch mit Flaschen, Bechern und Gläsern. Verschiedenes wurde hin und her geschwatzt, und man beglückwünschte den Candidaten zu seiner neuen Würde, bevor man dessen Wissen im Geringsten geprüft hatte. Endlich setzte man sich. Nach einer langen Pause öffnete der Ordinarius seinen Mund und begann den Candidaten zu fragen. Ich war sehr gespannt. Doctorand antwortete aber gar nichts, sondern reichte lächelnd dem Ordinarius das Weinglas. Dieser fragte noch einmal, doch er blieb so stumm wie ein Fisch. Was thaten die Andern? werden Sie vielleicht forschen. Nun, Einige schauten zum Fenster hinaus, Andere lasen in einem Buche, die Meisten tranken tapfer. Ich war außerordentlich begierig wie die Geschichte enden würde. Plötzlich standen Alle auf, erklärten, sie hätten das Ingenium des Candidaten sattsam untersucht, und ergingen sich,

petiturus libellum aliquem scribat, sive etiam ab alio scriptum accipiat, et palam contra, dissentientes defendat. Scripserat hic etiam libellum, nescio cuius argumenti. Erat enim barbare et inficete scriptus. Hoc suo cum libello, charta inaurata ornato, ascendit excelsiorem locum, et praesentes invitat, ut, si cui aliter de re proposita videatur, suam sententiam libere proferant. Illi deinde multis ambagibus respondere, laudare candidatum; hic laudes renuere; omnes his mutuis confabulationibus tot bonas horas perdere, ut paullulum temporis severae disputationi relinqueretur. Ego qui non prope a loco, ubi consistebat candidatus, aberam, illum videbam oratiunculas has non memoriter dicere, sed e chartula recitare. Quare, quoniam saepe haesitabat in dicendo, non ipsum illas composuisse, sed ab aliquo accepisse, suspicabar. Tandem accedit aliquis, omnium qui in se oculos et ora convertit. Candidatum videbam modo erubescere, modo pallere, alios vero, nescio quid, sibi insusurrare. Quid multa? Alloquitur candidatus illum, ut mos est, atque, ut reliquorum exemplum sequatur, suamque de libello sententiam dicat, petit. Ille, qui mihi vir liberi oris, multae eruditionis et acuti ingenii videbatur, graviter et severe suam sententiam proponit, et variis interrogationibus bonum candidatum tantas in angustias adigit, ut multo sudore perfunderetur, nihilque propius abesset, quam ut a prae-

ziemlich stark berauscht, in Scherzen. Candidatus zog darauf seinen Beutel voll Gold hervor und zählte auf. Da kamen denn Alle geschwind herbei, selbst die vorher zu schlafen schienen, und prüften den Werth der Münze sehr genau. Einer flüsterte mir sehr vertraulich in's Ohr: Wie scheint Ihnen, lieber Mann, dies Gold? Haben Sie jemals vollwichtigeres gesehen? Sie strichen es ein, überhäuften den Candidaten mit Lobeserhebungen, und schwuren bei der Themis, daß er die neue Würde vollkommen verdient. Allein, er mußte noch eine andere Prüfung bestehen. In den betreffenden Statuten war nämlich vorgeschrieben, daß die Ansuchenden eine Schrift verfaßt haben (oder auch die eines andern Verfassers für die ihrige ausgeben) und deren Inhalt öffentlich vertheidigen müßten. Jener hatte nun wirklich eine Dissertation abgefaßt, deren Thema mir nicht mehr im Gedächtniß ist. Das aber weiß ich noch, daß sie ganz barbarisch und elend war. Mit diesem in Goldschnitt eingebundenen Wisch bestieg er das Katheder, die Anwesenden zu einer Disputation darüber einladend. Diese redeten viel dummes Zeug und priesen den Disputanten, der hergebrachtermaßen auf das Lob verzichtete. Damit vergingen mehrere Stunden, so daß zur wirklichen Disputation erstaunlich wenig Zeit übrig blieb. Nahe dem Katheder bemerkte ich, daß der Candidat Alles was er sagte von einem Zettel ablas, der indeß von einem Andern gemacht sein mußte, da er oft stockte. Endlich trat Einer

sentibus exsibilaretur. Placuit mihi vehementer viri ingenium, qui ex animo et serio rem agebat, nec magis mirabar, quam indignabar, cum unus ex iis, quos antea in conclavi, aut, si mavis, symposio videram, illum tacere iuberet, suumque *Veto* interponeret. Ille tacet, hic multis solemnitatibus honores capessit, auditorium dimittitur, ilicet. Admirabar ego mecum ridiculos hominum mores. Neque latuit animus meus virum proxime adstantem, qui, ne mireris, ait, hospes. Ita est nostrorum hominum ingenium. Hic non genus tantum et formam, sed eruditionem quoque et ingenium regina pecunia donat. Totum ius ad unguem calleas, fideli pectore omnium ICtorum sententias condideris, quicquid est ubique librorum, devoraveris, numi si desint, numquam hunc tibi honorem habebunt. Sis stipes, caudex, asinus, et asinorum asinissimus, modo non egenus, statim summa dignitate dignus videberis. Est enim eo res adducta, ut, quem antea paucis habebant, hunc iam omnes accipiunt honorem

- - - *omnes qui velle fatentur*

Nullus, ut expertum est, inde repulsus abit,

Atque boni, atque mali, stupidi minimumque sagaces,

Infima plebs, et flos nobilitatis item.

hervor, der Aller Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Mein Candidat wurde bald roth, bald blaß, die Uebrigen jedoch zischelten sich, ich weiß nicht was, in die Ohren. Wozu aber so weitläufig! Wie es Sitte ist, forderte der Disputant den Mann auf, ihm seine Meinung über die Dissertation zu sagen. Dieser (Johann Gottfried Sammet), ein freimüthiger, höchst gelehrter und genialer Mann, nahm die Sache sehr ernsthaft, und trieb durch verschiedene Fragen Jenen so in die Enge, daß er Todesangst schwitzte und fast ausgezischt worden wäre. Mir gefiel dieser Opponent ungemein, da er mit aller Gründlichkeit auf das Thema einging, und ich wurde beinahe wüthend, als einer der Herren vom Trinkgelage ihm Schweigen auferlegte. Er schwieg denn auch, und Jener erhielt unter vielen feierlichen Förmlichkeiten seine Würde. Das Auditorium zerstreute sich darnach.

Ich schüttelte den Kopf über die albernen Bräuche der Menschen. Ein neben mir stehender Herr aber bemerkte es und sagte: Mein Freund, wundern Sie sich nicht, das ist einmal die Art unseres Landes. Hier kann man durch Geld nicht blos Adel und Ansehen, sondern auch Gelehrsamkeit und Verstand erlangen. Wer die ganze Rechtswissenschaft am Schnürchen und ebenso die Aussprüche aller Rechtsgelehrten der ganzen Welt herbeten könnte, und alle Bücher im Kopfe hätte, aber kein Geld besäße, würde niemals zu dieser Würde gelangen. Man mag ein Klotz, ein Dummkopf, ein Esel, ja der vereseltste Esel

Ecce tibi illum iuvenem, inberbem, et ab ipsa natura ad contemtum abiectum. Ille in ipsis literis, quibus, ut Iuris Doctor renunciaretur, petiit, se in iure quidem hospitem, in aliis vero literis probe versatum esse, fassus est, et posteaquam iam Doctor renuntiatus fuit, tum demum prima initia iuris ab alio Doctore didicit. Tu vero impudentiam hominum mecum ride, et vale.

sein, nur nicht arm, und man wird zu den höchsten Staffeln emporsteigen. Es ist nachgerade dahin gekommen, daß Ehren, welche ehemals nur wenigen Auserwählten zu Theil wurden, Jedem feil stehen,

— — omnes, qui velle fatentur etc.

Sehen Sie, dieser junge Mensch (Stieglitz), dem noch nicht einmal der Bart keimt, der aller natürlichen Anlagen baar ist, hat selbst in der Eingabe, worin er den Doctor Juris nachsucht, gestanden, daß er in der Rechtswissenschaft unerfahren, in andern Wissenschaften dagegen bewandert sei. Und erst nachdem er Doctor geworden, hat er sich die Anfangsgründe der Rechtsgelehrsamkeit mit Hilfe eines andern Rechtsgelehrten angeeignet. Lachen Sie mit mir über die Schamlosigkeit der Menschen und leben Sie wohl.

Eine kleine Galerie unbestreitbar mit Meisterhand gefertigter Portraitskizzen sind die

Fragmenta Zopyri.

Succenseamne magis fortunae, quae tot saecula egregiis Zopyri sententiis carere voluit, an gaudeam, quod mihi potissimum earum in lucem proferendarum copia facta est? Quo casu, loco et tempore fragmenta haec reperta sint, non opus est multis commemorare. Duo tamen monebo. Erant illa quidem graeca lingua conscripta, sed quoniam ego (memor iuris iurandi, quo, cum ICtorum ordini adscriberer, adstrictus sum), nihil ea maiori odio habeo, ha-

Fragmente des Zopyrus.

Soll ich dem Schicksal zürnen, daß es so lange die vortrefflichen Schilderungen des Zopyrus verborgen hat, oder soll ich mich freuen, daß es mir gerade beschieden ist sie zu veröffentlichen? Bei welcher Gelegenheit, an welchem Orte und zu welcher Zeit diese Fragmente gefunden sind, darf ich nicht umständlich mittheilen. Etwas muß ich jedoch vorher bemerken. Sie waren griechisch geschrieben; weil ich aber (eingedenk des Eides bei meiner Aufnahme unter die Juristen)

deboque, dum vivam, atque etiam complures alios, opibus, et honoribus, insignes [illegible] mecum sentire scio laudoque, tradidi homini egeno et inepte diligenti graeca in latinam sermonem transferenda. Adiicere idem voluit *perpetuum*, ut dicebat, *commentarium*, *variarum lectionum libellum*, *et indicem rerum ac verborum copiosissimum*. Nolui autem ali[illegible]is ornamentis Zopyri decus conciliare. Sunt huic libello sequentes inscriptae literae

Q. I. R. C. M. H. D. E. F. F. Q. I.

quae quid significarent, nulla coniectura assequi potui. Homo vero meus criticus se in collectaneis suis invenisse testatus est, esse quosdam, non exigua eruditionis laude florentes, easdem qui literas dissertatiunculis et libellis suis inscribant, quid vero indicent, una se mecum ignorare. Nunc ad Zopyrum ipsum veniamus.

INCIPIT ZOPYRI LIBER.

Cap. I. „Si quem obvium „habes, qui totus ossa atque „pellis est, qui quasi laterna „Punica pellucet, et sic macet, „ut exta in sole inspicere liceat; „qui, multa murmurans, caput „scalpit, ungues rodit, et in „digitorum extremis tacite „verba enumerat; qui te ultro „alloquitur, modo os, tanquam „aliquid dicturus aperit, modo „labra dentibus mordet, manum „in vestem demittit, sensim „chartam protrahit, tum oculo

nichts auf der Welt so hasse und hassen werde, als die griechische Sprache, auch viele andere reiche und angesehene Leute mit mir darin gleicher Gesinnung sind, so habe ich die Fragmente von einem armen und närrisch fleißigen Menschen in's Lateinische übersetzen lassen. Er wollte noch einen Commentar darüber, eine Sammlung von Varianten, wie auch ein Wort- und Sachregister hinzufügen. Ich verweigerte aber die Ausschmückung des Zopyrus mit fremden Zierrathen.

Folgende Buchstaben standen am Anfang des Buches:

Q. I. R. C. M. H. D. E. F. F. Q. I.

Was diese bedeuten sollen, konnte ich nicht errathen. Mein Kritiker meinte, einige Gelehrte begännen ihre Streitschriften und Bücher mit diesen Buchstaben, allein was sie anzeigen sollten, wüßte er ebenfalls nicht. Nun kommen wir zum Zopyrus selbst.

Hie fängt des Zopyrus Buch an.

Kap. 1. „Begegnet dir Jemand, der ganz Knochen und Haut ist, einer punischen Laterne gleich durchsichtig und dürr, daß man bei Sonnenschein seine Eingeweide erkennt; der beständig knurrt, sich im Kopfe kratzt, die Nägel an den Fingern kaut, und schweigend an den Fingerspitzen Worte abzählt; der mit sich selber spricht, dann den Mund aufsperrt als ob er etwas declamiren wollte; bald sich in die Lippen beißt, mit der Hand in die Tasche fährt, ein Blatt herauszieht, dich wie ein merkwürdiges Geschöpf anstiert, oder wie einen, der in der Erwartung steht gefragt zu werden, auch sich allent-

„intento, laeto huic hominum „generi proprio, sed difficili „dictu, et qui, ut interroges, „quid in illa scriptum sit, flagi- „tare videtur, te aspicit; tandem „in omnes partes se versat, „quasi locuturus, nec orationis „principium inveniens, *tunc* „*fugite, o miseri! fugite.* Si „paullulum commoreris, vix vi- „vus discedes. Nescisne poëtam „hunc esse? Enecabit te versi- „bus suis. *Quare age, rumpe* „*moras.*

halben wie nach seinen Zuhörern umschaut, gleichwol aber sich noch vergebens um den Eingang seiner Rede innerlich abmüht: o! dann fliehe, du Armer, fliehe! Wenn du nur ein Kleines noch verweilst, wirst Du kaum lebendig davon kommen. Denn weißt Du nicht, daß dieser ein Dichter ist? Er wird Dich todtmartern mit seinen Versen, darum eile von dannen." (Karl Andreas Bel, Professor der Dichtkunst zu Leipzig seit 1757, † 1782.)

Cap. II. „Hominem pallidum, „dimissis tibi alibus, eorumque „altero nigro, altero albo in- „cedentem, oculis vibrantem, „caelum intenta acie intuentem, „modo huc, modo illuc, cursi- „tantem, modo subsistentem, „modo ambulantem, te salutantem „non resalutantem, saepe equos, „boves et arbores, tanquam ho- „mines, salutantem, et, capite „ad aedes offenso, quasi ex alto „somno excitatum, respirantem, „hunc igitur mathematicum esse, „et de quadratura circuli, in- „colis lunae aut fluxu et refluxu „maris meditari, scito.

Kap. 2. „Begnet Dir ein bleicher Mann, mit herunterschlotternden Strümpfen, von denen der eine schwarz, der andere weiß ist; der stieren Blicks den Himmel beschaut; bald da bald dorthin läuft, bald stehen bleibt, bald wieder fortgeht; Deinen Gruß nicht erwiedert; Pferde, Ochsen und Bäume häufig für Menschen hält; mit dem Kopfe wider die Wand rennt, und wie ein aus tiefem Schlafe Erwachender athmet: Der ist ein Mathematikus und grübelt über die Quadratur des Zirkels, über die Mondbewohner und Ebbe und Flut". (Daniel Gottlob Rudolph, Docent in Leipzig 1726 —1768.)

Cap. III. „Sunt, qui ince- „dunt, tanquam Cereris sacra „gestantes, gressu superbo, alta „fronte et auratis vestibus per „plateas; *albae rutilant in ver-* „*tice cristae*: magnifice se cir- „cumspiciunt, aliosque tanquam „foenum generoso cum risu „prae se contemnunt. Cum „canibus ludere, equitare, gla- „dium vibrare, saltare, venari, „et *tercentum donare deos* illis „sola sapientia: caput si intro-

Kap. 3. „Es giebt Menschen, welche stolz, mit aufgerichteter Stirn und goldbesetzten Gewändern auf den Straßen einhergehen, als ob sie die Heiligthümer der Ceres mit sich trügen. Den Federhut auf dem Kopfe, werfen sie hoffärtige Blicke um sich, alle Andern mit hochmüthigem Lächeln verachtend. Ihre alleinige Weisheit ist: mit Hunden spielen, Reiten, Fechten, Tanzen, Jagen. Statt des Gehirns hat ihnen die Natur den

„spicias, quisquilias illis noverca
„natura dedit pro cerebro, nulla
„*in toto corpore mica salis:*
„similes illi templis Aegyptiorum,
„quae magnificis columnis, ostiis,
„et arcubus exornata, intus ca-
„nem, felem, vel ridiculum mu-
„rem servant: libros magistro-
„rumque scholas, tamquam pes-
„tes, fugiunt: quaeras ex iis
„aliquid de artibus, quibus res-
„publica gubernetur, obmutes-
„cent: incipe de chartulis
„lusoriis loqui, Homerum lo-
„quacitate superabunt: velis,
„nolis, quae sua sit in hac re
„astutia, audies: generis et
„stirpis mentionem iniicias, avos
„et atavos enumerabunt: ne
„forte incredibilia tibi narrare
„videantur, superos et inferos
„ad confirmandam fabulae veri-
„tatem invocabunt. Mox digitis
„crepitabunt, uno pede salta-
„bunt, et ore aliquid pipient.
„Iidem post aliquot annos, otio
„et desidia transactas, ex poculo,
„quod sapientes et doctos efficit,
„bibent. Quomodo enim alias
„esse potest? In consilium de
„maximis rebus adhibentur, rem
„publicam gubernant, exercitus
„ducunt, de literis literarumque
„flore iudicant, de maximi mo-
„menti rebus decernunt. At-
„tende paullulum, quae cohortes
„clientium atria eorum obsideant,
„quibus osculis vestem conterant,
„quam supplici gestu et voce
„sibi favorem expetant; illi vero,
„quo supercilio, quo capitis
„motu, nullo ridente, de pace
„et bello disputent, qui inter mu-
„lierculas educati nihil aliud sa-
„pere, nihil aliud discere potue-
„runt, quam omnes alios, non

Kopf mit Spreu angefüllt, ihrem ganzen Körper kein Körnchen Salz beigemischt. Sie sind den ägypti=schen Tempeln ähnlich, die mit prächtigen Säulen, Thoren und Bogen geschmückt waren, im Innern aber Hunde, Katzen und Mäuse bewahrten. Die Werke der Gelehrten und deren Schulen fliehen sie wie die Pest, und frägt man sie nach dem, was einen Staat erhält, so verstummen sie. Fängt man aber an von Spiel=karten zu sprechen, so übertreffen sie Homer an Beredsamkeit; wohl oder übel muß man ihre Kniffe in dieser Kunst anhören. Dreht sich das Gespräch auf ihren Adel und Herkunft, so plappern sie alle Ahnen her, und zeigt man sich dabei ungläubig, so rufen sie alle Götter und Teufel zu Zeugen der Wahr=heit ihrer Fabeleien an. Bald knacken sie mit den Fingern, bald tanzen sie auf einem Beine, und pfeifen mit dem Munde. Aber nach einigen in Nichtsthun und Dumm=heit verbrachten Jahren, trin=ken sie auf einmal aus dem Becher, der klug und weise macht. Wie kann es auch anders sein? Sie werden zu den ernstesten Staats=geschäften verwendet, an die Spitze des Heeres gestellt, der Flor der Künste und Wissen=schaften in ihre Hand gegeben, zur Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten berufen. Beob=achtet dann nur, welche Schaar von Stellenjägern ihre Vorzimmer belagert, mit welchen Küssen ihre Gewänder besudelt werden, wie unterwürfig man ihre Gunst er=bettelt. Krieg oder Friede, Alles behandeln sie mit der Miene des tiefsten Verständnisses und hoch=

„albas cristas gestantes. con-
„temnere.

trabensten Ernstes, und haben doch unter der Erziehung ihrer Ammen nichts weiter gelernt, als Alle, welche keine weißen Federn tragen, zu verachten.“ (Der sächsische Adel.)

Cap. IV. „Paedagogi et „ludimagistri habitus hic erit: „vestis nigra et sordida, capil-„lamentum horrendum, torvus „vultus, incessus rusticus, obe-„sum corpus, tacitae in ore in-„crepationes et dirae, minax in „dextra baculus, quem saepe „tamquam imperator, milites in „ordinem redacturus, tollet, quo „saepius vacuas auras verbera-„bit. *Occursare capro, cornu „ferit ille, caveto.*

Kap. 4. „Die Beschaffenheit eines Erziehers und Schulmeisters wird künftig einmal folgende sein: Schwarzes, beschmutztes Kleid, eine ungeheure Perücke, ein häßliches Gesicht, bäurischer Gang, ein Fettwanst, in sich erstickende dicktönige Reden, in der Rechten ein furchterregender Knittel, den er häufig wie ein Feldherr ausstreckt, und mit welchem er noch öfter in der Luft fuchtelt. Hütet euch vor ihm.“ (Johann Jacob Reiske, 1716—1774, Rector der Nikolaischule in Leipzig.)

Cap. V. „Typographus, si „forte quem quaerat, cui Ephe-„meridum, oratiuncularum Teu-„tonicarum, odarum Anacreon-„ticarum scribendarum cura „committenda sit, attendat, num „vastum sit corpus, gladiatorius „incessus, firma latera, lacerti „carnosi, longi digiti, in qui-„bus non magis, quam in „capite aut cerebro sapientiam „et ingenium sedem fixisse, ab „idoneis auctoribus traditur.

Kap. 5. „Sollte Jemand von einem Verlagsbuchhändler befragt werden, von wem er Zeitungen, deutsche Reden, anakreontische Oden schreiben lassen soll, so schlage er einen vor, der einen massigen Körper, fechtermäßigen Gang, derbe Lenden, fleischige Arme und lange Finger hat, in denen, wie von bewährten Autoritäten behauptet worden, nicht mehr Weisheit und Verstand als in seinem Kopfe oder Hirn ist.“ (Gottsched.)

Cap. VI. „Philosophum fa-„cile agnosces: curvatum cor-„pus, caput crassum, digiti gra-„ciles, facies fraudulenta: fron-„tem saepe manu atteret, sibi „ignotos, aut alienos a se, vultu „misericordia pleno adspiciet, ad „laudem suam subridebit, alia „si in haeresi te esse dices, „arriget aures, contrahet frontem „et ringet: alius si philosophi

Kap. 6. „Einen Philosophen wirst Du leicht erkennen. Sein Körper ist gekrümmt, der Kopf dick, die Finger dünn, das Gesicht arglistig. Er reibt die Stirn oft mit der Hand, betrachtet Personen, die ihn nicht kennen und ihm ebenfalls fremd sind, mit mitleidsvoller Miene; lächelt, wenn man ihn lobt; schärft die Ohren, runzelt die Stirn und

„compendium laudabis, candes-
„cent genae, erigentur crines,
„plenus vultus irarum et calidae
„rixae. Ipsum si posthac te
„secuturum promittes, blande
„tibi manum premet: rediens
„domum Veneri litabit atque
„Baccho, et, quae in cathedrae
„umbra mane turpia et noxia
„esse docuit, vesperi iucunda
„et pulcra existimabit.

hüstelt, wenn man entgegengesetzter Meinung ist. Rühmt man das Lehrbuch eines andern Philosophen, dann schwellen ihm die Stirnadern, die Haare steigen ihm zu Berge, Rache und Zorn glühen in seinem Antlitz. Versprichst Du hernach ihm zu folgen, wird er Dir liebreich die Hand drücken; kommt er aber nach Hause, so opfert er der Venus und dem Bacchus, und was er Morgens auf dem Katheder als schändlich und schädlich verworfen, das wird er Abends als vergnüglich und schön erachten." (Christian August Crusius, 1715—1775, Professor der Theologie und Philosophie in Leipzig.)

Cap. VII. „Non aliter ICtos
„veros et magnificos, aut si
„mavis Realistas et homines
„practicos, quam veste nigra,
„longa, et tanquam ex Priami
„aetate asservata indutos videbis.
„Capillamentum instar nubis
„supra tergum suffusum eos os
„humerosque deo similes reddit:
„venter tam turgidus, ut ipsi
„vix calceos oblongos et latos
„adspicere queant: vultus mo-
„rosus et rugis plenus, in digito
„annulus instar compedis, ba-
„culus et gladius atavorum ae-
„tatem referens; bini sequentur
„et legent divina vestigia fa-
„muli, immensam chartarum
„molem sub brachio gestantes,
„ingemiscentes saepe et suc-
„cumbentes prope oneri. Hos
„tanquam miracula mirantur,
„hos nudato capite salutant,
„horum ob os ora obvertunt sua.

Kap. 7. „Ebenso wirst Du wahre und erhabene Rechtsgelehrte oder auch solche, welche der Praxis auf diesem Gebiete angehören, in einem schwarzen, langen Gewande, das aus dem Zeitalter des Priamus herzurühren scheint, antreffen. Ihre wie eine Wolke über den Rücken gelagerte Perücke macht sie einem Gotte ähnlich; ihr Bauch ist so aufgeschwollen, daß sie darüber hinweg kaum ihre langen und breiten Schuhe erblicken können; ihr Gesicht mürrisch und voll Runzeln; auf dem Finger tragen sie einen Ring wie ein Fußeisen groß, Stock und Degen sind Zeugen längstentschwundener Zeiten. Zwei Diener werden ihnen folgen und mächtige Ballen Papier, deren Last sie fast erdrückt, unter dem Arme nachtragen. Ueberall wird man jene Männer wie Wunder anstaunen und entblößten Hauptes grüßen." (Leipziger Juristen-Facultät.)

Cap. VIII. Si doctorum qui „eruditissimus sit, qui fons et „oceanus omnis doctrinae habeatur, cui maxima iuventutis „studiosae pars operam det, „intelligere cupis, *paucis ad„verte, docebo.* Erecta fronte „et calamistrata coma per plateas „volitabit, unguentis affluet, „suavissimo odore, quasi totus „roseus myrtheusque aëra im„plebit, pileolum gestabit sub „brachio, argenteo gladiolo cin„ctus habebit vestem sericam, „versicolorem, brevissimam, „obvios curvato eleganter tergo, „pede dextro ad sinistrum re„tracto, et pileolo usque ad pe„des manu demisso salutabit, „offeret pyxidem, pulvere ster„nutatorio plenum, tanta arte, „ut invitus etiam annulos in „digitis fulgentes videas, singulis „momentis horologium longis „aureis fibulis ornatum e brac„cis extrahet, quaedam de tran„quillitate aëris et serenitate „caeli mira linguae volubilitate „dicet, ludet subinde cum cani„cula, producet acta publica, „quid de eruptione hac militum, „de illa obsidione urbis sentiat, „exponet, multa denique iac„tatione manuum in viros doctos „declamabit. *Nate dea, quae „te tam laeta tulerunt saecula?*

Haec sunt, quae e Zopyri libris ad nos pervenire voluit fortuna. Vellem fati benignioris indulgentia reliqua boni philosophi e tenebris, quibus sepulta iacent, protrahantur, monumenta. Caeterum, etsi se bona fide egisse testatus est Grammaticus meus, vereor tamen, ut frag-

Kap. 8. „Willst Du den Gelehrtesten der Gelehrten kennen lernen, die Urquelle aller Gelehrsamkeit, den Ocean von Wissen, und dem der größte Theil der studirenden Jugend anhängt, so vernimm, ich will ihn beschreiben. Emporgerichteten Hauptes, mit gekräuseltem Haar, läuft er durch die Straßen, besalbt mit Wohlgerüchen, als ob er aus lauter Rosen und Myrrhen zusammengesetzt wäre, die Luft um sich her schwängernd, ein kleines Hütchen unter'm Arm, einen kleinen silbernen Degen an der Seite, und außerdem angethan mit einem seidenen, vielfarbigen, kurzen Obergewand. Alles, was ihm begegnet, grüßt er aufs Zierlichste: den Rücken graziös gebeugt, den rechten Fuß nach dem linken zurückgezogen, den kleinen Hut bis an die Erde schwenkend. Wer ihn anredet, dem wird er mit so unnachahmlicher Geschicklichkeit die Dose darreichen, daß man schlechterdings die funkelnden Ringe an seinen Fingern erblicken muß. Aller Augenblicke zieht er eine von goldenen Zierrathen strotzende Uhr an eben solcher Kette hervor, schwatzt mit unglaublicher Zungengeläufigkeit etwas vom Wetter und heitern Himmel, spielt dabei mit einem Hündchen, holt Zeitungen hervor, kritisirt die letzten Unternehmungen der Armee, und macht sich endlich unter vielem Händefechten schimpfend über die Gelehrten her. O, Göttersohn, welch beneidenswerthes Zeitalter sah Dich geboren werden! (Johann Gottlob Böhme, 1717 — 1780, Professor zu Leipzig,

mentis his vertendis, sic, ut virum bonum decet, versatus sic. Ex quo enim horum hominum furta deprehendi, eosque, qui libris in aliam linguam vertendis operam dant, non minus famelicos, quam lupos, esse intellexi, vix dici potest, quam suspectum mihi sit, quicquid agant. Quod ignorare vos, lectores, nolui, ne, quod aliena culpa factum sit, meae sive malignitati, sive ignorantiae, tribuatis.

kursächsischer Hofrath und Historiograph.)

So viel hat uns das Schicksal von des Zopyrus Schriften erhalten. Möchte ein gütigeres Geschick die noch fehlenden Reliquien dieses trefflichen Weltweisen der Dunkelheit entziehen, in welcher sie vorderhand noch begraben liegen! Im Uebrigen ist jedoch sehr fraglich, ob mein Uebersetzer als strengrechtlich denkender Mann verfahren sei, so hoch und theuer er es auch versichert. Ich habe unter diesen Zungenwechslern einige erwischt, welche sich bei ihrem Geschäft nicht blos hungrig, sondern geradezu wie die Wölfe erwiesen. Daher ist mir Alles verdächtig, was diese Leute machen. Und dies, meine Leser, durfte ich nicht verschweigen, damit, was fremde Schuld herbeigeführt, mir selber nicht etwa als Bosheit oder Unwissenheit angerechnet werde.

Im Nächstfolgenden macht uns der Verfasser zu Ohrenzeugen einer in den elysischen Gefilden stattfindenden Unterredung zwischen Burmann und Christ, bei dessen erstem Erscheinen viele gelehrte Seelen erröthend davon laufen, da sie ihn im Leben weidlich bestohlen: Scenen die sich im Himmel so oft wiederholen möchten, daß ein ewiges Reißausnehmen, Gestoße und Gedränge auch den unbescholtenen Seligen den Aufenthalt daselbst verleiden müßten. Christ findet aber auch Leute, die sich ehrfurchtsvoll ihm nahen, ihn über die Maßen preisen, über die Spitzbuben schimpfen, über den Verfall der Wissenschaften raisonniren, und darob so in Hitze gerathen, daß sie den Ankömmling wider Willen umgebracht hätten, wenn es möglich gewesen wäre. Die Ankunft eines andern Schattens befreit ihn von der furiösen Schaar, die sich nun an diesen wie an ein Spalier rankt und das vorige Gethue wiederholt, so häßlich er übrigens ist, so abschreckend sein Anblick, so erschöpft und verbittert seine Haltung, „als ob die ganze gelehrte

Republik auf seinen Schultern ruhe." In der Rechten hält er ein „teufelmäßiges" Buch, in der Linken ballt er einen Haufen Koth, bestimmt für das Antlitz dessen, der sich etwa erdreistet, jenem Buche Beifall zu versagen. Dieser Schatten ist der weiland gefürchtete und gelehrte Ernesti, Christ's Feind. Endlich begegnet Burmann dem Autor der „noctes academicae", und beide lassen sich in eine freundselige Unterhaltung ein, welche sich um die verstümmelnden und entstellenden Commentatoren und Interpreten der alten Römer und Griechen dreht, also die damals alle Grenzen überschreitende Sucht der Textkritik, in Reiske einen ganz sinnlosen Vertreter habend, geißelt und zugleich die Wuth der Theologen gegen das Studium der klassischen Philologie, welche jene damals genau so gefährlich dünkte, als es ihnen heute in Wahrheit die Naturwissenschaften sind. Doch auch die Juristen müssen eine nicht zu ihrem Vortheil ausfallende Revue passiren. Der Unwissenheit, mangelhafter Bildung, des Firlefanzheldenthums, der Käuflichkeit und Geldgier werden sie unter Anspielungen auf Seger und Conradi, Zoller, Richter, Breuning und den Theologen Christian Stemler geziehen. Und so entrollt sich ein trauriges, jedoch unübertriebenes Bild von den wissenschaftlichen Zuständen jener Zeit. Das Ende der Unterredung führt die Abstrafung eines Kritikers herbei, der über den Styx gesetzt sein wollte. Charon erkannte in ihm aber den Schulfuchs, der eine andere Lesung seines Namens vorgeschlagen, und aus Aerger darüber „bläute er ihm mit dem Ruder den Hintern tüchtig durch", und ließ ihn liegen.

Sehr ergötzlich durch eine alles auf den Kopf stellende Ironie sind die „Prodigia", kräftige Striche zu einem Zeitgemälde.

Der letzte Abschnitt zeigt einem jungen Gelehrten den Weg, auf welchem er bald zu einem berühmten Namen gelangen kann, und wie ihn der Verfasser die ungenannten Bach, Gottfried Mascov, Platner, Conradi und Breuning hatte wandeln sehen. Wie leicht zu errathen, ist es ein Weg, auf welchem blos schwindelhafter Ruhm erworben wird.

Im „Genius Saeculi" kommen, wie schon Abbt erkannte, die Gemälde von der Bildung und Vollendung eines hochadeligen jungen Herrn, wie die Unterredung eines alten Juristen mit seinem Sohn über Erlangung von Reichthum durch die

Rechtspraxis ziemlich mit den Rabenerschen Satiren überein. „Aber“, fährt Abbt fort, „das lateinische Kleid giebt ihnen eine Neuigkeit, vermittelst welcher sie sich uns zu unserm Vergnügen darstellen. Was mag wol die Ursache davon sein? Liegt es an dem Gedrängten der lateinischen Wendungen; an den Ausdrücken, die uns durch das Natürliche und durch einige ihnen anklebende Nebenbegriffe anreizen; oder entspringt dieses Angenehme aus dem Vergnügen, das wir über die glückliche Mittheilung der Gedanken unsers Verfassers in der Sprache der Römer fühlen? Ein Schriftsteller, der dieses ungezwungen erreicht, läßt uns gleichsam einen Zeitgenossen des Tullius hören, der sich über unsere Sitten in seiner Sprache ausdrückt.“

Ohne die Folie der Satire geht Klotz die Wirklichkeit hart an in dem Briefe über einige Ursachen der hereinbrechenden Barbarei. Einiges davon möchten sich unsere Tage auch, doch noch viel schärfer vorgehalten sein lassen, als da ist der akademische Zopf von den vier Facultäten, in welche alle Wissenschaften eingeschachtelt werden, und „die aus Frankreich herübergekommene Thorheit oder vielmehr Raserei, den ganzen Umfang der Wissenschaften in Lexika einzuquetschen“, „die blos dazu dienen, armen, verschuldeten und geizigen Unternehmern Vermögen zu verschaffen, im Uebrigen die Halbbildung zu verallgemeinern, belesene Unwissenheit, anmaßende Waschhaftigkeit zu vermehren.“ „Wohlhabende Dummköpfe und Frauenzimmer mögen ihre Weisheit in dergleichen Spreu und Narretheien holen.“ Wenn es Klotz schon damals schwer geworden sein mag, hierüber keine Satire zu schreiben, würde er sich heute, heute mäßigen können?

Die ihm hier entschwundene heitere Laune kehrt in dem allegorischen Kapitel von der „Sterndeutekunst“ vollständig wieder. Von diesem geht er zu dem „Commentar des Agricola Bonfidius über seine eigenen Begebenheiten“ und den „Nachahmern des Cicero“ über. Hieran schließt sich der geniale Wurf, den ich wie folgt in deutschem Gewande wiedergebe, da es keiner Probe seines Lateins in der Satire mehr bedarf.

Geschlechtsregister der Kritiker.

Es heißt, die Göttin Eris, die auf nichts als Krieg, Rache, Verfolgung und Handlungen der Grausamkeit sinnt; die Mutter des

Streits und der Schmähsucht ist, vor Zeiten schon die Eintracht der Göttinnen durch einen goldnen Apfel verscheucht und Troja verwüstet hat, noch täglich die Hände des sonst gefügsamen Weibes gegen den Mann waffnet; ohne deren Beistand kein Kritiker etwas Bemerkenswerthes verrichtet; die wohlbedächtig für den Buchhändler sorgt, daß er Geld verdiene, und für die Krämer, daß sie niemals Mangel an Maculatur leiden; die alle Weltweisen wie Egeria den Faun unterrichtet und in deren Flursälen ihre Wohnung aufschlägt, — von dieser Göttin heißt es: sie wäre schwanger gewesen. Von wem? Ja, wie sollte ich das wissen, da selbst die Göttin geschworen, sie wisse es nicht. In dem Götterrathe, der niemals vollzähliger als damals gewesen, gestand sie zwar das Factum an sich ein, aber sie schwur beim Pluto, daß sie nie einen Mann geküßt. Man hielt dies für wunderbar und unglaublich. Denn damals kam es noch nicht vor, daß Mädchen ihre Schwangerschaft mit einem Eid betheuerten, zugleich aber nichtsdestoweniger behaupteten, ihre Jungfrauschaft noch zu besitzen. Man hatte damals auch noch keine Lucina sine concubitu geschrieben. Wie nun immer, genug, die Göttin war schwanger, und gebar in kurzem in einer einzigen Nacht viele Söhne.

Non alias coelo ceciderunt plura sereno
Fulgura, nec diri toties arsere cometae;
Tempore quanquam illo tellus quoque et aequora ponti
Obscoenique canes, importunaeque volucres
Signa dabant — —
Heu! quantum inter se bellum — —
— — quantas acies stragemque ciebunt!

Die Söhne erster Niederkunft waren folgende: Argyropylus, Poggius, Florentinus, Claudius Verdierius, Laurentius Valla, Scala, Marullius, Leonardus, Aretinus, Angelus Politianus, Wilhelm Budäus, die Scaliger, Sigonius, Olaus Borrichius, Caspar Scioppius, Jacob Gronov, Küster, Burmann I. Sie hatten nicht nur das Leben von ihr empfangen, sondern auch ihre Sitten mitgebracht. In ihrer kleinen Brust arbeiteten große Seelen, Kriegsgeschrei war ihre Lust. Glückliche Eris, welch' eine Nachkommenschaft!

Einmal die Grenzen der Keuschheit überschritten, fand sie an der Unzucht ein Vergnügen. Bald hernach beschlief sie Merkur, der Gott der Wissenschaften und der Spitzbüberei, und sie gebar eben so viel Kinder. Sie hießen: Lampin, Friedrich und Ezechiel Spanheim, Morhof, Johann Rosinus, Johann Clerc, David Chyträus, Gundling, Haverkamp, Johann Gottlieb Heineccius, Maittaire, Pitiscus, Johann Nicolaus Funccius, Freigius, Wagenseil, Duzelius, Verburg, Eberhard Otto, und alle Herausgeber der delphinischen Ausgaben. Von der Eris bekamen sie die Unerschrockenheit, vom

Merkur die List. Sie hatten daher krumme und schmierige Finger, Luchsaugen, frechen Unternehmungsgeist und eine eiserne Stirn.

Die Göttin ward des Merkur bald überdrüssig, denn was ist unbeständiger als Liebe! Vornehmlich soll sie ihm deshalb gram geworden sein, weil er seine im Mausen geübten Söhne unaufhörlich vertheidigte. Sie schloß den Mars in ihr Herz, jenen grausamen und blutdürstigen Gott, den Vater der Waffen, und zeugte mit ihm den Cujaz, Caspar Barth, Glarean, Salmas, Tanaquil Faber, Lambert Bos, Muret, Needham, Paw, Barnes, Acidalius, Ludwig Carrio, Galen, Jacob Tollius, Böckler, Heinrich Stephan, Palmesius, Cruquius, Gujet, Grävius und Bentley. Diese mußten nothwendigerweise grausam sein. Niemand kam unverwundet davon. Es war keine Gegend, die sie nicht verwüsteten, kein Ort, wo sie nicht sengten, brannten und Alles niedermachten. Am ähnlichsten dem Mars war Bentley.

Wie sehr die Schönheit der Eris durch solche Liebeslust herabgekommen, kann man sich leicht vorstellen.

Forma bonum fragile est, quantumque accedit ad annos
Fit minor et spatio carpitur ipsa suo.

Sie behagte keinem Gotte mehr. Verlor sie aber auch ihre Reize, so doch nicht die Wollust, und so kam es, daß sie dem verlumptesten Gott den Coitus nicht abschlug. Diese tolle und gemeine Unzucht brachte folgende Creaturen zu Tage: Anton Mancinellus, Christian Weiße, Parrhasius, Hederich, Junker, Stübel, Schrevel, Emmanuel Sincerus, Johann Minellius, Gumbrecht, Uhsen, Weinrich, Schröder, Gottschling und andere elende Grammatiker, die nach ihrem Tode der Verwandlung in Fliegen, Hummeln und Schmetterlinge anheimfielen.

Die feinste Satire aber von den vorgenannten und ferneren Stücken des „Genius“ ist ohnstreitig der „Brief an die Vertheidiger der Reinheit der griechischen Sprache im Neuen Testament“, eine Art Parodie, die zwar schon vor ihm von Mehreren gebraucht worden, allein nicht immer mit so viel Witz, um wie hier der Wirkung vollständig vergewissert zu sein. So nun schreibt er:

Scharfsinnige Männer!

Hemsterhuis, ein in der griechischen Sprache nicht ganz unbewanderter Mann, dem Sie jedoch an Gründlichkeit weit überlegen sind, und dem Ihre Ansicht über die Reinheit der griechischen Sprache jederzeit lächerlich erschienen, befindet sich in großem Irrthum. Meinen Freunden wünsche ich alles Gute, meinen Feinden

aber diesen Irrthum. Ich selbst, unumwunden gestanden, war mit dieser Ketzerei befallen, da ich mir noch wenig Mühe gegeben hatte, die Schönheiten der griechischen Sprache zu erforschen, nicht fleißig genug griechische Werke gelesen. Nun indeß, den Göttern sei gedankt, bin ich zur Einsicht gelangt. Ich habe erkannt, auf was für schwächlichen Gründen sich deren Meinung stützt, wie wenig griechische Bücher Ihre Gegner studirt haben. Freien Antriebs verdamme ich meinen Irrthum. Ich erkenne die Tiefe Ihres Verstandes, die Hoheit Ihres Genies, die Schärfe Ihres Gehörs. Mit Händen und Füßen trete ich, wenn es sein muß, Ihrer Meinung bei.

Allein, hochgelahrte Herren, ich bitte Sie, was halten Sie von den epistolis obscurorum virorum? Sie haben ohne Zweifel vernommen, daß sie als ungeschlachte und barbarisch lateinische Briefe ignorirt und verworfen worden. Sicher aber ganz unrecht und thöricht! Selbst die Götter ehren die Schatten ihrer Verfasser. Sollte ich denn kein Lob verdienen, wenn ich sie vertheidigte, wenn ich bewiese, daß diese Briefe rein, zierlich, echtlateinisch wären? Ich werde eben den Weg, den Sie bei Vertheidigung des neutestamentlichen Stils gewählt, einschlagen; ich will Ihr erleuchtetes Beispiel vor Augen haben und nicht ein Haar breit davon abweichen. Sie selbst mögen Richter sein. Und am sichersten werde ich meine Absicht erreichen, wenn ich eine Epistel Johann Arnold's an Ortuin Gratius zu Grunde lege.

Crediderim utique, quod audiveritis, vel fuerit vobis pluscule dictum, qualiter ex quadam affectione animali bona contulerim me nuperrime viatica ambulatione ad urbanam Romae curiam

Crediderim utique] Dieser Brief ist so zierlich geschrieben, daß man glauben sollte, der Verfasser desselben sei ein Zeitgenosse des Cicero gewesen. Diesen hat er besonders hoch gehalten und glücklich nachgeahmt. Cic. ad Attic. XIII. 13. illud utique scire cupio. Ad eund. V. 9. literis, quae ad me utique perferantur, consequerer, et sic saepe alias.

Pluscule] Unser Verfasser gebraucht sehr oft Diminutive, weil sie eine eigenthümliche Niedligkeit hervorbringen. So hat er beneficiolum, artificiolum, librulum, epistolium. Des Wortes pluscule bedienen sich Terenz, Lucrez, Cicero und Gellius.

Ex affectione animali]' Das Wort affectio wird zwar selten für Liebe gebraucht, allein man findet es doch. Tacit. Annal. IV. 15. Inter laetas audientium affectiones, und eine alte Inschrift bei Gruter: ob affectionem et pietatem in se eximiam. Affectio animalis heißt eine lebendige Liebe, die gleichsam der Seele entquillt. Das Wort animalis findet man bei Cicero Tusc. I. 17. Augustin. refract. extr. Ex affectione heißt so viel als: aus oder durch Liebe; so hat es Liv. II. 52. Ex copia deinde otiaque lascivire rursus animi. Suet. Calig. LXVI. Modo ex aliqua causa agenti gratias. Ferner Sallust. bell. Catilin. 36.

Viatica ambulatiuncula] Nämlich, weil er es mit einem Zehrpfennig versehen gethan hatte. So verwendet Plaut. Menaech. II. 1, 29. das Wort viaticus. Vielleicht möchte Jemand besser die coenam viaticam darunter verstehen, worüber Turneb. Advers. XXX. 26. und Torrent. ad Suet. Vitell. III. zu vergleichen.

causa lucrali ad consarcinandum unum beneficiolum seu praebendiolam vel parochiam aliquam missam. Unde poterit mihi ex nunc usque ad finem vitae meae sufficere ac suppetere victus et amictus, si divina voluerit Dei gratia, quam ob rem me hercle! vel medius fidius! debueritis mihi non rariuscule unam litterulam amiciose conflatam seu compilatam scribere, et in ea effectionaliter significare, quomodo steteritis in omni qualitate corporali et animali, et quomodo fueritis fortunatus fataliter ex praedesti-

Consarcinare] S. Gell. XIII. 23. Wie der Schneider mittelst der Nadel Kleider nähet, so mühsam habe ich mir ein Geschenk erworben.

Ex nunc] Diese Redensart mißfällt einigen verdorbenen Kritikern, aber ich glaube, daß sie aus dem Griechischen ἐκ τοῦ νῦν entstanden. Ich bekenne zwar gern, daß sie in keinem lateinischen Schriftsteller anzutreffen, allein welche geringen Leistungen in lateinischer Sprache sind bis auf unsere Tage gekommen! Der größte Theil ist verloren gegangen und in Vergessenheit gerathen. Ich sehe auch gar nicht ein, warum ex nunc zu verwerfen sein sollte, da doch die Römer zum Adverb eine Präposition setzen. So liest man inibi beim Apulej. Multa inibi dicta sunt, quae commemorare non est opus. Und beim Plautus: vos inibi estote. Ebenso exinde bei Livius I. exinde duabus admotis quadrigis. Ferner proinde bei demselben I. proinde ne gravarentur, und bei Terenz Phorm. proinde expiscare. Warum sollten wir also diese niedliche Redensart nicht beibehalten?

Suppetere victus] Das heißt: es sei bereit, gleichsam sub pedibus sit. Caes. VII. 85. Suppetunt vires. Cic. fin. I. 4. si vita suppetet. Sallust. bell. Cat. XVI. causa minus suppetat. Vergleiche den Vater der Redensarten: Cortius.

Si divina] Ohne Zweifel hat der Verfasser den Vers des Juvenal VII. 196 in Gedanken gehabt:

Si fortuna volet, fies de rhetore consul,
Si volet haec eadem etc.

Gratia bedeutet Wohlgewogenheit. Wer kann dies tadeln, da selbst Cicero de clar. orat. 43. gratiam alicuius sibi conciliare und gratiam collectam effundere sagt?

Quam ob rem me hercle! debueritis] Der Ausruf me hercle! ist hier sehr elegant angebracht. Liv. XXVIII. 44. si hercle! nihilo maturius perficeretur bellum. Plaut. Antul. I. 2, 17. si hercle! tu — excesseris. Cic. ep. V. 10. si me hercules! os Appii haberem. Wer dürfte den Stil unseres Arnold bemäkeln?

Conflatam] Man sagt conflare invidiam. Cic. l. I. 9. conflare familiaritatem. Terent. Eun. V. 2, 35. conflare bellum. Cic. ep. V. 2. Warum sollte man denn nicht auch sagen conflare epistolam?

Significare] Nachricht geben. Cic. ad Att. I. 11. hat significare per literas.

Steteritis] Kann verschieden gedeutet und gerechtfertigt werden. Vorerst quomodo probetur et tibi et aliis animi tui status. So heißt es fabula stare. Horat. II. ep. 1. 176. und fama stare. Grat. in Cyneg. 100. Ferner: wie glücklich, wohl und gut dein Zustand sei. So hat es Cic. offic. II. 1. Utinam respublica stetisset, eodem, quo coeperat statu. Und Sueton, Otto 5. und Cic. ep. I. 4. Cum in senatu pulcerrime staremus. Ebenso VI. ep. 6.

Qualitate] S. Quinct. V. 9. und Cicero Ac. qu. VI. 7. Corporalia bona externa hat Gellius XVIII. 1. desgleichen Senec. ep. 78 voluptates corporales.

Fataliter] Nach dem Schicksale, nach Bestimmung des Schicksals. So sagt Cic. ep. II. 7. und Eutrop. I. 10. fataliter mortuus est.

natione divina, quae fuit ante secula, sicut dixerit Lactantius, quem audiverim nuperrime studio intentionali, quando lectus fuerit formaliter hic in sapientia: praeterea enim vero venerit unus socialus ex colonia et gelidis Alemanniae partibus, apportans epistolia missiva, hinc inde sibi adstipulata, quod quo videlicet intellexerim, qualiter vos fecistis imprimere arte characterali unum librulum, qui intelligitur esse vel fuisse intitulatus seu praenominatus, Epistolae obscurorum virorum ad M. Ortuinum Gratium, in quo utique codiculo seu libello, sicut talis dederit, mihi intelligendum, continentur omnes litterulae ad vestram dignitatem hinc inde destinatae charitative et fraternaliter a vestris amicis et notis, etiam posueritis meum epistolium intus, et valde miratorie stupefactus fuerim, quod dignamini me tantisper honore sesquipedali, et facitis mihi aeternalem famam, qua propter habueritis

Praedestinatione] Liv. XLV. 40. sibi ipsum similem triumphum praedestinare.

Studio intentionali] Ist ebenso viel wie studio intento. Das Wort intendere gebrauchen die Schriftsteller häufig, wenn sie Arbeit und Sorge damit bezeichnen wollen. Cic. Sen. XI. intentum animum habebat. Tacit. hist. I. 48. Prout animum intendisset. Liv. XXI. 49. Sallust. bell. cat. 2. iug. 20. Der Analogie gemäß konnte mithin unser Autor studio intentionali für intendo gebrauchen.

Quando] ist gleich quoniam, nach dem Beispiele großer Scribenten. Valer. Flac. I. 241. superum quando consulta videtis o Socii. Sallust. bell. iug. 102. Nunc, quando per illam licet, festina.

Lectus] etwas dunkel. Ich will offen sagen, wie ich darüber denke. Ich bin der Ansicht, der Verfasser habe sagen wollen: nicht der Kirchenvater Lactantius, sondern ein gewisser neuerer sei auf gescheidte Manier zu einem geistlichen Amte gelangt. Denn gute Autoren setzen legi für eligi. Val. Max. II. 3. E peditibus lectos expediti corporis. Justin. XIII. 2. Trecenta millia armatorum lecta ex omnibus copiis. Einige interpretiren anders, als: Lactantius besitze sehr viel Belesenheit, oder, des Lactantius Schriften wären vergelesen worden. Wie sehr aber sind diese im Irrthum! Denn hätten sie Recht, so wäre unser Autor ein schlechter Schriftsteller. Jene unwissenden Menschen thäten daher besser, sie schwiegen, als daß sie sich mit Erläuterungen befassen. Man sollte sie zu den Musentempeln hinausweisen, da die Natur das Ingenium dieser sklavischen Geschöpfe so vernachlässigt hat, und ihre Dürftigkeit sie zwingt die Brosamen von reicher Leute Tische aufzulesen. Doch paßt es für uns nicht, daß wir uns weiter mit ihnen abgeben. (Diese Stelle ist dem Vorrath der Burmänner entnommen.)

Formaliter] Warum sollten wir diesen Ausdruck verwerfen, da doch Sueton. in Domit. c. 13. sagt: epistolam formalem.

Fecistis imprimere] Ist das vorzüglichste Latein. Cic. ep. 13, 18 itaque facio me alias res agere. Corradus, Manutius und Grävius übergehen es; Cortius und Bengel dagegen haben es bemerkt, lib. IV. ep 12. visum est faciendum — vos certiores facere. lib. III. ep. 8. faciendum mihi putavi — — ut responderem. De divinat. I. faciendum, ut diligenter comparemus. Terent. Eun. IV. 7. 31. Liv. 36. 39.

Facitis famam] ist nach aller Analogie lateinisch. Wer hat facere bellum, tumultum, timorem, formidinem gesagt? Ist es nicht Sallust. B. C. 33. gewesen? Periculum homini facere hat er ebenfalls.

Aeternalis] Inschriften bei Reinesius p. 649 somno aeternali. Fortunat. 10, 10. salus aeternalis.

scire, qua tenus voluerim vobis gratiam referre, in quantum potero, etiam sciveritis, qualiter studuero hic per totum in poeseos artificiolo, et ergo fuerim aliter stylatus, quam prius. Valete.

Sicut dederit] nämlich se. So hat Terenz quot res dedere, ubi possem persentiscere. Hec. 3. 3. 20. ut res dant sese.

Habueritis scire] Sehr graziös. Tantum habeo tibi polliceri. Cic I. ep. 5 ingleichen ad Att. 22. habeo scribere. Horat. Epod. 16, 23. Gell. 15. 20. Terent. Andr. 3. 2. Lucret. 6. 711. Siehe auch Cort. ad Cic. ep. 1. 5. Seru. ad Virg. Aen. 5. 248. Voss. A. G. 7. 51.

Stylatus] In diesem Briefe sind einige Ausdrücke, welche in Latium, das will sagen in dem kleinen Theile der auf uns gekommenen römischen Schriftsteller, nie gekannt worden sind. Z. B. fraternaliter, epistolium, intitulatus, animose, missiva, und etliche andere. Weshalb sollte denn aber einem Schriftsteller verboten sein, mit Hilfe der Analogie neue Ausdrücke zu machen?

Valete] Gewiß sehr nett verwendet unser Autor die zweite Person in der Mehrheit. Da die ausgezeichnetsten Schriftsteller sich der ersten Person in der Mehrheit statt der ersten in der Einheit bedienen, warum sollte man denn diese feine Wendung nicht auch auf andere Weise gebrauchen?

Nun, meine Herren, was sagen Sie dazu? Warum schneiden Sie Gesichter und sind unwillig? — — War es das? — — Einzelne Worte sind freilich mitunter gut, und könnten einigermaßen gerechtfertigt werden. Aber es ist doch wol wahrscheinlicher, daß sie meist dem Deutschen entnommen und daher der ganze Stil keineswegs ganz echt lateinisch und die Verbindung über die Maßen erbärmlich zu sein einigen Anschein hat. Wahrhaftig! Ich möchte wol belehrt sein, ob Sie es in Ihren vindiciis anders getrieben haben!

Seines „Somnium, in quo praeter caetera, genius saeculi, cum moribus eruditorum vapulat“ (1761) konnte ich nicht habhaft werden. Ich mußte mich begnügen an dem, was Abbt darüber meldet: „Sie können die Wendung schon aus der Aufschrift errathen.“ Im Uebrigen verweist er auf „ein paar Briefe im Geschmacke der epistolarum virorum obscurorum“, ohne dem Urtheile der Leser irgendwie vorzugreifen. Verfaßt war diese Schrift bereits vor seiner Uebersiedelung nach Jena.

Welchen geheimen Groll gewisse Leute dort ob aller jener Satiren gegen ihn hegten, konnte er den Angriffen entnehmen, die seine Oratio pro Lipsii Latinitate und noch mehr seine Animadversiones in Theophrasti characteres ethicos trafen. Wie gewappnet er aber war, zeigte er in dem „Anti-Burmannus“ (1761), den Peter Burmann's II. Epistola ad Fratrem provocirte, der denn allerdings nichts schuldig blieb, sondern Blitz und Donner im „Anti-Klotzius“ entlud, damit jedoch nur zu dessen Celebrität beitrug.

Mehr als diese persönlichen Lanzenrennen, in denen Klotz den Niederländer mittelst des „Funus Petri Burmanni secundi“ (1762) aus dem Sattel stach, womit ich freilich nur ein sehr untergeordnetes Lob ausgesprochen haben will, interessiren uns die in Jena geschriebenen „Ridicula litteraria“ (1762) wegen ihres allgemeinen Inhalts. Allein sie stehen nicht auf der Höhe der beiden erstgenannten Schriften, und selbst das elegante Latein kann für die materiellen Mängel nicht entschädigen. Er beginnt mit der Ironie: Laus Metaphysices in consessu Metaphysicorum recitanda. Abbt hatte ganz Recht, daß er diese Satire verspätet nannte. Was sich über Werth oder Unwerth dessen hervorsuchen ließ, was man damals die Wissenschaft der Metaphysik hieß, war seit einigen Jahren bereits vollständig erschöpft. Das zweite Stück ist eine Unterredung eines Antiquitätenkenners mit einem Fremden und seinem Diener über einen Scherbel, den ersterer für ein altrömisches Gefäß hält, der andere unversehens zerbricht und den Besitzer dadurch in die äußerste Wuth versetzt, bis der dritte endlich die kostbare Reliquie als den Scherbel eines zerbrochenen Blumentopfs erkennt. Ich kann es nicht so hart rügen wie Abbt, daß diese Erzählung zu abgenutzt sei; wol aber fehlt ihr die lebendige Darstellung. In Erfindung noch magerer ist eine Fabel, worin unter die Thiere (Schriftsteller und Gelehrte) Provinzen vertheilt werden. Wenig ansprechend ist ferner der Abschnitt Varia, Anekdoten über Barth, Reinesius und Lünig enthaltend, und die Artikel von der Zeitungsschreiberei und Zeitungslobhudelei leiden ebenfalls unter dem Mangel an Neuheit. Trefflich allein ist die Schilderung eines Philosophen, der unbekannt und arm geblieben und endlich Hungers gestorben. Hier hat auch die Diction ihren Gipfel erreicht, und es ist kaum möglich sie zu übersetzen ohne sie zu schädigen. Abbt's Verdeutschung darf als ein Muster von Unbeholfenheit gelten.

Die einzige von Klotz in Jena geschriebene Satire, welche noch zu erwähnen, ist der „Libellus de minutiarum studio et rixandi libidine Grammaticorum quorundam“ (1761).

Neider und Feinde ließ er in Jena zurück, Neider und Feinde empfingen ihn in Göttingen. Seine persönliche Stellung sollte hier eine sehr unerquickliche werden. Worin er Liscow sehr ähnelte: in unbezähmbarem Hange zu satirischen Ausfällen,

wovon seine journalistische Thätigkeit in den Actis Eruditorum, den Göttinger gelehrten Anzeigen und in seinen eigenen, 1764 begründeten „Actis litterariis“ hinreichende Belege bietet, diese zogen ihm den Haß der Meisten zu. So manche Erzählung von seinem beißenden Scharfsinn ist ferner traditionell bekannt. Was er entschiedener denn vormals erstrebte, Heyne freilich glücklicher erreichte: „die Studien des klassischen Alterthums mit der vorgeschrittenen Bildung der Zeit, mit den Anforderungen der Humanität und Schönheit, in Sitte, Kunst und Literatur, in Einklang zu bringen, mit einem Wort, die ästhetische Behandlung der Philologie und ihre Einführung in die Kreise der Gebildeten, da sie bis dahin in die Grenzen der Schule gebannt war“, das erweckte auch die Scheel- und Verketzerungssucht unter seines Gleichen. Dazu kam noch die intriguenerzeugende Gunst, in welcher er bei dem Universitätscurator, Staatsminister von Münchhausen stand. Dieser hielt ihn durch Verleihung einer ordentlichen Professur fest, als ihn 1763 erst Gießen, dann Halle beriefen. Und da er sich in demselben Jahre (nicht 1761, wie Budik will) glücklich verheirathete, so fand er laut eigener Erklärung seine Lage behaglich genug, um die widerhaarigen Beziehungen zu seinen sonstigen Umgebungen leichten Gemüths ertragen zu können. Lange indeß dauerte diese Stimmung nicht. Schon im Anfange des Jahres 1764 schrieb er einem Freund: „Bei aller Gnade des Herrn von Münchhausen lebe ich hier höchst mißvergnügt. Ich bin Göttingen völlig satt.“ Aber nicht Heyne's Ernennung an Geßner's Stelle war daran Schuld, Münchhausen versicherte und bewies, daß sie keine Beleidigung für Klotz sein sollte, wofür sie ansehen zu müssen er für einen Augenblick wähnte, sondern fortwährende offene Gehässigkeiten, und insgeheim gesponnene Anschläge, ihn aus der Gunst des Ministers zu verdrängen. Erstere vereitelten seine von Münchhausen befürwortete Aufnahme in die königliche Societät der Wissenschaften. „Die Gnade des Herrn von M.“, meldet er demselben Freunde, „hat mir viel Neid zugezogen, und auch viel Feindschaft. Aber ich lache über alles Murren und Nachstellen. Mein Satz ist: thue recht, scheue Niemand und rede die Wahrheit. Hiebei bin ich bisher ausgekommen und werde ferner auskommen.“ Dann erzählt er obiges Factum. „Unterdessen werde ich dennoch Mit-

glied, aber die Sache wird aufgeschoben bis auf des (abwesenden Präsidenten) Herrn von Haller Erklärung und also bis gegen das Ende dieses Jahres." Kabalen brachten inzwischen wirklich eine kleine Verstimmung des Curators gegen ihn zuwege. So hatte ihm dieser die Abfassung der Geschichte der Universität Göttingen in lateinischer Sprache übertragen. Plötzlich jedoch ertheilt er Pütter diese Ausführung in deutscher Sprache und Klotz blos die einer lateinischen Uebersetzung, welche er sofort ablehnte. Und nun dachte er ernstlich daran Göttingen zu verlassen.

Das Glück kam ihm unerwartet schnell entgegen. Wilhelm Franzen, Professor der Geschichte und Beredsamkeit zu Halle, wünschte hohen Alters halber von aller akademischen Wirksamkeit entbunden zu sein. Jetzt rieth der Major Quintus Icilius, mit welchem Klotz durch Bel in Beziehung getreten war, dem Könige von Preußen dessen Berufung an, und unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken ernannte ihn Friedrich der Große zum Professor der schönen Redekünste an Franzen's Stelle, mit einem Gehalte von 600 Thalern, während der aller übrigen Ordinarien daselbst nur 200 betrug, und verlieh ihm außerdem das Prädicat Hofrath. Nun zeigte sich's aber auch, daß man in Göttingen nicht blind gegen seine Verdienste war. „Der vortreffliche Münchhausen", schreibt er, „hat an mir noch als ein wahrer Menschenfreund gehandelt. Er hat mir die honorabelste Dimission geschickt. Er hat den besten Abschied von mir genommen, und wenn es mir in Halle nicht gefällt, kann ich allezeit noch Göttingen wieder zurücke gehen." Die Bewegung, die sein unvermutheter Abgang hervorrief, berechtigte ihn zu der Aeußerung: „Ich habe wirklich mehr Freunde gehabt, als ich geglaubt."

Kurz nach Ostern 1765 nahm er den neuen Lehrstuhl ein. „Sein Ruf als Gelehrter wuchs mit jedem Tage, er wurde in seinen Vorzügen erkannt, geschätzt und ausgezeichnet." Im nächsten Jahre berief ihn der König von Polen unter den verlockendsten Anerbietungen; doch Friedrich der Große nöthigte ihn durch ansehnliche Erhöhung seines Gehalts (auf 1000 Thaler, laut urkundlicher Angabe) wie durch Ertheilung des Charakters als Geheimerrath zum Bleiben. „Wie wäre eine so rasche Laufbahn ohne ein bedeutendes Talent möglich gewesen?" ruft Guhrauer.

Hier in Halle erreichte der von einem solchen König Geehrte den Zenith seines Ruhms, eines wahrhaft beneidenswerthen Ruhms. Nicht blos, wie Gervinus sagt, „Alles was einigen veralteten Ruhm noch retten oder einen schwankenden befestigen wollte, drängte sich mit Lobpreisungen an“, sondern, wie bemerkt, selbst die hervorragendsten Köpfe, Geister ersten Ranges verehrten ihn. Ich kann mich einer kurzen Rundschau nicht erwehren, wobei jedoch das Ueberschwängliche außer Acht bleiben soll, was der „Modestil der Zeit“ mit sich brachte. Weiße nennt den 27jährigen Gelehrten „einen Mann, den er schon lange wegen seiner seltenen Einsicht, großen und weitläufigen Gelehrsamkeit, wegen seines feinen und geläuterten Geschmacks bewundert und hochgeschätzt habe.“ Abbt betrachtete, ohne Phrase, seine Freundschaft als ein unvermuthetes Glück. Gleim, in der Erkenntniß Anderer weiter als in der eigenen, stellt ihn in einem Sinngedicht mit Lessing und Hagedorn auf eine Linie: „Klotz, Lessing, Hagedorn, ihr großen Kenner 2c.“ Freilich fehlt später, in der Sammlung seiner Sinngedichte (1769), der Name Klotz, wie Guhrauer meint: „ohne Zweifel aus Rücksicht gegen Lessing, worüber er sich ziemlich verlegen zu entschuldigen suchte.“ So? Nun, der Leser mag selbst entscheiden, ob Guhrauer richtig calculirte, indem ich den betreffenden Passus aus Gleim's Brief vom 26. Dezember 1770 ausziehe: „Das Sinngedicht: O Lessing, Hagedorn 2c. war vorher gemacht, ehe ich meinen Klotz noch kannte. Die erste Handschrift wurde zum Druck weggegeben, und vergessen, daß ich in einer Abschrift meinen Klotz den beyden andern großen Kennern beygefüget hatte. Daß Sie diese Vergessenheit nicht bemerkten, mein theurer Freund, dafür dank ich Ihnen. In der neuen Auflage der Sinngedichte soll es hergestellt werden, Sie mögen nun bey Lessing stehen wollen oder nicht. Die unpartheyische Welt wird es finden, daß ihr da beysammen an der rechten Stelle steht.“

Gehen wir weiter. Flögel, einer der ehrenwerthesten Charaktere unter den Gelehrten aller Zeiten und als Literator gewiß für immer geschätzt, schreibt im Juni 1767 an Klotz, seine Verdienste um die Wiederherstellung der wahren Gelehrsamkeit und des Geschmacks in Deutschland wären so gegründet,

daß sie keinen fremden Lobredner nöthig hätten. „Und das ist das Bekenntniß eines jeden Mannes, der die Alten mit Geschmack studirt hat, obgleich deren in Schlesien sehr wenige sind. Ihr patriotischer Eifer der falschen Methode auf hohen Schulen die Larve abzureißen, das Studium des Alterthums von dem Wust der deutschen Compilatoren zu reinigen, die wahre Philologie und Kritik unter uns herzustellen, verdient alle Erkenntlichkeit unsers Zeitalters; welches die Nachkommen noch besser einsehen werden." Lavater rühmt seine „tiefen Einsichten und feinen Geschmack." Garve erneuert freien Antriebs eine durch äußere Verhältnisse unterbrochene Verbindung mit den Worten: „Ich denke, es braucht keine Entschuldigung, wenn man einem Manne von Verdienst sagt, daß man ihm bekannt zu seyn wünscht." „Der Freund meines Gleims und eines Abbts", bekennt Uz, „ist für mich eine große Eroberung. Ich danke unserm großen Könige, daß er den Polaken einen Mann nicht überlassen wollen, der den Deutschen so viel Ehre macht. Da Sie Geschmack mit einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit verbinden, so können Sie der Jugend ganz andere Dienste leisten, als ein gelehrter Pedant ohne Genie und Empfindung."

„Mes honneurs au Seigneur Klotz, que j'estime de grand coeur", schreibt Wieland an Riedel. Vorher: „Es freut mich zu vernehmen, daß Sie ein Mitarbeiter an des Herrn geheimen Raths Klotzens Bibliothek sind. Sey'n Sie ja so gütig, diesen Mann, der unserer Nazion eine so vorzügliche und seltene Ehre macht, meiner unendlichen Hochachtung zu versichern." Als dieser sich aber mit Jenem entzweite, gab er seinem Unwillen über eine Recension des Agathon in der deutschen Bibliothek Ausdruck, erst dann sagt er: „Ich bin froh, daß Sie sich von dem Cavalierischen, Petitmaitrischen, auf seinen geheimen Rathstitel und kleinen Hof von jungen Autoren und bärtigen Schulknaben so eingebildeten Klotz losgewunden haben. Wir wollen sehen, ob der kleine zwergische Dictator sich durch Lessing's Peitsche weiser machen läßt". Erst dann findet er: „Klotzen wird begegnet, wie er es verdient", indem er zugleich einen ganz falschen Verdacht ausspricht. Acht Monate später (September 1769) aber heißt es in einer Zuschrift an Jacobi: „Ich schicke diesen Brief nach Halle und empfehle ihn auf der Aufschrift an Herrn Geh. R. Klotzen,

welchen Sie so gütig sein werden, meiner Hochachtung zu versichern. Wie sehr würde er die Menge seiner Verdienste um unsere Literatur vermehren, wenn er Sie überreden könnte" u. s. w. Das Nachfolgende ist dann eine Schmeichelei für Jacobi, wie Wieland sie direct auszutheilen gewohnt war, und ein Zeugniß seiner unmännlichen Haltung, da er denselben Jacobi, den er in's Gesicht becomplimentirte, gleich andern Personen hinterm Rücken wieder verklatschte und schlecht machte, wenn er sich damit bei einem dritten Freunde gut anstreichen konnte.

Und nun Herder, wie sehr überbietet er Alle in der Beurtheilung der Leistungen und Talente Klotzens! „Wo sind die Lieblinge der Muse", ruft er in den Fragmenten, „die die Griechischen Blumen und Früchte auf den Boden Deutschlands zu verpflanzen suchen? Welches sind die Schutzengel der Griechischen Philologie? — Der unsterbliche Geßner, Ernesti und Klotz: ich will nur diese drei nennen, die viele Verdienste haben, die Griechen unter uns bekannter zu machen. Der erste ist Deutschland leider entrissen; der zweite hat sich, nach den Fußstapfen des erstern, den Weg kritischer Genauigkeit gewählt, und arbeitet in andern Bezirken; der dritte, von dem Deutschland noch weit mehr erwartet, als er geliefert hat, ist ein feiner Kenner der Griechen, ein genauer Kunstrichter, er hat Verdienste durch seine Ausgaben und durch seine Urtheile; aber wie gerne wünschet man mehr eigne Arbeiten von ihm über die Griechen". Und am Schluß der zweiten Sammlung der Fragmente: „Darf ein Verfasser die Kunstrichter angeben, mit denen er sich über seine Schriften, wie durch einen öffentlichen Commerz, gern besprechen möchte; so wünschte er sich, ohne andern zu nahe zu treten, vorzüglich das Urtheil eines Michaelis, Moses, Abbt, Klotz und Rammlers, in der allgemeinen und neuen Bibliothek, in den Actis litterar. und Götting. Zeitungen oder anderswo." Dann in der dritten Sammlung: „Hier ist ein Schriftsteller, der uns in seinen Satiren mit der Urbanität eines Horaz unterhält: der Verfasser der Mores Eruditorum, Genius saeculi, Ridicula etc. geliefert", und fortfahrend adoptirt er wörtlich Abbts panegyrische Kritik. Er setzt einzelne Stellen juvenalschen Zorns an jenen Schriften aus, aber „nicht

um ihn zu tadeln." „In den meisten Stücken", schließt er, „geben wir der Klotzischen Freimüthigkeit unser geheimes und herzliches Plaudite. Ein Mann wie er, der das Mark der Lateinischen Denkart und Sprache, insonderheit der Horazischen Laune in sich gesogen, der durch seine Abhandlungen und Gedichte, durch Ausgaben und Beurtheilungen die in Deutschland so seltenen Lateinischen Musen bekannter und nutzenber zu machen sucht: sein Name beschließe diese Fragmente von Lateinischen Dichtern". „In wessen Hände", schreibt er an Klotz, „soll ich die Fragmente lieber wünschen, als in die Hände eines Mannes, der die Sprachen, den Geist und die Schönheiten der Alten so genau kennt, als Sie". „O! wie viel erwartet man, mein theurer Freund, von Ihnen, was uns kein andrer liefern kann. Vorzüglich in Materien, die die Geschichte des Geschmacks der Alten in Werken der Dichterey und der Kunst betreffen. Und wie viel können Sie uns geben, wenn Sie es als einen Beruf ansehen, den Ihnen die günstige Muse gab, unserer Zeit die Augen darin zu öffnen, was man an den Griechen und Römern sehen sollte, und so selten sieht — nachahmen sollte, und so selten empfindet." „Tragen Sie dazu mit bey, daß der Bücher- und Recensenten-Ton in Deutschland immer mehr davon abstrahiren lerne, von wem ein Buch kommt, und desto mehr untersuche: was dies Buch sage? So wie Sie in Ihren vortrefflichen Actis schon oft Muster gewesen."

Und die „Allgemeine deutsche Bibliothek"? Als die erste Ausgabe der „Vindiciae Q. Horatii Flacci" (1764) erschien, da rühmten sie den „leichten und fließenden Stil", die „große Belesenheit", da erkannten sie in dem Buche „einen neuen Beweis von des Verfassers schönem Geschmack und seiner Gelehrsamkeit". Ueber die „Epistolae Homericae" (1764) lautet das Urtheil wörtlich: „Wenn man den Herrn Klotz liest, so kann man seinen Schriften diejenige lacteam ubertatem, miram iucunditatem clarissimumque candorem nicht absprechen, die Quintilian in den Werken des Titus Livius bemerkte. Diese homerischen Briefe sind Kinder einer goldenen Muse. Er zergliedert die Schönheiten des Homer und anderer

alten Poeten mit der ihm eigenen philosophischen Feinheit. Es herrscht durchgehends in derselben wahre Gelehrsamkeit, große Kenntniß des Alterthums und mehr als gemeine Einsicht in die Wissenschaften. Schade, daß er nicht deutsch schreibt. Ein eigener Eigensinn, der sich von den Ungelehrten nicht rühmen lassen will." Klotz ist ein „Kenner des Horaz", ruft Herder, der Kritikus der „Carmina omnia" (1766), „sein Liebling in der Laune und sein Nachahmer, wie es in einer längst ausgestorbenen Sprache möglich ist." „Zuerst", lautet dessen Spruch über die „Opuscula varii" (1766) „zeigte sich Klotz durch kleine niedliche Werkchen, in denen blos die Einkleidung, die feine Kenntniß der lateinischen Sprache, und die ächt horazische Ader schätzbar war, ohne daß man dieselben als materielle Beiträge zur Literatur hätte ansehen können. So waren seine Mores Eruditorum, Genius saeculi, Ridicula, opuscula poetica, Stücke, die man als schöne Blüten, nicht aber als nutzbare Früchte betrachten konnte. Man wünschte von ihm eigene kritische Abhandlungen, da man von seiner Belesenheit und seinem feinen antiken Geschmacke viel erwartete. Er hat einige geliefert, unter denen wir diesen opusculis ohne Anstand den Preis geben. In dieser Sammlung von zwölf kleinen Stücken werden die Liebhaber der Philologie, der griechischen und lateinischen Musen so schöne Aufsätze finden, daß sie ohne Streit nutzbare Fragmente zur Kritik des Schönen heißen werden."

Endlich Lessing selbst! Einen Gelehrten von sehr richtigem und feinem Geschmack nennt er Klotz im Laokoon. In ruhmvollen Ausdrücken spricht er bei einer andern Gelegenheit von dessen Genie und Verdiensten.

Mit Einemmal kehrt sich Alles in's Gegentheil um. Mit Einemmal erklärt sich Herder in den „kritischen Wäldern" gegen die Acta litteraria; Klotzens Schriften sind sammt und sonders nicht werth angesehen zu werden; „die Klotz'sche Episode in der deutschen Literatur ist Schande, wahre Schande!" Er kann sich keinen Schriftsteller denken, „der bei seiner Seichtigkeit und wenigen Verdiensten sich so hinauf hat schreiben können, als Orakel des guten Geschmacks, als der Castigator Aller vor ihm und der Morgenstern der besten Epoche" (Brief an Nicolai

vom 13. Mai 1768). Er schämt sich „vor dem Urtheile der Nachwelt über ein Zeitalter, das solch einen Mann vergöttert, und um dessen Schriftstellerbild ringsum so viel Lobeserhebungen umherflattern, als Liebesgötter um den süßen Redner des Lucian“ (Brief an Lessing 1769 o. D.). Nun ist Klotz in seinen Satiren an Urbanität kein zweiter Horaz mehr, sondern ein „in der That nach Seele, Geist und Herz unwürdiger Gelehrter“ (Worte an Scheffner). Die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ fertigt bagatellmäßig ab, was sie früher von ihm gerühmt. Seine literarischen Erzeugnisse sind „voller Eilfertigkeit, bloße gut und schlecht zusammengeworfene Excerpte und Collectaneen, welche keinen großen Aufwand von Nachdenken und Urtheilskraft erfordern“, oder sie bestehen in „einfältigen vornehmscheinenden Vorreden.“ Und Lessing vollzieht ein Strafgericht an ihm, als ob er Zeit seines Lebens schlechterdings nichts weiter als der schamloseste Dummkopf gewesen.

Woher dieser jähe Rückschlag?

Als Klotz nach Halle gekommen war, währte es nicht lange, daß Nicolai sich zu ihm in Beziehung setzte und ihn um Recensionen für seine allgemeine deutsche Bibliothek ersuchte. Nicolai schrieb zwar an Herder (20. Februar 1768): „er hat mich mit Freundschaftsversicherungen überhäuft, er hat sich zu mir gedrängt, um einigen Antheil an der Bibliothek zu haben“, er hat sich „seit zwei Jahren zum Mitarbeiter der deutschen Bibliothek aufgedrungen“ (14. Juni 1768), allein öffentlich erklärte er: „Nachdem unsere Bekanntschaft etwa ein Jahr gedauert hatte, ersuchte ich ihn um einige Recensionen (Vorrede vom 6. Jan. 1769 zu Bd. VIII. St. 2 der a. d. B.). Man möchte nun glauben, der Herausgeber jenes Journals habe sich diesen Schritt fast ein Jahr überlegt, aber dem ist nicht so: kaum ist die Idee zu dem Areopag gereift, als er Klotzen auch zur Mitwirkung auffordert, und nicht Dieser sondern Jener hat die Bekanntschaft überhaupt herbeigeführt.

Klotz nahm den Antrag an. Doch war er einer der ersten, welche gegen den Geist dieser Zeitschrift Widerspruch erhoben. Ihn verletzte besonders der hochmüthige, dünkelhafte Ton einiger Mitarbeiter, deren mangelhafte wissenschaftliche Bildung nur zu offen zu Tage lag. Freilich vereinigte das Unternehmen, besonders in den ersten Jahren, eine Reihe der berühmtesten

und geachtetsten Männer; nebenher aber auch solche, deren Arbeiten nach Nicolai's eigenem Geständniß wenig taugten oder ganz unbrauchbar waren: seichte Köpfe, elende Schwätzer, hämische Creaturen. „Die Herausgabe", bezeugt Göckingk, „war mit unsäglicher Mühe verknüpft, denn viele Recensionen mußten erst durchcorrigirt werden. Manche Recensenten waren zu bitter, manche schrieben zu weitschweifig oder incorrect, andere erlaubten sich verdrüßliche Anspielungen auf Personen und Vorfälle; einige hatten es an der Art unschickliche Tiraden einzuschalten; der Ton von andern war zu burschikos u. s. w." Auch Nicolai's im Laufe der Zeit immer prononcirter hervortretende Bevormundungssucht widerte Klotz an, und indem er rückhaltlos diese „Unvollkommenheiten" rügte, herrschte in der beiderseitigen Correspondenz von vornherein eine gewisse „Kaltsinnigkeit", welche sich zu herbem Hader steigerte. Rechthaberisch, wie Nicolai war, trumpfte er ihn einigemal blos mit den Schwächen und Mängeln der Hallischen Gelehrten Zeitung ab, welche von Klotz errichtet und nach Madihn's kurzer Redaction neben den Actis litterariis von ihm allein (1767—1771) geleitet worden. Man muß es Klotz lassen, er wollte nichts als die Vervollkommnung eines Instituts, dessen weitgreifenden Einfluß er im Voraus erkannte, wogegen Nicolai in unangenehmer Selbstüberhebung den persönlich Beleidigten spielte. Er nahm es ihm ferner gewaltig übel, daß er sich nicht streng an seine Arbeitsvertheilung hielt, sondern auch unverlangte Recensionen einschickte. In Bälde schlug er ihm die Aufnahme solcher rund ab, zumal er, der eifersüchtige Mann, Nebenabsichten ahnte, zu deren Erreichung er nicht behilflich sein wollte. Es sollte kein Schriftsteller gelobt oder wohlwollend behandelt werden, der Herrn Nicolai mißfiel. Er macht ein Lamento über Dinge, von denen sich kein Journal, das seinige eingeschlossen, selbst ohne Klotzens Zuthun, jemals frei gehalten hat. Er bezielt die strengste Unparteilichkeit, und doch gab kein Literat ein so dick aufgeschwollenes Schreckbild von Parteilichkeit und Befangenheit als er mittelst der allgemeinen Bibliothek, besonders seit den siebziger Jahren.

Stärker noch wurde die polemische Färbung des Briefwechsels durch Klotzens Empfindlichkeit über gewisse Ausstellungen an seinen eigenen Schriften: nicht weil er überhaupt keinen

Tadel vertragen konnte, wie Nicolai und Hausen, „dies Epicuri de grege porcus, dessen Seele keine einzige edle Empfindung birgt" (nach der Bezeichnung eines Zeitgenossen), ihn verdächtigten, sondern weil ihm der Tadel von einer Seite her zu kommen schien, wohin er, obwol ohne Grund, stets mit andern als freundlichen Augen sah, weil er den Tadel als persönliche Malice aufnehmen zu müssen wähnte. So beschwerte er sich bei Nicolai über die Beurtheilung seines Strato und einige Erinnerungen in denen der Vindiciae, Opuscula varii und Carmina omnia, meinend, jedoch mit Unrecht, Heyne in Göttingen sei der Verfasser, worin ihn Grillo, wenigstens bezüglich der zweitgenannten Schrift, bestärkte. Dieser meldet ihm (30. Mai 1767): „Sogleich, nachdem mir Nicolai Ihren Brief wieß, in dem Sie sich über die Recension des Strato, die ich gemacht habe, beschwerten, habe ich meine Dimission bey der allg. deut. Bibl. genommen. Weil es mir selbst so vorkam, daß ich Ihnen beim Strato zu viel gethan, so machte ich einen Aufsatz in Form eines Briefes, in dem ich der Ausleger meiner Worte ward, mich gegen Sie erklärte, und Ihnen alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Diesen übersandte ich Nicolai, und wollte ihn in das nächste Stück der Bibliothek eingerückt wissen; er hat es aber nicht gethan, vermuthlich um der Bibliothek den Schein der Infallibilität zu geben, und ich hatte auch unter andern darin gesagt, daß ich Sie für einen Gelehrten vom ersten Range erkennete; nun aber würde es sehr abgeschmackt gewesen seyn, wenn Kunstrichter (eigentlich Recensionenmacher) gestanden hätten, daß sie geirret, oder an Scavoir von andern übertroffen würden, denn auch die besten und billigsten dieser Leute bestreben sich stets auf Unkosten anderer es so zu machen, daß man sie gelehrter als den Autor hält, den sie vor sich haben." „Wer nun eigentlich die Recension über Ihre Vindicias gemacht habe, weiß ich nicht gewiß; unterdessen kann es zufolge der genauen Kenntniß, die ich als ehemaliger Mitarbeiter von dem Entwurf der Bibliothek habe, wahrscheinlicher Weise kein anderer als Heyne gewesen sein, der meinen Longus censirt hat, welches gewiß nicht geschehen sein würde, wenn ich Mitarbeiter geblieben wäre. Da ich aber zeigen kann, daß mir Unrecht geschehen, so werde ich's doch schwerlich thun, ohnerachtet Nicolai bei dieser Gelegenheit eine

Schwäche gezeigt hat, die der Züchtigung werth ist. Er schickte mir die Recension im Ms. und schrieb: er wüßte gar nicht, was er machen sollte. Sie hätten den Longus gelobt (— auch Herder nennt ihn „recht schön" —), und Heyne sagte ganz das Gegentheil. Ich sollte ihm rathen, ob er sie drucken lassen sollte? Ich schrieb ihm, daß er seine ganze Bibliothek zum Teufel werfen sollte, weil er bey dieser Gelegenheit sähe, daß man in Sachen des Geschmacks nach gewissen unwandelbaren Regeln ohnmöglich richten könne. Allein weil er vermuthlich dem Teufel einen so schlechten Bissen vorzuwerfen sich schämte, hat er sie für sich und alle diejenigen beybehalten, die nicht urtheilen können. Ich sage also: wahrscheinlicher Weise kann es kein anderer gewesen seyn, denn ich wüßte gar nicht, wer in diesem Fache mitarbeiten sollte. Es sey aber wer es wolle, so wäre meine Meynung, zu schweigen. Vernünftige wissen Ihre Verdienste und Ihren Werth." Bald darauf theilte man Klotz von Berlin aus fälschlich mit, ein Student Namens Buschmann sei der Verfasser jener Artikel, und Nicolai durfte sich nicht wundern, wenn er für solche Mitarbeiterschaft Vorhaltungen las. Klotz unterdrückte indeß seinen Zorn, lieferte noch immer einige Beiträge, und setzte den Briefwechsel mit Nicolai fort, berichtet Hausen, und Guhrauer schreibt dies getrost ab. Bei dem Herausgeber der Bibliothek dagegen hätte er finden können: „er sendete ferner (d. h. nach dem Juli 67) keine Beiträge ein; die nachher abgedruckt worden, waren schon vorher in meinen Händen." Und dies ist die Wahrheit. Nur die Correspondenz dauerte zwischen Beiden fort, obwol in beständig polemischer Weise. „Sonst", heißt es in Klotzens Briefe an Riedel aus der Mitte des Juni 1767, „bin ich mit Herrn Nicolai gar nicht feind, aber sein Ton erlaubt mir nicht, jemals sein Freund zu werden."

Nicolai verhöhnte Klotz, daß er sich einen fleißigen Mitarbeiter der Berliner Bibliothek nannte. „Man urtheile, wie fleißig der Mitarbeiter sey, der zu einem Werke von 320 Bogen etwa 5 beyträgt, oder von beynahe zweytausend Recensionen etwa neunzehn verfertiget." In Wahrheit, recht schlau für einfältige Leser dargestellt, welche den Fleiß von der absoluten Quantität abhängig machen, aber doch zu plump für Ueberlegende, die ihn relativ und qualitativ bestimmen. Klotz lieferte

bei ununterbrochener Thätigkeit als öffentlicher Lehrer, Verfasser selbständiger Schriften, Redacteur zweier umfänglichen Journale, neben Betheiligung an anderweitigen literarischen Unternehmungen und Pflege einer ausgedehnten Correspondenz, für jene Zeitschrift in ohngefähr achtzehn Monaten 21 Recensionen über wissenschaftliche Werke, und war folglich selbst der Menge nach gar wohl befugt sich einen fleißigen Mitarbeiter zu nennen. Uebrigens bemerke ich hiebei, daß, wie aus Klotzens Briefwechsel mit Riedel erhellt, die von ihm beurtheilten Commentarii de Libris minoribus nicht mit seinem Vorwissen erschienen sind; und zum andern, daß die Kritiken über Madai's Thalercabinet und Walchii Commentatio de Deo Taranucno nicht von ihm herrühren. Mit beiden ist Nicolai mystificirt, beide sind ihm von einem Andern unter Klotzens Namen überschickt worden. Gegen beide hat Klotz auch protestirt, hat nur die betreffenden, entgegengesetzt lautenden Recensionen in den Hallischen gelehrten Zeitungen und den Actis als die seinen anerkannt. Walch schrieb ihm auch in der herzlichsten Weise, daß er ihn keinen Augenblick für den Verfasser jener Beurtheilung gehalten, er habe sichere Anzeichen wo der Autor derselben zu suchen. Der Vorwurf niederträchtiger Doppelzüngigkeit gegen seine Freunde und Gönner, der Nicolai und Hausen so sehr in den Kram paßte, ist schlechterdings zurückzuweisen.

Zur entschiedensten gegenseitigen Erbitterung führten Streitigkeiten der beiden Quedlinburger Prediger Boysen und Resewitz, da Klotz sich verbunden glaubte die gekränkte Ehre seines Freundes Boysen gegen Nicolai vertheidigen zu müssen; und im Verlauf dieser Parteinahme reifte in ihm der Gedanke, der Berliner Bibliothek eine andere entgegen zu setzen, welche im Jahre 1767 unter dem Titel: „Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften" entstand. Der Plan dazu soll von Riedel ausgegangen sein, wie von Einigen vermuthet, von Andern geradezu behauptet worden. Dem muß ich widersprechen, nicht blos, weil Hausen nur von einer Mitberathung weiß, sondern weil die klarsten Beweisstücke vorliegen, daß, wenn der Plan nicht ganz selbständig von Klotz entworfen, er doch dem Publicum allgemeinhin bereits vorlag, noch ehe Riedel seine Meinung darüber abgegeben und als Mitarbeiter gewonnen worden. „Ich habe", schreibt er an diesen, „wie Sie nun ohne Zweifel

wissen, eine Bibliothek der schönen Wissenschaften angekündiget. Diese soll in manchen Stücken der Nicolaitischen entgegen gesetzt seyn. W* wünscht sie, und vor einigen Tagen habe ich sie Z* versprochen. Die Berliner geben sich den Ton einer Nationalstimme. Wollen Sie bey diesem Journale ein Mitarbeiter seyn? Ich kann am wenigsten arbeiten, da ich tausend Zerstreuungen habe." Hierauf antwortet Jener (18. Juni 1767): „Ich warte mit Verlangen auf Ihre Bibliothek. Könnte der Plan derselben so weit ausgedehnet werden, daß auch gute philosophische Schriften einen Platz darinnen fänden, wie Leibnitzens nachgelassene Werke, so würde ich Ihnen gern einige Beyträge liefern. Unter den berlinischen Recensenten ist einer, der sich eine sehr philosophische Miene giebt ohne den philosophischen Geist zu haben. Den Herrn Nicolai selbst kenne ich nicht; auch hat er mir nichts Leides gethan. Der heroische, gebieterische, despotische Ton in vielen Recensionen will freylich niemanden gefallen. Ich schätze indeß die Verdienste und Einsichten mancher Mitarbeiter, und eben deswegen habe ich schon verschiedene Anschläge verhindert, die ein paar wirklich witzige Köpfe geschmiedet hatten, um das ganze Institut lächerlich zu machen." Die Berücksichtigung philosophischer Schriften erklärte darauf Klotz als selbstverständlich, „vorausgesetzt, daß sich die schönen Wissenschaften daraus einen Vortheil versprechen können." Am 9. Juli (1767) äußert sich dann Riedel weiter: „Jetzt ein paar Worte von Ihrer Bibliothek. Ich glaube, nichts ist der gelehrten Republik nachtheiliger als die monarchische Regierungsform, welche einige Kunstrichter unter uns haben einführen wollen. Und gleichwohl wird diese so lange bestehen, als nur eine einzige kritische Stimme in's Publicum hineinruft: dies ist gut, und jenes elend. Dies ist der Fall bey uns — denn die kleinen Winkeljournälchen, deren Verfasser hie und da Schnippchen in der Tasche schlagen und leise Klagen sich vormurmeln, sind für keine Stimme zu rechnen. Die Berliner haben bisher das Wort allein gehabt: denn Herr Weiße (— Bibliothek der schönen Wissenschaften —) ist zu sanft, um es ihnen abzunehmen. Wenn aber nun es wahr ist (zu reden mit einem unserer hiesigen — Jena'schen — Logiker), daß unser literarisches Publicum, um selbst desto besser urtheilen zu können, zuerst eine gute Stimme und dann eine gute Gegenstimmung hören

muß: so folgt, daß Ihr Unternehmen, eine in manchen Stücken der Berlinischen entgegengesetzte Bibliothek zu schreiben, allerdings gut und gemeinnützig sey. Ich will gern etwas zu der Beförderung desselben beytragen; aber nur müßten Sie vor allen Dingen gute Mitarbeiter und dann ein festes System haben. Sie werden mich verbinden, wenn Sie mich über beide Punkte belehren. Einige Aufsätze über Moses Phädon, über die Fragmente, über Feders Philosophie, vielleicht auch über Ramlers Gedichte könnte ich hergeben; doch alles dieses ohne Engagement. Um ordentlich von Stück zu Stück mitzuarbeiten, habe ich zu wenig Zeit." Am 1. September schickt er die ersten versprochenen Recensionen ab, und beauftragt seinen Freund ein für alle Mal, Stellen, „welche vielleicht zu beißend sein möchten", zu streichen. „Es entwischen mir oft Ausdrücke, die ich für nichts weniger als kaustisch halte, und von denen man mir gleichwohl hernach sagt, sie waren es in einem hohen Grade."

Nun, nach dem Erscheinen des ersten Stückes der Halle'schen Bibliothek, deren Ankündigung in Berlin und Leipzig „als bloßer Schreckschuß" betrachtet worden, trat Nicolai's Zorn in den Gipfelpunkt, nun hob er selbstverständlich den Briefwechsel mit Klotz ganz auf. Wozu hätte eine Fortsetzung dienen können? Sie wäre geradezu dumm und charakterlos gewesen. Aber er begnügte sich nicht gegen Klotz öffentlich zu agitiren, sondern er hetzte und wühlte auch insgeheim gegen ihn; er suchte ihm, selbst mit Hilfe von Unwahrheiten und gemeinster Klatschereien, aller Orten persönliche Feinde zu erwecken, bei seinen Verbindungen in fast allen Theilen Deutschlands eine Kleinigkeit. Wie sehr bei ihm die Absicht der Rache gegen Klotz vorwaltete, geht in den öffentlichen Agitationen nicht blos daraus hervor, daß er seine vordem gerühmten Schriften herunterreißen ließ, sondern auch daraus, daß er drei schwache Leistungen desselben in einem einzigen Stücke verächtlichen und ungezogenen Tones zur Anzeige brachte, und um dies zu können in Klotzens Productionen vom Jahr 1765 zurückgriff, nachdem Arbeiten der Jahre 66 und 67 längst besprochen. Auch die scheinbare Tactlosigkeit, ihn in jenem Stücke (VIII. 1.) selbst als Recensenten vorherzuschicken, ist jedenfalls in doppelter Hinsicht Böswilligkeit. Was ihn kaum minder als alles Andere wurmte, war, daß Heyne, der neben Kästner am meisten zu dem schnellen Gedeihen der

Berliner Bibliothek beigetragen, seine Mitarbeiterschaft an derselben, in Folge „Klotzscher Zunöthigungen", quittirte, wiewol er sich sehr schnell wieder eines andern besann. Doch, „um ganz unerkannt zu bleiben", mußte Nicolai das Gerücht aussprengen, er sei für immer von der Bibliothek abgegangen. Auch Gleim verdächtigte er jetzt. „Im Vertrauen kann ich Sie (nämlich Herdern) versichern, daß Sie gegen diesen Mann ebenso vorsichtig sein müssen als gegen Herrn Klotz. Er schreibt so wie dieser an Jedermann, um sich Jedermann zum Freunde zu machen, der ihn etwa einmal loben könnte; denn Ruhmsucht und zwar recht eitle Ruhmsucht, die mit jedem, auch dem schlechtesten Lobe vorlieb nimmt, ist beider Hauptfehler." Jetzt auf einmal hat er es zwischen den Zeilen eines Briefes unsers Satirikers entdeckt, daß weder Riedel noch Klotz selber die Idee zur Hallesschen Bibliothek zuerst gefaßt, im Gegentheil Gleim, dem „daran gelegen war, ein Journal zu haben, worin er mit lautem Munde gelobt werde. Und dies thut Herr Klotz so laut, daß sich Jedermann darüber ärgern muß." „Klotz hätte sich vielleicht doch nicht unterstanden seine Bibliothek zu schreiben, wenn Gleim nicht durchaus ein Journal hätte haben wollen, wo er ex professo wollte gelobt seyn." (26. Nov. 68) In demselben, schon allegirten Briefe (vom 14. Juni 68) entblödet er sich auch nicht der Lüge, jedoch ausdrücklich „sub rosa": „Ich kann noch nicht mit Manier von ihm (Klotz) loskommen, sondern er schickt noch immer fleißig ein. Ich rücke aber nichts als nach genauer Durchsicht ein." Ob sie ihm Herder vorrückte, als er unter dem 6. Januar 1769 dem Publicum erklärte, Klotz habe nach dem Juli 67 keine Beiträge eingeschickt?

Nicolai's Briefwechsel aus dieser Zeit läßt deutlich erkennen, daß ihm daran gelegen, vornehmlich Herder und Lessing gegen Klotz aufzubringen, und in Wahrheit, dieser arbeitete, zunächst durch die neue Bibliothek, seinem Feinde trefflich in die Hände.

Wer seine Meinung über dieses Journal nur nach den Aeußerungen Hamann's, Herder's und Lessing's, wie nach den Schilderungen der meisten Literarhistoriker bilden wollte, würde eine sehr irrige erlangen. Daß jene geringschätzig und verächtlich darüber dachten, ist sehr erklärlich. Nicht wenige unserer Literarhistoriker aber besitzen eine eigenthümliche Scheu, Ansichten und Urtheile der Koryphäen des Schriftenthums trotz

abweichender Ueberzeugung zu beanstanden oder gar zu bekämpfen, wähnend sich an dem Ruhme derselben zu vergreifen oder sich an der ihnen schuldigen „Pietät“ zu versündigen. Als ob unsere Heroen Götter und nicht eben Menschen gewesen wären, gar oft behaftet mit Leidenschaften, Irrthümern, Mängeln und Schwächen, wie sie selbst an kleinen Geistern nicht wahrgenommen werden! Als ob die Sonne nicht Flecken vertragen könne! Und dann — Pietät! Außer Humanität und Egoismus giebt es kaum einen fremder Sprache entlehnten Ausdruck, welcher gleich den beiden andern häufiger gebraucht und weniger richtig gewürdigt wird. Ist es Pietät, auf den Einen zu Gunsten des Andern loszuschlagen? Den Größern zu hätscheln, den Kleinern zu striegeln? Einen zu stürzen, um den Andern erhöhen zu können? Einen darnieder zu halten, damit der Andere oben bleibe, weil er einmal oben ist? Ist es Pietät, Irrthümer und Thorheiten zu verpflanzen, weil sie ihren Ursprung in sogenannten Autoritäten, weil sie durch das Alter eine sogenannte Heiligkeit erlangt haben? Häufig scheint sie dies zu sein; aber welch' ein erbärmliches Ding wäre sie dann! Was soll überhaupt die Pietät dem Geschichtschreiber von wahrer Förderlichkeit? Ihn darf allein die abstracte Rücksichtslosigkeit leiten, welche lediglich der Humanität nicht entrathen ist. Wo die Kritik, ohne welche es keine echte Geschichtschreibung giebt, sich mit der Pietät verschwistert, wird sie eben so faul, als wo sie der Humanität entbehrt. Die Pietät ist ein religiösliebender Genius, der immerdar in der Familie, im Hause, im unmittelbaren Leben der Gesellschaft walten möge: dies allein ist sein Terrain, dort lasse man ihn, dort stiftet er Segen.

Allzugroßer Respect und übel angewandte Pietät haben indeß weniger gesündigt als Gewissenlosigkeit, als die unter den nationalliterarischen Schreibern grassirende träge und bequeme Nachtreterei. Und was, um bei der Sache zu bleiben, von den Urtheilen über Klotzens Journal zu halten, wenn man nicht einmal den Titel desselben, das Jahr seines ersten Erscheinens und die Zeit seines Bestandes kennt, mag sich Jeder selbst beantworten.

Es ist nicht wahr, daß Klotz die „Deutsche Bibliothek“ blos in der Absicht gegründet habe, seinen sämmtlichen Gegnern

die Spitze bieten zu können. Dazu bedurfte er wahrlich keines neuen Journals, zumal in einem Zeitpunkt, wo die Gewitter sich über seinem Haupte erst zu sammeln begannen. Es ist ferner nicht wahr, daß ihn blos die Absicht geleitet, der Berliner Bibliothek den Boden zu entziehen. Und es ist erlogen, daß bei seinem Unternehmen die Hauptabsicht gewesen, eine Partei zu bilden, deren Haupt er wäre, und nur solche zu begünstigen, welche es mit ihm hielten. Die Nothwendigkeit eines Organs, das sich engere Grenzen setze als die Berliner Bibliothek, dem Despotismus derselben ein Gegengewicht biete und der aesthetischen Kritik genügender, allseitig und unparteiisch, nicht einseitig, mit besonderer Vorliebe für einzelne Dichter und pedantisch wie jene, diene, lag auf der Hand. Klotz durfte bei seiner Geltung als Schriftsteller und Lehrer es wagen, ein solches zu schaffen, wie die beifällige Aufnahme gleich anfänglich bewies. Er schickte ihm kein eigentliches Programm voraus, aber er bekannte ausdrücklich in der Vorrede, daß seine Bibliothek neben der Berliner und Leipziger zu bestehen, nicht sie überflüssig zu machen habe, weil ihr eben engere Grenzen gezogen. Doch auch das deutete er an, was wir bereits erfahren, daß sie „in manchen Stücken" den Berlinern entgegengesetzt sein solle, der Alleinherrschaft eines Journals Widerstand leisten, von welchem Herder selbst zu Nicolai schon 1768 sagte: „weiß der Himmel, ich finde selbst weniger Anziehendes darin", und Hamann zu Herder: Es „kommt mir so schlecht vor, daß ich es fast nicht überwinden kann, Ihre Stücke darin aufzusuchen." Selbstverständlich mußte sich daher die Hallesche Bibliothek auch derjenigen Dichter besonders annehmen, welche von der Berliner Kritik in ganz unverdienter Weise gemißhandelt worden. Klotz selber lieferte übrigens sehr wenige Beiträge, das Meiste arbeiteten Riedel, Georg Jacobi, Meusel und Schirach. Von andern Mitarbeitern sind Flögel, Gleim, Christian Felix Weiße, Bürger, Goldhagen, Albrecht Wittenberg, Zachariä zu nennen.

Wie diese periodische Schrift immer beschaffen gewesen wäre, in Nicolai's Olymp würde sie keine Gnade gefunden haben. Die beiden ersten Stücke gleich übertrafen aber doch Aller Erwartung. Ein gemischtes Gefühl von Staunen, Zorn und Jubel bemächtigte sich der Berliner und ihrer Freunde, und auch Lessing's. In dieser Weise waren Ramler, Mendelssohn, Klop-

stock, Herder, Hamann und Andere noch nicht beurtheilt worden. Dieser Ton war solchen Schriftstellern gegenüber unerhört, aber eben nur damals; nur damals und lediglich an Klotz konnte der Ton „vorurtheilsfreier Unerschrockenheit", wie ihn Prutz nennt, verlästert werden.

Von dieser Unerschrockenheit sind in den zwei ersten Stücken besonders die größtentheils richtigen Ausstellungen in den für jene Zeit höchst bemerkenswerthen Recensionen über Ramler und Klopstock Zeugniß. „Mit Furcht und Zittern", beginnt Riedel (denn er ist der Recensent Dtsch) die Beurtheilung der Ramlerschen Oden (Berlin 1767), „setze ich mich, meine Meinung von dieser vortrefflichen und in vielen Absichten klassischen Sammlung niederzuschreiben; mit einem gewissen Schauer, der einen jeden anwandeln muß, der sich unterwindet manches zu sagen, was noch nicht gesagt ist, zuweilen den Urtheilen des gegenwärtigen Publicums zu widersprechen und ihm in's Ohr zu lispeln, daß es oft die Augen vor den Fehlern eines Dichters verschließt, den es nur immer zu bewundern gewohnt ist. Herr Ramler hat sich durch seine kritischen und poetischen Arbeiten eine so starke Achtung erworben, daß selbst die verwogensten Kunstrichter es nicht gewagt haben, ihn mit ihrer sonst gewöhnlichen Freymüthigkeit zu beurtheilen — und gerade, da sie einmal frey sein wollten, verunglückte ihre Kritik (Literaturbr. 8, 388). Nur ich werde da Kunstrichter, wo ich vielleicht nur Liebhaber seyn sollte, und unterstehe mich, bey aller Ehrfurcht, die ich H. R. und dem Publicum schuldig bin, ganz frey und ohne Zurückaltung das zu sagen, was ich von seinen Oden bisher empfunden und gedacht habe. Ich habe diese Gedichte mit dem größten Enthusiasmus gelesen, und, wie ich mit einem andern Schriftsteller von mir rühmen darf, beynahe so studiert, wie der Künstler seine Antiken, Winkelmann seinen Laokoon, Moses die Natur und Lessing beyde. In der ersten Hitze lese ich als Liebhaber, und da bin ich geneigt vieles schön zu finden, was ich verdamme, sobald ich anfange mit kaltem Blute den Kunstrichter zu machen. Ein Kritikus liest beynahe nur, um Fehler zu haschen, und man muß ihm diesen Kitzel vergeben, in Betracht der vielen Beschwerlichkeiten, die sein Amt mit sich führt. Fast immer muß er herkulische Arbeiten unternehmen, und selten findet er ein Kleinod, wie zum Beyspiel Ramlerische

Oden, von welchen er nur einigen Staub abzuwischen hat, um es in völligem Glanze zu erblicken. Oft wird der gute Schriftsteller für den elenden gestäupt — das heißt, nicht in den Stein beißen, an welchem man sich gestoßen hat, sondern die Sünde des Lehrlings an dem Meister rächen, oder die Gemälde eines Oeser scharf kritisiren, weil seine Akademisten nicht schon so fein malen wie er. In dieser Lage befinde ich mich mit meinem Ramler. Ich danke ihm für das Vergnügen, das er mir durch seine Oden gemacht hat; allein jetzt bin ich einmal Kunstrichter und in einer solchen Laune, wo ich überall Fehler sehe. Ich vergesse also, daß Ramler diese Oden geschrieben hat, damit mich auch der Name des Verfassers nicht täusche, und beurtheile sie so, wie ich die Schrift eines ganz unbekannten Mannes beurtheilen würde, die ich zum erstenmal aus dem Meßkatalog hätte kennen lernen. Das sei die Captatio Benevolentiä an H. R. und meine Leser wegen meiner künftigen Kritiken."

Nach diesem wahrlich nichts weniger als beleidigenden Eingange wird ein Urtheil Herder's adoptirt, der Ramler den deutschen Horaz nennt. Aber an dessen Ausspruch: „sein Mangel an Cäsur, und seine schweren Reime durch ein Beywort sind Boten des lebendigen Lauts, um Nachdruck anzukündigen. Alle Vorwürfe die man seinen Oden von dieser Seite macht, sind kurzsichtig und eigensinnig", knüpft Riedel (keinen Augenblick ungezogen): „Alle kurzsichtig? Alle eigensinnig? Einige möchte ich doch wohl ausnehmen. Zuweilen scheint wirklich der Strom der Ode nicht von sich selbst zu fließen, sondern so künstlich sich fortzubewegen, als wenn er durch ein Triebwerk regiert würde. Hierher rechne ich diejenigen Stellen wo der Verstand zu sehr aus einer Strophe in die andere fortgeschoben wird, Stellen über die man schreiben sollte: das bedeutet Enthusiasmus und ist es nicht. Die Begeisterung ist manchmal so gesucht, daß man sich des Gedankens nicht erwehren kann, der Dichter habe studirt, und das will der Liebhaber nicht wissen; der Kunstrichter will es. Auch zuweilen, aber selten, läuft der Dichter dem Reime nach, und einmal, wo er ihn auf der Oberwelt nicht finden konnte, verfolgt er ihn sogar bis an der „Höllenpforten Angel" und bannt, um sich für seine Mühe zu rächen, die Zwietracht dahin. — Fast alle Gedichte des H. R. sind Nachbildungen der Alten und der Ausländer. Ein Kunstrichter von

Geschmack hat beobachtet, daß unsere ganze Literatur ein lateinisches Ansehen hat; auch diese Oden sind keine Ausnahme von der Regel. Sie tragen alle ein römisches, ein allzurömisches Gepräge, und sind zu wenig deutsch, zu wenig Original, beydes fast nur durch ihren Gegenstand, nicht durch Plan, Form, Gedanken und Ausdruck. Als schön nachgemachte Antiken haben sie einen unschätzbaren Werth, und können neben Pindar, Horaz und andern Meisterstücken eine Galerie zieren. Allein gern möchten wir noch etwas mehr von einem Dichter erwarten, der die ganze Anlage hat ein **deutscher** Dichter zu werden. Unsern Sprachschatz hat er schon völlig in seiner Gewalt; nur auf ihn kommt es an, ob er sich seines Vermögens bedienen will. Warum soll er borgen, da er selbst baaren Verlag hat? Warum fremden Reichthum in ein Land tragen, in welchem Minen genug sind, wo man nur graben, Brunnen genug, wo man nur schöpfen darf? Suchet, so werdet ihr finden! Finden Originale, altdeutsche, bardische Gedanken, in eure Werke zu verpflanzen! Finden neue, noch ungesehene, noch ungebrauchte Fundgruben von deutschen Schätzen, die ein Römer nie plündern dürfte! Neue Wendungen und Ausdrücke! Und selbst neue Anlagen, ein neues Ideal, hie und da aus unserer halb schon nordischen Denkungsart abzuziehen und für die Kunst auszuarbeiten, auf daß auch der Deutsche, bisher ein ewiger Nachahmer, den Preis der Erfindung endlich einmal erringe. Fesselt nicht, fragt Herder, Horaz das große Ramlersche Genie zu sehr? Gewiß zu sehr! Der selbst auf eignem Pfade einhergehen und Scharen hinter sich her führen könnte, begiebt sich in das Gefolge eines Andern und wird Lehrling, da es nur auf ihn ankam, wenn er wollte, Meister zu seyn. Dieser zuweit getriebene Nachahmungsgeist hat noch einen Fehler in die Ramlerschen Oden gebracht, den, wie ich dreist behaupten möchte, der Verfasser als ein einsichtsvoller Lehrer der Kunst selbst erkennen muß. Er hat sich durch vieles Studiren seines Originals so in die alte Mythologie vertieft, verliebt, hineingedacht, daß er aus dieser fast immer das Fleisch und die Farben borgt, das Skelet seiner Ode zu bekleiden, nicht selten das Gerippe selbst. Daß man sich immer des heydnischen Himmels mit allen seinen Göttern bediene, wenn man Gegenstände aus der alten Welt behandelt, wo Jupiter noch ein Gott war, der Donner-

keile hatte; oder wenn man lachen will, ohne zu beleidigen, im komischen Tone, so lache man immer über die süßen Herren des Olympus und, wie Wieland, über die eingebildeten Damen, die sich um einen Apfel zankten. Man vergleiche selbst Begebenheiten der heutigen Welt, wie es Ramler oft gethan hat, mit den fürchterlichen Erzählungen, die die alten Schriftsteller von der gemeinen Sage empfangen haben, um sie, mit neuen Erdichtungen verbrämt, der Nachwelt zu überliefern! Man hülle moderne Geschichten in Allegorien ein, die eine antike Gestalt haben; nur mische man nicht Vorwelt und Nachwelt untereinander, Mythologie unter Dinge, die wir gesehen haben, und Abenteuer unter wirkliche Gestalten. Eine Stelle eines neuern Skribenten (— hier citirt sich Riedel selbst, wie er sich auch weiter unten selbst berichtigt —) enthält fast Alles, was ich in dieser Absicht von einem großen Theile des Ramlerschen Werks gedacht habe. „Die Vermischung des alten Göttersystems mit Begebenheiten aus der heutigen Welt ist dasjenige, was zuweilen, aber auch nur zuweilen, die Schönheit der Ramlerschen Oden in meiner Idee verringert. Ich kann mir nicht einbilden, daß Jupiter selbst mit Friedrich's Volke gestritten; daß Merkur mit seinem Caduceus die Kugel von den Schläfen des Dichters abgewendet habe; oder daß es diesem Ernst sey wenn er sagt: Willst du den allerhöchsten Zeus erhöhen, der sein allmächtig Haupt bewegt, und den Olymp erschüttert? oder Athenen in diesem Haupt gepflegt? Meine Phantasie findet Nahrung in diesen Bildern, aber sie findet auch verschiedenes, was sie nicht leicht zusammen gruppiren, nicht leicht in einem Punkte vereinigen kann. Jupiter kann in unsern wenig mythologischen Zeiten nur von fern betrachtet werden; sobald er sich in Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts mischen will, so wird er so unerträglich wie ein Mensch der sich in Gesellschaften eindrängt, wo er nicht hingehört. Voltaire bemerkt, daß die Nähe der Zeiten, die notorische Geschichte, der Charakter eines aufgeklärten Jahrhunderts, mit der Gründlichkeit des Gegenstandes vereinigt, den Poeten alle Freyheit, Fabel in die Geschichte zu mischen, entziehen. Jupiter und Friedrich sind allzuweit von einander entfernt, als daß der eine dem andern helfen sollte, und vielleicht ist der letztere zu groß, um von dem erstern unterstützt zu werden. Der Dichter kann zuweilen seinen Katechismus der

Poesie aufopfern, wenn er sich in die Zeiten versetzt, wo Jupiter Mode war, ein Gott, der mehr Autorität, aber nicht mehr Wahrscheinlichkeit hat, als die Fee Fanferlüsche. Wenn er aber seinen Zeus in Begebenheiten einfließen läßt, die wir selbst erlebt haben, so ist das ein Fehler, den ich Anachronismus nennen will, weil ich keinen höflichern Namen finde." Freylich giebt es Leute, die an einem großen Dichter alles bewundern, alles anstaunen und schön finden, von seinen kleinsten Tugenden an bis auf die größten Fehler, die sie oft noch dazu in Regeln umschaffen, wie der Aberglaube unter andern Heiligen auch die Reliquien des Esels verehrt, der bey dem Einzuge in Jerusalem seine Dienste that. Nichts ist unerträglicher, als die oft langen Register von mythologischen Herrlichkeiten, die immer an den Pomey oder ein anderes Schulbuch erinnern. Es sind oft trockene Classificationen, und allemal erborgte Schönheiten, die den Dichter verhindern ein Original zu werden. Oft entstellen sie sogar das Ganze, wenn er sie mit ganz frischen Begebenheiten auf eine seltsame Art vermischt; und vielleicht finden sich Beispiele, wo ihm sogar die Allegorie, die er sonst gut zu regieren weiß, völlig verunglückt ist. — An den Verfasser: Möchte es Ihnen doch gefallen, künftig Ihre Oden ein wenig allgemeiner zu machen, ihre Schönheit weniger local, lieber national für ganz Deutschland als nur für einen zwar beträchtlichen aber doch, in Absicht auf das Ganze, kleinen Theil desselben, und unsern König weniger auf Unkosten der Ehre seiner Feinde zu preisen, ein Lob, das seine eigene Größe verbietet, die nicht erst durch einen oft gehässigen Contrast in's Licht gesetzt werden darf! Möchten Sie doch künftig für alle deutsche Patrioten singen, Alle interessiren, wie durch die Schönheit Ihrer Gedichte, so durch den Inhalt und die Wendung. Friedrich ist interessant für jedermann; selbst für seine Feinde war er es, wenn er nach sieben blutigen Jahren zurückkehrte. Allein warum mußte er vorher von „scheelsüchtigen" oder „getäuschten" und „gezwungenen" Fürsten bekriegt seyn? Wahr oder nicht; genug es ist kein Lob für den König, der dadurch nicht größer wird, und allemal ist es Beleidigung gekrönter Häupter. Homer schildert seinen Hector nicht klein um den Achilles groß zu machen. — An den Leser: Zwey Worte im Vertrauen von der feinen Declamation, wegen welcher Herr R. in Berlin so berühmt ist.

Wer sie einmal gehört hat, der wird wünschen, daß sie Alle hören möchten; allein er wird zugleich glauben, daß ihr ein großer Antheil an dem Beyfalle gehört, welchen diese Gedichte dort gefunden haben, selbst bei Kunstrichtern, die sonst unerbittlich sind und überall nur Fehler sehen. Nehmet ein schlechtes Gedicht, leset es gut vor, und es wird wenigstens mittelmäßig, ein mittelmäßiges gut, und ein gutes vortrefflich; das ist vielleicht der Fall bei den Ramlerschen Gedichten."

Hierauf geht Riedel an die Zergliederung der einzelnen Oden, der ich nur Einiges entlehnen will. Gleich die erste Ode gefällt ihm weniger als andere. Sie hebt an: Friedrich! Du, dem ein Gott das für die Sterblichen zu gefährliche Loos eines Monarchen gab, und o Wunder! der Du glorreich Dein Loos erfüllst, siehe! Deiner von Ruhm trunkenen Tage sind zwanzigtausend entflohen!" „Hier", wirft der Recensent ein, „gefallen mir die „trunkenen Tage" und das „erfüllte Loos" nicht, und bey die zwanzigtausend schreibe ich: hier muß der Dichter calculirt haben. Das eine ist wider die Phantasie, das andere wider die Grammatik, und das dritte hemmt den Strom der Gedanken. Der Leser zählt dem Dichter nach, und denkt immer dabey, daß dieser sein Rechenmeister ist. Freylich 54 mit 365 multiplicirt giebt ohngefähr 20000 oder etwas weniger, allein entweder ich muß erst selbst rechnen, und das ist mir verdrießlich, oder wenn ich auch nicht will, so kann ich doch den Gedanken nicht fortjagen, daß der Dichter mitten in seinem Enthusiasmus zu der Muse gesagt hat: Halt: vier mal fünf ist zwanzig u. s. w. und dieser Gedanke ist unerträglich. Noch verstehe ich nicht, wenn der Dichter ruft: „Glücklicher Barde, der unverdächtig ein Lob reiner als beyder Lob in sein Saitenspiel singt!" Wo sind die beyden? Es war vorher nur von einem Sänger Augusts die Rede. Oder zielt der Dichter vielleicht auf das Lob Cäsars? Oder auf den Phidias und Apoll? Es sey! So ist der Gedanke wenigstens dunkel und schielend. Die „Tuba", die einigemal tönet, mit der „Kritika" und „Pansophia", kann auch einem deutschen Ohre nicht willkommen seyn. — Die Ode an die Feinde des Königs würde meinen ganzen Beyfall haben, wenn ich die matte mythologische Classification von den zwölf Arbeiten des Herkules vertilgen könnte. Aber die Ode an ein Geschütz? Eine vortreffliche Phantasie, wenn Horaz

ihr Verfasser wäre! Jetzt hingegen da es Ramler, da es ein Deutscher ist, was soll ich da sagen? Diesen konnte der nahe Tod unmöglich an den Styx, bey den Cerberus, Irion, Danaus und Minos versetzen; und wer wird da wohl den großen Ahnherrn eines größern Urenkels suchen? extra me ite! — In der Ode an seinen Arzt sind wirkliche und erdichtete Wesen, Phalangen Europens, die Horden Asiens und die „Schlangen der Eumeniden Brut" unter einander gemischt, ein Gemengsel, welches Home zu einem Beyspiele würde gebraucht haben, wenn er deutsche Dichter gelesen hätte."

Unstreitig lassen sich alle diese Ausstellungen und Bemerkungen unterschreiben. Und nicht blos Tadel, ebenso spendet er Lob, wo es nach seiner Meinung verdient ist, ja er ist „froh", daß er „seinen Tadel mit Lobsprüchen endigen kann." Doch prophezeite er es sich selbst, daß man in Berlin mit seinen Urtheilen nicht zufrieden sein würde, und so traf es auch ein.

Klopstock gab zuerst durch seine: „Rothschild's Gräber" (1766) der Bibliothek Gelegenheit zu einer Beurtheilung. „Die Muse eines Klopstock", sagt B. (Jacobi), „klagt, in den Gräbern der Könige, bey dem Sarge desjenigen, der ihn aus seinem Vaterlande rief, um, den Deutschen zur Schande, ausländische Verdienste zu belohnen. Alles ist voll Erwartung; in den entferntesten Ländern horcht man auf ihre Lieder. Aber diesmal hört man die Sängerin des Messias nicht. Schwache Töne, rauhe Dissonanzen, Dunkelheit im Ausdrucke; statt des Affects unzählige Ausrufungen; verfehlte Züge in den stärksten Bildern, und wenig Erfindung in dem ganzen Plane. Letzteres ist so gewiß, daß wir in dem Gedichte kaum Einen neuen Gedanken für den Leser der Messiade entdecken. Die flammende Schrift an dem Marmor der Gräber: „dort sind sie gewogen" u. s. w. erinnert uns gleich an die beyden Verse: „Wie das ernste Gericht furchtbar die Wage nimmt, und die Könige wägt, wenn sie gestorben sind." Die Seelen der Väter welche daher schweben, sind eine bloße Nachahmung verschiedener Stellen des größern Gedichts. Zwar waren wir überzeugt, daß der Pentameter unserer Poesie am wenigsten angemessen ist; doch glaubten wir, er würde durch Geheimnisse der Kunst, welche sich einem Klopstock leicht entdecken, unter seinen Händen mehr Harmonie

bekommen; allein auch hierin fanden wir uns betrogen. Zu den dunkeln Versen rechnen wir die:

„Und, o sollte noch weich deß Herz seyn, welcher so viele,
Die er liebte, verlor, Viele, die glücklicher sind?
Dessen Gedanken um ihn schon viel Unsterbliche sammeln,
Wenn er den engern Kreis dieser Unsterblichkeit mißt,
Und die Hütten an Gräbern betrachtet“ u. s. w.

Doch genug von dieser Elegie! Nur um deren willen beurtheilen wir sie, die ihre Bewunderung für große Dichter bis zum Aberglauben treiben, und wenn sie Kunstrichter sind, vor den Werken berühmter Männer stillschweigend und zitternd vorübergehen. Sonst wissen wir wohl, daß dem besten Dichter seine Muse, auch dann, wann er ihren Beystand am nöthigsten hat, ungetreu werden kann.“

Lessing verletzte am meisten eine Recension der von Ramler herausgegebenen „Lieder der Deutschen“, welche Guhrauer mit Nicolai eine plumpe nennt. „Das ist doch unleidlich“, schrieb er den 2. Februar 1768 dem Herausgeber der Berliner Bibliothek, „was die Kerle in Halle sudeln! und in was für einem Tone! Das zweyte Stück aber ist schon so elend, daß ich der ganzen Lufterscheinung eine sehr kurze Dauer verspreche. Die Königsberger fangen schon ritterlich an, sich über den Herrn Geheimenrath lustig zu machen; und ich will es noch erleben, daß Klotz sich wieder gänzlich in seine lateinischen Schanzen zurückzieht.“ „Die jungen Herren machen es mir mit den Liedern der Deutschen zu bunt. Ich muß sehen, ob ich nicht noch ein Litteraturbriefchen machen kann.“

Der Recensent dieser Lieder ist Klotz selbst (F). Der Leser mag sie zur Hand nehmen und urtheilen, ob Klotzens Tadel ohne Grund, „zu bunt“ ist. „Man hat bisher über diese Sammlung von zweyhundert und vierzig Liedern sehr verschiedentlich geurtheilt. Ich habe mich unter den Haufen gemischt, die Urtheile angehört, die Stimmen gesammelt, und da ich sie nun zähle, so finde ich, daß ein großer Theil eben so denkt, als ich allezeit davon gedacht habe. Vielleicht würde mancher sein Urtheil eben so frey herausgesagt haben, als ich es jetzt sagen will, ja vielleicht würde er nicht das Unternehmen öffentlich gelobt haben, das er im Geheim mißbilligte, wenn nicht diese Zu-

rückhaltung und Furchtsamkeit eine ganz natürliche Folge von dem Hohngelächter wäre, welches einige Kunstrichter seit gewissen Jahren über Alle erhoben haben, die es wagten, die von ihnen bewunderten Schriftsteller zu tadeln. Meinetwegen mag die Kritik diesen Aufsatz verdammen, wie und wo sie will. Ich bediene mich der Freyheit, die Jedem gelassen werden muß. — Das Unternehmen eigenmächtige Veränderungen in einer fremden Arbeit zu machen, sie öffentlich herauszugeben, und das dem Verfasser Eigene wegzulassen, kann von einer gedoppelten Seite betrachtet werden, von der Seite des Schriftstellers und des Lesers. Ich bin nicht entschlossen, jetzt die Sache des erstern zu führen und zu untersuchen, ob es gerecht, billig und erlaubt sey, sich diese Gewalt über eine fremde Sache anzumaßen. Wer noch dazu Schriftsteller selbst ist, dem wird seine Empfindung sagen, was er bey einer solchen Begebenheit denken und fühlen würde, und er wird auch die Nothwendigkeit, dergleichen Zufälle zu verhüten, denen ein Jeder ausgesetzt seyn würde, wenn diese Versuche Beyfall fänden, ohne mein Erinnern einsehen. Ich will auch nicht fragen, ob es mit der Dankbarkeit bestehen kann, wenn man einem Manne, der sich durch die Gaben seines Geistes das ganze Publicum verbindlich gemacht hat, auf solche Art begegnet. Der Kritik sey ihr Recht immer unbenommen. Sie untersuche, tadle und lobe die Werke verstorbener und noch lebender Dichter. Aber hat die Kritik auch das Recht, die wahren Lesarten, welche von dem Verfasser selbst herrühren, zu unterdrücken, nach ihrem Gefallen auszustreichen, wegzulassen, hinzuzusetzen, und der Nachwelt ein auf diese Art ganz verändertes Werk zu übergeben? Doch mit der Sache des Schriftstellers will ich nichts zu thun haben. Nur muß ich gestehen, daß mich folgende Periode in der Vorrede aufmerksam gemacht hat. „Die Veränderungen in einigen Gedichten der noch lebenden Poeten kommen von ihnen selber her oder sind von ihnen gebilligt worden.“ Ich wundere mich, daß dieses so ohne Umstände von dem Verfasser hat hingeschrieben werden können. Er muß es so gut als ich, und noch besser wissen, daß die meisten Verfasser unzufrieden gewesen sind. Die neue Ausgabe eines berühmten Dichters, die wir erhalten werden, wird unsere Kunstrichter davon überzeugen können. Aber, wie gesagt, der Schriftsteller mag seine Rechte selbst vertheidigen.

Ich betrachte diese ganze Sache von Seiten der Leser. — Kann es uns gleichgiltig seyn, daß ein Schriftsteller, den wir lieben, den wir gern lesen, und den wir auch von unsern Nachkommen noch gelesen haben wollen, auf die Art verstellt werde, wie es die Dichter, deren Lieder diese Sammlung enthält, erfahren haben? Denn den Ausdruck in der Vorrede, daß diese Lieder in einer etwas veränderten Gestalt überliefert würden, verstehe ich nicht. Ich dächte, wenn Jemand ganze Strophen aus einem Gedicht wegläßt, andere an ihre Stelle dafür setzt, und auch wohl nicht setzt, hier ein Gemälde wegstreicht, dort einen Gedanken unterdrückt, und im Ausdruck fast durchgehends Veränderungen vornimmt, so könnte man nicht von ihm sagen, daß er einem Gedichte eine „etwas" veränderte Gestalt gegeben hätte. Ein Kunstrichter, der dieses wirklich glaubt, ist dem Pamphus gleich, welchen Hagedorn mit dem ungebetenen Verbesserer der Schriftsteller in einem wahrhaft prophetischen Geiste verglichen hat. Der Leser will den Dichter kennen, dem er seine Aufmerksamkeit schenkt, er will seinen Charakter studiren, er will sein Genie; und, wenn ich dieses Wort von der Malerey auf die Poesie übertragen darf, seine Manier erforschen und sich von ihr einen deutlichen und vollkommenen Begriff machen. Kann er dieses, wenn er den Dichter in veränderter Gestalt erblickt? Bald erkennt er seinen Ton, weil er schon eine Zeit lang mit ihm umgegangen ist: bald hört er wieder eine fremde Stimme. Dieses ist ihm eben so unangenehm, als es einem seyn muß, der sich gern mit einem Andern unterhält und spricht, wenn dieser in seinem Reden oft von einem Dritten unterbrochen wird. Selbst die kleinen Nachlässigkeiten, die ein Dichter in seinen Werken übersehen, die kleinen Flecken, die er entweder nicht wegwischen wollen oder nicht können, sind einem Leser nicht gleichgiltig. Sie gehören ebensowohl zu einem vollkommenen Gemälde des Geistes eines Dichters, als seine großen Eigenschaften. Ich gebe es gern zu, daß ein Kunstrichter durch seine Verbesserungen ein Gedicht correcter machen kann (denn daß es schöner unter seinen Händen werden sollte, möchte sehr selten sich zutragen), und ich getraue mir zu beweisen, daß einige Verbesserungen des Bentley den Horaz nicht verunstalten würden, wenn sie von dem Römer selbst herrührten. Aber mir gefällt der Horaz, welcher auch die stolzen Scepter des

Tarquin nicht übergeht und Catons edelmüthigen Tod besingt, immer besser als der Horaz des Bentley oder Cunningham, welcher statt jenen den Brutus, und statt diesen den Curtius nennt, ob ich gleich gestehe, daß dieser mehr die Hofsprache versteht und Alles vermeidet, was den Ohren des August unangenehm seyn konnte. Jene und andere Stellen zeigen mir den Horaz wie er war, diese wie er hätte seyn sollen. Wer ist nicht begieriger, die wahre Gestalt eines Freundes zu sehen, als die geschminkte, veränderte? — Man wird sich noch erinnern, wie übel es Wielanden ausgelegt wurde, als er über Uzens lyrische Gedichte in einen theologischen Eifer gerieth, für den er in seinen komischen Erzählungen gebüßt hat. Wieland verdiente auch diesen Tadel mit Recht. Man nannte die Stellen, auf welche der Eiferer sein Auge gerichtet haben mochte, „unschuldige Scherze, an welchen auch der strengste Sittenlehrer nichts tadeln könnte", oder „ein wenig freye Stellen." Hat es der Herausgeber dieser Lieder aber nicht noch ärger gemacht, als Wieland, da er nach dem Beyspiele der Gelehrten, welche die Ausgaben in usum Delphini besorgt, jene Stellen ganz unterdrückt hat? Nun waren doch diese Kunstrichter noch so artig, daß sie am Ende die aus dem Zusammenhange gerissenen Stellen anhängten, so wie auch noch kein Kunstrichter es gewagt hat, einem alten Schriftsteller eine Lesart aufzubringen, ohne die durch Handschriften bewährte alte Lesart mit anzuzeigen, welche Vorsicht wenigstens der Herausgeber der Lieder hätte beobachten sollen, wenn er ja die Veränderungen vornehmen wollte. Wenn er derjenige ist (— Ramler war auf dem Titel der ersten Ausgabe nicht genannt —), welcher mir genannt worden ist, und der auch Lichtwer's Fabeln verbessert haben soll, so habe ich für seine übrigen Einsichten und Verdienste alle Achtung. Allein so viel ist doch gewiß: es kommt mir doch sehr sonderbar vor, daß er die Stellen, die Wieland damals in Uzens Liedern mißbilligte, unterdrückt hat, er mag es nun aus übertriebener Frömmigkeit oder einer natürlichen Abneigung vom Scherze und der Freude oder aus andern Ursachen gethan haben. Zwar hat auch noch jüngst ein frommer Mann geschrieben, „daß wer die erlösten Seelen des Heilands liebe, sich nie werde verleiten lassen die verführerischen Reize in Uz lyrischen und andern Gedichten zu erklären". Aber er spricht doch

nur von Erklären. Vielleicht erlaubt er Leuten von einem gewissen Alter das Lesen. Allein das thut unser Kunstrichter nicht: und er ist desto mehr deswegen zu tadeln, da ihn ja nichts zwang, diese Lieder ganz wegzulassen! War dieses nicht besser als sie zu zerstücken? In dem bekannten Liede: O Traum der mich entzücket — fehlt die ganze dritte Strophe. Gleichwohl trägt dieses Gemälde zur Vollkommenheit des Ganzen vieles bey: ohne dasselbe verliert der Schluß der zweiten Strophe: und hat denn nun dies Bild etwas, das die guten Sitten beleidigen könnte? Ich finde nichts. Doch das ganze Lied hat die Strenge des Kunstrichters erfahren. Uz hat gesungen:

O Traum, der mich entzücket!
Was hab ich nicht erblicket!
Ich warf die müden Glieder
In einem Thale nieder,
Wo einen Teich, der silbern floß,
Ein schattiges Gebüsch umschloß.

Diese Lesart hat Uz in der Ausgabe von 1765 gebilligt und wir müssen sie für die echte erkennen. Wie aber hat der Kunstrichter gelesen?

O Traum, von kurzer Wonne,
Mich deucht, ich wich der Sonne,
Und streckte mich in's Frische,
An schattigtes Gebüsche,
Das einen Teich, der silbern floß,
Mit angenehmer Nacht umschloß.

Der Ausdruck: ich wich der Sonne, ist gewiß sonderbar und sehr unbestimmt. Das strecken und das Frische ist unedel: statt daß „warf" der Müdigkeit ungemein angemessen ist. Die letzte Zeile ist gut, allein für dieses Gedicht ist vielleicht das Bild zu ausgesucht. Uz charakterisirt überdies die Scene noch mehr und besser, da er sagt, es sey in einem Thale geschehen. Dieses Thal ist verschwunden. Die letzte Strophe:

Sie fing nun an, o Freuden,
Sich vollends auszukleiden,
Doch ach! indem's geschiehet u. s. w.

Wer siehet nicht, daß der Ausruf in der ersten Zeile sehr lebhaft und natürlich ist? Er hat auch eine desto bessere Wirkung, weil uns der Ausgang der Sache desto unerwarteter

kommt. Der Herausgeber hat nicht also gedacht. Denn er verändert:

Schon löste sie die Schleifen,
Auch dieses abzustreifen,
Doch ach!

Eben so streng ist der Kunstrichter mit folgendem Liede umgegangen:

Die ich mir zum Mädchen wähle,
Soll von aufgeweckter Seele,
Soll von schlanker Länge seyn,
Sanfte Güte, Witz im Scherze
Rührt mein Herze,
Nicht ein glatt Gesicht allein.

Allzujung taugt nur zum Spielen,
Fleischig sey sie anzufühlen,
Und gewölbt die weiße Brust.
Die Brünette soll vor Allen
Mir gefallen,
Sie ist dauerhaft zur Lust.

Setzt noch unter diese Dinge,
Daß sie artig tanz und singe,
Welches Mädchen ist ihr gleich?
Sagt, ihr Mädchenkenner, saget,
Wer's erjaget,
Hat der nicht ein Königreich?

Dieses Lied singt halb Deutschland, und ich finde nichts daran auszusetzen, als das „erjaget“, welches mir zu niedrig scheint. Wir wollen sehen, wie uns der Kunstrichter zu singen befiehlt. Seine Veränderungen übersteigen hier allen Glauben.

Wenn ich mir ein Mädchen wähle,
Müsse zärtlich ihre Seele,
Feuerreich ihr Auge seyn;
Silbern sey die Stimm am Klange,
Hoheit strahl aus ihrem Gange;
Fuß und Hand sey rund und klein.

Allzujung braucht Kinderlehren;
Ich will meine Freundin ehren;
Sie regier als Königin,
Gütig ihr gemeines Wesen,
Könne denken, könne lesen,
Tändeln bis ich müde bin.

Sind die Bogen schwarz wie Raben,
Die das Aug umzogen haben,
Sind's die Locken weniger,
Ist ihr Mund zum Kuß geschaffen,
O! so braucht sie nicht mehr Waffen,
Ich bin ihr Gefangener.

Der Geschmack ist verschieden, und unserm Herausgeber scheint das Mädchen nicht gefallen zu haben, das Uzen reizt. Aufrichtig zu sagen, ist auch jene für einen strengen Kunstrichter anständiger, als diese, die einen zärtlichen Jüngling bezaubern wird. Aber ich würde mir doch immer diese wählen und als meine Freundin lieben, und jene, wenn es ja sein müßte, als meine Mutter ehren. Das ganze Mädchen ist verwandelt und umgeschaffen worden. Beym Uz ist es eine Venus, eine Huldgöttin, hier eine Juno. Sie soll regieren, noch dazu als Königin: über wen? über den Liebhaber? leidet hierdurch nicht die Zärtlichkeit, und schickt sich zu den süßen Empfindungen dies Gleichniß? Ihr Gang soll von Hoheit zeugen. Gerade wie Virgil von der Juno sagt: Ast ego, quae divum incedo regina Jovisque et soror et coniux. Was heißt „gütig ihr gemeines Wesen"? Eins von beyden Worten ist überflüssig, und das letzte kann am besten wegbleiben. „Könne denken, könne lesen" — das hätte ich nicht gesagt. Das Compliment ist beleidigend für das schöne Geschlecht: nach den ersten Forderungen war es auch nicht nöthig. Eine „silberne Stimme" wollte ich noch gelten lassen; aber eine Stimme die am Klange silbern ist, gefällt mir nicht. Woran kann sie denn sonst silbern seyn? — Ich muß hier eine kleine Abschweifung machen, wozu mich das „Könne denken, könne lesen" verleitet. Sie betrifft die Lichtwerschen Fabeln, von deren Verbesserung der Herausgeber in der Vorrede, die er seiner Ausgabe vorgesetzt, in eben dem Tone redet, in welchem er von diesen Liedern spricht.

von sich als einer dritten Person sprechen. Das „sang" wird dreymal wiederholt, und dieses hat Uz gut vermieden. Warum nothwendig „einst"? Das verstand sich ja von sich selbst wohl. Sollte das „woraus die Liebe klang" poetischer seyn, als „das nur von Liebe klang"? Ich zweifle selbst ob der Ausdruck genug grammaticalisch richtig sey. Uz fährt fort:

> Verfolge seine Spur;
> Er folgte der Natur.
> Du sollst bei Lieb und Wein,
> Wie er, mein Dichter seyn.
> Lyäen kennst du schon;
> Doch nicht Cytherens Sohn.
> Dir mache, wer ich bin,
> Die schöne Nachbarinn
> Und meine schnelle Hand
> Durch diesen Pfeil bekannt.

Diese Strophe befiehlt uns der Kunstrichter künftig so zu lesen:

> Auf! tritt in seine Spur
> Da tritt man Rosen nur
> Und singe nur berauscht
> Und wo man Küsse tauscht.
> Lyänen kennst du schon,
> Doch nicht Cytherens Sohn;
> Den mache Dir anitzt
> Ein Blick, der feurig blitzt,
> Und meine schnelle Hand u. s. w.

Hier braucht man eben nicht gelehrt zu seyn, um das Natürliche und Fließende in der Uzschen Strophe zu empfinden. Dieses ist in der verbesserten völlig verschwunden. Man sieht ihr nur das Studirte und Gezwungene an. Das „nur" möchte ich wohl zweymal verbitten, da es in der vorhergehenden Strophe auch schon dagewesen ist. Wie kann, wenn der Kunstrichter „Blick" und „blitzt" in einer kleinen Zeile braucht, dieses mit der gepriesenen Liebe zur Harmonie bestehen? Die „schöne Nachbarin" charakterisirt die Sache mehr, und giebt der Er-

dichtung einen Schein der Geschichte. Dergleichen Stellen müssen mit allgemeinen Bildern und Begriffen niemals verwechselt werden. Der Leser verliert dabey, und der Verfasser auch. — Ich bin unvermerkt auf die Beweise des zweyten Vorwurfs gekommen, den ich, als Leser, dem Kunstrichter mache. Es soll ihm nicht erlaubt seyn, fremde Werke eigenmächtig zu verändern, und seine Kühnheit verdient nach meiner Meinung Tadel. Wie aber, wenn er nun gar, statt zu verbessern, ein fremdes Werk verdirbt, wenn er oft ohne Noth, ohne Ursache und, wie es scheint, blos aus Eigensinn ändert; wenn er durch seine Aenderungen das Gedicht verstellt, ganz fremde und unschickliche Gedanken einmischt, und dadurch dem Verfasser das empfindlichste Unrecht zufügt? Welcher Tadel muß ihn dann nicht treffen? Ich habe diesen Vorwurf schon durch einige Beyspiele erwiesen; jetzt will ich ihn durch die Veränderungen rechtfertigen, die er mit Gleim's Liedern vorgenommen hat. Folgendes Lied werden die meisten Leser auswendig wissen: der Bettler.

Ich esse Brodt und trinke Wasser,
Was schüttet nicht der reiche Prasser
In seinen fetten Bauch!
Da werdet ihr, ihr Maden, fressen,
Da werdet ihr mich ganz vergessen,
Doch, fresset mich nur auch.

Den König trägt ein goldner Wagen,
Mich müssen meine Füße tragen
Und ein getreuer Stab.
Was jagt er dort, der stolze Reuter?
Er jagt, allein er kommt nicht weiter,
Wir kommen beyd' an's Grab.

Laßt uns hören, wie der Bettler des Criticus spricht:

Ich esse Brodt und trinke Wasser,
Was schüttet nicht der reiche Prasser
In seinen fetten Bauch!
Er frißt das Mark der ganzen Erde,
Daß er der Würmer Speise werde.
Die werd ich, später, auch.

Den König trägt ein goldner Wagen,
Mich können meine Füße tragen,
Und ein getreuer Stab.
Sein Haus, von Marmor aufgeführet,
Ist größer, als es mir gebühret,
Gleich groß ist unser Grab.

Bey Gedichten, die wie die Gleimschen sich besonders durch die natürliche Einfalt empfehlen, ist es sehr schwer, ihre Schönheit Jedermann begreiflich zu machen. Sie muß und kann mehr empfunden als gelehrt werden. Allein Jeder wird doch den großen Unterschied zwischen beyden Gedichten bemerken. Es scheint als ob der Criticus in der zweyten Strophe gar nicht den Sinn des Dichters erreicht hätte: da er statt „müssen" das Wort „können" setzt. Den König „können" ja auch seine Füße tragen, aber den Bettler „können" sie nicht allein, sondern sie müssen. Dieser will Mitleid erregen, er will den Unterschied des Glücks zeigen. Allein dieses ganze Bild wird durch diese Veränderung verdorben. Und: „größer als es mir gebühret"! Warum nicht lieber auch in einer Note l. c. C. de Aedific. priv. angeführt! Was soll denn hier das gebühren? Die Rede ist nicht davon, was sich schickt, was die Gesetze erlauben, sondern was der Bettler kann, was ihm das Glück zuläßt. Die vier andern Verse, die er geändert hat, gefallen mir in dem Munde eines Bettlers so gut, daß ich sie nie gegen die neuen vertauschen werde. Besonders mißfällt mir „das Mark der Erde" und die hieraus gezogene Folge: „daß er u. s. w." — Nicht glücklicher ist der Criticus bey dem Liede gewesen: „Die Bacchus edlen Saft verschwenden". Er will verbessern:

Wo Scythen und Prälaten saufen,
Da wird der Gott der Freuden scheu.

Ist es nicht für diesen Gott anständiger, wenn er sich gar nicht bey diesem wilden Haufen einfindet, dessen schlechte Sitten er schon kennt? Darum hat auch Gleim gesetzt: „Da ist der Gott der Freuden nicht dabey." Bey der Verbesserung der vier letzten Zeilen wird es uns schwer nicht zu lachen:

Wir singen in vergnügten Chören
Und manchmal tanzen wir dazu:
Oft, wenn wir volle Gläser leeren,
Sehn uns die keuschen Musen zu.

Gleim's eigene Verse sind diese:

Die singen in vergnügten Chören
Den Lobgesang der Weisheit und der Ruh,
Und, wenn sie volle Gläser leeren,
So sehn die keuschen Musen zu.

Der Gedanke wird hier geschwächt durch das „oft", das uns der Criticus aufdringt. Warum wollen wir denn nicht allezeit mit Vernunft trinken? Wie schön ist der Inhalt des Lobgesanges! wie würdig einer Gesellschaft edler Freunde! wie anständig auch einem Gleim! Das schöne Bild wird völlig verworfen und ein so matter, so unerwarteter Vers davor untergeschoben, in welchem auch der Ausdruck komisch genug ist. Das artige Wörtchen „manchmal" bitte nicht zu übersehen. — Auch von der Frau Karschin finde ich ein Lied, das sie wohl nicht für das ihrige erkennen wird. Es ist das bekannte Gedicht: Sohn Cytherens, kleiner Weltbezwinger, welch ein Schmerz durchtobte deinen Finger u. s. w. Aber ein Lied von sieben Strophen ist hier in drey verwandelt. Ich will doch die mittelste Strophe abschreiben:

Jener Phaon mit den feuervollen
Schwarzen Augen, die mich tödten wollen,
Und mit einem Munde rosenweich,
Findet Wollust in der Kunst zu quälen.
Zwölf betrübte Tage muß ich zählen,
Jeder ist den Erndte-Tagen gleich.

Die veränderte Strophe will ich nun auch herschreiben:

Jener Schäfer mit den feuervollen
Blauen Augen, die mich tödten wollen,
Und mit einem Munde rosenweich,
Ach! der Stolze flieht vor meinen Küssen,
Ach der Undankbare flieht! Narcissen
Und dem flatterhaften Zephyr gleich.

Wie ungleich ist sich unser Criticus! Sonst ist er unerschöpflich in Namen, und stets hat er eine Lätitia oder einen Florian bey der Hand, die er, wenn es ihm gefällt, einschieben kann. Allein hier muß nun auf einmal ein Schäfer erscheinen, so wie er würde haben müssen unsichtbar werden, wenn ihn die Dichterin selbst herbeygerufen hätte. Der Ausdruck: blauen Augen, hatte mehr physikalische Richtigkeit, als der erste. Ich will aber die schwarzen Augen in meinem Exemplar stehen lassen. Das Gleichniß mit dem flatterhaften Zephyr würde ich eher von einem Unbeständigen als von einem unerbittlichen Liebhaber brauchen. Ueber Narcissen bitte ich mir einen Commentar aus, ob es der Jüngling sey, oder die Blume, in die er verwandelt worden. Die Vergleichung ist dunkel. — Doch keinem Dichter hat unser Criticus grausamer begegnet als Hagedornen. Ihm, welcher der Ruhm und die Zierde des deutschen Parnasses ist, welcher mit zuerst den guten Geschmack in unserm Vaterlande ausgebreitet und allgemein gemacht hat, welcher durch Anmuth, durch das Natürliche, durch das Scherzhafte seiner Lieder uns vergnügt und ergötzt, so wie er uns durch das Lehrreiche derselben nicht selten unterrichtet, welcher endlich sich selbst ein strenger Kunstrichter war und seine Werke sorgfältig ausfeilte, — diesem ehrwürdigen Hagedorn wird jetzt nicht viel besser mitgespielt als einem Schulknaben, dem der Präceptor sein Exercitium corrigirt. Hier wird es mir gewiß schwer, an mich zu halten und mit dem Criticus in einer gelinden Sprache zu reden. Hat dieses der unsterbliche Dichter um uns verdient? ist dieses der Lohn, den wir seinen Verdiensten um den guten Geschmack geben, daß wir nach unserm Gefallen seine Gesänge ändern? Für diesen Namen hätte man doch wenigstens einige Achtung zeigen und sein Ruhm hätte ihn vor der Interpolation schützen sollen. Allein man ist viel kühner mit seinen Liedern umgegangen, als mit allen übrigen. Mißfiel dem Kunstrichter so sehr Vieles in Hagedorn's Liedern, so konnte er ja zum Besten seiner Mitbürger eine Critik über sie schreiben. Nur mußte er sie nicht durchstreichen, verändern, und gleichwohl unter Hagedorn's Namen herausgeben. Ich will einige Beyspiele anführen. Wer kann wohl errathen, wenn er diese Verse liest:

Durch Brief und Lied und Sinngedicht
Versuchte Florian Kathinnen
Zu gewinnen,
Und Florian gewann sie nicht,

daß sie das Hagedornsche Lied bedeuten sollen:

Durch tiefe Seufzer blöder Lust
Erklärte Damon alle Triebe
Seiner Liebe:
Doch rührt er nicht der Schönen Brust.

Gleichwohl kann ich, wenn ich diese Zeilen noch so oft durchlese, und sie mit den andern vergleiche, keine Ursache finden, warum sie verändert worden sind. Aber man wird auch eben so wenig die Ursache bey der zweyten Strophe entdecken, warum er statt:

Ach liebte meine Phyllis mich!
Seufzt Damon, seine Zärtlichkeiten
Anzudeuten,
Und Phyllis sagt: Erkläre dich!

will gesungen haben:

Kann Daphne niemals gütig seyn!
Seufzt Damon, seine Zärtlichkeiten
Anzudeuten,
Und seine Daphne sagt ihm Nein!

War denn Phyllis nicht eben so gut als Daphne? Auch statt Dorinen und Cleon erscheint Laurette und Cäcil. Was ist Eigensinn, wenn dieses kein Eigensinn ist? An einer andern Stelle wird ein Ehmann voll Verdacht durch den critischen Zauberstab in Ursindo voll Verdacht verwandelt. Die letzten vier Strophen sind ganz weggestrichen. In dem Gedichte an die Alsterschwäne hatte Hagedorn gesagt:

Wie sehr ist euch das Schicksal hold,
Ihr Schwäne, die ich fast beneide,
Ihr Säufer trinkt so viel ihr wollt,
Und bleibt auch dann der Schönen Freude.

Die letzte Zeile ist gewiß artig, und sie hätte nicht dem matten Verse weichen sollen:

Man sagt, ihr singt auch Lieder.

Von den Alsterschwänen hat dieses wohl noch Niemand gesagt. Aber freylich mußte sich der Vers auf jenen:

Ihr Schwäne, meine Brüder,

reimen. Es ist auch einer des andern würdig. Hagedorn sagt:

Ich weiß es, Bacchus schenkte mir
Den Epheu, welcher ihm gehöret,
Hätt' ich so einen Hals, wie ihr —

und sein Kunstrichter:

Dies weiß ich, Bacchus schenkte mir
Den Kranz, der ihm gehöret,
Hätt' ich den langen Hals, den ihr —

Ist nicht Epheu viel bedeutender? Und die Länge des Halses soll den Schwänen den Kranz zu wegebringen? Das kann der Dichter wohl nicht geglaubt haben. Das drollige Bild:

Er öffnet eine Flasche Wein,
Und läßt, des Giftes voll zu seyn,
Sich noch die zweyte reichen,

gefällt allgemein. Der letzte Vers trägt das meiste bey, um es zu vollenden. Wird die Veränderung auch so gut gefallen?

Was soll ich länger auf der Welt?
Jetzt sterb' ich, spricht er, als ein Held,
Und läßt sich Kapwein reichen.

Rheinwein wäre auch in den Vers gegangen. Warum aber hier eben die Vergleichung mit dem Helden stehen soll, begreife ich nicht. Eben so gut hätte sie auch in der vorhergehenden Strophe stattgehabt.

Drauf holt er Schemmel, Nagel, Strick,
Ein leichter Tod das größte Glück!
Warum bedacht' ich dies nicht eher?
Hier kann die Stolze, wenn sie will,
Mich schweben sehen, sagt Pedrill,
Und hängt sein Bildniß höher.

Der Einfall ist so uneben nicht. Nur schickt sich der Strick nicht recht zur Handlung, auch nicht der leichte Tod. Das wenn sie will hat auch wohl die letzte Sylbe in Pedrill haben wollen. Man lasse aber auch die ganze Strophe gut seyn; hat es die Hagedornsche verdient, daß sie um deswillen ihr weichen soll?

Hernach verflucht er sein Geschick,
Und holet Schemmel, Nagel, Strick,
Und schwört, nun soll die That geschehen.
Doch, ach! was kann betrübter seyn!
Der Strick ist schwach, der Nagel klein,
Der Schemmel will nicht stehen.

Ueberhaupt wird man wahrnehmen, daß der Hagedornsche Pedrill mehr handelt, und der neue Pedrill mehr schwatzt. Welcher von beyden interessirt den Leser am meisten? Von dem Liede: Unzählig ist der Schmeichlerhaufen, welches aus neun Strophen besteht, sind nur vier beybehalten worden. Ich berufe mich auf jeden Leser von Geschmack, daß es nicht die vorzüglichsten sind. Warum die andern weggelassen worden, sagt der Criticus eben so wenig, als warum er in dem Verse:

Bis ihr das Ohr fast gellt

corrigirt hat:

Biß daß das Ohr ihr gellt.

In dem Liede: Freude Göttin edler Herzen, lautet die zweyte Strophe:

Muntre Schwester süßer Liebe!
Himmelskind!
Kraft der Seelen! halbes Leben!
Ach! was kann das Glück uns geben,
Wenn man dich nicht auch gewinnt?

Man bemerkt leicht, wie gedankenreich diese Strophe sey, und wie viele Ideen der Dichter vereinigt habe. Nun ist sie durchwässert genug:

Holde Schwester süßer Liebe,
Glück der Welt!
Denn was kann in unserm Leben
Uns des Glückes Götfin geben,
Was man nicht durch dich erhält?

Die drey Zeilen drücken den Hagedornschen Gedanken entweder gar nicht, oder doch sehr dunkel aus. Das Glück kann uns allerdings viel geben, ohne die Liebe: allein diese muß unter jenen Geschenken seyn, wenn sie angenehm seyn sollen. Dieses sagt Hagedorn: aber aus den Versen des Kunstrichters muß man dieses erzwingen. Die Alte beym Hagedorn sagt:

Die Regung mütterlicher Triebe,
Der Fürwitz und der Geist der Liebe
Fährt oftmals schon in's Flügelkleid.

Hier ist kein Wort umsonst gesagt, und jedes hat seinen Nachdruck. Wie unglücklich der Kunstrichter!

Der Vorwitz alles Ding zu wissen,
Der Liebesgeist, die Sucht zum Küssen,
Fährt, leider! schon in's Flügelkleid.

Ja leider! auch die Begierde zu verbessern in den Kopf der Kunstrichter! In diesen Zeilen vermissen wir nicht allein jene Schönheiten, sondern die zweyte Zeile ist besonders unausstehlich. Und das hier unedle Wort Sucht. Man sagt nicht einmal gut: alles Ding. Das Lied: In diesem Wald, in diesen Gründen, ist nun noch viel kürzer worden, als es sein Verfasser gemacht hatte. Ich führe folgende Strophe daraus an:

Wie buhlen dort die Turteltauben?
Wer kann ihr Girren nicht verstehn!
Die Liebe macht es doppelt schön,
Und will und soll uns auch erlauben
Das Schnäbeln ihnen abzusehn.

Man vergleiche hiermit folgende Verbesserungen:

Wie girren dort die Turteltauben!
Wer kann ihr Girren nicht verstehn?
Und o! wie küssen sie so schön.
Dir solche Küss' hinfort zu rauben
Das hab' ich ihnen abgesehn.

Die geraubten Küsse schicken sich zu dem Bilde der Turteltauben nicht. Da das girren schon in der ersten Zeile war gesetzt worden, so wär es nicht nöthig, es noch einmal in der zweyten zu gebrauchen, denn es füllt doch nur bloß das Sylbenmaß. — Unter die Lieder, deren Veränderung dem Criticus am meisten verunglückt ist, gehört auch folgendes. Hagedorn singt:

Wein! den die Bosheit ausgedacht
Des Wassers Ruhm empor zu bringen,
Der aus Verzweiflung trunken macht:
In dem wir Gift und Tod verschlingen,
In dem des Hefens Aufruhr tobt,
Den niemand als der Wirth uns lobt,
Den Wirth und Wirthin spart: von dir
will ich jetzt singen.

Wenn wir jetzt lesen: „der ohne Freude trunken macht", so ist dies zu schwach und zu gelinde. Der fünfte Vers ist ekelhaft:

Den man zur letzten Folter schenkt:

Er erweckt in unserer Seele unangenehme Empfindungen, und wir verbinden Nebenbegriffe, die uns in unserer stillen Freude stören.

Womit man in der Hölle tränkt

ist zu gemein, und der Ausdruck

Ich brenne recht, dich zu besingen

soll vielleicht die Rache anzeigen, die den Dichter nöthigt diesen Wein zu verfluchen.

Allein das Wort besingen scheint ihn wieder zu schwächen. Daß es oft Eigensinn ist, der den Kunstrichter zum Verändern antreibt, sieht man klar, wenn er statt:

Es hat in den bestraften Sand
Ein Sohn des Vaters Blut vergossen

schreibt:

Ein Sohn hat den verfluchten Sand
Mit seines Vaters Blut begossen.

Was hatte er denn an jenen Versen auszusetzen? Nichts, als daß sie nicht seine eigenen waren. Die letzte Strophe:

Auf! auf, ihr Keile, zeigt euch bald,
Auf, auf entzündet euch, ihr Blitze,
Vereint die rächende Gewalt,
Doch trefft nur dieses Weinbergs Spitze —

Davor sollen wir singen:

Ihr, dreygezackten Keile, fallt,
Entzündet euch, ihr schnellen Blitze!

O treffet stark, und treffet bald,
Und treffet dieses Weinbergs Spitze.

Das dreyfache treffen macht hier eine sehr üble Wirkung. Es war an zweymalen genug. Der dritte Vers hat etwas sehr Spielendes. Wenn der Verfasser unsere Sprache mit dreygezackten Keilen bereichern will, so hätte er seine Erfindung nicht unter dem angesehenen Namen eines andern, sondern in seinem eigenen bekannt machen sollen. Das doch trefft nur ist nicht ohne gute Wirkung. Der Kunstrichter hat diese kleine Schönheit übersehen. — In dem Liede: „Mein Mädchen mit den schwarzen Haaren" ꝛc. sieht man dem Kunstrichter die Begierde zu ändern an. Er verwechselt die besten Blumen mit den schönsten, die schöne Brust mit der stolzen, rege Schwestern mit frohen, und aus muntre Brüder macht er frohe Brüder. An dergleichen Stellen verdrüßt uns das Unternehmen desselben desto mehr, je weniger wir im Stande sind die Ursachen einzusehen, die ihn können bewogen haben dieses zu thun. Den schalkhaften Scherz, mit welchem sich das Lied schließt, hat er ganz und gar weggelassen. — Ich bin müde mehr Vergleichungen anzustellen. Die wenigen Beyspiele, die ich angeführt habe, sind zu meiner Absicht genug. Diese war, dem Leser zu zeigen, daß, wenn man auch alles übrige, was sonst hierher gehört, bey Seite setzen wollte, man doch dem Verfasser das Lob nicht beylegen könnte, daß er durchgehends mit Geschmack und Glück geändert habe: daß er nur da seine Critik gebraucht, wo es nöthig gewesen sey: daß endlich die von ihm veränderten Lieder dadurch einen Vorzug vor den Liedern erhalten hätten, die die Verfasser selbst gemacht und herausgegeben haben. Habe ich meine Leser hiervon überzeugen können, so kann ich es ihnen auch nun selbst überlassen, über den Werth dieser Sammlung ein Urtheil zu fällen. — Noch kann ich meine Recension nicht schließen, ohne etwas über die Wahl der Stücke zu sagen, die diese Sammlung enthält. Der Herausgeber ist nach meiner Meinung nicht überall strenge genug hierin gewesen, und ich habe auch hier oft den Kunstrichter vermißt. Es sind von ihm Gedichte mit herausgegeben worden, die sehr mittelmäßig sind, und deren mittelmäßiger Werth desto eher in die Augen fällt, da sie neben sehr guten Stücken stehen."

Dies die Recension welche Lessing so sehr verletzte. Ich habe sie bis auf einige für den Character derselben ganz unwesentliche Stellen auch darum so vollständig mitgetheilt, weil sie zu den flüchtigsten Aufsätzen sämmtlicher Stücke gehört, und dem Journal der Vorwurf gemacht worden: es schien, als ob in dem elenden kraftlosen Deutsch, das darin geschrieben, der Stil der alten Wochenschriften noch einmal auftauchen sollte. Lessing behauptete sogar, das Deutsch hätte nicht „kraftloser, dissoluter" sein können. Aber man ziehe eine beliebige Anzahl aus den vom Jahre 1713 bis 1761 in deutscher Sprache erschienenen Blättern hervor, deren von dem Nürnberger Schulmanne Beck (in Gottsched's Neuestem aus der anmuthigen Gelehrsamkeit XI. 829 ff.) 182 verzeichnet sind, und es wird sich bei einem Vergleiche ein stilistischer Fortschritt in der deutschen Bibliothek nicht verkennen lassen. Auch sind die gleichzeitigen Bände der Berliner Bibliothek im Durchschnitt um nichts besser geschrieben. Von der Kraft und dem Aufschwunge Lessingscher Diction sind beide gleichmäßig entfernt. Ueberdieß hatte ja die Klotzsche Bibliothek die ausschließliche Aufgabe der „Beurtheilung deutscher Bücher", keineswegs die Tendenz jener Blätter, welche vorzugsweise auf „Sittenbesserung und Sittenschilderung ausgingen, auf Klugheitslehre und Mittheilung von Erfahrungen aus dem Leben der bürgerlichen Gesellschaft und den häuslichen Zuständen der Zeit"; welche unter „dem nichtgelehrten Publikum mancherlei Kenntnisse verbreiten wollten, zu denen es auf diesem Wege weit bequemer und wohlfeiler gelange als durch eigentliche Bücher"; welche auf Gewöhnung „zum Nachdenken über die verschiedenartigsten Gegenstände des Lebens, auf Veredelung des Geschmacks in der Lesewelt, auf Sprach- und Schreibverbesserung" abzielten. Der Schreibart eines kritischen Journals konnten daher mancherlei Nachlässigkeiten und Schwächen schon leichter verziehen werden, als den Wochenschriften. Die allgemeine Bibliothek sprach damals gelegentlich aus, das Wie sei bei dem Was oft untergeordnete Frage, und sie hielt in Wirklichkeit diese Meinung bisweilen selbst da aufrecht, wo die Forderung absoluter Identität von Form und Inhalt gar nicht zu umgehen war; sie hielt an dieser Meinung bisweilen bis zur Rechtfertigung der allerelendesten Schriften. Man lese nur die Besprechungen des „niederrheinischen Zuschauers" und des

„Weisen aus dem Monde" (1769), zweier Scharteken in der verwegensten Bedeutung des Worts. Der Recensent erkennt: Die Schreibart ist „elend, ängstlich, undeutsch, dunkel", allein das schade nichts, weil Wahrheiten darin vertheidigt würden, „welche in deutschen katholischen Provinzen (ihrer Heimat) bisher etwas Unerhörtes gewesen", Wahrheiten welche „von großer Wichtigkeit" seien.

Ließ man denn der allgemeinen Bibliothek solche Ansicht und sogar exorbitante Anwendung derselben unangefochten, so mußte billigerweise auch der deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften in der Darstellung etwas nachgesehen werden. Viele Lüderlichkeiten darin sind übrigens lediglich typographischen Ursprungs, wie dem Briefwechsel zwischen Klotz und Riedel zu entnehmen. In dieser Hinsicht ist sie ein wahres Non plus ultra.

Nein, nicht der Ton, worunter Lessing hier nichts weiter verstand als die Schreibung, wie aus einer Stelle im 56. seiner „antiquarischen Briefe" erhellt, wogegen sich das „Sudeln" auf die schnelle Folge der umfänglichen Lieferungen beziehen sollte, — nicht der Ton hauptsächlich war es, der ihn verletzen konnte, sondern vorerst unzweifelhaft das vermeintliche Motiv der Recension überhaupt, das Nicolai entdeckt hatte, das aber nur in dessen Hirn existirte. „Ich habe," schreibt dieser auch an Herder (20. Febr. 1768) „Herrn Moses vermocht, eine neue Recension der Rammlerschen Oden zu machen, unter welche er einen Theil der Ihrigen verwebt hat. Einige besondere Umstände haben mich dazu vermocht. Ihnen will ich offen die Veranlassung dazu entdecken, ich bitte Sie aber, so sehr ich Sie bitten kann, gegen Niemand, es sey auch wer es sey, sich davon etwas merken zu lassen. Vermuthlich haben Sie die beyden ersten Stücke der Klotzischen Bibliothek gelesen. Vielleicht aber sehen Sie nicht völlig ein, wie hämisch Rammler hier angestochen, so wie wir es einsehen, die wir den geheimen Zusammenhang einsehen. Gleim ist mit seinem alten Freund Rammler in einen gewaltigen Streit (in der That um Kleinigkeiten) gerathen, wegen einiger vielleicht gerechter Kritiken, die ihm R. über seine Fabeln gemacht hatte. Gleim hat sich Klotzen zum Freunde zu machen gewußt und nun lobt er Gleimen geflissentlich und ebenso tadelt er Rammlern. Ja er sticht ihn hä-

misch an, wo es ihm am empfindlichsten ist, und Sie werden sehen, daß er mit unverschämtem Lobe Gleim's und mit ferneren Sticheleien auf Rammlern fortfahren wird."

Herder schenkte dieser Versicherung Glauben; er gab sich vorübergehend einem Argwohn hin, den spätere Briefe Nicolai's vergrößernd zu einer Art Gewißheit erhoben; er betrachtete eine Machination als wirklich, welche der Briefwechsel zwischen Gleim und Klotz schnurstracks widerlegt. Als Klotz das zweite Stück seiner Bibliothek an Gleim schickte, sagte er ausdrücklich, das „Mißverhältniß" zwischen ihm und Ramler sei ohne Einfluß auf den „Kunstrichter" der Lieder der Deutschen gewesen, verrieth auch nicht, daß er selber der Verfasser jener Recension. Und Gleim zeigte sich darauf in so ungekünstelter Ueberraschung, daß der Gedanke an ein abgekartetes Spiel gar nicht aufkommen kann. Er hatte sich noch nicht die Mühe genommen die Ramlerschen Aenderungen, so weit sie ihn betrafen, zu prüfen. Seine Kleinigkeiten, erwiederte er bescheiden, hätten wohl „entheiligt" werden können, „aber an die Meisterstücke mußte kein verbessernder Pinsel sich wagen. Was würde daraus werden, wenn dieser Frechheit kein Einhalt geschähe? Hätten wir einen Horaz, einen Virgil, wenn die Kritik der Alten so wenig Achtung für den Originalcharacter eines Schriftstellers bezeiget hätte? Doch, Sie haben alles darüber gesaget, denn ohne Zweifel sind Sie selbst der Verfasser dieser männlichen Kritik, die meinen vollkommenen Beyfall hat." Widerspruch gegen den von der Verbesserungswuth Besessenen erheben war Alles was Gleim vermochte; aber bösartige, hinterlistige Vergeltung üben, das duldete sein Character weder an sich selber noch an Andern, auch als der entschiedenste Bruch mit Ramler unheilbar geworden. Kurz vor dessen Tode äußerte er gegen Grillo brieflich: „Wüßt' ich, daß ein Schreiben von Gleim ihn, wenn nicht gesund, nur nicht kränker machte, wahrlich! so schrieb ich an ihn." Und sein Verlust schmerzte ihn fast unüberwindlich.

Klotz hatte vollkommen die Wahrheit gesprochen, daß keineswegs die meisten Betroffenen von Ramler's Verfahren befriedigt gewesen wären. Von vielen Seiten her ist es ihm als Ueberhebung und frevelhaftes Antasten fremder Rechte gedeutet worden. Lichtwer nannte es bekanntermaßen Verfälschung, Diebstahl, niederträchtig und strafbar; Boie, doch selbst uner-



müdlich im Feilen und Bessern, hieß es unumwunden ein unberufenes, gewaltthätiges Vergreifen an fremdem Eigenthum; Kleist's Freunde ärgerten sich über seine Ausbesserei dermaßen, daß sie ihm Chodowiecky's Verhöhnung, der ihn als einen Barbier abbildete, wie er sein Geschäft eben an dem Gesicht des todten Kleist verrichtet, herzlich gönnten.

Lessing selber dachte vor sechs Jahren, seiner noch frühern Sticheleien auf den Berliner Cadettenschulmeister zu geschweigen, genau so wie Klotz. Oder, uns thut es nichts, vielleicht ist es umgekehrt richtig: Klotz' Meinung fand sich eines guten Stück Wegs bei der Lessingschen ein. Als damals Ramler anonym und ohne Vorwissen des Verfassers „auserlesene“ Lichtwersche Fabeln „verbessert“ herausgegeben, äußerte er: „In der That eine seltene Begebenheit! Von Seiten des ungenannten Herausgebers war der Schritt, meines Erachtens, eben so unbillig, als unerhöret. Er war unbillig, denn Hr. L. kann allezeit die Erfindungen seines Geistes als sein wahres Eigenthum betrachten, in welchem sich niemand, ohne des Eigenthumsherrn Vorwissen, unterstehen darf, Veränderungen vorzunehmen, und sollten es auch die allerglücklichsten Verbesserungen seyn. Wollte der Ungenannte seine Kritik üben, oder der Welt seinen feinen Geschmack zeigen; so war ein anderer weit billigerer Weg für ihn übrig. Und wenn er auch allenfalls nicht so großmüthig seyn wollte, dem Herrn L. seine Verbesserungen zuzuschicken, so hätte er eine Critik über die Lichtwerschen Fabeln schreiben können, in welcher ihm frey gestanden hätte, mit denselben nach eigenem Belieben umzugehen, zu tadeln, zu verbessern, wegzulassen und hinzu zu thun.“ „Sind meine Werke zum ausfeilen, so will ich die Feile entweder selbst führen, oder wenigstens darum begrüßt seyn, ob ich einen andern will meine Stelle vertreten lassen. Man hat die Absicht mir einen Dienst zu erweisen? Ich will es glauben. Allein wer mir einen Dienst mit Gewalt aufdringet, beleidiget mich härter, als wer ihn mir versagt.“ Er geht noch weiter als Klotz, er behauptet: „es ist ausgemacht, daß er (Ramler) die Absicht gehabt zu haben scheint, die erste Ausgabe der Lichtwerschen Fabeln völlig zu verdrängen“, und seine Anonymität „scheinet den Verdacht zu erregen, als wenn er selbst der Rechtmäßigkeit seines Vorhabens nicht gewiß gewesen seyn müsse.“ „Ich wiederhole, daß meines Erachtens

eine solche Handlung durchaus nicht zu entschuldigen sey, und was noch mehr ist, daß dem Publico selbst mit dergleichen untergeschobenen Verbesserungen nicht einmal gedienet sey. Es ist den Liebhabern der schönen Wissenschaften dran gelegen, die verschiedenen Genies der guten Schriftsteller, samt ihren Fehlern in ihren Werken abgedruckt zu sehen. Wenn es ihnen an Geschmack oder an Geduld fehlt, diese Fehler zu verbessern, so mögen sie immer stehen bleiben. Eine fremde Hand kann unmöglich fein genug seyn, sie hinweg zu nehmen, ohne dem Werke zu nahe zu kommen, und den Charakter des Künstlers zu verändern. Wir sehen lieber den Geist eines guten Scribenten wie er ist, als ein Ideal an, welches verschiedene Hände gekünstelt haben, und der Kunstrichter würde uns einen schlechten Dienst erweisen, wenn er einen Haller, Klopstock, Geßner, Gellert u. a. alle in seine eigene Manier umgearbeitet liefern wollte." In diesen Worten schon, in den Berliner Literaturbriefen vom 13. und 20. Mai 1762 veröffentlicht, war eine vollständige Verurtheilung der spätern „Lieder der Deutschen" enthalten, auch wenn Lessing nicht obenein nachgewiesen, daß die Ramlerschen Verbesserungen beziehendlich Lichtwer's keineswegs immer glücklich, auch wenn die Umarbeitungen auf dem Boden der andern Dichter durchgehend Meliorationen gewesen wären, was sie durchaus nicht sind. Und wenn reducirtes Verständniß oder embryonisches oder verdorbenes Rechtsbewußtsein von Lessing's Urtheile zu irgend einer Zeit etwas abdingen wollten, unsere Tage werden dies unterlassen, müssen dies unterlassen. Wie sich Lessing zu diesem nachmals verhielt, werden wir gleich sehen. Daß er den 30. Mai an Ramler schrieb: „Lichtwer ist ein Narr", sollte unmöglich eine Rechtfertigung dieses poetischen Drillmeisters einschließen; diese öfter ohne sonderliches Gewicht, ohne rechte Erwägung und am unrechten Orte hingeworfene Bezeichnung galt nur den persönlichen Zänkereien der beiden Autoren ob der unrechtmäßigen Ausgabe, in denen Lichtwer nach Lessing's Meinung zu weit ging, galt nur „den Unanständigkeiten von beiden Seiten." Und außerdem war es Lessing offenbar unangenehm, über diese Angelegenheit gegen Ramler noch einmal umständlich zu werden. Darum „quod reliquum — Lichtwer ist ein Narr." Es steht nun

aber nach dem Obigen auch fest, daß von dem realen Inhalt der Klotzschen Recension sich verletzt zu fühlen Lessing kein Recht hatte.

Man muß auf das Einseitigste Partei ergreifen, um nicht zu gestehen, daß Ramler von Klotz sehr maßvoll behandelt worden, und daß aus keiner Zeile die Absicht frivoler Herabsetzung gefolgert werden kann. Gegen eine solche sprach schon die vorausgegangene Beurtheilung der Oden durch Riedel, der seine Bedeutung, sein Talent doch wahrlich hoch genug schätzte. Welche Achtung der Herausgeber der deutschen Bibliothek Ramler's „Einsichten und Verdiensten" zollte, wie sehr er ihm gerecht zu werden trachtete, bewies er noch zwei Jahre später in der Beurtheilung seiner Uebersetzung des Horaz. „Ich fand," sagt er, „die vortrefflichsten Nachbildungen des Römers, und wenn ich hie und da auf Stellen stieß, die ich nach meinem Sinne anders ausgedrückt haben wollte, so hinderte mich dieses doch nicht, oft den Wunsch beim Lesen zu thun, daß wir den ganzen Horaz von Herrn Ramler deutsch bekommen möchten. Ein Ramlerscher Horaz würde ein Schatz seyn, auf den unsere Nation stolz zu seyn Ursache hätte." Aber, setzt er hinzu, daß er überhaupt an einigen Stellen mäkeln müsse, werde man ihm wieder übel anrechnen, weil man ihm gegenüber schlechterdings nicht bedenken wolle, daß man einen Schriftsteller hochachten und dennoch über Einzelheiten desselben Ausstellungen machen könne. Nichts sei ihm ferner als die Absicht einer Beleidigung, nichts so weit ab von ihm als die Bosheit, Ramlern blos eine unangenehme Stunde zu bereiten, wie die Berliner Bibliothek ihm unterzuschieben für gut befinde. Wiederholt rechtfertigt er sich mit der ganz richtigen Behauptung, daß blos die Fehler und Blößen der Kleinen aufdecken, vor den Großen aber anbetend niedersinken, die Kunst nicht fördern heiße. Freilich scheine die Zeit sobald noch nicht zu kommen, wo das Publikum begreife, daß an Büchern von anerkannter Vortrefflichkeit getadelt werden könne, ohne ihrem Werthe dadurch etwas zu nehmen. „Und daran sind die Autoren schuld, die ein lautes Geschrey erheben, wenn man von ihrem Anzuge nur eine überflüssige Franze abschneiden will." Allein der Kritik müsse trotz alledem ihr Recht werden.

Lessing dehnte nun zwar den Argwohn noch nicht so weit aus, als ihn Nicolai aller Welt einzuflößen sich bemühte, aber

er glaubte doch, daß Klotz lediglich Gleim zu Liebe so und nicht anders kritisirt habe. Und daß diese vermeintliche Bestechungssucht gerade gegen Ramler, seinen Freund, gerichtet war, das unbedingt wurmte ihn zum andern. Denn es ist eine der Schwächen Lessing's, seine speciellen Freunde nicht etwa so hoch als möglich zu halten, vielmehr zu überschätzen. Dies bewies er am auffallendsten an Christlob Mylius. Ramler's kritische Feile vornehmlich hatte er fortwährend höher veranschlagen gelernt, so daß er ihr, wie bekannt, seine Lieder, Sinngedichte und andere „Reimereien" unterbreitete, Akt für Akt der Minna von Barnhelm zur „Reinigung und Läuterung" überließ, und seinerzeit auch Nathan den Weisen ihm in die Schule schickte. Diese Feile, von ihm für so fein und scharf erachtet, sollte nun stumpf und schartig sein können! Das durfte Klotz so wenig ungenossen hingehen wie vormals Lichtwer, der die Ramlersche Feilerei in Bausch und Bogen verwarf. Das berührte ihn selbst in einem Punkte sehr empfindlich, in welchem er voll des äußersten Selbstgefühls war, das schien ihm wol ein Angriff auf seine eigene höchste Kraft, auf sein kritisches Talent, obgleich auch er bei aller Festigkeit der Einsicht die überraschendsten Beweise von Unsicherheit gegeben, wobei ihm freilich sein capriciöses Wesen jeweilig Streiche gespielt haben mag. Ich erinnere hier nur an sein Urtheil über Dusch. Ehedem besaß der grenzenlos verachtete arme Mann „weder Witz noch Erfindungskraft genug um Dichter, noch Scharfsinn und Gründlichkeit um Philosoph zu sein", um sich einreden zu lassen, daß aus ihm jemals etwas Rechtes werden könne. „Er lasse sich ja weder von seinen Freunden noch von seiner Eitelkeit verführen Werke de longue halaine zu unternehmen, welche Anlage, Erdichtungen und Oekonomie erfordern." In der Dramaturgie hingegen ist er ein Mann, der bei seiner kritischen Unfähigkeit und entsetzlichen Talentlosigkeit doch was Rechtes geworden, ein Mann von „Witz für tiefsinnigen Verstand", der mehr „als die meisten Dichter Moral und Kritik mit attischem Salze zu würzen versteht", — dort heißt er der „deutsche Dryden." Vormals erklärte Lessing, man könne das Verfahren des ungenannten Herausgebers Lichtwerscher Fabeln gar nicht zu eigener Befriedigung würdigen, wenn man seine Augen von der moralischen Seite desselben nicht ganz wegwende; als er aber die Peitsche um Klotz' Haupt und Rücken schwang, bang er von

seinem Urtheile gerade so viel ab, wie nöthig war die Ramlersche Idiosynkrasie als literarische Nothwendigkeit, eine Immoralität moralisch scheinen oder gar nicht mehr in Frage kommen zu lassen.

Noch ein Literaturbriefchen machen! „Ehe er es sich versieht, werde ich für ihn (Ramler) geschrieben haben." Diese Worte tönten wie Himmelsbotschaft in Nicolai's Ohren. Damit sie ja in Erfüllung gehe, thut er was er nur thun kann. „Nehmen Sie ein Exempel an Herrn Klotz", hetzt er am 24. Februar (1768) mit Beziehung auf Lessing's Dramaturgie, „der hat großen Vorrath von allem, was er zu seiner Bibliothek braucht. Er macht sich's aber auch nicht so schwer als Sie; er braucht nichts als Unverschämtheit, auch hat er in 4 Monaten schon drey Stücke fertig geliefert. — In der That weiß ich nicht was aus dieser Bibliothek noch werden wird. Ich glaube aber eben wie Sie, daß sie nicht lange bestehen kann; denn die Partheylichkeit ist gar zu groß, und die unerhörte Art, wie der Herr Geheimerath sich selbst lobt, und von seinen Schülern loben läßt, mißfällt allen Lesern. Es freut mich schon im Voraus, zu vermuthen, daß Sie heute oder morgen einen Tanz mit ihm wagen wollen. Er sticht auch Sie beständig an, so wie mich und die deutsche Bibliothek. Ich verachte ihn aber, und das werden Sie auch thun, was Ihre eigene Sache betrifft; aber freylich eher könnten Sie herausplatzen, um Ihre Freunde Ramler, Klopstock und Gerstenberg zu vertheidigen. Wagen Sie es also nur immer, und versuchen Sie, ob Sie ein Literaturbriefchen schreiben können."

Man glaubt so gern was man wünscht, aber Lessing und Nicolai verrechneten sich doch, die letzterem auch buchhändlerisch unliebsame „Lufterscheinung" schlug Wurzel und nährte sich auf gedeihlichem Boden bis zum Tode des Herausgebers. „Parteilichkeit!" Es ist wirklich humoristisch den literarischen Großinquisitor von Berlin, wie Nicolai von Julius Knüppeln betitelt worden, über die Fehler Anderer klagen zu hören, die er selber, nicht als Splitter, sondern als Balken im Auge trug, ihn, der über Alles die Stirn runzelte, was nicht in seiner Coterie, Lessing ausgenommen, urständete; der in seinem Organ Alles verdammte, was jenseit des Horizonts seiner seichten Philosophie und seines elenden rationalistischen Aufkläriehts dämmerte oder leuchtete; der selbst dem dümmsten Zeug noch Lob spen-

bete, wenn es von seinen Mitarbeitern fabricirt worden; ihn, der das arme Kindlein ästhetische Kritik meist schwächlichen Flachköpfen zur Aufpäppelung überwies. „Die unerhörte Art wie er sich selbst lobt und von seinen Schülern loben läßt!" Das sagt der Redacteur, der es, wie längst documentirt, in einer Menge von Fällen gestattete, daß sich seine Mitarbeiter selbst recensirten! War jedoch Nicolai zu solcher Moquerie nicht befugt, so ist damit der Halleschen Bibliothek noch kein erheblicher Dienst geleistet, der gerügte Unfug damit weder beschönigt, noch entschuldigt, noch gesühnt. An's Tageslicht denn mit der unerhörten zwiefachen Lobhudelei! Aber in welchen Zeilen der 36 Bogen steckt sie? Wahrhaftig, wer ist nicht versucht wie einst Wieland über ihn: der schlechte Kerl! auszurufen, wenn er am Schluß der Lectüre der damals erschienenen drei Stücke nirgend auch nur das geringste Selbstlob findet? Nur eine einzige Schrift von ihm besprochen, und wie? In der kläglichst trockensten und unbeholfensten Weise, doch mit der für uns gewichtigen Bemerkung des Recensenten: „Ich liefere von dieser Schrift nur einen trockenen Auszug; alles Lob hat sich Herr K. verbeten; er will nicht, daß er in einem Journal gerühmt werde, von welchem er selbst ein Mitarbeiter ist, und an dessen Spitze sein Name steht." Ganz indessen kann er den Beifall nicht unterdrücken, er findet in dem Buche (Beitrag zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen) „feine Bemerkungen", „guten Ton" und „patriotische Gesinnung." Nichts Uebertriebenes darin; selbst Herder nannte die kleine Schrift noch in spätern Jahren eine schön geschriebene, obgleich mangelhaft durchdachte. Und das ist es, und nichts weiter, was von Klotzens Mitarbeitern über ihn Lobendes referirt worden. Klotz hingegen erklärte öffentlich, daß ihm dieses Lob ein Schriftsteller (Jacobi) gespendet, dessen Freundschaft für ihn diesmal die Oberhand über seine sonstige Einsicht und Beurtheilungskraft behalten haben dürfte. Allein wenn das sein Ernst war, warum strich er es nicht? Weil er, was allerdings zu rügen, keinen einzigen Artikel im Manuscript las, weil er zum andern ein für allemal die Verantwortlichkeit für die Urtheile seiner Mitarbeiter und die Erlaubniß und Zumuthung eventueller Aenderungen vor oder während des Satzes ablehnte. Seine redaktionelle Thätigkeit beschränkte sich bei

diesem Journal auf das rein Aeußerliche. So wenig die hyperbolische Polemik Fichte's gegen Nicolai Satz für Satz zu billigen, darin hatte er keine Grenze überschritten, daß er ihn einen Meister der Verdrehungskunst, einen Obersten der literarischen Lügengeister schalt. Neben seinen großen positiven Verdiensten um die deutsche Literatur steht leider auch das negative, daß ihn eine ganze Reihe erbärmlicher Journalisten getrost als ihren Stammvater betrachten darf, wiewol zu seiner Ehre und der Wahrheit halben bekannt werden muß, daß die innere Monstrosität Nicolai's und der Berliner Bibliothek in unsern Tagen weit übertroffen worden, ohne daß man das Gute und den Einfluß derselben auch nur zum zehnten Theile erlangte.

Verdrehung ist ferner die Zeihung: „er sticht auch Sie beständig an", aber in dem Anlaß dazu ruht ohne Zweifel ein neuer Grund herber Verstimmung Lessing's gegen Klotz. Lessing hatte sich, wie oben berührt, mit schnödester Härte über Dusch ausgesprochen, er hatte ihn geradezu für einen Menschen unter aller Kritik erklärt, für einen an dem Hopfen und Malz verloren. Von diesem die Grenzen des Billigen überschreitenden Irrthume war er zurückgekommen, als die Hallesche Bibliothek ihren kritischen Reigen mit C. H. Schmid's Theorie der Poesie eröffnete, einem in allem Betracht auf fremden Aeckern zusammengelesenen Fruchtbündel, auf welches hier weidlich losgebrochen wurde, unter anderm wegen der Urtheile über Duschens Uebersetzung der Werke Pope's. Warum, frägt der Recensent, soll er uns noch weniger mit Popens Geist bekannt machen, als andere Uebersetzer? „Ich will wetten, deswegen, weil die Litteraturbriefe in seiner Uebersetzung ohngefähr ein Dutzend Fehler mit einem gräßlichen Geschrey corrigirt haben. Und Sie sollen wissen, gerade diese Uebersetzung ist eine Arbeit, die Duschen Ehre macht. Fragen Sie einmal alle, die Englisch können, ob sie nicht in jeder Uebersetzung, sie sey von Ebert oder einem andern, Fehler gefunden haben. Dusch hat einige und zuweilen grobe Schnitzer: allein mit dem Geiste Popens macht er uns wirklich so gut bekannt, als ein Uebersetzer es kann, und das ist mir genug. Die Kunstrichter haben die Stimme des Publikums eine Zeitlang überschrieen, allein sie schreyen sich heisch und zuletzt glaubt doch der Leser was er will." „Diese Herren" (nämlich die Verfasser der Literaturbriefe) „wollten uns

wenn es ihnen geglückt hätte, die besten Schriften aus den Händen kritisiren, die nicht aus ihrer Literaturschule herstammten; Sie, Herr Schmid, und Herr Fll. (Lessing's Zeichen) und wie sie weiter heißen, mögen einmal eine Uebersetzung von Shakespeare liefern, die die Wielandsche übertrifft" u. s. w.

Dieser Ausfall traf Lessing in doppelter Weise. Er konnte nicht auf Unverstand schließen, denn die Recension zeigte im Allgemeinen Verständniß; er konnte jedoch noch weniger annehmen, daß ein Urtheilsfähiger kalten Blutes jenen Uebersetzer so zu erheben vermochte, er mußte die Ueberschätzung desselben auf Rechnung von Leidenschaft und Böswilligkeit bringen, vornehmlich gegen ihn, um so mehr, als der Hauptgrund, warum er Duschens Uebertragung seinerzeit verworfen, ganz ignorirt ward. „In Prosa", schrieb Lessing, „hat er ihn übersetzt. Einen Dichter, dessen großes, ich will nicht sagen größtes, Verdienst in dem war, was wir das Mechanische in der Poesie nennen; dessen ganze Mühe dahin ging, den reichsten, triftigsten Sinn in die wenigsten, wohlklingendsten Worte zu legen; dem der Reim keine Kleinigkeit war — einen solchen Dichter in Prosa zu übersetzen, heißt ihn ärger entstellen, als man den Euklides entstellen würde, wenn man ihn in Verse übersetzte." Diese Verschweigung war eine Verlästerung. Freilich erzeugte ein Extrem das andere, denn ganz deutlich erweist ein späterer Passus daß Dusch zu den ersten Dichtern gestellt wird, blos weil Lessing in seinem Eifer gegen dürftige Schriftstellerei und widrige Geschmackslosigkeit zu weit gegangen, indem er ihn für total unfähig erklärte. Doch, das ist das Aergerlichste: nur weil Jener keiner Partei angehört, sei er von ihm gemißhandelt worden. Er, der alles Cliquenwesen, alle Schulmacherei gründlich haßte, Er, der sich hoch über die Parteien der Zeit zum unabhängigsten Standpunkte erhoben, sieht sich unter die Vertreter einer Berliner Literaturschule gereiht! und obenein zu einem Christian Heinrich Schmid [illegible]

Der diese Frivolität verübt war aber nicht Klotz, sondern Riedel (Dtsch und auch M), und ersterer trug kein Bedenken sie entschieden zu mißbilligen, ich sage kein Bedenken, weil er bei seinen übrigen Geschäften und auch seiner Bequemlichkeit ihm einen bedeutenden Theil der Füllung des Journals auferlegt hatte, und daher wol zu Rücksichten sich verstehen mußte. „Ver-

gessen Sie unsere Bibliothek nicht, denn diese hat Ihnen ihre Existenz zu danken; handeln Sie wie ein guter Vater und erhalten Sie sie auch." So in dem Briefe vom 27. September 1767. Und eben in demselben: „Sie haben Duschen zu viel Weihrauch gestreut"; dann: „dergleichen Urtheile sind unpolitisch, sie ziehen uns den Vorwurf des Muthwillens, der unbilligen Strenge und der Sectirerei zu, wie bereits geschehen, und wie ich Sie demnächst überführen werde." Was jedoch Klotz aufzubürden, was Andern, darnach frug Nicolai nicht, er machte jenen zum Sündenbock für Alles. Und Lessing stellte in absoluter Weise die verkehrte Ansicht auf, der Herausgeber eines Journals sei schlechterdings für dessen gesammten Inhalt verantwortlich. „Der Wirth", meinte er, „der in seiner Kneipschenke wissentlich morden läßt, ist nicht ein Haar besser, als der Mörder." Allein „wissentlich" war es ja nicht geschehen, alle Verantwortung war ja von dem Herausgeber von der Hand gewiesen, so weit sie nicht seine eigenen Beiträge anging. Von ihm selbst findet sich in den drei Stücken nur eine einzige tadelnde Bemerkung über Lessing vor, nämich in dem Referat über Riedel's Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, wo er die Erläuterung einzelner Sätze durch Beispiele „berühmter Autoren" prüft. Hier verwirft er die Heranziehung des Lessingschen Sinngedichts auf einen unnützen Bedienten, besonders den Schluß: „und nimm zum Gehn das Maul", weil diese Wendung gegen den guten Ton verstoße, welchen Verstoß z. B. Horaz nie begehe. Daß diese Ausstellung indeß nicht auf unlauterer Tadelsucht beruht, daß er es nicht gerade auf Lessing gemünzt hat, erweisen die voraufgehenden Zeilen, die ganz richtigen Meinungen über das Verhältniß des Scherzes und der Laune an sich zu der nationalen Sitte und dem Geist der Sprache. Freilich ist Mißtrauen ein Prisma, in welchem sich alle Erscheinungen nicht in den lichten Farben der Iris, sondern nur in den Schattirungen der schwarzen brechen, und so mochte ihm Lessing auch jene Bemerkung auf das Kerbholz setzen, so mochte er auch ihm und in ganz unrechter Art die Jacobische Besprechung der Minna von Barnhelm trotz ihrer vollen Anerkennung im Großen und Ganzen, trotz ihrer vollkommen begründeten Bemäkelungen von Einzelheiten, auf welche wir in dem Abschnitte vom Lustspiel zurückkommen, anrechnen.

Der Hinweise und Anspielungen auf Nicolai und seine Bibliothek sind nur sehr wenige, und diese wenigen sehr harmlos, das Anzüglichste war eine gelegentliche Einschaltung Meusel's, daß er „von Herrn**, der alles wisse, erfahren möchte, ob man im tausendjährigen Reiche auch Kunstrichter und Bibliotheken zu erwarten habe." Dieser Sarkasmus ward indeß reichlich von dem Lob überwogen, das er an zwei andern Stellen als Verleger und Schriftsteller erntete. Nicolai klaubte aber zwischen den Zeilen; und andererseits identificirte er wol sein und Lessing's Streben, so daß er Alles, was einzig Lessing anging, auch auf sich bezog, wie jener Bediente eines Grafen, der dessen Wünsche und Aufträge den Betreffenden stets mit „Wir" ankündigte. Erst vom vierten Stücke an, das er damals noch nicht kannte, wird der Berliner Bibliothek häufiger und in verschiedenen Melodien aufgespielt. Allein wer trug Schuld? Provocirte nicht ihr zunehmend befangener, absprechender, seichter Ton gegen alle nicht befreundete und sinnesverwandte Schriftsteller die Hallesche Bibliothek? Ließ Nicolai irgend einen Anlaß entschlüpfen die Hallenser selbst oder durch Andere herabzusetzen? Wie gierig schnüffelt er nach Allem, was gegen Klotz, Riedel, Jacobi, Meusel ankämpft, wie beeilt er sich solchem einen Platz in seiner Bibliothek anzuweisen! Nicolai verachtete Klotz nicht, er haßte ihn, und verfolgte ihn in seinem Haß auf Weg und Steg. So durfte er sich denn nicht über Das beschweren, was ihm dafür von Halle aus ward. Denken wir daran, wie arg ihn Fichte, Wilhelm Schlegel, Schelling, Niethammer und Tieck angezapft, so ist er von Klotz und dessen Freunden ganz unverdient glimpflich behandelt worden. Um die Seitenhiebe zu würdigen, welche ihm die Acta litteraria und die Hallesche gelehrte Zeitung applicirten, muß man nicht den Versicherungen des nichtswürdigen Hausen blindhin glauben, im Gegentheil sie selbst beaugenscheinigen. Ueberdies räumt jenes Subject wahrheitsgemäß soviel ein, daß Nicolai „weder größere Mäßigung, Bescheidenheit noch Moralität beobachtet", daß er „Partheylichkeit und personellen Haß" verrathen, „in jeglichem Verhältnisse, selbst auf Klotz' Ehrenstellen verächtlich herabgesehen", ihm sogar „seine evidenten Verdienste" zu benehmen gesucht.

Allein noch andere Umstände als die obigen bewirkten den Ausbruch des Lessingschen Zornes zu dialektischen Feuergarben

in einer Pracht und penetranten Glut, wie sie an Deutschlands Gelehrtenhimmel nach der Meinung Vieler seit Luther kaum jemals aufgestiegen; leider nicht ohne die Schlacken und pestilenzialischen Dämpfe, welche allen gewaltigen vulcanischen Eruptionen eigen sind. Bevor wir aber diese Umstände näher untersuchen, thun wir einen Blick zurück, auf das „ritterliche Lustigmachen der Königsberger", das Lessing hervorhebt. Diese „Lustigmacherei" bestand in einem Hamannschen Artikel der Königsberger gelehrten Zeitung vom 15. Januar 1768 über das erste Stück der Halleschen Bibliothek. Ja, eine wirkliche Lustigmacherei, nur keine „ritterliche; und wenn doch, dann eine raubritterliche! Kein getreuer Bericht, keine wahrheitsgemäße Kritik! Ein nicolaitisches Musterstück, ein ekler Brei aus Hohn, Perfidie und salzlosem Witz, von Rachsucht durcheinander gequirlt. Der Nachweis der in jenem Artikel enthaltenen Lüge, Entstellung, Erfinderei, unberechtigten Vermuthung, geflissentlich falschen Deutung und offenbar berechneten Weglassung würde uns zu weit und auch zu Wiederholungen führen. Friedrich Roth hat das Corpus delicti in Hamann's gesammelten Schriften (III. 403—412) wieder aufgenommen, dort kann sich das Bedürfniß specieller Ueberführung zur Seite des Klotzschen Journals Genüge thun. Damit wäre denn die Frage nach dem Werthe dieses Königsbergschen Ausrittes schon erledigt, wenn wir nicht auch das Interesse nach Erforschung der Beweggründe hätten, welche gleichzeitig zur völligen Lösung des Räthsels der Herderschen Feindseligkeit und deren unparteiischen Wägung geleiten.

Johann Gotthelf Lindner, ordentlicher Professor der Poesie zu Königsberg, hatte ein „Lehrbuch der schönen Wissenschaften" verfaßt, dessen erster Band noch früh genug erschien, um schon im ersten Stück der Halleschen Bibliothek berücksichtigt zu werden. Riedel kennzeichnete hier die große Dürftigkeit dieses Buchs, zum Theil mit jenem sarkastischen Muthwillen, der seine Kritiken charakterisirt, den er aber gewissen Büchern gegenüber als ein Recht in Anspruch nahm, und vis-à-vis der Lindnerschen Prätension nehmen durfte. „In einem Journale" — meint er zu Klotz — „darf man muthwillig seyn; denn das ist ja fast der einzige Lohn, den man für die Bemühungen hat Ställe zu fegen, die ärger sind als die Ställe des Augias." Außerdem würzte er seine prickelnde Kritik mit einer starken Aufziehung Ha-

mann's. „Baumgartens Aesthetik", beginnt er, „auf hamannischen Grund und Boden verpflanzt, von fern lauter Schimmel, und in der Nähe ein seynsollendes mikroskopisches Wäldchen; so ein Potpourri ist ohngefähr das Lehrbuch des Herrn Lindner. Schon die Vorrede ist ziemlich im Tone der großen Magi aus Norden. ‚Ich schrieb, sagt der Verf., eine Redekunst bey dem Morgen des Geschmacks neuerer Zeiten, der sich auch nach dieser Akademie hinzog.' Und diese Redekunst, so schlecht sie immer ist, möchte jungen Leuten noch eher in die Hände gegeben werden, als dieser neue Hausgötze, welcher am Ende weiter nichts bewirken wird, als daß aus der Lindnerschen Schule tamquam ex equo trojano kleine Hamännchen in Menge ausgehen, fruchtbar seyn und sich mehren werden, daturi progeniem vitiosiorem." „Wäre ich ein sokratischer Philolog, so würde ich sagen, Herr Lindner treibt aus allen Gegenden der Litteratur wie in einer Klopfjagd großes und kleines Wild, schmackhaftes und ungenießbares, Ramler und Kinderlinge auf einen Haufen zusammen, um seinen Lesern ein Ragout nach Jedermanns Geschmack auf gut Fieldingisch zuzubereiten. Hierzu etwas Milch und nach der Weise Melchisedeks Wein und Brod, auf daß es genieße wer da will." „Sein sokratischer Philolog hat ihn verführt, seinen ganzen Geschmack umgeschaffen, und ihm die abentheuerliche Schreibart gelehret, die halb Modeton und halb Pedanterey ist." Dies die Schläge auf Hamann. Existirte aber irgend ein Schriftsteller, der die stärkste Verspottung gegen sich herausforderte, so war es eben dieser Hamann, des vorigen Jahrhunderts widrigste literarische Erscheinung: ein in allen Nüancen, von der genialsten Erleuchtung bis zu einer von Verrücktheit ununterscheidbaren Verschrobenheit schillernder Kopf, in dessen Hirn die heterogensten Ideen kraus und unverstanden aufeinander hockten, um mit mystischem Griff ebenso wirr herausgezogen und verthan zu werden. Hegel's Ausspruch, seine Schriften hätten keinen eigenthümlichen Stil, sie wären vielmehr durch und durch Stil, muß als einer der feinsten und treffendsten Lakonismen gelten. Nun zweitens gehörte Lindner zu seinen innigsten Freunden, „mit dem er von dem ersten Jahre der hohen Schule an in einer brüderlichen Vertraulichkeit gelebt." Sie „brannten gegeneinander sich zu sehen und zu genießen" (Werke I. 183). Das Weh des armen

Menschen schnitt ihm in die Seele, es that ihm leid „um seinen gemißhandelten Freund, der nicht so viel zu seiner Rechtfertigung sagen kann" (Brief an Herder, 27. Dez. 1767). Scheffner wünschte zwar, daß nichts erwiedert würde, „ich bin aber nicht dieser Meinung." Herder ebenfalls äußerte sich unvortheilhaft über das neueste Erzeugniß des gemeinsamen Intimus, der „Magus des Nordens" gesteht auch: „ich kann wirklich nicht sagen, daß ich Lindner's Lehrbuch einmal sollte gelesen haben", allein „ich liebe diesen Mann wirklich", „ich muß den lateinischen Gottsched zurechtsetzen." Er konnte also seine Galle nicht unterdrücken, es drängte ihn für den Freund etwas zu thun, und so unternahm er statt des beabsichtigten „makaronischen Briefes eines hominis obscuri an diesen virum clarissimum" jenen wegelagerischen Zeitungsaustritt. Vielleicht hätte er seinem „furor uterinus" dennoch Zwang angethan, aber daß auch Herder, sein Lieblingsschüler, angegriffen, daß Mendelssohn, über den er entgegensetzte Ansichten hegte, dessen Philosophie er „ehebrecherisch", puren „Atheismus" nannte, als feiner, scharfer, tiefsinniger und geschmackvoller Denker applaudirt und er selbst ausgepfiffen wurde, das konnte seine reizbare, „heiligberauschte" Eitelkeit der Bibliothek nicht vergeben. Man ersieht ganz unzweideutig, wie ihn diese Begrüßung und seine Persifflirung ungleich mehr geärgert haben als Lindners „castigatio." Jetzt auf einmal hat er es ferner „den Litteraturbriefen verdacht, und Ihnen (— nämlich Herdern —) auch ein wenig, aus Gefälligkeit, wider Ihre Ueberzeugung, ein Lobredner des Mannes geworden zu seyn, den ich Ihnen aus Klugheit anrathen muß, mit aller möglichen Gleichgültigkeit und Kälte zu behandeln." Man wird hingegen nirgend eine Stelle finden, wo Herder sich zu einer schimpflichen Lobrednerei „gegen sein Gewissen", „aus Gefälligkeit", bekennt, und sie ist auch durch nichts zu erhärten. Mit Klotz trat er erst nach dem Erscheinen der Fragmente in Correspondenz; bis dahin standen Beide außer aller Berührung. Ebenso beginnt Abbt seinen Briefwechsel, nachdem er „schon vor beinahe vier Jahren seine Hochachtung vor Klotz ungeheuchelt bezeuget hat." Noch anderthalb Jahre später redet Hamann zu Herder von Lob und Aufmerksamkeit gegen das Gewissen, und man könnte ob solcher Vorhaltungen verdutzt werden, wenn man nicht wüßte, daß

dieser Held nicht blos nur zu oft eine eigene, von allen übrigen Menschen abweichende „Heuschrecken“- und „Wurst“-Schreibart übte, die ihm häufig hinterher selbst labyrinthisch oder verstopft däuchte, sondern auch eine eigene Manier zu lesen, zu verstehen, zu denken, zu schließen. In Wahrheit entwirrt erst ein Brief Scheffner's den fraglichen Punct, und es geht daraus hervor, daß jenes „Monitum“ eitel auf Mißverständniß fußende Präsumtion ist.

Lindner suchte sich nachmals wegen der ihm gemachten Vorwürfe zu rechtfertigen, aber wie gerecht dieselben gewesen, bewies er selber, hauptsächlich indem er gelegentlich einer Umarbeitung seiner Aesthetik neben anderweitigen gerade Riedel's Ausstellungen beherzigte, ingleichen Riedel's Theorie benutzte. Und vorher in der Beantwortung eines von Klotz an ihn gerichteten Briefes, in welchem dieser seine höchste Verstimmung über die „parodirenden und muthwilligen“ Wendungen der Riedelschen Recension zu erkennen giebt und die Versicherung ertheilt, daß sie in dieser Weise keine Aufnahme gefunden haben würde, wenn er sie handschriftlich gelesen. Aus diesem Grunde sei die Anzeige des 2. Bandes des Lehrbuchs einem andern Mitarbeiter überwiesen. Auf Beifall hätte allerdings sein Werk keinen Anspruch machen können, er selbst sei sehr unzufrieden darüber.

Herder that Hamann am wenigsten leid, weil er ihm im Gegensatz zu dem Vorigen die volle Kraft zutraute gründliche Rache an den halleschen Rottgeistern und kritischen Kobolden zu nehmen. Ganz verrechnete er sich auch nicht in seinem eigensten Schüler, in dem, der am längsten und zähesten in der Buhlschaft zu ihm gestanden, dem Jehovah den glühenden Stolz eingehaucht wie eine Lilie im Thal den Geruch des Erkenntnisses verborgen auszuduften.

Als seine Fragmente in die Welt gegangen, schrieb er an Klotz: „Mit Vergnügen sehe ich der Bibl. d. sch. W. entgegen, die unter Ihrem Namen angekündigt ist: und mit noch größerm Erwarten der Recension, die Sie über meine Fragmente ankündigen. Sobald der Recensent mit mir arbeitet, um Sachen zu berichtigen, die ich vernachlässigt, durch Zweifeln und Untersuchung das in ein besser Licht stellet, was ich in einem falschen Schatten gelassen, sobald er mir widerspricht, um für die Wahrheit und Wissenschaft

zu sprechen: so sehe ich ihn als meinen Gesellschafter an einerley Schreibepult, als meinen Freund und Apollo an. Da von allen critischen Materien weder mein Ruf noch mein zeitlich Glück abhanget: so sehe ich dem Recensenten mit der Miene zu, als die entkörperten Geister unsers seraphischen Wielands ihre Leichenbegleiter ansehen mögen: als Freunde, die uns die letzten Liebesdienste erweisen." Gewisse Leute würden in diesen Worten schmeichelnde, süßliche, kriechende schriftstellerische Empfehlung, eine Captatio benevolentiae gefunden haben, wären sie aus der Feder des Adressaten geflossen. Die gentlemännische Weltbildung, die feinen gesellschaftlichen Gewohnheiten, welche Klotz im Verkehr mit Gelehrten und Staatsmännern angenommen, schlossen nun zwar a prirori jede solcher directen Beabsichtigungen aus, wie sie im vorherrschenden Umgange mit dem Spießbürgerthum aufgewachsene crasse Schulfuchserei erbeutelte, allein sie bringen unwillkürlich, jeweilig bis zur Schwäche, zumal wenn sie sich mit einer natürlichen Gutmüthigkeit vereinigen, die äußerste Empfänglichkeit schon für die leiseste Berufung auf Nachsichtigkeit und Urbanität mit sich. Von einer solchen Berufung ist hier nichts zu erblicken, so ehrgeizig, so ruhmsüchtig Herder auch war. Der ganze Brief trägt so vollkommen das Gepräge der Aufrichtigkeit und starken Selbstgefühls, daß Klotz in keinerlei Versuchung gegen bessere Ueberzeugung gerathen konnte. Zudem hatte er eine viel zu hohe Meinung von Herder, die Riedel angeblich theilte, als daß es noch einer persönlichen Empfehlung bedurfte. Wären dennoch jene Zeilen als Selbstfürsprache zu interpretiren gewesen, sie hätten nichts mehr bewirkt. Als sie an Klotz gelangten, war die erwartete Anzeige, welche Riedel überlassen, bereits verfaßt, gedruckt, auf dem Markt: jene Recension, welche um so mehr mit Einem Schlage in Riga dem Faß den Boden ausstieß, als Empfindlichkeit damals eine der hervorstechendsten Seiten des Herderschen Naturells; als der „blunder" dort zu einer Zeit anlangte, wo Nicolai in Herder's Eingenommenheit für Hamann's lateinischen Gottsched schon Bresche gelegt, die zum breitesten Durchzug des Hasses und der Verachtung zu erweitern er unermüdlich anstürmte.

Seine schriftstellerischen Debüts in Anonymität hüllend ist es wahrhaft peinlich zu sehen, mit welcher grilligen Versessen-

heit Herder mehr aus individueller Schüchternheit als realen Gründen seinen Namen zu verbergen sich bemüht. Nie ist mit der Autorschaft ein anhaltenderes und wunderlicheres Blindekuhspiel versucht worden als er es getrieben. Und doch, wie durchsichtig war der Schleier, den er über sich breitete, wie deutlich wies seine Methode auf den Hamannschen Kreis! „Meinen Namen, meinen Stand und Situation bitte ich der Welt nicht eben so durchaus laut zu sagen", schrieb er an Klotz, als er hie und da bereits so richtig erkannt worden, wie der verfolgte Strauß am Gefieder, dem er nachahmte. Hätte Klotz nun auch seinen Wunsch erfüllen können, es hätte den Zweck verfehlt. In den Actis litterariis war darin sehr discret verfahren, Riedel dagegen, von Herder's Person weniger gut unterrichtet, ging von der Ansicht aus, daß ein Autor wie der der Fragmente der Welt genannt zu werden verdiene, und daß bei der Sensation, welche sie im Publicum gerechterweise hervorriefen, die Anonymität ohnehin, wenn nicht durch ihre Bibliothek so doch durch andere Blätter, sehr bald unrettbar fallen müsse. Gegen diese Ansicht, ex post ausgesprochen, ließ sich um so weniger etwas Stichhaltiges einwenden, als das schon anderwärts verfochtene Recht des Publicums auf den Namen eines Autors allen Bezweiflungen theoretisch nachdrücklich widerstanden. Und so zogen denn gleich die ersten Zeilen der Riedelschen Anzeige den Vorhang hinweg, und präsentirten der neugierigen Menge den „Collaborator Herder".

Es kann nicht befremden, daß Riedel stellenweise in seinem Urtheile an der wissenschaftlichen Befangenheit der Zeit klebt, in vollster Uebereinstimmung mit Klotz namentlich im Punkt der sogenannten Neologie, ohne daß sie darum mit der allerneuesten Sprachfegerei zusammentreffen. Mit beiden Beinen stand noch kein Genie über der Zeit, und Riedel war keineswegs eines der größten. Aber im Durchschnitt bewährte er hellen Beobachtungsgeist, speculativen Scharfsinn, und hier trifft er in den wesentlichsten Punkten ganz die Auffassung unserer Tage. Er rühmt Herdern als Denker, tiefforschenden Geist, Kenner der Alten und Mann von feinem Geschmack. Er findet in den Erörterungen über die Sprache überhaupt und die Eigenheiten der unsrigen viele richtige und tiefe Bemerkungen. Die in der dritten Sammlung der Fragmente enthaltene Excursion über den Ein-

fluß der römischen Sprache und Literatur auf deutsche Bildung bezeichnet er als klassisch und empfiehlt sie in fast divinatorischem Geiste. Die gegen Klotz gerichtete Betrachtung über den Gebrauch mythologischer Bilder nennt er vortrefflich, namentlich im Hinweis auf das dumme Gewäsch, das Grillo darüber verführte. Allein er tadelt den widerspruchsvollen Stil, den von unsern Literaten Gervinus am bündigsten und klarsten characterisirt hat. Hamann selbst erschrak, als er sich in dieser inficirenden Prosa wie in einem Hohlspiegel erblickte, der die Verhältnisse des Gesichts verzerrt, und er hatte daher am allerwenigsten Recht sich über Den lustig zu machen, der „Colorit, Ausdruck, Wendungen und Uebergänge der Schreibart, die Metaphern, Allegorien und Anspielungen" rügte. „Sie wissen" — schrieb der Meister dem Schüler — „daß ich ein anderer Lavater in der Physiognomie des Styls bin; und wenn Sie nicht in den Schooß unserer Muttersprache zurückkehren, so sind Sie ebensowenig vor einem bello grammatico sicher, als der neue Reformator zu Böhmisch Broda vor dem bello orthographico. Die Gräuel der Verwüstung in Ansehung der deutschen Sprache, die alcibiadischen Verhunzungen des Artikels, die monstrosen Wort Kuppeleyen, der dithyrambische Syntax und alle übrigen licentiae poeticae verdienen eine öffentliche Ahndung, und verrathen eine so spasmodische Denkungsart, daß dem Unfuge auf eine oder andere Art gesteuert werden muß. dieser Mißbrauch ist Ihnen so natürlich geworden, daß man ihn für ein Gesetz Ihres Styls ansehen muß, dessen Befugniß mir aber ganz unbegreiflich und unerklärlich ist. Bey Ihrer weiten und gründlichen Kenntniß Ihrer Muttersprache, hat man Mühe, hie und da einen reinen deutschen Period zu finden, der ein so rara avis ist, daß der Leser sich wie eine blinde Henne über ein gefundenes Korn freut. Ich bin in diesem Stücke kein Parteygänger noch Mückenseiger, gebe aber dem Verfasser der Maccabäer Recht, welcher sagt: „Allezeit Wein oder Wasser trinken, ist nicht lustig, sondern zuweilen Wein und zuweilen Wasser trinken, das ist lustig für den Leser. Wenn Luther's Sprache auch bisweilen nach dem Kännlein riecht, so schreibt er doch nicht immer die Sprache eines Trunkenbolds."

An jenen Einwurf knüpfte sich aber ein stachliger Schweif, der unter bitter empfundener Hervorziehung seines Namens und

seiner persönlichen Verhältnisse Herdern blutrünstige Striemen schlug und die Sympathien für Klotz in das äußerste Gegentheil umwandelte, so daß es ihm nun nicht mehr darauf ankam, in die grellsten Widersprüche zu verfallen. „Herr Hamann selbst möchte immer magisch schreiben, nur unsere guten Genies möchte er nicht verderben. Wird es ihm ferner gelingen, wie es den Anschein hat, eine Sekte zu machen? Himmel! wie wird unsere arme Sprache unter dem schweren, drückenden Harnische seufzen, den ihr dieser Magus aus Norden anlegt! Viel Gutes hat die königsbergische Sekte gewiß nicht im Sinne; die nordischen Völker haben schon mehr als einmal Wanderungen angestellt und Europa mit wilden Heeren überschwemmt; vielleicht thut Hamann mit seiner Mannschaft ein Gleiches, und Lindner war etwa nur der Fourier, den er vorausschickte, um für die andern Quartier zu machen.“ Herder zähle die besten deutschen Prosaisten auf und charakterisire blos Winkelmann, Hagedorn, Moser, Abbt, Zimmermann, Spalding, Moses, Lessing „und extremum occupat scabies Hamann.“ Wo denn unter Vielen, denen die Pforte der Ehren zu geschwind verschlossen, Mosheim, Klopstock, Bodmer und auch Liscow blieben, der zwar nur den Pöbel herumgejagt, aber doch wegen seiner Schreibart mindestens ein halbes Original sei. „Der Verfasser eilte viel zu sehr durch die lange Reihe unserer Scribenten, um nur bald auf seinen lieben Hamann zu kommen.“ Wirklich scheint es auch so. Weil die Berliner Literaturbriefe nach seiner Meinung mit ein paar Nußschalen davon gelaufen, und den Kern seines Geistes liegen gelassen, hebt er ihn auf, ihn dreimal so lange als die Vorgänger beleuchtend, doch in so kaleidoskopischem Lichte, daß der Neuling eher ein Phantasma als eine concrete Erscheinung zu erblicken glaubt. Und endlich Riedel's Schlußrügen: daß der Fragmentist sich auf manche Scribenten berufe, die er nur dem Namen nach kenne oder durch fremde Citate, und daß er geschrieben: „Du wirst mit den Augen sehen, mit denen Plato sah, wenn er sich der unkörperlichen Schönheit aus dem Reiche der Geister erinnerte, mit denen Winkelmann siehet, wenn er bey dem Apoll im Belvedere, oder Herkules im Torso, oder dem Laokoon oder der Niobe in's Reich unkörperlicher Ideen geräth.“ In dieser Zusammenstellung und Wortfügung zwänge sich der Gedanke auf, daß unter Torso wol ein Ort verstanden

worden sei; und solche Fahrlässigkeit zieme einem Herder am wenigsten.

Man sollte meinen, diese letzteren Dinge hätten schlimmstens leichte Schrammen verursacht; aber was solche Zuckungen bewirkte, wie sie schon angedeutet worden, und was so langsam vernarbte, wie der Briefwechsel mit Hamann, Nicolai und Scheffner verräth, mußte Nerven aufgerissen haben.

Daß Herder's Zorn und Schmerzensschrei erst oder vornehmlich durch eine Recension über die noch nicht versandte **zweite** Ausgabe der Fragmente erregt worden, widerlegt das Zeitverhältniß der betreffenden Elaborate. Uebrigens konnte diese neue Ausgabe ganz natürlich in keine Racheschrift umgestülpt werden. Allein sie enthielt bereits einige Pfeile, gleichsam als Vorboten der Bündel, welche er bald darauf gegen Klotz schleuderte. So ist die Behauptung, Mosheim sei nur für akademische Lehrlinge klassisch, offenbar ein Stich wider seinen Recensenten, dem er schlechterdings kein Recht gönnt, so daß er dessen Urtheil sogar in gröblichster Weise fälscht.

Wie bemerkt, übte er mittelst der „kritischen Wälder" (1769) seine Hauptvergeltung: eine Rache ebenso boshaft als unklug; eine Rache, von welcher sich jeder einigermaßen verständige und gutdenkende Mensch widerwillig abwenden mußte; eine Rache, welche selbst Hamann mehr eitel als gründlich, ein Verrathen seiner Autor-Empfindlichkeit nannte.

Die Beschaffenheit der auf dem Grund und Boden der Klotzschen Epistolae homericae, de verecundia Virgilii, Vindiciae Horacii Flacci, Opuscula varii, Carmina omnia, Acta litteraria, Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen und des Buches über die geschnittenen Steine erwachsenen Gehölze (2. und 3.) geht uns hier en detail so wenig an, wie das erste, in Lessing's Laokoon wurzelnde Wäldchen. Indeß zur nähern Charakterisirung der ergriffenen Repressalien müssen wir doch noch einige Blicke hineinthun.

Zunächst war es eine ganz plumpe Betise, in der Vorrede des Gegners Schriften, nachdem er sie selber zeither mit Emphase gepriesen, als solche zu bezeichnen, welche nicht verdienten überhaupt angesehen zu werden. Lediglich in der „patriotischen" Absicht, der Kritik die Stimme der Freiheit wieder zu geben, damit dem Verdienste Lob noch angenehm sein könne, befasse er

sich mit ihnen. Es war eine der plumpsten Betisen, über einen Mann, dessen „wahre Gelehrsamkeit" er hervorgehoben, den er unter die Schutzengel der griechischen Philologie gestellt, fast in einem Athem die angeblich fremde Aeußerung aufzunehmen: man wisse keinen Deutschen, der so wie dieser ohne alles A B C der Wissenschaft zu schreiben pflege.

Ein so greuliches Dementi konnte Herder nur in der unbegreiflichen Verblendung wagen, daß er durch Anonymität gedeckt sei, geschützt auch vor gerechter Ahndung, und wenn doch erkannt — wie es gar bald aus seiner „von orientalischen und salomonischen Tropen aufgegohrnen und von nordischem Eise niedergeschlagenen" Schreibart, wie Flögel sprach, geschehen mußte und geschah —, in dem festen Vorsatz standhaften Verleugnens seiner Urheberschaft. Wirklich erklärte er, der Theologe, in der Berliner Bibliothek auf das Feierlichste, es sei irrig ihn für den Verfasser zu halten. „Ich protestire nochmals", ruft der Autor der Fragmente mit virtuoser Dreistigkeit, „gegen die kritischen Wälder, mit deren Ton ich ebenso wenig zufrieden bin als Herder, Klotz" u. s. w. Dabei entwickelte er die confusesten Begriffe von den Befugnissen eines Recensenten, wie er denn meint, ein Buch dürfe nicht besprochen werden, wenn und so lange der Autor es nicht haben wolle, — ganz adäquat einer frühern anonymen Erklärung in der Vossischen Zeitung (24. Dez. 1768). Alle seine Fragen hier bezüglich der Auslassungen in Recensionen über ihn sind im höchsten Grade knabenhaft. Er macht ein Halloh über Druckfehler der deutschen Bibliothek, geräth in lauter Mißverständnisse, und wirft Klotz und Riedel Dinge vor, zu denen er selber erst Veranlassung geboten.

Man lese, wie er seine Namenlosigkeit zu rechtfertigen sucht, und gestehe, daß darin keine Idee von der Aufgabe sittlicher Polemik erkennbar. Daß ein ehrlicher Mann Stirn gegen Stirn kämpft, nur Strolche verkappten Antlitzes Revanche nehmen, daß in allen Streitigkeiten und Meinungsverschiedenheiten sich der persönlichen Vertretung entziehen nichtswürdige Feigheit oder tolle Ueberhebung ist, das verhehlt hier jede Zeile. Für die Fragmente mochte allenfalls die Forderung zulässig sein, von dem Namen des Verfassers zu abstrahiren; für die kritischen Wälder nicht. Aber eben, weil sich Herder der moralischen Bedin-

gungen jedweden Kampfes ohnstreitig bewußt war, und bewußt des eigenen Mangels an persönlicher Energie neben einer intellectuellen, die in ruhmsüchtigstem Drange alles niederwarf, deshalb konnte er hier bei einer Rechtfertigung der Anonymität kein Geschick entwickeln. Sie ist mehr als ungeschickt, mehr als naiv: sie ist geradezu kindisch. Sein Stand als Geistlicher mochte ihm allerdings Rücksichten auferlegen; allein es ist nicht wahr, daß ihm dieser solchen Zwang angethan hätte, daß er schlechterdings unerkannt bleiben und zur fadesten wie verwerflichsten Täuschung greifen mußte. „Daß Sie das erstemal verrathen sind," schrieb ihm Hamann, „war ein klein Unglück." Größer und nachtheiliger sei es, wollte er nun das Blindekuhspiel mit seiner Autorschaft immer noch fortsetzen. Und wäre des Zwanges auch wirklich so gewesen, dann gilt: was nur halb unternommen werden darf, mag lieber gar nicht entstehen. Wessen man sich schämen und scheuen muß, dessen unterfange man sich nicht. Wem das Schimpfen verboten ist, und den Theologen sollte es freilich absolut verboten sein, der macht sich noch verächtlicher, wenn er es hinterm Busche hervor thut. „Warum namenlos, aus dem Dunkeln hervor?" Seine beinahe unglaubliche Selbstbeantwortung lautet: „Mein Name ist keine Sünde! War mein Buch wider den Charakter der Ehrlichkeit seines Schriftstellers: war es wider die Religion und den Staat; so ging es die Censur an, so sollte es nicht gedruckt werden! Und in diesem Falle allein ist der Name des Schriftstellers und seine Person in sein Werk verflochten! Aber nun! nichts als kritische Streitigkeiten, Ventilationen dieser und jener Frage, Zergliederungen von Schriften, um den Werth und Unwerth derselben zu zeigen — wozu da der Name? Der Verf. darf ihn nicht, und wird ihn auch nie entdecken." Welche Wendung, was für scheue, alberne Krümmungen!

Treten wir nun in die Wälder selber hinein, so gilt allgemeinhin von dem zweiten und dritten, was von dem ersten gelten muß: kein innerer Plan, keine rechte Methode; mehr hypothetische Sophistik als positive Analyse; mehr subjectives Tasten als objective Kritik; viel Licht, doch eben so viel Dunkel; viel Wissen, viel Denken, aber auch viel bloßes Ahnen und Fühlen; viele geebnete Pfade, aber auch viele von Schutt und Geröll versperrte; hin und wieder bündige Kürze, edle Einfachheit, öfter hohltö-

nende, irrlichterirende Perissologie, stellenweise aufgeputzt mit Pastoral-Empfindelei. Geräth er über den Laokoon in Mißverständnisse, so noch mehr über die Klotzschen Schriften. Dazu begeht er mitunter die lächerlichsten, theils von Unkenntniß, theils von arger Oberflächlichkeit zeugenden Schnitzer, welche wahrhaftig „antiquarische Briefe“ verdient hätten, und wie es kaum anders sein konnte: die offenbarsten Fälschungen und absichtlichsten Entstellungen. Sie sind psychologisch genau so begründet, wie der höhnische, heftige, dictatorische Ton, der übrigens nach den Fragmenten nicht mehr befremden durfte.

Was mancherlei Schönheiten gänzlich verdunkelt, den Eindruck eines oft treffenden Tadels abschwächt und den Wäldern sehr tief den Stempel des persönlichen Ingrimms einbrennt, das ist die pilzartig wuchernde Menge invectiver Prädicate, untermischt von schmutzigen Anspielungen, unnöthigen, ungesitteten Personalien. Den neuen Plato nennt er Klotz, den neuen Homeromastix, Pseudo-Donatus, einen Uebermenschen, kritischen Gott; süßlallender Autor, Deutschlateiner schimpft er ihn, Wiederkäuer alles Jämmerlichen, und so fort. Dem größten lateinischen Odendichter des vorigen Jahrhunderts, dem heute unparteiische Philologen zugestehen, daß keiner den Horaz feiner, glücklicher nachgeahmt, ihm wirft er mangelhafte Kenntniß der lateinischen Sprache vor. Und damit Klotz von Kopf bis Fuß als dummer Junge und aufgeblasener Schnurrpfeifer erscheine, gestattet er sich auch die allerelendesten Witzeleien. „Geschmack aus Münzen,“ exclamirt eine Fopperei über den „Beitrag zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen“: „wie weit lassen sich Münzen schmecken? was lassen sie für Geschmack auf der Zunge?“ Wen weht hier nicht die Luft einer Schusterherberge an? Wer erinnert sich einen faulern Witz gelesen oder gehört zu haben? Und das nennt Herder ein paar Zeilen weiter eine Kritik „von Grund aus“ anfangen! Das hieß doch nur eine Kritik im Beginn stinkend machen. Doch noch mehr: er verhöhnt Klotz, daß er als Student einmal gepredigt; das Pfäfflein schaut aus dem Kunstrichter hervor und zeiht ihn der Neigung zur Herrenhuterei; er bespöttelt den Geheimrath, und in seinen bisweilen empörenden Folgerungen beleidigt er ganz unbetheiligte Personen, wofür das ironische Epitaph auf Gleim ein Beispiel. Ja es stehen ein paar recht mephitische

Gewächse in diesen Wäldern, deren Species meines Wissens bisher unbeachtet geblieben, jedenfalls in Folge ihrer sporadischen und simpeln Aeußerlichkeit. Nichtsdestoweniger sind sie zweifelsohne in den Boden einer reservatio mentalis gepflanzt, der eine die Gattung kennzeichnende Bloßlegung verdient. So wird in den oben genannten Schriften vergebens eine Stelle gesucht werden, wo Klotz in das Lob des Landlebens die unehelichen Kinder einschlösse, vergebens eine Stelle, welche ein Mißverständniß der Art zuließe. Gleichwol bürdet es Herder ihm auf. Und außerdem blühen im zweiten Wäldchen einige Hechelworte von Hahnreien. Scheffner schrieb nach Riga, er wette, daß diese Klotz auf sich beziehe, denn er müsse erzählen, daß Hausen der Paris von der Frau Helena-Klotz sei. Dies war aber durchaus keine Neuigkeit für Herder, denn schon mehrere Monate vorher hatte Nicolai ihm mitgetheilt: man versichere, daß sich Klotz mit den Studenten in Passendorf, Cröllwitz, Diemitz und andern Dörfern bei Halle umhertreibe und bei den Landnymphen die Fortpflanzung seines Geschlechts nicht ohne Erfolg versuche. Unterdessen benutze Hausen die Zeit zum Buhlen mit der Madame Klotz. Es könne nicht schaden, dem geheimen Rath dieses Horn gelegentlich einmal vorzuhalten. Uebrigens sei Hausen ein häßlicher, schielender Kerl. Man müsse ihn einmal an das Blümchen riechen lassen, daß er auch schielend schreibe und denke. Meines Erinnerns (ich habe die Correspondenz nicht zur Hand) tritt Nicolai in dem Briefe an Herder vom 11. April 1769 wiederholt mit dem Wunsche hervor, den Herausgeber der Halleschen Bibliothek als Hahnrei lächerlich zu machen. Das Holz der kritischen Wälder war ihm nicht knorrig und kantig genug. Hierin also präsentirt sich der Sinnrückhalt, so erklärt sich jene sonst ganz unbegreifliche Aufbürdung, wie die andere, sachlich überflüssige, stichelnde Einflechtung. Und diese Berliner, diese Königsberger und ihre Freunde, die sich mit bösartigem Klatsch und Anekdoten selbst der gemeinsten Sorte über Klotz umhertragen und solche gegen ihn verwenden: sie schreien und toben, wenn den Hallensern etwas Menschliches passirt, wenn ihnen persönliche Anzüglichkeiten zur Last gelegt werden können.

Durch die kritischen Wälder hatte Herder selbstverständlich jegliches Anrecht auf Schonung bei Klotz und Genossen ver-

wirkt, und er mußte daher die schärfsten Ausfälle von ihnen erdulden. So unwahr jedoch ist, daß sie die ersten und längere Zeit einzigen gewesen, welche ihn trotz aller Protestationen auf das Bestimmteste als Urheber der kritischen Wälder namhaft gemacht, so unwahr ist auch, daß jene Ausfälle lediglich die gröbsten Verunglimpfungen gewesen seien. Man schlage die Klotzschen Organe auf, lese was er selber, was Riedel, Meusel Schirach, Schmid, auch Herder's Freund Pastor Harder geschrieben und bekenne, daß etwelche Uebertreibungen der Leidenschaft die Wahrheit und thatsächlich begründete Ausstellungen und Beschwerden keineswegs so überflügeln, daß sie gerade das maßgebende Urtheil enthalten könnten.

Von irgendwie erheblichem Nachtheile waren übrigens die Herderschen Kreuzzüge für Klotz nicht. Alle Welt mußte sich auch ohne materielle Prüfung eine Frage vorlegen, die Schirach in den „Litterarischen Briefen" dahin formulirte: „Wer betrügt dich, Leser! der, der Klotzen deiner Bewunderung, oder der, der ihn deiner Verachtung übergeben will? Einer muß dich nothwendig hintergehen. Ein Herder hat dich betrogen: entweder der, welcher Fragmente, oder der, welcher Wälder schrieb. Wie viel Zutrauen hast du zu einem Manne, der nothwendig hier oder dort die Unwahrheit gesagt haben muß?" Es war nicht ganz unpassend, die Wälder als eine Art Inauguralschrift de levitate et inconstantia criticorum zu betrachten. Und außerdem geriethen sie in eine Concurrenz, der sie keineswegs gewachsen, nämlich mit Lessing's antiquarischen Briefen.

Um so stärker soll die Rückwirkung auf ihren Verfasser gewesen sein. Nicolai versicherte (an Lessing 8. Nov. 1769), Herder sei dadurch, daß „der niederträchtige Mensch" Klotz seinen Namen als Schriftsteller bekannt gemacht, innerhalb des Rigaschen Schlendrians in so viele Verdrüßlichkeiten verwickelt worden, daß er sich gewissermaßen genöthigt gefunden, seine Aemter niederzulegen. Also die Klotzianer hauptsächlich hätten ihn aus Riga vertrieben. Dem ist aber nicht so, wie aus Herder's eigenen Worten hervorgeht. Unzufrieden mit sich selbst und seiner Umgebung, in beständigem „Spiele seines reizbaren und launenhaften Wesens mit Wunsch und Besitz", ward er Riga's überdrüssig, noch ehe er sich „in die Situation mit dem Klotzschen Gesindel" gesetzt hatte. „Ohne Zweifel", schrieb er im August 1769 an den, den

er nachmals den Pontius Pilatus des guten Geschmacks nannte, „ohne Zweifel haben Sie es schon lange in meinen Briefen gemerkt, daß mir die Falte, in welcher mich Riga hielt, nicht anstand.“ Und in seinem Reisejournal: „Ich gefiel mir nicht als Gesellschafter, weder in dem Kreise, da ich war, noch in der Ausschließung, die ich mir gegeben hatte. Ich gefiel mir nicht als Schullehrer; die Sphäre war mir zu enge, zu fremde, zu unpassend, und ich für meine Sphäre zu weit, zu fremde, zu beschäftigt. Ich gefiel mir nicht als Bürger, da meine häusliche Lebensart Einschränkungen, wenig wesentliche Nutzbarkeiten und eine faule, oft ekle Ruhe hatte. Am wenigsten endlich als Autor, wo ich ein Gerücht erregt hatte, das meinem Stande ebenso nachtheilig als meiner Person empfindlich war. Alles also war mir zuwider.“ Die literarischen Feindseligkeiten, welche ihm zugleich die Unfertigkeit seiner Bildung evident machten, sind also nur ein Grund unter mehreren, die ihn bestimmten, seine ihm zu enge Stellung aufzugeben. Und daß es mit den „Verdrüßlichkeiten des Rigaschen Schlendrians“ eben nicht viel auf sich hatte, daß die „Feindseligkeiten der Rigaer Geistlichkeit“, über welche er klagte, an sich nicht sehr schwer wogen, bezeugt er wiederum selbst. „Geliebt von Stadt und Gemeine, angebetet von meinen Freunden und einer Anzahl von Jünglingen, die mich für ihren Christus hielten! Der Günstling des Gouvernements und der Ritterschaft, die mich, weiß Gott! zu welchen Ab- und Aussichten bestimmten — ging ich demohngeachtet vom Gipfel dieses Beifalls und aus den Armen einer unglücklichen Freundin; taub zu allen Vorschlägen einer kurzsichtigen Gutherzigkeit, unter Thränen und Aufwallungen Aller, die mich kannten, ging ich weg, da mir mein Genius unwiderstehlich zurief: Nutze deine Jahre und blicke in die Welt.“ Er überraschte, schreibt er übereinstimmend seinem Hamann, Stadt, Kirche, Magistrat und nahm Abschied. Die „Thränen und Wünsche Aller“ begleiteten ihn.

Die Zeit war dann nicht sehr fern, wo er den bittern Ton seiner Kritik gegen Klotz ernstlich bereute. Grob, unnütz, elend, nannte er selbst die dermalen so gut wie ganz vergessenen, doch von ihm selbst auch durch strahlende Schöpfungen in den tiefsten Schatten gestellten kritischen Wälder, Willens, sie einer vollständigen Umarbeitung zu unterwerfen, die wol vornehmlich darum unterblieben, weil er erkannte, daß deren Natur solche

gar nicht vertrug. Es giebt Kinder des Geistes, die wie die leiblichen zwar verleugnet und verstoßen, aber nicht umgeboren werden können. Heyne machte sich in seiner Ausgabe der sämmtlichen Werke zur Pflicht, „was sich nicht mit dem Sittlich-Schicklichen vereinigen ließ, auszustreichen, höhnende Stellen zu mildern, kränkende Beiwörter zu entfernen, harte Ausdrücke mit gelindern zu vertauschen, und dieselbe Vorschrift auf unnöthige, unrichtige und triviale Stellen anzuwenden." Hätte endlich Klotz noch Herder's Kritik mit Schlözer erlebt und vernommen, wie jener von dem Göttinger Professor behauptete, er sei mehr als Klotz, siebenfach ärger, so würde er jedenfalls für alle Herderschen Verletzungen keines Anodynums mehr bedurft haben.

Wir kehren nun zu Lessing zurück.

Sein Laokoon war eben bekannt geworden, als sich Klotz in aufrichtigster Anerkennung des darin manifestirten Genies und Wissens zu ihm in Beziehung setzte, nicht lediglich, wie häufig von den damaligen Gelehrten geschah, um ihn zu becomplimentiren, um für das empfangene Lob Gegenzahlung zu leisten, sondern um einen sachlich fördernden Meinungsaustausch herbeizuführen. Ueberdies hatte man ihm unverlangt ein Exemplar des Laokoon geschickt, gerade so wie man später ein Exemplar der „antiquarischen Briefe" an Wieland expedirte; und indem er bald auf den Verleger, bald auf den Verfasser rieth, sprachen für diesen als Absender noch mehr Gründe als für jenen, was nach Klotzens eigener Aussage nebst seiner rühmlichen Erwähnung Einfluß auf die Haltung hatte, die er ihm gegenüber einnahm. Wirklich scheint die hier gesperrt gesetzte Stelle der Lessingschen Erwiederung vom 9. Juni auch eine Hindeutung zu enthalten, daß von ihm die Verabfolgung des betreffenden Exemplars ausgegangen. Klotz schrieb an ihn:

„Ich erinnere mich, mein werthester Herr, Sie in meinem zartesten Alter bey meinem Vater in Bischofswerda gesehen zu haben, wohin Sie ein gewisser Herr Lindner, wo ich nicht irre, begleitet hatte. Sie können nicht glauben, wie sehr ich mich freue, so oft ich meinen Freunden sagen kann, daß ich Sie von Person zu kennen das Glück habe. Warum ich es für ein Glück halte, würde ich Ihnen erzählen, wenn ich glaubte, daß man Ihre Freundschaft durch eine Sprache verdienen könnte, welche Ihnen verdächtig scheinen möchte, da sie so oft von der Ver-

21*

stellung gebraucht worden. Aber erzeigen Sie mir immer die Wohlthat und glauben Sie mir auf mein Wort, daß ich es allezeit für meine Pflicht gehalten, einer Ihrer aufrichtigsten Verehrer zu seyn, und daß vielleicht wenige Sie so zärtlich, so ohne alle Nebenabsichten geliebt haben, als ich.

Wie viel Vergnügen macht mir nicht Ihr Laokoon! Ich bin es Ihnen schuldig, daß ich einmal an einem Orte, wo Barbarey und Unwissenheit herrscht und wo ich nur verdrießliche Geschäfte habe, auf einige Tage aufgeheitert worden. Ein Mann von Ihrer Denkungsart nimmt mein Geständniß nicht übel, daß ich nicht überall mit Ihren Meinungen zufrieden bin. Ja ich bin so frey zu glauben, daß Sie mir erlauben, wenn ich meinen Zweifeln weiter nachgedacht habe, solche in den Actis litter. Ihnen mitzutheilen. Ich thue es, um noch mehr von Ihnen zu lernen. Denn wie viel habe ich nicht schon in Ihrem Buche gelesen, das ich zuvor nicht wußte!

Ich habe mir vorgenommen, eine neue Ausgabe der Epp. Homeric. zu machen. Es sind mir verschiedene geschnittene Steine und andere Monumente vorgekommen, woraus ein ziemlicher Zuwachs von Anmerkungen entstanden. Das Gedicht des Sadolets über den Laokoon hatte ich aus Joh. Matthaei Toscani Carmin. Poetar. illust. Italorum (Lutetiae 1577), wo es im 2. Theile S. 132 stehet, mir gleichfalls angemerkt. Nun sehe ich, daß Sie mir zuvorgekommen sind.

Vielleicht ist dem Lieblinge der Griechischen Muse es nicht unangenehm, wenn ich noch hinzusetze, daß die noch nicht bekannte Anthologie des Strato nun völlig in meinen Händen sey. Ich habe einen Theil dieser kleinen Gedichte meinem Commentar über den Tyrtäus eingewebt, welchen Richter (in Altenburg) itzt mit einer vielleicht übertriebenen Pracht druckt. Ein großer Theil aber ist zu frey, als daß er wenigstens von mir bekannt gemacht werden könne. — Doch ich trage Bedenken, weiter mit Ihnen zu reden, bis ich die Versicherung habe, daß Sie mir erlauben, Ihr Freund zu seyn. Unterdessen bin ich ꝛc."

Lessing antwortete hierauf (9. Juni 1766):

„Auch ich erinnere mich sehr wohl, in meiner Kindheit, mit einem Vetter, welcher zu Putzkau, eine halbe Meile von Bischofswerda, Pastor war, und meine Unterweisung über sich genommen hatte, zu verschiedenen malen in Ew. Wohlgebohrn

väterlichen Hause gewesen zu seyn. Nothwendig werde ich auch Dieselben damals gesehn und gekannt haben, ob mir schon nur ein sehr dunkles Bild davon beywohnet. Aber auch ohne ein dergleichen deutlicheres Bild, hat, seit Dero erstem Eintritte in die gelehrte Welt, Ihr bloßer Name jederzeit meine ganze Aufmerksamkeit an sich gezogen. Ich glaubte Ihre Schriften als das Werk eines alten Freundes betrachten zu dürfen; und urtheilen Sie selbst, ob der rühmlichen Erwähnungen, die ich von mir darin zu finden das überraschende Vergnügen hatte, mich in dieser Vorstellung bestärken können. Ich bekenne es; sie hätten, diese schmeichelhafte Erwähnungen, mir eine Einladung seyn sollen, mich Ihnen wiederum zu nähern, und den ersten Schritt zu thun, um einer gleichsam angebornen stillschweigenden Freundschaft das Siegel der Erklärung aufzudrücken. Ich würde es auch neulich, bey Gelegenheit meines Laokoon gethan haben; allein ich befürchtete, mein Brief möchte mehr eine schriftstellerische Empfehlung, als eine freundschaftliche Aeußerung scheinen. Kurz, es war Ihnen aufbehalten, mir auch hierinnen zuvorzukommen.

Ich verspreche meinem Laokoon wenig Leser; und ich weiß es, daß er noch wenigere gültige Richter haben kann. Wenn ich Bedenken trug, den einen davon in Ihnen zu bestechen: so geschah es gewiß weniger aus Stolz, als aus Lehrbegierde. Ich habe Ihnen zuerst widersprochen; und ich würde sagen, es sey blos aus der Absicht geschehen, mir Ihre Widersprüche ohne allen Rückhalt zu versichern, wenn ich glaubte, daß ein rechtschaffener Mann erst gereitzet werden müßte, wenn er nach Ueberzeugung sprechen sollte. Der häßliche Thersites soll unter uns eben so wenig Unheil stiften, als ihm vor Troja zu stiften gelang. Schreibt man denn nur darum, um immer Recht zu haben? Ich meyne mich um die Wahrheit ebenso verdient gemacht zu haben, wenn ich sie verfehle, mein Fehler aber die Ursache ist, daß sie ein Anderer entdeckt, als wenn ich sie selber entdecke. Mit diesen Gesinnungen kann ich mich auf Ihr ausführliches Urtheil in den Actis Litter. nicht anders als freuen.

Eben so sehr freue ich mich auf Ihren neuen Commentar über den Tyrtäus, so wie auf Ihre übrige gelehrte Arbeiten. Aber sollte sich ein Gelehrter über die Bedenklichkeiten, uns den ganzen Strato mitzutheilen, nicht hinwegsetzen können?

Was kann darinn vorkommen, was wir nicht schon in zwanzig alten Schriftstellern gelesen? Zu dem würde das Griechische dem etwanigen Aergernisse die Schranken enge genug setzen, wenn das Freyste ohne Uebersetzung und Anmerkungen bliebe.

Ich reise in einigen Tagen nach Pyrmont, und denke wenigstens meinen Rückweg über Halle zu nehmen. Ich bitte um Erlaubniß, Ihnen meine Aufwartung machen zu dürfen. Auch nur ein Augenblick, den ich das Vergnügen haben werde, Ihnen mündlich meine Hochachtung und Ergebenheit zu versichern, wird unter den Vortheilen, die ich mir von meiner Reise verspreche nicht der geringste seyn. Ich bin ꝛc."

Daß diese Antwort auf den Empfänger einen noch schlimmeren als unbefriedigenden Eindruck hervorgebracht, muß ich als eine boshafte Erfindung Hausen's bezeichnen, auf welche Guhrauer keinerlei Werth hätte legen, welche er nicht im Interesse Lessing's hätte ausbeuten sollen. Denn erstlich konnte nur ein ganz ungebildeter Mann den verbindlichen Ton verkennen, den Lessing laut seines eigenen Befindens „mit Bestand der Wahrheit" anschlug; zum andern erweist sich Hausen völlig schlecht unterrichtet, indem er von mehreren Briefen Lessing's spricht, obwol er nur einen einzigen an Klotz richtete, so daß jener aus dem Munde „seines Freundes" höchstens blos beiläufig darüber etwas vernommen haben kann; und drittens bezeugt die Zuschrift vom 11. October den entgegengesetzten Eindruck. Klotz war fürwahr nicht der Mann, der nach den „Kennzeichen der Verachtung", die ihn Hausen in Lessing's „Antworten" sehen läßt, sich noch voll warmer ehrerbietiger Hingebung geriren konnte.

Guhrauer beschwert sich, daß man in der Darstellung der Streitigkeiten zwischen Klotz und Lessing vor ihm nie ganz unparteiisch verfahren, im Gegentheil von vornherein für Lessing Partei genommen, als ob dessen Ruhm es erfordert hätte, von Anfang an und in allen Stücken recht zu behalten. Wenn ich indeß im Concedo dieser Beschwerde nicht noch einmal betonen will, daß er zur vollen Ausgleichung des geschehenen Unrechts so manche Unterlage herbeizuschaffen vergaß, von denen ich ihm im Eingange dieses Capitels nur die allersimpelsten vorhielt, — nicht ferner noch einmal betonen, daß sein kritisches Vermögen zu solchem Werke keineswegs immer zureichend, so muß ich doch accentuiren, daß

es sich in ihm häufig sträubt, allen überlieferten verkehrten Meinungen auf den Leib zu rücken, an welche literarhistoriographischer Pharisäismus und der an die Stelle blödsinniger Heiligenverehrung getretene trunkene Cultus des Genius sich klammert. Er fürchtet offenbar das Winseln und Zetern der sich aller Orten spreizenden Gedankenfeigheit, denn er macht bisweilen Vorurtheilen eine Verbeugung, welche er schlechterdings als solche erkennen mußte. Und er gehört endlich zu Denen, welche, wenn sie wirklich den Muth besitzen, dem historischen Nimbus fest in's Centrum zu schauen, doch zu schwache Augen haben, um nicht eine Blendung zu empfinden, die sie verhindert, die ganze Wagschaale des Unrechts zu leeren oder sich mit aller Leibeskraft auf die andere zu werfen, damit das Uebergewicht ausgeglichen werde.

In den ersten Tagen des Mai aber und mithin jedenfalls gleich nach Eingang des Lessingschen Briefes war von dem Fürsten Czartoryski an Klotz die Anfrage ergangen, ob er geneigt sei, an der neuen Militair-Akademie zu Warschau eine Professur der schönen Wissenschaften anzunehmen. Den von Hausen an diesen Zwischenfall geknüpften Bericht läßt die Einsicht in eine Correspondenz, wie sie mir vorliegt, die indeß für frühere Literarhistoriker kaum halb existirt zu haben scheint, als Lügengewebe erkennen, gesponnen um den Charakter seines Freundes und Wohlthäters in den Augen des Lesers von vornherein anzuschwärzen, hingegen den eigenen weiß zu brennen.

Der Hergang ist thatsächlich folgender. Ueberrascht von den glänzenden Bedingungen, unter welchen man ihn berief, sagte er ohne Weiteres zu und begehrte in Berlin seinen Abschied. Ehe aber hierauf Antwort einging und nach amtlichem Brauch eingehen konnte, hatte er sich eines Andern besonnen. Es thäte ihm leid, schrieb er nach Berlin, sein Vaterland zu verlassen, und wenn die Regierung seine Gehaltslage nur einigermaßen aufbessern wolle, werde er dem Rufe in's Ausland keine Folge leisten. Im Juni meldete ihm Quintus Icilius confidentiell, wie sehr der König seine Wünsche in der Erfüllung zu übertreffen gedenke, Ausgangs August war er officiell davon benachrichtigt, und im September zeigten die Journale ihren Lesern an, daß Klotz durch die Gunst des Königs der Universität Halle erhalten worden. In der von Hagen veröf-

fentlichten Correspondenz gratulirt der aus den Gözeschen Controversen nicht unrühmlich bekannte Prediger Winkler in Hamburg zwar schon am 23. Juni 1766 darob, allein dies Schreiben stammt in Wahrheit aus dem folgenden Jahre, wie die darin vorkommende Erwähnung des Elogium Burgii beweist, das Klotz erst 1767 verfaßte.

Kaum erfuhr Hausen seines Freundes Berufung nach Polen, als er heimlich in Berlin gewisse Schleusen öffnete, um auf dessen Lehrstuhl zu gelangen, obgleich er bis jetzt ein anderes Feld bearbeitete. Er rechnete darauf, daß man in die nachgesuchte Dimission willigen werde, „da der Berufene doch als akademischer Lehrer in Halle keinen Beifall finde." Ganz entgegengesetzt handelte Klotz. Wie er dem Judas vornehmlich durch seine Fürsprache zur außerordentlichen Professur in Halle verholfen, so empfahl er ihn in aller Stille wiederum in der nach Warschau gerichteten Ablehnung als Lehrer der Geschichte. Seine Empfehlung griff Platz. Es wurde der im Verhältniß zu Hausen's bisherigen Einkünften enorme Gehalt von 1000 Thalern und das baldige Eintreffen des Patents verheißen. Nun aber erhielt Klotz von Berlin aus (durch Grillo) auch Nachricht über das niederträchtige Betragen seines Protegé, und damit erfolgte „die erste Zerrüttung ihrer Freundschaft." Vor den Augen der Welt ließen sich Beide nichts merken, sie zogen sich noch nicht voneinander zurück; allein Hausen bekennt selber, der beiderseitige Umgang sei nun kühl geworden, Klotzens Mißtrauen ein unheilbares. Gleichwol brüstet er sich mit einem Auftrage, der ungeschmälertes Vertrauen voraussetzte, mit einem Auftrage, dessen Unwahrscheinlichkeit noch durch andere Momente so verstärkt wird, daß er darüber allen Glauben verliert.

Vergebens hatte nämlich Hausen nach Empfang der polnischen Bestallung seinen Abschied gefordert. Zweifelhaft nun über sein Verhalten wendete er sich an Klotz, und dieser rieth ihm in Wahrheit, persönlich in Berlin seine Entlassung nachzusuchen, und, wenn abermals verweigert, unbekümmert darum sich sofort auf seinen neuen Posten nach Warschau zu verfügen. Wollte er auf die Designation nicht verzichten, so blieb ihm in der That nichts weiter übrig. Im September (1768) trat er denn die Reise an, gerade zu der Zeit, da der Buchhändler Gebauer in Halle mit Klotz einig geworden, daß er die von

Abbt begonnene aber freierdings wieder abgegebene Arbeit eines Auszugs aus der allgemeinen Welthistorie fortsetze. Hausen versuchte angeblich Alles, um ihn von diesem Werk abzuziehen, weil es bei den geringen Kenntnissen, die es erforderte, seinem Ruhme nachtheilig gewesen sein würde; er konnte jedoch seine Absicht nicht erreichen, bis er ihn überredet hätte, die Entscheidung wegen dieser Fortsetzung dem Urtheil anderer Gelehrten zu überlassen. Daher er ihm jetzt, bei der Abreise nach Berlin, aufgetragen, besonders Lessing's Meinung zu erfahren.

Klotz soll seit mehreren Wochen die unerschütterliche Meinung gehegt haben, Hausen gehe damit um, seinen Ruf zu beeinträchtigen. Wenn er ihm daher nun wirklich einen solchen Auftrag ertheilt hätte, wäre es jedenfalls in einer Weise geschehen, die ihn vor jedweder Hintergehung sicherte. Diese Weise ist die Ueberbringung schriftlicher Anfrage bei den betreffenden Gelehrten und das Ersuchen schriftlichen Ansichtsaustausches. Um Lessing zu befragen, mußte Klotz vor Allem seinen Aufenthalt wissen. Er wußte aber nur, daß er im Juni eine Reise anzutreten und den Rückweg über Halle zu nehmen beabsichtigte. Er erwartete ihn hier von Tag zu Tag, und erhält erst dann von Lessing's verändertem Reiseplan und dessen Anwesenheit in Berlin Kunde, als Hausen dieser Stadt schon wieder den Rücken gekehrt hat (s. d. Brief vom 11. October). Die Lüge einer Sendung an ihn ist mithin evident. Hausen treibt sich einige Zeit in Berlin umher, ohne nach Halle das geringste Lebenszeichen zu schicken. Ob er bereits auf dem Wege nach Warschau oder nicht, darüber war Klotz noch am 7. October in völliger Unkunde. Auffällig genug besuchte er keinen einzigen der intimern Bekannten seines Gönners. Gab ihm dieser aber jene Abordnung, wie durfte er ihn mehr als drei Wochen ohne Bescheid lassen? Die Sache drängte ja, die Arbeit war angefangen, im Druck fortgefahren. Wenn er indeß die Fortsetzung von dem Urtheile einiger Berliner Gelehrten abhängig machen will, wie reimt sich dies mit Klotzens bestimmter Versicherung vom 18. September zusammen, daß er Abbt's Arbeit zu Ende führen werde? Hausen hatte ja kaum das Berliner Pflaster betreten? Ein Widerspruch begegnet dem andern, die Hausensche Aufschneiderei unrettbar aus allen Winkeln herausjagend. Plötzlich, am 10. October erscheint der ehrenwerthe Mann wieder in

Halle, und zwar nun mit dem unverdienten Diplome eines ordentlichen Professors. Welche Freude mußte Klotz als Abbt's Continuator empfinden! Nun kam er endlich aus der Ungewißheit heraus! Ganz entgegengesetzt: der neue Ordinarius sagt selber, nur mit etwas für sich rücksichtsvollen Worten, daß sein „Freund" wie aus den Wolken gefallen wäre und ihn jetzt lieber nach dem Pfefferlande gewünscht hätte, nun er den Ruf nach Warschau, an den Nagel gehangen. Und einem solchen Menschen sollte er irgend eine Mission ertheilt haben, die ihn leichtlich zu compromittiren vermochte? Nein, es ist sonnenklar, daß die Meinungen, welche Hausen über jenes Unternehmen Klotzen hinterbrachte, von ihm eigenen Antriebs eingeholt worden, zumal es sich zeigte, wie viel ihm des Geldverdienstes halben daran gelegen, selber in Abbt's Stelle bei der Welthistorie zu gelangen. Je mehr diese Meinungen in diesem Falle gegen Klotz gingen, um so aufrichtiger konnten sie ihm berichtet werden. Lessing bat, „ihn von einer Arbeit zu entfernen, die seinem Ruhm nachtheilig und ihm die Zeit rauben würde, welche er viel nützlichern und edlern Beschäftigungen widmen könnte." Und hauptsächlich dieses Urtheil schlug bei Klotz durch.

Seit mehreren Tagen war die neueste Nummer der Acta litteraria erschienen, welche die den Laokoon betreffenden abweichenden Meinungen ihres Herausgebers enthielt (Vol. III. P. III. N. IV.). Er beeilte sich jetzt, den Tag nach Hausen's Rückkehr, ein Exemplar jenes Stücks mit folgendem Briefe Lessing zu übersenden:

„Nachdem ich einen ganzen Sommer auf Ihre Ankunft in Halle, mein werthester Herr, gewartet und mit dieser Hoffnung mir alles das Unangenehme, welches mein Professoramt bey sich führet, versüßt hatte, bringt mir mein Freund, Hr. Hausen, die Nachricht, daß Sie in Berlin sind. Es bleibt mir also nichts übrig, als, um mir das Vergnügen, Sie zu umarmen, zu verschaffen, selbst nach Berlin zu reisen, und ich hoffe gewiß, daß ich auf Ostern meinem Verlangen werde ein Genüge leisten können. Unter die Vortheile, die ich mir von dem Warschauer Antrage versprach, rechnete ich immer auch den, daß ich Sie einige Wochen genießen würde."

Diese Reise hing nicht mehr mit dem beregten Antrage zusammen, wie Guhrauer schlecht unterrichtet vorgiebt, sondern

mit der Absicht, sich dem Könige persönlich vorzustellen. Daß er Lessing zu der Zeit nicht antreffen konnte, davon war er bereits im Februar (1767) in Kenntniß gesetzt worden

„Sie haben" — heißt es weiter — „mir die Erlaubniß gegeben, das nieder zu schreiben, was ich bey dem Lesen Ihres vortrefflichen Laokoons gedacht. Wenn Sie einige Augenblicke beygelegter Schrift gönnen wollen, so werden Sie sehen, daß ich mich derselben bedient habe. Ein Mann von gegründetem Ruhme und edelem Bewußtseyn seiner Verdienste, erlaubt dem andern gern, seine schwachen Bemühungen, ihm nachzuahmen, zeigen zu dürfen, und wenn er auch gleich einsieht, daß er ihn nicht erreicht, so verzeiht er ihm doch den Mangel an Kräften, und liebt ihn wegen seines guten Willens. Dieser Gedanke verspricht mir eine freundschaftliche Aufnahme meiner Einfälle von Ihnen.

Es war mir genug, daß Herr Hausen mir sagte, daß einige Berlinische Gelehrte sich über meinen Auszug aus der allgemeinen Welthistorie gewundert hätten, um die ganze Arbeit wieder aufzugeben. Die Umstände, in welchen ich mich befand, da sie mir angetragen wurde, nöthigten mich, eine Sache zu unternehmen, bey der ich blos den Fleiß eines Tagelöhners anzuwenden brauchte. Allein schon der Wink eines einsichtsvollen Kunstrichters zwingt mich zu erröthen, und lieber alles einzubüßen, als Vertrauen und Gunst der Männer, gegen deren Urtheil ich nicht gleichgültig seyn kann.

Ich hoffe nun bald durch Bücher und anderen Vorrath mich in den Stand zu setzen, ein Buch von der alten Steinschneiderkunst zu verfertigen, wozu ich den Plan seit einigen Jahren gemacht, und an dessen Ausführung mich die allhier herrschende Barbarey, und der Mangel an Hülfsmitteln gehindert.

Mit einer Hochachtung und Ergebenheit, in deren Aufrichtigkeit ich niemanden in der Welt nachgeben werde, habe ich die Ehre zu seyn &c."

Lessing beantwortete weder diesen Brief noch die beigelegte Recension. Es mag darum sein, daß, wie er späterhin äußerte, seine Lobsprüche ihm ekel, „weil übertrieben" waren, und daß er seine Einwürfe nüchtern fand. Doch spricht Alles dafür,

daß der Widerwille ob jenes Aufsatzes in ihm damals noch nicht dermaßen rege geworden, wie er ihn nachmals kund gab, daß noch etwas Anderes ihn zum Schweigen bestimmt haben muß, wobei ich auf Gleim's Ansicht: „Mit Ihren Erinnerungen kann und wird Herr Lessing eben so zufrieden seyn, als mit Ihrem Lobe", gar kein Gewicht lege. Nach verschiedenen Andeutungen ist außer allem Zweifel, daß Hausen gegen ihn und andere Personen in Berlin in seiner verschlagenen Weise Worte fallen lassen, welche Lessing mit Mißtrauen erfüllten und vorläufig von fernerem brieflichen Verkehr abmahnten. Was die Zeit dann weiter brachte, der Zerfall mit Nicolai, die Haltung der neuen Bibliothek, eigneten sich, wie wir gesehen, nichts weniger als zu vertraulicher Wiederannäherung. Trotzdem aber, — so sehr sich Lessing herausgefordert fühlte, so sehr ihn Nicolai aufwiegelte, — bis auf den letzten Funken war seine gute Meinung von Klotz nicht erloschen, die Beabsichtigung eines Krieges gegen ihn auf Leben und Tod noch nicht vorhanden. Und als er zur Ostermesse 1768 von Hamburg nach Leipzig reiste, hatte er sich entschließen können „eingedenk seines frühern Versprechens" den Rückweg über Halle nehmen und Klotzens persönliche Bekanntschaft machen zu wollen.

In Leipzig traf Lessing aber mit Nicolai zusammen, und, wie zu erwarten, bemühte sich dieser im Verein mit Andern angelegentlichst, ihm die persönliche Begegnung mit Klotzen zu verleiden. Sehr zu statten kamen ihnen dabei drei der jüngsten Schriften desselben, welche die Ostermesse brachte, als seine Vorrede zu dem ersten Bande der von Meusel übersetzten Abhandlungen des Grafen von Caylus; seine Vorrede zu Meusel's Apollodor, und hauptsächlich sein Buch von den alten geschnittenen Steinen, in welchem er vier Punkte des Laokoon widerlegt zu haben glaubte. Zu diesen literarischen Sünden, sagt Guhrauer, kamen von Klotzens Seite gewisse Umtriebe, welche bei Lessing den Rest persönlicher Achtung vor Klotzen auslöschen mußten. Um diese Zeit nämlich, fährt er Hausen wörtlich abschreibend fort, als die Bibliothek der schönen Wissenschaften entstand, oder doch nicht lange darauf, hatte Klotz mehrere satirische Flugschriften, wie die Bibliothek der elenden Scribenten, Museum der elenden Scribenten, Briefe scurrilischen Inhalts, in Verbindung mit zwei gleichgesinnten Anhängern ano-

nym in die Welt geschickt, sich aber damit selbst leidenschaftlichen Angriffen ausgesetzt. Wer diese Anhänger sind, weiß Guhrauer nicht genau, aus einer andern Stelle geht hervor, daß er seinen Lesern die Wahl zwischen Riedel, Meusel und Bahrdt lassen will. Er weiß überhaupt von diesen Schriften nichts, sonst hätte er sie auch nicht sammt und sonders als Erscheinungen ausgegeben, welche Lessing mit bestärkten „dem Treiben des von allen Seiten gefürchteten Parteihauptes ein Ziel zu setzen."

Es ist für uns von Interesse den historischen Zusammenhang dieser Schriften, ingleichen einen Einblick in sie zu gewinnen, und damit einen Irrgarten zu vermauern, in welchen sich alle Literaturgeschichtschreiber verliefen.

Ein unbedeutender Schriftsteller, der Magister Christian Heinrich Wilke in Leipzig († 1776), ehemals in Halle, dort aber wegen eines Pasquills auf den kaiserlichen Hof ausgewiesen, vielbeschäftigt als Uebersetzer aus dem Englischen und Französischen, erfuhr für die elende Verdeutschung: „Voltairens unwissender Weltweise" von Klotz eine schneidende Beurtheilung. Sich dafür zu rächen füllte er zwei Stücke „moralischer Beiträge zu der Klotzischen Bibliothek der schönen Wissenschaften (Hamb. 1768)", eine wahre Schundgrube. Was dagegen thun! Entweder sind dergleichen Ueberfälle schweigend zu ertragen, oder auf anderem als literarischen Wege abzuschlagen, sie Andern zur verdienten Züchtigung heimzustellen. Es giebt Schandbuben auch in der Literatur, welche nur durch wiederholte Bekanntschaft mit der Strafgerichtsbarkeit auf reinliche Wege geführt werden können. Wir wissen daß beispielsweise Börne und Schiller diese Erfahrung machten und zweimal auf dem Sprunge standen, den Arm der Behörden wider etwelche Gegner zu erfassen. Wenn Klotz in der Alternative sich dafür entschied, Wilke bei dem Concilium der Leipziger Universität zu verklagen, so konnten dies nur Subjecte wie Hausen und der von ihm an der Nase geführte Guhrauer ihm zum Vorwurf erheben. Hat Lessing diesen Schritt wirklich verdammt, so kann er ihn blos nach Klatschereien bemessen haben, nach jenen über ihn verbreiteten, von Hausen wieder aufgetischten Lügen, wonach er überhaupt gewohnt sei aus einer literarischen Streitigkeit eine Sache Rechtens zu machen, seine Gegner durch Denuncia-

tionen bei ihren Vorgesetzten zu beschädigen. Auch nicht ein einziger Beweis ist dafür jemals herbeigeschafft worden.

Wilke erhielt sechs Wochen Gefängniß, die seine Wuth noch mehr anstachelten. Sie ergoß sich vorerst wie ein verhaltener Sprühregen in der schalen Satire auf die Parteilichkeit der Journalisten: „Moralisches Gespräch von gelehrten Anekdoten (Leipz. 1768)."

Inzwischen war die Literatur mit einem neuen kritischen Blatte beglückt worden, das unter dem Titel: „der Antikritikus" auftauchte (Lübeck 1768 — 69) und seine Stärke auf 16 Stücke brachte. Die anfänglich ungenannten Herausgeber waren Gottfried Joachim Wichmann (1736 — 1790), damals Pfarrer zu Zwätzen und Löbstädt bei Jena, zuletzt Superintendent in Grimma, und dessen älterer Bruder, Magister Christian August Wichmann (1735 — 1807), vorzugsweise als Uebersetzer bekannt. Ihr Journal beabsichtigte eine Kritik der Kritik, „allen ungesitteten, verleumderischen, ungerechten, hämischen, verketzernden, gewissenlosen und läppischen Kunstrichtern" Fehde ankündigend. Aber ihr Kreis blieb ein sehr beschränkter. Die positiven Artikel hatten es nur mit Theologie und Philosophie zu thun, und die Polemik traf vornehmlich Klotzens Journale, die allgemeine deutsche Bibliothek und Ernesti's theologische Bibliothek. In der Theologie wateten sie im Morast der botnirtesten Orthodoxie, in der Philosophie fröhnten sie dem Crusiusschen System. Ist's möglich, rief Wieland, daß es in unsern Tagen noch solche langöhrichte Thiere geben kann? Weiße urtheilte ganz treffend, daß sich Hoffart und Dummheit in diesem Antikritikus paare. Die Art, wie ihn Riedel und Klotz herumholten, ist lustig, zog ihnen aber eine Menge Schimpfereien und besondere Streitschriften zu. Eine dergleichen ist: „Authentischer Abdruck der Appellation des Antikritikus an das Publicum. 1768." Die ersten Stücke waren nämlich in Erfurt ohne Censur gedruckt, weil die dort für fremde Rechnung gedruckten Schriften überhaupt entweder in Folge eines Privilegiums oder einer Anmaßung Censurfreiheit genossen. Vielfältiger Mißbrauch rief jedoch eine Beschränkung jener herkömmlichen Freiheit hervor, und Riedel insbesondere bekam den Auftrag, die Gemeinheiten des Antikritikus, der mit den größten Viehnamen um sich warf, seine Animositäten gegen die Mitglieder der kurfürstlichen Akademie der Wissenschaften und der Universität zu streichen. Er übernahm die Censur, übte sie

aber in der bescheidensten Weise, tilgte nichts als persönliche Anzüglichkeiten. Die Gebrüder Wichmann wollten sich dies jedoch nicht gefallen lassen, publicirten obige Appellation, welche besonders Klotz, Riedel und Dusch zu Leibe rückte, als „Schweine" mit denen man nicht zu fackeln brauche, und außerdem die Censurstriche mit Anmerkungen begleitet wiederherstellte. Riedel vertheidigte sich und zeigte die Lächerlichkeit und Verächtlichkeit des Antikritikus in dem von J. G. C. Gleichmann herausgebenen „Briefwechsel" (1768. Riedels Werke IV. Anhang 1—76). Dagegen schrieb nun C. A. Wichmann „Fortsetzung des Briefwechsels zwischen dem Herausgeber des Antikritikus und dem Herrn Professor Riedel zu Erfurt (1768)", welche Gleichmann mit einem „Memento Mori an den Antikritikus (1768)" beantwortete, nicht ohne Witz und anziehendem Uebermuth.

Gleich hinterher erschien die „Bibliothek der elenden Scribenten. Erstes Stück 1768," an welcher Klotz zum mindesten Theil haben soll, wie dessen Feinde als gewiß verbreiteten, wie Hausen gelogen, Guhrauer und Aehnlichkeiten nachgebabbelt. In wenig gewissenhaften Zusammentragungen wie Gräße's Literärgeschichte ist er sogar als Verfasser sämmtlicher Stücke angegeben. Klotz hat aber auch nicht den geringsten Theil daran, sondern laut Riedel's eigenen Bekenntnisses sind er, ein nicht näher bezeichneter Heinse (Wilhelm unmöglich) und J. G. C. Gleichmann die Verfasser. Von den Lebensumständen des Letzteren ist mir nichts bekannt, als daß er in Erfurt studirt hat. Einen Augenblick schob man Flögel Mitwirkung am ersten Stück in die Schuhe. „Die Bibliothek der elenden Scribenten" — schrieb Wieland an Riedel — „hat mich sehr amüsirt. Wie dumm müssen die Heringsnasen seyn, wenn sie nicht merken können, daß Sie selbst der Bibliothekarius sind? Uebrigens gestehe ich Ihnen, daß ich Sie bedauern würde, wenn Sie sich mit diesem Ungeziefer gar zu viel zu thun machen wollten. Sie bleiben dumm, das ist ihr Privilegium, und haben die ganze Welt der Dummköpfe, das ist: 99 vom 100 des ehrsamen Publicums auf ihrer Seite." Aehnlich dachte Klotz. Er verkannte nicht die Laune in Anlage und Ausführung, allein die darin verspotteten Dorfpfarrer, Magister, Schulmeister und Candidaten wären unter der Kritik. Literarische Insecten seien kein würdiger Gegenstand des Witzes. Ueberdies dürfe die Satire sich nicht

so weit in Persönlichkeiten verlieren, daß sie den Menschen beschimpfe, statt seine Fehler ausmerzen helfe. Das Verdienst der Verfasser jener Bibliothek wäre ein rein subjectives. Das Titelblatt zeigt eine Vignette mit zwei Hasen, von denen der eine dem andern einen Spiegel vorhält, nebst dem Motto: Astupet ipsa sibi. Diese zielt auf Schirach's Uebersetzung von Marmontel's Dichtkunst, bei welcher er den lächerlichen Schnitzer beging, dieselbe Devise des Originals auf den Inhalt zu beziehen, wogegen Marmontel sie nur auf seine Vignette bezogen hatte. Die „elenden Scribenten", an der Zahl 40, figuriren als Pränumeranten. Associirt sind ihnen die deutschen Gesellschaften in Bernburg und Altdorf. Der stellenweise sehr witzige und beißende Inhalt geht aber meist gegen den Pastor Wichmann und dessen Journal, gegen seinen Bruder, Wilke und Ziegra. Zwölf Stücke sollten von dieser Bibliothek binnen Jahresfrist erscheinen. Seitens der ersten Unternehmer unterblieb jedoch die Fortsetzung. Dafür traten Wilke und die Wichmänner zusammen, und bald kam ein zweites Stück heraus (1769). Es trägt dieselbe Vignette und ist im höchsten Grade roh und gemein, ein Wolkenbruch von Koth über Klotz und Riedel, entladen von Wilke. Das dritte Stück (1769), von Wichmann in Zwätzen, verfährt mit Klotzen, der auf dem Titel als uniformirter Affe mit dem Sinnspruche: mihi magnus Apollo paradirt, um ein Geringes glimpflicher. Als Pränumeranten liest man dessen Anhänger und Mitarbeiter. Das vierte Stück (1769) thut es dem zweiten vollkommen gleich. Verfasser desselben wie der folgenden ist wiederum Wilke. Auf die beiden Genannten schlägt es hauptsächlich los. Alles überbietet aber das fünfte. Die Pöbelhaftigkeit gegen Klotz, Riedel, Meusel, Feder, Hausen, Herel, Jacobi, Heinrich Schmidt, Dusch, Baldinger, Harles, Briegleb und Wittenberg übersteigt die äußersten Erwartungen. Das sechste Stück (1770) verhöhnt den hallischen Professor als Donquixote in einem niederträchtigen, zotenhaften „Heldengedicht in 5 Gesängen", und das letzte (1771) stellt ihn und seine Freunde in der parodirten Ode „an den Gott Stupor" an den Pranger, wie auch in einem „Heldengedicht in 4 Gesängen oder 3 Ausritten", und in einer „Satyra Menippea". Die Vignetten der drei letzten Hefte karikiren ihn als Astrologen. Wer aber diese Stücke und den „Antikritikus" zu lesen vermocht hat, der wird sich

widerwillig von einer Gehässigkeit abwenden, welche äußerte: „Ich gönne Herrn Klotz die Ehre nicht, von einem Wilke, Antikritikus u. s. w. angegriffen zu sein: ein solcher Angriff hebt ihn." Dies schrieb Herder an Scheffner.

Gegen Wilke direct schritt Klotz nicht mehr ein. Er erkannte dessen unverbesserlich schlechten Charakter. Allein er beging den Fehler, ein Verbot jener sechs Stücke zu erzwingen und ihnen dadurch in den Augen des Publicums eine Wichtigkeit beizumessen, zu der es bis dahin keine Neigung verrieth. Erst nach dem Verbot wurde seine Neugierde so rege, daß es sich schnell aller Exemplare bemächtigte. Eine kräftige Revanche sollte das „Museum der elenden Scribenten (1769)" sein. Der Verfasser ist jedoch nicht Klotz, sondern Riedel. Er packt am stärksten den Antikritikus, versetzt aber noch andern Obscuritäten Püffe. Mehr Aufsehen erregten die „neuen Kriegslieder mit Melodien (1769)", welche Herel besonders den Wichmännern sang. Sie sind hin und wieder drollig, doch häufiger matt und zu persönlich. Vorauf geht eine satirische Dedication an den Rath Raspe, in Kassel. „Die Kriegslieder" — schrieb Jacobi — „haben hier in Hannover einen ganz entsetzlichen Lärm gemacht, und Raspius tota cantabitur urbe. Verschlungen hat das Publicum in wenigen Tagen alle Exemplare, die davon im Buchladen waren: in allen Gesellschaften wurde von den Kriegsliedern gesprochen, und fast überall freute man sich den Mann gedemüthigt zu sehen, der die Höhe des Winterkastens erreichen wollte, und itzt das Schicksal Nebukadnezars erfährt, von dem Lichtwer in seiner Kindheit einmal gesungen hat:

Nebukadnezar sprach: Das ist die große Babel;
Da kam der liebe Gott, und schlug ihn auf den Schnabel."

Die außerdem erwähnten „Briefe scurrilischen Inhalts: Eine Beylage zur Bibliothek der elenden Scribenten (1769)" sind weder von Klotz noch Riedel, sondern unter Mitwirkung Schirach's von Johann Georg Meusel (1743—1820). Noch im Jahre 1811 erklärte er, daß ihnen Klotz ganz fern gestanden habe, und daß eben so unrecht sei ihn für die Commentarii de libris minoribus neuerdings in Verantwortung zu nehmen, da er bereits sich und den Professor Johann Ernst Faber als die hauptsächlichsten Verfasser derselben wahrheitsgemäß bekannt. Ging diese Erklärung den allerneuesten Schriftstellern verloren,

Franz Horn und Gruber wenigstens mußten sie kennen. Allerdings hat Meusel im 7. Bande seines „Lexikon der bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller" Klotzen Betheiligung an diesen Briefen wie an der Bibliothek der elenden Scribenten zugeschrieben. Diese Notification fällt indessen in die Kategorie der Fahrlässigkeiten, Ungenauigkeiten und Unvollständigkeiten, von welchen dies Lexikon strotzt. Im 11. Bande nahm er übrigens Gelegenheit zu theilweiser Selbstberichtigung. Wieland meinte, es müsse weit mit Klotz gekommen sein, wenn er sein Heil durch scurrilische Briefe versuche. Allein so impertinent und persönlich der Inhalt auch ist, es waltet doch auch ein so lebenvoller Humor darin, und der Ton der Satire ist meistens so fein getroffen, daß sie sich nicht eben dem Niedrigsten und Ephemerischen anreihen lassen. Es sind, um sie kenntlicher zu machen, fingirte Briefe, in denen verschiedene Gelehrte theils sich selber, theils einander der Lächerlichkeit Preis geben. Ich hebe hervor: Heyne an Lessing über die antiquarischen Briefe; Rietzki an Baldinger; Klotz an die Verfasser der allgemeinen deutschen Bibliothek über deren Verständniß der lateinischen Sprache; Lessing an seinen Bruder den Zeitungschreiber; Nicolai an den Sohn des seligen Ziegra; Crusius an Klotz; Reiske an seinen Recensenten in der Halleschen Bibliothek, und Westermann an die Antikritiker, denen das folgende „feine Lied, bei itzigen gefährlichen Zeitläuften zu singen von der Wichmannschen Brüderschaft in Zwätzen" übersendet wird:

Aus tiefer Noth schrein wir zu dir,
Ach! höre unsre Klagen,
Dich, Crusius, verehren wir,
Und werden doch geschlagen;
Weil uns der Teufel und die Welt
Für ärmliche Scribenten hält.
Dem wollst du steur'n und wehren.

Sie drücken unser Häuflein klein
Mit schwerer Last behende:
Du nur kannst unser Retter sein,
Sonst geht's mit uns zu Ende:
Denn unsre Feinde rüsten sich,
Uns zu verspotten jämmerlich
Mit höhnischen Geberden.

An Wasserflüssen Pleißathen
Da hängen unsre Hefte;
Ach! unser Unglück auszustehn
O Crusius gieb Kräfte!
Sie haben uns geschlagen wund,
Am ganzen Leib ist nichts gesund
Als unser armer Mägen.

Ach! steh uns bei in unsrer Noth
Und laß uns nicht verderben,
Man raubt uns unsern Bissen Brod,
Auf daß wir sollen sterben.
Ach! gieb uns einen Labetrank,
Und nimm dafür den Lobgesang
Der durstigen Gemeinde.

Erhalt uns auch bei deinem Wort
Und auch bei deinen Heften;
Und steure Klotz und Nikels Mord
Aus allen deinen Kräften;
Daß blühe unsre fromme Lahr
Von nun an, jetzt und immerdar,
Bis in die letzten Zeiten.

Der Wilke-Wichmann'schen Sippschaft und in den Kreis des von ihnen erregten Scandals gehören übrigens auch die beiden Pasquille: „Eine Rhapsodie aus dem Antikritikus" und „H. P. Riepel's Verdienste um die Klotzische gelehrte Welt" (beide 1769). Erstere ist eine grobe und beleidigende Anschuldigung Baldinger's, daß er sich in den Jenaschen und Halleschen Zeitungen selbst lobe; die andere enthält 47 Seiten gemeiner Persönlichkeiten gegen Riedel. „Yorik und die elenden Scribenten (1768)" hingegen hat nichts mit allen obigen gemein. Das Ganze ist ein Bogen, der eine Recension in der Giessenschen Zeitung ziemlich drollig verspottet. Die Autorschaft möchte ich Christian Heinrich Schmidt zueignen, doch eben aus blos muthmaßlichen Gründen.

Nun liegt so klar auf der Hand wie das Einmaleins, was Lessing von diesen literarischen Anstößigkeiten in Leipzig erfahren konnte. Mit Ausnahme von Wilke's moralischen Beiträgen und deren Folgen gehören sie alle, wie wir sehen, späterer Zeit an. Aber man trug sich mit so vielen moralisch tödtlichen Gerüchten über Klotz, und in Leipzig hatte er der vindicativen

Feinde gerade genug, daß es nicht schwer werden mochte Lessing einen Besuch in Halle zu verleiden, und ihm die letztveröffentlichten gelehrten Arbeiten weit ungünstiger betrachten zu lassen, als es sonst vielleicht geschehen wäre. „Ich bin geraden Weges von Leipzig nach Hamburg zurück gereiset" — meldete er Nicolai (9. Juni 1768) — „und nicht nach Halle gekommen. Seit Ihrer Abreise hörte und las ich noch Verschiedenes von dem bewußten Manne, so daß mir alle Lust verging, mich mit ihm mündlich zu besprechen. Ich hätte Gefahr gelaufen, mich in diesem und jenem vielleicht zu verschnappen, was ich jetzt gegen ihn Willens bin. Er hat mir die Ehre erzeigt, meiner in seinem Büchelchen von geschnittenen Steinen dreymal (— viermal! —) zu gedenken und mich dreymal eines Bessern zu belehren. Aber alle dreymal hat er mich entweder aus Kurzsichtigkeit nicht verstanden, oder aus Neckerey nicht verstehen wollen. Das verdrießt mich — und geben Sie nur auf die nächsten Blätter der hiesigen neuen Zeitung Acht. Doch das wird nur Kleinigkeit seyn; ich bin im Anschlage, ihm noch eine ganz ander Salve zu geben. Haben Sie seine Vorrede zu den Abhandlungen des Caylus gelesen? Haben Sie gelesen, was er da für eine Entdeckung von den Imaginibus majorum bei den Römern will gemacht haben? Es ist unbeschreiblich, welche Unwissenheit er durch diese Entdeckung verräth. Ich habe mich hingesetzt, und seine Ungereimtheiten ein wenig zergliedert. Es muß eine eigene Schrift werden: Ueber die Ahnenbilder der alten Römer." „— — — Der Mann nimmt das Maul gar zu voll, und möchte lieber ein Orakel in solchen Dingen vorstellen. Gleichwohl bin ich gewiß, daß es nie einen unwissendern armen Teufel gegeben, der sich des kritischen Dreyfußes bemächtigen wollen. Sein Ding von den geschnittenen Steinen ist die elendeste und unverschämteste Compilation aus Lippert und Winkelmann, die er öfters gar nicht verstanden hat; und alles was er von dem Seinigen dazu gethan, ist jämmerlich."

Nicolai mochte Mühe haben seine Freude hierüber zu verbergen. Vielleicht aber bangte ihn dennoch etwas um die Ausführung des Angekündigten, denn schon im Februar war ja „ein Tanz" verheißen und noch nicht erfolgt, und so erklären sich die immer neuen Anschwärzungen. „Es ist mir wirklich Ihretwegen selbst angenehm" — antwortet er ziemlich eilig am

14. Juni — „daß Sie nicht in Halle gewesen sind. Ich kenne diesen Menschen nun aus der Erfahrung so sehr, daß ich gar nicht zweifele, Sie würden eins oder das andere gesprächweise gesagt haben, wovon er dann schlechten Gebrauch gemacht hätte. Ich weiß, daß er die unschuldigsten Dinge mißbraucht, wenn es darauf ankommt, seine Eitelkeit und seine Rachsucht zu befriedigen, welchen beyden Leidenschaften er alles aufopfert."

Nicht zu bezweifeln ist, daß Lessing gegen die Haltung der deutschen Bibliothek einen Ausfall gethan haben würde. Nicolai schon hätte sicher nicht eher geruht, als bis das „Literaturbriefchen" entstanden. Passende Zeit war noch immer dazu. Aber als völlig ausgemacht muß gelten, daß der Entschluß zu einem großen Kriege, der Entschluß zu einem Kriege auf Leben und Tod gegen Klotz in Lessing erst während seiner Anwesenheit in Leipzig reifte. In dem psychophysischen Zustande unbefriedigter Erwartung von seinen Bestrebungen für das deutsche Theater; der ihm von verschiedenen Seiten eingeflößten, gleich im Beginn sich rechtfertigenden Befürchtungen für das mit Bode unternommene Verlagsgeschäft; schlechter financieller Erfahrungen, und im Mißmuth über die widersprechenden Urtheile, denen sein Laokoon fortwährend unterlag, lieh er den Berichten über das angebliche höchst verderbliche Treiben Klotzens und seiner Freunde, welche das gelehrte Deutschland gleichsam mit Polypenarmen umstrickt halten sollten, willigst Ohr, ließ er sich willigst bearbeiten, und erachtete es in Erinnerung auch, was er ihm bereits in das Sündenregister verzeichnet, und zweifelsohne noch mehr im Hinblick auf dessen Autorität auch in seinem persönlichen Interesse, an ihm ein gewaltiges Exempel zu statuiren, zumal bei so günstigen Veranlassungen, wie dermalen. Blos der Sache wegen führt man den Krieg nicht so, wie Lessing ihn führte. Gleich der erste Anlauf zeigt, wie sehr er sich persönlich engagirt fühlte. Zwar ist es wohl zu entschuldigen, wenn angehörs hämischer, seichter oder dummköpfiger Lobhudeleien einer oberflächlichen, dilettantischen Arbeit dem Meister auf gleichem Gebiete die Geduld reißt und er in Abwehr ihm vorgeworfener unverzeihlicher Fehler die objective Fassung und Zurückhaltung mitunter verliert, in seinem Vorgange links und rechts subjective Abwege betritt. Aber in Lessing's Verfahren ist mehr als unwillkürliches und vereinzeltes Seitwärts-

gerathen, seine ganze Art ist systematisch, seine ganze Kriegsführung beruht mehr auf der evidenten obgleich unausgesprochenen Befürchtung, daß der weithin gestreckte und mit den vermeintlichen Fängen der Kabale und Machination gerüstete Riese von Ruhm, den der Gegner genoß, ihn selber verdunkeln und umgarnen könne und wolle; minder auf Wahrung wissenschaftlicher Gründlichkeit: in seinem Schlachtensturme ist weniger das Prinzip der unbefleckten intellectuellen Autonomie vorangetragen, als die ganze Summe eines persönlichen Zornes und des Hasses der Feinde Klotzens offenbart.

Man weiß, daß die Schrift „über die Ahnenbilder der alten Römer" nicht über den ersten Ansatz gedieh; daß es die „Briefe antiquarischen Inhalts" sind, in denen Lessing sein dialektisches Ungewitter hernieder brausen ließ; ein Ungewitter in dem die ganze chromatische Scala der Polemik mit wissenschaftlicher Obmacht erdröhnte, die Wucht beredtsamsten vernichtenden Verstandes, niederschmetterndsten Witzes, deren Imposantheit aber leider durch die schrillsten Töne insolenter Personalismen, arger Sophistereien, Verdrehungen, Mikrologien und sicher geflissentlich grober Unterstellungen neben unbeholfenen Widersprüchen gestört und auch zerstört wird. Nur der allerneuste, anthropomorphistische Transcendentalismus, welcher unsere „Classiker" zu Demiurgen glorificirt, deren allersimpelste, allerunscheinbarste, allerschlechteste Bethätigung noch eine göttliche Offenbarung ist, und in deren Abglanz das Thun und Mühen unserer Welt einzig als pygmäenhaftes Purzelbaumschießen erscheint, — nur eine phantastische oder stupide Anschauung dürfen den Nachsatz in Abrede stellen.

Es ist in keinem Betracht unsere Sache, dem Spectakelstück, das Lessing der Welt bot, Scene für Scene zu folgen, um so weniger, als der Humor darin nirgend selbst als bloße Decoration verwendet worden; was ebenfalls von seinem „Vademecum für den Herrn Samuel Gotthold Lange in Laublingen" und den polemischen Schriften gegen den zelotischen Pfarrer Göze gilt. Wir haben nur einige Scenen in's Auge zu fassen.

Gleich der erste Brief knüpft an Klotzen's Buch von den geschnittenen Steinen und eine Recension desselben im Reichspostreuter an. So compilatorisch, oberflächlich, dilettantisch

diese Arbeit ist, läßt sich doch Etwas zur Entschuldigung des Verfassers vorbringen. Die Idee dazu ging nicht von ihm aus, sondern von seinem Freunde Lippert, der ihn in kaufmännischer Absicht anlag etwas über seine Dactyliothek zu schreiben. Klotz weigerte sich anfänglich, da es ihm an Material und anderweitigen Vorbedingungen fehle; allein er gab nach, weil er wenigstens „die Liebe zur Kunst und ihrer Geschichte noch mehr anzuregen hoffen dürfe", und dem Freunde die Erfüllung seines Wunsches am Ende doch schuldig zu sein glaubte. Daß sein Buch den Zweck einer Reclame für die Lippertschen Sammlungen hat, sieht Jeder nach Lesung der ersten funfzehn Seiten desselben, und so erklärt sich das ungemein warme Lob, das er ihm spendet; nicht derart wie Guhrauer vermeint. Bei dieser sonnenklaren Tendenz durfte man die Anforderungen schon etwas herabstimmen. Indem er sich aber über diese individuelle und untergeordnete Absicht noch zu einer allgemeinen, höhern erhob, fühlte er seine Schwäche. „Ich stoße bei jedem Schritte an, und habe niemanden, den ich fragen kann", schreibt er an Riedel. Und schließlich bekennt er ihm, daß er mit seinem Gemmenbuche unzufrieden sei. Wäre nicht Lippert ein Dienst zu erweisen gewesen, würde er es nicht veröffentlicht haben.

Lessing „unverzeihlicher" Fehler zeihen zu wollen, kam ihm nicht in den Sinn. Doch der Reichspostreuter wähnte, daß ihn Klotz eines solchen überwiesen, und weil eine Behauptung seiner Feinde dahin ging, daß die Mehrzahl der Journale nach seiner Pfeife tanze, hielt ihn Lessing für den directen oder indirecten, jedenfalls verantwortlichen Einsender jener Recension. Auch sein Brief an Murr (25. Nov. 1768) ist ein Beleg für die diffamirenden Klatschereien, denen er Glauben schenkte. Wir wissen jetzt, daß jener Recensent Dusch war, und daß Klotz nicht im Entferntesten daran gedacht diesen zu einem Urtheile zu bestimmen.

Außer der Abfertigung der gegen ihn von Klotz erhobenen Einwürfe beschäftigen sich die ersten fünfzig Briefe mit der Prüfung des Buches von den geschnittenen Steinen und der Erörterung vieler Punkte aus der Geschichte der Kunst des Alterthums überhaupt, im unaufhörlich intermittirenden Tirailleurfeuer persönlicher Polemik. Gewagtheiten, Unrichtigkeiten, sophistische Wortklaubereien, Buchstabenstechereien, ein Streiten de lana caprina,

hin und wieder eine Art der Behauptung mit der sich Alles behaupten und beseitigen läßt, Einschränkungen früherer Behauptungen aus individuellem Gelüste, und gänzlicher Mangel an solchen Kenntnissen, ohne welche er auf archäologischem Gebiete nicht durchaus competent sein konnte, wie z. B. mineralogische, — diese wurden zum Theil schon zu seiner Zeit darin aufgespürt, wenngleich nicht an die große Glocke geschlagen, noch mehr aber durch spätere bis in unsere Zeit fortgesetzte Untersuchungen erhellt. „Daß Lessing" — bemerkt Guhrauer — „um nur nicht Klotz Recht behalten zu lassen, manche seiner Sätze im Laokoon nach der Hand einschränkte, und die Begriffe nicht überall mit der ganzen Strenge der einmal gegebenen Definition festhielt, mußte auch sein gelehrter Freund, Eschenburg, in gewissen Fällen zugeben: in den Zusätzen zu den Briefen antiquarischen Inhalts, wo sogar Klotz hier und da durch Anführungen gerechtfertigt wird." Unrecht um jeden Preis! lautete die Parole gegen den Bekriegten. Noch im November 1770 schrieb er an Heyne: „Ob mich der Widerspruch, womit Sie mich beehrt haben, beleidigen könne? Mag doch von uns beiden Recht haben, wer da will, wenn nur Klotz nicht Recht hat." Aber andererseits erkannte man auch, daß, wenn Lessing's antiquarische Studien frischweg gemacht oder nicht älter als die Klotzschen, ja zum Theil erst durch diesen veranlaßt waren, er sie doch mit einem Geschick angestellt und verarbeitet hatte, wogegen die des Andern wahrhaft lehrlingsmäßig erschienen. Man erkannte, daß wenn Lessing seinen Gegner auch in der Kenntniß der alten Literatur keineswegs übertraf, er ihn doch „in der Geschichte der Kunst, in den Alterthümern und an philosophischem Geist" überragte, und das Alles bei einer Macht und Fülle des deutschen Ausdrucks, wie sie Klotz ihm nur in den classischen Sprachen entgegen zu setzen vermochte. Diese Ueberlegenheit garantirte die beabsichtigte Wirkung.

Die äußersten Schläge persönlicher Polemik hatte Lessing in consequenter Taktik für das Ende seiner Gewaltthat, für die sieben letzten Briefe reservirt. Es verlohnt sich die Berechtigung derer, welche den Maleficanten aus den letzten Verschanzungen getrieben haben sollen, in Erwägung zu nehmen.

Bekanntlich publicirte Lessing die ersten seiner, dann selbständig herausgegebenen Briefe in der „Hamburgischen Neuen

Zeitung." Klotz schickte dem „Correspondenten" ein paar Erwiederungen ein, in denen er im gemäßigtsten Tone unter andern die Meinung aussprach, ihr Zwist interessire das Publicum wenig und er sehe nicht ein, daß die Künste und Wissenschaften einigen Nutzen davon haben könnten. Lessing antwortete in einer Weise, welche man, abgesehen von ihrer forcirten Derbheit, für spitzfindig halten dürfte, erklänge nicht die Schelle der Possenhaftigkeit dazwischen. „Wenn ich mir nun aber das Publicum als Richter denke? Ein Richter muß alle Zwiste anhören, und über alle erkennen, auch über die geringschätzigsten; sie mögen ihn interessiren oder nicht." Die richtige offenherzige Antwort wäre folgende gewesen: Wenn Sie der Meinung sind, daß der von mir begonnene Streit das Publicum noch nicht interessirt, so warten Sie nur meine fernern Briefe ab. Bei der Bedeutung Ihres und meines Namens, sogar im bürgerlichen Leben, wird das Publicum kein kleines sein, das sich dafür interessirt. Und wie viel oder wie wenig es der Sache nach davon versteht, so weit werden Sie die Gesinnungen der Menge wol kennen, daß ihre Neugierde immer rege wird und gespannt bleibt, wenn sie sieht, daß es sich um Angriff und Niederschlagung eines Mannes von Ansehn und Einfluß handelt. Und dies müssen die blödesten Augen sehen. Ueberdies haben Sie so zahlreiche Feinde, die mit Ungeduld den Racheengel ersehnten, der mit feurigem Schwert Sie aus dem Paradiese Ihres Ruhmes vertreibe, daß ich des Interesses vollends vergewissert bin. Liegen Sie unter den Trümmern Ihrer unerträglichen und beleidigenden Größe begraben und vergessen, dann soll es mir recht sein, wenn ich kein Stück Arbeit von Brauchbarkeit für Kunst und Wissenschaft geliefert (s. das Motto zum 1. Th. d. Br.). Ohnehin halte ich das Studium der Alterthümer für ein sehr armseliges (seine eigene Benennung). — Da jedoch die Antwort anders lautete, hätte Klotz darauf entgegnen können: Man denkt sich nicht Jedermann zum Richter, sondern nur den, dem man Competenz zuzutrauen berechtigt ist. Bei dem gegenwärtigen Stande der allgemeinen Bildung in Deutschland ist es geradezu lächerlich, das, was man unter Publicum begreift, sich als Richter in antiquarischen Dingen zu denken. Vorderhand sind es noch wenige Gelehrte die seit dem Umschwung durch Winckelmann und in seinem Geiste ernstlich forschend sich mit den Studien der Kunst und des Alterthums

befassen, und unter diesen sind diejenigen, welche als Richter darin auftreten dürfen, im Nu gezählt. Diese aber lieben keine Scandalsucht; vor diesen hat man nicht nöthig Entirrungen in solcher Weise, in solcher Ostentation zu versuchen, welche offenbar mehr persönliche Zwecke als wissenschaftlichen Profit erstreben. — Lessing characterisirt das Publicum, welches er und Klotz in der Streitsache zu erwarten hätten. „Alle Leser, auf die wir rechnen dürfen, sind hier und da, und dann und wann, irgend ein studierter Müßiggänger, dem es gleich viel ist, mit welchem Wische er sich die lange Weile vertreibet, irgend ein neugieriger oder schadenfroher Pedant, irgend ein sich erholen oder sich zerstreuen wollender Gelehrter, irgend ein junger Mensch, der von uns, oder mit uns, oder an uns, zu lernen denkt. Und diese Handvoll Individua haben wir die Impertinenz das Publicum zu nennen? Doch wohl, wohl; wenn die das Publicum sind: so interessiren wir das Publicum gewiß!" Impertinenz! Wer war denn impertinent? War es Klotz, der „das Publicum" auf jene Kategorien beschränkte? Lessing selber war es. Und wo leitet er die Befugniß her die Allgemeinheit des Begriffs so zu specialisiren? Und vor einem solchen Publicum hält er es der Mühe werth, eine Opferfeier zu begehen? Dies Publicum sollte er sich als Richter haben denken können? Lessing verkleinert in lächerlichem Mischmasch seine eigene schriftstellerische Bedeutung, nur um Klotz wehe zu thun, um ihm zu verstehen zu geben, daß es nicht die gesammte gebildete Welt und in dieser besonders die Würdigsten sind, die bei Nennung seines Namens die Ohren spitzen, unter denen er seinen Ruhm genießt. „Wer sind wir beide, Herr Klotz und ich, daß wir das Publicum zu interessiren verlangen können?" Er verkleinert sich, um Klotz mit der Nase auf die Bescheidenheit zu stoßen, die er an ihm vermißt. Keinen Nutzen! „Das wäre nur desto schlimmer für ihn, der einen solchen Zwist erregt hat! Doch, sollte nicht die Critik einigen Nutzen davon haben können? Vielleicht zwar, daß die Critik bei Herrn Klotzen weder eine Kunst noch eine Wissenschaft ist." Heißt Einwürfe in anständiger, würdiger Form machen einen Zwist erregen? Ist es doch Lessing, der nach Himmel und Hölle greift, um einen Menschen zu vernichten, der keinen Augenblick die Hochachtung

vor seinem Genie verleugnet hatte, der, wenn er mißgünstig oder eifersüchtig auf seinen Ruhm gewesen wäre, nicht bei mancher Gelegenheit so beredt bei seinem Lobe zu verweilen, nur zu schweigen brauchte, worauf schon Budik treffend hingewiesen. Sodann hatte Klotz allen Grund den wissenschaftlichen Nutzen des Zwistes zu bezweifeln, denn er schickte seine Entgegnung gleich nach dem ersten Briefe vom 20. Juni ein, und er konnte noch nicht aus diesem Briefe folgern, daß Lessing sich über die gesammte antiquarische Gelehrsamkeit verbreiten würde. Freilich wiederholte er nach dem 34. Briefe: Die Künste gewinnen und verlieren bei diesem Streite nichts, allein er bezog diese Aeußerung nur auf den negativen Inhalt. „Herr Klotz"—fährt Jener fort—„spricht von Anmerkungen und Zweifeln, die er mit aller Bescheidenheit vorgetragen. Wenn die Bescheidenheit darin besteht, daß man einem keine Zudringlichkeit erweiset, ohne einen Bückling dazu zu machen: so mag seine Bescheidenheit ihre gute Richtigkeit haben. Aber mich bedünkt, die wahre Bescheidenheit eines Gelehrten bestehe in etwas ganz anderm: sie bestehe nehmlich darinn, daß er genau die Schranken seiner Kenntnisse und seines Geistes kennet, innerhalb welchen er sich zu halten hat; daß er für jeden Schriftsteller so viel Achtung hegt, ihm nicht eher zu widersprechen, als bis er ihn verstanden; daß er nicht verlangt, der mißverstandene Schriftsteller solle es bey seinem Widerspruche bewenden lassen; daß er ihn keiner Empfindlichkeit beschuldiget, wenn er es nicht dabei bewenden läßt; daß er in den Streitigkeiten, die er sich selbst zuzieht, rund zu Werke geht, nicht tergiversiret, nicht in einem sauersüßen Tone, mit einer schnöden Miene, statt aller Antwort vorwendet, „das Publicum interessire dergleichen nicht" u. s. w. Mit solchen Wendungen macht sich nur die beleidigte Eitelkeit aus dem Staube; und ein eitler Mann ist zwar höflich, aber nie bescheiden. Schlimm genug, daß Höflichkeit so leicht für Bescheidenheit gehalten wird! Aber noch schlimmer, wenn die kleinste Freymüthigkeit Unwille und Zorn heißen soll!" Diese Definition ist weder völlig richtig noch erschöpfend, und darum nicht durchaus zulässig. Das Maaß seiner Kenntnisse zu wissen ist eine billige Forderung, aber die Schranken seines Geistes eine so schwierige, daß sich selbst der am redlichsten mit sich zu Rathe gehende Wille darüber zu täuschen vermag. Je größer das Talent, um so

leichter die Täuschung. Eine Reihe unserer bedeutendsten Schriftsteller sind sich bei Lebzeit darüber nie klar geworden, und die Nachwelt streitet sich bei Manchem noch darum, in Ausdehnung und Einengung gar oft zu viel thuend. Lessing selber kannte die Schranken seines Geistes nicht, er würde uns sonst mit seinen breiten alles individuellen Lebens entblößten Jugenddramen verschont haben; er würde, um mit Gödeke zu reden, den trockensten Niederschlag der Fabel nicht für die höchste Blüte derselben ausgegeben haben; seine Productionen hätten sich dann einzig auf dem Terrain verhalten, auf welchem er wirklich für seine Zeit ein Gigant war, der die deutsche Literatur in eine vordem ungekannte Bewegung versetzte: in der Kritik. Ihm stand es daher nicht zu Klotzen Vorhaltungen über die Schranken des Geistes zu machen; und je schwieriger diese Forderung um so leichter der Vorwurf. Bei der Anerkennung, welche Klotz der Lessingschen Superiorität zollte ist weiter nicht anzunehmen, daß er ihm widersprochen, bevor er ihn verstanden zu haben glaubte. Zahllose Widersprüche beruhen auf der irrigen Voraussetzung des rechten Verständnisses, und sind darum noch lange keine Verstöße gegen die Bescheidenheit. Lessing wäre in diesem Falle wiederum selbst ein Unbescheidener, denn er hat beispielsweise Voltaire in manchen Punkten nicht verstanden, und ihm doch in der ungeschliffensten Weise widersprochen. Vermochte zudem jemals ein Schriftsteller Alles und Jedes so zu schreiben, daß es jegliches Mißverständniß für immer ausschloß? „Ich gebe es zu" — sagt er an einer andern Stelle — „daß jeder ehrliche Mann der Gefahr ausgesetzt ist, die Meinung eines andern nicht zu fassen. Nur, wenn der ehrliche Mann ein Schriftsteller ist, könnte er sich Zeit nehmen sie zu fassen." Welch thörichtes Verlangen! Wenn er ihn nun gefaßt zu haben des festen Glaubens ist und doch nicht faßt! Viele Centner von Büchern existiren blos in Folge mißverstandener und verkehrt commentirter Autoren; ganze Bibliotheken sind weiter nichts als gedruckte Mißverständnisse, beweisend, daß mehrere Menschenalter aneinandergereiht oftmals nicht ausreichen, ein einiges Verständniß über scheinbar sehr klare und unverfängliche Aussprüche zu ermitteln. Es giebt unendlich auffallendere Mißverständnisse, welche gerade jahrelanges Grübeln auf Bergen von Gelehrsamkeit erzeugt haben, als die beregten. Klotz hat auch nie verlangt, daß der

mißverstandene Schriftsteller sich nicht erkläre oder rechtfertige; mehr als zehnmal hat er es in seinen Journalen kundgethan, Widersprüche in anständiger, gesitteter Form seien ihm stets willkommen, und diese sind von ihm jederzeit mit Ruhe hingenommen worden. Sein Verhalten gegen die antiquarischen Briefe ist schlechterdings keine Tergiversation, sondern nur das verdeckte Bekenntniß seiner Schwäche, ingleichen der Ausdruck der Aversion eines Mannes von besserer Lebensart als Lessing gegen den von diesem angeschlagenen Ton, welchem nachzuahmen er für Schande erachtete, und der allgemeinhin zu dem Geständniß zwingt, daß eine Zudringlichkeit, die ihre Bücklinge macht, erträglicher ist als eine Bescheidenheit, die fortwährend mit behuften Beinen hinten ausschlägt und vorn bockt. Beleidigte Eitelkeit macht sich nicht absolut in so ruhiger Weise „aus dem Staube", denn ein eitler Mann ist keineswegs immer höflich, gar häufig ein sehr grober Mann. Spricht Lessing aber in den antiquarischen Briefen von „kleinster Freymüthigkeit", so erinnert das an die „scurrilischen" Briefe.

Klotz schlug an sein Bewußtsein, daß er niemals Jemand vorsätzlich beleidigen wollen. „Beleidigen! versetzlich beleidigen!" höhnt Lessing darob, „wer in der Welt wird Herr Klotzen das zutrauen? Einem vorsetzlich eine unangenehme Stunde machen: das kann er wohl, das hält sich sein edles Herz wohl für erlaubt, wie er es mit der liebenswürdigsten Freymüthigkeit selbst bekennet. Aber ist denn, einem eine unangenehme Stunde machen, eben so viel, als einen beleidigen?" Aus diesen Worten spricht die gemeinste Medisance Nicolai's und der allgemeinen Bibliothek. Er kürzt nun auch das Lob, das er ihm im Laokoon gespendet, daß fast Nichts davon übrig bleibt. „Ein richtiger und feiner Geschmack, ist nicht immer ein allgemeiner und großer. Auch ist ein Mann von Geschmack noch lange kein Kunstrichter. Zu diesem finde ich in Herrn Klotzen itzt noch eben so wenig Anlage, als damals." Nichts als Widersinn. Ein „sehr richtiger und feiner Geschmack" ist mit seinem Urtheil eo ipso dort competent, wohin er sich erstreckt, und da er diesen Geschmack seinem Widersacher auf dem Gebiete der historischen Kunst zugestand, anerkannte er ihn natürlich auch dort als Mann von entscheidendem Votum. „Mag Lessing", äußert Schrauer sehr richtig, „späterhin dieses Lob noch so

sehr bedingt und eingeschränkt haben, als Urtheil aus seiner Feder und an diesem Orte ließ sich für Klotzens Ruhm davon nichts abdingen." Damals wie jetzt keine Anlage zum Kunstrichter! Hatte er denn vergessen, daß er ihn vor zwei Jahren einen der wenigen giltigen Richter nannte, die er dem Laokoon versprechen dürfe? auf dessen Urtheil er sich freue? Oder meinte er, das stille Bekenntniß unter vier Augen sei, wenn es ihm beliebe, eine Seifenblase die vor dem Luftzuge des lauten Widerspruchs zerstieben müsse? Natürlich wies Klotz nun auf den Brief vom 9. Juni (1766) hin, was ihm dann sein Feind sophistisch zur appellatio frivola oder temeraria stempelte. „Wenn Herr Lessing über die Zweifel, die ich gegen seinen Laokoon auf die bescheidenste Art gemacht habe, mir so deutlich seinen Unwillen bezeugt, so kann mich dieses nicht anders, als sehr befremden. Herr Lessing verlangte in einem Briefe vom 9. Junii 1766 meine Widersprüche ohne allen Rückhalt, und er bezeugte mir in so gefälligen und höflichen Ausdrücken sein Verlangen über mein Urtheil von seinem Laokoon, daß ich es sogar für meine Schuldigkeit hielt, ihm meine Meinung über einiges zu sagen. Ich habe auch dieses, wie ich glaube, auf eine Art gethan, die der Höflichkeit, welche mir Herr Lessing erwies, gemäß war. Es war mir blos um die Liebe zur Wahrheit zu thun: nie habe ich den Willen gehabt, etwann Fehler aufzusuchen, um dadurch Herrn Lessing beschwerlich zu werden." Und in der kurzen Verantwortung, welche dem ersten Theil der antiquarischen Briefe folgte (Deutsche Bibl. VII. 465—78): „Ich muß nur die ganze Geschichte erzählen, wie ich auf die Prüfung des Laokoons gekommen bin" u. s. w. Lessing faßt diesen Eingang paralogistisch an, ihn drehend als ob Klotz die Geschichte ihrer Beziehungen zu einander überhaupt hätte erzählen wollen, und spielt den ungehörigen, schofeln Trumpf aus, daß er, wie von einem Manne aus dem Monde, zuerst einen Brief empfangen, den er, um des Absenders Gedächtniß aufzufrischen, vollständig abdruckt. Ich betone: vollständig. Klotz war damals so discret und bescheiden, von Lessing's Briefe dem Publicum zu verschweigen, was nicht zur Sache gehörte. Einzig den auf den Laokoon bezüglichen Passus veröffentlichte er. Lessing hingegen reproducirte die beiden empfangenen Briefe vom ersten bis letzten Buchstaben. Er unterdrückte nicht einmal die

Stellen, wo über Barbarei und Unwissenheit in Halle geklagt wird, und hetzte ihm damit, wie zu erwarten, die ganze Universität auf den Hals. Wenig Edelmuth ist keine richtige Bezeichnung hiefür: es war eine zähnefletschende Denunciation — eine Gemeinheit! Fand er in jener Klage eine Ueberhebung, so durfte er darum noch nicht zum Angeber werden, und ein Angeber war er jetzt, gleichviel ob nur ein indirecter. Hielt er auch alle Nichtswürdigkeiten für wahr, die man ihm über Klotz hinterbrachte, so durfte er sie deshalb noch nicht mit Gleichem vergelten. Man schütze nicht vor, Lessing habe auf die incriminirte Stelle möglicherweise keine rechte Acht gehabt; denn er schrieb an Nicolai: „Was meynen Sie, daß er zu seinen eigenen Briefen sagen wird, die er hier gedruckt findet? Und was seine Collegen in Halle dazu sagen werden? Er warf Ihnen letztens vor, daß Sie alle Professoren auf den preußischen Universitäten verächtlich zu machen suchten. Aus seinen Briefen sieht man, wie verächtlich er selbst von der besten der preußischen Universitäten, von Halle, spricht.“ Treffend bemerkt Guhrauer hiezu: „Es ist wahr, daß Klotz hier jedesmal nur die bildenden Künste und das Studium derselben im Sinne hat, wozu durch Winkelmann erst der Grund gelegt wurde.“ Was er aber zur Wiederaufhebung oder Beschränkung dieser Rechtfertigung vorbringt, ist nicht stichhaltig. „Der Ton war angegeben,“ fährt Lessing fort, „in welchen es die ungesittetste Kälte gewesen wäre, nicht einstimmen zu wollen. Herr Klotz erinnert sich, mich in seinem zartesten Alter in dem Hause seines Vaters gesehen zu haben: ich werde mich dessen auch erinnern müssen. Herr Klotz versichert mich, allezeit einer der aufrichtigsten Verehrer von mir gewesen zu seyn: von mir als Schriftsteller, versteht sich; und Herr Klotz war auch Schriftsteller. Herr Klotz bekennt, vieles aus meinem Buche gelernt zu haben, was er vorher nicht wußte; das will sagen, wenn man vieles nicht weis, kann man aus dem ersten dem besten Buche, oder richtiger zu reden, aus dem ersten dem schlechtesten, vieles lernen: und also auch dieses Kompliment kann ich ihm, in aller Demuth, zurückgeben. Endlich; Herr Klotz ist nicht überall meiner Meinung; er hat Zweifel über mein Buch; er will diesen Zweifeln weiter nachdenken; er glaubt, daß ich Ihm sodann erlauben werde, mir sie öffentlich mittheilen zu dürfen: erlauben! und wenn ich es ihm nun nicht erlauben

wollte? Was für Ungereimtheiten man nicht alles aus lieber Höflichkeit zu schreiben pflegt! Also nicht blos erlauben muß ich ihm das: ich muß ihm wenigstens versichern, mich darauf zu freuen. Allein ist diese Versicherung, daß mir das Urtheil, die Anmerkungen, die Zweifel, die mir Herr Klotz zuerst anbietet, willkommen seyn werden, ist diese Versicherung eine eigentliche von mir herstammende Bitte, um dieses Urtheil, diese Anmerkungen und Zweifel? Kann man sagen, daß ich ihn um das ersucht habe, was ich von ihm anzunehmen, mich nicht weigern durfte? Gleichwohl sagt es Herr Klotz; gleichwohl darf er sich unterstehen, es mit meinen eigenen Worten beweisen zu wollen. Es waren, wie Sie gesehen, erwiedernde Worte, nicht auffodernde Worte. Ja so wenig auffodernd, daß sie ihn vielmehr hätten stutzig machen müssen. Ich lasse ihn merken, daß ich über meinen Laokoon nur sehr wenige Richter für gültige Richter erkennen dürfte: und wenn ich ihn itzt einen Augenblick für diesen annehme, so geschieht es nur, weil er sich so zuversichtlich für jenen aufwirft. Er will Richter seyn; und daraus schließe ich, daß er sich aus der kleinen Zahl der gültigen zu seyn, fühlen müsse. Konnte ich ihn damals schon besser kennen, als er sich kannte? Das also ist erwiesen, daß ich den Herrn Klotz um sein Urtheil nicht gebeten habe. Ich habe es blos nicht verbeten. Ich war nie begierig darauf gewesen, ehe mich seine Zuschrift begierig darnach machte. Aber ich erinnerte mich, daß ich ihn zu dem öffentlichen Widerspruche, zu welchem er sich aufwarf, wohl könne gereitzt haben. Gereitzt! denn ich hatte ihm selbst gelegentlich widersprochen. Doch mußte ich ihn auch nicht glauben lassen, daß ich ihn für gereitzt hielte: oder mußte es ihm nur durch die Versicherung, daß ich ihn nicht dafür hielt, merken lassen. Kurz, ich sehe noch nicht, wie ich ihm damals hätte anders antworten können, als ich ihm geantwortet habe."

Diese ganze, etwas makrologische Ausführung ist eben wiederum nichts als eine von peinlicher Gesuchtheit gefesselte Trugvernünftelei. Lessing war kein Charakter, der jemals lediglich nach fremder Stimmgabel seine Saiten zu streichen vermochte; er war viel zu stolz, um sich der Convenienz bis zum Widerspruch mit sich selber zu fügen, oder sich gar darin zu überbieten. Klotzens Brief ließ, auch ohne Ungesittetheit, noch eine andere Antwort zu, als die, von welcher der Ertheiler vergeß-

lich einige Seiten weiter bekennt, sie sei verbindlich, aber doch noch mit Bestand der Wahrheit gegeben: eine andere Erwiederung, wenn sie blos der Ausdruck formeller Höflichkeit sein sollte. Geradezu widerlich wirkt die Moquerie über die Ankündigung: „Ich bin so frei zu glauben, daß Sie mir erlauben, wenn ich meinen Zweifeln weiter nachgedacht habe, solche Ihnen mitzutheilen." Als ob sie unerhört gewesen, als ob er dergleichen Wendungen nicht in Menge begegnet wäre! Herder schrieb ihm auch, er habe sich die Freiheit genommen einige Stücke seines Laokoon in den kritischen Wäldern zu beleuchten; es wäre ihm ungemein empfindlich, wenn sein untermischter Widerspruch ihm mißfällig werden sollte. Jedes Wort solle darin verbannt sein was ihn beleidigen könne. Hierüber hielt sich Lessing nicht auf! Guhrauer findet allerdings in der gesammten Haltung des Herder'schen Briefes den Muth der rücksichtslosen Prüfung und die Liebe zur Wahrheit; in dem Klotzschen aber das Gepräge einer Schmeichelei, welche auf gleiche und noch größere gefaßt ist, und die Maske unendlicher Selbstüberhebung. Ich hingegen erkenne bei einem Vergleiche beider Briefe eben nur den Unterschied der äußern Stellung, der socialen Bildung, des Umganges und der Beziehungen ihrer Verfasser. Freilich direct erbeten, in nackten Worten geradezu verlangt hat Lessing Klotzens Urtheil nicht. Allein man begehrt Vieles indirect, in mehr oder weniger verhüllter Ausdrucksweise, sei es zur Ersparung des niederdrückenden Gefühls unmittelbaren Versagens, sei es aus Mangel an Herzhaftigkeit, aus Bescheidenheit oder Stolz. Der ist unter allen Umständen ein glücklicher, beneidenswerther Autor, der seinen Arbeiten viele competente Richter versprechen darf. Findet das Gegentheil statt, dann ist das Schweigen selbst eines einzigen Verlust, zumal bei einem Werke, das Cultivirung neuer Richtungen erstrebt oder verkannten volle Geltung verschaffen will. Nun erklärte ja Lessing Klotzen als einen der wenigen giltigen Richter seines Laokoon, und damit war einem Manne, der zu seinen aufrichtigen Verehrern gehörte, auf's Deutlichste zu erkennen gegeben, daß er seinen Spruch thun möchte. Ja, so steht es unzweideutigen Sinnes, er betrachtete gleich bei der Niederschreibung die Stelle über den

Thersites zwar nicht blos, jedoch auch als ein Mittel, sich des Urtheils des davon Betroffenen, seiner „Widersprüche ohne allen Rückhalt" zu vergewissern. Es ist Klotz gar nicht eingefallen sich als entscheidenden Kritiker aufzuwerfen, er verhieß nichts weiter als Glossen, wogegen Lessing ein „ausführliches Urtheil" provocirt, d. h. etwas fordert, was er von vornherein gewollt, ihm indeß noch keineswegs angeboten. Darauf mußte er begierig sein, denn er erwartete es eben von einem der „wenigen" Richter, von einem „Gelehrten von sehr richtigem und feinem Geschmack.": Darauf „freute" er sich, gewiß um so mehr als er hoffte, daß der häßliche Thersites zwischen ihnen so wenig Unheil stifte als ihm vor Troja gelang: eine Hoffnung, die einer Bitte um Wohlwollen, einer schriftstellerischen Empfehlung so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern. Das Bekenntniß einer freudigen Erwartung, aber konnte einem warmen Verehrer nur ein Wink zu deren Erfüllung sein, welcher jedes weitere ausdrückliche Begehren vollends überflüssig machte. Klotz war in seinem vollsten Rechte zu behaupten, Lessing habe sein Urtheil „in gefälligen und höflichen Ausdrücken" verlangt: ihn hat darnach verlangt schon während des Entstehens des Laokoon.

„Nach Verlauf von fünf Monaten" — heißt es protzig weiter — „erschien das Stück von den Actis litt., in welchem Herr Klotz Wort hielt. . . . Das nenne ich eine Recension. . . Das ist ein Mann, der zu loben versteht! O wie schwoll mir mein Herz! Nun wußte ich doch, wer ich war! Ich war elegantissimi ingenii vir; ich war verus Gratiarum alumnus; mir hatten die Musen dudum principem inter Germaniae ornamenta locum zuerkannt; ich war es, der nicht anders als cognitis optimis fere omnium populorum libris, artium natura perspecta, conjunctaque antiquarum litterarum scientia cum recentiorum auctorum lectione, die Feder ergriffen. Nun war mir mein Buch erst lieb! Denn es war dem Herrn Klotz ein aureolus libellus, und er rief einem jeden, der es in die Hand nehmen wolle, mit den Worten des Plato zu, vorher den Grazien zu opfern!" Nun, nach zwei Jahren, waren ihm diese Lobsprüche „äußerst ekel, weil äußerst übertrieben"; nun beliebte ihm seine Einwürfe höchst nüchtern zu finden, „so ein gelehrtes Maul er auch dabey immer zog." . . „Ueber jenes hätte ich ihm sagen müssen: Mein werthester Herr,

ein anderes ist, einem Weihrauch streuen; und ein anderes, einem, mit Wernicken zu reden, das Rauchfaß um den Kopf schmeißen. Ich will glauben, daß Sie das erste thun wollen: aber das andere haben Sie gethan. Ich will glauben, daß es Ihre bloße Ungeschicklichkeit in Schwenkung des Rauchfasses ist: aber ich habe dem ohngeachtet die Beulen, und fühle sie. Daß ich ein ziemlich gutes Büchelchen geschrieben, kitzelt mich freylich selbst von Ihnen zu vernehmen. Es kitzelt mich freylich, mich von Ihnen unter die Zierden Deutschlands gezählt zu sehen: denn wer will nicht seinem Vaterlande wenigstens gern keine Schande machen? Aber nun genug mit dem Kitzeln: denn sehen Sie, ich muß mich schon mehr krümmen, als ich lachen kann. Oder denken Sie, daß meine Haut Elephantenleder ist? Das müssen Sie wohl denken: denn Sie machen es immer ärger, und Sie werden mich todt kitzeln. Sie ertheilen mir unter den Zierden Deutschlands nicht allein eine Stelle: Sie ertheilen mir eine von den ersten, wo nicht gar die erste. Ja, nicht Sie blos ertheilen sie mir: Sie lassen sie mir von den Musen ertheilen; und lassen sie mir von den Musen damals schon längst ertheilt haben. Cui dudum principem inter Germaniae ornamenta locum Musae tribuerunt! Mein werthester, werthester Herr, mir wird bange um Sie. Wenn Sie im Ernste so denken: so haben Sie das Pulver wohl nicht erfunden. Sagen Sie es aber nur, ohne selbst ein Wort davon zu glauben, blos um mich zum Besten zu haben, so sind Sie ein schlimmer Mann. Doch Sie mögen leicht weder so schlimm, noch so einfältig seyn: Sie preisen die Felsenkluft wohl nur des Widerhalles wegen. Sie schneiden den Bissen nicht für meine, sondern für Ihre Kehle; was mir Würgen verursacht, geht bey Ihnen glatt herunter. Wenn das ist, mein werthester Herr; so bedauere ich Sie, daß Sie an den unrechten gekommen. Den Ball, den ich nicht fangen mag, mag ich auch nicht zurückwerfen. Sie sind zuverlässig gelehrter als ich: aber Sie darum unter die Zierden Deutschlands einzuschreiben, Sie hinzustellen, wo Sie mich hinstellen wollen; das kann ich nicht, und wenn es mir das Leben kostete! Haben es die Musen bereits gethan: so weis ich nichts davon, und ohne sichern Grund möchte ich den Musen so was nicht gern nachsagen. Wollen es die Musen noch thun: das soll mich freuen; aber lassen Sie uns fleißig

seyn, und warten. Die Ehre ist am Ziele, und von dem Ziele läuft man nicht aus."

In dieser ebenso witzigen als scheinheiligen und verläumderischen Expectoration ein Meisterstück pathetischer Rede zu finden; wie Guhrauer, vermag ich nicht, und wenn es mir ebenfalls das Leben kostete. Doch macht er dieses ridicüle Compliment durch das Geständniß wieder gut, daß ihr „die Geltung eines historischen und unparteiisch kritischen Zeugnisses nicht beigelegt werden kann." Verdiente Klotz solchen Verdacht? frägt er. „Wenn er Lessingen die erste Stelle unter den Zierden Deutschlands ertheilte, und Lessing bescheiden dieses Lob weit von sich abwies — werden wir ihn schmeichlerischer Uebertreibung zeihen? Deutschland hat Lessingen diese Stelle in seiner Zeit angewiesen. Klotz aber hat nur seine aufrichtige Meinung und Verehrung vor Lessing ausgedrückt. Lessing, schrieb er um dieselbe Zeit an Herrn von Murr in Nürnberg, hat sich seit einiger Zeit sehr auf die Kunst gelegt, und die Antiken in Dresden und Berlin studirt. Das Uebrige ersetzt sein göttliches Genie, und an Gelehrsamkeit ist er unstreitig Winkelmann überlegen." In einem zwölf Monate spätern Briefe an Riedel hält er Lessing für ebenso unsterblich als Homer. Lessing wies das Lob aber auch nur Klotzen zu Leid von sich. Man kennt ihn schlecht nach seinem Leben wie nach seinen Schriften, wenn man glaubt, daß er seine Bedeutung unterschätzt habe, was man vorzugsweise in Deutschland für eine Tugend hält. Flögel ist nicht der Einzige, der über seinen „Hochmuth" klagte wie über seine Unleidlichkeit bei Widersprüchen. Ebert und Reiske durften ihn ungestraft in's Gesicht „großer Lessing" nennen, und nur in sehr hoher Meinung von sich konnte er zu Nicolai sagen (Br. v. 21. Oct. 1768): „Herr Klotz kann Staat darauf machen, daß ich mich so bald von seiner Spur nicht will abbringen lassen." Nur die geschwollenste Feindseligkeit macht übrigens begreiflich, daß er Superlative aufsticht, die doch sehr unschuldiger Natur, schlimmstenfalls Phrasen, Curialien sind, wie sie die ganze Menge der Latein schreibenden und sprechenden Gelehrten altherkömmlich gebrauchte, und deren relativen Werth kein Eingeweihter jemals ernstlich mißkannte. Wem sind denn, was wir noch alle Tage erblicken, die „doctissimi", „praenobilissimi", „clarissimi" und andere

issimi der Promotionsdiplome absolute Kategorien? In so fader Weise polemisirte auch Herder gegen Klotz, der Homer summam vim et ingenii humani mensuram nannte, ähnlich wie Ernesti den Cicero. Wer bin ich, rief er mit emphatischer Zerknirschtheit, daß ich die gesammten Kräfte der Natur wägen und das Maaß erfassen wollte, das die Mensur des menschlichen Geistes enthält? Wer bin ich, daß ich die Linie ziehen könnte, so hoch reicht Homer und so hoch kann der menschliche Geist reichen! Hätte er sich hinterher nur wie Lessing vor Absurditäten gehütet! So aber preist er in einem Athem Newton als das „Ziel erschaffner Geister", Klopstock und Winkelmann als „zwei Enden des menschlichen Geistes".

Ebenso verächtlich wie über das ihm gespendete Lob äußert sich Lessing über Klotzens Einwürfe. „Mein werthester Herr, ich finde, daß Sie ein sehr belesener Mann sind; oder sich wenigstens trefflich darauf verstehen, wie man es zu seyn scheinen kann. Sie mögen auch wohl hübsche Collectanea haben. Ich habe dergleichen nicht; ich mag auch nicht ein Blatt mehr gelesen zu haben scheinen, als ich wirklich gelesen habe; ich finde manchmal sogar, daß ich für meinen gesunden Verstand schon zu viel gelesen habe. Mein halbes Leben ist vergangen, um zu lernen, was andere gedacht haben. Nun wäre es bald Zeit, selbst zu denken; oder, wenn es damit zu spät seyn sollte, wenigstens das, wovon ich gelernt habe, daß es andere gedacht, mir so zu ordnen, mir so zu berichtigen und aufzuhellen, daß es zur Noth für meine eigenen Gedanken gelten kann. Es scheinet nicht, daß Sie schon da halten, wo ich halte; es scheinet nicht, daß Sie das Bedürfniß, in Ihrem Kopfe aufzuräumen, schon so dringend fühlen, als ich es fühle: Sie sammeln noch; und ich werfe schon wieder weg. Ich erkenne es mit Dank, daß Sie so geschäftig und dienstfertig um mich seyn wollen: aber bemerken Sie doch nur, mein werthester Herr, daß Sie mir fast lauter Dinge in die Hand geben, die ich dort schon in den Winkel gestellt habe. Vieles geben Sie mir auch für etwas ganz anderes in die Hand, als es ist. Ueberhaupt aber verkennen Sie meine Absicht: Sie halten sich bey den beyläufigen Erläuterungen auf, und über die Hauptsache fahren Sie dahin. Ich möchte Sie wohl um mich haben, um Sie als ein lebendiges Register zu nutzen: an Seitenzahlen würden Sie mich

nicht Mangel leiden lassen; nur für die Gedanken müßte ich selbst sorgen. Wohl zu behalten, daß ich Ihnen auch noch die Seitenzahlen nachzuberichtigen, nicht versäumte! Denn oft sagt das Register etwas ganz anderes als das Buch. Ich versprach mir an Ihnen einen Mann, der mit mir denken würde; und ich finde einen, der für mich nachschlagen, und in den Kupferbüchern für mich bildern will. Wenn Ihnen ein Gefalle damit geschieht, so sollen Sie mit jeder Ihrer Erinnerungen völlig Recht haben: was mein Buch beweisen und erläutern soll, beweiset und erläutert es darum nicht ein Haar weniger."

„Gewiß!" urtheilt Guhrauer hier sehr gerecht. „Doch war es auch Klotzens Absicht nicht, auf die philosophischen Principien des Laokoon zurück zu gehen, wie es Herder und Garve thaten, er wollte ja nur als Philolog, als Freund und Kenner des Alterthums, sich hie und da eine Gegenbemerkung erlauben; und es findet sich die Richtigkeit und Angemessenheit mehrerer dieser Bemerkungen durch die jüngsten Forschungen bestätigt; z. B. was er über die Darstellung des höchsten Pathos und Affekts in den Werken der Maler bei den Griechen, was er über die Iphigenie des Timanthes, über den Gegensatz des römischen und griechischen Nationalcharakters, was er über das Zeitalter der Künstler, als Urheber der Laokoons-Gruppe vorbringt. Ein und anderer dieser Einwürfe war daher wohl werth, von Lessing beachtet zu werden." Leider stört Guhrauer den guten Eindruck dieser Eröffnung durch den Hinweis auf das eitle Gefasel von der innern Hohlheit in dem Gebahren des Recensenten, welche Lessing von der Beachtung seiner Einwürfe muthmaßlich abgehalten hätte.

Im drittletzten Briefe schlägt Lessing wegen seiner Vermengung mit der „Berliner Literaturschule" um sich, die doch Klotz niemals begangen. Noch in der schon gedachten kurzen Verantwortung hält er beide auseinander, ihn nur des Einverständnisses mit dem gegen ihn gerichteten Treiben Nicolai's bezüchtigend. Und dazu war er befugt. Die Art wie Lessing es abweist der „Riese" oder „Vorfechter" der Berliner zu sein, indem er sich mit einer einsamen Mühle vergleicht, hört sich sehr schön an, ist aber hier eben bloßes Wortgeklingel.

Nachdem er im Folgenden die Versicherung ertheilt, daß seine Raserei gegen Klotz mit Vorbedacht, in „langsamster Ueber-

legung" zu Papier gebracht worden, woran sich auch gar nicht zweifeln läßt, frägt er: „Was war Herr Klotz? Was wollte er auf einmal seyn? Was ist er?" Die Antwort darauf kann ich nicht wie Guhrauer eine blos unerbittliche, in ihrer Allgemeinheit unverdient strenge nennen: sie ist fürwahr eine monströse, excessive, empörende. „Herr Klotz war", lautet sie, „bis in das Jahr 66, ein Mann, der Ein lateinisches Büchelchen über das andere drucken lassen. Die ersten und meisten dieser Büchelchen sollten Satyren seyn, und waren ihm zu Pasquillen gerathen. Das Verdienst der besten war zusammengestoppelte Gelehrsamkeit, Alltagswitz, und Schulblümchen. Bey solchen Talenten konnte er seinen Beruf zum Journalisten von Profession nicht lange verkennen. Er ward es: doch auch nur erst auf Latein. Man lernte aus seinen Actis litterariis, daß er manch gutes Buch zu Gesicht bekomme: aber daß er über ein gutes Buch selbst etwas Gutes zu sagen wisse, davon sollen uns diese Acta noch erst den Beweis geben." Ungebürlicher ist der Wahrheit vom Zorn nie in's Antlitz gespieen worden; nie hat sich wol ein Schriftsteller zu einem ärgeren Dementi hinreißen lassen. Dieser Entäußerung aller Scham kommt nur noch die gleich, mit welcher er Corneille herabsetzt, ihn einen Stümper, seine Stücke Gaukelputz für Kinder titulirt, und das obenein unter heimlicher Annectirung Voltairescher Aussprüche, wie Anton von Klein nachgewiesen, desselben Voltaire, an dem er sich oft in blos muthwilliger und ziemlich ungezogener Weise reibt. Doch Halt! Indem er dahinstürmt über den glatten und harten Boden der Acta litteraria, gelingt es seinem wuthschnaubenden Rosse eine Stelle desselben zu zerstampfen, daß die Schollen hoch empor fliegen. Man sehe: „Wovon sie uns die häufigsten Beweise gaben, das war der unglückliche Hang des Verfassers, in seine Urtheile die diffamirendsten Persönlichkeiten einzuflechten. Wenn z. E. ein Gelehrter, der, nach Hr. Klotzens eigenem Geständnisse, sich in seinen ersten Schriften mit Ruhm gezeigt hatte, in seinen letztern allmälich sinket, oder einen Wisch mit unterlaufen läßt, in welchem man ihn gänzlich verkennet: was thut da Herr Klotz? Ist es ihm genug; den Verfall dieses Mannes anzumerken? die Nachlässigkeiten desselben in's Licht zu stellen? über die anscheinende Unwissen-

heit zu spotten? Ist es ihm genug, auf die Zerstreuungen von weitem anzuspielen, aus welchen jene Nachlässigkeiten vielleicht entspringen? Zwar wäre auch dieser Schritt schon viel zu vermessen; schon viel zu weit über die Grenze der Critik. Und doch wie unschuldig wäre er gegen den, den sich Herr Klotz erlauben dürfen. Lesen Sie, wie er dem D. Conradi mitgespielt, und erstaunen Sie! Aber erstaunen Sie, nicht sowohl über die Frechheit, als darüber, daß ihm eine solche Frechheit ungenossen ausgegangen. Um seinen Lesern begreiflich zu machen, wie die neuesten Schriften dieses Gelehrten so schlecht ausfallen können; um zu verhüten, — o des wahren Frelons, der sich einbildet, alle Menschen müßten, wie er, lieber an ihrer Rechtschaffenheit als an ihrer Gelehrsamkeit zweifeln lassen! — um zu verhüten, daß man nicht nach diesen neuesten Schriften die Wissenschaft ihres Verfassers schätze, ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicet, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt — o des kritischen Biedermanns! — erzählt er uns, D. Conradi habe sich seit einiger Zeit auf den Weinhandel und auf's Saufen gelegt, habe seine Creditores, man versteht nicht recht, ob betrogen? oder mit anderer Schaden bereichert? bis er endlich, um bey Ehren zu bleiben und sich des Hungers zu erwehren, von Leipzig nach Marburg entweichen müssen. — Abscheulicher Recensent, wer verlangt das zu wissen? Sag uns, ob das Buch gut oder schlecht ist: und von dem übrigen schweig! Auch wenn alles wahr ist, schweig: denn die Gerechtigkeit hat dir es nicht aufgetragen, solche Brandmahle auf die Stirne des Unglücklichen zu drücken!" Wirklich lesen wir in der Recension von Conradi's unter dem Drucke ökonomischer Trübseligkeiten geschriebenem Variorum ex jure civili liber: „— ad postea cum ad bibendi studium et vinarium commercium, quod non sine aliorum invidia, et insigni creditorum commodo exercebat —" und es beruht auf der nachmals von Strieder erläuterten Thatsache, daß Conradi's Vater in Leipzig ein Weingeschäft errichtet und dessen Leitung seinem Sohne übertragen habe, der denn zwar den Verbrauch verstanden, aber die Kasse dabei so leer gehalten, daß schließlich die Gläubiger sich über den Verwalter hermachten, ihm Alles nahmen, was er besaß, und ihn moralisch noch nöthigten in seine Heimath zurückzugehen, ohne sich damit weitern Unannehmlichkeiten entziehen zu können.

Wer möchte solche persönliche Beschimpfung billigen! Wer sollte darob nicht indignirt sein! Aber es scheint in Wahrheit so, als ob der Verfasser Zweifel an Gelehrsamkeit und geistigen Fähigkeiten, sinkende Meinung vom Schriftsteller für schlimmer betrachtet hätte, als Zweifel an der Ehrenhaftigkeit des Menschen, denn er läßt ihm zur Seite der ehrenrührigen Aufhellung Gerechtigkeit widerfahren. Wer indeß war der Verfasser? Wir haben kein Recht Klotz dafür anzusehen, denn die Recension trägt am Fuße die Buchstaben F. S. A.; und es ist noch die Frage, ob er vor dem Abdruck Einsicht in sie genommen. Wäre diese Frage bejahend entschieden gewesen, dann hätte Lessing sagen dürfen, „selbst oder nicht selbst, der Wirth, der in seiner Kneipschenke wissentlich morden läßt, ist nicht ein Haar besser als der Mörder.“ Da sie indeß unentschieden, kann ihn schlimmstens der Tadel der Fahrlässigkeit treffen, konnte er höchstens in zweiter Linie zur Verantwortung gezogen werden. Für die Acta litteraria paßte Zachariä's Befürchtung, er würde damit nicht los kommen, einzig und allein die Gewissen der Recensenten mit dem Unheil zu belasten, das sie durch ihre Artikel etwa anrichteten.

Von allen Verstößen, welche Klotzens Journalen vorzurücken, war der beregte der ärgste, ein wahrhafter Frevel. Gleichwol durften nur diejenigen kritischen Institute, welche sich von allen menschlichen Schwachheiten frei wußten, den ersten Stein aufheben und gegen die Acta schleudern: das will sagen Niemand. Und wenn einer unserer literarischen Gerichtshöfe beim Anblick dieses Frevels zurückbebt, so gehe er erst selber in sich, ob er sich aller und jeder Sünde baar weiß. Wie groß indessen auch jener Frevel, so groß war er nicht, als der, den Lessing durch Aufstechung desselben unwillkürlich beging. Hier hatte er unmöglich Berechnung der Tragweite angestellt, sonst würde er sich mit allgemeinem Hinweis auf das Corpus delicti begnügt, species facti unberührt gelassen haben. Die Brandrakette, welche er gegen Klotzens Veste schleuderte, stieg über ihr Ziel hinaus, so daß sie im Zerplatzen zwar deren Mauern beschädigte, doch zugleich auch in den Dachstuhl des Hauses einschlug, das eigentlich bewahrt werden sollte, das schlechterdings wie eine heilige Freistätte verschont werden mußte. Die Conradi angethane Ehrenrührigkeit war ihrerzeit ohne Aufsehn in den er-

clusiven Kreisen der Acta dahingegangen, sie war verhallt in den stillen vier Pfählen lateinischer Gelehrsamkeit. Er selbst nahm sie damals passiv hin, gewiß darum, weil sie sich an eine Thatsache hielt, die in ihren Folgen noch bestand. Nun aber waren diese beseitigt; bereits wuchs Gras auf einer Geschichte, von der das allgemeine Publikum nie etwas erfahren; er saß wieder mit Ehren als außerordentlicher Professor der Rechte zu Marburg, in der sichersten Aussicht auf sehr baldige ordentliche Professur. Da, nach mehr als vier Jahren, tritt Lessing auf's freie Feld hinaus, posaunt nach allen Richtungen die große Menge zusammen, reißt einen persönlichen Makel aus dem Grabe seiner Vergessenheit heraus, schreit ein Geheimniß der Gelehrten aller Welt in die Ohren, richtet einen Pranger auf, schreibt den Namen Klotz daran, und Jedermann liest in Lapidarschrift darunter: Johann Ludwig Conradi! Abscheulich! Conradi entsetzte sich dermaßen, daß er in Krankheit verfiel, und genesen, in den nächsten fünf Jahren nicht wagte mit seinem Namen als Schriftsteller wieder zu erscheinen, wofür er obenein den Hohn erleben mußte, daß zwei gelehrte Zeitungen seine Todesnachricht brachten, welche Lästerung sich in den Achtziger Jahren wiederholte. Und weitere Folge war die Verschiebung seiner Ernennung zum ordentlichen Professor bis zum Jahre 1774. Es sei unthunlich, soll es nach Murr in einem Rescript der Landesregierung vom Jahre 1770 an ihn heißen, seine Beförderung dermalen vorzunehmen, wo die Antecedentien in Leipzig wieder in frische Erinnerung gebracht worden, ja zum Theil mehr denn vormals scandalisirt hätten. Wir geben es Lessing also zurück: Niemand verlangte die Conradische Affaire zu wissen; er hätte absolut davon schweigen müssen, nicht darum, weil sie zu Klotzens Zerschmetterung überflüssig, sondern, wie er sich bei einiger Ueberlegung gestehen mußte, weil er sie nicht erwähnen konnte ohne einen Lebenden zu schänden, ja mehr denn jener Recensent zu schänden, der in fremder Zunge gesprochen, wogegen er Deutsch, das heißt für die Profanen, den neugierigen und scandalsüchtigen Pöbel aller Stände schrieb, der nur zu gern mit Einem Prügel doppelt schlägt.

Nach diesem verunglückten Brander folgen nun Bombenwürfe und Karthaunenschüsse, daß die Luft von Feuer- und Rauchsäulen ganz und gar erfüllt ist. „Dieses und unzähliger

ähnlicher Frevel ungeachtet, deren ein einziger hinreichend seyn müßte, auch den besten Criticus der öffentlichen Verachtung so auszusetzen, daß er sich in seinem Leben nicht wieder unterstünde, seine Stimme hören zu lassen, gelang es Hr. Klotzen, sich einen Anhang zu erschimpfen, und einen noch größern, sich zu erloben. Besonders hatte er einen Schwarm junger aufschießender Scribler sich zinsbar zu machen gewußt, die ihn gegen alle vier Theile der Welt als den größten, außerordentlichsten Mann auspo- saunten, und ihn in eine solche Wolke von Weyhrauch verhüllten, daß es kein Wunder war, wenn er endlich Augen und Kopf durch den narkotischen Dampf verlor. In dieser Betäubung wurde ihm das Reich der Lateinischen Sprache zu enge, und er beschloß, seine Eroberungen auch über das Reich der Deutschen zu verbreiten. Die ersten Streifereyen dahin wagte er in ein Paar Werklein, die höchst arm an Gedanken und Sachen, mit deutschen Worten, aber wahrlich nicht Deutsch geschrieben waren. Dennoch wurden auch diese bis in den Himmel erhoben; ihr Verfasser hieß in utroque Caesar; und der gute Mann vergaß es in vollem Ernste, daß alle diese Zujauchzungen nichts, als der vervielfältigte Wiederhall seiner eigenen Bewunderung waren. Auch das hätte mögen hingehen! Unverdiente Lobsprüche kann man jedem gönnen, und wer sie schwerlich von andern erwarten dürfen. Nur wenn ein so precario, so dolose berühmt ge- wordener Mann, sich mit dem stillen Besitze seiner erschlichenen Ehre nicht begnügen will; wenn der Irrwisch, den man zum Meteor aufsteigen lassen, nunmehr auch lieber sengen und bren- nen möchte, wenigstens überall um sich her giftige Dämpfe ver- breitet: wer kann sich des Unwillens enthalten? und welcher Gelehrte, dessen Umstände es erlauben, ist nicht verbunden, seinen Unwillen öffentlich zu bezeigen?

Von einem Manne, der nun eben versucht hatte, über einen Kohl, den er zum sieben und siebzigsten Male aufwärmte, eine deutsche Brühe zu gießen, ward Herr Klotz plötzlich zum all- gemeinen Kunstrichter der schönen Wissenschaften — und der deutschen schönen Wissenschaften! Unter dem Vorwande, daß er und seine Freunde, mit verschiedenen Urtheilen, die bisher von Werken des Genies gefällt worden, nicht zufrieden wären, langte er nicht blos seine Läuterungen desfalls bey dem Publico ein, sondern er errichtete selbst ein Tribunal; und welch' ein

Tribunal! Er, das Haupt! Er, namentlich! und nicht ohne seinen bürgerlichen Titel! — Wer ist der Herr Klotz, der sich aufwirft, über einen Klopstock, und Moses, und Rammler, und Gerstenberg Gericht zu halten? — Es ist Herr Klotz der Geheimderath. — Sehr wohl; damit muß sich die Schildwache in einer Preußischen Vestung begnügen: aber auch der Leser? Wenn der Leser fragt: wer ist der Herr Klotz? so will er wissen, was dieser Herr Klotz geschrieben hat, und worauf sich sein Recht gründet, über solche Männer laut urtheilen zu dürfen. Nicht diese Männer nehmen ihn wegen dieses Rechts in Anspruch: sondern das Publicum. Die Nachsicht, die das Publicum hierin gegen einen ungenannten kritischen Schriftsteller hat, kann es gegen ihn nicht haben. Der ungenannte Kunstrichter will nichts als eine Stimme aus dem Publico seyn, und so lange er ungenannt bleibt, läßt ihn das Publicum dafür gelten. Aber der Kunstrichter, der sich nennet, will nicht eine Stimme des Publici seyn, sondern will das Publicum stimmen. Seine Urtheile sollen, nicht blos durch sich, so viel Glück machen, als sie machen können: sie sollen es zugleich mit durch seinen Namen machen; denn wozu sonst dieser Name? Daher aber auch, von unserer Seite, das Verlangen, diesen Namen bewährt zu wissen! daher die Frage, ob es verdienter Name, ob es verdienter Name in diesem Bezirke ist! Jeder andere Name ist noch mehr Betrug, als Bestechung. Und wann Herr Klotz Staatsminister wäre, und wann er der größte lateinische Stilist, der erste Philolog von Europa wäre: was geht uns das hier an? Hier wollen wir seine Verdienste um die deutschen schönen Wissenschaften kennen: und welche sind die? Was hat unsere Sprache von ihm erhalten, worauf sie gegen andere Sprachen stolz seyn könnte? Stolz? was sie sich nur nicht schämen dürfte, aufzuweisen! So steht es mit dem Haupte: wie mit den Gliedern? — Ich frage nicht, wer die Freunde des Herrn Klotz sind. Sie wollen unbekannt seyn; und ich denke, sie werden es bleiben. Weder ihren Namen, noch ihren Stand verlange ich zu wissen. Es mögen sich mehr Geheimderäthe unter ihnen finden, oder nicht; sie mögen Professores oder Studenten, Candidaten oder Pastores seyn; sie mögen auf dem Dorfe, oder in der Stadt wohnen; sie mögen von ihrer Schreiberey leben, oder nicht: alles das ist eines, wie das andere. Nicht aus dem, was

sie sind, laßt uns beurtheilen, was sie schreiben: sondern aus
dem, was sie schreiben, laßt uns urtheilen, was sie seyn sollten.
Wahrlich, keiner von ihnen sollte Professor seyn, wenigstens
nicht Professor in den schönen Wissenschaften. Alle sollten sie
noch Studenten, und fleißige, bescheidene Studenten seyn. Denn
welcher von ihnen verräth im Geringsten mehr Kenntnisse, gründ-
lichere Einsichten, als jeder angehende Student haben sollte?
Was ist in ihrer ganzen Bibliothek, das nur ein Mann hätte
schreiben können; nur ein Mann, der sich in seinem Fache fühlte?
Welches ist die Gattung des Vortrags oder der Dichtung, sie
sey so klein als sie wolle, worüber einer von diesen Groß-
sprechern nur eine einzige neue und gute Anmerkung gemacht
hätte? Schale, platte Wäscher sind sie alle; keiner hat auch
nicht einmal seinen eigenen Ton; alle schreiben sie ein Deutsch,
das nicht kraftloser, dissoluter seyn kann. Sie mögen sich zum
Theil darauf verstehen, einer Uebersetzung aus alten Sprachen
an den Puls zu fühlen, oder einer aus den neuern Sprachen
das Wasser zu besehen: das müßte aber alles seyn, womit sie
sich, zu ihrer Uebung, abgeben könnten. Nicht einmal über
Schriftsteller von dem Maße ihrer eigenen Talente sollten sie
urtheilen wollen: denn es ist ein eckler Anblick, wenn man eine
Spinne die andere fressen sieht, und meistens ergiebt es sich zu
deutlich, daß sie das getadelte Werk, noch lange so gut nicht,
selbst hervorgebracht haben würden. Aber wenn sie vollends
an die wenigen Verfasser sich wagen, denen es Deutschland
allein zu danken hat, daß seine Litteratur gegen die Litteratur
andrer Völker in Anschlag kömmt: so ist das eine Vermessenheit,
von der ich nicht weis, ob sie lächerlicher, oder ärgerlicher ist.
Was sollen diese von ihnen lernen? Soll Klopstock von ihnen
etwa lernen, in seine Elegien mehr Fiction zu bringen? und
Rammler, in seine Oden weniger? So hirnlos dergleichen Ur-
theile sind, so viel Schaden stiften sie gleichwohl in einem Pu-
blico, das sich zum größten Theile noch erst bildet. Der schwä-
chere Leser kann sich nicht entwehren, eine geringschätzige Idee
mit dem Namen solcher Männer zu verbinden, denen solche
Stümper solche Armseligkeiten unausgepfiffen vordociren dürfen.
Endlich, das stinkende Fett, womit diese Herren ihre kritischen
Wassersuppen zurichten! Auf jedem von ihnen ruhet der Geist
ihres verschwärzenden Herausgebers siebenfältig; und wenn je-

mals die Unart elender Kunstrichter, zur Mißbilligung und Verspottung des Schriftstellers die Züge von dem Menschen, von dem Gliede der bürgerlichen Gesellschaft zu entlehnen, einen Namen haben soll, so muß sie Klotzianismus heißen."

Hier macht die Lessingsche Artillerie eine Pause. Daß nicht Alles unter ihrem Feuer- und Kugelregen in die Rapuse gegangeh, wie etwelche Beschauer der Wahlstatt vermeinten, zeigt theilweise unsere bisherige Untersuchung, wird zum Theil weiter unten dargethan werden. In diesem Augenblick vergegenwärtigen wir uns den Angriff auf Klotzens Berechtigung zur Kritik der schönen Wissenschaften, und den Choc, der ihn zum Prototyp aufreiben soll. So kräftig und geschlossen jener Angriff, unternommen auch für seine namentlich aufgeführten Freunde, momentan erscheinen könnte, so lose und lahm erweist er sich bei näherer Besichtigung. Die Geschütze dröhnen, doch sie verführen nur pyrotechnisches Blendwerk oder die Kugeln prallen seitwärts vom Ziele ab.

Es ist nichts mehr zu sagen von der causa impulsiva der Halleschen Bibliothek, wir könnten nur wiederholen, was darüber bereits hervorgehoben worden (S. 267). Aber, was von uns noch nicht ausdrücklich angemerkt, während dort ein suffrage universel zur Bethätigung gelangt, kämpft Lessing plötzlich mit den Waffen des Legitimitätsprinzips, eines Prinzips, dem er der That nach sonst feind ist. Er, der das allgemeine Stimmrecht in der Wissenschaft auf's Kühnste, in eclatanter Weise sogar zuerst geübt, er stellt ein jus proprium in der Kritik auf, das als Bruch in das Recht des wissenschaftlichen Geistes allgemeinhin nur zu lange zur Schwächung und Verkümmerung der literarischen Production geherrscht hat. Und wie verwendet er diese Waffen? Daß sie sich beständig gegen ihn selbst kehren lassen. Selbstschöpferische und kritische Kraft sollen vereint sein; productiv soll der Schriftsteller auf dem Gebiete erst sein, das er seiner Beurtheilung unterzieht. Ein dorthin gehöriges positives Verdienst soll er besitzen, bevor er es mit dem Pfluge der Negation befährt. Mit solchen Maximen hätte er sich selber paralysirt. Denn seine eigene productive Kraft war ja eine sehr geringe, dies und jenes von ihm kritisch befruchtete Feld hat keine einzige schöpferische und positive Leistung von ihm aufzuweisen. Was hat Klotz in den deutschen schönen Wissenschaften

hervorgebracht, daß er sie kritisiren dürfte? Wohl, man konnte ihm diese Frage zurückgeben. Er tritt 1751 als Kritiker auf, ohne daß er bis dahin etwas wirklich Verdienstliches geschaffen, andere als höchst geringfügige Probearbeiten geliefert. Er separirt im Laokoon Malerei und Poesie, und sah zur Zeit von Gemälden und plastischen Kunstwerken so viel wie Nichts, hat auch von der Technik der bildenden Künste kaum die elementarsten Vorstellungen. Praktische Künstler, und für sie war das Werk ebenfalls verfaßt, konnten rufen: Wer ist der Herr Lessing, der sich aufwirft über die Kunst zu theoretisiren? Es ist Herr Lessing, das Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften. Sehr schön; damit mag sich die Schildwache in einer preußischen Vestung begnügen. Denn wenn schnurrigerweise der Geheimerath dem Soldaten imponiren soll, so wird's gewiß ebenso der Akademiker bewirken. Wir wollen aber wissen, wo seine Statuen und seine Gemälde sind, oder mindestens was er von derartigen, klassischen Schöpfungen gesehen. Er thut der Theologie kritisch Gewalt an, und jeder Gottesgelehrte konnte fragen: Wer ist der Herr Lessing, der in unsere Domaine einrückt? Es ist Herr Lessing der Dramaturg: quod Deus bene vertat. Allein damit mögen sich die Dichter und Komödianten begnügen, wir nicht: wir heischen zünftige Legitimation! Ich sage, mit dem Maße, da es Lessing beliebte Klotzen zu messen, konnte er gleichfalls gemessen werden, und man würde ihn dann auch zu kurz befunden haben. Nur pedantische und autokratische Schulweisheit mögen es alles Ernstes abreden wollen, daß productive und kritische Kraft nicht absolut identisch sind, nicht nothwendig vereint sein müssen. Wahrhaft productives Talent wird zwar stets kritisches Vermögen einschließen, das kritische Talent kann aber des selbstschöpferischen vollständig entrathen sein und dennoch die höchsten Wohlthaten erzeugen. Diese Wahrheit steht erfahrungsmäßig so fest, daß es fast trivial ist sie noch zu vertheidigen. Wohin würden wir gerathen, wenn in jeder Richtung lediglich die productive Autorität kritische Autorisation erwürbe! Wer ist der Herr Klotz, der die deutschen schönen Wissenschaften beurtheilen will? Die richtige Antwort mußte lauten: Es ist derselbe Herr Klotz, dem nach seiner ästhetischen Behandlung der Alten auch im Bereich deutscher Aesthetik ein Votum, wenigstens a priori, zugetheilt werden darf.

Und dann: wer bemißt endgiltig die positiven Verdienste, welche der kritischen Berechtigung als Basis dienen sollen? Sind die Zeitgenossen so weise, so gerecht, so ehrbar jedes wahre Verdienst anzuerkennen, vollsten Maßes anzuerkennen? Stehen nicht große und kleine Gestirne am literarischen Firmament, welche uns erst nach mehr denn hundertjähriger Vergessenheit, Verkennung, Verschmähung, Verachtung zu leuchten begannen? Weideten sich die Kinder vergangener Tage nicht an Sonnen und Kometen, welche die Nachwelt für Irrwische, Schlackenbälle und Rauchwolken erklärt hat oder noch erklären wird? Wahrlich, unsere Nachkommen werden ganze Bibliotheken sogenannter verdienstvoller Schöpfungen, selbst aus der blähenden Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts, zu Pappe einstampfen, kopfschüttelnd über das vermeintliche Verdienst, das die Vorfahren darin gefunden.

Lessing war gewillt, Klotzen zu Weh, der kritischen Berechtigung die engsten Grenzen zu stecken, an das kritisirende Individuum die höchsten Anforderungen productiver Kraft zu stellen. Ueber einen Klopstock, Moses, Ramler, Gerstenberg Gericht halten! Er giebt zu verstehen, daß dies nur (natürlich außer der Berliner Bibliothek) wiederum einem Klopstock, Moses und Aehnlichkeiten gestattet sein dürfte. Damit würde aber die journalistische Kritik zu einem Monopol zusammengeschrumpft sein, das mit Aufhebung aller Kritik von vornherein gleichbedeutend gewesen wäre. Im Grunde befiehlt Lessing: meine Freunde habt ihr nicht zu rügen, ihr habt sie gläubig hinzunehmen, Hallelujah zu rufen und sie anzubeten! In dieselbe Ungereimtheit verfiel Fichte. Ueber Leibnitz, behauptete er, hätte zu seiner Zeit nur ein Leibnitz, über Kant nur ein Kant urtheilen dürfen. Da aber Leibnitz und Kant blos Einmal da waren, konnte, wie er meint, kein Mensch über sie richtig urtheilen. Gewisse Leute wie „die Eberharde, die Garven" unterfingen sich freilich dessen, aber „es war auch darnach." Die letzten Consequenzen hievon ziehen sich von selbst. Und es ist evident, die einseitigste Auffassung und verkehrteste Werthbestimmung der Kritik allein kann solche Ungereimtheit aussprechen und daran maßgebende Folgerungen knüpfen wollen.

Lessing's Freunde sollen die wenigen Verfasser gewesen sein, denen Deutschland zu danken gehabt, daß seine Literatur gegen

die anderer Völker in Anschlag gekommen: an sie sich zu wagen, an ihnen Ausstellungen zu machen, müsse den Mitarbeitern der Halleschen Bibliothek um so mehr als Vermessenheit angerechnet werden, als das Publicum sich erst zu bilden angefangen und die Gefahr geringschätziger Meinung über jene Männer nahe gelegen. Wir nennen diese Behauptung eine vermessene, nicht das Gebahren der Herabgesetzten. Wie über alle Maßen elend müßte unsere Literatur ausgesehen haben, wenn Klopstock, Mendelssohn, Ramler und Gerstenberg die einzigen, die ihr Werth und Charakter verliehen. Wie entsetzlich, wenn die künftige Literatur auf den Schultern blos dieser Männer sich erhoben! Keines Einzigen specifisches Gewicht betrug die Hälfte des Lessingschen. Klopstocks Verdienst ist neben dem secundären sprachlichen streng genommen ein blos indirectes, dadurch noch erheblich geschmälert, daß er die Begeisterung der Nation statt in nutzbar volksthümliche und natürlich menschliche Bahnen zu lenken, zu gesunde Entwicklung hemmenden superstitiösen Phantastereien emporriß, und dessen beste Leistungen nicht über sein eigenes Dasein hinaus sich bemerkenswerthen Einfluß zu retten vermochten. Mendelssohn als Philosoph ein verzagter, mittelmäßiger Kopf, der nicht die Probe Originales zu denken im Stande war; ein Mensch voll jungfräulicher Gesinnung aber beschränkten Geistes; ein Schriftsteller ohne Energie der Intention, ohne rechten Blick für die Zukunft, einzig als Stilist über Andere hervorragend, ohne deshalb auf gleicher Höhe mit der Lessingschen Diction zu stehen. Ramler ist in gewisser Hinsicht blos die Metonymie für Gottsched. Ganz treffend hat man ihn den Corporal seiner dichtenden Zeitgenossen genannt, der selber poetisch völlig impotent es nie über strenge Musterung und Regelung von Haltung, Tritt und Montur, und kleinmeisterliche Nachahmung brachte. Sein geringes formelles Verdienst war weder durchgreifend noch vorbildlich nachhaltend. Gerstenberg letztlich würde wahrscheinlich in der Flut unselbständiger Dichtungen nie bemerkt worden sein, wäre er nicht auf die Idee gerathen, Dante's meisterhafte bekannte Hungertodsgeschichte für die Bühne zurechtzumachen, wodurch er sich als ein in Einzelheiten bemerkenswerth ausgerüsteter, im Ganzen aber untauglicher Freischärler der Dramatik erwies. Der „Ugolino“ zeigte, daß er den von ihm vertheidigten Shakespeare übel verstanden. Und nun schlage

man die sechs Bände der deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften auf, und frage sich, ob einer jener Männer, wenn frei von Feindseligkeit und krankhafter, anmaßlicher Eigenliebe, in den dort niedergelegten Urtheilen wahrhaft Ursache zu Beschwerden über erniedrigende Behandlung finden konnte, ob sie nicht sogar theilweise übertriebenes Lob genossen! Ob irgend eine der ihnen geltenden Rügen und Bemerkungen das Epitheton „hirnlos" verdient! Es war auch nichts weniger als Schmeichelei, was Lessing vom Publicum sagte. Verwildert und bornirt über alle Begriffe hätte es sein müssen, wenn es da von einem Schriftsteller geringschätzig zu denken angefangen, wo nach Anerkennung des Tüchtigen, Ausgezeichneten, Musterhaften das Unfertige, Mangelhafte und Häßliche beleuchtet wird, unter fortwährender Hervorhebung, daß diese Beleuchtungen in den reinsten Absichten erfolgen, und die Strenge der Kritik mit der Größe des beurtheilten Talents steigen dürfe; wo beständig darauf hingewiesen, daß gerade an den Fehlern und Verstößen der Autoren ersten Ranges zu lernen sei. Botokuden und Baschkiren hätten die „schwächern Leser" sein müssen, wäre z. B. aus der Einsicht in die Besprechung des dritten Bandes des Messias der Eindruck einer Verkleinerung Klopstock's in ihnen entstanden. Der Dichter, heißt es dort, nähert sich auf seiner glorreichen Laufbahn dem Lorbeer am Ziele, wo die ewigen Homere und Virgile ihre Stirn unter dem Zuruf der Zuschauer bekränzten, und die große Wahrheit empfanden, die Unsterblichkeit sei ein hoher Gedanke, sei des Schweißes der Edlen werth. Und über die Einwendungen: Wir hoffen, daß der Dichter sie nicht ungütig aufnehmen wird; oft sind es nur Zweifel gewesen, oft fromme Wünsche, das Schöne noch schöner und seiner Vollkommenheit näher gebracht zu sehen. Wir konnten uns irren, aber der Dichter sich auch, und besonders im Feuer seines Enthusiasmus. „Unmaßgebliche Anmerkungen über Klopstock's Originalgenie" will sich der Recensent an einer andern Stelle „erlauben", über „ein Buch, das unter allen einen vorzüglichen Anspruch auf die Ewigkeit hat." Durch bloße Panegyriken und Entzückungen, durch Steigerung der Verehrung zu abergläubiger Bewunderung, oder durch Feiung der routinirten Geister und unbarmherzige Züchtigung junger Talente — eine Unart vieler damaliger sogenannter Kunstrichter — konnte auch kein Publi-

cum richtig herangezogen werden. Das Niveau seiner Bildung stand so, daß es zu keiner Zeit die allseitigste Vermittlung mit dem literarischen Staatsleben nöthiger hatte, und es durfte sich Glück wünschen, daß in dem starkbesetzten Chore wüster Unsicherheit, sentimentaler Meinungsschlaffheit und andererseits despotischer Infallibilität auch einzelne Stimmen in republikanischer Ungenirtheit, ja selbst waghalsiger Naivetät vernehmbar wurden. Von wirklich nachtheiliger Irreleitung des Publicums ist die Hallesche Bibliothek frei. Ihr Fehler ist es nicht, daß ein Großtheil der Bewunderung für manchen Schriftsteller zu purem Aberglauben auswuchs. Sie schuf keine literarische Idololatrie, und das war schon unendlich viel werth. Gestehen wir es indessen Lessing einen Augenblick zu, daß jene Kritiker unwürdig gewesen seinen Aposteln selbst blos die Schuhriemen aufzulösen, so durfte er sie doch nicht heilloser Schadenstiftung beschuldigen, nachdem er das Urtheil eines ungenannten Kunstrichters als eine Stimme aus dem Publicum veranschlagt hatte, welcher die Absicht der Intonation nicht ohne Weiteres untergeschoben werden könne, welcher das Publicum auch keine leitende Bedeutung beimesse. Die Mitarbeiter der Halleschen Bibliothek sind ja bis zum letzten Bogen in der Anonymität geblieben, und ihre Leser mußten, nach Lessing's Unterscheidung, eben in Folge der Anonymität die empfangenen Urtheile als intransitive auffassen. Allein hier sehen wir ihn, der sich mit einer Windmühle vergleicht, auch daran, wie er seinen Steinen taube Nüsse aufschüttet. Seine Unterscheidungen genannter und ungenannter Kunstrichter stehen auf dem Kopfe, sind deshalb unhaltbar. Genannt oder Ungenannt — jedes Urtheil ist an sich Eine Stimme aus den Kreisen, welche ein Erzeugniß kraft seiner innern Natur und zufällig findet. (Der alte Spruch habent sua fata libelli hat allerdings seine Bedeutung von ehedem eingebüßt; völlig antiquirt ist er keineswegs.) Das Solo strebt aber auf ein Tutti: genannt oder ungenannt, jeder Kritiker hegte die Absicht der Einwirkung auf das Publicum und folglich auf den Autor. Jedweder vernünftige Grund fiele für das Heraustreten aus Kopf, Pult und vier Wänden mit der Absichtslosigkeit fort. Der öffentliche Kritiker, welcher das Publicum nicht orientiren, berathen, heranziehen oder abwehren wollte, den Autor fördern

oder aus der Literatur vertreiben, was sollte er dann wollen? Wenn die anonyme Journalkritik vorübergehend vor der Vornirtheit des Publicums, das in seiner Eingenommenheit für gewisse Schriftsteller ungestört bleiben wollte, und der eitlen Ruhmsucht, welche die literarische Rüge auch auf den Menschen bezog, die Lammesmiene unmaßgeblicher Bescheidenheit schnitt, so rächte sie sich für diese unbequeme Heuchelei gar bald; unverkennbar zeigend, hier struppigen Haares und bäurischen Schrittes, dort glattrasirten Gesichts und leisen, trippelnden Ganges, daß sie sich an die Stelle des Publicums setze, dessen Dolmetscher und Vormund sei. Anonymität war dann Einhaltung einer logischen Form, Consequenz der Einerleiheit mit dem Publicum. Ein Collectiv für ein Collectiv. Das Aufgeben der Namenlosigkeit erforderte freilich Muth; aber wiederum nicht, denn sie bedeutete auch eine Vereinzelung in die Gesammtheit. Der Name verlieh sofort der Kritik die Farbe der Subjectivität, während vornehmlich die Ungenanntheit freieste Objectivität für sich beanspruchte. Das Urtheil konnte durch den Namen Glück machen, allein es erhielt durch den Namen andererseits eine Beschränkung, einen Gegendruck. Die ungenannten Kunstrichter haben von jeher mehr Bestechung und Betrug verübt, als die genannten. Lessing's Unterscheidungen sind aber nicht blos unhaltbar, sondern auch ganz überflüssig, weil Klotz, wie bereits erwähnt, bei der deutschen Bibliothek als Kritiker nur sehr wenig in Betracht kommt. Schon in der buchhändlerischen Ankündigung las man, daß sein „gegründeter" Name dem Publicum blos Vertrauen für gewissenhafte Wahl der eigentlichen Bearbeiter, für deren Einsicht nach bestem Vermögen und bestem Willen einflößen sollte, und daß man von ihm selber nur wenige Recensionen zu erwarten habe. Diese wenigen verbargen ihren Verfasser ebenso unter Zeichen wie alle übrigen, und sie konnten daher nicht durch etwas anderes Glück machen als durch sich selber. Klotz war anfangs gewillt die Bibliothek ohne seinen Namen herauszugeben, der Buchhändler Gebauer war indeß anderer Meinung; er hielt sogar den Titel für unerläßlich. Das Vorwort beseitigte dann vollends jeden Irrthum, der sich an den Herausgeber hiebei knüpfen konnte. Die deutsche Bibliothek ein Tribunal! Nun wohl; aber dann kein Tribunal, das jede weitere Instanz abschnitt; kein Tribunal, das absolutistisch zu herr-

schen suchte und sich anmaßte die öffentliche Meinung zu vertreten; kein Tribunal mit einem souverainen Haupte wie die Berliner mit Lessing's Kriegskameraden Nicolai, — sondern ein Gerichtshof in freibürgerlicher Verfassung mit einem geschäftsführenden Mitgliede, gebildet zur Wahrung des allgemeinen literarischen Stimmrechts, zur Ergänzung der kritischen Instanzenzüge — ohne Anspruch auf unbedingte Hinnahme — und als Protest gegen stabile Eigenmacht. Die Anonymität erscheint hier in einem den übrigen Organen jener Zeit entgegengesetzten Lichte.

Zu Lessing's Schmähungen der Mitarbeiter Klotzens, welche alle noch Studenten sein sollten, nicht mehr Kenntnisse und Einsichten als angehende Studenten verriethen, — dazu kann man nur sagen: Vogue la galère!

Endlich, „wenn jemals die Unart elender Kunstrichter, zur Mißbilligung und Verspottung des Schriftstellers die Züge von dem Menschen, von dem Gliede der bürgerlichen Gesellschaft zu entlehnen, einen Namen haben soll, so muß sie Klotzianismus heißen.“ Muß sie heißen? Die Beweise für die Nothwendigkeit ist Lessing schuldig geblieben. Unsere Literarhistoriker allerdings verzichteten darauf, sich an der Umbildung wie Feinschmecker an einem neuen Gericht ergötzend, dagegen es sehr widerwillig empfindend, daß Voltaire statt Lessing Le Singe schrieb und für dessen kritisches Gebahren das Wort Lesingerie schuf. In Wahrheit bot er keine Labekost, kein von ihm importirtes Gewürz, bot er eine heimische schale Frucht, schal, weil sie alt, und schon längst gepflückt worden. Hans Sachs bereits bezeichnete grobes und bösartiges Wesen mit dem Worte Klotzerei. Den prahlerischen, groben und arglistig schmähsüchtigen Cochläus betitelte Luther neben Gauch, Rotzlöffel u. s. f. auch Klotz. In einer anonymen gegen Rauscher gerichteten Schmähschrift von 1563 heißen dessen Randglossen zur Verdächtigung gewisser in den katholischen Legenden enthaltener Märchen „Hohlhipperei und Klotzerei“. Und wer sich der Mühe unterziehen will, der wird seit dieser Zeit unter den humoristischen und satirischen Schriftstellern mehrere finden, welche sowol für einen unhöflichen, täppischen, ungesitteten Menschen den Namen Klotz gebrauchen, wie für einen herrschsüchtigen, hämischen und rachgierigen. Selbst die Anwendung auf gewisse Kunstrichter war erhört, denn als

solcher wurde schon Caspar Schopp (Scioppius) ein Kloß geschimpft. Lessing bediente sich also, jedenfalls ohne daran zu denken, streng genommen nicht eines Nomen propriums zur Bezeichnung eines Abstractums, sondern eines typisch schier veralteten Nomen materiale, das er durch zufälliges Zusammentreffen unter obwaltenden Umständen zwar wieder in besondere Aufnahme bringen, doch weder durch Begriffseinengung noch durch latinisirte Aufstutzung zu wahrhaft neuem vorbildlichen Gehalt umgestalten konnte. Es war genug über Kloß als Kritiker, wollte er sich schlechterdings an seinen Namen klammern, nomen et omen! auszurufen.

Sollte die bezeichnete Unart elender Kunstrichter überhaupt einen Namen haben, so hätte ihn Lessing mit etwas besserem Rechte ganz in der Nähe, im befreundeten Lager holen müssen. Das Schlimmste, was Kloß allenfalls vorzuwerfen, entfernte sich doch nicht von der Thatsächlichkeit. Nicolai und dessen Bundesgenossen hingegen verwendeten Personalismen, ohne deren Begründung zu prüfen. Die gemeinen lügenhaften Anekdoten ihrer Privatcorrespondenz gingen auch in die öffentlichen Organe über, ja eines derselben nahm sogar keinen Anstand über Kloß zu verbreiten, man munkele, er habe, um sich aus Geldverlegenheiten zu reißen, die Hallesche Universitätsbibliothek, deren oberster Vorstand er war, bestohlen. Man zeige uns in Kloßens Journalen eine einzige Missethat, welche dieser gleich käme! Man zeige uns darin ein einziges Beispiel von Anzüglichkeiten, das zum andern die Gottschede und Bodmerianer nicht mindestens zehnfach überboten hätten. Lessing wollte aber der kritischen Niedertracht nicht blos einen Namen ertheilen, er wollte mit diesem einen Prototyp aufstellen. Dieser ist in keiner der genannten Parteien vorhanden. Denn nicht einzelne, gelegentlich noch so hervorstechende Züge geben ein Musterbild, sondern die methodische Vereinigung vieler oder aller eines Genres; und die Erste Erscheinung solcher Vereinigung heißt logisch ein Prototypus. Dieser war unter den Kunstrichtern in dem oben erwähnten Caspar Schopp längst erstanden: das vollendetste, niemals übertroffene, nicht einmal halbwegs erreichte Muster der Niedertracht, welche zur Vernichtung des Schriftstellers den Menschen, das Glied der bürgerlichen Gesellschaft überfällt. Sollte diese Niedertracht den eigensten Na-

men erhalten, so mußte sie Schoppianismus, nicht Klotzianismus heißen. Man nenne uns eine Schrift, welche die gegen Casaubon in derartiger Niedertracht überträfe! Allein, eine bekannte, historisch begründete Redensart zu gebrauchen, der Jude muß sterben! Von ihm datirt sich alles Unglück her! Er mag noch so wenig gefehlt haben, wofür ein Anderer leer oder glimpflich ausgeht, Er muß mit allem Raffinement zu Tode gebracht werden. Der Jude grüßt höflich, folglich hat er geschimpft; der Jude steht am Brunnen, folglich hat er ihn vergiftet; an der Pfoste seines Hauses klebt Blut, folglich hat er Kinder geschlachtet, ergo — er muß sterben! —

Wir stehen am Ende der „antiquarischen" Belagerung. Nicht daß der letzte (57.) Brief die Einstellung aller Angriffe wäre, aber die Hauptstürme sind gethan. Die beste Munition ist verbraucht, der Belagerer bricht auf, und was er dem Feinde nach den Regeln der Strategie dabei noch zufügt, verräth den vorläufig ganz erschöpften Kriegsherrn. Am schwächlichsten gezielt unter diesem Abzuge ist der Einwurf gegen Klotzens begründete Vorhaltung, daß der Stil oft mehr als blos satirisch sei. „Es thut mir leid, wenn mein Stil irgendwo blos satyrisch ist. Meinem Vorsatze nach, soll er allezeit mehr als satyrisch seyn", entgegnet Lessing. „Und was soll er mehr seyn, als satyrisch? Treffend." Er ignorirt sophistisch, woran Klotz eigentlich erinnerte, und giebt die Erläuterung eines Idioten. Nur ein Sophist und ein Idiot mochten so antworten. Ein Ton kann mannigfach treffend sein; wenn er jedoch satirisch ist, ist er mehr als treffend, und wenn er mehr als satirisch genannt zu werden verdient, muß er kurzweg roh, ungesittet heißen. Man geräth dann aus der Satire in das Pasquill. Das Treffen ist das nothwendige Ingrediens der Satire; beide existiren nicht ohne einander. Ja noch mehr: während z. B. dem scherzhaften Witz ein peripherisches Bewegen, natürlich nicht bis zur Verflüchtigung des Inhalts, gestattet ist, muß das Treffen der Satire im engsten Sinne ein concentrisches, aus einem Mittelpunkte nach einem Mittelpunkte verdichtetstes sein. Aeußerst kleinlich war ferner Lessing's Empfindelei über den ihm von Klotz zweimal beigelegten Magistertitel, da er ihn sonst schlechtweg mit Namen nannte. „Bauernstolz habe ihn damit an die Kluft erinnern wollen, welche die Rangordnung

zwischen ihnen befestigt hätte. Aus welchem Verkehre mit Andern Klotz aber auch beurtheilt werden soll, „Bauernstolz“ oder, was dasselbe ist, Hochmuth besaß er keinen. Das zeigt sich überall. Niemand legt geringern Werth auf Titel denn er. Marr und Budik meinten, er habe mit jenem Prädicate bloß an Lessing's Pedanterie erinnern, zu verstehen geben wollen, „daß sophistische Disputation über Kleinigkeiten noch keine Gelehrsamkeit sei.“ Und Guhrauer giebt die Möglichkeit hiervon zu, nachdem er ihn einige Zeilen vorher der Boshaftigkeit beschuldigt hat. Keiner von den Dreien jedoch scheint die betreffenden Stellen genau angesehen zu haben. Denn nur wer den Wald vor Bäumen nicht findet, kann zweifeln, daß Le[illegible] das Einemal lediglich zum Unterschied von seinem Bruder [illegible] „Landdichter“, von welchem in demselben Satze die Rede ist, Magister genannt worden, das Anderemal einfach zur Abwechselung.[3] Die Hindeutung auf den Sophisten oder Pedanten wäre mittelst solcher Bezeichnung an ein paar andern Stellen, wo er ganz besonders Kniffe und Kleinigkeitskrämereien hervorhebt, weit geeigneter gewesen. Daß er sie gerade hier nicht gebrauchte, spricht ebenfalls gegen obige Vermuthung. Auch die Rechtfertigung des überreizten Tones durch Hinweis auf die Manieren der Alten, denen die „gothische“ Höflichkeit unbekannt gewesen, ist eine sehr verfehlte. In der kritischen Tonleiter endlich, die sich daran knüpft, sind Maximen angeschlagen, welche individuell oft das Rechte treffen mögen, doch als „Kanon“, als allgemeine Regel „für alle Folgezeit“, keineswegs gelten dürfen. Lessing's Scala paßt mehr für die Polemik, weniger für die Kritik. „Wenn ich Kunstrichter wäre“, sagt er, „wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushengen zu können: so würde meine Tonleiter diese seyn. Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich gegen den Cabalenmacher.“ Uebrigens sprach er damit im Grunde gar nichts Neues aus, und es ist geradezu lächerlich, wenn etwelche Literarhistoriker diese Worte in Gold faßten und als anstaunenswerthes Originalbild an die spanische Wand ihrer Geschichtsdarstellungen hingen. Riedel, um nur Einen namhaft zu machen, hatte zwei Jahre früher denn Lessing dieselben

Grundsätze aufgestellt; blos mit dem löblichen Unterschiede, daß er die Kunstkritik ermahnte sich auf eine höhere Stufe zu schwingen, wo der Zweifel gegen den Meister aufhört, eine furchtsame und tiefe Verbeugung zu sein, der Tadel gegen den Anfänger und Ungeschickten ein klotziger und meuchelmörderischer Ausfall. Er verglich den „Tempel des Geschmacks" mit einem verwünschten Schlosse, dessen Pforten von unsichtbaren Ungeheuern bewacht werden, die Niemand ohne Zauberei bezwingt. Er hatte Recht: der ärgste literarische Stümper ist weder Vaterlandsverräther noch Mörder, daß man ihn durch absolute Verdammungssprüche der Gefahr des Verlustes seines „zeitlichen" Glückes Preis geben dürfte. Wer ein Buch für ganz schlecht hält, soll darüber öffentlich gar nicht reden, forderte Fichte. Thut er es dennoch, meinte er weiter, hat er entweder ein schlechtes Herz oder einen schlechten Kopf. Es ist des Pöbels Art, über nichtsnutzige Dinge zu verhandeln. Was man aber Kabale nennt, das liegt ganz außer dem Bereiche kritischer Untersuchung.

Die Wirkung der „antiquarischen Briefe" ist bereits bezeichnet. Lessing's Obsiegen fußte jedoch vornehmlich auf dem ersten Theile derselben. Der zweite wußte sich nur geringen Anhang im größeren Publicum zu erwerben. Die meisten Exemplare kamen an Nicolai zurück, entweder, schrieb er dem Verfasser (23. Juni 1770), weil die Leute zu wenig oder zu viel auf Klotzen geschimpft fänden. Lessing wollte ihn überreden, weil „der Schalk mit Fleiß sich selbst so verächtlich gemacht, daß sich schon niemand mehr die Mühe nehmen wollen, den zweyten zu lesen", überreden nachdem er vorher öffentlich eingestanden, daß er das Publicum zu ekel gefunden „gegen alles was Streitschrift heißt." Es war indeß nicht ekel gegen Streit und Widerspruch überhaupt, nur gegen so tumultuarische Polemik, aus welcher hie und da anfänglich theils blos selbstsüchtige Eitelkeit, theils Mangel an Gerechtigkeitssinn oder guter Lebensart gefolgert wurde. Ein projektirter dritter Theil „antiquarischer Briefe" würde in jüngster Haltung unter Laien wahrscheinlich ganz unverkäuflich gewesen sein. Kein Wunder, daß Manche nicht sofort fassen wollten, wie an Klotzens Talenten, Gelehrsamkeit und Ruhm gar nichts wäre. Man hatte so oft und so viel Aufhebens davon gemacht. Aber nach Lessing's Vorgange brach die ganze Meute der Neider und Feinde gegen ihn los,

von allen Seiten drang man auf ihn ein, das Jubiliren über die Vernichtung seines bisherigen Ansehens in den gelehrten Kreisen war so allgemein, die Abwehr seiner Freunde Riedel (erfurtische Zeitung) und Schirach (literarische Briefe an das Publicum) so schwach, daß die Schwankenden glaubten ihre Zweifel der großen Menge der Widersacher opfern zu müssen, freilich nicht ohne einen unvertilgbaren Niederschlag von Mißtrauen gegen alles Gelehrtenlob. Wenn Männer von Autorität und unangetasteter Ehrbarkeit wie Ebert und Reiske den Triumphator becomplimentirten, daß er sie und andere Leute gegen den gemeinschaftlichen Feind gerächt habe, wenn sie Klotz einen unverschämten Prahler, unwissenden Spötter, boshaften Lästerer, einen Menschen mit grundverderbtem Herzen, Lotterbuben und noch anders nannten, dann war hundert Ungelehrten das Maß gegeben, wonach allein sie ihre bisherige Meinung rectificirten. Reiske soll wegen seiner Verdeutschung des Demosthenes die „Mißhandlungen" der Klotzschen Kritik erfahren und deshalb nun seinem Unwillen Luft gemacht haben. Ziehet sie aber hervor aus dem Staube der Vergessenheit, diese wunderliche fünfbändige Scharteke, und gestehet, daß ihm äußerstenfalls nur nach Gebühr begegnet worden. „Nicht seine Verdienste um Philologie und Wortkritik" haben bestritten, lediglich die ekelhafte Ungeschlachtheit und lächerliche Unbeholfenheit der Verdeutschung gezüchtigt werden sollen. Diese Uebersetzung, so elend wie das Papier, auf dem sie gedruckt, konnte bei Kennern nur zweierlei Wirkung hervorbringen, entweder Haarsträuben oder Bauchgrimmen vor Lachen. Hier zum Beleg eine kleine, glimpfliche Probe, zumal dieser Reiskesche Demosthenes jetzt eigentlich mehr der komischen als der philologischen Literatur angehört. Band V. Seite 547 beginnt des Demosthenes Rede wider Conon: „Männer, und Richter, dieser Conon hier hat mich so freventlich angeranzet, und so arg zugedeckt, daß eine lange Zeit verstrichen ist, ehe meine Blutsfreunde und Aerzte nur einige geringe Hoffnung schöpfen konnten, daß ich mit dem Leben davon kommen würde. Endlich bin ich aber doch wider aller Menschen Vermuthen dem Tode entrunnen. Da habe ich denn diese Rauffklage wider ihn anhängig gemacht. Wundert euch nicht, daß ich so glimpflich und säuberlich mit ihm verfahre. Das geschieht aus wohlbedachtem Muthe, und auf Anrathen guter Freunde. —

Wäre es auf mich angekommen, so hätt ich ihn gerne auf den Hals angeklagt. — Die Söhne Cononis führten in ihrem Posten ein schändliches, ärgerliches Leben, lebten im Luder, und wurden nie nüchtern. Das trieben sie alle Tage, die Gott ließ werden. Wenn andere Leute das Abendbrodt verzehrten, so hatten sie schon die volle Ladung und kälberten. Dann prügelten sie unsere Buben, oder schütteten die Pispotte ihnen über den Kopf aus, oder seichten sie an, und führten sich wie die ungezogensten, ausgelassensten Flegel von der Welt auf ꝛc." Hieran genug. Der Recensent that Recht, daß er diese Dolmetschung mit ihren „Stänkereyen", „Spanferkelhoden", „Sauhäckschen", „Fraß", „Kurfen", „Kesselgenossen", „Steifpfahlen", „Selbstöhlbullen" und andern zahllosen Pöbelausdrücken; mit ihrem Mischmasch abgeschmackter Phrasen und stümperhafter Constructionen statt demosthenischer Beredtsamkeit; daß er eine solche Travestirung des großen Redners eine Schändung unserer Sprache und einen Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte nannte. Vier Jahre vor diesem Ausspruche schrieb Lessing an Heyne (28. Juli 1764): „Wie muß man einen Reiske nennen? Um des Himmels Willen; was für einen Demosthenes giebt uns dieser Mann!" Jetzt hingegen wich er von besserer Einsicht so weit ab, daß er in jener Uebersetzung den „deutlichsten und sichersten Commentar des Originals" erkennend dem Verfasser Worte unverdienter schmeichelhafter Anerkennung zollte. Wie unwillig Letzterer übrigens aber gegen Klotz gewesen, er war der Erste, der ihm die Hand zur Aussöhnung bot und bis wenige Wochen vor seinem Tode mit ihm correspondirte, dessen Verdienste vollauf würdigend.

Sehr bevestigte den Umschwung der Meinungen über Klotz die eilfertige Fama, welche ihm ganz nach ihrer eigentlichsten Natur ohne hinreichende innere und äußere Begründung Abdankung unter den Fuß gab. Karl Lessing meldete seinem Bruder als gewiß (29. August 1769): der Minister sehe ein, daß Klotz der Universität keinen Nutzen bringe, und man sehe gern, wenn er Halle verlasse. Allein gerade das Gegentheil wurde ihm von Berlin aus versichert. Ein anderer seiner Feinde, Johann August Ernesti, sprengte in einem Augenblicke, wo er eigenhändige Beweise von dem Wohlwollen des Königs empfing, das Gerücht aus, er habe seine Dimission peremtorisch

erhalten; „doch“, bekennt Klotz, „bin ich durch einige Unvorsichtigkeit und Scherz gegen einfältige Leute an diesem Gerücht zum Theil selbst mit Schuld gewesen.“ Leicht begreiflich erregte es kein geringes Aufsehen, als der Minister von Zedlitz im August 1771 nach Halle kam, und außer ihm keinen der Professoren in seinem Hause besuchte. Ernesti gehörte übrigens nicht zu den Feinden, die ihm alle Gerechtigkeit versagten. Er ertheilte ihm sogar für die Schrift: Saxonis Grammatici historiae Danicae libri XVI cum prolegomenis et lectionis varietate (Lips. 1771), den großen Jablonowskischen Preis, über welchen ich aus den Statuten dieser Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig Näheres nicht zu schöpfen vermochte. Dort ist nur von gleichartigen Preisen die Rede. Auf keinen so ehrbaren Standpunkt erhoben sich Hamann und Rudolf Erich Raspe, Hessen-Casselscher Rath und Professor der Alterthümer. Beide erachteten es nach Lessing noch nicht für überflüssig, speciell dem unglücklichen Buche von den geschnittenen Steinen entgegen zu treten. Ersterer, „ungeachtet er von Gemmen so viel verstehe als eine Gans“ (Br. an Herder vom 7. Sept. 1768) schickte eine wegwerfende Recension in die Königsberger Zeitung; der Andere nannte ihn in besonderen „Anmerkungen“ den unverschämtesten Compilator, den das Vaterland jemals gesehen, wie dessen Freunde selbst sagten als Entgeltung dafür, daß ihn Klotz „durch das Schwert der Personalität“ bestürmt hätte. Allerdings war Raspe in der Halleschen gelehrten Zeitung mehrfach angegriffen worden, allein sein Verhalten gegen Johann Georg Jacobi hatte die Angriffe provocirt und Schonung verwirkt. Sachlich steht diese Gegenschrift jedoch ungleich höher als die „freimüthigen Gedanken“, in denen der Doctor der Arzneikunde Ferdinand Jacob Baier seinen Vater ob einer vermeintlichen, in dem obigen Buche enthaltenen Verleumdung sonder Beruf zu vertheidigen suchte. Desselben Blättchen mit dem Titel: Baurorum gentis obtrectatori petulantissimo crepitaculo Zoilo Klotziolo a lolio Sebastianus Brand in navem stultiferam acclamat ut sapiat etc. habe ich nicht erlangen können. Eine gleichzeitige Kritik berührt es mit wenigen verächtlichen Worten.

Sollte nun Klotz auch die ewige Erfahrung nicht erspart bleiben, daß mit dem Schwinden dessen, was uns beneidenswerth macht, sich die Reihe Derer lichtet, die man seine Freunde

nennt, denen man nur Gutes und Freundliches erwiesen; sollte er es erleben, wie dieser und jener seiner bisherigen Anhänger lediglich aus Furcht vor der Menge seiner directen und indirecten Feinde sich von ihm abwendete, so verließen ihn doch nicht Alle; mehrere, und nicht die winzigsten (Riedel's und Schirach's dabei nicht zu gedenken), harrten in diesen Kämpfen an seiner Seite aus; einige blieben in unveränderter Gesinnung bis an das Ende seines freilich kurzen Lebens. „Ich weiß etwas", schreibt Sonnenfels (30 Nov. 1768), „von dem Unterschiede Ihrer Meinungen, der auch von Weißen in seiner Bibliothek angemerkt worden; aber wer hätte glauben sollen, daß es zu einem öffentlichen Bruch kommen sollte. Ich weiß nicht, mit welchen Waffen von beiden Seiten gekämpft wird; Ansehen, Geist und Feuer ist auf beiden Seiten: sollte man nicht von Lessingen, dessen Hitze bekannt ist, sagen: Multa quidem nobis facimus mala saepe poëtae? Ich darf das ut Vineta egomet caedam mea — nicht weglassen —

— — — cum laedimur unum
Si quis amicorum est ausus reprehendere versum."

Am 24. Juli 1769: „Es ist so leicht, daß Ihnen etwas verdächtig werde, nach so vielen unartigen Begegnungen derjenigen, die Sie zu einer andern Zeit bis in Himmel, zwar nicht über Ihr Verdienst, aber immer doch erhoben hatten, und nun gegen Sie die unanständigsten Pasquille verbreiten. Zwar Ihrem Ruhm kann es keinen Nachtheil bringen, er ist bei der Welt durch unauslöschbare Verdienste gegründet: aber es ist eine Schande für unsere Zeiten, daß schon seit geraumer Zeit nichts als Schmähschriften gegen den verdientesten Mann erscheinen. Die Literatur leidet darunter, und die Hitze Ihrer Freunde dient nur einen Streit länger zu unterhalten, der sehr ungleich ist. Sie haben einen Ruhm zu verlieren, und das haben Ihre Gegner nicht. Lessing allein ist ein Mann, der um die Literatur verdient ist, aber Lessing hat vielleicht nicht den Ruhm, der noch wesentlicher ist, den Ruhm eines guten Mannes. Dieses Wort sei unter uns beiden auf unsere wechselseitige Ehre verschlossen, ein Zeichen meines Zutrauens gegen Sie! und in eben diesem Zutrauen fahre ich fort, Sie zu bitten: lassen Sie Ihren Mitarbeitern an der Bibliothek alle kleinen und oft sehr herbeigezogenen Sticheleien auf Lessingen und Herdern nicht an-

gehen: solche Sticheleien entscheiden nichts, aber sie erwecken den Argwohn der Parteilichkeit, und machen die gegründetsten Urtheile verdächtig. Ihre Freunde müssen ein Herz haben, durch edlere Beweise der Welt zu zeigen, daß sie Ihre Freunde sind! und Sie, mein Freund, widerlegen alle Verläumdungen am kräftigsten, wenn sie fortfahren die Welt, durch ewige Schriften aufzuklären." Weiße klagte über die Fehde, mit dem Bemerken: „Schöne Geister sollte das Band der Eintracht und Liebe verbinden; und wann hat jemals die Wahrheit bei dieser Art zu kämpfen gewonnen?" Gleim sah in dem Streite nichts, was seine Freundschaft für Klotz mindern könne. Flögel behauptete (14. Nov. 1768), daß Lessing „durch seine Briefe seinen moralischen Charakter der Welt nicht empfohlen, wenn auch Herr Nicolai das Papier dazu aus Rom holen ließ. Ich finde ihn weder rosenroth noch purpurfarbig, sondern ganz gelb von Galle. Wir hielten seine Hitze gegen Langen für Hefen der aufbrausenden Jugend; aber nun wissen wir doch, daß sie ein Bestandtheil seines Charakters ist." In einem spätern Schreiben (10. Jan. 1769) äußerte er: „Mag doch Lessing über die gothische Höflichkeit lachen, mag er doch antiquorum hominum sein; genug, wir fühlen, daß er nicht Recht hat. Ich habe mit dem Manne, dessen Einsichten ich sonst verehre, ein paar Jahre in Breslau gelebt, aber wir haben es nie über die allgemeine Höflichkeit bringen können; er sah mir immer zu hoch herab und konnte nicht den geringsten Widerspruch vertragen. Ueber Ihre Recension des Laokoon konnte er unmöglich so aufgebracht werden; Nicolai, . . . und . . . mögen sicher das ihrige beigetragen haben, ihn zu einer so unsinnigen Wuth anzuflammen. Aber wie lange werden solche Schriften gelesen, die aus persönlicher Feindschaft herrühren? Bald müssen sie unter den alten polemischen Papieren vermodern." „Wie ganz anders", bemerkt Guhrauer hiezu, „lautet später Flögels Urtheil über Lessing in den reiferen Früchten seiner großen Gelehrsamkeit, die ihm einen europäischen Ruf verschafften!" Unkundige dürften hieraus leicht zu der Vermuthung gelangen, daß diese Aenderung zum Nachtheile Klotzens ausgefallen, zumal Flögel als eifriger Anhänger desselben in der Periode jener Händel dargestellt worden. Dem ist jedoch nicht so. Seine Urtheile über Klotz in seinem bedeutendsten

Werke, der Geschichte der komischen Literatur, sind unverändert, im engsten Einklange mit der Hochachtung und Freundschaft, die er ihm bis zum letzten Augenblicke bewahrt. Auch ist eine wahrhaft miraculöse Spürkraft erforderlich, um eine Stelle aufzufinden, in welcher ein Widerruf obiger Urtheile enthalten wäre. Jacobi schätzte den Streit nur gleich einer tagthierigen Begebenheit, und Herder's Wälder erachtete er als „bloße Kurzweil", aber „ich leugne nicht bei alledem, mein Liebster, daß ich die Wiederherstellung aller Dinge wünschte, und mit Klotz, Lessing und Herder in einer Rosenlaube lachen und trinken möchte." Er hielt diese drei für ebenbürtig. Wenn in Hagedorn's Correspondenz mit Klotz „aus Liebe zum Glimpf" Zurückhaltung in obschwebender Sache gefunden werden muß, so ist andererseits deutlich genug darin zu erkennen gegeben, daß ihn Lessing's Obmacht nicht gegen den sonstigen Werth seines Verehrers verblendete. Es ist nicht wahr, was Nicolai versicherte, daß seine anfängliche Meinung in's Gegentheil umgeschlagen. Noch im October 1771 versicherte er Klotzen, daß „seine unveränderliche Hochachtung ihn unausgesetzt wünschen lasse, alle Widersacher möchten sich in dessen Freunde verwandeln", fast so wie er im November 1769 an ihn geschrieben. Am Aufgebrachtesten gegen Lessing zeigte sich Lippert. Klotz zu einer in lateinischer Sprache umgearbeiteten und vermehrten Ausgabe seines Buches ermunternd, schalt er jenen einen naseweisen und groben Mann, mit welchem er nichts zu thun haben möchte. „Er dringet sich als Antiquarius der Welt auf, welches er doch in alle Ewigkeit nicht werden kann; mit allem seinem sophistischen Witze hat er nicht den geringsten Geschmack noch wahre Kenntniß der Künste; stolz auf ein bischen Grammatik und Latein, welches aber sich nicht weiter als bis auf eines guten Schulmannes Latein erstrecket, bläht er sich auf, und dieses siehet man auch an Herrn Herder, der aber mehr verstehet als Lessing, aber auch ein eben so schlimmer Sophist ist, der wie dieser die Worte im Maule umdrehet, allein auch wie dieser nichts gesehen, als was er etwan in Büchern und Kupferstichen gesehen; dergleichen Buchgelehrte aber heißen bei mir keine Kunstgelehrte, denn dazu gehöret mehr als ein wenig Griechisch und Latein. Fahren Sie nur fort nützlich zu sein, bei rechtschaffenen Leuten werden Dieselben allemal Lob und Ehre haben. Denken Sie

nur wie ich, und nehmen sich niemals die Mühe, einem solchen grammatikalischen Kleffer zu antworten, denn dadurch setzen Sie sich in unnöthige Mühe, und durch alle dieses Gezänke wächset den Wissenschaften nicht eines Hellers Werth zu; in ein paar Monaten sind solche Streitschriften vergessen, und binnen Jahr und Tag denket niemand mehr daran." Später dachte Lippert nicht mehr so geringschätzig von Lessing. Beide kamen nach Klotzens Tode in's beste Einvernehmen. Doch noch in seinen letzten Tagen nannte er jene Händel läppisch. Freundschaft und Hochachtung bewahrten Klotzen, unbekümmert um alle Anfechtungen und Herabsetzungen, der Freiherr von Gebler, Dusch, Heinrich Zobel, Mastalier, Denis, Koch in Braunschweig — dessen Briefen man entnimmt, wie sorgsam sich Lessing bei seiner Ankunft in Braunschweig nach Klotzens dortigen Freunden erkundigte —, Schummel und Uz. „Wie sehr wünschte ich," schreibt ihm dieser nach Empfang der Lectiones Venusinae, „daß Sie Ihre Talente und Zeit auf die Ausarbeitung dergleichen schätzbarer Schriften wenden und sich nicht durch Streitigkeiten zerstreuen möchten! Es thut mir wahrhaftig wehe, daß ich diesen litterarischen Krieg und die Art, wie er geführt wird, so lange mit ansehen muß; und doch haben beide Theile schon genug gegeneinander gesagt, daß sie wohl einmal aufhören könnten. So lange man jede Neckerei hoch aufnimmt und vergilt, wird des Streitens kein Ende, aber wohl das Publicum des Handels endlich müde werden. Ihre Gelehrsamkeit und Ihr Geschmack werden Ihnen würdigere Beschäftigungen anweisen, als Zänkereien fortzusetzen, die zu nichts dienen." Die Art, wie der bekannte Kunsttheoretiker Murr sich Klotzens annahm, konnte dessen Niederlage nicht bessern.

Wie tief also auch sein Stern gesunken, völlig erlosch er nicht; es gab immer wenigstens eine kleine Anzahl oder — wenn man so sagen darf — eine Partei, die ihm huldigte, und seinem persönlichen Einflusse, von dem wir noch reden werden, hatte man nicht das Mindeste zu rauben vermocht. Ja, selbst das jenseitige, triumphirende Lager erfüllte noch Furcht bei Nennung seines Namens. Wie kläglich bat z. B. Nicolai Herdern, ja die allgemeine deutsche Bibliothek nicht zu verlassen, jetzt, wo die Klotzsche Partei alle Kräfte anspannen werde sie zu stürzen. Wie faßt er ihn an seinen empfindlichsten Stellen,

wie erinnert er ihn immer wieder daran, daß der „niederträchtige Mensch“ seine Anonymität gelüftet habe. Entsetzliches Verbrechen! das aber Lessing, der Weiße's und Hippel's Anonymität wider ihren Willen gelegentlich beseitigte, ungeahndet hinging. Und lag es schon in dem Verhalten von Männern, welche Klotzens Ueberwältiger selbst zu den bessern rechnete; schon in der Treue eines, wenngleich kleinen, indeß achtungswerthen Häufleins, daß er nicht in den äußersten Abgrund der Verachtung gestürzt werden, auch ferner eine breite Stufe kritischer Geltung behaupten konnte — freilich gewaltigen Abstandes von der weiland Alles überragenden Höhe —; so andererseits in der nachmals gegen Freunde leidig genug gerechtfertigten Art, wie Lessing den Kampf begonnen und geführt, daß dieser — Sulzer prophezeite es zuerst — wissenschaftlich ziemlich unwichtig, ohne bedeutsamen Nutzen sowol für die Mit- als Nachwelt bleiben mußte. Dabei wirkte mit, daß — wie bereits angedeutet — unter den Wenigen, welche einen an sich beschränkten Gegenstand zu erweitern vermochten, folglich den Streit nutzbarer zu machen, und nicht auf Klotzens Seite standen, die Ansicht vorherrschte: bei aller in den antiquarischen Briefen bewiesenen wissenschaftlichen Ueberlegenheit sei doch die polemische Beredtsamkeit das Beste darin; etwas Großes auf dem Gebiete der Kunst des Alterthums, wol gar einen andern Columbus ließen sie von Lessing nicht erwarten. Wieland, der dem Kriege „wie eine neutrale Reichsstadt“ zusah, schrieb an Riedel: „Lessing wird mit aller seiner Spitzfindigkeit, logikalischen Präcision und antiquarischen Gelehrsamkeit kein Winkelmann werden.“ Hierin verrieth er die Gedanken noch Anderer. „Fahren sie mir säuberlich mit Lessing, welcher zwar kein Winkelmann, aber doch als Lessing einer der besten Köpfe Deutschlands ist,“ rieth er demselben in einem spätern Briefe. Auch Herder schenkte den beiden Theilen der antiquarischen Briefe, die er mit zwei Bären verglich, welche den „Hauptknaben“ zerrissen und die übrigen in ihre Löcher und Winkel jagten, hauptsächlich der schneidenden Befehdung wegen seinen Beifall; weniger entzückt war er von dem rein sachlichen Inhalte. Und wie Heyne in Wirklichkeit über Lessing's Leistungen im antiquarischen Fache dachte, hat er zu einer Zeit offenbart, wo ihn keine persönlichen Rücksichten, keine selbstsüchtigen Ab-

sichten mehr zu Elogen und Rückhalten bestimmten. „Sie öffnen mir", erklärte er dessen Nachfolger zu Wolfenbüttel, dem Bibliothekar Langer, „den Mund über Ihren berühmten Vorgänger als Bibliothekar endlich. Meine Meinung laut zu gestehen, es ist und war ein Fanatismus der Eitelkeit von denen, die mit ihm in Verbindung gestanden haben wollten, weil sie sich dünkten nun auch etwas zu bedeuten, daß man ihn zu Allem machte, und also auch zum Bibliothekar und Antiquar, und wozu weiß ich noch?" Diese Aeußerung ist ihm freilich sehr verübelt worden, verdientermaßen insofern er jenen ebenso wenig für einen Antiquar als Bibliothekar gelten lassen will; denn aus Schönemann's Umrissen zur Geschichte und Beschreibung der Wolfenbüttler Bibliothek (Serapeum 1844, 225—236) entnehmen wir, daß seine Verwaltung zu den unglücklichsten Verhängnissen gehört, welche ein solches Institut treffen konnte, daß er einer der unfähigsten Bibliotheksvorsteher war. Und das durfte doch auf ihn als Antiquar nicht angewendet werden. Trotzdem, und was man sonst gegen Heyne's Urtheil vorbringen mag, alles Gewichts entledigt ward es nicht. Was nebenbei bemerkt der Fanatismus der Eitelkeit zugestand und über Gebühr vergrößerte, erhielt auch Kräftigung durch eine andere Schwäche: durch die Furcht es mit ihm zu verderben. Hamann beklagte schon 1760 Diejenigen, die „an einen solchen Kopf" anrennen würden, und Wieland erachtete es als weise, ihm wie dem Teufel aus dem Wege zu gehen, sobald man ihn erblicke, alles Handgemenge mit ihm zu vermeiden. Doch Lessing wollte ja keine nachhaltige wissenschaftliche Nutzbarkeit, er wollte vornehmlich Klotzens Niederlage. Nachdem er ihn einmal auf's Korn gefaßt, war ihm das wissenschaftliche Gebiet selber, wohin er ihm folgen mußte, sehr gleichgiltig, und wenn es, laut eigener Aussage, das deutsche Staatsrecht gewesen wäre.

Das einzige Gute, was sich bei dem Streite gewinnen ließ, fand Herder in der Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet," welche zunächst wiederum gegen Klotz gerichtet wurde, indeß ebenso gegen noch andere Gelehrte, die „an den verkehrten Einbildungen" desselben Theil nahmen. Immer glaube Klotz mit seinen wissenschaftlichen Behauptungen ihm auf den Fersen zu sein, aber wenn er sich auf sein Zurufen nach ihm umwende sehe er ihn ganz seitab in einer Staubwolke auf einem von

ihm nie betretenen Wege einherziehen. Allein Herder's Erörterungen, Anderer gar nicht zu erwähnen, beweisen, daß Klotz keineswegs sich so weit ab befunden, wie der Gegner meinte. Herder's Erörterungen sind hinreichend untrüglich zu erkennen, daß die Staubwolke, in welcher Lessing Klotzen fernwärts ziehen sah, auf optischer Vergrößerung beruhte, theils von ihm selber herrührte.

Hätte indessen dieser Nachtrag zu den antiquarischen Briefen sachlich auch allewege Recht gehabt; wäre die Schönheitsidee der Griechen nirgend trefflicher hervorgehoben worden denn hier; wäre die Schrift wirklich nach ihrem Inhalte so schön als in ihrer Entwickelung, wie sie Herder im Widerspruch mit sich selbst nannte; hätte sie sich auch frei gehalten von jeglichen bittern und persönlichen Ausfällen; — das „einzige Gute" löst sich in Nichts auf gegenüber dem heillosen Schaden, den Lessing's Polemik der gesammten deutschen Schriftstellerwelt zufügte: einen Schaden, den noch Niemand wegzuleugnen vermocht hat, und den keine Phrase, man hole sie her wo man wolle, beschönigt. Das Publicum bildete sich eine eigene Moral aus dem Spectakelstück, das Lessing ihm bot, eine Moral, die sich nicht um Klotz lediglich concentrirte, nicht bei dem Mißtrauen gegen alles Gelehrtenlob stehen blieb. Vertrauen, Liebe, Verehrung, Begeisterung bis zum Uebermaß für seine Dichter und Schriftsteller erlitten nach mancherlei früheren Anfechtungen jetzt einen Stoß, welcher nicht blos die Wiederkehr des ehemals so köstlichen, wenn gleich hin und wieder absurd naiven Verhältnisses zwischen dem Volke und seinen Lehrern unmöglich machte, sondern auch in die Literatur eine arge Zerfallenheit brachte. Die antiquarischen Briefe sind der Abschluß jener Epoche des literarischen Lebens in Deutschland, wo vorzüglichen Geistern nur mit Achtung begegnet wurde (s. Goethe's Werke XXV. 180), und der Anfang einer literarischen Schandchronik (s. Briefe an Klotz I. 157), welche seitdem zum Erschrecken angeschwollen und deren Ende kein Absehen ist.

Wie aber benahm sich Klotz bei diesem für ihn so unglücklichen Handel? Zur Beantwortung dieser Frage hat sich Guhrauer begnügt, den elenden Hausen bona fide abzuschreiben. Wahr ist, daß er zunächst dem ersten Theile der antiquarischen Briefe blos die bereits (S. 350) erwähnte, in höchst anstän-

digem Tone gehaltene „kurze Verantwortung" entgegensetzte. Aber sowol in der „deutschen Bibliothek", wie in den „Halleschen gelehrten Zeitungen" verhieß er die Abfassung einer besondern erschöpfenden Vertheidigung, welche ihm in Betreff des zweiten Theiles jener Briefe allerdings um so leichter sein mußte, je geringer der Anklang im Publicum gewesen, doch um so schwieriger hinsichtlich des ersten Theiles, als, wie bemerkt, Lessing's Obsiegen vornehmlich auf diesem fußte. Jedenfalls hatte Klotz bei dieser Vertheidigung im Durchschnitt eine Aufgabe, der er sich nicht spielend entledigen konnte, eine Aufgabe, deren Lösung bei seinen übrigen Berufsgeschäften mehr Zeit erforderte als ihm eingestandenermaßen selber lieb war. Nachdem er jedoch schon eine „kurze Verantwortung" erlassen, dann eine erschöpfende Vertheidigung sowol öffentlich verheißen als auch in den Briefen an seine gelehrten Freunde wiederholt versprochen, ergiebt sich die Hausensche Behauptung, daß er auf einmal von dieser Vertheidigung ganz still geworden und zuletzt Jeden versichert habe, die antiquarischen Briefe seien von ihm weder zeither gelesen, noch würden sie jemals von ihm gelesen werden, von selbst als eine ganz unverschämte Lüge. Ich finde in Wahrheit in dem gesammten von ihm vorliegenden Briefwechsel auch nicht ein Wort, das einen so frechen Widerspruch bestätigen könnte. Statt der Vertheidigung soll er nach Hausen bald in den „gelehrten Zeitungen," bald in der „Bibliothek" und in den „Actis litterariis" ganz andere Begriffe wider Lessing unternommen haben, als daß man sie eine Vertheidigung nennen dürfte, — Angriffe welche alle auf Personalitäten hinausgelaufen wären. Ich habe mich der sterilen Mühe unterzogen diesen Angriffen an genannten Orten nachzuspüren und gefunden, daß Hausen abermals theils übertrieben, theils gelogen. Kein Wunder, wenn sich seines Gemüths eine Bitterkeit bemächtigt hätte, welche nicht immer die Grenzen des Angemessenen einzuhalten vermag. Ueberall aber, wo er selber auf Lessing zu sprechen kommt, begegnete er ihm mit ersichtlichem Bemühen nach Gerechtigkeit, mit Achtung vor seinem Genie und seinen Vorzügen; er ist und bleibt ihm der „antiquarius eximius, ingeniosissimus," u. s. f. Wenn er den Schluß der „Hamburgischen Dramaturgie" ein scurrilisches Nachspiel nennt, so hat er nur ein begründetes Urtheil gefällt;

wenn er sonst Ausstellungen und Einwürfe erhebt, so geschieht es in der anständigsten und beachtenswerthesten Weise. Ihm, dem schlimmsten Feinde, wiederfährt keine herbere Rüge, als seinen besten Freunden. Abbt, Jacobi, Koch, Schirach, Weiße, Riedel, Flögel, Zachariä, Mastalier u. A. haben in viel schärferem Tone mit sich reden lassen müssen. Wieland ist er zu keiner Zeit gerecht geworden, so wenig wie die Berliner, weil er, sonderbar genug, ihn bei allem Bemühen nie recht zu würdigen vermochte. Andererseits freilich finden sich hie und da einige keineswegs zu billigende Auslassungen; es kommt ferner vor, daß Lessing der Rath gegeben wird, sich um die ersten Anfangsgründe der griechischen Sprache zu bekümmern (D. B. 18. St.); allein diese und wenige ähnliche Ausfälle rühren nicht von Klotz her, und treffen ihn nur insofern, als er zu keiner Zeit davon abging, seinen Mitarbeitern absolute Freiheit zu verstatten und das Redactionsgeschäft blos nach der rein äußerlichen Seite zu betreiben. Wenn er nicht auf die Mahnungen hörte, „die Artikel seiner Mitarbeiter vorher zu lesen," „seine Mitarbeiter in Subordination zu halten," oder, wie ihm ein Vertrauter von Wien aus schrieb, „darauf zu achten, daß keine Sticheleien gegen Lessing durchpassireten, welche auf seine Kappe zurückfallen würden," so mußte er sich's freilich gefallen lassen, daß ein Ununterrichteter ihm die Verantwortung dafür aufbürdete. Allein Hausen kann keine unfreiwillige Verwechselung, kein Irrthum zur Entschuldigung gereichen.

En passant sei bemerkt, daß man Klotz in Berlin auch für den Verfasser des „Etwas von Ohngefähr" (1769) hielt. Klotz war aber der Erste, der sich gegen diese höchst unbedeutende Satire erklärte und den unbekannten Verfasser wegen der darin enthaltenen gemeinen Schmähungen auf Lessing zurecht setzte, also daß man jenen Verdacht nicht öffentlich auszusprechen wagte.

Als endlich der Verleger des Buches von den geschnittenen Steinen eine zweite, lateinische Ausgabe desselben wünschte, beschloß Klotz dieser seine Vertheidigung einzuverleiben. Doch der Tod überraschte ihn inmitten dieses Vorhabens. Nach kaum vierzehntägigem Krankenlager raffte ihn das damals in Halle epidemische weiße Friesel am 31. Dezember 1771 im dreiunddreißigsten Lebensjahre hinweg. Post fata quiescit! Les-

sing konnte sich aber selbst bei der Nachricht von seinem Tode schnöder Witzelei nicht enthalten. —

Fassen wir in sorgfältiger Prüfung Alles zusammen, was von ihm und über ihn vorliegt, so ergiebt sich, daß Klotz unbestreitbar ein Mann von großem Genie, aber zu unruhigem, allzubeweglichem Temperant gewesen, perelegantis sed inquieti et contentiosi ingenii, wie sich Wyttenbach (in Vita Ruhnkenii) ausdrückt, um in der Sphäre, in welche er gegen seine Neigung verwiesen, eine volle harmonische Thätigkeit entwickeln und somit ihre höchsten Ziele erreichen zu können. Möglich, daß ein längeres Leben diese psychophysische Beschaffenheit geändert, seine Abneigung vor dem Gelehrtenamte war indeß kurz vor seinem Tode schon so weit gediehen, daß sich aus solcher Möglichkeit keine Schlüsse rechtfertigen, wie sie Budik gezogen. „Ich bin in ein Element versetzt worden, in dem ich eben so wenig handeln kann, als der Vogel im Wasser", schrieb er an Riedel. Seine Neigung ging von Jugend an auf ein geschäftiges Leben, auf staatsmännische Wirksamkeit, wie er an einer andern Stelle bekannte. Trotzdem läßt sich mit Budik sagen, daß mit ihm eine kräftige Stütze der Literatur dahin gesunken; trotzdem erwarb er sich Verdienste, wie sie bei so kurzem Lebenslaufe in demselben Grade nicht Viele zu erringen vermochten.

Als Universitätslehrer war er der Erste, welcher, um es zu wiederholen, eine ästhetische Behandlung der Philologie und deren Einführung in die allgemeinen Kreise der Gebildeten anstrebte. Als philologischer Schriftsteller bewies er in anregendem, rastlosem Schaffen meisterhafte Sprachfertigkeit, Geschmack, Scharfsinn und umfassende Kenntnisse wie Wenige seiner Zeitgenossen; und wenn seine Arbeiten, z. B. die kritischen Miscellaneen, nicht immer glückliche Verbesserungen sind, nicht immer, wie z. B. dem Commentar des Tyrtäus vorgehalten, mit genügender Sammlung und Sichtung des Materials vorgenommen, so verschuldet dies die eilige Unruhe seines ganzen Wesens, nicht mangelhafte Fähigkeit oder selbstgefällige Anmaßung. Unter den lateinischen Poeten des 18. Jahrhunderts ist er vielleicht der größe Odendichter, namentlich in Nachahmung des Horaz. Seine satirischen Producte aber weisen ihm, wie wir gesehen, vornehmlich ob

ihrer culturgeschichtlichen Bedeutung einen Rang unter den Ersten und Besten der ganzen Zeit an, welche wir hier betrachten.

Durch die Acta litteraria, in seltener Kühnheit den Juvenal'schen Spruch: librum, si malus est, nequeo laudare, executirend, mit unerbittlicher Strenge gegen alles Mittelmäßige und Schlechte verfahrend, schuf er nicht blos den seiner Zeit gefürchtetsten Areopag, sondern, was mehr bedeuten will, und worauf es ihm ankam, ebenso wie durch die vorurtheilsfreie Unerschrockenheit der „Deutschen Bibliothek“ mächtige Förderungsmittel für die Regeneration des literarischen Geistes. Der Einfluß dieser Organe auf Ausbreitung des guten Geschmacks in der Literatur und die wohlthätigen Folgen der Reaction des zweitgenannten gegen die Berliner Bibliothek sind neben der gesteigerten Rührigkeit des allgemeinen literarischen Lebens, welche sie sammt den durch Klotz mittelbar hervorgerufenen neuen periodischen Unternehmungen verursachten, noch niemals hoch genug angeschlagen worden. An diese deutsche Bibliothek, welche mit dem Jahre 1771 endete, sollte sich ein „Magazin der deutschen Kritik“ schließen, das gleichzeitig verschiedene Beurtheilungen ein und desselben literarischen Erzeugnisses brächte, — jede Beurtheilung mit den erforderlichen Belegen — und den Autoren genügenden Raum zu fortlaufenden Erläuterungen und Rechtfertigungen gönne. Alle Gelehrte waren zur Mitarbeiterschaft aufgefordert; weiter indessen als über die Idee konnte dies damals höchst eigenthümliche Project in Folge des raschen Absterbens seines Urhebers nicht gelangen. Das Journal, welches Schirach von 1772—76 redigirte, entlehnte zwar den Titel, die Tendenz des ursprünglichen Entwurfs ergriff es aber nicht.

Es ist bereits zugestanden, daß Manches, was Klotz erstrebte, von Andern mit mehr Besonnenheit, größerer Concentration der Kraft und glücklicher erreicht worden. Es ist unbestreitbar, daß seine Verdienste nicht nach seinem Ruhme bemessen werden können, denn dieser überstieg jene sehr weit, vielleicht in demselben Maaße, als Haß und Neid sie herabzusetzen suchten. Dem Flor der Universität Halle ist sein Nimbus unter allen Umständen zu statten gekommen. Was er jedoch immer Gutes erstrebte, nie war es die persönliche Eitelkeit, der selbstsüchtige Ruhm, welche ihn leiteten, immer war es die Liebe zur Wissenschaft, immer ein lauterer Wille. Das Gerede von dem

fein gesponnenen literarischen Bündlerwesen, das er gepflogen, von der weit verzweigten Clique, die er behufs Geltendmachung seiner Person geschaffen und organisirt, wurzelt lediglich in den vielen Verleumdungen, welche die Nicolaiten über ihn ausgeschüttet. Er war nicht gewillt, menschliches Wissen überhaupt zu hoch anzuschlagen. Saepius me, sagt Mangelsdorff, ab eo audire memini, nihil unquam verius scriptum esse, quam Agrippae librum de vanitate scientiarum. Noch weniger aber ließ er sich verleiten, sein eigenes Wissen und Wirken zu überschätzen. Er konnte nicht bescheidener von sich denken, als es geschehen. „Es ist mir genug, äußerte er in dem Briefe an Riedel vom 4. Juni 1767, also in einer Zeit, wo sich noch Alles beeilte ihm Weihrauch zu streuen, — es ist mir genug, wenn man mir die Ehre anthut, mich zu den Zeitgenossen der Männer zu rechnen, welche den guten Geschmack unserm Vaterlande geschenkt haben: eine Ehre, die ich mir nicht einbilden könnte, wenn ich sie mir von meinen Schriften verspräche." Und als er später in der Ahnung seines unfernen Todes wünscht, Riedel und kein Anderer möge der Welt seinen Lebenslauf hinterlassen, hebt er hervor: „Ich habe große Fehler, und keinen derselben sollen Sie verschweigen. In Ansehung des Guten vergessen Sie auch nicht der Welt zu sagen, daß ich manches Gute hätte leisten können, wenn ich in meiner Sphäre gewesen wäre." Er wußte, daß der Ruhm ein nichtiges und trügliches Phantom, nur zu oft erworben ohne Verdienst und ebenso häufig verloren ohne alle [illegible]. Und wenn er, vielleicht in pessimistischer Stimmung, [illegible] aufwarf: „Une éternité de gloire vaut-elle un jour [illegible]?" übersetzte er nur die Sentenz eines der Weisesten [illegible] Alterthums. [illegible] sie die Logik der Probleme des Lebens nicht als [illegible] bei Seite geschoben. Endlich gesteht selbst Hausen, [illegible] große Ruhmbegierde andichtet, daß er unendlich mehr vom Streben nach Wahrheit und Unparteilichkeit beseelt [illegible]ewesen.

Bei dem eminenten Ansehen, dessen Klotz als Gelehrter und Kritiker theilhaftig ward, konnte es nicht ausbleiben, daß er auch einen bedeutenden persönlichen Einfluß erreichte; ja er wurde einer der einflußreichsten Männer in Deutschland, und ist es bis an sein Ende geblieben. Er war ein wirklicher Rath; die größten Minister und Staatsmänner entschieden nach seinen

Empfehlungen. Und hier sind wir daran unter Zurückweisung der Lästerer, welche ihn einen Mäkler im Reiche der Wissenschaften nennen, den die Begünstigten die Präconisation als Sold zu entrichten gehabt hätten, noch eines anderen seiner Verdienste zu gedenken: des Verdienstes, daß er eine große Menge junger Leute in Aemter beförderte, welche sich zwar nicht immer durch gründliche Gelehrsamkeit hervorthaten, aber durch hellen, aufgeweckten Geist ersprießliche Wirksamkeit verhießen. Darunter manche, welche sicher niemals in Stellung gelangt sein würden, da sie ohne unsern Protector des Weges gewiesen waren, auf welchem nur „pecora orthodoxa", versorgt zu werden pflegten. Klotz bemaß seine Empfehlungen vor Allem nach den Erwartungen, welche er für volksthümliche Bildung und Aufklärung von den Betreffenden hegte, und erachtete es vollen Rechts als keinen Eintrag, wenn die positive Gelehrsamkeit dahinter zurückstand. Kam seine Protection auch etwelchen Unwürdigen zu statten, wurde die Dankbarkeit dieses oder jenes Schützlings in zu beredter Weise manifestirt, darf er darum geschmäht werden? steht er darin einzig da? Hat er nicht selbst beklagt, daß er sich geirrt, daß er mystificirt worden, daß ihn seine Gutmüthigkeit fortgerissen? Und wie oft setzt er in seiner Abwehr dargebrachte Lobeserhebungen einzig auf Rechnung der Verbindlichkeiten und der Freundschaft, welche man ihm zu schulden vermeine!

Doch auch ohne Anstoß von oben her suchte er jedes Talent zu fördern, das ihm auf seinem Lebenswege begegnete, [illegible] er immer nur konnte, selbst in wahrer Aufopferung. [illegible] sogar Hausen gesteht, daß er dienstfertig, nicht selten zu seinem eigenen Schaden gewesen, daß wenn [illegible] einmal seiner Fürsorge anvertraut ihn nichts mehr e[illegible] er nicht eher ruhen konnte als bis des Andern Glück zu Wege gebracht, so muß dies jedwede Verkümmerung dieses Ruhmes zu nichte machen, die stärksten Zweifel an seinem im Kerne vortrefflichen Charakter ersticken. Wie viele gute Handlungen, ruft der Genannte aus, hat Klotz in diesem Verhältnisse nicht gestiftet!

Zu den von ihm besonders in Schutz genommenen Talenten gehört auch Bürger. Man hat Gewicht darauf gelegt, daß Er es gewesen, der Bürger's Begabung zuerst erkannt, der in ihm Kenntniß und Liebe zur alten Literatur erweckt, seinen Geschmack

verfeinert. Aber man hat dies Gewicht bedeutend verringert durch die Beschuldigung, daß er ihn in die Mysterien der Liebe und des Wohllebens eingeweiht. Während Althof und Andere, die zu Bürger's Freunden gehörten, nur einen indirect nachtheiligen Einfluß auf seinen moralischen Charakter statuirten, nahmen Spätere keinen Anstand Klotzen des allergeflissentlichsten zu zeihen. Bürger war jedoch, wie wol Jeder weiß, von Hause aus eine ungestüm sinnliche Natur, auch ohne verführerische Beispiele geneigt alle Schranken der innern und äußern Gesetzmäßigkeit des Lebens zu überspringen. Und nicht sowol Klotzens Privatleben, das er aus näherm Umgange kennen lernte, als vielmehr das wüste studentische Treiben, welches damals in Halle herrschte, ließ ihn das Maaß eines frohen Genusses vergessen. Als er 1768 nach Göttingen kam, brachte er nichts von der Glätte und Versatilität des äußern Wesens seines Gönners mit, hingegen alle Rohheiten und Zügellosigkeiten studentischer Kreise; sicher noch ein Beweis, wer auf seine Sitten den eigentlichsten Einfluß geübt.

Ueberhaupt ist Klotzens Privatwandel im schwärzesten Lichte dargestellt worden. Gleich dem Klatsch des Alltagsgetriebes ist auch das Schriftenthum dickaufgetragener Behauptungen nie entrathen gewesen und hat den luxuriösesten Gebrauch davon gemacht. In wahrhaft pharisäischem Pathos hat man ihn den Ersten genannt, der unter den deutschen Gelehrten die Libertinage öffentlich zum Prinzip erhoben, der ein völlig ungebundenes, unerhört lüderliches Leben geführt. Weshalb denn seinetwegen irgendwelche Scrupel fassen? Durch Majoritätsspruch verurtheilt baumeln ja seine Gebeine längst am Literatur-Galgen. Einen Stein mehr oder weniger im Vorübergehen danach schleudern, einen kleinern oder größern, was kann da sein? Es thut ihm ja auch nicht mehr weh.

Und dennoch, wie drängt sich der Verdacht auf, daß in dieser Hinsicht ebenfalls ein literarischer Justizmord vollendet worden! Wie treibt der Umstand, daß Hausen, der ihn förmlich in Polizeiaufsicht genommen, bei aller Herzlosigkeit und Schmähsucht keinen sittlichen Flecken anzuheften wagt oder wenigstens keine auffälligen Kennzeichen seines Lebenswandels in den über ihn verbreiteten Steckbrief notirt, zu einer Revision dieses Abschnittes der Prozeßacten! Welche Bedenken müssen die Berichte

von Zeitgenossen erzeugen, daß er ununterbrochen in dem innigsten Verhältniß zu seiner Gattin gestanden, wie denn, nach übereinstimmenden Aussagen, auch auf dem Sterbelager die ängstlichste Sorge seines Gemüths die Zukunft der Gattin ist, sie vornehmlich ihrer sittlichen Wohlfahrt halben auf sein elterliches Haus verweisend, nicht auf das zweideutige ihrer Mutter in Göttingen! Was kann von der „unerhörten Lüderlichkeit" eines Mannes übrig bleiben, der bei einem so kurzen Lebenslaufe eine fast beispiellose Thätigkeit und Geschäftigkeit bewiesen, nach allen Seiten hin auf das Ungemeinste in Anspruch genommen worden? Oh, ihr Nicolaiten, ihr Königsberger!

Klotz' Lebensanschauung war eine für seine Zeit ungewöhnlich vorurtheilsfreie und durchaus heitere, und demgemäß huldigte er auch im geselligen Umgange der freien Sitte, ohne darum ein Libertin zu sein. Er gehörte nicht zu den gottseligen Enkratiten, welche die wahre Heimatsangehörigkeit des Menschen im Jenseits suchen, und hinter jeder Freude des irdischen Daseins die Sünde fletschen sehen. Zwar war er kein Atheist, aber die Zwecke des menschlichen Daseins erfüllen sich ihm ohne Zuthun der Gottheit auf der Erde. Zwar bekannte er sich in rationeller und toleranter Auffassung zu den Grundsätzen der christlichen Kirche, aber gegen die Annahme einer Unsterblichkeit sträubte sich sein classisch gebildeter, philosophischer Geist, nur in einer Ahnung seines baldigen Todes und auf dem Sterbelager gleich manchem andern starken Gemüthe vor und nach ihm das Bedürfniß einer angenehmen Fortexistenz fühlend, das heißt in das Himmelreich zu kommen. Doch nicht blos [illegible], aufreibende Arbeit ist die irdische Bestimmung des Einzelnen, das hieße sie geradezu verfehlen: das Vergnügen, die Freude, die Muße müssen eine ebenso große [illegible] einnehmen, wenn wir unseres höchsten Gutes bewußt werden wollen. Dazu gehört die Freundschaft, welche im innigsten Gedanken- und Gefühlsaustausche besteht; — die Liebe, welche allerdings nicht die treue Hingabe an Ein Weib verlacht, aber auch weitab von minnesingerischer Verhimmelung und Marien-Verheiligung dem Eros sein volles Recht einräumt und in anakreontischer Empfänglichkeit für weibliche Anmuth und Schönheit waltet, ohne indeß dem Priap zu opfern. Dazu gehört unter Vertrauten das volle Mahl, an welchem Bacchus präsidirt, das von conventioneller

Etiquette entfesselte Wort bei schäumenden Bechern zur Harmonie der Parönien überleitend, selbst zum Dithyrambus entflammend.

In diesem, offenbar nicht allgemein maßgebend sein sollenden, sondern sehr exclusiven Sinne spricht er sich in verschiedenen Briefen aus, und in diesem Sinne war er allerdings Epikuräer. Doch in welchem Maße war er es? Es muß genügen, daß selbst der so pedantische Wittenberger Professor Lorenz Boden an seinem Cultus des Epikuräismus keinen Anstoß nahm, nicht wie Cicero über den Trebatius in Klagen auszubrechen Ursache fand, sondern es rühmte, daß wenn er in seinem Rosengarten gut lebe, er doch nie vergesse recht zu handeln. Wenn Oeser die Gesundheit malen wolle, sagt ein ihn beneidender Freund, müsse Er ihm sitzen, und wie die Zerstreuungen ihm nie ernste Thätigkeit beeinträchtigen könnten, bewundert ein Dritter. Ueberdies war Klotz, ein Muster von Urbanität und ein Meister der Conversation, in den distinguirtesten Zirkeln gern gesehen und gesucht. Wie aber hätte dies einem gemeinen Sybariten, einem Bruder Lüderlich passiren können, der weibliche Schönheit an Bordelldirnen studirt, das Feuer seiner Wollust in den Armen von Landnymphen und Schenkmädchen gefühlt, oder so schamlose Dinge in Scene gesetzt, wie sie Wilke über ihn verbreitete? Daß er jedoch nicht in steifer, altfränkischer oder aristokratischer Abgeschlossenheit von den Studirenden lebte, sondern bei jeder Gelegenheit, daheim und auf Spaziergängen eine Anzahl der geweckteſten um sich versammelte, das allein schon gereichte manchem seiner Collegen zum Aergerniß, und daß er es für keinen Eintrag seiner Würde hielt, hin und wieder die Commerzlocale zu besuchen und mit Studenten gewissermaßen nur ein Student zu sein, ohne seine Würde ganz wegzuwerfen, das ging freilich bei allen Halleschen Philistern über die Begriffe des Ehrbaren, Anständigen und Schicklichen, und fabelhafte Dinge raunten sie sich in die Ohren. Dazu controlirten sie seine Finanzen, und wenn sie die muthmaßliche Höhe seiner Schulden herausgebracht hatten, dann schüttelten sie die Häupter und rümpften die Nasen über unverzeihlichen Aufwand, nicht berechnend die Opfer, welche er dem Wohle Anderer brachte, der ausgedehntesten Gastfreiheit — zum Theil im Interesse der Universität und Stadt — und der Freundschaft, für welche er so empfänglich, und an der es

ihm nie gemangelt, mag er noch so anspruchsvoll und dann wiederum so empfindlich und veränderlich darin gewesen sein, mag er noch so viele Freunde durch rückhaltslose Urtheile und unbezähmbaren Sarkasmus von sich getrieben haben.

Wie wenig indeß auch grobsinnliche Individualitäten von der Praxis seiner Lebensprinzipien kennen lernten, verführerisch mußte sie allerdings wirken, zumal wenn jene gewahrten, daß er die Sitten der Menschen mit Terenzischen Augen betrachte. Er hatte als Universitätslehrer aber weder die Verpflichtung sein Betragen dem Begriffsvermögen unreifer Charaktere gemäß einzurichten, noch die Aufgabe, den pathologischen Druck, unter welchem der Einzelne litt, zu prüfen und ein Gegengewicht zu bilden.

Klotz' Anhänger haben alle mehr oder weniger unter seinem literarischen Anathema leiden müssen; am meisten wol der oftgenannte Friedrich Just Riedel, der gegenwärtig fast mehr nach seinen traurigen Schicksale als nach seinen Leistungen bekannt ist. Aus einer Predigerfamilie stammend wurde er am 10. Juli 1742 zu Vieselbach bei Erfurt geboren und nach vollendetem Gymnasialcursus zu Weimar der Universität Jena übergeben, wo er Philosophie und Rechtswissenschaft studirend der eifrigste Schüler von Darjes ward. Hierauf frequentirte er Leipzig und Halle, wo er mit Meyer und Klotz intime Bekanntschaft schloß. Eine zweijährige Gespanntheit abgerechnet, hat er diesen, der ihn zur Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften anhielt, unveränderlich hoch geschätzt. Und wenn er es unterließ dessen Leben zu schreiben, so geschah es nur deshalb, weil er ganz treffend meinte, der Geist der Parteilichkeit müsse erst vollständig verraucht sein, wenn es gelingen solle einem Manne die rechte Würdigung zu verschaffen. Er kehrte nach Jena zurück um dort einige Zeit als Docent mit außerordentlichem Beifall zu lehren, bis er 1768 einem Rufe als Professor an die Universität Erfurt folgte, deren Reform der Kurfürst Emmerich Joseph von Mainz damals versuchte. In unsern Literarhistorien kann man lesen, daß er, wie Garve vermuthete, diese Beförderung Klotz verdankte. Dem ist jedoch mit Nichten

so. „Zu eben der Zeit", schreibt ihm Riedel, „da Sie mich sondiren, ob ich an einer preußischen Universität eine Professur annehmen wolle, bekomme ich einen Ruf nach Erfurt, den ich Ihnen so wie aller Welt bis jetzt verschwiegen habe". Gleichzeitig wird ihm eine Professur in Coburg angetragen, zu welcher er sich bei seiner Unbekanntschaft mit den dortigen Verhältnissen nicht entschließen kann, und in Jena will man ihn nicht fortlassen, sondern in Vertröstung auf baldige Weiterbeförderung durch ein Extraordinarium fesseln. Keineswegs mag er, wie Klotz wünscht, nach Halle, wo der Kohlendampf seiner Natur widerstehe. „Jena", sagt er dann, „kenne ich genau, dieser Ort ist ganz zur Akademie geschaffen, und hier ließe sich vieles Gute thun. Die meisten Lehrer sind meine Freunde, etwa zwei oder drei ausgenommen, die Sie kennen. Die jungen Leute lieben mich, weil ich sie liebe, und ihnen ohne Pedanterie, quasi aliud agendo, und gleichsam scherzend oder freundschaftlich plaudernd einige Kenntnisse beibringe. Ich befinde mich also in Jena gut, obgleich bei vieler Arbeit und bei sehr eingeschränkten Einkünften. Sie wissen aber, daß ich auch eben so wenige und eben so eingeschränkte Bedürfnisse habe. Ferner habe ich hier einen Freund und eine Freundin, deren Herzen ganz mit dem meinigen sympathisiren. Diese sind Baldinger und seine Frau, die edelsten wärmsten Leute, die man denken kann, und dabei voll guter Laune. Endlich stehen mir außer den zwei öffentlichen Bibliotheken, deren Aufseher (J. G. Müller) mich liebt und mir viele Gefälligkeiten erzeigt, noch einige Privatbibliotheken offen, die ich beinahe so gut gebrauchen kann als meine eigene. Hellfeld, Kaltschmied und die drei Herren Walch werden mir in diesem Punkte nie etwas versagen. Das ist das Gewicht in der Wagschale für Jena. In Erfurt ist fast keine Universität. Diese führt zwar den Titel alma et perantiqua, aber es sind gewiß beinahe eben so viele Lehrer als Lehrlinge daselbst. Hingegen ist in Erfurt mehr Welt als in Jena, gleichwie hier mehr Schule ist. Der jetzige Statthalter soll ein trefflicher Herr sein, und, so wie sein Kurfürst, die besten Absichten haben. Er wird, sagt man mir, von einem einsichtsvollen und redlichen Sekretair unterstützt. Die Universität soll mit Gewalt empor gehoben werden. Wenn ich dies überdenke, und dann in die Erfurtsche Wagschale noch das vincit amor patriae lege, und dann die

Freude, kaum ein paar Stunden von meinem rechtschaffenen alten Vater entfernt zu sein, so scheint es mir, die Wagschale wird schwer werden, und ich werde für Erfurt decidiren müssen". Hierauf antwortete Klotz, daß ihm der Antrag nach Erfurt lieb und auch nicht lieb wäre. Ersteres weil er dort viel Gutes schaffen und weit angenehmer leben könne, Letzteres weil er sich in Jena mehr in seiner Sphäre, im eigentlichen Gelehrtenthum befinde. Er möge thun was er wolle, jedenfalls werde er in Erfurt nicht alt werden. In einem andern Briefe räth er ihm so wenig nach Coburg wie nach Erfurt zu gehen; aber Riedel meldet, er könne nicht mehr zurück, er habe sich bereits verpflichtet und auch schon die Bestallung in den Händen.

Hier in Erfurt entwickelte er eine ganz außerordentliche Thätigkeit. Dirigiren, reformiren, neue Einrichtungen durchsetzen — heißt es von ihm — das waren seine Lieblingsgeschäfte neben unaufhörlich neuen Plänen zu gelehrten Arbeiten. Die meisten Entwürfe der Reorganisation der Universität gingen von ihm aus, allein zu seinem tiefsten Verdruß scheiterten nicht wenige in der Ausführung, andere errangen eine blos ephemerische Dauer, und auch sonst wurde seine Stellung eine unerquickliche. Mancherlei Kabalen der katholischen Lehrer setzten sich gegen ihn in Bewegung, und aus der schiefen, seinen Organisationsdrang lähmenden Stellung, worin er sich mit den neuberufenen Lehrern Wieland, Bahrdt, Meusel, Herel u. A. befand, denen man die Rechte der Professores antiquae fundationis verweigerte, kam er nicht heraus. Sie waren als ordentliche Professoren gleichsam nur Privatdocenten. Zudem sah er sich als Lehrer der Philosophie ohne Mitbewerbung, und mithin ohne äußere Aneiferung; sein ungenirtes Wesen und sein unwiderstehlicher Hang zu Spöttereien hatten ihm manch' unbequeme Feindschaft zugezogen; und wenn man ihn einerseits als gelehrten und witzigen Kopf schätzte, nahm man andererseits Anstoß an der burschikosen Völlerei, welche er, im Gegensatz zu seiner ehemaligen Genügsamkeit und Enthaltsamkeit, durch seinen Verkehr in dem bekannten Vollmannschen Hause und noch mehr in den Gesellschaften des kurfürstlichen Statthalters wie im vertrauten Umgange mit den Studirenden liebgewonnen. So sehr es denn nun auch geschienen hatte, als ob ihm Alles höchst gleichgiltig wäre und nichts seine gute

Laune verderben könne, ward es ihm doch zum Erdrücken enge in Erfurt, und der Ruf, den er 1772 an die kaiserliche Kunstakademie zu Wien als Professor und Rath mit einem Jahresgehalt von 1500 Gulden erhielt, war ihm daher die fröhlichste Botschaft. Er sah die Pfingsttage seines Lebens nahen, und er eilte seiner Passionswoche entgegen.

Erfurt hat ihm aber nicht blos eine gelehrte Zeitung zu verdanken, die Zeitgenossen haben es ihm auch nachgerühmt, daß er der Erste, der dort gründliche philosophische Studien einführte, und obgleich er aus der Schule von Darjes doch viel zur Ausbreitung der eklektischen Philosophie beigetragen. Von seinem Vortrage heißt es, daß er mehr apodiktisch und zuversichtlich, als demonstrativ oder überredend gewesen.

Ein großer Ruf ging ihm nach Wien voran, und den Ansprüchen, die man dort an seine Gelehrsamkeit und Intelligenz erhob, konnte er auch mehr als gerecht werden. Allein man hatte sich von seinem persönlichen Charakter die entgegengesetztesten Vorstellungen gemacht. Man erwartete einen Mann von höfischer Sitte, und es stellte sich ein Gelehrter mit kleinstädtischen und burschikosen Gewohnheiten ein. Für die Cirkel der Cavaliere war er von vornherein verloren. Es war schon genug, daß er rauchte, was in den aristokratischen Kreisen Wiens damals streng verpönt. Er lebte mit seinen Eleven auf vertrautem Fuße, und dies reichte hin, daß ihn die pedantischen Collegen verachteten. Man liebte in der Gesellschaft strenge Beobachtung der Etiquette, und er zeigte nicht die mindeste Neigung zu diesem Martyrium des guten Tons, er verstand es gar nicht vor dieser Geßlerstange sich zu beugen. Es galt als gute Sitte feiner Gesellschaften in der Conversation zurückhaltend und zugeknöpft zu sein, und er sprudelte über von hechelnder Freimüthigkeit, spottete laut der socialen Narrheiten. Scharfe Beobachter fanden, daß sein Gefühl ungleich weniger fein, als sein Verstand. Das Umgekehrte wäre ihm nützlicher gewesen. Mit der Frauenwelt verdarb er es wo möglich noch gründlicher. Er begriff nicht die Adoration, welche man dem vornehmen schönen Geschlecht zollte. Er machte kein Hehl daraus, daß er die Frau tiefer stelle, und natürlich war er nun ein roher gottloser Mensch, denn nur das Heidenthum erniedrigt das Weib, das Christenthum erhebt sie. Die Frauen sind des-

halb meist gute Christinnen. Er machte eines Tages einen wahren Husarenwitz, als er einen jungen Offizier von der himmlischen Tiefe der liebefeuchten Augenbronnen einer von ihm verehrten Dame schwärmen hörte. Der Witz schlug ein wie ein Blitz, er schlug alle Etiquette durch, das Gelächter prasselte hoch auf; Riedel war aber von dem Tage an aus jenem Hause verbannt. Hätte er den Vorstellungen, die man sich von seinem persönlichen Charakter machte, entsprochen, wäre er salonfähig gewesen, er hätte nicht die Hälfte seines Wissens und Ingeniums bedurft, um in Wien ein angesehener Mann zu sein und sich als solchen zu behaupten. Doch eins muß hervorgehoben werden — ich entnehme es dem Munde eines seiner heftigsten Gegner — er beging in Wien keine Extravaganzen nach erfurtscher Weise und studirte mit wahrhaft eisernem Fleiße. Doch gleichviel, wie er sich einmal gab, wie sehr er auch ein im Grunde vortreffliches Herz offenbarte — er war verloren, verrufen, und wenn sein Wollen und Können sich verdoppelt hätten.

Uebereinstimmend lauten die Berichte, daß in dieser öffentlichen Indisposition der Zufall den Erfurter Augustiner Jordan Simon nach Wien geführt, der sich Riedeln schon in den Universitäts-Reformangelegenheiten in den Weg gestellt. Pfäffischen Hasses schwärzte er ihn bei dem Beichtvater der Kaiserin als einen lüderlichen Patron und gefährlichen Atheisten an, so daß dieser sich in seinem geistlichen Gewissen für verbunden erachtete, der Kaiserin die Amtsentfernung eines solchen Mannes dringend anzurathen. Maria Theresia stellte ihm die Alternative des Rücktritts oder des Uebertritts zum Katholicismus, eine Zumuthung, welche er mit sittlicher Entrüstung zurückwies. So wurde er denn seiner Stelle entsetzt, „und kein Minister durfte für ihn sprechen." Nach Bahrdt hat ihm die Kaiserin freierdings noch tausend Ducaten auszahlen lassen, nach Andern ein paar hundert Gulden, und dies ist das Glaubhafteste, da er sehr bald in die dürftigsten Umstände gerieth. Von Allen verrachtet und zurückgestoßen nahm sich blos Gluck seiner an, der ihm seinen Tisch und freie Wohnung in einem Gartenhause anbot. Erst in ihren letzten Regierungsjahren suchte die Kaiserin jene ungerechte Handlung gut zu machen, indem sie ihm eine Pension von vierhundert Gulden auswarf. Nach ihrem Tode versetzte ihn der Staats-

kanzler, Fürst von Kaunitz, der Riedels Talente stets hochgeschätzt, unter dem Titel eines Vorlesers in eine sorgenlose Lage. Sie kam aber in jeder Hinsicht zu spät. Anstrengende Studien, die ausgestandenen Entbehrungen und tiefe Gemüthsleiden über die Zerstörung aller seiner Hoffnungen, ingleichen vielleicht die Nachwehen des destruirenden Lebens in Erfurt, hatten ihn geistig und leiblich so zerrüttet, daß er nach kurzem Genuß der Ruhe in eine Hypochondrie verfiel, welche bald in völligen Wahnsinn ausartete. Der Irrenabtheilung des Spitals zu St. Marcus in Wien übergeben, endete er am 2. März 1785.

Es läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß nicht sowol die dissolute Position, welche Riedel in Erfurt einnahm, als vielmehr die unglückliche Lage, in welche er in Wien gerieth, die Erwartungen vernichtete, zu denen er berechtigte. Wenn ihm aber auch nicht vergönnt gewesen sich zur Classicität aufzuschwingen, so werfen doch die Lebenszeichen seines gefesselten Genius eine weit schärfere und intensivere Beleuchtung über die so verworrenen Erscheinungen der geistigen Entwickelung des vorigen Jahrhunderts, als man bisher hat zugestehen wollen. Er ist kein Meteor am literarischen Himmel, vielmehr ein Wandelstern, dessen Bahnen sich ersichtlich dem Sonnensystem nähern.

Nehmen wir die polemische Satire, welche uns in diesem Capitel vorzugsweise beschäftigt, engsten Begriffes, so würden wir dem, was Riedel darin geleistet, nichts mehr nachzutragen haben. Allein die Mehrzahl seiner satirischen Schriften erhebt sich auf polemischem Untergrunde, und was dann noch übrig bleibt gleich hier in Betracht zu ziehen, verstößt wenigstens nicht subjectiv gegen die Einheit oder innere Ordnung der historischen Darstellung.

Im Allgemeinen zeigt sich sein Talent gerade auf dem Gebiete der Satire als ein Glänzendes, wenn er auch in den formalen Ideen selten ursprünglich ist. Er lehnt sich an fremde Muster an, aber hin und wieder übertrifft er sie, oft erreicht er sie, weit zurück bleibt er hinter keinem. Sein Humor ist nirgend forcirt, und läuft andererseits niemals in breite Geschwätzigkeit aus. In der Ironie offenbart er bisweilen eine wahrhaft epische Behaglichkeit und monumentale Ruhe, allein scharfe sanguinisch bewegliche Persifflage ist seine wesentliche

Stärke. Er ergeht sich in allen Phasen des Komischen, in einigen so original, daß er Andern selbst zum Muster ward, ohne Geschick nur für das dramatisch Possenhafte. Oft hat er die Fülle des Humors und der Satire eines Swift. Leicht fließen ihm die Combinationen des Witzes; wo dieser nicht fein ist, erweist er sich wenigstens treffend, und wo er nicht neu ist, greift er doch nicht in das Veraltete hinein. Viel aber büßt er ein durch einen häufig sehr dissoluten Stil.

Seine satirische Antrittsrolle ist: „Der Trappenschütze, ein komisches Heldengedicht in drei Gesängen, von Humphry Polesworth.“ (Halle 1765, sämmtl. Werke II. 1—52.) Ueber die Facta, welche diesen drei Gesängen in Prosa zu Grunde liegen, habe ich mich nicht zu unterrichten vermocht. Bekannt ist dermalen blos, daß sie den Adjuncten der philosophischen Facultät Jena's und spätern Commerzienrath Johann Christian Fischer, auch als Verfasser und Herausgeber zahlreicher Schriften in bibliographischen Zusammenstellungen aufgeführt, verspotteten. Diesen folgte „Briontes der Dritte, oder Lobrede auf einen aus hochfürstlich Waldeckischen Diensten der Wahrheit willen verabschiedeten Sergeanten, der aber in seinem nachherigen Elend durch die Führung Gottes allezeit nothdürftig erhalten worden, nach dem wahren Lichte entworfen, und aus reiner Liebe gehalten in der Gesellschaft der kleinen Geister von dem Bruder Redner. Auf Kosten der Loge (Jena) 1765“ (Werke II. 153—260). Der Name Briontes schon läßt richtig vermuthen, daß hier in der Form eine Nachahmung Liscow's geboten wird, und in der That bezieht sich der Verfasser auch auf diesen wie auf Briontes den Jüngern. Etliche Gedankenfäden dienen zu neuen Anknüpfungen, andere spinnt er weiter aus. So die Beweise von der Vortrefflichkeit der kleinen Geister. Ich kann es mir nicht versagen, ein paar eben so drastische als charakterische heraus zu ziehen.

— — Die Vortrefflichkeit der Natur (— argumentirt der Bruder Redner —) strahlt uns aus ihren kleinsten Producten auf das Herrlichste entgegen. Das kleinste Insect wird mehr bewundert als der größte Ochse. Man legt Sammlungen von Schnecken, Raupen und Schmetterlingen an; doch noch nie habe ich ein Cabinet von Rindern, Schafen und Eseln gesehen. Auch die Meisterstücke des Nachahmers der Natur, des Malers, werden für desto schätzbarer gehalten, je kleiner sie sind. Eine Kutsche mit sechs Pferden wird

nicht bewundert, wenn sie auf einen ganzen Bogen Papier gemalt ist. Aber wenn Cranach sie so zart abreißt, daß der Flügel einer Mücke sie bedecken kann, dann entzückt uns die Geschicklichkeit seines Pinsels, der zugleich Nachahmer und Schöpfer ist. Mit diesem Geschmacke müssen wir auch die Meisterwerke der Natur bewundern. Rerum natura magis, quam in minimo, tota est. Eine kleine Perle ist mehr werth als ein Sandstein, der tausendmal größer; eine Nachtigall singt lieblicher als der ausgewachsenste Trappe; ja Augustinus meint, eine Fliege sei ein weit edleres Geschöpf als die Sonne. Machen wir die Anwendung auf uns, meine Herren. Wir sind die geistigen Insecten, in welchen die Natur ihre Kräfte verschwendete. Einen Aristoteles, Leibniz, Wolf oder Darjes hervorzubringen, das war ihr ein Spielwerk. Die Geburt eines Briontes kostete ihr weit mehr Mühe. Es ist wahr, daß unsere Feinde uns vorwerfen, wir wären nur in Ansehung der Vollkommenheiten klein, übrigens wäre die Masse unserer Seele so dick, daß sie wol zur Noth einem kleinern Seelchen zum Körper dienen könne. Allein ich halte mich an den Buchstaben. Man nennt uns einmal kleine Geister, und folglich müssen wir klein sein. Doch wir mögen klein oder groß sein, die Natur mag uns mit vieler oder weniger Arbeit erzeugen, genug, wir gehören eben so wol zur besten Welt, als unsere Feinde. Leibniz hat gesagt, und wir Alle sagen es ihm nach, daß diese Welt nicht die beste sein würde, wenn in der Kette der Dinge auch nur ein einziges Glied fehlte, welches vorjetzt mit hineingeflochten ist. Eine Welt ohne kleine Geister würde also nicht die beste sein. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Die Naturkundigen versichern uns, daß durch jede Gährung etwas Vollkommneres bewirkt wird; sie behaupten sogar, daß durch die Fäulniß des Leibes im Tode sich ein dünneres Gewand für die Seele zu ihrer bevorstehenden Reise in die ätherischen Gefilde entwickelt. Die Hefe entsteht nicht nur aus der Gährung, sondern sie ist auch geschickt, in den Dingen, mit welchen sie vereinigt wird, eine Gährung hervorzubringen. Hier, meine Herren, haben wir alle unsere Vollkommenheiten in nuce. Wir sind die Hefe der Natur, wir sind die Quintessenz der Monaden, wir sind das Ferment, wodurch eine Gährung im Geisterreiche befördert wird, die nichts anders als etwas Vollkommneres erzeugen kann.

Doch handelt es sich nicht um das Spiel einer bloßen Nachahmung, sondern er wählte die objective Weise eines ironischen Elogiums, weil sie ihm offenbar bei verwandter Tendenz die geeignetste schien. Briontes der dritte ist Karl Ludwig Langguth, ein Dümmling, der die Spuren seiner Existenz in einigen literarischen Excrementen hinterlassen, von denen eins dem Titel nach mit der Aufschrift der obigen Lobrede zur

Hälfte übereinkommt. Und so treffen außer der Form beide Satiren noch zusammen in der Jämmerlichkeit der Subjecte, um welche sie sich drehen. Wodurch sich aber Briontes der dritte von dem Jüngern vortheilhaft unterscheidet, das ist einmal die fröhliche Springflut witziger Gedanken, welche niemals das Bett der Ironie verlassen, und zum andern ein ethisches Portamento. Es handelt sich hier nicht um Verlästerung einer Persönlichkeit zur Kurzweil einiger Freunde, sondern um verdiente Abstrafung von Angriffen, die mit ebenso viel Frechheit als Bornirtheit insbesondere gegen die Darjessche Philosophie gerichtet worden. Ueberhaupt manifestirt bereits diese Satire, daß ihr Verfasser über ein bedeutendes Capital natürlichen Humors verfügte.

Noch mehr bethätigen diesen Vorzug die in demselben Jahre veröffentlichten „Sieben Satiren, nebst drei Anhängen" (Werke I, wo es irrthümlich zehn Satiren, nebst drei Anhängen heißt). Sie enthalten 1. „Uebersetzung aus der Sprache der Thiere, nebst einer Einleitung zu ihrer Redekunst", Streiflichter über sociale Schwächen; 2. „eines Kunstrichters Abhandlung, von Wortspielen", eine ausgeführtere Nachahmung des Rabenerschen „Versuches eines deutschen Wörterbuchs", welche nach ihrem Gehalt bei dem Vergleiche sicher besteht. Zur Erleichterung desselben Folgendes:

— — Cicero, der größte Kunstrichter seiner Zeit, sagt sehr schön, die Erklärung der Sache, wovon die Rede ist, müsse das erste in allen unsern gelehrten Untersuchungen seyn. Da ich nun von Wortspielen reden will, so muß ich zuerst erklären, was eigentlich ein Wortspiel ist. Ein Wortspiel aber ist eine rednerische Figur, durch welche ich etwas zu sagen scheine, was ich nicht denke. Ich nehme dieses Wort in der allerweitläufigsten Bedeutung, damit ich nur recht viel davon sagen kann. Es versteht sich also von selbst, daß ich die Wortspiele überhaupt in zwei Klassen theilen muß. Bei einigen denkt man noch etwas, nur aber nicht das, was man gewöhnlicher Weise bei den Tönen denken sollte, bei andern aber denkt man gar nichts und diese sind die häufigsten. Ich würde die Wortspiele auch noch in menschliche und thierische eintheilen: allein ein großer Geist in unsern Tagen hat deutlich erwiesen, daß die Thiere keine Wortspiele machen. Es ist also dies ein besonderer Vorzug des Menschen, worinnen auch vielleicht, mit unsern Philosophen zu reden, der artmachende Unterschied desselben bestehet und ich glaube also: der Mensch ist nichts anderes, als ein Thier, welches eine wesentliche Grundkraft hat, zweckmäßige Wortspiele zu machen —

Wie erfreut bin ich über diese Erfindung — das ist wirklich etwas Nagelneues und ich sehe schon im Geiste voraus, wie viel davon wird geredet und geschrieben werden. — „Der Mensch ist nach dem Lehrgebäude des hochberühmten Herrn Professor Scribler ein = = ist das nicht etwas schönes für meine kleine Eigenliebe? Auf einmal werde ich auch ein Philosoph, ein großer Philosoph, der Stifter einer neuen Secte. — Die Herrn Scriblerianer behaupten „— Das wird doch artig klingen — bald werde ich gar baronisirt werden —."

Man wird mir diese kleine Ausschweifung vergeben, welche meinem kunstrichterlichen Charakter ganz gemäß ist. Ich glaube, deutlich gezeigt zu haben, daß nur die Menschen Wortspiele machen — ob der Teufel welche macht, das ist eine andere Frage, die ich hernach erörtern will. Es sind aber die Wortspiele eigentlich ein Stück des Wohlstandes und ihr häufiger Gebrauch ein Vorzug gesitteter Nationen. Ein Hurone bedient sich derselben freilich so oft nicht, als ein junger Herr von Paris: aber davor ist jener ein Wilder und dieser ein Mensch, der zu leben weiß. Wenn die Wortspiele nicht in der menschlichen Gesellschaft eingeführt wären, wie wollte ein Stutzer einen regelmäßigen und nach dem Kanzleistyl der Liebe eingerichteten Angriff auf ein Frauenzimmer thun können? Wo würde ein Poet im Stande seyn, Mäcene zu schaffen und Leichengedichte zu schreiben? Wo würden die vielen vortrefflichen Schriften unserer Weltweisen und Kunstrichter geblieben seyn? — Ja Barbaren wären wir, Hottentotten, Kalmucken, wenn wir keine Wortspiele machten. Damit ich dies noch einmal recht pathetisch sagen könne, so will ich auf das deutlichste und gründlichste erweisen, daß Wortspiele nicht nur erlaubt, sondern sogar in der menschlichen Gesellschaft nothwendig sind. Das erste beweise ich so:

Lehrsatz.

Wortspiele sind erlaubt.

Demonstration.

Ein jedes Ding ist mit sich selbst einerlei (princ. abs. prim.) folglich ist es unmöglich, daß etwas zugleich sey und nicht sey, oder was ist, das ist. Was also erlaubt ist, das ist nicht unerlaubt, sondern erlaubt. Wenn also die Wortspiele erlaubt sind, so sind sie erlaubt. Nun will ich beweisen, daß sie erlaubt sind. Ich schließe so: Was nicht verboten ist, das ist erlaubt. Wortspiele sind nicht verboten. Folglich sind sie erlaubt. Der Obersatz ist ein Axiom des natürlichen Rechts. Bei dem Untersatze aber berufe ich mich auf die Regel: Adfirmanti incumbit probatio; non neganti: da nun die Form meines Arguments richtig und das Mittelglied nicht in den Hintersatz gekommen ist, so folgt, daß mein Hintersatz wahr sei: Wortspiele sind erlaubt. Q. E. D.

Den zweiten Satz aber, daß Wortspiele in der menschlichen [Ges]ellschaft auch nothwendig sind, beweise ich aus eben dem Grunde,

woraus Hobbes die Nothwendigkeit eines unumschränkten monarchischen Regiments hergeleitet hat. Machten wir keine Wortspiele, so wären wir gezwungen, entweder öfters gar stille zu schweigen, welches man aber niemand zumuthen kann, oder unsern Mitmenschen solche Wahrheiten zu sagen, die ihnen nicht anders als verdrüßlich seyn können. Würde da nicht ein bellum omnium adversus omnes entstehen? Da nun der letzte Zweck der menschlichen Gesellschaft die Vermeidung dieses Krieges ist, so erhellet daher die Nothwendigkeit der Wortspiele in derselben. Q. E. D. Ich komme nunmehr ganz natürlich auf die Art und Weise, wie man Wortspiele machen muß. Hier denke ich so:

Aufgabe.

Wortspiele zu machen.

Auflösung.

1) Besinne, wofern du dich besinnen kannst, ob und was du eigentlich reden sollst.

2) Wenn du nichts zu reden weißt, und der Wohlstand erfordert es doch, zu reden, so bringe etliche gewöhnliche Töne in eine beliebige Verbindung, die dir etwa aus ähnlichen Fällen noch bekannt und mechanisch ist. So hast du ein Wortspiel von der zweiten Gattung gemacht.

3) Hast du aber etwas zu sagen, so drücke nur gerade das Gegentheil von dem, was du denkst, durch geschickte Zeichen aus. So hast du ein Wortspiel von der ersten Gattung gemacht.

Beweis.

Dieser liegt unmittelbar in dem eben entwickelten Begriffe eines Wortspiels.

Nächst der Kritik ist die Historie der vornehmste Theil der Gelehrsamkeit. Damit nun meine Abhandlung recht grundgelehrt werden möge, so will ich dieselbe auch mit einer gründlichen und pragmatischen Geschichte der Vorspiele ausschmücken. Jetzt komme ich auf meinen eigenen Grund und Boden; das Alterthum ist meine liebste Gegend, und hat mehr Reize für mich als alle Kostbarkeiten unsers Jahrhunderts. Eine Urne ist mir schätzbarer, als Königreiche — je älter je besser.

Ich werde also in die Vorwelt zurückgehen und die Wortspiele unserer Väter aufsuchen. Da es einmal gewöhnlich ist, eine jede Geschichte im Paradiese anzufangen; so wäre es eine Schande für mich, wenn ich nicht dieser gelehrten Mode folgen und den Ursprung der Wortspiele in Eden suchen wollte. Ich muß also zuerst meinen Lesern sagen, daß, nach der Meinung der gelehrtesten Kunstrichter, diese Welt ohngefähr vor sechs tausend Jahren erschaffen worden. Anfänglich lebten die Menschen im Stande der Unschuld und ich finde hier noch keine Spur von Wortspielen. Allein jetzt entdecke

ich den wahren Ursprung derselben. Die Schlange, die Even verführte, hat, wie ich glaube, bei dieser Gelegenheit die ersten Wortspiele gemacht und dadurch unsere Stammältern zu der bekannten thörigten Handlung beredet. Alle die schönen Versprechungen, die sie ihnen that, sind nichts anders, als Wortspiele, und ich erkläre alle diejenigen durch meinen kritischen Machtspruch für Ochsen und Esel, die meiner gelehrten Meinung nicht beitreten werden.

Die Menschen wurden also durch ein Wortspiel zum Falle verleitet und leider! lernten sie der Schlange ihre verführerische Beredtsamkeit ab. Von nun an wurden die Wortspiele unter den Menschen üblich; die Gewohnheit verwandelte sich in einen Grundtrieb, welcher hernach von den Vätern auf die Kinder und so fort bis auf uns fortgepflanzt worden — und welch ein Wunder! Hier entdecke ich sogar eine neue Meinung von der Erbsünde — ich mag nun für orthodox gehalten werden, oder nicht — ich muß es sagen: Eben dieser Grundtrieb Wortspiele zu machen, ist die Erbsünde. Bei dieser Gelegenheit fordere ich alle meine Leser, alle fromme Herzen, die sich um den Schaden Josephs bekümmern, auf, wider mich zu schreiben, und mich zu verketzern. — Man wird doch durch nichts berühmter, als durch Ketzereien. — Abermals eine Ausschweifung.

Mit unsern ersten Aeltern wurden auch die Wortspiele aus dem Paradiese verjagt. Da sie nach der Zeit zu sehr überhand nahmen; so kam die Sündflut und tilgte einen großen Theil derselben aus. Weil aber die Menschen noch immer fortfuhren, sich ihrer allzu häufig zu bedienen; so wurden zur Strafe ihre Sprachen verwirrt, welches doch ganz natürlich zuging. Nämlich ich entdecke hier abermals eine neue Hypothese von der Sprachverwirrung. Die Wortspiele wurden zuletzt gewöhnlich, daß jedermann sich bemühte, neue zu erfinden und nichts zu reden, ohne mit den Worten zu spielen. Hieraus entstund, ehe man sichs versah, eine solche Verwirrung, daß Niemand den andern mehr zu verstehen im Stande war. Ein jeder Hausvater pflanzte hierauf die ihm geläufigen Wortspiele auf seine Kinder fort, und das ist der Ursprung der verschiedenen Dialekte und Sprachen. Ist das nicht die natürlichste Erklärung von der Welt?

Nachdem nun in den folgenden Zeiten eine Nation gesitteter war, als die andere: nachdem waren auch die Wortspiele unter ihr gebräuchlicher. Daher kann man einsehen, wiefern die Griechen Recht hatten alle anderen Völker Barbaren zu nennen. Das ist gewiß, daß unter ihnen die Wortspiele zu derselben Zeit am üblichsten waren. Ihr ganzer Gottesdienst war daraus zusammen gesetzt, und was waren ihre Orakel anders, als heilige Wortspiele? Da nun überdies bei ihnen der Sitz der Philosophie, der Redekunst, der Poesie und anderer schönen Wissenschaften war, so hatten sie freilich Recht, alle übrigen Völker Barbaren zu nennen. —

Von den Griechen lernten die Römer Wortspiele und gute Sitten. — Rom war jetzt eben das, was sonst Athen gewesen war. — Einige Freigeister wollen dem häufigen Gebrauche der Wortspiele den Untergang der römischen Monarchie zuschreiben, welcher aber wohl einen andern Grund hat.

Nunmehr ist es Zeit, daß ich auch von unsern Vorfahren rede. So lange diese Strohhüte trugen und ihren Feinden furchtbar waren, fanden sie weder an Complimenten noch Wortspielen einen Geschmack. — Wortspiele mußten sie nun doch wohl machen, weil sie Menschen waren und Erbsünde hatten; aber sie bedienten sich derselben selten, und nur im höchsten Nothfall. Nach der Zeit aber wurde der Nebel der Barbarei durch die Aufnahme des guten Geschmacks zerstreut; die Gelehrsamkeit kam empor; der Scholastiker arbeitete für das Wachsthum der Wortspiele; die Kritik trug auch das ihrige dazu redlich bei — kurz, alles vereinigte sich, unsere Sitten zu bessern und uns aus unserer Wildheit zu reißen.

In diesem erleuchteten Jahrhundert hat sich noch überdies die Süßigkeit aus Paris in unsere rauhen Nordländer eingeschlichen — wir haben jetzt, Gott Lob! Freigeister, süße Herren, Witzlinge, Leute von Geschmack — alles im Ueberfluß; und diese haben das Ihrige redlich geleistet, beinahe unsere ganze Sprache in ein Wortspiel zu verwandeln, und weil ihnen dieselbe doch noch etwas zu aufrichtig und barbarisch vorkommt, so kann man daraus das Phänomen erklären, warum alle witzigen Köpfe und Hofleute Französisch reden. —

Vor einigen Jahren waren unter den gemeinen Leuten die Wortspiele noch nicht sehr üblich; aber jetzt ist die Mode allgemein geworden, und der Bauer mit dem Dreschflegel macht sein Wortspiel so gut, als der junge Herr mit seinem Etuis.

Bis hieher geht meine Geschichte der Wortspiele, die ich mit großem Fleiße ausgearbeitet, und dabei überall die Fontes, Hübners Fragen und die Gespräche im Reiche der Todten gehörig zu Rathe gezogen habe.

Nun will ich meinen Lesern eine kleine Probe von den Wortspielen unsers Jahrhunderts geben, und ihnen einige davon in der Ordnung, wie ich sie gesammelt und in mein Tagebuch eingetragen — vorlegen. Die natürlichste Ordnung ist doch immer die beste. —

Sollte der Versuch, den ich hier liefere, gut aufgenommen werden, so verspreche ich, in Kurzem meinen ganzen Vorrath von Wortspielen in etlichen zwanzig Alphabeten unter dem Titel herauszugeben:

Thesaurus universalis politico-familiaris practicus,
das ist:

Neuerrichtetes, lehr- und sinnreiches Conversations-Magazin, in welchem alle und jede Wortspiele deutscher Sprache, wie solche in der heutigen galanten Welt üblich sind, nach alphabetischer Ordnung vorgetragen, und dadurch eine practische

Anweisung zu politischer und sinnreicher Unterhaltung gegeben worden, von Skribler dem Dritten. —

Man kann unterdessen diese Probe als ein Avertissement gelten lassen.

Register einiger Wortspiele.

Ehre.

Das ist ein sehr unbestimmter vieldeutiger Ausdruck, und daher sehr zu Wortspielen geschickt. Im Allgemeinen läßt sich gar keine Erklärung davon geben. —

Die Ehrbegierde war ehemals etwas Gutes; heut zu Tage aber drückt dieses Wort eine Art der Raserei aus, die sich wieder durch verschiedene Symptome äußert. Einige, die mit dieser Krankheit beladen sind, werfen in dem Paroxismus vielen Unrath aus, den sie sorgfältig auf einem reinen Papiere aufheben, und nicht eher wieder zu sich selber kommen, als bis auch andere Leute diese Feces gesehen, und daraus von der Beschaffenheit ihres Gehirns geurtheilt haben. Diese Raserei, welche in den Schriften der Aerzte die Autorbrunst genannt wird, und bei welcher die Patienten alle einen großen Durst nach der Unsterblichkeit fühlen, wird wieder nach der Verschiedenheit der Bestandtheile des besagten Auswurfs eingetheilt; sie ist also bald eine poetische, bald eine philosophische, kritische — und wer wollte alle Gattungen derselben beschreiben. Andere unserer Patienten sehen vielleicht ein, daß ihnen ein guter Aderlaß nöthig ist; daher hauen sie überall um sich herum, und erwarten ein gleiches, kommen auch nicht eher wieder zu sich selbst, als bis ihnen ein guter Hieb die Kolleraber eröffnet. Auf eine gelindere Art werden sie curirt, wenn man ihnen einen Stock in die Hände giebt, und sie zu unumschränkten Monarchen über die Rücken gewisser Leute macht, deren Beruf ist sich prügeln zu lassen, übrigens aber vor ihren Sold müßig zu gehen. Doch ist dieses nur eine Palliativcur, und das Uebel bricht nach einiger Zeit desto heftiger wieder aus.

Die Ehre eines Soldaten besteht gemeiniglich in einem großen Schnurbarte und einigen Narben. Das Bette der Ehren aber ist eigentlich derjenige Ort, wo man einander ungestraft todtschießt und todtsticht. Wenn nun ein junger Fähndrich wünscht, auf dem Bette der Ehren zu sterben, so ist das ein bloßes Wortspiel und er wünscht in der That weiter nichts, als dereinst mit Ehren ein graues Haar zu tragen, und endlich alt und lebenssatt auf einem hochadeligen Ruhebette zu seinen Vätern versammelt zu werden. Wenn einige tapfere Helden, die täglich vom Bette der Ehre reden, sich mehr auf dem Bordel und in den Weinhäusern, als auf dem Kampfplatze finden lassen, so sollte man beinahe auf den Gedanken kommen, ihre Reden hätten einen mystischen Verstand, und das Bette der Ehren müsse viel weitläufiger erklärt werden, als hier

geschehen ist. Das Urtheil hievon will ich dem kriegsverständigen Leser überlassen.

Die Ehre eines süßen Herrn ist selten weit her, und wenn er bei seiner Ehre schwört, einen Wechsel binnen acht Tagen zu bezahlen, oder eine Schöne länger als acht Tage zu lieben: so ist das ein bloßes Wortspiel. Er ist versichert, daß er bei einem falschen Gott schwört, und der Eid ist also ohnehin nichtig. Vermöge eines andern Wortspiels ist die Ehre eines Stutzers mit der Ehre eines Frauenzimmers in beständigem Streite. Jene wird in diesem Verstande nach der Zahl der Eroberungen gemessen, und diese verbietet, sich erobern zu lassen. Doch gehört an einigen Orten die Unüberwindlichkeit nicht eben zur Ehre eines Frauenzimmers, wenn nur der Sieg keine eclatanten Folgen hat, oder diese wenigstens alsdann erst sichtbar werden, wenn der Ueberwinder durch eine gewisse Ceremonie das Recht erhalten hat, sich seines Sieges zu bedienen. Es faßt diese Ceremonie zugleich einen solennen und ewigen Friedenscontract in sich, welcher meistens das uti possidetis zum Grunde hat, öfters aber in einen bloßen Waffenstillstand verwandelt wird.

Die Ehre eines Autors und der Nutzen seines Verlegers sind unzertrennlich verbunden. Wenn also von jemand gesagt wird, er habe viel Ehre mit seiner Schrift eingelegt, so ist das ein Wortspiel und zeigt nur an, daß der Verleger mit dem Buche, wovon die Rede ist, eine gute Messe gehabt habe. Die Herren Autores wissen das auch gar wohl. Deswegen sind sie besorgt, gleich auf dem Titelblatte die gelehrte Welt von ihrer Ehre zu benachrichtigen und anzuzeigen, daß ihr Verleger sehr viel mit ihrer Schrift gewonnen, welches der geneigte Leser aus der Vielheit der Auflagen erkennen soll. Da ich diesem rühmlichen Gebrauch zu folgen kein Bedenken trage, so werde ich nicht nur alle gelehrten Thorschreiber und Hegereuter um einen guten Reisepaß für diese Schrift ansprechen — denn dadurch wird ein Buch Mode und geht ab — sondern, wenn mir auch dieses mißlingen sollte, so werde ich dennoch übers Jahr dieses Werk wenigstens mit einem neuen Titel versehen lassen, der mit der ehrenvollen Aufschrift prangen soll: Neue und verbesserte Auflage — ist das nicht politisch gedacht? Vorgänger habe ich genug. — Etwas zur Ehre Gottes thun — ist weiter nichts, als ein Compliment, das man Gott im Vorbeigehen macht. Unsere Gelehrten pflegen alles zur Ehre Gottes zu thun; sie zanken sich zur Ehre Gottes; zur Ehre Gottes verketzern sie einander — aber, wie gesagt, es ist ein Wortspiel. In der That sind sie nur auf ihre eigene Ehre bedacht — und wenn sie ja etwa glauben, durch ihre Vorzüge Gott Ehre zu machen — das Werk lobt den Meister — — so ist doch das gar ihre Absicht nicht, sondern nur Vorwand.

Geben Sie mir die Ehre mich zu besuchen — heißt entweder gar nichts, oder so viel: Es ist eine besondere Ehre für sie, daß ich sie zu mir bitte. — Weil ich nun dieses Geständniß gern von ihnen selbst hören wollte, so sage ich aus Bescheidenheit das Gegentheil. Wenn nun jener antwortet, die Ehre würde auf seiner Seite seyn, so vergilt er eine Schalkheit mit einer andern.

Ich habe die Ehre zu seyn — — Erlauben Sie mir die Ehre — — Dies sind Wortspiele von der Art, wo man gar nichts denkt.

Man erzeiget einem viel Ehre, wenn man ihm Gelegenheit giebt, sich auf unsere Unkosten krank zu fressen und voll zu saufen.

Der Mann hat Ehre im Leibe, sagte neulich ein Leiermann, als er von einem reichen Schneider ein Kopfstück bekommen, und kurz darauf sagte es ein Dichter, weil ihm eben dieser Mäcen einen Neujahrswunsch sehr reichlich bezahlt hatte.

Einem die letzte Ehre erzeigen — ein sehr tröstliches Wortspiel für junge Weiber mit alten Männern — — für die Erben eines alten Wechslers — — für die Candidaten des heiligen Predigtamts, wenn ein Pastor stirbt.

Liebe.

Ist öfters so viel, als eine bestimmte Art der Narrheit, welche sehr leicht ansteckt. Und in diesem Verstande sagt man von den Patienten, sie wären verliebt. In eine Person verliebt seyn heißt also, wie die Franzosen ohne Wortspiel sagen, wegen derselben ein Narr seyn, und man will sie verliebt machen, wenn man sich Mühe giebt, sie mit seiner Thorheit anzustecken, und so närrisch zu bilden, als man selbst ist. — Es giebt heut zu Tage privilegirte Thorheiten, die ein Stück des Wohlstandes ausmachen. Der Mode zu gefallen, trägt man den Hut unter dem Arme, läßt sich die Haare abschneiden und kauft sich fremde, pudert sich, schminkt sich, verliebt sich und — ist ein Narr.

Uebrigens finde ich in meinen kritischen Beobachtungen, daß der Ausdruck, ein Frauenzimmer lieben, noch mehrere Bedeutungen hat, und sehr zu Wortspielen geschickt ist. Wenn ein junger Herr auf der Akademie seines Professors Tochter liebt, so heißt das so viel: Er spürt einen innerlichen Beruf, seinen Vater arm und sich mit der geliebten Person unglücklich zu machen. Zuweilen heißt lieben auch nur, einen Grundtrieb haben, sich mit dem Geldkasten und Bancozetteln einer Schönen auf ewig zu verbinden.

Hieraus kann man den Begriff beurtheilen, den ein großer Geist in unsern Tagen von der Liebe gegeben hat; Einen andern lieben heißt in der That nichts anders, als sich selbst lieben, und aus Liebe für sich diejenigen Ceremonien mitmachen, die nöthig sind, den andern zu überreden, als liebte man ihn.

In sich selbst verliebt seyn, ist eine grobe Redensart, durch die man in einigen barbarischen Ländern eben das ausdrückt, was die galante Welt einen Stutzer nennet. Es ist aber klar, daß sich diese Redensart auf ein Vorurtheil gründet. Weder Stutzer noch Stutzerinnen sind in sich selbst verliebt, sondern nur in die Lufterscheinung, die sich in ihren Spiegeln vorstellt, so oft sie hineinsehen, und nächst der Puderquaste ist auch wirklich der Spiegel der einzige Gegenstand ihrer Zärtlichkeit.

Die eheliche Liebe ist vier Wochen nach der Hochzeit ein leerer Klang, indem man insgemein zu dieser Zeit aus seiner Thorheit wieder zu sich selbst kommt, und nur selten noch in einen Paroxismus verfällt, der etwas Aehnliches damit hat.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, der gelehrten Welt eine neue Erfindung mitzutheilen, zu der mir der hochberühmte Isaak Bickerstaff Anleitung gegeben. Ich liefere hier die Beschreibung von einem Liebesthermometer, den ich schon vor einigen Jahren mit großer Mühe verfertigt und seit der Zeit auf eine sehr nützliche Art bei meinen kritischen Experimenten gebraucht habe. Die Röhre habe ich zu eben der Stunde gießen lassen, da die Venus durch die Sonne ging, und die folgende Nacht, da eben der Hundsstern über dem Horizonte stand, habe ich sie hermetice sigillirt. Die darinnen enthaltene flüssige Materie besteht aus Spiritus Vini und Schlagbalsam. Die Grade aber sind folgendermaßen gezeichnet:

Aeußerste Raserei.
Tollheit.
Narrheit.
Liebe.
Lauheit.
Gleichgültigkeit.
Verachtung.

Bei dem mittelsten Grade habe ich einen magischen Zeiger angebracht, welcher weist, ob die Liebe auf die sogenannte geliebte Person, oder auf ihr Geld, oder auf sonst etwas geht. Da alles fertig war, so machte ich am ersten April im Jahre der Erfindung den Anfang mit meinen Versuchen. Ich trug meinen Thermometer überall herum, wo ich Verliebte wußte, und besonders habe ich bei einem meiner Anverwandten die Vortrefflichkeit meines Instruments deutlich eingesehen. Er hatte eine Absicht auf ein gewisses Frauenzimmer. — Da ich meinen Thermometer brauchte, so fand ich, daß der Liquor nur erst im fünften Grade stand, von der Raserei an gerechnet. — Er sprach mit ihr. — Mein Liquor stieg zum vierten Grade. — Er that einen Antrag — zum dritten Grade — man nahm sich Bedenkzeit — zum zweiten Grade — man machte Schwierigkeiten — zum obersten Grade. — Er bekam wieder Hoff-

nung. — Hier fing mein Liquor schon wieder an zu fallen — bis zum zweiten Grade — das Jawort drückte den Liquor zum dritten Grade nieder, die Hochzeit zum vierten, den Tag nach der Hochzeit fiel er zum fünften, bald darauf zum sechsten, und acht Tage darnach zum untersten Grade. Bei der Braut aber war er niemals über den fünften Grad gestiegen.

Meine Menschenliebe hat es nicht zugelassen, eine Erfindung zu unterdrücken, die so gemeinnützlich werden kann. — Sie ist mir in der That sehr rühmlich, und ich thue mir viel darauf zu gute, wenn ich bedenke, wie oft in der Nachwelt mein Name bei dieser Gelegenheit wird genannt werden.

Grob.

Da ich auf den Redegebrauch dieses Ausdrucks Achtung gebe, so finde ich, daß er ungemein viele Wortspiele zuläßt.

So lange mir ein Schneider auf meine Ehre arbeitet; so ist er ein guter Mann. Sobald er aber Geld fordert, so nenne ich ihn einen groben Flegel. — **Grob** ist also ein Gläubiger der sein Geld fordert.

Mein Vetter, der Doctor, sagte neulich von einem gewissen ehrlichen Manne, er wäre überaus grob; er hätte kaum den Hut vor ihm gezogen und kurzum ein sehr schlecht Compliment gemacht. Der ist also grob, der nicht vor jedem Narren ein Bückling bis auf die Schuhe macht.

Mein Professor auf der Akademie war ein grundehrlicher Mann und hatte eine große Liebe für die Studierenden. Er warnte sie daher vor den Ausschweifungen der Jugend und entdeckte ihnen öfters ihre Fehler um sie zu bessern. Er war grob, und grob ist also derjenige, der Liebe genug für den andern hat, ihm seinen Fehler zu sagen.

Herr Vaterviel hatte einen artigen Knaben bei sich, der sein Vetter seyn soll. Ich entdeckte ihm neulich meine Muthmaßung, wie dieser Kleine wohl sein Sohn seyn könnte, und ich war grob. Grob ist also, wer das Kind bei seinem Namen nennt.

Der Herr Magister Paradox fragte mich, was ich von seinen metaphysischen Abhandlungen hielte. — Nicht viel, antwortete ich, und das war eine Grobheit. **Grob** ist also, wer die Wahrheit sagt, und die Wahrheit ist nichts anders, als eine Grobheit.

Höflich.

Höflich ist, vermöge der Entgegensetzung, ein Gläubiger, so lange er sein Geld nicht fordert, ein Mensch, der vor jedem Narren einen Bückling bis auf die Schuhe macht, der den andern viel zu sehr haßt, um ihm seine Fehler zu sagen, der das Kind nicht bei seinem Namen nennt, und dem eine Lüge nicht ans Herz gewachsen ist.

Grüßen.

Dies Wort hat verschiedene Bedeutungen, nachdem die Personen verschieden sind, die einander grüßen. Wenn ich meinem Juden grüße; so denke ich ganz etwas anders, als wenn ich meinen Vetter eine angenehme Ruhe wünsche. — Mit dem letztern meine ich es wirklich aufrichtig, und wünsche ihm sogar die ewige Ruhe — so könnte ich doch meinen Juden bezahlen; wenn ich aber diesen grüße, so denke ich, ich wollte, daß du zum T** —

In den meisten andern Fällen ist das Grüßen ein leerer Ton, oder wenn man ja noch etwas dabei denkt, so denkt man gewiß an etwas anders, als an den Gruß.

Ich bin aber versichert, daß man bei diesem Gruß eben so wenig denkt, als meine Wäscherin, wenn sie bei ihrer Seele schwört.

Die Freimaurer sollen auch einen gewissen Gruß haben — und hier bietet sich eine Gelegenheit an, wo ich meine kritischen Muthmaßungen über das Geheimniß der Maurerei der gelehrten Welt mittheilen kann. Ich halte nämlich davor, daß — —

Nachrichten an die Buchbinder.

Man beliebe hier, einige Blätter weißes Papier einzubinden, damit ein jeder Leser eine ihm beliebige Meinung hinschreiben könne. Ein jeder kann sich auf meinen Beifall verlassen.

Satisfaction.

Satisfaction verlangen heißt, vermöge eines hochadeligen Wortspiels von einem beleidigt worden seyn, und ihn bitten, uns noch einmal, und zwar weit gröber zu beleidigen, damit man ihn hernach desto inniger lieben könne; und daher heißt Satisfaction geben, einen deßwegen, weil er sich von uns hat beleidigen lassen, zur Wiederherstellung seiner Ehre noch einmal beleidigen. Diese Mode schreibt sich eigentlich aus den Zeiten der irrenden Ritter her, und gehört mit zur heutigen Galanterie. — Ob ich aus Liebe zur schönen Dulcinea von Toboso die vortrefflichen Rosinante gegen Windmühlen sporne,
oder — — — — — — — — — — — — —
— — — — hiatus in Mscripto — — — — —
Das ist am Ende einerlei.

Titel.

Da ich anfing Philosophie zu studiren, Schlüsse zu machen und an allem zu zweifeln; so wollte ich gleich anfangs den Regeln meines Lehrers nachkommen und mir überall deutliche und gesäuberte Begriffe erwerben. Wie viel Mühe ich mir in diesem Stücke gegeben, und was vor herrliche Erfindungen ich hin und wieder gemacht, das hat der geneigte Leser aus dieser Schrift schon hinlänglich eingesehen. Nichts hat aber meiner wißbegierigen Seele mehr

zu schaffen gemacht, als die in der politen Welt üblichen Titel. Ich will meinen Lesern die Früchte eines zehnjährigen Nachdenkens über diese Materie vorlegen, welches mir aber weiter nicht geholfen hat, als daß ich jetzt eben so klug bin, wie zuvor. Hier sind meine Kritiken.

Ein gnädiger Herr ist ein Landjunker und unumschränkter Monarch über sechs Bauern, mit denen er machen kann, was er will, und die ihn nicht verklagen dürfen, wenn sie nicht den Rest ihres Vermögens Leuten aufopfern wollen, die noch hungriger sind, als der gnädige Herr selbst. Das war ein gnädiger Herr vom Lande.

Ein gnädiger Herr am Hofe ist ein Ding, das aussieht, wie Mensch, einen schönen Kopf hat, tanzen kann, wie eine Marionette, eine Prise nimmt, mit dem Stocke spielt, die Hände küßt, sich mit dem Fächer schlagen läßt und nichts denkt.

Ein gnädiger Herr vom Degen ist eine Person, die Ahnen und wenigstens zehn Männer unter ihrem Befehle hat, die bezahlt werden, eine Flinte bald auf der Schulter, bald wo anders zu tragen, bald stille zu stehen, bald fort zu gehen, wie der gnädige Herr will, zu schießen, wenn er befiehlt, zu zittern, wenn er flucht, und sich zu bedanken wenn er sie prügelt.

Eine gnädige Frau von Natur ist eine schöne Tocke, mit der täglich zwanzig Personen zu thun haben, sie an und auszukleiden, ihre Haut, ihr Haar und ihren Magen in Bau und Besserung zu erhalten, ihr die Hände zu küssen, Schmeicheleien zu sagen, und sich allenfalls aus Liebe zu ihr aufzuhängen.

Eine gnädige Frau durch die Kunst ist eine reiche Kaufmannstochter, der ein gnädiger Herr die Ehre erzeigt, sie zur gnädigen Frau zu machen, und die nun das Recht hat, vor ihr Eingebrachtes auf seinem Rittergute zu sitzen, mit ihren Mägden zu zanken, und in der Kirche vor sich bitten zu lassen, da unterdessen der gnädige Herr bei Hofe auf ihre Unkosten ein Stutzer ist und liebäugelt.

Ein gestrenger Herr — dies ist kein Wortspiel, und bedarf also auch keiner Erklärung.

Eine Excellenz ist in Civilsachen das Quadrat, bei dem Kriegsstaate aber der Kubus von einem gnädigen Herrn.

Führung Gottes.

Ein heiliges Wortspiel, welches öfters in Consistorialsachen vorkommt. Die Führung Gottes, wodurch einer ein geistliches Amt erhält, ist zuweilen des Verlöbniß mit der Hausjungfer des Kirchenpatrons, zuweilen ein Beutel voll Geld für den Herrn Superintendenten, zuweilen etwas anders — alles nach Beschaffenheit der Umstände.

Bankerott.

Einen Bankerott machen heißt in der That nichts anders, als einen privilegirten Diebstahl begehen. Ein Bankerottirer zu seyn

war sonst eine Schande, heut zu Tage aber ist das ein ehrenvolles Beiwort von Leuten, die klug genug sind, sich durch den Schaden anderer auf geschwinde Art zu bereichern. Aus der Zahl der Bankerotte kann man erkennen, wie klug und wie reich einer sei; z. B. Er hat viermal Bankerott gespielt d. i. er ist ein überaus kluger und grundreicher Mann.

Zur dritten Satire: „Das Mährchen vom Hute nebst vielen Ausschweifungen" hat ihn hauptsächlich Swift's Märchen von der Tonne angeregt, ich sage Swift's, weil es denn doch problematisch ist, ob die Lords Shrewsbury und Somers die wahren Verfasser sind, wie Campbell behauptet. Wie dort die heuchlerischen und muckerischen Diener der christlichen Kirche gegeißelt werden, so zieht Riedel hier, freilich ohne sein Muster zu erreichen, am Faden einer launigen Pseudo-Geschichte der Entstehung und Schicksale des Hutes die Narrheiten der verschiedenen Stände auf; unter polemischen Anspielungen aber, deren Verständniß uns abhanden gekommen, so daß uns das Ganze in sehr bläßlichem Colorit vor die Augen tritt. Die wahre Würze des jovialen „neuen Lehrgebäudes von der Seelenwanderung" geht uns ebenfalls verloren, weil es gegenwärtig unmöglich die darin enthaltenen zahlreichen Pseudonymen mit Sicherheit zu entziffern. Das 5. Stück ist ein „umständlicher Beweis, daß im heiligen römischen Reiche viele Narren sind", dessen höhnender Grundgedanke: die meisten Menschen sind unbewußt ihre eigenen Satiriker, in der „Commentatio historico critica de Autosatyricis" nochmals aufgenommen wird. Die „Skribleriana" sind ein Allerlei scherzhafter, spöttischer und bisweilen höchst drolliger Einfälle. In keinem nothwendigen Zusammenhange mit diesen Satiren stehen die „drei Anhänge". Das bitter persifflirende „demüthige Bittschreiben an die Herren Journalisten" um günstigste oder wegwerfendste Beurtheilung — weil blos das Uebertriebene das Publicum anlocke und Abgang erziele — ist ebenso auf jedes andere Product anwendbar. Dasselbe gilt von den beigefügten Musterrecensionen. Das „Register der Schriftsteller, deren man sich bei Verfertigung dieses Buchs bedient hat," erkennt Jeder auf den ersten Blick als einen schnurrigen Stich in die Windbeutelei des gelehrten Citatenwesens, mit welchem Laien und Halbkundige betölpelt werden; eines Citatenwesens, das häufig allein hinreichte den Schein großer Gelehrsamkeit zu gewinnen. Der dritte Anhang aber: „Lies Ochse, oder Anzeige

der vornehmsten Druckfehler, nebst einer Einleitung zur Sphalmatologie", ist die wahre Mixpickle-Kaper der ganzen Sammlung. An eine specielle literarische Erscheinung (Fabeln) anknüpfend ätzt sie die Empfindelei über aufgemutzte Kleinigkeiten, sammt der Schulfuchserei, Lappalien und völlige Nichtse mit umständlichster Gravität zu behandeln, mit einer Wichtigkeit, welche sich auf einer Entdeckungsreise wähnt, jedoch nur mit vollen Segeln eine Irrfahrt im Strome grotesker Consequenzen macht. Diese Absurdität nun prickelnd zu karikiren wird nicht etwa aus einer strohernen Gedankenraufe der dürrste Halm gezogen, sondern sogar blos der kahle Hinweis eines Autors aufgerafft, daß an einigen Stellen statt „Stier" — „Ochse" zu lesen sei.

Diese vortreffliche Stelle will ich gegenwärtig kurz erläutern. Und wer sieht nicht, daß ich durch genauere Betrachtung derselben nothwendig auf die ersten Gründe der Sphalmatologie habe kommen müssen? Mein System ist also dies:

Erste Gründe der Sphalmatologie.

§. 1. Grundsatz 1.

Ein jedes Ding ist mit sich selbst einerlei.

§. 2. Grundsatz 2.

Alles hat seinen zureichenden Grund.

§. 3. Erklärung 1.

Ein Druckfehler ist ein jeder Schnitzer in einem Buche, wiefern er auf die Rechnung des Setzers geschrieben wird.

§. 4. Anmerkung.

Nach dem Redegebrauch wird zu der Selbstheit eines Druckfehlers nicht eben das Versehen des Setzers erfordert. Es ist genug, wenn es nur ein Schnitzer ist, der dem Setzer auf irgend eine Art kann Schuld gegeben werden. Wird wol ein Setzer so trübe Augen haben, daß er sollte Stier für Ochse lesen? Und dennoch ist es ein Druckfehler.

§. 5. Zusatz 1.

Ein jeder Druckfehler ist ein Druckfehler.

§. 6. Zusatz 2.

Ein jeder Druckfehler hat seinen zureichenden Grund.

§. 7. Erklärung 2. und 3.

Einen Druckfehler, der wirklich in dem Versehen des Setzers seinen zureichenden Grund hat, nenne ich ein Sphalma. Liegt aber

der Grund des Fehlers in der Selbstheit des Autors, so heißt er ein Druckfehler per eminentiam.

§. 8. Anmerkung 1.

Da die letztere Art die edelste und häufigste ist, so werde ich blos diese zum Gegenstand meiner ferneren Betrachtung machen.

§. 9. Anmerkung.

Da ein jeder Druckfehler in der Zeit wirklich wird, und die Zeit entweder eine wirkliche oder eingebildete, entweder eine gegenwärtige, vergangene oder zukünftige ist, so kann man die Druckfehler in dieser Absicht in wirkliche und eingebildete, in gegenwärtige, vergangene und zukünftige eintheilen. Zu dieser brauchbaren und sehr pragmatischen Unterscheidung hat mir ein berühmter Schriftsteller Anlaß gegeben, welcher aus eben diesem Grunde die Bewegung in eine wahre und eingebildete, in eine gegenwärtige, vergangene und künftige eintheilt. Ich eigne mir die Ehre der Erfindung nur halb zu.

§. 10. Aufgabe.

Einen Schnitzer in einen Druckfehler zu verwandeln.

Auflösung.

Sprich: Die gröbsten Druckfehler, die wegen meiner Abwesenheit eingeschlichen, sind folgende:

In der Zueignungsschrift

P. 1. lin. 1. für gnädiger lies genädger,
lin. 13. für Stier lies Ochse,
und so weiter.

So hast Du Deine Schnitzer in Druckfehler verwandelt.

Beweis.

Αὐτος εφα.

§. 11. Lehrsatz. 1.

Druckfehler sind nützlich.

Beweis.

Ob ich mich zwar blos auf die innere Empfindung eines jeden Schriftstellers berufen könnte, so will ich doch den Einfältigen zum Besten einen ausführlichen Beweis geben. Nützlich nenne ich alles das, was von allen Gelehrten mit gutem Erfolg zu ihrem Schutze kann gebraucht werden, es mögen nun dieselben von unvernünftigen Geschöpfen, von unverschämten Tadlern oder großen Kunstrichtern wegen ihrer Schriften angegriffen werden. Da nun ein Autor dadurch, daß er seine Schnitzer für Druckfehler ausgiebt, die Schmeißfliegen von sich wegjagt und dem Setzer über den Hals schiebt, so erhellt, daß die Druckfehler sehr nützlich sind. W. z. e. w.

§. 12. Lehrsatz 2.

Druckfehler sind nöthig.

Beweis.

Es ist nöthig, daß die Unreinigkeiten, die sich in der Seele eines Menschen von Zeit zu Zeit ansetzen, durch einen natürlichen Auswurf hinweggeschafft werden. Dies geschieht durch die Autorschaft. Es ist also nöthig ein Autor zu sein. Aus eben dem Grunde ist auch alles das nothwendig, was die Hindernisse, die uns von der Autorschaft abhalten können, aus dem Wege räumt. Unter diese Hindernisse gehört vornehmlich die Furcht vor ungebetenen Kunstrichtern. Was also diese Furcht vertreiben kann, das ist nothwendig. Wenn man eine Schanze hat, hinter welche man sich im Fall eines Angriffes zurückziehen kann, so fürchtet man sich nicht. Eine solche Schanze ist das Recht, das ein Autor hat, seine Schnitzer dem Setzer aufzubürden. Dies ist der Grund der Druckfehler, und Druckfehler sind also nöthig. W. z. e. w.

§. 13. Lehrsatz 3.

Es ist einem Autor erlaubt, seine Schnitzer auf die Rechnung seines Setzers zu schreiben.

Beweis.

Jus ad finem dat ius ad media. Der Endzweck eines Autors ist, Brot und Ruhm zu erwerben. Hiezu ist nöthig, daß seine Schrift abgehe und hiezu wird erfordert, daß das Publicum glaube, der Autor sei kein Narr. Er hat also das Recht, alle Stellen seiner Schrift, aus welchen man eine ihm so widrige Erfahrung bilden könnte, von sich abzulehnen und im Fall der Noth auf die Rechnung des Setzers zu schreiben. W. z. e. w.

§. 14. Anmerkung.

Daher behaupten einige Weltweise, ein großer Autor wäre ein solcher, in dessen Büchern alle Schnitzer Druckfehler wären.

§. 15. Lehrsatz 4.

Ein Buch mit Druckfehlern ist vollkommener als ein anderes ohne Druckfehler.

Beweis.

Unter homogenen Dingen ist das vollkommener, welches die meisten Varia hat. Bücher sind homogene Dinge und es ist gewiß, daß ein Buch mit Druckfehlern mehr Varia hat, als ein anderes ohne Druckfehler, wenn sonst die übrigen Umstände gleich sind. Folglich ist ein Buch mit Druckfehlern vollkommener als ein Buch ohne Druckfehler. W. z. e. w.

§. 16. Zusatz 1.

Die Druckfehler sind also in einem Buche eben das, was das Böse in der besten Welt ist.

§. 17. Zusatz. 2.

Ein Jeder ist verbunden seiner Hände Werk so vollkommen zu machen, als es immer möglich ist. Ein Autor darf also mit gutem Gewissen kein Buch ohne Druckfehler lassen.

§. 18. Anmerkung 1.

Wer also einem Autor Druckfehler zur Last legt, der ist eine Schmeißfliege, ein unreiner und schädlicher Wurm, ein geflügeltes schwarzes Thierchen, ein Nachrichter, ein Kritikaster, ein Wilder vom Nordpol, seine Vernunft ist halb erfroren und vernagelt, er gehört unter das Insectenheer, will sich zu einem Apollo aufwerfen u. s. f. Der geneigte Leser beliebe diese höchst gelehrten Trümpfe in den fontibus selbst nachzulesen.

§. 19. Anmerkung 2.

Alle diese Wahrheiten hat schon Horaz erkannt, wenn er sagt:
— ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendor maculis..
Der Context zeigt, daß Horaz unter den maculis durchaus nichts anders, als Druckfehler versteht.

§. 20. Anmerkung 3.

Bei wahren Kritikastern aber, die keinen Druckfehler verdauen können, bleibt die Wiedervergeltung auch nicht aus und es trifft hier ein, was ein sehr berühmter Dichter ohne allen Enthusiasmus singt:

Suchst Du mit wilder Grausamkeit
Den Nächsten listig zu berücken,
So glaube nur, zu seiner Zeit
Wird Dich ein Andrer wieder drücken.

Schluß.

Nachdem ich nun meine überaus gelehrte und scientifische Abhandlung vollendet, auch dieselbe mit einem schönen Denksprüchlein recht patentmäßig geschlossen habe, so gehe ich zur Hauptsache über, und ersuche den geneigten Leser folgende höchst gewichtige Druckfehler zu verbessern:

P. 1. lin. 13. für Stier lies Ochse,
P. 2. lin. 1. für Stier lies Ochse,
ibid. lin. 7. für Stier lies Ochse,
ibid. lin. 13. für Stier lies Ochse,
ibid. lin. 17. für Stier lies Ochse,
P. 3. lin. 5. für Stier lies Ochse.*)

Riedel's „Gedanken über Gedanken über den letzten Tumult (in Erfurt), von einem Schutzverwandten (A. B. C.)" (Werke

*) Nach dem zweiten Originalabdruck.

II. 323—339); „Ohnmaßgeblicher Vorschlag zum Besten der Armuth, wie dem gegenwärtigen Brodmangel in hiesiger Stadt abzuhelfen sei, aus Menschenliebe eröffnet von Meister W. A. O., Zinngießer allhier" (Werke II. 426—437); „Widerlegung des Zinngießerischen Vorschlags, wie dem Brodmangel in hiesiger Stadt abzuhelfen sei, verfertigt und an das Licht gestellt von Adam Riesen, juniore, Schulcollegen wie auch Schreib- und Rechenmeister allhier" (Werke II. 438—465); „Der sich selbst entlarvende Schutzverwandte" (Werke II. 340—364); „Meine Gedanken über den Zinngießer O" (Werke II. 398—407) sind gegen den Professor der Kameralwissenschaften und Bürgermeister von Erfurt Siegmund Leberecht Habelich entsendete Satiren, sämmtlich zu Erfurt 1771 erschienen, doch von zu localer Bedeutung, daß ihnen nicht mit der bloßen Erwähnung Genüge geschähe. Es schließen sich noch drei andere daran, von welchen die beste das „Memorial der allhier lebenden Hunde wegen der jetzigen Theurung und des künftig noch mehr zu besorgenden Brodmangels" (Erfurt 1771, Werke II. 408—425): alle in Bezug auf Nahrungscalamitäten, welche in Erfurt ausbrachen und einen so bedrohlichen Charakter annahmen, daß Habelich, dessen Verwaltung sie schuld gegeben, sogar flüchten mußte, obwol er, wie Meusel an Bahrdt schrieb, sich „pancratice" zu vertheidigen verstanden. Endlich sind in der Reihe seiner bekannten komischen Schöpfungen die „Launen an meinen Satyr" (Erfurt 1772, Werke V. 159—176) ein sehr glücklicher Beweis seines Geschicks für burleske Poesie. Wir müssen aber noch eines andern satirischen Ergusses gedenken, der bei aller Kleinheit und Unscheinbarkeit doch eine Perle ist, welche gänzlich in Vergessenheit gerathen, und von der niemals bekannt geworden, daß Riedel deren Urheber. Es ist die „Newe und wahrhaftige Historia von dem, was in diesen Tagen zu Nürnberg geschehen" (Halle, 1767), die durchaus gelungene Nachbildung einer anonymen Farce, welche 1745 auf die Kaiserkrönung zu Frankfurt erschien. Erkennung und Werthbemessung sind indeß erst möglich, wenn man weiß, daß sie in Beziehung zu dem Gerücht steht, wonach Herel's Satiren auf Denuncation des pedantischen Schulcollegen Andreas Götz in Nürnberg öffentlich verbrannt worden wären. Riedel selbst achtete ihrer so gut wie gar nicht, er hatte sie nur verfaßt, um dem hypochondrischen Freunde das

Zwerchfell einmal zu erschüttern. Klotz hingegen veranlaßte deren Drucklegung, weil sie die Lächerlichkeit der Götzianer bis in's Mark stigmatisirte.

Allein wir können von Riedel nicht scheiden, ohne noch angemerkt zu haben, daß die nach seinem Tode veranstaltete Ausgabe seiner „sämmtlichen Schriften" (Wien 1785—1787, 5 Bde.) in ihrer Art fast beispiellos ist. Denn nicht blos, daß sie keineswegs sämmtliche Schriften enthält, die Auswahl ist eine unerhört kopf- und geschmacklos zusammengewürfelte, wozu sich eine Salopperie und Incorrectheit des Drucks gesellten, welche das ekelhafte Papier noch überbieten.

Wie von Allen des Klotzischen Kreises Riedel die tragischste Persönlichkeit geworden, so Karl Friedrich Bahrdt (1741—1792) die berüchtigtste. Noch aber hat, um allegorisch zu reden, die vox Dei nicht über ihn entschieden, noch ist sein Leben und Wirken keiner eingehenden, vollständigen Darstellung und allseitigen Prüfung unterzogen worden. Alle, welche Grund und Fug hatten bei ihm anhaltend zu verweilen, sind flüchtig, rhapsodisch an ihm vorübergegangen, meist kurzsichtigen Blickes und mit dem Asthma der literarischen vox populi behaftet: also im eigentlichsten Sinne auch ungeschickt. Weder Kunst noch Wissenschaft haben ein ihm lebenstreues Bild geliefert. Alles was über ihn geschrieben zusammengenommen giebt nur ein höchst lückenhaftes und fragliches Material zum Aufbau seiner einheitlichen Würdigung, zu welcher er in seiner erschreckend fahrlässigen Selbstschilderung blos Dürftiges und Verfängliches beigetragen. Die biographischen Knochen der encyklopädischen Kehrichthaufen bringe ich nicht in Anschlag, wie sie überhaupt nicht in Anschlag zu bringen, wo es sich um ernste, sittliche Forderungen an den literarischen Geist handelt. Nicht ein einziger Abschnitt seines Lebens ist im culturgeschichtlichen Zusammenhange Gegenstand absolut objectiver Kritik geworden; nicht Eine Epoche daraus hat ihren ordentlichen Richter gefunden. Prutz allerdings behandelt seine Jugendgeschichte (s. Raumer's historisches Taschenbuch 1850, und die komische Sammelei: „Bücher und Menschen" 1862, S. 267—368). Aber

was für eine Behandlung! Klatsch, reiner Klatsch, aufgefangen in athemlosem Durchlaufen einer literarischen Budenreihe, und dann wiedererzählt mit der Verbrämung diffuser Floskeln. Mehr denn zehnmal ruft er uns zu: „siehe da", doch niemals zeigt er uns etwas, was der Mühe werth wäre auf seinen Zuruf zu achten. Wir sehen nur, daß er im Grunde genommen von Bahrdt sehr wenig weiß, daß seine Quellen unzureichend, Quellenkritik gänzlich unterlassen, und nicht blos die alleroberflächlichste und einseitigste, obenein auch fälschliche Ausbeute stattgefunden. Bahrdt ist ein biographisches Problem, welches nicht allein auf der Basis umfassender Studien und speciell des vollständigsten Verständnisses der theologischen Wirren jener Zeit gelöst wird, sondern mehr noch eine psychologische Unbefangenheit, eine Weite des historischen Blickes und ein Erheben über die althergebrachte Auffassung menschlicher Endziele erfordern, wie wir sie bis jetzt bei unsern Literarhistorikern vergebens suchten. Prutz meinte, nur ein Theologe würde vielleicht Bahrdt's Lebensgeschichte vollständig schreiben können. Ich aber sage, ein Theologe wird lediglich seine Caricatur zeichnen. Wenn aber eines Tages dieses Problem seine Lösung erfährt, dann wird es vielleicht unantastbar bleiben, daß, wie erstaunlich wenig Adel auch für ihn als Menschen zu retten sein dürfte, er nach seiner ungemeinen Thätigkeit und seinem Einflusse einer der bedeutendsten Männer des vorigen Jahrhunderts war, — wie ihn dreist neben Lessing stellend schon Immanuel Berger nannte, — hochverdient durch unwiderstehliche Bekämpfung des blinden Systemglaubens und Verbreitung lichterer religiöser Ansichten im Volke.

Was der Menschheit zum Segen gereicht hat, ist gar oft aus unlautern Motiven entsprungen. Gemeine Selbstsucht klammert sich an den Obscurantismus, gemeine Selbstsucht führt auch der guten Sache der Aufklärung Streiter zu, Leichtfertigkeit und Muthwille erscheinen hüben und drüben in Reih' und Glied. Und eben der Muthwille, die schier cynische Petulanz, welche Bahrdt unterweilen gezeigt, nöthigen ihn dem Geschichtschreiber der komischen Literatur auf.

Nach einer grundverkehrten und verwahrlosten Erziehung im elterlichen Hause kam er von Schulpforta als blutjunger Mensch nach Leipzig zurück, um Theologie zu studiren, ward 1761 Magister und Docent, 1762 Katechet an der Peterskirche

dann (1766) Adjunct seines Vaters, des Superintendenten, und 1767 auch außerordentlicher Professor der geistlichen Philologie, in welchen Stellungen er bis 1768 mit vielem Beifalle verblieb. Als Schriftsteller hatte er sich schon 1758 versucht, größeren Erfolges 1763 mit seinem „wahren Christen in der Einsamkeit", der ihm aber eine Menge verdienter und unverdienter Züchtigungen einbrachte. Er sagt, nie sei Rache gegen Einzelne die Entstehungsart seiner satirischen Producte gewesen; stets lang anhaltendes Dulden tausendfältiger Verleumdungen und Pasquille hätten ihn schließlich zu einem Heerzuge gegen die gesammte Partei ermuntert. Dies paßt jedoch auf sein erstes satirisches Product nicht, das unter dem Titel: „Zwei Briefe an den Magister Carl Friedrich Bahrdt" (1764) weniger die Tadler seines wahren Christen verspottete als die Professoren Gottsched und Bel, welche mit seinem Vater in Feindschaft lebten. So geheim er dies Pamphlet in's Leben gesetzt, wurde er doch als Verfasser ermittelt und behufs Verhütung weiterer Nachtheile zur Abbitte genöthigt. Ueberdies haben ihn „die kleinmeisterlichen Sticheleien" auf jene Männer immer gereut.

Unsaubere Liebeshändel zwangen ihn seine Stellungen in Leipzig mit einer unbesoldeten Professur der biblischen Alterthümer zu Erfurt zu vertauschen, für welche ihn Klotz empfohlen, immer die alte Feindschaft vergessend, wenn Noth und Unglück an seinen Edelmuth appellirten. Es ist nicht wahr, daß Klotz aus purer Freude über den Leipziger Scandal die Initiative zur Aussöhnung ergriffen, Bahrdt war es im Gegentheil, der ihm die Hand reichte.

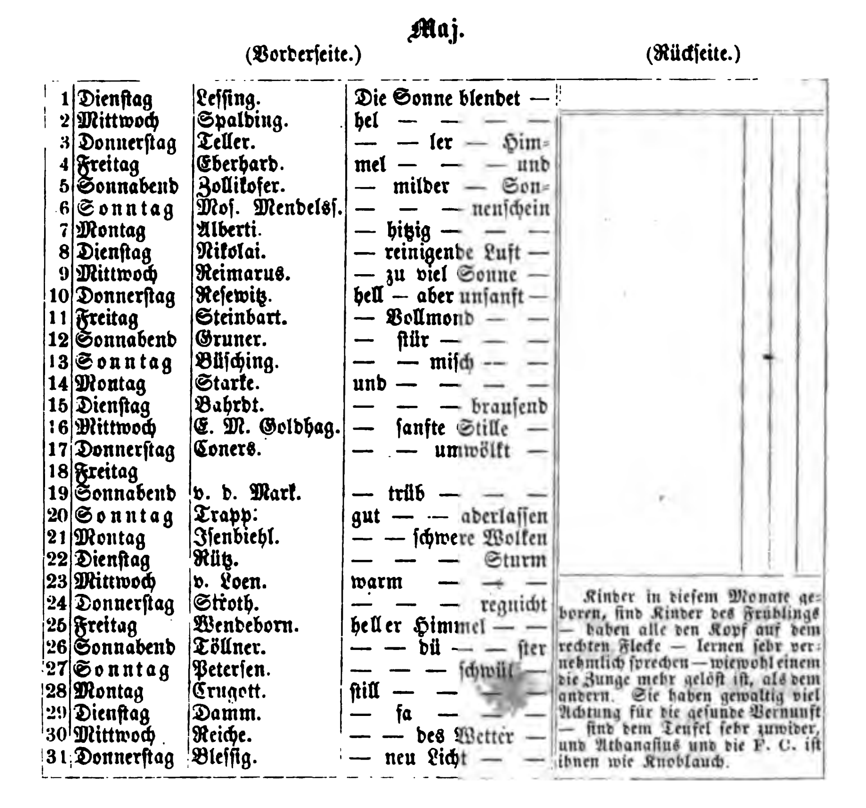
Seit der Leipziger Affaire nehmen die Zerwürfnisse, Anfeindungen, Verfolgungen und Intriguen, unter welchen er zu leiden, kein Ende. Alle Polemik aber, in der er seinem Herzen Luft machte, meist um die Uebel zu verschlimmern, hat bis zum Jahre 1781 für uns kein Interesse. Inzwischen hatte er sich verheirathet, war Prediger und Professor in Gießen gewesen, Director des Philantropins zu Marschlins in Graubünden, und vom Juli 1776 bis zum Frühjahr 1779 gräflich Leiningen-Dachsburger General-Superintendent, welches Amts er in wahrhaft himmelschreiender Weise entsetzt wurde. Von da ab nahm er seinen Aufenthalt in Halle, schriftstellerte, docirte, und starb

endlich nach einem entsetzlich unruhevollen Leben als Besitzer einer Schenkwirthschaft in der Nähe der Heide bei Halle.

Die bedeutendste satirisch-polemische Schrift, welche ihn zum Verfasser hat, ist ohnstreitig der „Kirchen- und Ketzer-Almanach auf's Jahr 1781. Häresiopel (Jena) im Verlag der Ecclesia pressa.“ Dieser Almanach soll nach seiner eigenen Erklärung eine Revue der christlichen Kirche aus den beiden letzten Decennien sein, „wo Regiment für Regiment aufmarschirt“. Die Idee dazu, welche sich übrigens auf Thomas Murner zurückführen läßt, kam ihm in einer Gesellschaft bei Basedow in Leipzig. Voraus gehen die Monatstabellen. Die meisten Tage sind mit den Namen theologischer Schriftsteller bezeichnet, an welche Rubrik sich eine Witterungstabelle schließt, die natürlich auf die vorangehende Bezug haben soll. Den Fuß der Rückseite nimmt eine allgemeine Nativität ein, unter welche sämmtliche angeführte Schriftsteller fallen. Zur Einzeichnung in die leeren Kalendertage sind „alle gläubigen Schlafmützen deutscher Nation eingeladen“. Nur der Juli hat einige unbesetzte Termine „an die Mitglieder der heiligen Inquisition, welche unterwegs sind und in Rotterdam, Gießen, Cassel, Hamburg, Wittenberg, Zeiz u. s. w Relais machen“, bereits zur Disposition gestellt. Zur Veranschaulichung nebenstehende Tafel.

Die zweite und natürlich, stärkste Abtheilung bildet die kurze Charakteristik aller im Kalender genannten theologischen Schriftsteller, die zum Theil mit viel unbefangener Laune, zum Theil mit penetrantem Sarkasmus, hin und wieder aber auch mit abstoßender Nüchternheit und einer von Rohheit ununterscheidbaren Derbheit entworfen ist. Es sind deren ohngefähr 400. Von Lessing heißt es:

Ha! willkommen Mann Gottes! setz' dich! — — Du hast den gerechtesten Anspruch auf einen der ersten Plätze in den Subsellien der Kirche. Dein Berengarius ist ein Muster kritischer Untersuchung, das noch kein Theolog dieses Jahrhunderts, wenigstens kein orthodoxer dir nachgemacht hat. Wahrhaftig, ich kann's nicht lesen, ohne im Namen meiner Herren Collegen darüber zu erröthen. — Deine Fragmente — sind das wahre Carthago für die christliche Kirche, woran die Streiter Zions noch lange ihre Kraft üben und gewiß nie aus einem Gefecht kommen werden, ohne etwas neues gelernt zu haben. — Unter uns gesagt, mich dünkt, das Buch war mit im Plan der Erziehung des Menschengeschlechts. Wenigstens macht's der weise Edukator so, daß er den Kindern die Gegenstände



Maj.

(Vorderseite.) (Rückseite.)

1	Dienstag	Lessing.	Die Sonne blendet —
2	Mittwoch	Spalding.	hel — — — —
3	Donnerstag	Teller.	— — ler — Him=
4	Freitag	Eberhard.	mel — — — und
5	Sonnabend	Zollikofer.	— milder — Son=
6	Sonntag	Mos. Mendelss.	— — — nenschein
7	Montag	Alberti.	— hitzig — — —
8	Dienstag	Nikolai.	— reinigende Luft —
9	Mittwoch	Reimarus.	— zu viel Sonne —
10	Donnerstag	Resewitz.	hell — aber unsanft —
11	Freitag	Steinbart.	— Vollmond — —
12	Sonnabend	Gruner.	— stür — — —
13	Sonntag	Büsching.	— — misch — —
14	Montag	Starke.	und — — — —
15	Dienstag	Bahrdt.	— — — brausend
16	Mittwoch	E. M. Goldhag.	— sanfte Stille —
17	Donnerstag	Coners.	— — umwölkt —
18	Freitag		
19	Sonnabend	v. d. Mark.	— trüb — — —
20	Sonntag	Trapp:	gut — — aderlassen
21	Montag	Isenbiehl.	— — schwere Wolken
22	Dienstag	Rütz.	— — — Sturm
23	Mittwoch	v. Loen.	warm — — —
24	Donnerstag	Stroth.	— — — regnicht
25	Freitag	Wendeborn.	heller Himmel — —
26	Sonnabend	Töllner.	— — dü — — ster
27	Sonntag	Petersen.	— — — schwül —
28	Montag	Crugott.	still — — — —
29	Dienstag	Damm.	— sa — — —
30	Mittwoch	Reiche.	— — des Wetter —
31	Donnerstag	Blessig.	— neu Licht — —

Kinder in diesem Monate geboren, sind Kinder des Frühlings — haben alle den Kopf auf dem rechten Flecke — lernen sehr vernehmlich sprechen — wiewohl einem die Zunge mehr gelöst ist, als dem andern. Sie haben gewaltig viel Achtung für die gesunde Vernunft — sind dem Teufel sehr zuwider, und Athanasius und die F. C. ist ihnen wie Knoblauch.

zur Bildung des Kopfes und Herzens nur noch hinlegt, und sie nöthigt durch Industrie dieselben genießbar zu machen. Auch die Natur giebt uns z. B. den Wein erst mit Unflat und Drestern, und Kultur muß ihn trinkbar machen. Und daß in deinen Fragmenten auch Unflat und Drestern sind, weißt du wohl am besten wissen. — Was die Erziehung des Menschengeschechts endlich betrifft, so darf ich's wohl sagen, — daß sie meine Begierden nach Wahrheiten gereizt, aber nicht befriedigt hat. Indeß, für unser großes Publikum ist's eine Melone, die es mit Schalen und Kernen hinterfrißt. Ich habe nur das Fleisch unter der dicken Schale gegessen; und bin eben deswegen nicht satt worden. Du wirst mir das Geständniß nicht übel nehmen. — Leb wohl, Mann Gottes!

Ueber Christian Zieger sagt er, er war

Herausgeber der schwarzen Zeitung, der in Kompagnie mit Götzen so lange polemisirte, bis der Tod ihm silentium imponirte. Man hat in seiner Hirnschale nichts als Wasser, in seinem Leibe aber einen außerordentlich großen Magen gefunden.

Zum Schluß des Almanachs folgen einige „Anekdoten und Bemerkungen“, darunter ein Verzeichniß von Schriften (40) aus der „theologischen Parforcejagd“ über die Lessing'schen Fragmente.

Das Buch machte ungeheures Aufsehen. Man verschlang den Inhalt, unbekümmert um die durchaus nachlässige und oft plumpe Diction. Binnen wenigen Monaten wurden drei starke Auflagen verbreitet, trotz aller Confiscationen war der Almanach so zu sagen in Jedermanns Händen. Hier jubelte, dort zeterte man, Geschrei erfüllte die ganze theologische Welt, obgleich gespalten in der Beurtheilung so doch gleich Anfangs darin einig, daß kein anderer als Bahrdt der Verfasser sein könne. „Ei, in aller Welt, Gevatter“, schrieb ihm Meusel von Erlangen (23. Jan. 1781), „was habt Ihr mit Eurem K. A. angestellt? Das giebt Spuk — hier und aller Orten, wo gezwickte Orthodoxen schreien. Andere fressen ihn beinahe auf. Daß Ihr, heilloser Gevatter, Schöpfer dieses Kindleins seid, hätte ich gleich errathen, wenn es mir auch nicht von Berlin wäre versichert worden. Ihr seid gar zu kenntlich, mir hauptsächlich, aber auch andern Leuten. Oft habt Ihr die Leute herrlich charakterisirt; manchmal aber habt Ihr ihnen Unrecht gethan, z. B. unserm würdigen Rosenmüller. Wind zu dem Namen dieses Mannes zu setzen, der von aller Windmacherei so weit entfernt ist. Daß dies ja in dem künftigen Almanach verändert wird, sonst kriegt Ihr mich an den Hals!“ Die gerügte Stelle findet sich jedoch in der zweiten Auflage unverändert. „Der Kirchen- und Ketzer-Almanach“, heißt es in einer andern Zuschrift, „ist ein Purgirmittel für unser Zeitalter, hat auch, deucht mich, operirt, wenigstens in unserer Gegend viel Bauchgrimmen und Ojeminesgesichter verursacht. Der Papst zu Dürkheim und sein Caplan haben sich so ungeberdig gestellt, daß Gefahr da war, ihre Vasa intestina würden zereißen. Die Dosis war auch für so schwache Naturen für einmal zu stark. Ein närrischer Auftritt: Kaum hatte das Buch die Pfalz berochen, so hörte Confrater Kaibel zu Manheim sagen, es stehe von einem benachbarten Geistlichen darin, daß er bei einem frappanten Grade von Ignoranz u. s. w.*) Bald darauf kommt Hartman zu ihm. Er erzählt ihm dieses. Was gilt's, sagt dieser, das ist auf unsern Superintendenten gesetzt, da

*) „Sich in der seligsten Allgenugsamkeit befindet“, lautet der Passus vollständig.

will ich Alles darauf wetten; erkundigt sich wer das Buch habe, läuft in vier bis fünf Häuser, bis er's ertappt, und liest gierig — seine eigene Schande. Gleich anfangs schrie Alles; das hat der verfluchte Bahrdt wieder gemacht. Ich habe aus Ursachen, die Sie sich denken mögen, dem überall widersprochen, wenigstens es in Zweifel gezogen. Wirklich fängt man bei uns an darüber zu streiten, und glaubt, daß wenigstens nur ein Theil des Buchs von Ihnen herkomme. Uebrigens hat's darüber viel Kopfnickens und Kopfschüttelns, viel Lästerns und Lachens gegeben." So beifällig lauteten aber nicht alle Zuschriften. Ein stellenweise bis zu cynischer Herzlosigkeit und undankbarer Schonungslosigkeit getriebener Muthwille zog ihm die gerechte Entrüstung und bittere Feindschaft mehrerer Männer zu, welche es allezeit mit ihm wohl meinten. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht ein Brief von Heres aus Dürkheim vom 18. Januar 1781, welchem der Kalender damals noch nicht zugegangen war. „Ich kann nicht glauben", schrieb er, „daß eine Nachricht, die ich in diesem Augenblicke erhalte, wahr sein soll, daß Sie nehmlich in dem Kirchen- und Ketzeralmanach einen großen Theil der Pfälzischen Geistlichkeit, und darunter selbst Ihre Freunde Wolf, Böhm, Mieg, Hartmann, Schoell, Klevesahl auf eine unwürdige Art verspottet haben. Hartmann, der die Nachricht von Manheim bekommen hat, ist jetzt schon wüthend. Er hat gedroht, wenn es wahr sein sollte, sich öffentlich und auf eine Art zu rächen, die für Sie traurige Folgen haben kann. Ich glaube es noch nicht. Denn ich wüßte nicht, warum Sie sich neue Feinde machen wollen; warum Sie Leute, die Ihnen doch ehrlich gedient haben und deren Stillschweigen von gewissen Dingen Ihnen nicht gleichgültig sein kann, auf eine unwürdige Art reizen sollten. Wenn es wäre, so muß ich gestehen, daß mir Ihre Denkungsart ein Räthsel ist. Wenn Ihr Muthwille auch Ihre Freunde nicht schont, so ist ihr Herz abscheulich. Ich kann aber Alles nicht eher glauben, bis ich mich selbst durch den Augenschein überzeugt habe. Ich will mich freuen, wenn man Hartmann etwas vorgelogen hat. Ist es aber wahr, so werde ich selbst öffentlich mit meines Namens Unterschrift meinen Abscheu darüber bezeugen. Wenn nur von Wolf und Böhm nichts Unanständiges gesagt ist, da Sie diesen Leuten wahre Dankbarkeit schuldig sind. Und auch Hartmann hat es nicht

verdient". Bahrdt wußte Heres zu beschwichtigen, und manchen Schlag eben dadurch abzulenken, daß er sich nur als theilweisen Verfasser jener Satire ausbreiten ließ. Als von der vierten Auflage die Rede war, warnte ihn Heres. „Nur nicht wie die vorige! Es ist mir noch immer Angst, wenn ich daran denke, was es Ihnen für Unglück hätte verursachen können". Ob eine vierte Auflage zu Stande gekommen, vermag ich nicht zu sagen. Nachgedruckt aber sind die früheren an verschiedenen Orten.

Sein „Kirchen- und Ketzeralmanach. Zweytes Quinquennium, ausgefertigt im Jahre 1787. Gibeon, gedruckt und verlegt bey Kasimir Lange", hat nicht Pfeffer und Salz des ersten, und obenein ist mehr als ein Drittel jenes Kalenders wieder aufgenommen worden. Meusel's Lexikon giebt den Titel falsch an.

Hauptsächlich die pecuniären Erfolge mögen es gewesen sein, welche Andere zu ähnlichen Unternehmungen reizten. So erschien ein „Kirchen- und Ketzer-Almanach auf's Jahr 1786. Orthodoxiopoli". Der Druckort ist Gera, der Verleger Beckmann, das Jahr der Verbreitung 1785. Ferner in Hamburg ein „Obscurantenalmanach" auf die Jahre 1798—1800, und in Schleswig ein „Neuer Kirchen- und Ketzeralmanach" für 1797 und 1798. Hierin ist aber nichts weniger als Satire, sondern nur Notizenkram über einen Schwarm damals lebender „berühmter und berüchtigter theologischer Schriftsteller", welche in alphabetischer Ordnung vorgeführt und zum Theil kräftig, doch immer ernst und positiv abgefertigt werden. Das Behagen, welches man darin finden könnte, stört der Verfasser selbst durch ein Nachwort, worin es heißt, er habe die geistlichen Herren lediglich als personas publicas und sine ira et studio vorzustellen beabsichtigt; wenn ihm dabei ein zu hartes Wort entfahren, so bitte er sehr es in milderem Sinne zu deuten. Endlich kam auch noch der Leipziger Professor Johann Gottfried Grohmann (1[illegible]—1805) anonym mit einem „satirisch-theologischen Kalender auf das Jahr 1800"; einige wenige Stellen aber ausgenommen scheint er sehr abweichende Begriffe von Satire gehabt zu haben.

Ob es begründet ist, wie man mir versichert, das „Sendschreiben eines spanischen Esels an seine Verwandte in Deutschland. Madrid 1786" (8. 16 S.) eine der witzigsten Geißelungen sei, welche Bahrdt für seinen Almanach empfangen,

muß ich dahin gestellt sein lassen, da es nicht möglich war derselben habhaft zu werden.

Dem „zweiten Quinquennium" gingen zwei andere Spottschriften voraus, nämlich „Sendschreiben an einen Quedlinburger Schulmonarchen, der Luthern mit den neuen Reformatoren verglich, vom Schulmeister Gibeon, 1782", und „Standrede am Sarge des weiland hochwürdigen und hochgelahrten Herrn Johann Melchior Göze, gehalten von dem Kanonikus Ziegra. Hamburg 1786." Jener „Quedlinburger Schulmonarch" war der damalige Conrector Voigt, der ob seiner Verketzerungen des Pfarrers Hermes in Quedlinburg eine Lection empfing, welche den spaßhaften Erfolg hatte, daß man einen ganz obscuren Menschen, den Cantor in Giebichenstein bei Halle dafür verantwortlich machte. Der literarische Werth Beider ist ein sehr winziger, und kaum höher steht die Satire, in welcher er sich an Johann Georg von Zimmermann rieb, nur daß sie ganz andere Nachwirkungen haben sollte.

Man weiß, daß Zimmermann Unterredungen mit Friedrich dem Großen und Fragmente über denselben veröffentlichte, welche eben sowol wegen der darin bekundeten thörichten Eitelkeit mißfielen, als ob der darin offenbarten [illegible] Einsichtslosigkeit und des niedrigen, misanthropischen [illegible]nismus gegen die preußische Aufklärungspartei. Das war natürlich Wasser auf Bahrdt's Mühle, und er nahm ihn alsbald zwischen [illegible] in der Schrift: „Mit dem Herrn (von) Zimmermann, Ritter des S. Wladimirordens von der dritten Klasse, königl. Leibarzt und Hofrath in Hannover, der Akademieen der Wissenschaften in Petersburg und Berlin, der Gesellschaften der Aerzte in Paris, London, Edinburgh und Kopenhagen, [illegible] der Societät der Wissenschaften Mitgliede, teutsch gesprochen von D. Karl Friedrich Bahrdt, auf keiner der teutschen Universitäten weder ordentlichem noch außerordentlichem Professor, keines Hofes Rath, keines Ordens weder von der ersten noch dritten Klasse, keiner Akademie der Wissenschaften, wie auch keiner einzigen gelehrten noch ungelehrten Societät Mitgliede, 1790". In derber und beleidigender Verbindung paradiren hier alle die Schimpfreden und unanständigen Ausdrücke, welche jemals aus Zimmermann's Feder geflossen. Hin und wieder blos schaut ein feiner und schalkhafter Spott hervor, lächelt ein harmloser Scherz, welche

für des Verfassers ungleich höhere satirische Begabung sprechen, als er im Allgemeinen zu erkennen gegeben, und welche auch hier eine angemessene Waffe gewesen wäre. Doch auf Anwendung des sympositischen Gebotes der Saturnalien: Dicti jocosi, si quis velit, jus esto: modus, quod nemini doleat, verstand sich niemand weniger als Bahrdt. Aristokratisch nimmt sich dagegen aus Knigge's „Ueber Friedrich Wilhelm den Liebreichen und meine Unterredungen mit ihm; von J. C. Meywerk, Churhannöverischen Hosenmacher. Frankfurt und Leipzig 1788". Und hoch hinaus ragt namentlich Hippel's „Zimmermann der I. und Friedrich der II. Von Johann Heinrich Friedrich Quitenbaum, Bildschnitzer in Hannover, in ritterlicher Assistenz eines Leipziger Magisters. London, gedruckt in der Einsamkeit (Berlin) 1790" (Werke 1828, X. 1—138). Hier waltet juvenalische Satire und jene spielende Regsamkeit eines heitern Genius, der selbst im wechselnden Uebergange zum abgemessenen Tempo kühlen Ernstes noch einen Anflug humoristischer Erhebung über das Object wahrt. Ueber alle aber, welche jemals öffentlich Zimmermann's Widersacher in irgend einer Art gewesen, sollte gleichzeitig mit dem halleschen Erzketzer eine unerhörte Vergeltung hereinbrechen; und sie kam zum Erstaunen und Entsetzen der Welt, Vielen auch zum Kitzel, mittelst einer Schandschrift, in welcher der freche Mißbrauch, auf dem Titel die Autorschaft einem andern Manne unterzuschieben, der ebenfalls zu Zimmermann's Gegnern gehörte, nichts ist gegen die kolossalen Unflätereien, von denen sie strotzt. Diese Lästerschrift ist: „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn, oder die deutsche Union gegen Zimmermann. Ein Schauspiel in vier Aufzügen, von Freiherrn von Knigge. Vis unita fortior. (Verschlungene Krallen als Vignette.) 1790". (G. B.) Von wirklich dramatischer Kunstform ist, wie von vornherein zu erwarten, darin nichts zu finden, daß sie sich an einem andern Orte zur Betrachtung empföhle, könnte man von der Tendenz absehen. Sie ist in der Hauptsache blos ein Aggregat dialogisirter Zoten und obscöner Beschuldigungen, eine ersichtlich geflissentliche Ironie der dramatischen Kunstform. Wer aber war der Verfasser? Die Nachforschungen im Publicum wie der Justizkanzlei in Hannover glückten nicht sobald. Ende 1791 erst erscholl das Gerücht, Kotzebue sei der Vater jenes schmutzigen Kindes. Er leugnete

es (Gothaische Gelehrte Zeitung, 19. October 1791), er habe blos das Manuscript zum Druck übermittelt, und zugleich ließ er eine „Erklärung des Verfassers der Schrift D. Bahrdt mit der eisernen Stirn“ erscheinen, worin unter Beglaubigung eines Notars Namens Wilhelm Ohm ein gewisser Traugott Friedrich Leberecht Schlegel aus Reval sich als Autor bekannte. Lange hielt jedoch dieser Schwindel nicht vor, Kotzebue wurde als Verfasser trotz nochmaligen Protestes (Hamburg'sche Neue Zeitung vom 17. Dezember 1791) enthüllt. Eine von ihm selbst herrührende oder nach seinen Angaben verfaßte Schrift: „Ueber und an Herrn August von Kotzebue. Nebst einem Postscript an die h. Inquisition, den Verfasser des Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn betreffend. Weder Zuckerbrot noch Assa foetida. 1792“, anderweitige Erklärungen und Winkelzüge änderten das Factum nicht. Zwei Jahre später, 1794, gestand er in einem gratis ausgegebenen Flugblatte! „An das Publicum“ seine Autorschaft wohl oder übel zu, um Verzeihung der begangenen „Unbesonnenheit“ bittend. Gesittung und Anstand aber, sagte man, müßten diesen wie jeden andern Reinigungsversuch für immer abweisen. Doch wohl ihm, wenn er sich nur dieses Eine Mal an den Pranger gestellt hätte.

Indeß mit dem Ausdrucke gerechter Indignation an dieser Kotzebuade gleich andern Literarhistorikern vorüberzueilen ist uns unmöglich. Sie ist in ihrer ethischen Ungeheuerlichkeit einer der merkwürdigsten Beiträge zur Geschichte der Zeit, werth der Ueberwindung die das Eindringen in sie erheischt. Sie repräsentirt den Bodensatz der Cloaque der Komik, aber das culturgeschichtliche Interesse, das wir an den literarischen Erscheinungen nehmen, läßt uns gleich der vorgeschrittenen Volkswirthschaft auch die Cloaque aufdecken. Sie gleicht einem pestdampfenden Cadaver, doch deshalb eben greift die Wissenschaft der Anatomie danach. Er kommt ihr nicht alle Tage unter die Hände. Und dann: in Jedermann's Erinnerung lebt „Bahrdt mit der eisernen Stirn“; allein in so vielen Exemplaren diese Schrift verbreitet, so oft sie nachgedruckt worden, wie Viele sind es denn, die etwas Weiteres als den Titel kennen? Diese Frage hat Prutz mit Recht aufgeworfen. Ja, es wäre ein Leichtes nachzuweisen, wie dieser und jener Literaturgeschichtschreiber seinen Scharfrichterstreich gethan, ohne den Delinquenten gesehen zu haben. Wenn

das ästhetische Gefühl sich in dem Leser sträubt und bäumt, so wolle er nicht vergessen, wie oft er von der Nothwendigkeit überrumpelt worden, seine gesunde Vernunft zu chloroformiren, um von dem Widerwillen gegen angepriesene Schönheiten der ernsten Literatur schmerzlos befreit zu werden. Hier überrumpelt ihn nichts, von vornherein präsentirt sich ihm ein Cabinetstück von Mißgeburt, die ihn auf Alles gefaßt halten muß.

Sie wendet sich mit einer Zueignungsepistel an den Schauspieldirector Großmann, und macht dann mit einem Salomonischen Spruch und einem Citat aus Fischart's Gargantua dem Publicum ein Compliment, das eine Rechtfertigung beabsichtigt. „Sollt' ich aber darum ein Unflat sein, weil wir euch und eures Gleichen Unfläter unflätig beschreiben? non sequit, sagt der Abt." Nun entrollt sich das schon vollständig charakterisirende Verzeichniß der spielenden Personen, als: Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn; der gute Biester; der wohlgezogene Gedicke; der junge Büsching; der uneigennützige Campe; der feinlachende Trapp; der Achselträger Boie; der artige Klockenbring; der kleine geile Mondcorrespondent Lichtenberg; der blinde Ebeling; der Heerführer Nicolai; der keusche Kästner; der arme Teufel Quitenbaum (Hippel); der Leipziger Magister, Assistent des Vorigen; Monsieur Liserin (Leuchsenring); der Zopfprediger Schultze; der kleine tapfere Mauvillon; der verkappte Blanckenburg; Doctor Luther's Geist; Goldhagen's Geist; Ritter von Zimmermann; Heinrich, dessen Bedienter. Außerdem: „Chor von Zeitungsschreibern, Journalisten und einigen masquirten Personen. Besonders zeichnen sich unter diesem Chor aus: die Gothaische gelehrte Zeitung unter der Anführung des unbedeutenden Ettingers. Die Schulräthe Stuve und Heusinger. Der Marionetten-Principal Schink. Dinandor der Kosmopolit. Der Verfasser des Sendschreibens an den Herrn Ritter von Zimmermann, seine Schrift über Friedrich den Großen betreffend. Der Verfasser der Widerlegung derselben Schrift. Der Verfasser der Schrift: Kann die Religion der Christen abgeschafft werden? u. s. w. Eine Menge andere zu geschweigen, die auch mitquäken. Aufwärter. Huren. Himmlische Heerschaaren u. s. w." Der Schauplatz des ersten Aufzugs ist Bahrdt's Zimmer auf seinem Weinberge bei Halle. „Er sitzt und kaut an den Krallen. Seine eiserne Stirn schwitzt große Angstperlen, welche über die

lederne Wange herab auf die schmutzige Wäsche träufeln und allenthalben grüngelbe Flecken, gleich giftigen Materien zurück-lassen. Endlich knallt ihm ein Seufzer aus der hohlen Brust, über welchen er folgenden Commentar verlautbart." Was nun folgt sind willkürlich mittelst unendlich auf die Spitze getrie-benen Klatsches und boshaftester Andichtung zusammengeknetete und verdorbene Brocken aus Bahrdt's Autobiographie, Pott's Leben Bahrdt's und der Berliner Monatsschrift von 1789. Was Pott anbetrifft, so kann ich nicht umhin hier einzuschalten, daß ihn nicht blos Röper „einen Abschaum von einem nichts-würdigen Menschen" nennt, der zum Dank für empfangene Unterstützungen auf seinen Wohlthäter ein biographisches Pas-quill verfertigte, sondern daß auch zwei der geachtetsten Jour-nale dessen „Leben, Meinungen und Schicksale Bahrdt's" eine nichtswürdige, jeden billig denkenden Menschen ekel erregende Lectüre nannten. Ueberdies enthält der von ihm veröffentlichte Briefwechsel mehrere unächte Briefe. In jenem also zusammen-geschweißten Monologe hält Bahrdt seine Rundschau über seine Lebensereignisse. Er versetzt sich im Geiste nach Erfurt, und sieht sich schnell „zum Bier- und Caffeeschenken, bis zum Huren-wirth in Halle herabgesunken". Was er immer versucht hat Geld zu erwerben, er sitzt ganz auf dem Trockenen. „Mein Christingen, welche in jedem Betracht reizender ist, als das 40 jährige Beest, welchem ich im 18ten Jahre meine Erstlinge opferte, mein Christingen, welche wie Hagar das alte Testament in meinem Hause vorstellt; mein Christingen, ein Bissen, desgleichen jene alte Kupplerin, Bel's Freundin, mir nie geliefert hat, und um welcher willen sich meine Frau, so Gott will, von mir scheiden zu lassen ge-denkt — Ach! auch sie verläßt mich! sie versagt es, mir ihren keuschen Schoos zu öffnen, weil ich kein Geld habe. Sie ist dabei grausam genug, mir die Lungenhiebe vorzuwerfen, die ich von Heres, Specht, dem Holländer, Gruner und Andern mehr erhalten. Sie erinnerte mich an die Impertinenz, mit welcher ich die Wittenbergische Facultät einst angriff; an die alberne Unüberlegtheit, mit welcher ich die Erfurtsche Professur einst niederlegte; sie lacht, wenn ich be-haupte, ich hätte unzählige Freunde von Norden nach Westen, und von Süden nach Osten; sie sagt, die ganze Welt verachte mich tief, als einen schlechten Menschen und ungeschliffenen Esel; sie will vor Lachen sterben, wenn ich mich ganz bescheiden mit dem heiligen Geiste vergleiche; sie wagt es sogar zu mir zu sprechen, was einst mein Vater zu einem Dragoner Rittmeister in Dobrilugk sagte:

Wollüstig gelebt und hundsvoigtisch gestorben,
Heißt mit Leib und Seele vordorben."

Endlich wird der Monolog durch den allmäligen Eintritt der obigen Personen und deren gegenseitige Bewillkommnung abgebrochen. Die Gemeinheiten, welche diese Scenen verlautbaren, übersteigen alle Begriffe. Jeder der Sprecher reißt auf sich selber die allersaftigsten Sottisen.

Lichtenberg: Ich habe Krallenhiebe ausgetheilt und Peitschenhiebe eingenommen, ich habe ungelegte Eier beschnüffelt, mich oft gekitzelt, um zu lachen, und mir die Arme in die Seite gestemmt, um den Witz herauf zu pressen, wie die Luft aus meiner englischen Luftpumpe. Daher ist denn endlich ein leerer Raum in meinem Gehirn entstanden, kein vernünftiger Gedanke vermag mehr Athem darin zu schöpfen. Auch die Korrespondenz mit dem Monde ist abgebrochen. Ich fange an mich zu langweilen, und habe an nichts mehr Freude, als an jener angenehmen und nützlichen physikalischen Erfindung des Kinderzeugens. Ich mache nicht selten Experimente, und zwar nicht wie Spallanzani, sondern auf die gewöhnliche Manier. Ein kleines Kuckfensterchen, vor welchem ich zu sitzen pflege, wie die Spinne im Mittelpunkt ihres Gewebes, dient mir auf Beute zu lauern. Freilich, so wie die Stiefmutter Natur mich erschaffen, kann ich keine Liebesnetze ausspannen, aber ich fange in goldenen Netzen manches artige Insekt, nur mit dem Unterschiede, daß ich nicht aussauge sondern ausgesaugt werde. Vor vielen Jahren schon hielt ich mir ein Mädchen von 11 Jahren, welche Blumensträuße feil trug. Sie wohnte in der Saßpühlen, und wir brachten wechselseitig Götternächte miteinander zu. Ich kleidete sie mit britischer Freigebigkeit, unterhielt auch Papa und Mama. Die Sache wurde aber endlich so notorisch, daß in der Schola puellarum meine Amasia ein Gespött der übrigen wurde, und der Herr Schulmeister sogar de fornicatione omittenda herrliche Ermahnungen ergehen ließ. Seit der Zeit sind die Auflaurer und Spürhunde überall hinter mir drein gewesen. Ich muß meine Professorwürde retten damit ich nicht einmal bei einer Molly Seagrim ertappt werde. Deshalb nehme ich meine Zuflucht zu Ihnen, werther Herr Doctor! ich weiß, daß Sie eine Pflanzschule von gutherzigen Mädchen errichtet haben, die auch mit schlaffen Beuteln vorlieb nehmen, wenn es nur keine Geldbeutel sind.

Nicolai: Ich habe 10 Bände Reisen geschrieben, die Niemand kauft und Niemand liest, weil ich samt meinem Erstgebornen jeden Dreck berochen und folglich die Pränumeranten geprellt habe. Da will ich nun einen Anhang fabriciren, denn ich bin ein mächtiger Fabrikant, und habe der Fabriken gar viele, die meistens durch Ochsen betrieben werden.

Biester: Herr Doctor, schon lange ist mir Ihr Garten verdächtig vorgekommen, und ich bin hier, um zu untersuchen, welche Früchte Ihre Bäume tragen.

Bahrdt: Das will ich Ihnen sagen. Rosenknospen auf den Busen schöner Mädchen, Honig auf ihren Lippen und Waizenhaufen auf ihren Nabeln.

Büsching: Sintemal und alldieweil ich in Erfahrung gebracht, welchergestalt der Herr Doctor Bahrdt durch einen seiner vertrautesten Freunde, vermuthlich einen Küchenofficianten am königlichen Hofe, einen höchsteigenhändig geschriebenen Küchenzettel von des Höchstseligen Königs Majestät, in seinen Gewahrsam bekommen, ich aber zu dieser Frist gesonnen bin, die Reihe der langweiligen Lebensläufe, mit welchen ich das Publicum gezüchtigt habe, durch ein Meisterstück zu beschließen, indem ich den großen und thätigen Geist Friedrich's des Zweiten also und dergestalt zu schildern gedenke, daß er so klein als möglich erscheinen soll; als ergeht mein gehorsamstes Gesuch —

Bahrdt fällt ihm gewährend in's Wort. Bald darauf erscheint Klockenbring aus Hannover, mit welchem er sich so begrüßt, daß beider Stirnen sich berühren und „wie ein paar eiserne Kochtöpfe tönen."

Höre mein Begehren — spricht der eben Angekommene —, Du weißt, daß ich das Polizeidepartement in Hannover verwalte, und so viele Mühe ich mir auch gebe, den wichtigsten Zweig desselben, ich meine die Huren, immer [illegible] und rein zu erhalten, so bekomme ich doch alle Augenblicke die Franzosen. Da ich nun vernommen, daß man bei Dir, mein Seelenbrüderchen, ohne alle Gefahr huren kann, so bin ich ausdrücklich hierher gereist, um mich von dieser großen Wahrheit zu überzeugen, und wo möglich Dir das Geheimniß abzulauern, welches Dich zum beneidenswerthesten aller Doctoren der Theologie macht.

Bahrdt: Du sollst bedient werden; aber Du mußt vorher Quarantaine halten.

Klockenbring: Was Quarantaine! ich bin erst kürzlich von den Franzosen curirt worden, welche das Publikum sehr treuherzig für eine schlimme Hämorhoidalkrankheit hielt. Ich bringe Deinen Mädchen die Erstlinge meiner wiederkehrenden Kraft.

Endlich sind die genannten alle angekommen und nehmen Platz (17. Scene). Ein Straßenscandal zieht sie jedoch plötzlich an die Fenster, um zu sehen und zu applaudiren wie ein Haufe „muthwilliger Straßenjungen Zimmerman's Bild an einer Stange herumtragen und mit Koth darnach werfen". Bahrdt entfernt sich dann, um nach Küche, Keller und Frauenzimmern zu gehen.

Als er fort ist, beginnen sämmtliche hohe Gäste sich untereinander zu loben. Es dauert aber nicht lange, so fangen Biester, Campe und Nicolai an zu brummen, weil sie nicht genug gelobt werden. Das Brummen steckt die Uebrigen an, und in wenigen Minuten brummen sie alle. Nachdem auf diese Weise der Donner eine Zeit lang in der Ferne gegrummelt, erfolgt plötzlich ein Hagelschauer und das Gewitter schlägt ein. Plumper Witz wird herum geschnippt wie Kirschkerne aus der Hand muthwilliger Gassenbuben. Boshafte Anspielungen, stinkendes Sebstlob, großthuerische Erbärmlichkeiten strömen wie Lava und ergießen sich über alle Felder, wo hin und wieder ein guter Name blüht. Endlich nehmen sich die Herren bei den Köpfen. Es entsteht eine fürchterliche Schlacht, in welcher der arme blinde und taube Ebeling abscheuliche Prügel bekommt, ohne zu wissen wohin? noch warum? Der gute Biester reißt dem jungen Büsching die Perücke vom Kopfe, um zu sehen ob er eine Tonsur hat. Der wohlgezogene Gedicke thut bei dem artigen Klockenbring einen unerlaubten Griff, und behält den abgefaulten Gegenstand des Griffes in der Hand. Der Heerführer Nicolai ist des Satans Engel, der den kleinen geilen Mondcorrespondenten Lichtenberg mit Fäusten bläut und dagegen vom Zopfprediger Schultze Püffe erhält, dessen Zopf der arme Teufel Quitenbaum um seinen Arm gewickelt hat, und sich damit gegen den Leipziger Magister, seinen Assistenten, wehrt. Die beiden Schulräthe Trapp und Campe sitzen unter dem Tische und empfangen von dem Achselträger Boie Fußtritte, welcher von dem keuschen Kästner Arschtritte empfängt. Der kleine tapfere Mauvillon reitet auf Monsieur Liserin. Das ganze Chor ist bewegt wie eine Mistpfütze, in welcher die Enten herumpatscheln. Der unbedeutende Ettinger wird mit Füßen getreten. O großer Chodowiecky! wenn dieses Bild dich nicht begeistert, so ist der Götterfunke in deiner Brust erloschen. Greife schnell nach dem Griffel, mache Kalenderkupfer daraus, und laß dann Archenholz die Geschichte des siebenminutigen Kriegs dazu schreiben.

Bahrdt's Zurückkunft bewirkt Ruhe, indem er „mit seiner eisernen Stirn" alles zu Boden stößt und daran mahnt, die Kräfte nicht zu vergeuden, welche vereint noch manchen ehrlichen Mann zu Falle bringen würden, sofern es Gott geliebe. Unter allgemeiner Acclamation macht er den Vorschlag über den Ritter von Zimmermann herzufallen. Inzwischen ist die Luft im Zimmer so „pestschwanger" geworden, daß sich Alle in den Garten verfügen, wo der zweite Act spielt. Er beginnt mit Scenen, welche selbst den Gott Priapus mit Scham erfüllen können. Lichtenberg liest im Graben liegend einer Nymphe Experimentalphysik. Kästner verfolgt mit herabhängenden Beinkleidern eine Phryne. Biester macht Gedicken griechische Liebe begreiflich.

Ebeling taumelt umher und fällt Campen, der grade seiner Tochter väterliche Rathschläge ertheilt, auf den entblößten Hintern. Ein Prediger liegt im Grase, mit der Befestigung eines gewissen Vorhanges beschäftigt. Klockenbring studirt Bordellpolizei. Nicolai hält eine Vorlesung über die Freuden der Liebe, wobei er die Blattläuse beklagt, welche sie entbehren müßten, und die Schaalthiere beneidet, welche sie doppelt genössen. Trapp und Boie sind im Dunkel eines Tannengebüsches beschäftigt. Leuchsenring's Entzückung strömt bei einem Judenmädchen über. Mauvillon hockt unter den Kleidern einer Besiegten „und athmet Wohlgerüche", Bahrdt aber beobachtet Alles mit Faungrinsen, den Vortheil berechnend, den ihm die Orgien einbringen. Nachgerade sammelt man sich, um auf das Thema von Zimmermann zu kommen. Dabei „saufen sämmtliche Verschworenen wie Prälaten". In fünf Minuten sind 300 Flaschen leer, und werden durch 300 andere ersetzt. Der Schwur zum Falle Zimmermann's unter Accompagnement der höllischen Geister unter der Erde endigt diesen Akt. Der folgende ist des Vorigen ganz ebenbürtig. Alle sind „tüchtig besoffen, taumeln, krakelen, blinzeln und rülpsen". Gedicke will sich schlechterdings Lichtenberg's Mundes als eines unaussprechlichen Geschirrs bedienen. Kästner macht keine Epigramme mehr, sondern giebt „halbverdaute Victualien" von sich. Boie schnarcht, „sperrt das Maul nach seiner Gewohnheit dabei auf", und erhält die ganze Masse eines Magenüberladenen hinein. Campe „verrichtet seine Nothdurft an der Nasenspitze seines schlafenden Collegen Trapp", und „reinigt sich mit einem Stück der Berliner Monatsschrift, welches er dem Besoffenen aus der Tasche gezogen, wovon er aber Giftblasen am Hintern bekommt". Klockenbring ruht in einem Schweinestalle „wie unter seinen Brüdern". Nicolai taumelt vor einem Bienenstock nieder. Der Prediger Schultze hält Ruhe „auf einem Misthaufen". Leuchsenring „kräht" Hippeln „lallend" seine Eroberungen vor, wobei er ihm beständig „in's Gesicht rülpst", und dann jedesmal um Verzeihung bittet. Ettinger wälzt sich auf faulen Birnen herum, in seiner Trunkenheit wähnend es seien Recensionen, welche er eifrigst sammelt, „um sie gelegentlich gegen große Männer zu schleudern." Nüchtern sind blos Ebeling, Büsching und Mauvillon, mit einer Whistpartie beschäftigt. Bahrdt's „Huren schleichen unterdessen

zwischen den Schlafenden herum" und nehmen ihnen alles Geld aus den Taschen. Er selber halbtrunken weckt nach einigen Stunden mittelst dreimaligen Hammerschlags an seine eiserne Stirn die Schläfer und versammelt sie wieder um sich, das Thema vom Ritter Zimmerman dreschend. Man kann sich die einzelnen rednerischen Schläge nach allem Vorausgegangenen vorstellen. Inmitten der Entwickelung ihrer pasquillantischen Absichten erscheint dann unerwartet Luthers Geist, Jedem in Bibelsprüchen Moral lesend. Ebeling, der fortwährend nur das Interesse der Spachreinigung zeigt, kommt dabei am besten weg, Bahrdt am schlechtesten. Für Zimmerman ist diese Lection natürlich ein Enkomium. Nach dem Verschwinden des Geistes fahren die himmlischen Heerscharen hernieder „mit Ruthen in den Händen, und hauen sämmtliche Verschwornen die Steiße wund", und als dies noch nichts hilft, zerstoßen sie die ganze Versammlung in metallnen Mörsern zu Grütze. Aber sie stirbt nicht davon, sie ist fest entschlossen Zimmermann zu vernichten. Jeder giebt sein Thun in dieser Angelegenheit kund. Man erhält einen Ueberblick der literarischen Polemik gegen den hannöverschen Leibarzt, vornehmlich einen Auszug aller der von Bahrdt gebrauchten und ihm blos angedichteten Schimpfreden, worüber die Versammlung, so sauber sie charakterisirt worden, dennoch außer sich geräth, so daß sie sich unter einander bespeien.

Kästner: Man sieht doch Bruder Bahrdt, daß Du ein Scheißkerl bist, weil Du immer mit vollen Hosen zu thun hast.

Bahrdt: Man sieht, Bruder Kästner, daß Dein Witz aus Gottsched's Schleim gebildet worden.

Er läßt sich durch nichts beirren, und treibt es in der Eröffnung dessen, was er alles noch gegen Zimmerman zu sagen gedenkt, so weit, daß Goldhagen's Geist erscheint, um ihm unter strafenden Worten eine „so fürchterliche Ohrfeige" zu appliciren, „daß er augenblicklich unten bei Trapp in der Mistlache liegt". Hier prügeln sich die Beiden durch „und bespritzen die ganze Versammlung. Endlich kriechen sie wohlgebadet heraus. Bahrdt proponirt mit seiner eisernen Stirn, trotz der Hölle und aller ihrer Geister die deutsche Union gegen Zimmermann zu erneuern, wozu er die Verschworenen willig findet." Der vierte Aufzug endlich stellt Zimmermann's Behausung dar. Sein Diener überreicht ihm ein Packet, welches Bahrdt's Spottschrift gegen ihn enthält. Er blättert

mit der Ruhe eines großen Geistes darin und bestimmt lächelnd: „auf den Abtritt!" welchen Befehl der Diener vollzieht. Dort findet der neue Ankömmling bereits die Berliner Monatsschrift, das deutsche Museum, den Hamburger Correspondenten, Fetzen des Braunschweigschen Magazins, der gothaischen gelehrten Zeitung und Exemplare anderer Journale, welche jenen besitzen. Kaum aber erkennen sie, wes Geistes Kind unter sie gerathen, so fallen sie über ihn her, ihn kurz und klein rupfend. Ihre Wuth ist so groß, daß, als das letzte Blatt ihren Händen entrinnend sich in den Abtritt hinunterwirft, sie sich alle ihm nachstürzen. Und damit ist die Bühne leer.

Aber was that denn der arme Zimmermann, als er auf den Abtritt kam, und kein Papier mehr vorräthig fand? — Er beschloß ein Avertissement zu entwerfen, vermittelst dessen er seine zahllosen Neider dienstfreundlichst ersuchen wird, recht bald wieder ein Pasquill auf ihn zu schreiben. Lächelnd wirft er einen Blick hinab in den Abtritt, wo die sämmtlichen Herren sich in ihrem Elemente herumbalgen.

Ein versificirter langer Epilog, „von einem Kinde gehalten", entläßt das Auditorium.

Es ist behauptet worden, daß diese ganze Satire keinen einzigen komischen Einfall enthalte, woran doch Kotzebue sonst nicht arm gewesen. Wo man sich aber auf die theoretischen Elemente der Komik versteht, kann nur Abscheu über eine in ihrer Totalität von aller sittlichen Grundstimmung entblößte Erscheinung das künstlerische Auge gegen die Modalitäten derselben verblendet haben. Denn wäre, was dort vornehmlich irre geführt zu haben scheint, die zur Monstrosität entwickelte phallische Unanständigkeit als Seele des Ganzen unvereinbar mit dem Komischen, so müßten wir auch, was doch noch Keinem eingefallen, die Fastnachtsspiele mit ihren von Kotzebue keineswegs überbotenen Cynismen und Unflätigkeiten schlechterdings in ein ganz anderes Gebiet verweisen. Selbst der himmelweite Unterschied der Tendenz und des objectiven Gehalts ist kein absolutes Kriterion für den Organismus der Bewegung.

Bahrdt war der Meinung, daß Zimmermann der wahre Vater jener Spottgeburt, und so richtete er sein Gegenstück: „Zimmermann's Auferstehung von den Todten. Ein Lustspiel in einem Aufzuge vom Verfasser im strengsten Inkognito. (Halle) 1791", auch nur gegen diesen. Zimmermann wird darin aus Aerger über die

Bahrdtsche Satire krank und haucht zuletzt noch von Goldhagen's Geist als Quacksalber verhönt seine Seele aus. Kotzebue's Rache ruft ihn jedoch ins Leben zurück. Mangel an Witz und Ueberfluß an Roheit stellen es zu dem Niedrigsten seines Genres.

Inzwischen hatte Friedrich der Große das Zeitliche gesegnet und ein Friedrich Wilhelm II. den Ruhm der preußischen Freisinnigkeit und Aufklärung durch die famöse Wöllnersche Glaubensordonnanz verdunkeln lassen. Dieser Reaction und dem damit verbundenen flüchtigen Siege der alten orthodoxen Partei seinen Hohn nicht entgegenzusetzen wäre Jedem Andern eher möglich gewesen als Bahrdt. Und gegen Anstrebungen, welche so sehr wider die Gesammtrichtungen der Zeit stritten, welche von Hause aus keine Zukunft in sich bargen, gegen Subjecte wie Wöllner und Consorten waren Spott und Hohn ohne alle Schranken in vollster Berechtigung.

Prutz versichert, Bahrdt habe verschiedene Spottschriften gegen jene Glaubensordonnanz geschrieben. Ich bedaure lebhaft, daß diese Entdeckungen nicht specialisirt worden sind. So lange dies aber nicht geschehen, werden wir doch dabei bleiben, daß Bahrdt nur Eine dagegen gerichtet, welche ihm auch die Lust zu weiteren vollständigst verleiden mußte, indem seine Pseudonymität enthüllt und er zu einem Jahre Festungsarrest in Magdeburg verurtheilt wurde. Sie ist betitelt: „Das Religions-Edikt. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Eine Skizze von Nicolai dem Jüngern. Thenakel 1789“ (1788). In diesem Bändchen von 88 Seiten sind der 1. 2. und 5. Akt enthalten. Der 3. und 4. erschien, als der Verfasser bereits in Untersuchungshaft saß, apart unter dem Titel: „Der dritte und vierte Aufzug des Lustspiels: Das Religions-Edikt. Vollendet durch Nicolai den Jüngern. Thenakel 1789“ (1788) (60 S.). Dramatische Kunst und dramatischer Zweck sind nebenher weder vorhanden noch beabsichtigt. Die Form ist auch hier nur ein willkürlicher Rahmen, leicht vertauschbar mit jedem andern, so daß der sogenannte dritte und vierte Aufzug bequem herausgeschnitten werden konnten. Wenn man will, bilden sie ein Libell für sich, das seiner witz- und stachellosen Langweiligkeit halben im Strome der Vergessenheit weiter treiben mag. Damit ist angedeutet, daß einzig die dreitheilige Satire

sich der Beachtung empfiehlt. Und wirklich verdient sie solche, denn grob, witzlos, ekelhaft sind Epitheta, welche ihr zweifelsohne eilfertige- und gehässige Schätzung beilegten, nicht minder vielleicht Irreleitung durch die Fiction dramatischen Zweckes. Freilich ist nichts weniger darin als die Zeichnung eines Raphaels und die Farbenmischung eines Rubens. Wo wir hinsehen, massive Contour mittelst Kohle auf ungetünchter Mauerwand. Hie und da wittert uns der Geschmack eines Rosenplüt und Hans Folz an, und von der nüchternen Fläche popularisirenden Raisonnements weht uns jeweilig der Duft des Tonnenwitzes eines Diogenes entgegen. Allein man darf nicht vergessen, daß es eine Menge giebt, welche nach Jahrmarktsbildern und Perspectivmalerei gelüstet. Für diese war das Bahrdtsche Recreativ angelegt, in dieser verfehlte es seine Wirkung nicht. Frisch aus der Gegenwart sind die Figuren gezogen, die Hauptspieler mit Namen genannt, alle verständlich ohne Vertuschung skizzirt, ingleichen ohne die Linien der Caricatur. Erblicken wir gleichwol Fratzen, so sind sie der Wirklichkeit entsprechende. Außerordentlich ergötzliche Contraste, einige piquante Situationen und starke Pointen sichern die Stimmung und helfen darüber hinweg, wo die Laune gleichsam verschwindet, bilden sogar ein paarmal das glücklichste, effectvollste Ensemble. Von der 8. Scene des sogenannten zweiten Aufzugs namentlich muß man anerkennen, daß sie der unwiderstehliche Glanzpunkt des Ganzen und sehr geschickt gestaltet ist. Hier treffen zusammen Wöllner's Busenfreund und Verfasser des Religionsedicts, der Landpfarrer Blumenthal: ein Geistlicher, der wie ein Landsknecht schimpft, den Leibesgenüssen im Uebermaaß ergeben, ebenso eingebildet als ungeschliffen und ein Feind der Aufklärung vornehmlich deshalb, weil er der unanfechtbaren Ueberzeugung lebt, daß Macht und Ansehen der Kirche in demselben Grade verfallen, als die Vernunft zur Herrschaft gelangt. Darum geht ihm die biblische Offenbarung über Alles, darum verlangt ihn nach „Wiederherstellung der reinen Lehre Jesu." Und wenn er von dieser *reinen* Lehre und dem himmlischen Vater spricht rülpst er, wie er denn überhaupt so zu sagen nach Leib und Seele ein ganzes Schwein ist. Dann der stolze Marburger Professor Endemann und der aufgeblasene Pastor Cäsar, welche die Einführung des Religionsedicts im Fürstenthum Neuwied und die

Verjagung des Ketzers Winz betreiben; der Candidat Holle als Vertreter der Vernunft und Menschenrechte; letztlich ein verrückter Offizier, der beständig den Heiland vor sich schweben sieht, und von Blumenthal die Mittel ausgewirkt wünscht seinen Freund Jesu malen lassen zu können, wie er ihn sieht, damit er an alle Kirchen im Brandenburgschen verschenkt werde, welche noch nicht von der Vernunft inficirt seien. Von diesem Bilde hängt seiner Meinung zufolge das Heil der Christenheit ab. Uebrigens hat er keine Zeit den Gesprächen der Andern ungetheilte Aufmerksamkeit zu widmen, da Gottes Sohn sich mit ihm fortwährend unterhält. Wenn er aber aus seiner Träumerei erwacht setzt es Mißverständnisse, zu deren Ausgleichung nach Art der Fischweiber und Matrosen er das Signal giebt, indem er Endemann im Namen Jesu hinter die Ohren schlägt. In dem Zusammentreffen dieser Charaktere gipfelt die Heiterkeit, welche man aus den vorhergegangenen Scenen zwischen Blumenthal und einem Gastwirth, dem Kammerdiener des Königs, ferner mit Wach, Nicolai und Apitsch herüber bringt, zu einer Lustigkeit empor, deren Erfolg kein anderer sein kann, als er sein soll, nämlich daß die Urheber unter schallendem Gelächter der verdienten Verächtlichkeit anheimfallen.

Drei andere Satiren Bahrdt's sind weiterhin zu besprechen. Der „augenscheinliche Beweis, daß D. Bahrdt schuld an dem Erdbeben zu Kalabrien sei", soll nicht aus seiner Feder sein. Es war Absicht zu zeigen, daß der ihm mit aufgebürdete Verfall der Universität Erfurt in einer Argumentation beruhe, die es eben so rechtfertigen lasse, wenn man ihn den Urheber jenes Erdbebens nenne. So berichtet Bahrdt. Mir selbst ist diese Satire so unbekannt geblieben wie „Dr. K. F. Bahrdt's Höllenfahrt; ein Schauspiel vom ersten Range. (Halle) 1792", als dessen Verfasser der Buchhändler Johann Adolf Hermstädt angegeben wird.

Aus dem halleschen Kreise sind es endlich noch Murr, Meier, Lange und Gleim, mit denen wir uns hier zu beschäftigen haben.

Christoph Gottlieb von Murr, der bekannte Kunsttheoretiker und Zollamtmann zu Nürnberg (1733—1811), schrieb eine: „Laudatio funeralis, in obitu viri excellentissimi, pereximii doctissimique Domini Magistri Gangolphi Unckepunz Poetae laureati, ludimagistri meritissimi et Hypodidascali exceleberrimi, in illustri schola octava, quae Bopfingae floret, unacum lessu moestissimorum discipulorum. Satyra in Paedantismum, Thrasonismum et Charletaneriam Semieruditorum. Norimb. 1763.“ (Reg. 1779.) Unckepunz ist derselbe Andreas Götz (1698—1780), dessen Pedantismus Riedeln zur Zielscheibe diente. Murr hat hier die Epistolae obscurorum virorum in Prosa wie leoninischen Versen in Wahrheit sehr drollig nachgeahmt. Götz schrieb ebenfalls eine Satire, und zwar gegen Klotz: „Pietatis in lectum amicum monimentum. (s. l.) 1766“, sie hält aber den auf ihn selbst verfaßten bei weitem nicht die Waage.

Georg Friedrich Meier, der bekannte Philosoph und Aesthetiker (1718—1777), vertheidigte Baumgarten's Anmerkungen zur allgemeinen Welthistorie gegen die Verunglimpfung eines Recensenten in: „Verurtheilung der Baumgardtschen Anmerkungen zu der allgemeinen Welthistorie. Eine Erzählung vom Blocksberge“, und bewies nach Flögel in diesem Aufsatze Laune und Swiftsche Denkungsart. Auf den Leipziger Philosophen Crusius geht sein „Schreiben eines Vaters an seinen Sohn auf Universitäten, den er von der närrischen Weisheit einer kleinen philosophischen Secte treulich abmahnt. 1750.“

Samuel Gotthold Lange, weiland Pfarrer zu Laublingen (1717—1781), ist uns bereits als Anti-Gottschedianer und eines der Opfer Lessingscher Polemik bekannt geworden. Was er in ersterer Eigenschaft geleistet, ist an sich jedoch nicht von dem Gewicht, als die Satire, zu welcher er von dem befreundeten Georg Friedrich Meier den ersten Antrieb erhielt. Baumgarten war nämlich durch sein „theologisches Bedenken“, die evangelisch-mährische Kirche betreffend (1746), in Streitigkeiten mit den Herrnhutern gerathen und dabei von einem Siegfried, der niemand anders als der Graf von Zinzendorf selber, und Albinus Sincerus, wie sich Johann Paul Weise nannte, so schnöde behandelt worden, daß Meier, „der ihn wie ein Sohn verehrte“, auf eine nachdrückliche Züchtigung sann

und Lange als Werkzeug auserwählte, ganz und gar der Meinung Gleim's, daß man, wie bereits Shaftesbury gesagt, der absurdesten Secte aufhelfe, wenn man sie mit Feuer und Schwert verfolge, und daß man sie ausrotten könne, oder wenigstens ihren Anhang mindere, wenn man sie verspotte. Dieser Ansicht folgte Gleim schon einige Jahre vorher in dem „Sendschreiben an das Pflanzstädtlein zu Herrnhut", eingerückt in die Hamburgschen gelehrten Zeitungen. Jetzt spannte ihn die Nachricht, daß ein neuer tapferer Butler gegen die ärgerliche Gemeinde anrücke. In dem Briefwechsel der obigen Beiden nun ist der hierauf bezügliche einer der interessantesten. „Ich freue mich", schreibt ihm Meier (8. Mai 1747), „daß Sie den zwölften Theil des Herrnhutischen Gesangbuchs verlangen, und Fresenii Antiherrnhutiana. Denn ich sehe daraus, daß Sie zu meinem Vorhaben schon präparirt sind. Ich übersende Ihnen Albini Sinceri Heimleuchtung. Dieser Flegel hat den Herrn D. Baumgarten erschrecklich angegriffen. Herr Baumgarten gab mir das Buch, und ich konnte es ihm ansehen, wie es ihn kränkte. Er ist in der größten Verlegenheit, weil es seinem Charakter zuwider ist, daß er selbst antwortet. Aus Hochachtung und Liebe zu diesem vortrefflichen Manne habe ich seine Vertheidigung, ohne sein Wissen, übernommen, und beikommende vorläufige Antwort geschrieben. Ich bin aber nicht im Stande, die ganze Schrift zu widerlegen, 1) weil es meines Amts nicht ist, mich zu tief in theologische Händel zu mengen. 2) Weil ich nicht Zeit genug habe, und jetzo nützlichere Arbeiten unter Händen habe, die ich müßte liegen lassen. 3) Weil ich keinen hinlänglich satyrischen Kopf habe, diesen Schlingel abzuwürgen. Sie aber, theuerster Freund, halte ich für sehr geschickt, 1) weil Sie ein loser Mann sind und tüchtig satyrisiren können. 2) Weil ich nicht Zeit genug habe, und jetzo nützlichere Arbeiten unter den Händen habe, die ich müßte liegen lassen. 3) Weil ich keinen hinlänglich satyrischen Kopf habe, diesen Schlingel abzuwürgen. Sie aber, theuerster Freund, halte ich für sehr geschickt, 1) weil Sie ein loser Mann sind und tüchtig satyrisiren können. 2) Weil sie ein Theologe sind und sich in theologische Streitigkeiten mengen können. 3) Weil Sie eher Zeit haben, als ich, zu dieser Arbeit. 4) Weil Sie gern sich um den Doctor Baumgarten verdient machen werden. 5) Weil ich einmal aus Ihrem Munde gehört, daß Sie wünsch-

ten, daß Herr D. Baumgarten seine Vertheidigung Ihnen überließe. 6) Weil Sie mir nichts, so Ihnen möglich abschlagen können. In meiner vorläufigen Antwort sind Sie der Mann, von dem ich der Welt die Widerlegung versprochen. Wollen Sie mich zum Lügner machen? Wollen Sie mein Vertrauen, so ich auf Sie gesetzet, zunichte machen? Lesen Sie also den Albinum und meine Antwort durch, und schreiben mir Ihre Meinung. Mein Vorschlag ist folgender: a) Sie sollen je eher je lieber diese Arbeit unternehmen, und Sie müssen unbekannt bleiben. b) Vor Ihre Arbeit kann ich nichts versprechen, mit Gewißheit. Ich sehe schon, daß es mir schwer werden wird, Ihnen einen Verleger zu verschaffen, der es ohne Honorarium druckt; unterdessen will ich doch tüchtig handeln. Ich weiß, daß Sie genereux sind, und folglich aus Liebe zu unserm werthen Herrn D. Baumgarten, der wahren Religion und der Ehre, gern eine Arbeit umsonst unternehmen. c) Herr D. Baumgarten muß erst wenigstens ein halb Jahr nachher erfahren, daß Sie sein Schutzengel gewesen sind. Er liebt und ehrt Sie jetzo schon, was wird nicht werden, wenn Sie ihn recht schön vertheidigt haben? d) Sonderlich müssen Sie den letzten Theil des Albinus, darin er die Herrnhutischen Gesänge vertheidigt, tüchtig und satyrisch widerlegen. Sie sollen mit ehesten das Herrnhutische Gesangbuch bekommen. Denn ich muß es mit Manier von dem Herrn D. Baumgarten fordern. Die übrigen Dinge können Sie nach Belieben berühren. Es kommen abscheuliche, lächerliche Schnitzer darin vor. Wenn Sie etwa Schriften nöthig haben, so schreiben Sie nur, ich will sie Ihnen verschaffen. Im Anfange kommen viele Bagatellen vor, welche blos kleine historische Umstände betreffen. Sie werden selbst diejenigen aussuchen, die einer Antwort bedürfen. Sonderlich wünschte ich, daß Sie die unverantwortlichen Verdrehungen der Baumgartischen Worte in seinem Bedenken anmerkten. Schreiben Sie mir ja bald, ob Sie meinen Bitten Gehör geben. Ich wollte nicht gern, daß Sie als ein bloßer Poet der Nachwelt bekannt würden. Theologische Dinge gehören zu Ihrem Amte."

Er gab also seinen Bitten Gehör, und zwar sehr schnell, denn schon im Juli war auf dem Markte: „Eine wunderschöne Historie von dem gehörnten Siegfried dem Zweiten, das ist,

wohlverdiente Züchtigung einer Schandschrift, welche die so-genannte Evangelische Kirche Mährischer Unität, durch ihren würdigen Vorfechter Albinus Sincerus ausgehen lassen, dem beleuchtenden Siegfried und heimleuchtenden Alb. Sincerus statt einer Laterne verehret von dem, Der Sich Richtet. Braunschweig und Leipzig 1747." Wie man bereits aus Flögel weiß, hat Lange hie und da, besonders im ersten Abschnitt und in den Capitelüberschriften die altfränkische Manier des Volksbuches vom gehörnten Siegfried komisch angebracht, und vornehmlich den Liedergräuel in den Herrnhutschen Gesangbüchern damaliger Zeit und die Phallusideen in denselben aufgedeckt. Manche Stellen wurden zu bissig gefunden, allein der General von Stille tröstete den Verfasser, daß man mit Leuten, welche der gesunden Vernunft den Scheidebrief gäben, nicht anders reden dürfe. Baumgarten selber war hocherfreut. Er meinte, Lange habe viel Ehre mit dieser Satire eingelegt. Wirklich drang sie den Herrnhutern tief in's Fleisch, und es ergingen mancherlei Drohungen, von welchen sich jedoch keine verwirklichte.

Noch eine andere Satire Lange's gehört nicht hierher.

Wie aber Bahrdt unter den protestantischen Schriftstellern dieser Zeit der anrüchigste geworden, so vor ihm unter den katholischen Joseph Anton von Bandel. Villingen am Schwarzwald ist seine Heimat, Freiburg und Leipzig sind seine Bildungsstätten. Den Prinzen Ludwig und Friedrich von Württemberg diente er auf Reisen als Hofmeister. Dann pri-vatisirte er zu Constanz, ging 1750 im Auftrage eines deutschen Reichsprälaten nach Rom, ward hier zur Belohnung seines recht-gläubigen Eifers Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften, Doctor beider Rechte, Ritter des Petersordens, in demselben Jahre auch Comes Palatinus, und kehrte 1751 nach Costnitz zu-rück, für welche Stadt er die meiste Inclination zeigte, so daß er nach vielen kürzern oder längern Abwesenheiten sie immer wieder aufsuchte, und am 7. Juni 1771 seine Tage dort be-schloß.

Bandel erinnert vorwärtig an Bahrdt, rückwärts an Weis-linger. Nicht daß wir ihn einem, am allerwenigsten Ersterem

gleichstellen dürften; aber er bietet nach seinem persönlichen wie literarischen Charakter der Parallelen genug dar. Seine Verbindungen ähneln nicht im Entferntesten den Bahrdt'schen, sein Ruf erfüllte weder in Gutem noch Bösem die halbe Welt, sein Talent, seine schriftstellerische Thätigkeit und seine Bedeutung sind Null gegen die des Halleschen Reformators. Doch in seinem Wesen ist dieselbe Geschäftigkeit, dieselbe Ruhelosigkeit, dieselbe Unbesonnenheit, er hat das gleiche mercurialische Temperament. Wie Bahrdt verdarb er es mit Freund und Feind; wie jener so fand auch er nirgend eine bleibende Stätte, sein Leben ist eine beständige Wanderschaft. Mehr als zehn Jahre lebte er im Munde aller Katholiken, aber Jedermann verleugnete ihn, Jeder verachtete ihn, und als er starb, war er — im Gegensatz zu Bahrdt der Verfechter der crassesten Geistesfinsterniß — schon verschollen. Beide verschieden in den leidigsten Verhältnissen, beide im Alter von 51 Jahren. Bahrdts Schriften sind nicht so vergessen als man glaubt; der Klang seines Namens wird nimmer verhallen. Bandel's Name hingegen erscheint selbst in den Repertorien der katholischen Literatur blos ausnahmsweise. Und nicht eine einzige Stimme will ihm wohl, wie Er keinem Einzigen wohl gewollt hat. Weislinger, der sich ausdrücklich einen Beflissenen der hochheiligen polemischen Theologie nannte, fand ebenfalls Gefallen daran, seine eigenen Glaubensgenossen auf's Gröblichste zu verlästern. Nichtsdestoweniger hatte er innerhalb derselben weit mehr Freunde als Feinde, er war ihnen „der zweite Goliath, der baumstarke Riese im heiligen Kriege des Herrn gegen alle Ungläubigen." Auch sind die galligen Bocksprünge, Ungeschlachtheiten und Schnurrpfeifereien seiner Schriften durchaus nicht — wenn man gleichzeitigen Nachrichten trauen darf — die Kennzeichen seines persönlichen Wesens. Man rühmt ihm Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit nach, wogegen über den total repugnanten Charakter Bandel's Alle einig sind.

Was er mit Weislinger gemein hat, das ist die Schmähsucht gegen den Protestantismus, obgleich sein Vorrath an Schimpfwörtern minder reichlich. Beide besitzen eine mittlere vis comica, bei beiden entartet sie in ihren Aeußerungen zur Hanswurstiade. Selbst da, wo Bandel sich zu schwerem Ernst und theologischer Würde zu erheben sucht, legt er sein Gesicht in so närrische Falten, daß man sich des Lachens kaum er-

wehren kann. Weislinger will nie pathetisch sein, Bandel hascht nach Pathos und verfällt darüber in marktschreierischen Bombast. Klotz traf es, wenn er seinen Humor einen Hundstags-Humor nannte. Seine Logik ist häufig die des Wiesenpaters.

Was Alles im Druck von ihm ausgegangen, finden wir nirgend vollständig angegeben, womit freilich auch nichts verloren. In unsere Literatur gehört Folgendes: „Catholisches Kriegsrecht über den Closter- und Glaubens-Deserteuer P. Gregorius Rothfischer, welcher mit Zurücklassung der geistlichen Uniform Anfangs Januarii 1752 von dem auserwählten Kriegsheer der streitenden heil. Catholischen Kirche zum Feinde übergegangen. Costanz 1752". „Polemische Leichenrede über den sogenannten Erlanger, Herrn Joh. Gottfried Groß, welcher zu Christian Erlang durch einen Preußischen Schlagfluß getroffen worden. Cost. 1753." „Abdankung an die Leichenträger des zu Göttingen verstorbenen Helmstädtischen Professors, Herrn Franz Rothfischer 1755. „Strafschul, das ist, geistliches Zuchthaus für einen Projectant des Entwurfs, daß man die geistlichen Ordenshäuser vermindern soll. Straßb. 1756". „Osterey mit zwei Dotter, das ist, Sammlung der Bandelischen Controversschriften. Cost. 1757." „Auf eine Lügen eine Maultasche, oder der bei Bestürmung der Herzogl. Würtembergischen Ehre zurückgeschlagene Feind. Salmannsweil 1766". „Der stummgewesene Advocat in seinem Feiertagshumor auf das neue Jahr 1767." „Consilium utriusque medici ao Iustinum Febronium de statu Ecclesiae et potestate Papae, aegerrime febricitantem. Traject. ad lac. Acron. 1764".

Es kann uns selbstverständlich nicht in den Sinn kommen, jede einzelne der Schriften hier vorzunehmen. Es genügt, uns an eine zu halten, welche die übrigen vollständig charakterisirt. Diese ist das „katholische Kriegsrecht." Wie schon der Titel sagt, ein Angriff gegen Franz Rothfischer aus Altmannstein in Ober-Baiern, der bei seiner Aufnahme in den Benedictinerorden den Namen Gregorius erhielt, zu Leipzig im November 1751 zum Protestantismus übertrat, im Januar des folgenden Jahres seinem bisherigen Obern, dem Fürstabt von St. Emmeran zu Regensburg davon Meldung machte, noch in demselben Monat einem Rufe als Professor der Philosophie nach Helmstädt folgte,

und am 20. Februar 1755 zu Göttingen verstarb, wohin er sich wegen Kränklichkeit zurückgezogen. Welche der Schriften Bandel's man übrigens aufschlage, selbst wenn wir nicht wüßten, daß ihr Verfasser ein Katholik, müßten wir es doch auf den ersten Blick erkennen. Solche Unreinheit, Incorrectheit der Sprache, solches Schludern mit Satzbildung, Wortbildung und Wortbeugung, solche Geschmacklosigkeit der Darstellung treten uns in dieser Zeit nur noch bei katholischen Schriftstellern entgegen, sobald sie deutsch schreiben. Wozu sollte er sich inzwischen eines correcten Stils befleißigen! Wozu das affectirte, hochtrabende Deutsch, das man bei Gottsched lernt! Das kann man getrost den lutherischen Federn überlassen. Ein guter Katholik, und zumal ein Pfaffe, hat mehr und Besseres zu thun, der hat die hochheilige Religion zu studiren, geistliche Uebungen zu tractiren, sich hauptsächlich mit Gott zu befassen. Und mit diesem braucht man nicht hochdeutsch zu reden, er versteht sogar das Lallen der Unmündigen, er sieht nicht auf Syntax, aber auf die Herzen und Nieren. Das meint Bandel alles Ernstes bei der Kritik der Sprache Rothfischers.

Das Verbrechen nun, dessen er ihn anklagt, stimmt genau mit dem Vorwurfe überein, den der Fürstabt von St. Emmeran in einem Schreiben an den Procurator des Klosters Grauhof bei Goslar aussprach: er ist von der alleinseligmachenden Religion zu den Ketzern übergegangen lediglich aus zügelloser Begierde zur Freiheit, und Schulden halber: nebenbei bemerkt, zwei Anschuldigungen, welche selbst der Cardinal Quirini widerlegte. Für Bandel indessen sind sie natürlich unwiderleglich, und deshalb verfällt er dem Kriegsrecht, welches zugleich Rothfischers „Glaubensbekenntniß" über den Haufen stoßen soll. Der Anlauf, den er zu diesem Behufe nimmt, ist der allerweiteste. Er beginnt im systematischen Paragraphenschritt mit dem Sündenfalle Adams, kommt dann auf den Todtschlag Cains und den babylonischen Thurmbau, der ihn auf Betrachtungen aus der Geschichte der Kriegsbaukunst leitet, und ehe wir es uns versehen, sind wir von den Thessaliern bei den Vauban-Thürmen angelangt, um mit gewaltigem Rücksprunge wieder neben Adam und Eva zu sitzen, ihren nackten Zustand unter gar eigenen Gedanken zu betrachten und sich zu fragen, wann und wo wir auf diese Manier zu dem Kriegsgericht über Rothfischer

gelangen werden. Der Auditeur der katholischen Kirche, bis dahin zahm und sanft, hat selber die Ungeduld seiner Leser gefühlt, und er eröffnet daher den §. 2 mit einer Deduction, welche uns Knall und Fall in ein Lehrbuch der Taktik versetzt, und deren Naivetät nur bei einem katholischen Scribenten erhört ist.

Dieses ist alles recht, Herr Eisenfresser! so spricht dort in einem Winklein ein verdorbner Stumper des Studir-Handwerkes: aber warum so viel weitläufige Schwencke? warum nicht gerade auf den Feind losgegangen?

Sollen wir die Antwort von freyer Brust heraus sagen, so ist zu wissen, daß unsere Absicht nach Art einer Belagerung genommen sey, welche, wenn man nicht von Anfang hundert Schritt vom Leib wäre, vielleicht hundert Soldaten mehr, und zwar ohne Ehre und Nutzen geopfert würden. So aber, da man vorher das Terrain recognosciret; die Trouppen auf sichere Wege lagert; die Anhöhe durch starke Piquets besetzet; die Circumvallations- und Contrevallations-Linien mit Ueberlegung ziehet; die Canonen auf haltbare Batterien pflanzt; an Ammunition und Nahrungs-Mitteln bey Zeite denckt; Holtz, Faschinen, Wollsäcke und anderes Gezeug in Ueberfluß anschaft: Bomben, Granaten, Mauerbrecher, Sturmleitern und Streitkolben in guter Bereitschaft hält: so ist der Sieg auch so viel gewisser.

Vor einem alten Ingenieur, der die Praxin mit Staub und Blut schon vielmals eingenommen, wäre es freylich eine vergebliche Sache, wenn man von so bekannten Dingen mit aller Weitläufigkeit zu Wercke gehen solte: aber wo mehrere theils Ingenieurs sind, die noch nicht oft im Feuer gestanden, da ist es wohl gethan, wenn man alle Schritt geometrisch zehlt.

Es ist wahr, wir haben einen großen Umweg genommen; aber werthester Leser, wenn man die Aproches oder die Lauf-Gräben nicht wohl führet, so kann man niemals eine Batterie errichten, und folglich kann man die feindlichen Flanques, oder Seiten-Winckel auch niemals recht bestreichen.

In dieser Belehrung über Vestungskrieg geht es schnurriger Weise noch weiter, bis er uns endlich sagt, daß die katholische Kirche auch eine Vestung sei, äußerst vortheilhaft auf dem Felsen Petri angelegt.

Die vier Erdwinckel sind durch den Evangelischen Thon, und durch die Apostolische Canones viel zu gut bestrichen, als daß wir etwas widriges besorgen solten.

Man weiß auch noch gar nicht im Mindesten, woher Besorgnisse entstehen könnten, man ist am allerwenigsten auf einen Krieg vorbereitet und es befremdet, daß es auf einmal heißt: —

In vier Attaques gedencken wir die Catholische Engelsburg in Rom von allen feindlichen Anfall zu befreyen, und den Feinde in die Flucht zu schlagen. Wohlan denn! Tambour schlage Marsch! Jacta est belli alea. —

Doch ist man froh, wenn es einmal auf Krieg steht, daß es endlich zu etwas kommt.

Ja, ja wir ziehen mit fliegende Fahnen und klingenden Spiel der Tiber zu, und hier wird sichs geben, wer ein berufener Soldat des Helden Gedeons sey? jener nemlich, welcher mit bedachtsamer Prüffung das Wasser aus der Hande trinckt, oder jener, welcher wie ein Hunde sich an das Wasser legt, und mit ausgedähnten Balg die Sünde wie das Wasser säufft.

Courage also! Die parallele-Linien sind durchaus gezogen: Pulver und Bley ist ausgetheilt: die Schlacht-Ordnung hat ihre Richtigkeit: das Feldzeichen bestehet aus den mit Blut befärbten Blättern deß Garten Gethsemani, zum Unterschied der Feinden, welche sich nur mit Feigen-Blättern Adams kleiden: Das Feld-Geschrey ist: Gott und Mariae: und der Kampfplatz ist eben jene Kirche, nemlich: die streitende wahre Catholische Kirche.

Eh bien! Die Feld-Music läßt sich hören: der Feinde kömmt dort lincker Hand wirklich angerücket: wohlan denn laßt uns mit geschulterten Gewehr, in wohlgeschlossener Reyhe und in Einigkeit des Glaubens dem Feinde das weiße in Augen sehen. Tambour schlage Marsch! Vivant! es leben alle brafen Soldaten!

Endlich also ist er da, der Feind — nämlich der Pater Rothfischer, von welchem man erst glaubte, daß er bereits vor Bandel's Kriegsgericht stehe. Allein er geht dennoch mit ihm nicht wie mit einem zu besiegenden Feinde um, sondern wie mit einem vollständigst Geschlagenen und Gefangenen. Der ganze bisherige Kriegslärm war also blauer Dunst, schnakische Windbeutelei.

Die Closter-Zucht deuchte ihn etwas zu hart, und vermeinte der schwache Geist, das Fleisch eines Rothfischers müßte etwas zärtlicher gehalten werden, weil man ein Schwein mästen muß, ehe es geschlachtet wird.

Gott, welcher noch unreine Schweine, noch andere Thiere mit gespaltenen Klauen zum Opfer nimmt, verwarffe also diesen boshafften Heuchler: und da Rothfischer sofort aus dem Closter entwichen, so erfüllete auch Rothfischer, was der heilige Ambrosius von dergleichen schwärmenden Mönchen sagte: Esel, so der Haber sticht, werden bey Zeiten blind. Er vergaße die Obliegenheiten eines Mönchen: er glaubte gar sein Kopf wäre das Absteig-Quartier aller hohen Wissenschaften: und gleichwie die aufgeblähete Wissenschafft nicht von der wahren Quelle der Weisheit kömmt, so

plagte ihn das Wasser der unreinen Pfütze auch so ungemein starck, daß Wind- und Wassersucht zugleich angesetzt.

Zum vermeintlichen Belege dieser Wind- und Wassersucht citirt er einige Seiten aus einem Rothfischerschen Briefe. Doch begnügt er sich einfach zu sagen, man solle den dort aufgestellten Behauptungen keinen Glauben beimessen — weil es vier Sorten Menschen in der Welt gäbe, Marktschreier, Weiber, Schmeichler und Ausreißer. Letzterer schwatze tausend Centner Lügen, die alle das Kopfgewicht hätten, nur damit der Lügner nicht beim Kopf genommen werde. Und ein solcher Ausreißer und Lügner sei eben der weiland Pater Gregorius. Fabelhafte Dinge hat er bei ihm zwischen den Zeilen gelesen.

Er beklagt sich über das schwartze und rohe Brod, und daß man einen ehrlichen Kerl keine Freiheit gönne, sondern daß man einen gleich creutzweiße schließe, wenn man nur ein paar Handvoll Ducaten stehlen wolle, oder 1000 Thaler Schulden mache.

Er sagt, die Officiers wüßten gar nichts von der Kleider-Ordnung, als die Röcke ausziehen zu lassen, und hundert Prügel herunter zu messen. Er bejammert die schlechte Lebens- und Redens-Art seiner Vorgesetzten, und giebt vor, die Hauptsprache bestehe nur in folgenden Reden: du schwer Noths-Kerl! du Galee-Hund! du Schnupftoback-Büchse von allen et caetera! du Bestie! du Canaille! und du Spitzbuben-Futteral über Mahomet und Bonneval. Er spricht, das Morgen-Gebet sey: der Donner zerschlage dich, und das Nacht-Gebet: der Teuffel hole dich. Die Gewissens-Erforschung aber sey der hundertjährige Calender mit allen Donner- und Hagel-Wetter von Anfang der Welt. In Summa, er beschnarchet, er belacht und behöhnet alles, was er nur immer kann, und damit er seine Buben-Streiche verdecke, so giebt er der Armee, von welcher er entwichen, die offene Schuld. Siehet man aber das ganze Betragen von der rechten Seite an, so ist der Deserteur an sich selbst ein schlechter Kerl, ein angewohnter Land-Läuffer, ein erboßter Taschen-Spieler, ein Cartouche, ein Hans ohne Sorgen, ein berüchtigter Vaut rien, ein versoffner Schwein-Nickel, ein Saumagen und Bruder liederlich.

Wer so hergestellt ist, könnte der dem Katholicismus wol Abbruch thun? Bandel behauptet es. Aber in der scurrilen Durchführung dieser Behauptung geräth er ergötzlich auf's Gegentheil.

Er schadet der Armee, bey welcher er desertiret, an der Zahl: und bei dem Feinde, zu welchem er übergegangen, vermehret er die Zahl eines Soldatens und eines Espions. Er weißt bey der ersten Armee, die vollkommene Einrichtung der Schlacht-Ordnung; er weißt alle Namen der Regimenter; er kennt den Charakter und die Eigen-

schafften des commandirenden Generals, und der übrigen Personen vom Haupt=Staab. Er hat inne die Musterungs=Charte, die Zahl des completen Standes, und dessen Abgang; er hat gesehen wo, und wie Canonen gerichtet sind.

In der Vestung aber weißt er, wo die Pulver=Magazins liegen: wo die Bomben, und wo die Carcassen verborgen sind. Er kennt die Tieffe der Gräben; er weißt die bedeckten Wege, und er weißt auch die Stärcke der Gewölber.

Er weißt, ob die Bomben mit nachdrücklichen Schlag gefüllet, oder nicht? Er weißt, ob die Ingenieurs das Handwerk verstehen, oder nicht? und weil er dieses alles vom hören sagen, oder mit eigenen Augen erfahren, so kann er auch leicht die feindlichen Bombenkessel dahin anrichten helfen, wo die Bomben das Haupt=Pulver=Magazin treffen, und auf solche Weise, Vestung und Guarnison in die Lufft sprengen.

Alles dieses, was wir biß jetzt gesagt, ist zwar dort zugehet, wie im Krieg; allein wo man auch denckt, wie man im Krieg dencken soll, da lacht man über einen Deserteur wie über ein geschlachtes Schwein, von welcher man den Speck in den Rauchfang hängt.

Unser Deserteur, der verzweiffelte Rothfischer, hat zwar gedacht dem auserwählten Catholischen Kriegs=Heer ein rechtes zu versetzen: allein von Seiten der Catholicken streitet man mit so offenbahrer Brust, daß man die Espions und Deserteurs gar nicht achtet, sondern die Feinde selbst gantz gerne in das Lager läßt.

Man giebet sie noch überdieß den Grundriß von der Vestung; man zeigt ihnen die Ladung der Canonen durch öffentlichen Druck: aber man hat sich dessentwegen doch nichts widriges zu befahren, weil die Wahrheit Schuß=frey ist.

Wir wissen es bey unsern Gewissen nicht zu sagen, ob der Deserteur Rothfischer, Lutherischen oder Calvinischen Sold angenommen? aber so viel können wir schwören, daß seine Streit=Kolben lauter Fuchsbälge sind.

Wohlan denn Bombardiers! Canoniers! jeder gehe zu seinem Posto! bey dem Feuer der christlichen Liebe zündet die Lunte an, und gebet Feuer!

Es bleibt jedoch bei dem Commando. Statt des Donners der Geschütze entwickelt sich eine lange blödsinnig theologisirende Plänkelei, welche Rothfischern urplötzlich — Bandel liebt die Ueberraschungen und Enttäuschungen — mit einer Krankheit heimsucht, die sich sonst im Kriegsgetümmel nicht zu zeigen pflegt. Ueber diese Krankheit expectorirt er sich dann wie folgt:

Einer der das kalte Fieber hat, und in einem Zimmer liegt, ja noch über das mit zehen Deckbette zugedecket ist, verwundert sich über die gesunde Freunde, die ihn besuchen, daß sie sagen mögen, es wäre in dem Zimmer zum verschmachten warm.

Nachdem Sie, mein Herr Rothfischer! in der Kloster=Zucht lau geworden; und nachdem sie dem wahren Gott, welchem zu Gefallen sie doch die Welt, Fleisch und Teuffel verlassen, mit Kaltsinnigkeit angefangen, so grieffe sie das kalte Fieber an.

Der erste Paroxismus kame von der abgeschmackten Philosophie, und von dem Umgang mit den Glaubens=Feinden. Die Pulß veränderte den Schlag, nachdem sie von der Demuth und von dem Gehorsam abgewichen, und aus einem Mönch ein aufgeblasener Witzling; aus einem mortificirten Religiosen ein viertel= Staats=Minister; aus einem armen Apostel ein wucherischer Judas; und aus einem seyn sollenden demüthigen und sanften Lehrer, ein Verachter aller derer worden sind, welche von Gott nicht so vill Talenten auf ihre Rechnung erhalten.

Ihro fürstlichen Gnaden zu R. waren ein so erfahrener Leib=Medicus des kranken Religiosen, als man es nur von der Welt wünschen konnte; und der geschickte Wundarzt oder P. Prior allda, verstunden sich auf die fiebrischen Anfälle so gut als Galenus und Hippocrates. Man gabe sie Temperantia, oder mäßigende Haußmittel: man gabe sie auch Promoventia, und promovirte sie zum Professor der Gottesgelahrtheit; aber weil sie Praecipitantia liebten, und weil sie nicht leiden konnten, daß in dem warmen Zimmer des Göttlichen Liebes=Feuer nicht jederman frierete und Zahn klapperte, so praecipitirten die Schritt, und giengen auf einen Wege, der sie dorthin leitet, wo nichts als Wehklagen und Zahnklappern ist: ubi erit fletus, et stridor tentium. Sofort desertirten sie alsso von der gesunden Armee und lieffen nach Leipzig. — — — —
— — — — — — — — — — — —
— Den Deserteur haben wir in der That weit getrieben: denn da ihn sein Fieber schwach und müde gemacht, so sehen wir auch wohl, daß er auff den letzten Füßen gehet.

Wir finden im Buch Josue nicht, daß Leipzig unter den sieben Zufluchts=Städten genennet wird: laßt uns also den kranken Deserteur auch hier verfolgen. Aber auch von Leipzig ist er schon wiederum weg, aber nicht per pedes Apostolorum, weil er kein Apostel mehr ist, sondern ein Deserteur von dem Apostolat: und weil die Gnaden=Salbung: Euntes in universum mundum, praedicate Evangelium noch in seinem Hertzen, noch in seinen Füßen eine Würckung hat, so fähret er per Postam!

He — he — haut le pié! Das Dinge geht lustig zu! der Postillon bläßt Victori über die Beute, so er mit sich führet.

Worüber sich Bandel gar nicht beruhigen kann, und womit er beständig wie ein Deus ex machina hereinfällt, das sind Rothfischers Ansichten über die Transsubstantiation. Während wir oben in dem besten Zuge waren ihn von Leipzig nach

Helmstädt zu begleiten, heißt es auf einmal, ohne jedweden vermittelnden Uebergang:

Zu Monte Fiascone in Italien liegt ein Teutscher Cavalier begraben, welcher seinen Bedienten aller Orten voraus schickete, den guten Wein zu kosten, mit Befehl, daß, an welchem Ort er solchen ausgesuchten, und nach seinem Mund schmeckenden Reben-Safft ausfinden würde, allezeit an die Thür anschreiben sollte: est, est.

Der Bediente, welcher keinen Spot aus den Wein schluge, fande den berühmten Wein zu Monte Fiascone so ungemein gut, daß er dreymal an die Thür des Wirthshauses schriebe est, est, est.

Der Cavalier befindend, daß der Bediente nicht übel geurtheilt, trancke derowegen so vil, daß er wegen Vielheit des Weintrinckens gestorben und folgende Grabschrift, die ich selbsten zu Monte Fiascone copirte, sich erworben:

Propter nimium est, est, est, Dominus meus mortuus est.

Dieses naße Octobrische est, glauben wir also, lige dem Herrn Rothfischer näher am Hertzen, als das andere: weil Herodotus bezeuget, daß wegen dem Octobrischen est, die meiste Soldaten desertiren.

Est und significat sind die magern Kerne einer noch langen und hohlen Salbaderei, bis sich, wiederum ex abrupto, die eigentliche kriegsrechtliche Sentenz präsentirt, von deren Possenhaftigkeit man sagen kann: finis coronat opus.

Nachdem wir nun unsern verwegenen Deserteur von Stelle zu Stelle versorget, und selben endlich dahin getrieben, daß er seine Schandthat bekennen muß, so ist uns nichts anderes mehr übrig, als daß wir an ihn das jene vollstrecken, was Recht und Urtheil spricht.

Das Königl. Preusisch- und Churfürstlich- Brandenburgische Kriegs-Recht Art. 33 spricht den Tod. Das Schwedische Art. 47 desgleichen. Das Dähnsche ein nemliches; und das Kriegs-Recht des Heil. Röm. Reichs Art. 11 und Art. 23 schärfet und lindert das Urtheil nach Beschaffenheit der Umständen.

Der Heiligste Vater in Rom, Benedictus XIV. welcher die auserwählte Armee der Cathol. Kirche commandiret, weinet bitterlich, da er das Todes-Urtheil unterschreiben soll.

Er bejammert den ungerathenen Sohn Absalon, daß er wieder David einen Hauß-Krieg anfangen will, und er härmt sich seine graue Täge ab, daß er Absalon über kurtz oder lang an seinen eigenen Haaren soll hangen sehen.

Es beklagt dieser gute Hirt, den Unfall des irrenden Schafes: und obwohl der undanckbare Brutus seinem Vater Julio den Dolch der Verfolgung selbs in das Hertz gestoßen, so hören wir doch: Et in hoc pectore, cum vulnus ingens fuerit, cicatrix non est.

Er windet sich mit ächzenden Seufzern, da er die Hand an die Feder legen soll: und obwohl der Deserteur den Tod, und

mehr als den Tod verdienet, so kan sich doch der liebvolle Vatter nicht entschließen den verlornen Sohn zu enterben. Wanenher auch der Statthalter Christi nach langen Bedencken das Urtheil über Rothfischer mit den Worten Christi unterschrieben hat: Nolo mortem Peccatoris, sed magis, ut convertatur et vivat.

Das ist das „katholische Kriegsrecht", eine der gewichtigsten literarischen Heldenthaten Bandel's, in dessen polemischer Narrentheidung sich verschiedene, weniger oder so gut wie gar nicht bekannt gewordene Glaubensgenossen wiederfinden.

Allerdings, um gerecht zu sein, auch die protestantisch-theologische Welt hat ihre Bandel. Selbst flüchtig die dichten Haufen der Controversmacher und Klopffechter auf dieser Seite musternd, gewahren wir jene in nicht geringer Anzahl. Wie wenig Ersprießliches inmittelst aus den gottesgelahrten Balgereien unmittelbar resultirte, einzelne wohlduftende humoristisch-satirische Blüten förderten sie doch immer zu Tage, was ihnen freilich nur negativ angerechnet werden darf. So zeitigten die Streitigkeiten, zu denen der bekannte Oberhofprediger Johann August Starck die Veranlassung wurde, zwei Erscheinungen vortrefflichsten Witzes. Die eine ist der „Lettre de Mr. Starkowski à son ami et Parent Mr. Stark à Darmstadt. Moscou (Berlin) 1789," — die andere: „Pilatus und Herodes, oder als es über den Dritten herging, wurden sie Freunde. Darmst., Senten und Memelhof 1790". Erstere hat die Kaiserin Catharina II. zur Erzeugerin, der Urheber der andern blieb unbekannt. Daneben verdient dann noch Lävin Sander mit seinem gereimten Schwank „Der Prozeß", direct gegen Starck, genannt zu werden (Deutsches Mus. 1787, mit einigen Veränderungen 1788, II).

Was in den Kämpfen des Obscurantismus gegen die aufklärende Theologie ersterem sehr zu statten kam, war insonderheit der ungemeine Hang jener Zeit zum Geheimnißvollen und Wunderbaren. Unter Denen aber, welche diesen Hang nährten und ausbeuteten, obgleich mit verschiedenen Mitteln und zu verschiedenen Zwecken, sind der Pater Johann Joseph Gaßner und Johann Caspar Lavater ebenso Matadore wie Mesmer, Schröpfer, Kaufmann, Masius, St. Germain, Joseph Balsamo, Swedenborg, Gablidone. Gaßner, ein geflissentlicher Betrüger,

trieb die Teufel aus als die Ursache aller Krankheiten, und beredete die hinzuströmende Menge, daß er durch Gebet und Händeauflegen Höcker und Kröpfe beseitige, Blindheit, Taubheit und lahme Beine heile. Lavater, ein verwahrlostes Genie von Hause aus, das bald rettungslos der hirnverbranntesten Superstition verfiel, griff nach seinem extatischen Wesen und seiner dickhirnschaligen Eitelkeit selbsterklärlich jede Art Mystagogie auf, und begeisterte sich daher auch für den Magnetismus, dem Mesmer seit Kurzen ein so großes Terrain erobert hatte. Als Lavater im Sommer 1786 nach Bremen kam, lehrte er dortigen Aerzten die Kunst des Magnetisirens, magnetisirte überdies selbst, und setzte ebensowol dadurch wie durch seine merkwürdige, schwülstig-verzückte Kanzelberedtsamkeit die ganze Einwohnerschaft in die höchste Erregung.

Leben und Treiben beider Männer, Gaßner's und Lavater's, hat unzählige Federn in Bewegung gebracht, und manche verdiente Geißelung ist aus ihnen geflossen. Für die komische Satire fiel jedoch dabei unverhältnißmäßig wenig ab. Gegen Gaßner nur Eine beachtenswerthe Spottschrift: „Sympathie, ein Universalmittel wider alle Teufeleien zum Behufe der neuen Philosophie und der alten Religion. Erste Auflage, Sterzingen in Tyrol, verlegts Niemand und Fragenicht 1775". Die Maske des Verfassers, Pater Brey, ist meines Wissens nicht gelüftet worden. Unter demselben fingirten Namen verbarg sich Immermann.

Bedeutender als Product an sich wie dem Erfolge nach ist das „Freudenlied der Jünger Lavater's in Bremen. Bremen 1787". Ungezwungene komische Laune, feine Ironie, treffender Witz, glückliche Versification, wurden schon damals an ihm gerühmt. Selbst Freunde Lavater's erklärten es für ein Meisterstück, dessen Urheber zu ermitteln alle Versuche fruchtlos blieben. Erst zehn Jahre später erwies es sich, daß Johann Ludwig Ummius (1736—1796), weiland Rector der Domschule in Bremen, der Verfasser. Er hat sich mannigfach literarisch bethätigt, aber zu gerechtem Bedauern sein nicht geringes Talent für Satire nur dies einzige Mal erprobt. Des Wundermannes Verhalten in jener Stadt zu verspotten, und seinen Landsleuten die enthusiastischen Vapeurs zu vertreiben, welche der Genuß des schwindelhaften Lavaterianismus an so vielen Orten erzeugte,

war der Zweck des Freudenliedes, und nach den Berichten von Zeit- und Ortsgenossen insofern erreicht, als plötzlich Viele entweder ganz kleinlaut oder entschiedene Gegner einer Sache wurden, für die sie kurz vorher noch geschwärmt, und bei welcher einerseits eitlem Betruge, andererseits dem Gattungssinne so viel Spiel verstattet gewesen, wie man hinterdrein munkelte. In der Regel stach ja die Tarantel des Eros die Mystiker am meisten.*) Mancher schämte sich einer Thorheit, sagt ein Bremer Journalist, von dem Augenblicke an wo sie öffentlich verlacht wurde, was man kaum für möglich gehalten hätte, und um so mehr überraschte und zum Nachdenken reizte. Ohne Zweifel aber sicherten Ummius' ungemeinen Erfolg gleichzeitige populäre Belehrungen geachteter Aerzte über die natürlichen Erscheinungen von Convulsionen und Delirien namentlich bei schwachen und hysterischen, von Infarctus geplagten Frauenzimmern und die Gefährlichkeit künstlicher Steigerungen, deren letzte Höhe indeß, die Divination oder Clairvoyance, sich stets als Charlatanerie decouvriren müsse, wie sie sich auch bereits bei Frau Lavater selbst als Simulation herausgestellt habe.

In mehreren Städten nachgedruckt und massenhaft verbreitet, gehört dies fliegende Blatt gleichwol dermalen zu den Seltenheiten und Unbekanntheiten. Bedenken wir dann, daß der Lavaterianismus eine der innern Verkrüppelungen, welche noch immer nicht zu den blos geschichtlichen Leiden der Menschheit zählen, so haben wir ausreichende Veranlassung jenes Freudenlied vom Anfang bis zum Ende in unsere Auswahl komischer Producte aufzunehmen. Hier ist es:

Wie schön leucht't uns von Zürich her
Der Wunderthäter Lavater
Mit seinen Geistesgaben!
Sein neues Evangelium
Hat uns bezaubert um und um,
Thut blöde Seelen laben.
Wunder, Plunder,
Magnetismus, Prophetismus,
Zaubercuren, zeigen seines Fingers Spuren.

*) „Deine arme Frau schon wieder krank? — Lavater, zerstöre doch nicht immer wieder ihre Gesundheit durch Unmäßigkeit im ehelichen Werk", mahnt ihn Zimmermann brieflich.

Was war das für ein Freudenschein!
Als er zu uns trat mitten ein,
Die Jüngerschaft zu grüßen.
Im liebetrunkenen Genuß
Kam Herz und Seele zum Erguß,
In eins mit ihm zu fließen.
Kinder, Sünder,
Matadoren, weise Thoren,
Groß und Kleine, taumelten als wie vom Weine.

Da ward mit sonderlicher Ehr,
Als ob's der Dalai-Lama wär,
Dem theuren Gast hofiret.
Das Institut*), das große Faß**)
Man ihm zu zeigen nicht vergaß,
Und was sonst Bremen zieret.
Damen kamen,
Wo er weilte, wo er eilte
Ihm entgegen, bettelten um Kuß und Segen.

Mit Segen und mit neuer Lehr'
Die Kirchen, Häuser, Gassen er
That mildreich überströmen.
Gleichwie Papst Pius that in Wien.
Also agiren sah man ihn
In unserm lieben Bremen.
Leise, weise,
Im Gedränge von der Menge
Hinzuschreiten, that man ihn zur Demuth deuten.

Ach! aber er nicht bleiben wollt'!
Es half kein Weihrauch und kein Gold,
Kein Bitten, kein Bemühen.
Das Heimweh ihm im Herzen saß,
Auch mußt' in Deutschland er fürbaß
Das Land umher durchziehen:
Klüglich, füglich
Hochzuschweben, Sich zu geben
Anzuschauen, großen Herr'n und großen Frauen.

Bevor er uns gab das Valet,
Ihm stiften wollte der Prophet
Ein ewiges Gedächtniß.
Was er an seiner Frau gethan,

---

*) Das berühmte physikalische.

**) In einem Weinlager der Neustadt gezeigt, 180 Oxhoft enthaltend.

Bracht' er bei uns wohl auf die Bahn,
Den Jüngern zum Vermächtniß.
Rennend, brennend
Nach der Ehre der Gaßnere
Und der Schröpfer, neuer Wunderdinge Schöpfer.

Ein Jungfräulein, sonst frisch und roth,
Lag hülflos und in großer Noth,
Es konnt' im Schlaf nicht sprechen.
Alsbald der theure Wundermann
Mit Hand und Mund das Werk begann,
Zu heilen ihr Gebrechen:
Schaue, Traue,
Gratiosa dolorosa,
Auserlesen! Auf mein Wort, du sollst genesen!

Mit diesem Ton er von ihr wich,
Und einen Jünger wählte sich,
Das Werk hinauszuführen.
Das war ein Mann nach seinem Sinn,
Voll Glauben und voll Kindersinn,
Den that er instruiren:
Gläube, treibe,
Was ich lehre, Mir zur Ehre,
Dir zur Krone, der Vernunft zum Spott und Hohne!

Die Freude ließ den Arzt nicht ruhn,
Daß ihm gelingen sollte nun
Wohl hier in unsrer Mitten
Die Desorganisation;
Und zur Manipulation
Ward ungesäumt geschritten.
Mir nichts! Dir nichts!
Obs vernünftig oder zünftig:
Solche Zweifel lehrt Philosophie und Teufel.

Und sehet! welch ein Gaudium!
Die Schläferin, die vorher stumm,
Spricht nun wie ein Orakel.
Und jedermann, dem es behagt,
Der kommt und gafft, und horcht und fragt
Und preiset solch' Mirakel!
Eilig, treulich,
Arzt und Hirte, Graduirte,
Hoch in Ehren, gläuben, sehn und sich bekehren.

O Wunderschlaf! o Zauberei!
Was Meister in der Arzenei
Nicht zu ergründen taugen,
Lehrt kranken Jungfern Phantasie;
Durch dicke Wände sehen sie
Wohl mit verschlossenen Augen;
Kennen, nennen
Was geschrieben, weil den lieben
Guten Dingern Augen sitzen in den Fingern.

Zwingt die Saiten in Cithara,
Und machet süße Musica,
Mit Pauken und Drommeten!
Gelehrter Männer Fingerspiel,
Und Intuitionsgefühl
Aus Mädchen schafft Propheten.
Singet! Springet!
Jubiliret! Triumphiret!
Laßt vor Allen Vivat Lavater erschallen!

Ihr Aerzte singet und seid froh!
Weil euch hinfort das A und O
Darf keinen Kummer machen.
Befingert nur die Mädchen all,
Sie sind doch klüger tausendmal
Im Schlaf, als ihr im Wachen.
Heil euch, weil euch
Sonder Fehlen werden wählen
Alle Schönen die nach — Hülf und Trost sich sehnen.

Von keinem sonderlichen Belang war es, daß ihn der bekannte Theologe Johann Salomo Semler (1725—1791) als Dichter katholicistisch-geistlicher Lieder in der Berliner Monatsschrift verhöhnte. Andere Satiren über den Magus des Südens, prävalirend transitiver Art, beschäftigen uns weiterhin.

Mittlerweile wenden wir uns in der Menge Derer, welche den kleinen Herrgott von Zürich herumteufelten, an den, der mit Wenigen über die Menge weit hervorragte, an Georg Christoph Lichtenberg, geboren am 1. Juli 1742 zu Ober-Ramstädt bei Darmstadt, gestorben am 24. Februar 1799 als Professor der Naturwissenschaften in Göttingen.

Deutschland hatte in ihm, was gediegene Vielseitigkeit der Bildung, Originalität, Fülle und Schärfe der Gedanken betrifft, einen größern Satiriker als England, wo er durch wiederholten Aufenthalt seinen Blick für Menschen und menschliche Verhältnisse ungemein erweiterte. Kein Satiriker jenseit des Canals vermochte einen so fruchtbaren Witz aufzuweisen. Ein Humorist aber im engsten und reinsten Sinne, aus Einem Gusse, war er nicht; eine humoristische Literatur zu begründen, welche die englische in Schatten stellen konnte, dazu hatte er keinen ausreichenden Beruf. Den Grund hiervon erkannte unter unsern Literarhistorikern keiner präciser und treffender als Hillebrand, welchem man hier getrost folgen darf. Er liegt in seinem Mangel positiver Ueberzeugung und entschiedener Lebensansicht, wodurch es ihm hätte möglich werden können, von einem bestimmten Standpunkte der Persönlichkeit aus die Erscheinungen zu nehmen und sie aus dem Grunde der freien Idee zurückspiegeln zu lassen. Denn es kommt in Wahrheit bei der poetischen Humoristik nicht blos auf die reine Eigenthümlichkeit einer wenn auch ausgezeichneten Individualität, auf eine mit scharfer Verständigkeit verbundene Nervenreizbarkeit, kurz nicht vorzugsweise auf spleenartige Seltsamkeit und, so zu sagen, geistreiche Hypochondrie an, sondern vor Allem und zunächst darauf, ob ein festes Selbstbewußtsein subjectiver Freiheit der Welterscheinung gegenüber die Betrachtung stütze und begründe. Gesellt sich hiezu dann eine individuell-eigenthümliche Stimmung des Subjects, ein hinlänglicher Grad der Phantasie, so mag daraus die Laune hervorgehen, welche als die eigentliche poetische Quelle des wahren Humors anzuerkennen ist. Lichtenberg nun konnte jenen persönlichen Angelpunkt, um welchen sich dem Humoristiker die Welt zu drehen hat, nicht recht gewinnen. Er schwankte zwischen Realismus und Idealismus, zwischen dem mathematischen Gedanken und den Forderungen des Gemüths mehr hin und her, als man auf den ersten Blick glauben möchte; überließ sich jetzt dem Alles zersetzenden Verstande, um bald darauf dem Gefühle das Ohr zu leihen, verneinte in diesem Augenblicke das Unendliche, um sich ihm im andern mit dem Drange ahnungsvoller Seele hinzugeben. So in sich nicht festgestellt, dabei von Welt und Menschen gemach mehr und mehr sich abwendend und, von Hypochondrie und Nervenübel heimgesucht, in dem

Kleinleben der Studirstube und Häuslichkeit verpuppend, auch aus einer gewissen Verstimmung in Folge seiner körperlichen Beschaffenheit (er war durch Schuld einer Wärterin verwachsen) verfiel er in einen Skepticismus, der, obwol nicht mächtig genug, das Wort des Zweifels ein für allemal als sein Glaubensbekenntniß auszusprechen, doch in Alles seine Stimme mischen wollte und eben nicht gestattete, jene freie Höhe der subjectiven Weltanschauung und der idealen Ironie zu ersteigen, von welcher aus die rechte humoristische Projectirung der Dinge allein zu Stande kommen kann.

Zum Erweise wollen wir hier einige seiner Ansichten vernehmen.

Von der Religion hat er nicht gerade die starkgeistigsten Ansichten, aber schon seit seinen Knabenjahren ziemlich freigeistige. Doch wie schlagen sie so oft in's Gegentheil um, wie widerspricht er sich! Er „kann mit Inbrunst beten, und hat den neunzigsten Psalm nie ohne ein erhabenes, unbeschreibliches Gefühl lesen können." „Ich verstehe von Musik wenig, spiele gar kein Instrument, außer daß ich gut pfeifen kann. Hiervon habe ich schon mehr Nutzen gezogen, als viele andere von ihren Arien auf der Flöte und auf dem Klavier. Ich würde es vergeblich versuchen mit Worten auszudrücken, was ich empfinde, wenn ich an einem stillen Abend In Allen meinen Thaten rc. recht gut pfeife und mir den Text dazu denke. Wenn ich an die Zeile komme: Hast du es denn beschlossen rc. was fühle ich da oft für Muth, für neues Feuer, was für Vertrauen auf Gott!" „Ich hielt mir ein Zettelchen, worauf ich gewöhnlich schrieb, was ich für eine besondere mir von Gott erwiesene Gnade ansah, und nicht anders erklären zu können glaubte. Bei meinem inbrünstigsten Gebet sagte ich zuweilen: o lieber Gott, etwas auf's Zettelchen! Solche Ausdrücke, Ausbrüche der empfindlichsten Seelen, sind gleichsam Vertrauens-Geheimnisse zwischen Gott und der Seele." Ein anderes Mal überläßt er das Gebet Denen, welche viel Glück und viel Schwäche haben. Aller Schwärmerei feind, ruft er dennoch aus: „Welch ein Unterschied, wenn ich die Worte: ehe denn die Berge wurden, und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit -- in meiner Kammer ausspreche, oder in der Halle von Westminsters Abtey! Ueber mir die feierlichen Gewölbe, wo

der Tag immer zu einer heiligen Dämmerung trauert, unter mir die Reste zusammengestürzter Pracht, der Staub der Könige, und um mich her die Trophäen des Todes! Ich habe sie hier und dort ausgesprochen; in meinem Schlafgemach haben sie mich oft erbaut; ich habe sie von Kindheit an nie ohne Rührung gebetet, aber hier durchlief mich ein unbeschreibliches oder angenehmes Grauen; ich fühlte die Gegenwart des Richters, den ich auf den Flügeln der Morgenröthe selbst nicht zu entrinnen vermöchte, mit Thränen, weder der Freude noch des Schmerzes, sondern mit Thränen des unbeschreiblichen Vertrauens auf ihn." Bei so phantastisch-religiösen Anwandlungen konnten ihm begreiflicherweise auch abergläubische Anfälle nicht erspart bleiben, ihm, der doch darauf ausging, dem Aberglauben die Stützen zu zerschmettern. „Ja, meinen Aberglauben recht auseinander zu setzen. Z. E. daß, wenn ein frisch angestecktes Licht wieder ausgeht, ich meine Reise nach Italien daraus beurtheile. Dieses ist ein sehr merkwürdiger Umstand in meinem Leben und in meiner Philosophie." „Einer der merkwürdigsten Züge in meinem Charakter ist gewiß der seltsame Aberglaube, womit ich aus jeder Sache eine Vorbedeutung ziehe, und in Einem Tage hundert Dinge zum Orakel mache. Jedes Kriechen eines Insects dient mir zur Antwort auf eine Frage über mein Schicksal. Ist das nicht sonderbar von einem Professor der Physik?" Nach solchem mystischen Ueberschwang sollte man die Nüchternheit kaum erwarten, mit welcher er von der Macht der Liebe redet, kaum erwarten den Gedanken: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, das heißt vermuthlich, der Mensch schuf Gott nach dem seinigen", und die Ueberzeugung: „Unsere Welt wird noch so fein werden, daß es so lächerlich sein wird, einen Gott zu glauben, als heutzutage Gespenster". Ja, er läßt es einmal ziemlich unverblümt durchblicken, daß Gott das letzte Gespenst sei, welches in die Rumpelkammer überwundenen Aberglaubens eingesperrt werden werde, und sich so weit hinreißen zu behaupten, der Glaube an Gott und Unsterblichkeit habe mehr Unglück wie Glück in die Welt gebracht. „Wenn die Welt — sagt er an einem andern Orte — noch eine unzählbare Zahl von Jahren besteht, so wird die Universalreligion geläuterter Spinozismus sein. Sich selbst überlassene Vernunft führt auf nichts anderes hinaus, und es ist unmöglich, daß sie auf etwas anderes hin-

ausführe". „Das Gute und Zweckmäßige in der Welt geht unaufhaltsam fort. Wenn es daher in der menschlichen Natur liegt, daß z. E. die christliche Religion endlich einmal wieder zu Grunde geht, so wird es geschehen, man mag sich dawider setzen oder nicht. Das Zurückgehen und Hemmen auf eine kurze Zeit ist nur ein unendlicher kleiner Bogen in der Linie. Nur ist es Schade, daß gerade Wir die Zuschauer sein müssen, und nicht eine andere Generation." „Man kann nicht genug beherzigen, daß die Existenz eines Gottes, die Unsterblichkeit der Seele u. dgl. blos gedenkbare, aber nicht erkennbare Dinge sind. Es sind Gedankenverbindungen, Gedankenspiele, denen nicht etwas Objectives zu correspondiren braucht." „Den Menschen so zu machen, wie ihn die Religion haben will, gleicht dem Unternehmen der Stoiker; es ist nur eine andere Stufe des Unmöglichen." „Das Wort Gottesdienst sollte verlegt, und nicht mehr vom Kirchengehen, sondern blos von guten Handlungen gebraucht werden." „Soll der Glaube an Gott und Unsterblichkeit wirklich in einer Welt wie diese nützen, so muß er wohlfeiler werden, oder er ist so gut wie gar keiner." „Eine der größten Raffinerien des menschlichen Geistes ist unstreitig die, daß man der Menschen Hoffnungen auf einen Zeitpunkt zusammengezogen hat, von welchem sich nie etwas Entscheidendes für oder wider ausmachen lassen wird; obgleich ein undeutliches Gefühl, das schwer zu entwickeln ist, nur allzu deutlich zeigt, daß Alles nichts ist." „Schon vor vielen Jahren habe ich gedacht, daß unsere Welt das Werk eines untergeordneten Wesens sein könne, und noch kann ich von dem Gedanken nicht zurückkommen. Es ist eine Thorheit zu glauben, es wäre keine Welt möglich, worin keine Krankheit, kein Schmerz und kein Tod wäre. Denkt man sich ja doch den Himmel so. Von Prüfungszeit, von allmäliger Ausbildung zu reden, heißt sehr menschlich von Gott denken und ist bloßes Geschwätz. Warum sollte es nicht Stufen von Geistern bis zu Gott hinauf geben, und unsere Welt das Werk von einem sein können, der die Sache noch nicht recht verstand, ein Versuch? ich meine unser Sonnensystem, oder unser ganzer Nebelstern, der mit der Milchstraße aufhört. Vielleicht sind die Nebelsterne, die Herschel gesehen hat, nichts als eingelieferte Probestücke, oder solche, an denen nach gearbeitet wird. Wenn ich Krieg, Hunger, Armuth und

Pestilenz betrachte, so kann ich unmöglich glauben, daß alles das Werk eines höchst weisen Wesens sei." „Ich glaube kaum, daß es möglich sein wird zu erweisen, daß wir das Werk eines höchsten Wesens, und nicht vielmehr zum Zeitvertreib von einem sehr unvollkommenen zusammengesetzt worden sind." „Ich glaube, sehr viele Menschen vergessen über ihre Erziehung für den Himmel, die für die Erde. Ich sollte denken, der Mensch handelte am weisesten, wenn er erstere ganz an ihren Ort gestellt sein ließe." Während es aber hie und da den Schein gewinnt, als ob er jede positive Religion für die Glückseligkeit des Menschen als überflüssig erachte, behauptet er wieder die Nothwendigkeit einer solchen, und zwar der christlichen, für die Menge. Gestattet er dem Denker, den höher Gebildeten eine aparte Weltweisheit, so will er andererseits ein apartes Evangelium für das Volk. Ihm scheint es unbeschreiblicher Unverstand gegen die Religion des Volks zu lehren. Diese Welt dünkt ihn in gewissen Tagen fast wie Schopenhauern a disappointement, nay, a cheat zu sein, den Charakter einer miserablen Mystification zu tragen, und wiederum ist es ihm außer allem Zweifel, daß wir von einem weisen Wesen an diese Stelle gesetzt worden sind. Der Glaube an einen Gott soll dem Menschen so natürlich sein als das Gehen auf zwei Beinen. Bald lehrt er, man dürfe sich nicht über das Jenseits martern, sondern „Sein und abwarten, seiner Vernunft gemäß handeln ist unsere Pflicht, da wir das Ganze nicht übersehen." Hinterher aber spintisirt er über Seelenwanderung und Unsterblichkeit. „Sind wir nicht schon einmal auferstanden? Gewiß, aus einem Zustande, in welchem wir weniger von dem gegenwärtigen wußten, als wir in dem gegenwärtigen von dem zukünftigen wissen. Wie sich unser voriger Zustand zu dem jetzigen verhält, so der jetzige zum künftigen." „Ich kann den Gedanken nicht los werden, daß ich gestorben war, ehe ich geboren wurde, und durch den Tod wieder in jenen Zustand zurückkehre." Er erkennt: „Man ist nie glücklicher, als wenn uns ein starkes Gefühl bestimmt, nur in dieser Welt zu leben," allein er knüpft daran dennoch die Mahnung: „Lebe dein erstes Leben recht, damit du dein zweites genießen kannst." Wenn er denn dem großen, unendlichen Traum von der Unsterblichkeit der Menschheit Werth beimaß, so war es ganz selbstverständlich, daß er ebenfalls die

Gehirnnerventhätigkeit des Individuums im Schlafe einer besondern Deutung unterwarf. Aus dem Dilemma sich befreiend und wieder hineinsinkend mußte er nothwendig in eine Gemüthslage gerathen, der auch die Sentimentalität nicht fremd blieb, so sehr er andererseits dagegegen polemisirt, so rauh er sie abfertigt, daß ein Dreigroschenstück immer besser sei als eine Thräne. Und von der Sentimentalität aus ist dann nur noch ein kurzer Schritt zu jenem leidigen Zustande, wo er „aus jedem Vorfalle des Lebens, er mag Namen haben wie er will, die größtmögliche Quantität Gift zu eigenem Gebrauch aussaugt"; wo er die ganze Welt als eine Maschine ansieht, die da ist um ihn sein Leiden und seine Krankheit auf alle mögliche Weise fühlen zu lassen, einen Zustand, den er Pusillanimität oder pathologischen Egoismus nennt, und der ihm schließlich zur andern Natur geworden.

Dies mag zu der Evidenz genügen, daß Lichtenberg wol ein vollendeter Satiriker sein, aber nie ein vollendeter Humorist werden konnte. So lange er unter dem geschichtlichen Dasein litt, so lange er sich der Welterscheinung subjectiv unterordnete, mußte sein humoristisches Talent im Fragment stecken bleiben. Man kann es zur rechten Würdigung der komischen Production nicht oft genug accentuiren: Im wahren und reinen Humor ist nichts subjectiv Empfindendes und Fühlendes, nichts Auf- und Abwiegelndes, weder Empörung noch Begeisterung, sondern eine belebte und belebende, über Alles sich erhebende Betrachtung Der wahre Humorist kehrt der Welt nicht den Rücken, und macht ihr auch keine griesgrämigen Gesichter: er stürmt nicht in sie ein, aber er resignirt auch nicht. Er beherrscht sie ohne in die Maschen und Fäden ihres Getriebes einzugreifen. Ja gerade in und an diesem Getriebe findet er sein Behagen, er verhält sich ganz friedlich zu ihm, ganz conservativ, er überläßt es ihr ganz und gar sich zu ändern, und jede Veränderung ist ihm genau so recht. Der reine Humor ist die ewig lächelnde Erhabenheit, aber er selbst kennt außer sich nichts absolut Erhabenes und Heiliges, wie andererseits nichts absolut Niedriges und Nichtswürdiges. Eine Erscheinung ist ihm im An- und Für- sich-Sein so hehr und mächtig wie die andere, eine so nothwendig und doch so zufällig wie die andere, und in Summa sind sie ihm alle armselig. Selbst diejenige Erfindung des

menschlichen Geistes, welche von der Erde zum „Himmel“ steigt und also zwei Welten gleichzeitig umschlingt, die Religion, kann ihm keinen Respect abgewinnen, denn er sieht ja die tragikomischen Collisionen, in welche sie den Menschen unaufhörlich versetzt. Und daran prüft sich die Kraft des Humors, daß seine objective Wirkung Erlösung von dem Schmerz der moralischen Illusion, Befreiung von der Unlust und harmonisches Wiederfinden des Einzelnen im Spiele der Natur ist.

Lichtenberg's Bedeutung als Satiriker an allen seinen Schriften erkennen zu lassen, ist hier nicht der Ort. Wir sind zur Vertheilung genöthigt. Hier gehen uns zunächst wenige an, und zwar vorerst: „Timorus, das ist, Vertheidigung zweier Israeliten, die durch die Kräftigkeit der Lavater'schen Beweisgründe und der Göttingischen Mettwürste bewogen den wahren Glauben angenommen haben, von Conrad Photorin, der Theologie und Belles Lettres Candidaten. Berlin (Göttingen) 1773“ (Vermischte Schriften 1801, III. 43—138). Lavater hatte nämlich in dem Vorwort des zweiten Theiles seiner Uebersetzung von Bonnet's philosophischer Palingenesie eine förmliche und ganz unmotivirte Aufforderung an Moses Mendelssohn gerichtet, Bonnet's philosophischen Untersuchungen der Beweise für das Christenthum entweder entgegen zu treten, oder selbst das nichtsnutzige, schimpfliche Judenthum abzuschwören und zum Christenthum überzutreten. Diese unberechtigte und anmaßliche theologische Eiferei zu züchtigen unternahm Lichtenberg im Obigen mit so viel kaustischer Persifflage und so meisterhaftem Geschick, daß das Interesse daran nie ganz verloren gehen wird.

Man sollte sich nicht wundern, wenn der Satan, der ohnehin sonst wenig oder nichts zu thun hat, sich Tag und Nacht bemühet, hier und da den Kindern der Kirche Netze und Schlingen zu legen, am allerwenigsten, wenn er diejenigen zu verfolgen sucht, die er schon einmal in seinen höllischen Pfoten hatte, die ihn aber durch Uns wieder abgejagt worden sind. Man sollte vielmehr den Fürsten der Finsterniß toben lassen und mit jenem Liede gelassen sprechen oder singen:

Laßt den Teufel brummen,
Er muß doch verstummen.

Allein wenn seine satanischen Kniffe ein ganzes Publicum verblenden; wenn er nicht blos ein paar Christen kränkt, sondern sich hierzu selbst tausend Anderer bedienet, ja, wenn dies verblendete Publicum auf einer ansehnlichen Universität lebt: welcher natürlich

ehrliche Mann, von den künstlichen will ich gar nicht einmal reden, wird dazu stille sitzen können?

Man bedenke nur selbst: Auf den meisten deutschen Universitäten sind, wie man sicher annehmen kann, gewiß täglich an die zweihundert Federkiele, die Bleistifte nicht einmal gerechnet, beschäftigt, das Wort so rein als möglich zu halten, ja man hat daselbst durch die sinnreichsten und tiefsinnigsten sowol aus den Schätzen als dem Schutt des Morgenlandes hergeholten Erklärungen, schweren und feinen Muthmaßungen und gleichsam durch eine Art von exegetischen Selbstschüssen, Pallisaden, spanischen Reitern und Kartätschen die Religion so verrammelt und verschanzt, daß man glauben sollte, dem Satan selbst müsse einmal der Kitzel vergehen, die Leute anzuzapfen, die innerhalb des Walles wohnen, und dennoch thut er es. Nun denke man einmal: wenn es in der Vestung so zugeht, was will aus dem platten Lande werden?

Doch ich wende mich so früh zur Sache als möglich. Es haben sich diesen Sommer in und bei G. zwei ehrliche Israeliten zum wahren Glauben bekehrt und die Taufe glücklich empfangen. Konnte das kleine Häuflein der lutherischen Kirche wol eine größere Conquete machen, als dadurch, daß es über die Hartnäckigkeit zweier Beschnittenen gesiegt hat? Es hätte die Ueberläufer mit Sanftmuth und Milde aufnehmen sollen, um ihnen recht zu zeigen, was sie für einen Dienst verlassen und was für einen sie angenommen haben, daß sie aus dem Nassen in das Trockene, aus der Tiefe in die Höhe, aus der Dämmerung in das Licht gekommen wären; bisher hätten sie mit den Falschen Gemeinschaft gehabt, jetzt aber mit den Guten und Ehrlichen. Aber pfui! was thaten die Bürger? Kaum waren sie getauft, kaum waren ihnen, so zu reden, die Köpfe trocken geworden, so schrie man: Man hätte die Betrüger und Landstreicher nicht annehmen sollen; sie wären nicht durch Beweis sondern durch Mettwürste bekehrt worden; ein ehrlicher Mann ändere seine Religion niemals mit so großen Umständen, und was dergleichen zum Theil recht freigeisterische Reden mehr gewesen sind. Aber ist das christlich gesprochen, sagt? Wie muß das den beiden ehrlichen Männern durch die Seele gehen? Kein Wunder fürwahr, wenn sie unsere Heerde verließen, in ein anderes Land gingen und entweder wieder Juden würden, oder wenigstens durch ein zweites Bad der Wiedergeburt sich in andere Hürden eintreiben ließen, wie man denn dergleichen traurige Exempel leider mehr als zu viele hat. Aber wer will es ihnen verdenken? Ich will gar nicht einmal erwähnen, was die andern Juden von uns denken müssen? Werden sich die wol bekehren lassen? Werden sich die Vögel fangen lassen, wenn ihr so mit Prügeln darunter werft? — — — — — — — — — — — — Welcher ehrliche Jude, der sein gutes Auskommen hat, wird sich, seinem Handel und Wandel zum Nachtheil, hinsetzen, unsere an sich heut zu Tage schwer zu

prüfende Religion zu untersuchen — zu was Ende? um sich Betrüger und Landstreicher schelten zu lassen. Die Ehre haben sie ja schon, wir halten ja die meisten schon für Galgenvögel, was haben sie nöthig erst Christen zu werden? Das wäre ja lächerlich. Also seht ihr, ihr selbst seid mit euren losen Mäulern Schuld daran, daß die meisten Juden, die wir zu kaufen kriegen, hungrige Schlucker oder Betrüger sind. — — — — — —

Erstlich wollen wir einmal euer verwiesen worden und eure Landstreicher sein beleuchten. Wem ist unbekannt als als euch, daß man die größten Gelehrten, die frömmsten Männer und die erfahrensten Staatsleute öfters des Landes verwiesen? Die Historie ist so reich an Beispielen von ehrlichen Leuten, die verwiesen worden sind, hingegen so arm an welchen von verwiesenen Betrügern, daß wir Menschen, die wir in den wenigsten Dingen zu einer mathematischen Gewißheit kommen können, es recht als ein Criterium von der Ehrlichkeit eines Mannes anzusehen haben, wenn er des Landes verwiesen worden ist. Was ich hier von dem Lande überhaupt sage, behauptet ein großer Gelehrter von den Palästen der Großen, die doch als Sitz der Seele eines Landes angesehen werden müssen, ein Mann, dessen Buch die Ehre gehabt hat, die sonst nur allein der Bibel zu widerfahren pflegt, daß der Tod zwei der größten Männer, den Cardinal Richelieu und den Herrn von Leibnitz, darüber angetroffen. Barclajus sagt nämlich in seiner Argenide, lib. I. cap. 10. Nunc fortuna instituit, ut in multis gentibus prope sit egregii animi indicium arceri a regiis, aut in illis iacere, welches man im Deutschen so geben könnte: Nun ist es einmal nicht anders, wenn ihr seht, daß ein Mann entweder vom Hofe gejagt worden ist, oder es an demselben nicht über die Bratenwenderstelle zu bringen weiß, so denkt nur sicherlich, es ist ein ganzer Mann.

Ferner sagt ihr, er (— der Jude —) sei ein Landstreicher. Aber, ums Himmels willen, sagt, was ist Unehrliches in einem Landstreicher? Ich weiß es wohl (und es ist eine unmittelbare Folge unsers natürlichen Verderbens), daß die Erfinder der Sprachen gewöhnlich einen geringen Grad von einer sonst guten Eigenschaft mit einem besondern Wort bezeichnen, auf welches sie gleichsam den Accent der Unehrlichkeit gelegt haben. So nennen wir einen kleinen Poeten einen Reimschmied, einen Poetaster oder einen Schmierer, ein Name der in meinen Ohren fast klingt wie Ketzer, Bastard oder Comödiant; einen geringen Grad vor Reinlichkeit nennen sie Schweinerei, von Advocaten Zungendrescherei, von Malerkunst Weißbinderei. Ein Mensch, der nur eine geringe Courage besitzt, heißt gleich eine alte Hure, ein kleines Werkchen ein Wisch u. s. w. Ja in unsern Zeiten machen wir es nicht besser, ein kleiner Journalist wird gleich ein Ziegra, ein kleiner Grad von Süßigkeit Jacobismus genannt. Also wenn ein Armer seinen angebornen Trieb zu Reisen

zu Fuß ein Gnüge thun will, so heißt er ein Landstreicher. Aber ist dieses philosophisch und christlich gedacht und gesprochen? Alle honette deutsche Gesellschaften sollten alle ihre Macht und wenn es nicht anders sein könnte, wenigstens ihre Ohnmacht anwenden, einem solchen Uebel zu steuern, und entweder das Wort von dem Begriff durch Gelindigkeit scheiden, oder wenn die Scheidung nicht angehen sollte, den ganzen Plunder mit einem Mal wegwerfen. Denn wenn dieses noch zweihundert Jahre so fortgeht, so weiß ich nicht, was wir mittelmäßigen Köpfe endlich anfangen wollen. — — —

— — — Die Seele des sogenannten Landstreichers hat gemeiniglich ein gewisses allgemeines, in alles passendes Wesen, das der beinahe thierischen, eingeschränkten (zu Hause sitzenden) Seele des Genies weit vorzuziehen ist. Ersteren kann man überall nutzen, hier zum Ausfüllen, dort zum Zuschmieren, und überhaupt da, wo nichts Anders dient; hingegen das Letztere wenn es nicht gerade dahin kommt, wo es Eckstein oder Schlußstein werden kann, das ist mit Quadratwurzeln und Reihen spielen, unter halbverfaulten Muskeln kramen, oder Gesetze geben kann, ist ein so sperriges, unbrauchbares, ärgerliches Ding, als ein Kachelofen im Sommer. Ich kann nicht leugnen, daß ich fast wünschte, es möchte einmal ein Landstreicher, der ein großer Mann wäre und die Gabe hätte, aufstehen und auf unser zu Hause Sitzen einen ähnlichen Accent legen, wie würden wir da schwärmen, und eben dadurch unsern Vätern, den alten Deutschen ähnlicher werden, bei denen solche Stadthöker', wie ihr und eures Gelichters, eben so unehrlich gewesen wären, als ihr die Landstreicher jetzt gehalten wissen wollt. — — — — —

— — Drei Cardinal-Tugenden: Tapferkeit, Religion und Industrie, finden sich, nach dem Zeugnisse der größten Männer und der weisesten Nation, in dem Corpore der Vagabunden, und ihr wollt sie verdammen, ihr, die ihr vielleicht — seht, zu solchen Eröffnungen bringt ihr mich — die ihr vielleicht keine von allen dreien besitzt? — — — — — — — — — — — —

— — — Er (— der Jude —) hat aber gestohlen, sagt ihr. Nun gestohlen, gut — was ist denn? Seid ihr etwa gar noch Stoiker und leugnet die Grade der Moralität? Ich weiß es so gut als ihr, daß es Diebstähle giebt, auf denen der Strang steht, und die ihn verdienen; aber ich weiß auch, daß es Diebstähle giebt, wobei man der ehrlichste Mann von der Welt sein kann. Denkt nur selbst nach, was heißt stehlen? Wenn ich nicht sehr irre, so heißt es so viel, als seinem Nächsten das Seine wider seinen Willen, ohne Gewalt entwenden. Ohne Gewalt, merkt es wohl, da sitzt der Knoten, der euch Blöde so bedüstert hat. Aber macht das unehrlich? Nichts weniger. Denn sagt mir einmal, wie könnten so viele honette Leute bei Hofe und in der Stadt, die den reichen Kaufleuten ihren Ueberfluß abnehmen, borgen und nicht bezahlen, so viele ehrliche Vormünder, die ihren Pupillen das Ihrige entwenden, wie könnten das ehrliche

Leute sein? Es wird sich Niemand unterstehen, auch sich nur im Mindesten merken zu lassen, daß er es nicht glaubte, und man thut wohl. — — — — — — — — — — — —

— Ich, der ich Gott Lob auch einen Beweis zu führen gelernt habe, trete also hiermit öffentlich für den Juden auf, und erkläre: Wer da sagt, daß der Jude ein Schelm sei, weil er gestohlen habe, der ist ein Lügner. Warum haben die Leute ihre Effecten nicht besser in Acht genommen? Hätte der Jude gefehlt, das ich aber nicht zugebe, so hat er weiter nichts als eine Pflicht gegen seinen Nächsten verabsäumt, das ist Alles; aber der Andere, der nicht beständig auf seiner Hut ist, verabsäumt eine weit heiligere Pflicht, die Pflicht gegen sich selbst, von welcher heut zu Tage die Welt und unsere besten Systeme der Moral so gerade abhängen, daß es ausgemacht ist: sollten diese Pflichten nicht mehr beobachtet werden, so ginge nicht allein Alles in der Welt zu Grunde, sondern alle unsere braven Philosophen hätten auch Unrecht. Ich für meine Person hielte es also gar nicht für ungereimt, wenn man ein Gesetz gäbe vermöge dessen der Dieb zwar eine Strafe geben, z. E. 60 Procent des Gestohlenen in die Schatzkammer, aber der Bestohlene ohne weitern Prozeß aufgeknüpft werden müßte. — — — — — — — — — — — — — — — — —

— Wenn ich Alles zusammenrechne, so werde ich immer mehrin einem Gedanken bestärkt, auf den ich einmal bei Durchlesung des vortrefflichen Büchleins des Herrn Beccaria von Verbrechen und Strafen gekommen bin, ein Gedanke, der diesem Kopf von weit geringerer Polhöhe als der meinige entwischt ist. Daß nämlich Spitzbuben, Räuber und Beutelschneider, oder die nachherigen Karregefangenen, Galeerensclaven und Arrestanten bei weitem die niedrigen, verwerflichen Glieder der Gesellschaft nicht sind, die man aus ihnen zu machen sich befleißigt. Sie sind zwar nicht das Salz der Gesellschaft, so nothwendig sind sie freilich nicht, aber unter dem Pfeffer, dünkt mich, kann man ihnen einen Platz nicht versagen. Denn man beliebe nur zu bedenken, wenn es keine Menschen mehr gäbe, die ihr Genie antriebe, sich der Karre oder Galeere zu widmen, so müßten wir sogenannten ehrlichen Leute am Ende fürs Geld selbst hinein. —

— — — Höhere Pflichten fordern von mir zu zeigen, wie viel natürliche Bosheit, modischer Leichtsinn, ja sogar, wenn ich es recht genau nehme, Gotteslästerung in euren schändlichen Aeußerungen verborgen liegt. Vor allen Dingen sagt mir einmal, glaubt ihr, daß ein Jude als Jude selig werden könne, oder nicht? Doch ich will nicht hoffen, daß ihr glauben werdet, daß wir dereinst im Paradiese wieder mit Juden umgehen sollen. Ihr gebt also zu, daß jeder Jude, der als Jude stirbt, im höllischen Feuer mit dem Teufel und seinen Engeln ewig glühen muß, und so weit, Freunde, denkt ihr

anständig und billig. Allein, nun frage ich euch: kann wol ein Jude, der nun einmal ein Opfer der ewigen Flamme werden soll, und zu dessen Verdammung Gott seine weisen Ursachen gehabt haben muß, seine Sache dadurch schlimmer machen, daß er hingeht und ein Paar Gänse stiehlt, wofür er eingesteckt wird? —

— — Auf die Gelehrten zu kommnn, wer unparteiisch sein will, der muß bekennen, daß sich in unsere Bibelerklärungen ein gewisser schädlicher Luxus eingeschlichen hat, so daß man wünschen möchte, Michaelis, Kennicot und Schultens hätten die Küsten von Arabien nie befahren. Sie haben uns allerlei Leckerbißlein von dorther zugeführt, ohne die sich sogar die Weibsstühle in den Kirchen jetzt nicht mehr wollen abspeisen lassen. Wie viel bequemer und gesünder wäre es, wenn sie uns in unserer Einfalt, bei unserm Roggencaffee und Gerstenbiere, ich meine bei Luther's Uebersetzung gelassen hätten, so könnte man sein Gedächtniß auf andere Dinge verwenden, womit dem Menschen mehr gedient wird; die Prediger könnten ihr Geld, das jetzt für arabische Lexika, Reisebeschreibungen und neue Bibelübersetzungen weggeht, in der Haushaltung gebrauchen, ihre Besoldungen würden hinreichen und sie hätten nicht nöthig, den ganzen Tag die Arbeitsleute zu hüten oder auf der Zehntwache zu stehen. —

Ich habe die Antwort auf die Frage: ob die Bekehrung, die durch Mettwürste geschieht, billig und rechtmäßig, ob solche Christen für ächte zu erkennen, oder ob sie nicht für voll anzusehen seien, dahin gebracht, daß nur ein unmündiger oder Verstockter noch an der Gültigkeit solcher Christen zweifeln kann. Denn ich will nicht hoffen, daß ihr euch an dem Worte Mettwurst stoßet, alsdann könnte ich euch wiederum eure kindische und recht läppische Art zu denken vorrücken, denn während ihr andere verlacht, die sich durch Mettwürste haben bekehren lassen, laßt ihr euch selbst durch den Schall des Wortes Mettwurst verleiten, die Schwere eines überwiegenden Arguments nicht zu fühlen. Welches ist ärger? Sprecht ihr Kurzsichtigen, wenn ihr anders gefaßt habt, was ich euch gepredigt habe. Doch aus Liebe zu euch, aus Mitleiden mit eurer Blödsinnigkeit und weil ihr von dem Commercio animae et corporis gänzlich nichts wißt, nehme ich mir die Mühe, euch etwas in die Seelenlehre zu führen, ob ich gleich weiß, daß solche Sachen selten haften, wenn sie nicht zur Zeit des leidenden Studirens erlernt werden, so lange sich nämlich der Probirstein, auf dem im Alter alles gestrichen werden soll, noch selbst ein wenig nach den Sachen bequemt. Wenn ich sage, daß Jemand durch eine Mettwurst auf eine bessere Meinung verleitet werden könne, so verbinde ich damit keinen so rohen Begriff, als ihr vielleicht denkt. Ich glaube nicht, daß ein Geruchtheilchen,

das sich von der Wurst losreißt, durch einen Stoß die Seele auf andere Gedanken bringen könne. Dieses sind rohe, sündliche Ideen, die von Anfang zwar der Einbildungskraft etwas schmeicheln, aber ehe man sich es versieht, so steht man in der Mitte zwischen La Mettrie und dem Teufel. Ein körperlicher Stoß ist noch kein geistischer Bewegungsgrund. Wenn Geruchtheile durch ihren Stoß den Gedanken hervorbringen könnten, oder der Gedanke die Bewegung wäre, so müßte umgekehrt der Gedanke die Geruchtheilchen wieder stoßen können; mit einem Wort, man würde in den meisten Fällen riechen können, was die Menschen denken, und so mit andern Sinnen. So ist es nicht. Es sind zwar von der Nase bis zur Seele, vorausgesetzt daß sie zu Hause ist, etwa drittehalb Pariser Zoll, wenn man zwischen allen Meinungen ein arithmetisches Mittel nimmt. Aber, wohlverstanden, jenes bleibt immer die erste und dieses die letzte Instanz, und nichts kann doch weiter von einander sein, als das erste und das letzte. Ich stelle mir die Sache so vor. Alle Entschlüsse, von dem sich selbst zu ermorden angerechnet, bis zur Selbstvergötterung und allen unendlich dazwischen fallenden, liegen in der Seele, so wie der aër fixus im Schießpulver, und so wie diesen ein einziges Fünkchen lösen und die fürchterlichsten Wirkungen hervorbringen kann, so eben auch da. Ihr berührt mit einem kleinen Finger den Drücker einer Flinte, und ein Schwein sinkt in den Staub. Eine Wurst=Partikel trifft den Geruchnerven eines Juden, und der Jude wird bekehrt. So, glaube ich, liegt in allen Juden der Entschluß, sich taufen zu lassen, nur das Fleckchen, wo das lösende Fünkchen auffallen muß, ist uns verborgen. Bald ist es hier, bald dort. Ja bei diesem Menschen anders als beim andern, der geräth in Flammen durch leibliche, der durch geistische Zündmaterialien. Ich verbitte mir alle Einwürfe, und versichere, daß ich sie alle heben kann, aber es erfordert mehr Zeit als ich darauf zur verwenden verbunden bin. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Für das Erste, so heißt bekehren so viel als werben. Daher auch der berühmte St. Whitfield in England einen Tambour, der die Werbetrommel in der Gegend schlug, wo er selbst, mit Ballero zu reden, die Werbecanzel rührte, einstmalen so anredete: Höre, guter Freund! wir werben beide, du für deinen König, ich für meinen Erlöser, laß uns einander nicht um unsere Recruten bringen. Selbst der Tambour fühlte die ganze Schwere dieser Aehnlichkeit, und ging so weit weg, daß weder St. Whitfild seine, noch er St. Whitfields Trommel hören konnte. Wenn aber nun bekehren werben heißt, so bedenkt einmal selbst, wie viel Recruten würde der König von Preußen in den schlesischen Kriegen bekommen haben, wenn er sie durch lauter deutliche Vorstellungen seiner gerechten Ansprüche auf Schlesien hätte anwerben wollen? Antwort: Vielleicht gar keine.

Gründe sind nicht für jeden Magen. Aber so wurde der Eine mit Gewalt, der Andere mit List, ein Dritter mit Geld, ein Vierter mit Brannwein, der Fünfte mit Versprechungen zur Erkenntniß des Systems der Ansprüche geführt. Die Ueberzeugung war da, und wenn der Kerl hieb, so sah man dem Säbel nicht an, ob die Kraft, die ihn führte, aus dem Kopf oder aus dem Magen kam. Ja, unter uns Protestanten gesprochen, wenn wir nicht, wie andere Christen, anfangen besseres Handgeld zu geben, und weniger Vernunftschlüsse zu gebrauchen, so werden wir nicht allein keine Recruten mehr machen, sondern unsere Leute werden uns durchgehen wie die Holländer.

Für das Zweite heißt bekehren so viel als umkehren, das ist, das Ende A hinbringen, wo vorher das Ende B gewesen war. Von der Art, wie solches zugegangen, kommt nichts in die Definition, und es verräth Unverstand, wenn man es hineinbringen will, oder müßige Neugierde, wenn man von einem Dinge, das man umgekehrt haben wollte, das man einem auch umgekehrt hat, noch wissen will, auf was Art man es umgekehrt habe.

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

— Bisher hat Gottes Langmuth aus meinen Vernunftschlüssen gelächelt, nun, Würmer! hört seinen Donner. O! die Stunde eurer Geburt wollte ich segnen und den Tag eures Todes in der Asche begehen, wäret ihr blos dumm und unverständig, vielleicht wäret ihr doch fromme Bürger. Aber so merke ich, daß die Seuche der Freidenkerei und des Leichtsinns, ja daß der sogenannte schlichte Menschenverstand, und sogar die satanische Unterscheidung der Begriffe Theologie und Gesandter Gottes, die doch einerlei, in eure Werkstätte eingedrungen sind. Aber der Geruch eurer Bosheit ist zu uns und zum Himmel gestiegen, dessen Boten wir sind — wartet — der Zorn wird über euch kommen. — — — — — — Ich werde warm. Dem Himmel sei es tausendmal gedankt, daß ich es noch werden kann. Welcher rechtschaffene Candidat wird es nicht werden, wenn er eine Rotte blinder Lottersünder sprechen hört (mit Abscheu wiederhole ich die Blasphemien): Man solle gar keine Proselyten mehr machen; ein rechtschaffener Mann bleibe bei seiner Religion, oder ändere sie vor Gott allein, heimlich und ohne Pomp; Lavater habe seinen Unverstand und Mangel an philosophischer Welt verrathen, daß er mit Mendelsohns philosophischer Ruhe als mit seinem Eigenthum ungebeten gespielt, und diesen Weisen habe bekehren wollen; er habe sich durch sein langes Gucken in die Ewigkeit die Augen ganz für den zeitlichen Horizont verdorben; er solle, statt solche Dinge zu unternehmen, lieber zu seiner eigenen höchst nöthigen und nicht lange mehr aufzuschiebenden Cur ein weltliches Buch lesen, z. E. den Apollonius von Kegelschnitten, und was dergleichen unverschämte, minute, zotenartige Tiraden mehr sind.

Was? keine Proselyten mehr machen? Keine Seelen mehr retten? Wißt ihr, was die Folgen sein würde? Der Teufel würde Proselyten zu tausenden machen. Atheisterei, Toleranz, geistliche Anarchie, allgemeiner Umgang mit Juden, Heiden und Heidamaken würden daraus entspringen. Einen Juden, der ein natürlich ehrlicher Mann wäre, würde man für seinen Nebenmenschen ansehen, ja gar vielleicht manchem Christen vorziehen. Es ist ohne Schauder gar nicht daran zu gedenken. Aber lieb ist es mir doch in gewissem Betracht. Ich habe das schon ein decennium vorausgesehen. Das sind die Folgen von eurem verfluchten Studium des Alterthums, von euren geheimen Geschichten des Herzens, von eurer Seelenanatomie und Physiologie, von euren feinen Pädagogiken, euren mathematischen Naturlehren und populären Art euch auszudrücken, daß wir nun eine nordwestliche Durchfahrt zum Teufel entdeckt haben, worauf sich jetzt jeder Schafskopf in seinem Schlafrock hinfinden kann. Zeigt mir, wo haben unsere Vorfahren solche Reden geführt? sie haben sich um ihrer Hände Arbeit bekümmert, aber wenn sie an uns und an die Religion gedacht, da war ihr Wahlspruch: zittere und bete an, und nicht wie jetzt: denke und untersuche.

— — — — — — — — — — — — —

— Und du guter Lavater, wie haben sie dir mitgespielt. Ich weiß es wohl, was dich antrieb, deine Briefe und deine Vorreden zu schreiben. Es schmerzte dich längst, so gut wie mich, daß es Christen giebt, die noch jüdische Bücher über die Unsterblichkeit der Seele lesen können. Der Schande! Als wenn man von einer Judenseele auf die unsrige schließen könnte. Ich weiß es wohl, daß du dich schon im Geiste die Stütze der christlichen Kirche und den unsterblichen Bekehrer Mendelsohns wirst haben nennen hören. Ich sehe gar zu deutlich, wie sehr es dich schmerzen muß, da dir nun Alles mißlungen ist, ja da du, wiewohl unschuldiger Weise, die Sache schlimmer gemacht hast, als sie vorher gewesen, indem mancher Jude, der uns noch wohl einmal gekommen wäre, es jetzt brav wird bleiben lassen. Habe aber Dank von mir, du wirst dereinst, wenn du in penetrablem Licht wandeln, und durch Krystalllinsen, deren Brennpunkt du selbst berechnet hast, in die Ewigkeit hinausschauen kannst, reichlich dafür belohnt werden. Dann wirst du das Vergnügen, das du jetzt oft zwischen Wachen und Schlafen empfindest, ganz wachend, mit starken Nerven durch alle Poren einsaugen, daß nicht so viel verloren geht, als in der Hölle oder im dem Cabinet eines Meßkünstlers anzutreffen ist. Es ist aber unstreitig eine Schande unseres Zeitalters, daß man so viel warme Religion in einem so jungen Mann verkennt. Bei dem geringsten Spruch aus der Bibel verfällt er in geistliche Zuckungen, scheint im Meer der ewigen Wonne zu schwimmen, und in nie gefühlte Empfindung aufgelöst spricht er, und mit dem Unaussprechlichen schwanger wallt

sein sterblicher Ausdruck daher, so daß man leicht an einem schönen Abend die Schwingungen fängt und in einer andächtigen und unaussprechlich heiligen Entzückung wegdämmert. Ihr Philosophen solltet es nicht einmal dulden, daß man ihn verkennt; sagt, wo findet ihr, daß ich eure Sprache rede, mehr psychologischen Stoff, als in des frommen Mannes Aussichten in die Ewigkeit? Mir graute zuweilen, wenn ich ihm nachsah; auf der Scheidewand zwischen Wahnwitz und Vernunft, wo sie am dünnsten ist, läuft er euch hin, wie wir auf der gleichen Erde, und kommt selten ohne eine Ladung des Unsäglichen wieder zurück. Ich sage, er ist und bleibt ein außerordentlicher Mann.

Hieran schließt sich in der Sammlung seiner Schriften (III. 139—141) „Schreiben Conrad Photorins an einige Journalisten in Deutschland", welches er zu veröffentlichen gedachte, falls der Timorus angegriffen werden würde. Von „Conrad Photorins Bericht von seinen Vorfahren" aber (III. 142—146) vermutheten die Herausgeber, daß er für einen zweiten Theil des Timorus bestimmt gewesen. Wenigstens sei der Verfasser mit der Idee umgegangen, noch einen solchen zu liefern und darin, wie im ersten, verschiedene Gegenstände der Sitten und Literatur satirisch zu behandeln.

Nachdrücklicher ward Lavater wegen seines Versuchs einer wissenschaftlichen Begründung der Physiognomik bekämpft. Obgleich es aber dem Aufsatze „über die Physiognomik wider die Physiognomen" nicht an scherzhaften und satirischen Wendungen fehlt, ist die Gesammthaltung doch eine so ernste, daß er sich dem Bereiche der komischen Literatur vollständig entzieht. In den Streitigkeiten, welche die physiognomischen Storgereien hervorgerufen, gehört ihr von Lichtenberg nur das „Fragment von Schwänzen" an (Baldingers neues Magazin für Aerzte V., Werke III. 589—600). Hier verspottet er Lavater höchst belustigend, indem er mehrere silhouettirte Sauschwänze und einen englischen Doggenschwanz nach den Hypothesen der „physiognomischen Fragmente" und in der abgerissenen und schwülstigen Ausdrucksweise ihres Verfassers charakterisirt.

Was von obigem Aufsatze über die Physiognomik bemerkt worden, gilt in gewisser Hinsicht auch „über die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenlands verglichen mit der Pronunciation ihrer neuern Brüder an der Elbe: oder über Beh, Beh und Bäh [illegible]" (Göttingisches Magaz. d. Wissensch. u.

Litteratur 1781, St. 3, S. 454—479). Voß hatte nämlich, vom orthographischen Pips befallen, im deutschen Museum, (1780) die erasmische Aussprache des Griechischen auch als Norm für die Rechtschreibung aufgestellt, also daß nicht mehr Hebe, Thebe, Here, Cythere ꝛc. sondern Häbä, Thäbä, Härä, Küthärä ꝛc. stehen müsse. Hiegegen richtete Lichtenberg eine Abfertigung, die zwar reich an Sarkasmen, aber dennoch im Ganzen nichts weniger als komisch, im Gegentheil sehr ernst, derb und schonungslos-bitter ist, obschon nicht bitterer, als eine elende Schulfuchserei verdiente. Dem blosen Irrthum, meinte der Verfasser, gebühre sanfte Zurechtweisung; der Pedantismus sei vogelfrei. Gleich einer Harpune saß diese Abfertigung neben dem Heyneschen Tadel in der Zuversicht einer Seele, welche, wie Lichtenberg foppte, wol ehemals selbst am Piräus geweidet oder mit vor Troja gestanden. Sie bäumte sich und schlug hoch auf in dem Wasser ihrer Rechthaberei, wie aus dem deutschen Museum (Mai und März 1781 und 1782) zu ersehen, den ganzen Quark von Rechtschreibung wiederum aufwerfend, der das deutsche Museum schon einmal zu einem deutschgriechischen Sumpf umgewandelt hatte. War Lichtenberg vorher seinem schulmeisterlichen Eigendünkel etwas schuldig geblieben, nunmehr zahlte er ihm in dem Artikel: „Ueber Herrn Vossens Vertheidigung gegen mich im März/Lenzmonat des deutschen Museums 1782," (Gött. Magaz. 1782 St. 1, 100—171) doppelt aus. Er hechelt und neckt ihn, er macht sich über ihn lustig, er führt einen Tanz mit ihm auf, der jeweilig komisch schillert, indessen abermals nichts weniger als komisch ist, denn es setzt unaufhörlich furchtbare Püffe und Fußtritte, daß dem armen homerischen Silbenstecher alle Sinne darüber vergangen sein müssen. Man merkt es seiner „Ehrenrettung" an (deutsch. Mus. 1783). Die Verächtlichkeit und Heftigkeit, mit welcher Lichtenberg selbst einen Scherz nach ihm wirft, und nun gar erst ihn als Menschen wie Gelehrten stößt und schlägt, paralysirt jedweden komischen Eindruck im Entstehen. So fehlerhaft es daher auf Seiten Flögel's war, Lessing's Vademecum für Gotthold Lange in seiner Geschichte der komischen Literatur zu placiren, so fehlerhaft dasselbe mit dieser Abvosserei zu thun, wenn er den eigentlichen Schwerpunkt nicht auf die während jenes kleinen Krieges zwischen Lichtenberg, Voß und G. A. vor allem gewechselten

Epigramme legen wollte, oder noch besser auf den jovialen Vorschlag, den ein Ungenannter zur Auseinanderbringung der Parteien im deutschen Merkur (1782, IV. 15 ff.) machte; was er nicht konnte, da er offenbar keine Kenntniß davon genommen. Das einzige Mittel, hieß es am eben genannten Orte, die Freunde und Gegner der classischen Schöpfenlaute auseinander zu bringen, bestände darin, daß die griechischen Götter und Helden weder griechisch noch lateinisch ausgesprochen, sondern mit deutschen Namen belegt würden. Schwer könne das unmöglich sein, wenn nur der Purismus Philipp von Zesen's zum Muster diene, wenn man folglich wie er alle Fremdwörter zwischen die Zange nehme, und daran so lange zerre und recke bis sie glücklich in's Deutsche hinüber geschleift worden. Besonders empfiehlt der Verfasser das „Schärzgedichte Lustinne", zur Erklärung dieses curiosen Namens den Dichter selbst citirend.

„Ich zweifle nicht; es wärde der geneigte Läser straks im ersten anblikke dieses gedichtes, teils for verwunderung erstarren, teils aus grohssen verlangen begierig sein, was das span-näue wort Lustinne bedeute. Dahrüm sei Er berüchtet, daß wihr die Königin der Liebe (sintemahl unser augenmärk ist, guht teutsch zu räden, auch die ertichtetene Götter und mänschen, wo immer mühglich, in angebohrner Sprache zu benamen, ih und alwäge gewäsen) nicht mit dem lateinischen Namen Venus, oder Grichischen Afrodità, sondern vihl-lieber mit unserer eigenen zungen Lustinne, oder (wi er uns von den alten teutschen ist hinterlassen worden) Freie benamen wollen: auch daß ihr Sohn, der Grichen Eros und Römer Cupido oder Amor, den namen Libb-reiz oder Lust-kind, üm daß er von ihdermann däszubässer könne verstanden wärden, überkomme. Mehr dehr-gleichen wärden uns in der folge zu entknöhteln aufstohßen."

Hierauf folgt ein Verzeichniß aller der Wörter, die er in dem Gedichte zu teutsch gemacht hat. Ewig Schade! daß er nicht alle griechische und lateinische Götter und Helden hinein bringen können. Dann wäre doch auf einmal der fürchterlichen Fehde ein Ende gemacht, wobei beide Parteien blutigen Schweiß schwitzen, dem christlichen Theil des Publicums die Haut schauert, und dem unchristlichen das Zwergfell dröhnt.

Hier ist das Verzeichniß:

Venus, Lustinne, Schäuminne (von Schaum), Libinne, Lachmund
Jupiter, Donnermann.
Pallas, Weidinne, Jagtdinne.
Mars, Heldreich.

Vulcanus, Hinkmann, Gluhtfang.
Cupido, Libbreiz oder Lust-kind.
Juno, Himmelinne.
Flora, Bluhminne oder Westinne.
Neptunus, Schwümmarth oder Wasser-reich.
Pomona, Bauminne.
Echo, Schallinne, Wider-ruhf.
Gratiae, Holdinnen.

Sollte sich nun in dem ganzen weiten Teutschland nicht ein Mann finden, der mit gehörigem Scharfsinne alle noch übrigen Götter- und Heldennamen eben so gut verdeutschte? Beim Apoll! das wäre eine Schande! Aber noch größere Schande, wenn er sich fände, und das undankbare Publicum machte es mit ihm, wie mit allen den Männern, die, von der Verbesserung der Orthographie an bis diese Stunde, ringen und streben ihm die Florkappe abzuziehen, die der Schlendrian über seinen (sonst so klugen) Kopf geworfen hat.

Der ungenannte heitere Schiedsrichter war der geniale, noch nicht nach Verdienst gewürdigte Friedrich Schulz (1762—1798), dem wir auf unserm Felde noch einmal begegnen.

Gegen Lichtenberg erschien in diesem Streite noch: „Aluro-kriomachie, oder das Gefecht des Widders an der Elbe mit der Katze an der Leine. Leinathen 1782."

Ein kleines Meisterstück persönlicher Satire, das Flögel, freilich wie so vieles Andere, ganz unerwähnt gelassen, ist der „Anschlag-Zeddel im Namen von Philadelphia" (Werke III. 231—238). Die Veranlassung zu diesem in der Berliner Monatsschrift (September 1796) wieder abgedruckten „Avertissement" war die Ankunft jenes berühmten Taschenspielers in Göttingen zu Anfang des Jahres 1777. Noch ehe er Zeit hatte seine Kunststücke selbst anzukündigen — melden die Herausgeber der Lichtenbergschen Schriften —, geschweige etwas davon sehen zu lassen, war diese Ankündigung in seinem Namen geschrieben, gedruckt und öffentlich angeschlagen. Einfall und Ausführung war die Sache einer Nacht. Und die Wirkung davon war, daß der Magier den andern Morgen in aller Stille von Göttingen abzog, und dort nichts wieder von sich sehen ließ. Die Holzschnitte zu dem Avertissement konnten also auch nicht eigends dazu verfertigt werden, sondern wurden unter den vorhandenen Druckerstöcken hervorgesucht; und es war ein glückliches Ungefähr, daß sich ein paar fanden, die nicht übel dazu paßten. Das oberste hat ein abenteuerliches furchtbares Ansehen: es stellt die

ganze heilige Dreifaltigkeit, nebst den guten und bösen Geistern vor (die die Zaubrer oft genug im Munde zu führen und deren Beistand sie sich zu rühmen pflegen), und die letzteren noch überdies sehr geschäftig, die sündhaften Menschen im höllischen Pfuhl herumzu schüren. Die Umschrift (— Gorg MoLLere DoCes terras InIIsse reat Vus —) sagt entweder nichts oder etwas Albernes, und ist zugleich auf eine mystische Weise (als ein Chronostichon) geschrieben; so paßt sie am besten für Zauberformeln und Kunststückchen, die gleichfalls nichts oder etwas Albernes unter dem Anstrich des Wunderbaren enthalten. Der Georg Möller, dem zu Ehren sie abgefaßt, war, wie es in der Berliner Monatsschrift vortrefflich ausgedrückt ist, ein Taschenspieler anderer Art, ein Tabaksspinner, der sich einfallen ließ geistliche Conventikel zu halten und theologische Bücher zu schreiben, die von fanatischer Salbung sind. In dem andern Holzschnitte, der die Stadt Göttingen vorstellt, scheinen die Fahnen auf den Kirchthürmen mit Beziehung auf das erste Kunststück so hervorstechend gemacht zu sein. Dieser Zusatz mag neu sein und konnte leicht in der Geschwindigkeit verfertigt werden.

Man wird es hoffentlich als keine lästige Beschwerung ansehen, wenn der „Anschlagzeddel" hier vollständig Platz findet. Viele Edelsteine ruhen von nur Wenigen gekannt und erkannt im Schachte der komischen Literatur, und selbst Lichtenberg's Erzeugnisse sind keineswegs Gemeingut des gebildeten Theiles der Nation geworden, sondern blos in den eigentlichen literarischen Kreisen wenigstens epitomatisch daheim, während man in jedem Hause von dem einfältigen und gehaltlosen Gezwitscher poetischer Spatze geistlichen und weltlichen Ranges, wovon unser Schriftenthum wimmelt, bis zum Ekel vernehmen kann.

AVERTISSEMENT.

Allen Liebhabern der übernatürlichen Physik wird hierdurch bekannt gemacht, daß vor ein paar Tagen der weltberühmte Zauberer Philadelphus Philadelphia, dessen schon Cardanus in seinem Buche de natura supernaturali Erwähnung thut, indem er ihn den von Himmel und Hölle Beneideten nennt, allhier auf der ordinären Post angelangt ist, ob es ihm gleich ein Leichtes gewesen wäre durch die Luft zu kommen. Es ist nämlich derselbe, der im Jahre 1482 zu Venedig auf öffentlichem Markt einen Knaul Bindfaden in die Wolken schmiß und daran in die Luft kletterte, bis man ihn nicht mehr gesehen. Er wird mit den 9ten Januar dieses Jahres anfangen,

seine Ein-Thalerkünste auf dem hiesigen Kaufhause öffentlich-heimlich den Augen des Publici vorzulegen, und wöchentlich zu bessern fortschreiten, bis er endlich zu seinen 500 Louisdor-Stücken kommt, darunter sich einige befinden, die, ohne Prahlerei zu reden, das Wunderbare selbst übertreffen, ja, so zu sagen, schlechterdings unmöglich sind.

Es hat derselbe die Gnade gehabt, vor allen hohen und niedrigen Potentaten aller vier Welttheile und noch vorige Woche auch sogar im fünften vor Ihro Majestät der Königin Oberea auf Otaheite mit dem größten Beifall seine Künste zu machen.

Er wird sich hier alle Tage und alle Stunden sehen lassen, ausgenommen Montags und Donnerstags nicht, da er dem ehrwürdigen Congreß seiner Landsleute zu Philadelphia die Grillen verjagt, und nicht von 11 bis 12 des Vormittags, da er zu Constantinopel engagirt ist, und nicht von 12 bis 1, da er speiset.

Von den Alltags-Stückchen zu einem Thaler wollen wir einige angeben, nicht sowohl die besten, als vielmehr die, die sich mit den wenigsten Worten fassen lassen.

1) Nimmt er, ohne aus der Stube zu gehen, den Wetterhahn von der Jakobi Kirche ab und setzt ihn auf die Johannis Kirche, und wiederum die Fahne des Johannis Kirchthurms auf die Jacobi Kirche. Wenn sie ein paar Minuten gesteckt, bringt er sie wieder an Ort und Stelle. NB. Alles ohne Magnet durch die bloße Geschwindigkeit.

2) Nimmt er zwei von den anwesenden Damen, stellt sie mit den Köpfen auf den Tisch und läßt sie die Beine in die Höhe kehren; stößt sie alsdann an, daß sie sich in unglaublicher Geschwindigkeit wie Kräusel drehen, ohne Nachtheil ihres Kopfzeugs oder der Anständigkeit in der Richtung ihrer Röcke, zur größten Satisfaction aller Anwesenden.

3) Nimmt er 6 Loth des besten Arsenikś, pulverisirt und kocht ihn in 2 Kannen Milch und tractirt die Damen damit. Sobald ihnen übel wird, läßt er sie 2 bis 3 Löffel voll geschmolzenes Blei nachtrinken, und die Gesellschaft geht guten Muthes und lachend auseinander.

4) Läßt er sich eine Holz-Axt bringen und schlägt damit einem Chapeau vor den Kopf, daß er wie todt zur Erde fällt. Auf der Erde versetzt er ihm den zweiten Streich, da dann der Chapeau sogleich aufsteht und gemeiniglich fragt: was das für eine Musik sei? Uebrigens so gesund wie vorher.

5) Er zieht drei bis vier Damen die Zähne sanft aus, läßt sie von der Gesellschaft in einem Beutel sorgfältig durcheinander schütteln, ladet sie alsdann in ein kleines Feldstück, und feuert sie besagten Damen auf die Köpfe, da dann jede ihre Zähne rein und weiß wieder hat.

6) Ein metaphysisches Stück, sonst gemeiniglich πᾶν meta physica genannt, worin er zeigt, daß wirklich etwas zugleich sein und nicht sein kann. Erfordert große Zubereitung und Kosten, und giebt es blos der Universität zu Ehren für einen Thaler.

7) Nimmt er alle Uhren, Ringe und Juwelen der Anwesenden, auch bares Geld, wenn es verlangt wird, und stellt Jedem einen Schein aus. Wirft hierauf alles in einen Koffer und reist damit nach Cassel. Nach 8 Tagen zerreißt jede Person ihren Schein, und so wie der Riß durch ist, so sind Uhren, Ringe und Juwelen wieder da. Mit diesem Stück hat er sich viel Geld verdient.

NB. Diese Woche noch auf der obern Stube des Kaufhauses, künftig aber hoch in freier Luft über dem Marktbrunnen. Denn wer nichts bezahlt sieht nichts. Göttingen den 7. Jenner 1777.

Endlich gehört noch hierher sein „Gnädigstes Sendschreiben der Erde an den Mond" (Gött. Mag. 1780, VI. 331—346. Werke IV. 189—213); eine komisch-satirische Abwehr der Gegner des göttingschen Magazins, dem vornehmlich zum Vorwurf gemacht worden, es sei nicht so unterhaltend als andere Monatsschriften, biete weniger Abwechselung, habe allzugelehrten Anstrich, die Herausgeber schrieben die Göttingschen Commentarien aus, ließen also auf diese Weise Verleger und Käufer doppelt bezahlen, und außerdem erscheine dasselbe nicht mit dem Mondwechsel. Flögel meinte, diese Satire sei so local, daß sie nicht Jedermann leicht verständlich wäre. Ganz unverständlich aber ist, wie er zu dieser Meinung gekommen.

Von dem Antipoden Lavater's wenden wir uns zu dessen Nebenfüßler Johann Georg Hamann (1730—1788), jedoch nur um zu bemerken, daß man ihn wol in die Reihe der Satiriker rechnen durfte, wie z. B. Erduin Koch gethan, daß er aber nicht in die Klasse derjenigen gehört, welche unser Interesse in Anspruch nehmen. Das Bizarre ist noch nicht das Komische, und humoristische Anwandlungen, bei Hamann so dürftig wie vom Wind gesäetes Heidekraut auf zackigen Felswänden, machen noch keinen Humoristen. Bei ihm, der allgemeinhin mit wenigen Strichen bereits gezeichnet (S. 309), von seltener Fülle des Humors reden, heißt Steine für Brod ausgeben. Und nur ein Heinrich Jacobi war im Stande in der nüchternen, gegen Christian Tobias Damm gerichteten „Neuen

Apologie des Buchstaben H" (1773 Werke IV. 115—147) etwas ganz Unvergleichliches von Witz und Laune zu finden. So ignorirte ihn denn Flögel vollsten Rechtes.

Bezüglich seines Talentes zur komischen Satire namentlich nimmt Hamann keine höhere Stufe ein als Jacob Hermann Obereit (1725—1798), der ihm und Lavater auch sonst verwandt ist, wenn man seine Theosophisterei, seine Schwärmerei aller Art und den ihm eigenen betrunkenen, hartleibigen und widergrammatikalischen Stil erwägt. Vollkommen belegen dies die beiden gegen Zimmermann gerichteten Schriften: „Die Einsamkeit der Weltüberwinder nach innern Gründen erwogen von einem lakonischen Philanthropen. Mit Anmerkungen des Herausgebers (— Kleuker's —). Leipzig 1781", und „Supplike an philosophische Damen zur Besänftigung der großen flammenden Autorschaft über die Einsamkeit des Königl. Großbritannischen Herrn Hofraths und Leibarztes Zimmermann in Hannover. In drei Aufwartungen. Leipz. 1785."

Einen wenig gelungenen Versuch in der komischen Personal-Satire machte auch der gothaische Prediger Jacob Friedrich Schmidt (1730—1796), bekanntlich einst ein gepriesener Idyllendichter. Seine Vertheidigung der reimlosen Verse und der Messiade in den „Gedanken über den Zustand der alten und neuen deutschen Dichtkunst" (Jena 1754) hatten ihm „Gegengedanken" des Pfarrers Chr. Fr. Heinike zugezogen, welche er in Gemeinschaft mit seinem Freunde, dem berühmten Numismatiker Rasche, in der Kleinigkeit: „Zween kritische Briefe von der deutschen Dichtkunst. Jena 1755" abzufertigen suchte, und zwar er selber im zweiten dieser Briefe. Als Form wählte er die Ironie, bewies aber darin so geringe Befähigung, wie nachmals in der naiven und scherzhaften Methode.

Unerhebliches Geschick für komische Personal-Satire bekundete ferner Johann Tobias Krebs (1718—1782), Rector der Fürstenschule zu Grimma, durch seine: „Vannus critica in inanes paleas operis elementaris Basedoviani. Lips. 1776", welche unter dem Titel: „Bild des verwünschten Basedow's, sogenannten Curators des sogenannten Philantropins; in einer critischen Futterschwinge geschildert von J. J. Krebsius, und in ein kleines Futterschwinglein übertragen von Hansiolus Futterschwingeriolus, Schüler und Bewunderer des Herrn Rectors,

mit Beilagen einiger Basedowischen Spreu, die man ausschwingen will. 1776", von einem Unbekannten recht drollig bearbeitet wurde.

Ziemlich flach erscheint Gottfried August Bürger (1748—1794) in der Satire auf Kotzebue und einige Leipziger Bühnenmitglieder: „Der kluge Mann auf dem Theater, von Jocosius Hilarius. Leipz. 1799."

Keine geringe Begabung für das Komische verrieth Samuel Heinicke (1725—1790) — der Gründer des ersten deutschen Taubstummen-Instituts — in der „Metaphysik für Schulmeister und Plusmacher. Halle 1784;" in der „Nothwehr wider den Kriegsrath Cranz. 1784;" in der „Geschichte der geheimen Ursachen, welche verschiedene königl. preußische Consistorialräthe bewogen haben, sich wider das Religionsedict aufzulehnen. Frankfurt, Leipzig und Betlehem 1789" (2 Theile); und anderwärts. Allein er war erstlich viel zu kantiger und krankhaft-leidenschaftlicher Natur, und zum andern auf zu niederer Stufe humaner Bildung (— berüchtigt wegen der ungerechtfertigten Härte, mit der er seine unglücklichen Zöglinge behandelte —), um auch nur in einer Darstellungsweise des Komischen consequent beharren und es zur ungetrübten Wirkung bringen zu können. In besonderer Neigung für Satire spannt er fortwährend über das Maaß hinaus und wird Pasquillant. Er ist vorzugsweise einer Derer, an welchen deutlich zu erkennen, daß der Haß gegen das Schlechte und Verderbte ohnmächtig bleiben muß, wenn er sich als Häßlichkeit gebahrt; daß zur Beseitigung des Gemeinen man nicht selbst alle Gänge und Stollen der Gemeinheit befahren darf; daß ein ideelles Streben unter allen Umständen ideale Gesinnungen erheischt. Wie entrathen des Gefühls für richtige Mittel zu an sich lauterem Zweck er war, wie in ihm keine Spur einer schönen Seele, bethätigt am meisten die „verkappter Recensenten und Pasquillanten Jagd. Leipz. 1786", weitaus gegen Schütz und die von ihm gegründete Jenaer allgemeine Literaturzeitung, nebenbei gegen Wieland und Nicolai angestellt. Zum Belege diene hier aus den versificirten Beigaben sein

Heldengedicht auf S(chüt)z

Dich, der du wie ein Hund, grob, tückisch und voll Neid
auf unsern Voß, seit ein'ger Zeit
in goth'schen Blättern kritisch pissest,
und wenn du könntest ihn gern bissest:
dich machst du also selbst zum Spitz?
Kanalje sitz!

Gieb Achtung! Bettler Spitz! Bravo! Wie spricht der Hund?
„Hau hau!" — Du bellst nicht recht gesund:
Das klingt ja gräßlich! Magenwehe
hätt'st du? Und bist auch voller Flöhe!
Kennst du den Kamm hier, aus dem Busch?
Kanalje kusch!

Die Raude hast du auch, und geiferst, knurrst und mäckst?
Ich glaube daß du bald verreckst!
Wart' Racker! Ich will noch zum Spaße
dir Futter legen auf die Nase.
Ich zähl bis Acht! Eins — Zwei — zu bald!
Kanalje halt!

Also aus Hungersnoth mußt du so hündisch sein?
Das glaub ich: doch die Schuld ist dein!
Als Schadenfroh in deiner Jugend
Verlachtest du schon alle Tugend!
Die Larve weg! Bekehr' dich ganz!
Du Hunde-S—z.

Sein Gemäßigstes ist die

Supplik des allgemeinen Literaturlarvenchors, an das deutsche Publicum.

Hochaufgeklärtes Publicum!
Wir treten jetzt um dich herum,
und stellen dir den Zustand vor,
wozu das Schicksal uns erkor:
mit unserm Willen, in der Zeit!

Wir sind bei der Gelehrsamkeit
Die Lazzaroni, wie du siehst,
und bitten, daß du uns nicht fliehst,
um unsers schlechten Ansehns wegen,
noch darum, weil wir sonst verwegen
und bübisch ausgeschrieen sind:
Ach! Du urtheilst ja sonst gelind!

So laß dich auch anjetzt bewegen!
Wir sind zeither gar sehr verlegen,
und bitten dich um täglich Brod!
Wir sind so hungrig, lieber Gott!
Wie Wölf' im Winter, wenn es friert,
und die Schmachtriemen sind geschnürt,
bis an die Schnallen: zum Krepiren!
Wie soll man da wohl recensiren,
in einer solchen Hungerszeit?
Wenn stets der Magen knurrt und schreit
vom Morgen bis zum Abend fort,
daß man nicht hört sein eigen Wort?
Und wer kann mit dem Magen zanken,
wenn dieser wegfrißt die Gedanken?
Nun siehst du unsre schlechte Lage!
die dazu wird von Tag zu Tage
viel schlimmer, als zuvor sie war!
Denn immer wird von Jahr zu Jahr
von unsern Sporteln abgeknappt,
drum sind wir auch so abgelappt!
Den Hunger, Durst und auch die Blöße
sieht man uns an in Lebensgröße!
Und diese schleichen freilich schon
in manches Buchs Recension!
Der Magen greift die Sitten an,
darum muß leiden oft der Mann,
der dir ein Buch geschrieben hat:
Was für dich schön, ist für uns platt.

Denn nur aus Hunger wird zum Sünder
ein Recensent! Und gleich dahinter
steckt Satan sich, sein Ueberwinder;
lehrt ihn durch Hunger Laster lieben,
gesellt ihn endlich gar zu Dieben
und bringt ihn oft an Nummer sieben,
als einen hochherhabnen Mann!
Den hernach kritisiren kann
ein jeder Maulaff' hier auf Erden:
Ach, Publicum! das sind Beschwerden,
die einem Fels zu Herzen gehn!
Du siehst, sie sind nicht auszustehn!

Nimm dich der Lazzaronen an!
Du hast das ja sonst auch gethan!
Auch hegen wir dran keinen Zweifel:
denn du hilfst manchem armen Teufel,

gutherzig warst du ja bisher:
so sagt der Autor, der bei Beer*)
in seiner Niederlage reiset,
auch den sogar hast du gespeiset,
ob er dir gleich gab Nasenstüber;
doch über das bist du hinüber.

Nun öffne dein barmherzig Ohr,
und streck' uns ein klein Sümmchen vor,
etwa von hundert Millionen:
Hör'! Dann sollst du Recensionen
bekommen, glaub es ganz gewiß,
so schön, als wenn sie in Paris
von Cagliostro und Consorten
mit Zauberkraft geschrieben worden!
Auch treten wir in seinen Orden,
so bald er kommt aus der Bastille,
die er jetzt brandmarkt; weil ihr Wille
sich sträubt, ihm — unserm Chef! zu zollen;
so straft man die, die das nicht wollen;
Allein du hassest solche Grillen.

Erfüllst du daher unsern Willen?
Sag' Ja! das würd' uns machen froh.
Du gabst sogar doch Basedow
ein Sümmchen: — dreißigtausend Thaler,
nicht wahr, so viel wars? Und Bezahler
sind wir gewiß, wenn Ziehen**) nicht
hereinbricht mit dem Weltgericht.
Doch alsdann braucht kein Mensch mehr Geld
und wir kein Grab auf dieser Welt.
Sonst möcht es damit bei uns hinken;
doch wir verlassen uns aufs Stinken,
wir schlafen, spielen, essen, trinken!

Also du kennnst nun unsern Staat,
und weißt — was er zu sagen hat!
Drum mach' uns ja nicht desperat!

---

*) Friedrich Schulz ist gemeint und das damals bei G. Ph. Wucher und G. E. Beer in Leipzig erschienene 1. Heft seiner „litterarischen Reise durch Deutschland."

**) Conrad Sigmund Ziehen, Superintendent zu Zellerfeld (1727—1780), verbreitete Weissagungen über bevorstehende außerordentliche Erdumwälzungen, welche Lichtenberg widerlegte, gleichwol aber, wie jede Thorheit, ihre Gläubigen und Vertheidiger fanden.

Sonst werden wir uns resolviren,
und dich ganz gräulich kritisiren,
auch dazu infam pasquilliren!
Daß dadurch andere Nationen,
die glauben an Recensionen,
brav über dich erst spotten sollen,
und die hernach — so bald wir wollen —
dich plündern werden, und dabei
mit Sturm und großem Kriegsgeschrei,
mit Pulver, Blei und mit Kanonen,
dir machen Kriegsrecensionen
auf deine Häuser, Gelder, Waaren!
Was hilft dir dann nun alles Sparen?

Drum schaff' uns gleich das Geld herbei!
Denn uns ist's hernach einerlei,
es gehe drunter oder drüber!
Wird es recht arg, um desto lieber
ist uns das! Denn dabei verlieren
können wir nichts! Und recensiren
läßt man uns sicher hie und da,
auch hat dies nöthig Europa!
Wird aber dies für uns zu schlimm,
so ziehn wir hinter in die Krimm!

Antworte gleich auf die Supplik!
Verscherze nicht durch uns dein Glück,
und gieb uns Brod den Augenblick,
sonst brechen wir dir das Genick!

Eine unerhört geistlose und zugleich plumpe Invective aber, die ohne den lauten Beifall, den ihr der literarische Janhagel Oesterreichs spendete, unerwähnt bleiben müßte, war das: „Rezensitische Lob- und Ehrengedicht an den schreibseligen deutschen Dichtergott und Wienerischen Sittenrichter, Herrn Blumauer, als ein Beitrag zu seinem schon im Drucke erschienenen Gedichtbändchen. Wien 1787." Wohl dem Poetaster, daß er die Anonymität nicht verlassen. Provocirt war er freilich durch Aloys Blumauer (1755—1798) selbst, ganz besonders durch dessen „Lob- und Ehrengedicht auf die sämmtlichen neuen schreibseligen Wiener Autoren" (Gedichte, Wien 1787 I. 132 f. Werke, Königsb. 1827 II. 176 f.), dem wir hier Platz gönnen wollen. Es hält sich, beiläufig bemerkt, in

engstem Anschlusse an des Dichters „Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Literatur. 1783" (Werke IV. 76 ff.).

In einer Stadt, es ist ein närrisch Ding,
Wo man, um sich zu distinguiren,
Zuweilen lieber auf allen Vieren,
Oder wol gar auf den Köpfen ging;
(Wovon zwar das Letzte zu dieser Frist
Wohl anging, weil um manche Wade,
Die derb und voll ist, weit mehr Schade,
Als um die hohlen Köpfchen ist;)
In dieser Stadt wird nun viel gelesen,
Noch mehr geschrieben von all' dem Wesen,
Der olim geehrten Pfaffheit; anbei
Von Stubenmädchen und ihren Röcken,
Von Handlung, Finanz und Polizei,
Von Kaufmannsdienern und ihren Säcken,
Von Fräulein, Frauen und ihren Gecken,
Von Schneidern, Pensionen und Leichen,
Von Dienern, die ihren Herren gleichen,
Von Thieren mit langen und kurzen Ohren,
Von Advokaten und Professoren,
Von Bruderschaften und Rosenkränzen,
Von Fahnen, die zu viel flimmern und glänzen,
Von Bäckern, Kaufleuten, Mäklern und Juden,
Von Ablaßkrämern und ihren Buden,
Von Lukaszetteln und Kardinalen,
Von Jesuiten und ihren Kabalen,
Von Fast und Pochlin und Erzthurmknöpfen,
Von Mönchen und ihren hohlen Köpfen,
Vom Papste und seinen schönen Füßen,
Von Damen, die gern den Pantoffel küssen,
Und weiß der Himmel wovon noch! — Kurzum
Da ist kein Pudendum noch Skandalum,
Das nicht ein rüstiger Federheld
Sammt seiner Person auf den Pranger stellt.
Das macht, die allzeit fertigen Herr'n
Die möchten nun einmal auch gar zu gern
Erfahren, wie der gaffenden Welt
Ein Kindlein aus ihren Händen gefällt;
Drum drehn sie ihr Püppchen geschwinder, dann
Der fertigste Töpfer eins drehen kann,
Und drücken, damit man den Vater nicht
Verkenn, ihm die Finger ins Angesicht,
Und stellen's zur Schau. — Da läuft und gafft,
Was Augen und Füße hat, spottet und klafft,

Schilt, tadelt und lobt, klatscht, pfeift und schmäht,
Läßt eine Stunde sich narren — und geht.
Das Autorlein aber schlägt, mit dem Lohn
Im Sacke, sein Schnippchen — und schleicht davon.
Hieraus erwächst nun von selbst ein gar
Erbaulich Problemchen, das lautet: Wer war
Von beiden Theilen der größere Narr? —
Wag' es ja keiner zu resolviren,
Er möchte sein Bischen Verstand riskiren.

Doch ihr, ihr schreibseligen Knaben,
Laßt euch nicht stören in eurer Ruh,
Schont eurer Hände nicht, schreibet zu!
Ihr werdet hier immer Leser haben.
Ihr habt ja ein englisches Publicum.
Es läßt sich prellen, und lobt euch drum,
Denkt euch ihr lebtet in jenem Land,
Wo man einst Diebe und Beutelschneider
Des Witzes wegen noch lobenswerth fand;
Zwar ist das Privilegium leider
Bei uns nicht mehr im Gange, dafür
Erlaubt euch das Recht itzt, jedem Herren,
Der's selbst so will, die Ficken zu leeren;
Und will er Ersatz, so gebt ihm dafür
Den eisernen Rechtsspruch: Volenti non fit
Injuria, und er wird sich damit
In utroque foro bescheiden lassen.

Doch man muß leben und leben lassen
Und christlich thun! — Nicht wahr, ihr Herr'n,
So goldene Sprüchelchen hört ihr gern? —
Nun gut! so legt denn eine Weile
Die Federn weg, und hört mir in Ruh
Als euren handfesten Lobredner zu.

Man weiß, seit jener Ehrensäule
Der Lais, daß auch von Metzen der Staat
Gar manchen beträchtlichen Vortheil hat.
Die Sach' ist erweislich; zum Beispiel so fließt
Der goldene Regen, der oft in Strömen
Aus Männerhänden in ihren Schooß sich ergießt,
Viel sicherer wieder in kleineren Strömen
In die Kanäle des Staates zurück,
Als wenn er sich inner den heiligen Dämmen
Der Klöster sammelt, und unberührt,
Zum stehenden faulen Sumpfe wird.

Für's zweite schützt so ein Venusmädchen
Die Tugend junger ehrlicher Mädchen
Gar sehr, indem sie — selbst längst verführt —
Der bösen Männerlust Ableiter wird.
Zum dritten füllt so ein Mädchen den Beutel
Der Aerzte, und lehrt die liebe Jugend gar früh
Mit Salomo rufen: O wie
Ist unter'm Monde doch alles so eitel!

Nach dieser tüchtigen Apologie
Der Mädchen, die sonst für ihre Sünden
So selten einen Lobredner finden,
Soll's, dächt' ich, nun eben kein Hexenwerk sein,
Für euch auch, ihr Herren Autorlein,
Die panegyrische Trommel zu rühren,
Und eurer Sache das Wort zu führen.

Drum hör', o Wien, mit beiden Ohren,
Der zahlreiche Orden deiner Autoren
Ist, seit man Gänf' und Papiermühlen hat,
Der nützlichste, wichtigste Zweig im Staat.
Denn sind die Herren Lumpenfärber
Nur rechte gewandte Papierverderber,
So fördert ja ihr Handwerk gar sehr
Den Absatz der Lumpen. Und wer kann mehr
Und besser Papier verderben, als sie; —
Ist wer, der mir nicht glaubet, der gehe,
Und kaufe die Lumpen, und lese sie! —
Nun komme mir erst einer, und schmähe,
Und sage, diese Herren sei'n
Wie Hummeln im Staate, — den will ich hinein
In alle unsre Buchläden führen,
Ihm da ihre Werke zu produciren,
Und hat er nun sich glaubend gesehn,
Dann soll der Verleumder mir eingestehn:
Daß so ein Autor mit zweien Händen
Dem Staate dreimal mehr Kinder verschafft,
Als die gesammte Bürgerschaft
Mit ihren hochgesegneten Lenden.

Und ist das noch nicht genug, so sagt, wer erhält
Die Pressen in Athem, wer treibt sie geschwinder,
Als so ein tüchtiger Federheld?
Was wären Buchhändler, Drucker und Binder
Ohn' ihn? — Und ach, die unbarmherzigen
Verleger, die sonst, wie Kannibalen,

Vom Autorgehirne sich mästeten.
Die lassen sich's nun mit Weib und Kindern gefallen,
Und lernen endlich erkennen, daß man
Von Menschenhandarbeit auch leben kann.
Wer lehrte sie das? Wer entwöhnte sie
Vom Menschengehirne? — Wer anders als die,
Die, satt des Greuels, menschlicher dachten,
Und statt des Gehirns ihnen Handarbeit brachten?
Seid stolz ihr Herr'n, die ihr das gethan,
Ihr werdet unvergeßlich bleiben,
Die Menschheit wird euch obenan
In ihre geheiligten Jahrbücher schreiben:
Auch denken bereits an euern Lohn
Die Ephemeriden der Menschheit schon.

Und dann erst der Nutzen, den eure Schriften
In der gesammten Wienerwelt stiften! —
Durch euch kommt Licht in's Volk; denn was ihr schreibt,
Dringt bis in die Käs'= und Gewürzkrämerbuden:
Die Magd, die sonst nur Kaffeebohnen reibt,
Schwätzt nun von Reformen der Christen und Juden,
Und weiß auf ein Haar, was jeder Zweig im Staat
Für Beulen und Anomalieen hat.
Nur ihr versteht die Kunst, nur ihr,
Den niedrigsten Pöbel aufzuklären,
Ohn' daß er's merkt; denn würdet ihr,
Wie sonst geschah, ihn geradezu lehren,
Dumm, wie er ist, und in seine Dummheit verliebt,
Er würde, erboßt, gegen eure Broschüren sich wehren;
Allein ihr wißt, wie man Kindern Arzneien giebt,
Und laßt eure Blätter, eins nach dem andern,
Als Pfefferdüten, als Zuckerpapier
Ganz heimlich in seine Rocktaschen wandern.
In Schenken und Bierhäusern wallet ihr:
Denn sitzet oft ein Zirkel von Schneidern,
Nichts Böses ahnend, bei Wein und Bier,
Und schwätzt von Kriegsaffairen und Kleidern,
Hui kömmt, eh sich's der Zirkel versieht,
Ein Stückchen Holländerkäs' und mit
Ein Blättchen von euch: man guckt und spitzt das Ohr;
Und kann nur einer aus ihnen buchstabiren,
So nimmt er's und liest's seinen Trinkbrüdern vor.
So lernt der Pöbel raisonniren,
Und das durch euch; macht ein satirisch Gesicht
Zu allem, was er sieht: nennt seine Landsleut' Affen,
Den Papst Tyrann, und seine Geistlichen — Pfaffen.

O fehlten mir doch die centum Ora nicht,
Aus denen sonst die Panegyriker blasen,
Ich bliese, traun, in ellenlangen Phrasen
Der Nachwelt euer Lob in's Angesicht.

Und dir, o Wien, will ich mit einem Wunsche fröhnen,
Der soll dein Glück, verkennst du es nur nicht,
Das seiner Vollendung schon nah ist, krönen.
Es mehre sich in dir mit jedem Tag
Der edle nützliche Schriftstellerorden:
Es schreibe, was nur schreiben mag!
Der Metzger höre auf vom Morden
Des armen Viehs, und nehme die Feder zur Hand;
Der Schuster stecke die Ahl' an die Wand,
Und schreibe Theorien von Schuhen;
Der Schneider laß Scheer' und Nadel ruhen,
Und schreibe von Moden ein Lehrgedicht;
Kein Müller mahl', kein Zimmermann hoble nicht,
Der hoble die Welt, und jener mahle
Die Wahrheit zu Staub, und streu mit satyrischer Galle
Vermischt, sie den Lesern in's Angesicht;
Der Töpfer modle am Recht; der Schmied erhebe den Hammer
Der Kritik über die Theologie;
Der Schreiner meublire Zimmer und Kammer
Mit schön geglätteter Philosophie:
Der Staubgewohnte Perückenmacher kämme
Die Religion, der Weber webe Systeme:
Und so nach allen Zünften und Ständen
Thu' jeder mit seinen fertigen Händen,
Was Autorpflicht ist! Und das, o Wien,
Wird, glaubt's dem Propheten, aller Zeiten
Und Völker Augen auf dich ziehn,
Und deinen Ruhm bis über die Sterne verbreiten.

Leider gab Blumauer dem Verleger der „allgemeinen deutschen Bibliothek" aus Anlaß seiner durchaus nicht unverdienstlichen Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz in dem „Prolog zu Herrn Nicolai's neuster Reisebeschreibung, von Obermayer (Anhang zu seinen Gedichten, Wien 1783; sämmtl. Ged. Leipz. 1802. IV. 61 ff. Werke III. 131 ff.), und in dem „Prozeß zwischen Herrn Friedrich Nicolai, Buchhändler in Berlin, an einem, dann deren 797 Pränumeranten, die auf besagten Herrn Nicolai neueste Reisebeschreibung ihr Baares vorhinein bezahlten, andern Theils, welcher zu Wien

im Realzeitungs-Comtoire von Rechtswegen verführet wird. Allen Buchhändlern, die auf so eine Art reich werden wollen, zum schrecklichsten Beispiel theilweis herausgegeben. Erster Theil. Leipziger Michaelismesse; zu finden in allen Buchhandlungen, 1783", — ein Beispiel von Begegnung, das ebenfalls auf gute Gesittung keinen Anspruch erheben darf, und einen Eindruck macht, den die verunglimpfende Beurtheilung der travestirten Aeneide in der a. d. B. nur einigermaßen mindert. Der „Prolog" erschien gleich nach der Ankündigung jener Reisebeschreibung, und markirt sich gänzlich als Act persönlicher Rache; der „Proceß" nach der Veröffentlichung der zwei ersten Bände. Blumauer recensirte sie in der von ihm redigirten „Wiener Realzeitung" als ein elendes, läppisches Buch, ließ einen Theil der durch mehrere Nummern fortlaufenden Recension unter obigem Titel besonders abdrucken und fügte in Form eines Bänkelsängerliedes die höchst ungezogene Schmähung bei:

Nicolai's Reise,

ein Lied

nach der bekannten Melodie: es waren einmal drei Schneider gewest rc

Herr Nicolai macht den Schluß, o je,
Als ein berühmter Kritikus, o je,
Es reise sich mit Extrapost
Im Sommer so, wie bei dem Frost,
Au weh, au weh, au weh!

Ungleich bequemer sicherlich, o je,
Als wenn den ganzen Tag man sich, o je,
Auf dem Postwagen nicht sehr wohl,
Bald rütteln, schütteln lassen soll.
Au weh, au weh, au weh!

Drauf setzt er ohne allen Lohn, o je,
Sich in's Pirutsch mit seinem Sohn, o je,
Und reiset so Feld überzwerch
Von Leipzig hin nach Wittenberg
Au weh, au weh, au weh!

Hier trinkt er Kukuk, nicht gar gut, o je,
Mit seinem Sohne wohlgemuth, o je,
Und find't, als alles ausgeleert,
Es wäre nicht den Kukuk werth.
Au weh, au weh, au weh!

Vom Leipz'ger Rastrum schweigt er still, o je,
Und trinkt's, wenn's niemand saufen will, o je,
Daselbst zu einer jeden Frist,
Weil's sein gewohnter Labtrunk ist.
Au weh, au weh, au weh!

Nun sieht er staunend Naumburgs Dom, o je,
Erwähnt die Bischöfe in Rom; o je,
Besucht in Jena Groß und Klein,
Und läßt hier sieben grade sein.
Au weh, au weh, au weh!

Ein Donnerwetter macht ihn naß, o je,
Darüber staunt er freilich baß, o je,
Gelangt in den Thüringer Wald
Und wird darüber eisekalt.
Au weh, au weh, au weh!

Nun läßt er sich in Judenbach, o je,
Forellen schmecken ganz gemach, o je,
Doch Coburgs späte Nachtmusik
Stört ihn in seinem ganzen Glück.
Au weh, au weh, au weh!

Der Wegemesser bricht entzwei, o je,
Drum lernet, was ein Hemmschuh sei, o je!
Im Kloster Banz ist Placidus
Der einz'ge Mann nach seinem Fuß,
Au weh, au weh, au weh!

Hierauf reist unser tapfrer Held, o je,
Von Bamberg weg nach Pommerfeld, o je!
Beweist, daß Uz ein Dichter sei,
Und lernt uns kennen Huhn und Ei.
Au weh, au weh, au weh!

Das Fette liebt Herr Nicol nicht, o je!
Er ist auf's Magre abgericht, o je,
Und liebt den Staub und dürren Sand,
Drum reist er in sein Vaterland.
Au weh, au weh, au weh!

Zu Nürnberg, einer großen Stadt, o je,
Wo jede Katz ein'n Kragen hat, o je,
So wie ein Rathsherr wohlgemuth,
Gefiel es ihm vortrefflich gut.
Au weh, au weh, au weh!

Doch droht er ihr mit allen Plack, o je,
Ihn ärgert der verwünschte Sack, o je,
Der über jenes Kunststück hängt,
Und hätte ihn so gern verdrängt.
Au weh, au weh, au weh!

Er ruft sogar den Tacitus, o je,
Und ist ein rechter Skoptikus; o je!
Die steinernen Figuren auch
Bestimmet er zu besserm Brauch.
Au weh, au weh, au weh!

In Wien verstund er sich so fein, o je,
Und gut auf Ratzerdorfer Wein, o je,
Und trank der ganzen Welt zum Tort;
Und reiste endlich drüber fort.
Au weh, au weh, au weh!

Herr Nicol schickt auf Reisen sich, o je,
Denn das versteht er meisterlich, o je!
Nur brav Pränumeranten her!
Er schreibet euch gewißlich mehr.
Au weh, au weh, au weh!

Wenn Nicolai indessen meinte, der „unbesonnene" Blumauer untergrabe mittelst solcher Proben des Witzes seine noch nicht sehr bevestigte dichterische Reputation bei allen Rechtschaffenen, so beging er eine Verwechselung. Die Laune der beiden Turlupinaden konnte wol dem Menschen, nicht aber dem Dichter zum Nachtheil gereichen, zumal das Urtheil über sein Talent zur komischen Poesie sich schon damals (1784) bei allen Kennern consolidirt hatte.

Wieder aufsteigend zu gediegenern Erscheinungen halten wir zunächst bei Friedrich Mechior von Grimm (1723—1807), lange Zeit herzoglich gotha'scher Resident zu Paris, und ebenso der französischen wie der deutschen Literatur angehörig. Flögel bereits hat über ihn als Satiriker berichtet (III. 540 f.), und wir brauchen dem dort Gesagten uns in der Hauptsache nur anzuschließen. Während seines Aufenthaltes in Paris, und zwar 1752, kamen dort einige italienische Inter-

mezzospieler an, Bouffons genannt, welche unter großem Zulauf im Opernhause auftraten. Bald jedoch spaltete sich das Publicum in zwei Parteien, in Vertheidiger der italienischen Musik oder Bouffonisten, und in Anhänger der französischen Musik oder Anti-Bouffonisten. Beide Parteien geriethen in eine Fehde, die mit heftigen persönlichen Schlägen geführt wurde. Den ersten Angriff that Grimm als Bouffonist mit der sehr komischen Satire biblischen Stils, deren wir schon bei Frau Gottsched (S. 158) gedachten: „Le petit Prophète de Boehmischbroda. (s. l.) 1753.“ Vor dem ersten Capitel steht als Ueberschrift: Ici sont écrits les vingt-un Chapitres de la Prophétie de Gabriel Joannes Nepomucenus Franciscus de Paula Waldstorch dit Waldstoerchel, natif de Boehmischbroda en Bohème. Philosoph. et Theolog. Mor. studio in Colleg. maj. RR. P. P. Soc. Jes. fils de discrète et honorable personne, Eustachius Josephus Wolfgangus Waldstorch, Maître Luthier et Facteur de Violon, demeurant dans la Judengass de l'Altstadt à Prague, auprès les Carmes à l'enseigne du violon rouge, et il les a écrit de sa main, et il les appelle sa vision, Lat. Canticum Cygni Bohemici. Der kleine Prophet von Böhmischbroda sieht einen Holzhauer an der Spitze der Oper; Zimmerleute welche die Chöre in Gang bringen; Sängerinnen, vor deren unsinnigem Geschrei, aufgeschwollenen Adern und purpurrothem Gesicht man erschrickt, und Sänger, welche meckern anstatt zu singen. Die Compositionen des Lully werden unerträglicher Monotonie geziehen. Darwider stemmte sich ein Ungenannter in: „Les trois Chapitres, ou la vision de la Nuit de Mardi gras au Mercredi des Cendres.“ Unterdessen war aber vom kleinen Propheten ein neuer Abdruck nöthig geworden, zu welchem dann Grimm als Anhang eine ironische Parteinahme gegen die Opera buffa unter dem Titel: „Reponse de Coin du Roi au Coin de la Reine“ verfaßte. Zur Erklärung der Bezeichnung Coin diene, daß die Bouffonisten ihre Plätze zur Seite der Loge der Königin, die Anti-Bouffonisten zur Seite der Loge des Königs oder im sogenannten Königswinkel wählten. Auf diese Reponse folgte ein fliegendes Blatt von Diderot: „Au petit Prophète de Boehmischbroda le grand Prophète Monet“, das sich gegen beide

Parteien, doch zumeist gegen die Bouffonisten wendete. Grimm schwieg von da ab in dieser Angelegenheit.

Mehr Lärm noch erregte bei ähnlichem Anlaß Johann Friedrich Löwen (1729—1771), als er zur Hebung des deutschen Theaters in dem „Schreiben an einen Freund über die Ackermannische Schaubühne zu Hamburg, 1765" diese Gesellschaft einer Kritik unterwarf, durch welche sich Ackermann sowol als seine Leute so verletzt fanden, daß sie sich vergaßen wider den Verfasser in den ehrenrührigsten Ausdrücken loszuziehen. Diese widerbellerische Aufnahme einer wohlwollenden und anspornenden Beurtheilung bewog ihn zu einem scheinbaren Angriffe gegen sich selbst in dem „Schreiben an einen Marionettenspieler, als eine Abfertigung des Schreibens an einen Freund über die Ackermannische Schaubühne. Im Namen des Ackermannischen Lichtputzers. (Hamb.) 1765." Löwen überschätzte sich eben nicht, wenn er hierin bedingungsweise ein kleines Meisterstück der Ironie gefertigt zu haben glaubte, sofern nämlich „einige Particulairumstände weggelassen" und gewisse Stellen „minder beißend" gerathen wären. Hingegen macht es einen sonderbaren Eindruck, daß er sich in seinem Versuche über die Geschichte des deutschen Theaters (Schriften IV. 39) stellt, als schwebe er über den Epistolographen im Ungewissen.

In der Theaterfrage gerirte sich auch Cornelius Hermann von Ayrenhoff (1733—1819) als komischer Polemiker, in dem „Schreiben des Eipeldauers über Richard Löwenherz; ein neues heroisch-pantomimisches Ballet von Herrn Salvator Vigano" (Werke V. 99—112). Nachdem er sich in einem frühern Aufsatze über die Balletmeister Noverre, Muzzarelli und Vigano und deren theatralischen Tänze ausgesprochen, wählte er jetzt den österreichischen Volksdialekt, in welchem das in Wien damals beliebte periodische Blatt: „Briefe eines Eipeldauers" geschrieben wurde, um dem großen Haufen der Theaterbesucher die Werthlosigkeit der Viganoschen Ballete und speciell die Verkehrtheit des Geschmackes an dem eben betitelten darzuthun, indem er es ironisch anpries.

Michael Denis (1729—1800) hat hier seine Stelle zu finden durch die kleine Satire: „Das Orakel der Deutschen" (literar. Nachlaß I. 94—98). Ich rechne sie zur Personal-Satire, obwol sie namentlich durch ihre streng objective Hal-

tung auch zur abstract allgemeinen Satire hinübergezogen werden darf. Die Veranlassung dazu gaben die divergirenden Beurtheilungen seiner berühmten und verdienstlichen Uebersetzung des Ossian. Ein junger Mann, dem die Uebersetzung zu Händen gekommen, wünscht zu wissen, was er von dieser Arbeit halten solle. Deutschlands Orakel, denkt er, wird mich am besten belehren, dahin will ich wallen. Und er ergriff seinen Wanderstab, und wallte zum Tempel, wo das Orakel saß. So dichtete Denis. Das Orakel repräsentiren die Kritiker der Erfurter gelehrten Zeitung, der allgemeinen deutschen Bibliothek, der göttingschen Anzeigen, der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der deutschen Bibliothek von Klotz.

Allwissendes Wesen! rief jener, und staunte voll Ehrfurcht die gleißenden Wände des Tempels an: wolltest du einem lehrbegierigen Jünglinge die Fragen beantworten, die er dir über den deutschen Ossian vorzutragen hat?

Da scholl es aus der Höhe und von allen vier Winden: rede!

Was habe ich überhaupt von der Uebersetzung zu halten? fragte der Jüngling.

Und eine Stimme von Norden sprach: Denis hat im Ganzen stark und edel übersetzt.

Und eine Stimme von oben: Er hat die Manier der Urschrift verfehlt.

Und eine Stimme von Westen: Er hat sich in das ganze Gefühl und die Begeisterung seines Barden versetzt.

Und eine Stimme von Süden: Er hat seinen Dichter mit der größten Genauigkeit ausgedrückt. Man hat ganze Seiten nach dem Englischen geprüfet, nichts Falsches, nichts Gedehntes, nichts Ueberflüssiges gefunden.

Und eine Stimme von Osten: Man findet Phrasen, die oft wirklich den Sinn der Stelle stören.

Und wiederum die Stimme von oben: Ossian ist ein rauher Schotte. Seine Muse ist die Tochter der Natur auf ihren wildesten Höhen erzogen, aber rasch und kühn. In Denis Manier ist Weichliches und Halbsüdliches. Ossian hat süße sanfte und weibliche Stellen; Denis kunstvolle Härte.

Betäubt von dem Widerspruche der Stimmen stand der Jüngling; aber nun erholte er sich und fragte weiter: Was soll ich von der Sprache des Uebersetzers glauben?

Und die Stimme von Osten rief: Wenn man nur muthmaßen kann, wie viel Talente erfordert werden, eine so nachdrückliche, starke, originelle Sprache glücklich nachzusprechen, so wird man auf Denis Verdienst schließen können.

Und die Stimme von Süden: Hin und wieder kommen Provinzialwörter vor.

Und die Stimme von oben: Er hat den Provinzialdialekt glücklich angewendet.

Und die Stimme von Osten: Am allerungernsten bemerkt man so viele Provinzialwörter.

Und die Stimme von Westen: Selten eine unrichtige Wortfügung, oder Provinzial- oder niedriger Ausdruck. Er hat die deutsche Sprache und noch mehr die Dichtersprache in seiner Gewalt. Er hat seiner Sprache eine Stärke und Kühnheit, verschiedene sehr glückliche Wendungen und Inversionen, manch angenehmes, volles und reiches Beiwort gegeben.

Und die Stimme von Norden: Das Colorit seiner Sprache ist oft modern. Man kann nicht alle die schwankenden und fremden Ausdrücke sammeln.

Und dieses Gemengsel von Stimme sollte Deutschlands Orakel sein! seufzte der bestürzte Jüngling: allein ich will weiter forschen. Ist der Hexameter Ossians Gedichten angemessen?

Schnell antwortete die Stimme von oben: Ossian verliert dadurch den Bardenton seines Gesanges. Er sollte nach dem Muster der freisilbigen klopstockischen Oden übersetzt werden.

Und die Stimme von Westen fiel darein: Wenn man nicht die Schwachheit hat, überhaupt wider die hexametrische Versart eingenommen zu sein, so wird man finden, wie viel die Gedichte Ossians dabei gewinnen und wie nun erst unter dieser Einkleidung Fingal das rechte Ansehen erhält.

Und die Stimme von Norden: Unglücklich ist dem Uebersetzer eingefallen in Hexameter zu übersetzen.

Aber wie gelangen denn die Hexameter dem Uebersetzer? fragte der Jüngling weiter.

Viele davon sind sehr melodienreich und wohlklingend: scholl's von oben.

Und von Westen: Selten holprichte; in sehr vielen erreicht er das Harmonische der klopstockischen.

Und von Norden: Seine Hexameter sind gar nicht so wohlklingend als die klopstockischen.

Und von Osten: Man muß sie wenigstens den klopstockischen und kleistischen gleich schätzen.

Man hat kaum wohlklingendere deutsche Hexameter gesehen, schrie die Stimme von Süden darein.

Ich will mein Heil mit einer Detailfrage versuchen, dachte der unmuthvolle Jüngling: weil ich im Ganzen nicht klug werden kann. Was muß ich von dem dramatischen Gedichte Comala halten?

Wir sind nicht ganz damit zufrieden, antwortete die Stimme von Süden: Denis hat es in Reime gezwungen.

Comala ist ein reizendes Drama! fiel die Stimme von Osten

darein: Diese Operette hat ihren Knoten, rührende Situationen, ihre Katastrophe, und eine schwärmerische, süße Sprache der feurigsten Liebe.

Und die Stimme von Westen: Comala deucht uns sehr glücklich ausgefallen zu sein. Denis hat Cesarotti's seltsamen Einfall gefolgt das Stück in ein Singspiel zu verwandeln.

Und die Stimme von oben: Ich bin gar nicht damit zufrieden; aber die dramatische Eintheilung gefällt mir.

Die ganze Galle des Jünglings ward rege. Nur eine Frage noch! Taugen die cesarottischen Anmerkungen etwas?

Da sprach die Stimme von Westen: Sie gefallen uns nicht. Sie verrathen einen Kunstrichter, der zu ängstlich Schönheiten aufsucht und sie noch ängstlicher erklärt.

Und die Stimme von Süden: Man hätte einige vielleicht entbehren können; doch sie können immer für diejenigen Leser nützlich sein, die nicht Empfindung genug haben, das Schöne selbst zu finden.

Sie hätten nicht sollen gesetzt werden! schrie die Stimme von Norden entgegen.

Sie hätten mit einer ausfegenden Wahl hinzugefügt werden können! antwortete die von Osten.

Und die von oben: Sie sind immer sehr lesenswürdig. Sie machen auf manche Detailschönheiten aufmerksam, und zeigen manche neue und fruchtbare Seite ihres Autors. Wir hoffen also, daß Denis mit ihnen fortfahren werde.

Aber ich hoffe nicht, daß ihr fortfahren werdet, die Deutschen für ihr baares Geld zu Narren zu machen! rief der äußerst aufgebrachte Jüngling, und schlug mit seinem Wanderstabe so gewaltig wider die gleißenden Wände, daß sie allenthalben barsten.

Denn sieh! sie waren von Papier.

Weder Idee noch Form dieser Satire waren ganz ursprünglich. Dennoch sprach sie an und mußte ansprechen, nicht blos weil sie Aristarchen traf, die bei Vielen etwas auf dem Kerbholze hatten, sondern auch indirect darauf hinwies, wie wenig noch die damals von der periodischen Kritik gehandhabten Principien der dichterischen Production sichere Wegweiser sein konnten. Es ist zu bemerken, daß jener Streifzug bereits 1769 in einem Flugblatte geschah, und nicht erst durch Retzer, dem Herausgeber des literarischen Nachlasses (1801—2), bekannt ward. Uns erinnert er an einen perennirenden Schaden, und erfasst uns darum mit frischem Behagen. Wir brauchen nur die Beziehungen zu wechseln und Denis' Satire legt sich fortwährend neu auf. Unwillkürlich schreibt sie der Leser mit ihm. Sie hat aber für uns noch ein theoretisches Interesse, weil sie

die einzige der hier zu berücksichtigenden, welche mit dem geringsten Mittel komische Wirkung erzeugt: wie wir sahen, ausschließlich mit der naiven Zusammenstellung gedanklicher Gegensätze.

Alle Casual-Satiren jedoch, welche von Oesterreich kamen, überflügelte: „Filips von Zesen, des wunderangenähmen Sprach-Mund-ahrt- und Schreib- Richtigkeit- verbässerers Lobrägend, in Liederhoben- Kunstschikkliches Sendschreiben aus der andern Welt, an einen filosofiü-hoxteuren Spraxlerer dieser Zeit, Hóld únd Fridversicherlich verhóchdeutscht durch Sámuel vón Bútschky, únd Rútinfeld, Weiland aúf Ílnisch únd Níder-Rómólchwitz, dés Úrláutend- únd Úrmitlautenden Zesianer Geschlächts Libhochtrágenden Genósschafts Mitglid. Wien 1754." Eine köstliche Persifflage sowol in materieller als formeller Hinsicht, gemünzt auf den bekannten Gegner Gottsched's, den Wiener Professor Valentin Popowitsch und dessen an sich sehr achtenswerthe Versuche einer philosophischen Behandlung der deutschen Grammatik, insonderheit gegen dessen „nothwendigste Anfangsgründe der deutschen Sprachkunst", die allerdings viele lächerliche Blößen darbot. Indessen verpflanzt sich der Spott auch auf die Sprachverbesserer der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts allgemeinhin. Der verkappte Verfasser war der Regisseur der Wiener Hofbühne, Friedrich Wilhelm Weiskern (1710—1768).

Etwas Aehnliches beabsichtigte Friedrich Schulz gegen Joachim Heinrich Campe. Schon die in den „mikrologischen Aufsätzen" enthaltene Prüfung, ob durch dessen versuchte Sprachbereicherung unser Wortschatz ärmer oder reicher geworden, war mit einigem Spott gemischt. Aber erst das „Schreiben an den Herrn Schulrath Campe über seine neuesten Sprachausdehnungs-Versuche" sollte ihm satirisch entgegentreten, wenngleich nur in der Weise des harmlosen Scherzes. Hinterher besann er sich jedoch eines Andern, und wenn der etwas zu ausgedehnte Excurs gleichwol dem Drucke überwiesen ward, so ist zu beachten, daß es gegen den ausdrücklichen Willen des Verfassers geschehen.

Noch erübrigen Lävin Sander, Cranz, Möser und von Nicolai; von ersterem die gereimte Satire: „Doctor Kohl" (deutsch. Museum 1785, I. 433 ff.), worin der ungenannte Verfasser einer Abhandlung: „Meine Gedanken von der Hölle und

ihrem eigentlichen Orte" (Berichte der Buchhandlung der Gelehrten, Febr. 1784), äußerst ergötzlich abgefertigt wurde, indem er hauptsächlich den vermeintlichen Beweis lächerlich machte, daß in der Erde eine Art Bauch im Durchschnitt von 1700 geographischen Meilen der Raum für die Hölle sei.

O Schöpferin Natur, die Klopstock's große Seele
Und Bavens leeren Kopf mit gleicher Mühe schafft,
Weswegen singt so sparsam Philomele,
Indeß vor jeder Thür ein lauter Stümper klafft?
Du gute Mutter, sprich, warum so karg? Wie selten
Ist nicht ein Newton oder Kohl!
Und umgekehrt in welcher Gasse wol
Gebricht ein Michel, Klaus und Velten!
Jahrtausende vergehn; und kaum
Hat ein Jahrtausend sattsam Raum
Für drei, wie Luther, Karl und Colon.
Nach hundert Hansen ohne Land,
Nach tausend Königen ohne Verstand
Kömmt, wenn es glückt, wol auch ein Solon.
Nur Eine Sonne herrscht; nur Ein Montgolfier
Entdeckt die Sonnenbahn; Ein Berger mißt die Höh'
Des Wunderhimmels von Eis, so sehr die Kälte schrecket;
Und endlich — ja, ein Doctor Kohl entdecket,
Was mehr als Luft und Eis zu kennen nützlich ist,
Entdeckt die Hölle, wie ihr wißt.
Doch, liebe Muse, klage förder
Nicht über Theurung großer Seelen mehr;
Ist Eine Sonne Trost für aller Sterne Heer,
So gilt ein Doctor Kohl zehn Narren, und noch mehr.

Die Welt, wo Borgia, der Mörder,
Olympia die Unersättliche,
Und Julia, des Reiches Mehrende,
Und Millionen Thörichte,
Die unsre Robertsone nennen,
Wo alle sammt und sonders brennen,
Die Welt ist jetzt entdeckt, und ohne Zweifel wird
Der Colon des Cocyt uns bald die Karte gönnen.
Wer nun von Stund an noch hinunter sich verirrt,
Den muß ein Winterfrost vom Jahre vier und achtzig
Nach Wärme lüstern machen. — Doch
Weshalb besingt den Held kein deutscher Dichter noch?
Verliert der Name Kohl in jene dunkle Nacht sich,
Wo schon Erfinder ohne Zahl
Vergessen wurden? Seid einmal

Ihr, die Unsterblichkeit vertheilt, Wielande, seid gerecht!
Ihr preist Entdecker neuer Länder,
Verewigt Roziers Geschlecht;
Und er, der in den Bauch der Mutter Erde kreucht,
Den Ring des Orkus mißt, und durch die Flammen fleugt,
Soll sich sein Denkmal selber bauen?
Schwach tönt (ich darf dem warnenden Genius trauen)
Mein Leierchen: drum stimm ich, großer Mann,
Nichts als ein kleines Lied zu deiner Ehre an,
Und Schmach dem Schweigenden, der heller orgeln kann!

Und es geschah, daß Doctor Kohl
So saß im Sorgenstuhle:
Und schrieb von Gott und Christenwohl
Vom Pech- und Schwefelpfuhle
Rund um ihn lag ein Zauberkreis
Von Büchern, schwarz und roth und weiß;
Und oben auf dem Schragen
Die Bibel aufgeschlagen.

Schon starb am zwölften Glockenschlag
Des Jahres letzte Stunde;
Und seine Seele schwebte nach,
Hinab zum dunkeln Schlunde.
Er sah, so rabenschwarz es war,
Der armen Geister dichte Schaar
Mit Heulen und Zähnklappen
Wild durcheinander tappen.

Der Erde hohler Bauch umspannt
Zehn Billionen Geister:
Von einer zu der andern Wand
Ist Satan Herr und Meister,
Und wacht und harrt am weiten Thor,
Und läßt nicht Mann noch Maus hervor;
Es leitet sie am Seile
Satanin Langeweile.

Voll Angst fuhr unser Held zurück
Und schwor: Ich will sie retten.
Du sollst mir, Satan, Stück für Stück,
Befreit von ihren Ketten,
Noch vor dem jüngsten Erdgericht,
Hervor an unser Sonnenlicht,
Mit Beten und mit Singen
Die armen Seelen bringen.

Und des Entschlusses toll und voll
Begann er flugs zu schreiben.
Der schwarze Visitator soll
Sein Werk nicht länger treiben.
Der Doctor schlägt den Psalter auf,
Und bauet diese Lehre drauf:
„Wo Klimm Planeten suchte
Da haußet der Verfluchte.“

„Ach hört! der Höllenschlund beginnt
Dicht unter unserm Boden,
Und siebzehnhundert Meilen sind
Bis zu den Antipoden.
Bedenkt, o Christen, welch ein Schlauch,
Voll Dunkel, Flammen, Hitz' und Rauch!
Bedenkt es doch bei Zeiten,
Und kommt; ich will euch leiten.“

„Hier locket euch der breite Weg,
Und führt zu Flügelpforten.
Allein der schmale sichre Steg,
Zur engen Thür geht dorten!
O Christen, legt ihr euch zur Ruh,
So schraubt den Sarg nicht dichte zu;
Und laßt für die Gebühren
Mein Büchlein dann euch führen.“

„Doch sterb' ich einstens selber, ja,
Dann tret' ich hin zur Pforte,
Und rufe: Hör' o Satana!
Vernimm die Donnerworte!
Ich banne dich in Nacht und Graus,
Laß alle Seelen stracks heraus;
Und willst du nicht, du Wüthrich,
So öffn' ich mit dem Dietrich.“

So schrieb der weise Doctor, der!
Als plötzlich, horch! von oben
Herab, gleich wie das wilde Heer,
Es laut begann zu toben.
Horch! Ketten rasseln auf dem Dach;
Die Hölle glänzt rings im Gemach;
Und hoch im Rauchfang heulen
Der Sturmwind und die Eulen.

Versteinert sank der Doctor hin;
In Trümmern lag die Pfeife;
Und ihr seht schon in eurem Sinn
Den Herrn vom langen Schweife.
Allein ihr irret euch, Gottlob!
Des Ofens Eisenpforte schob
Sich auf, und näher schwebte
Ein Mann, der leibt und lebte,

„Erschrecke nicht, so sprach der Mann
Mit Priesterkleid und Kragen,
Und höre mich in Gnaden an!
Viel hab' ich dir zu sagen!"
Der Doctor hub sich in die Höh',
Und schreiend rief er: Jemine!
Der Senior Vonelbe.
„Ja, ja, Herr Kohl, derselbe."

„Dir, Doctor, zu gefallen, sann
Ich drauf mich zu maskiren:
Wie oft hat nicht ein Ehrenmann
Gewagt, mich zu agiren;
Und drum hab' ich denn auch geglaubt,
Es sei mir, Satan, wohl erlaubt,
Mich sein und seiner Mienen
Zur Maske zu bedienen."

„Allein zur Sache, Würdiger!
Noch zittert meine Wohnung
Von deinem Donnerworte. Herr,
Ich bitte dich um Schonung.
Verrathe nicht den Schwefelborn!
Ich will dafür, bei Schwanz und Horn!
(Und würde mir's befohlen),
Dich, Doctor, niemals holen."

„Ja, Weiser, höre mich, und nimm
Was du nur willst zum Lohne.
Von Portugal bis zu der Krimm
Erwähl' dir eine Krone.
Und willst du lieber Faustens Macht,
Der Silberflotte schwere Fracht,
St. Germains zähes Leben: —
So sei es dir gegeben!

„So lange schon die Erde steht,
So viel sie Weise zeugte,
So lebte dennoch kein Prophet,
Der nicht vor dir sich beugte.
Weit mußte wol Frau Saba gehn
Den lieben Wundermann zu sehn;
Und Selim, dieser Weise,
Macht jetzt zu dir die Reise.“

„Ja, Herr, Albertus Magnus legt
Wie Böhm, sich hin zur Treppe;
Und Paracelsus selber trägt
Als Page dir die Schleppe.
Wer selbst, wie du, im Vaterland
Der Finsterniß Erleuchtung fand,
Den muß als Haupt der Weisen
Voltairens Leier preisen.“

„Allein, du weißt es wol, es nützt
Nicht immer jede Wahrheit:
Und was dem Adler Stärkung blitzt,
Ist Gimpeln Todesklarheit.
Drum glaube mir, hochweiser Mann,
Giebst du den Sitz der Hölle an,
So kömmt zu mir in Haufen
Der Erde Volk gelaufen.

„Und weh mir dann! Wo ist der Raum
Für tausend Millionen?
Der Hering in der Tonne kaum
Kann eingepreßter wohnen.
Drum laß, hochweiser Doctor, laß
In Ruhe noch dein Tintefaß:
Und gieb mir auf der Stelle
Dein Werklein von der Hölle.“

— „Dir, Satan, dir? Fort! Hebe dich!“
So schrie der Doctor schäumend,
Und wischte mit dem Schweißtuch sich,
Und sprach dann förder reimend:
Von hinnen, Satan! — Fliehst du nicht? —
Sieh her, und bebe, Bösewicht!
Die Bibel! — Doch, wir wittern,
Wovor die Teufel zittern.“

„Bei Luthern, ja, dies Tintefaß
Soll ohne Schleuder treffen! —
He, schwarzer Goliath, schon blaß? —
Herr Kohl läßt sich nicht äffen!
Also von hinnen: oder ich,
Ich blitz' und donnre sicherlich,
Und du sollst schwarze Fluten
In meiner Kammer bluten." —

O Wunder über Wunder! seht,
Verschwunden ist der Satan: —
Und, was sich schon von selbst versteht,
So läßt der Leviathan
An seiner Statt den Wohlgeruch,
Den du, o Leser, im Versuch
Von Duns, sich selbst zu loben,
Kannst nach Belieben proben.

Und stolz wie ein Gelehrter, der
Auf seine Feder eben
Des Gegners Ruhm gespießt, thät er,
Der Doctor, sich erheben;
Blies beide Backen kugelrund,
Ging prächtig auf und nieder, und
Vollendete begeistert
Ein Werk — das Niemand meistert.

Da steht es nun vor aller Welt!
Stumm staunen Nationen!
Wer achtete, wie dieser Held,
Für Staub der Erde Thronen?
Wer drang, um Brüder zu befrein,
So tief in's Reich des Irrthums ein?
Wer hat wie er gelitten,
Wer größern Sieg erstritten?

Sein Name tönt von Pol zu Pol
Auf Cymbeln und auf Flöten!
Verschönern soll der Name Kohl
Den neuesten Planeten!
Und ist die Hölle nun geleert,
So wollen wir aus Satans Heerd
In unerforschten Schlünden
Ihm einen Tempel gründen!

Gerathene Proben des Witzes und der Ironie gab ferner **August Friedrich Cranz** (1737—1801), ehemaliger Kriegs- und Steuerrath zu Cleve, in seinen „Charlatanerien" (Berl. 1780—81, 4 Hefte) und in der „Zuschrift an Herrn Senior Göze in Hamburg." Die ersteren sind gegen Moses Mendelssohn gerichtet, um, wie gleichzeitige Kritik erkannte, dessen so sehr erhobenes und auf gleichsam ewigen Pfeilern gestelltes Judenthum in manchen Nuditäten zu zeigen. Die Zuschrift an Göze erschien 1776 apart nebst einer vorläufigen Ankündigung der waghalsigen „Gallerien der Teufel", auf welche wir weiterhin des Nähern zu sprechen kommen, und geht dann mit einigen Abänderungen als Dedication dem ersten Hefte dieser Galerien voraus. Die hier befindliche „vorläufige Nachricht, worin der Verfasser sein Vorhaben erklärt", ist jedoch nicht mit jener Ankündigung einerlei. Er macht sich auf zu Göze in einem Incognito, das zwischen Ironie und Persifflage wechselt; versteht er sich aber überhaupt nicht auf die feinste Verschleierung der ersteren, so hütet er sich doch vor jener groben Auftragung, welche den komischen Spott direct in häßlichen Schimpf umwandelt: eine Metamorphose, die so kecke und starkbesaitete Naturen wie die Cranzsche leicht unwillkürlich vornehmen. Die Lebhaftigkeit des trefflich nachgeahmten, pfäffisch-weitschweifigen Tones durfte übrigens kaum gesteigert werden. Man höre:

In der Gemeinschaft des heiligen Krieges herzlich geliebter Bruder! Welchergestalt die theologischen Wölfe immer mehr in den geistlichen Schafstall der Orthodoxie einfallen, von den erwürgten Hammeln sich die Felle um die Schulter hängen, und zum großen Betrug der Heerde sich selbst für Leithammel ausgeben, und die armen unwissenden Schafe in Irrsal und Verderben führen, solches ist Ew. Hochehrwürden längst bekannt; so wie es ein Lorbeerblättchen in der unverwelklichen Krone Dero Verdienste und Tapferkeit ist, daß Sie als ein treuer Wächter auf der Zinne der Rechtgläubigkeit und als wahrer Zelot, diesem Unwesen zu steuern, über solche After-Leithämmel den Stab Wehe mit Nachdruck geführt, und zwar dem Befehl des Evangelii gemäß, Petri Schwert in seiner Scheide haben ruhen lassen, auch aus Respect vor der toleranten weltlichen Obrigkeit zur allgemeinen Bluthochzeit noch keine Posaune geblasen, aber doch rühmlicher Weise mit dem Knittel der Ketzermacherei weidlich dazwischen geschlagen und manchen verkappten Wolf ganz artig gezeichnet haben; dannenhero denn Dero guter Geruch in der orthodoxen Kirche noch lange bleiben und Dero Namen unter den Schilden der mystischen Schäferzunft erhöht werden wird.

Gleichwie nun Sie, geliebter Bruder, als ein rüstiger Streiter gegen die geistlichen Wölfe den Streitkolben geführt und sich als ein tapfrer Heerführer der orthodoxen Clerisei signalisirt haben; so bin ich durch ein so rühmliches Beispiel aufgemuntert worden, einen Kreuzzug gegen die Heterodoxen und Ketzer in den weltlichen Ständen zu wagen, und ohne Verschonen mit der Geißel der Satire unter die politischen Teufel zu hauen; — und um diese zu malen, war ich Willens meinen Pinsel in Derselben beliebten Tinte zu tauchen, deren Sie, würdiger Mann, in Ihren Schriften sich gegen die Feinde der in Agonie liegenden Orthodoxie zu bedienen pflegen.

Ich habe aber gefunden, daß Ihr unterscheidendes Ingredienz von dem starken Schatten, den Sie Ihren Gemälden geben, wenn Sie einen Ketzer schildern, in einer schönen Art von frommer schwarzer Galle besteht, die sich sehr gut ausnimmt; und die Welt sagt, daß Ew. Hochehrwürden einen schönen Vorrath davon haben sollen, auch so freigebig wären, daß Dero Genossen oder Jünger, der große Wittenberg und Freund Ziegra davon gebrauchen dürfen, letzterer, wenn er seine weltberühmte schwarze Zeitung schreibt, und sonderlich den abgefallenen Nicolaiten der allgemeinen teutschen Bibliothek, welche rechte Erzwölfe sind, einen Schnurrbart zeichnet.

Mit diesen, Ew. Hochehrwürden ganz besonders eigenthümlichen finstern und gallartigen Farben fand ich mich aber leider nicht gesegnet, und die unbändige Laune, deren mich einige beschuldigen, und ich mich in der Composition meiner Tinten dann und wann zu bedienen pflege, giebt meinen Gemälden ein gewisses sorgloses und lachendes Colorit, als wodurch ich mich von der Stufe Dero höhern Verdienstes, welches mit einer majestätischen Amtsmiene gezeichnet ist, noch weit entfernt fühle.

Dieserhalb nun achte ich mich auch noch nicht würdig, mich Ew. Hochehrwürden zur Seite zu stellen, und mit Denenselben das kleine übrig gebliebene Häuflein der Orthodoxen gegen die Ungläubigen zu commandiren, wie Sie bisher mit so viel Eifer und heiliger Bitterkeit gethan haben. Ich war blos ein Zuschauer in der Ferne. Wenn Sie nun zwar nicht eben mit evangelischer Sanftmuth, aber doch mit einem desto größern Nachdruck, in dem ächten Ton der gallsüchtigen Orthodoxie gegen Feind Semler Streiche führten, der so hartnäckig ist, daß er nicht glauben, sondern sehen und begreifen will, da fasseten Sie's, tapferer Streiter! auf dem rechten Fleck an, ließen ihm schlechterdings nichts sehen, breiteten immer tieferes heiliges Dunkel um ihn her, betäubten ihn mit einem Schwall von Worten, und ließen ihn fühlen, was der gesunden Vernunft unerklärbar ist — so lange Ihre gläubige Faust die in Galle getränkte Feder zu führen vermochte. Ich bewundere die erhabene Demuth, mit welcher Sie Ihre Vernunft verleugneten, und mit heiliger Wuth den Verstand aus dem Centro der Orthodoxie ver=

bannt wissen wollen, dergestalt, daß die reine Lehre, die Sie vertheidigten, noch durch kein Fünklein menschlicher Weisheit verunstaltet ist. Und ich küßte in Gedanken die rühmlichen Wunden, die Sie in allen diesen Kriegen und Scharmützeln durch das scharfe Schwert unauszuweichender Vernunftschlüsse davon trugen.

An Versuchungen fehlte es mir nicht, Ew. Hochehrwürden in diesem Felde zur Seite zu fechten, und Ihrer Bitterkeit in einer Anwandlung von Laune zum Succurs zu kommen. Allein die Wahrheit zu gestehen, mir fehlte der Muth; ich sahe, daß die Vestung der Orthodoxie schon starke Breschen empfangen hatte, die besten Batterien der Rechtgläubigkeit — die symbolischen Bücher schienen mir größtentheils demontirt, ihre Ammunition von Machtsprüchen war meistentheils verschossen — und ich hörte Sie nur noch schreien, nachdem Sie sich von dem größten Theil Ihrer Anhänger verlassen sahen, deren viele zu dem feindlichen Haufen übergegangen waren.

In dieser Weise entwickelt er denn „eine Art emblematischer Geschichte der theuren Orthodoxie", um zu zeigen, daß es für ihn unthunlich gewesen, den Kämpfern für die Integrität der symbolischen Bücher sich beizugesellen. Und schließt darnach:

Damit indessen die Welt beurtheilen könne, ob die Ingredienzen Ihrer bittern Tropfen, womit Sie Ihre heterodoxen Gegner zu curiren trachten, oder die versilberten Pillen, die ich für meine politischen Teufel drechsele, von besserem Effect sind, und damit man zwischen unsern beiden Manieren, uns der Welt bekannt zu machen, eine richtige Parallele ziehen könne; so habe ich mir die Ehre geben wollen Ew. Hochehrwürden das erste Stück meiner Galerie ganz ergebenst zu dediciren, so wie ich die folgenden Stücke für andere meiner Freunde, die sich zu einer ähnlichen Art von Dedication qualificiren, bestimmt habe. Glauben Ew. Hochehrwürden, daß ich übrigens mit aller Ihren der Welt bekannten Eigenschaften gebührenden Meinung und mit Anwünschung guter Besserung und mehrerer sanften Hirtengesinung allstets verharre.

Justus Möser's (1720—1794) dürfte hier gedacht werden, wegen des ironischen Hauches, der in seinem „Schreiben an den P. J. K. in W. über die künftige Vereinigung der evangelischen und katholischen Kirche," (Frkf. u. Leipz. 1779. Werke durch Abeken V. 264—273) weht, das er als Antwort auf eine kurz vorher erschienene Schrift: „Der erste Schritt zur Vereinigung der evangelischen und katholischen Kirche von P. J. K. in W." veröffentlichte. Die Stimmung, welche diese Antwort der Unbefangenheit erweckt, ist eine durchweg heitere. Als ein reines Erzeugniß des Komischen kann sie jedoch nicht gelten, denn es herrscht kein Geist ächter Ironie darin, sondern

eben nur ironische Anquickung. Zur ächten und zumal hochgetragenen Ironie gehört ein strenges, objectiv-negatives Ansichhalten, Wachsamkeit über zu große Durchsichtigkeit und gänzliche Hintansetzung der eigenen Individualität. Hiegegen verstößt die Antwort, unberücksichtigt, daß sie ganz positive Dinge enthält. Sie bringt es nicht über ironische Manier, und kann deshalb nach ihrer Gesammthaltung nicht, wie an einigen Orten geschehen, als wirkliches und feines Product der Ironie, im Gegentheil als bloßes Product der Schalkhaftigkeit, aber dennoch als ein geschmack- und maßvolles passiren, welcher jene Abweichung gestattet sind. Ein paar Stellen mögen zum Belege dienen:

— — In Ansehung der Taufe sind wir im Wesentlichen nicht verschieden. Im Abendmahl glauben wir Alle den wahren Leib Christi zu empfangen; es ist blos das Wie? worüber wir streiten; und hierüber könnte die Kirche, ohne dem einen oder andern Theile zu nahe zu thun, gar wohl das Stillschweigen gebieten. Der Streit ist ohnehin nicht sehr erbaulich, und im Grunde die Sache vielleicht zu hoch für die menschlichen Begriffe. Dann bliebe noch der Unterschied wegen des Kelches übrig, den aber die Katholiken aus Liebe zum Frieden gar wohl mit uns trinken könnten. Christus wollte sich mit seiner künftigen Gemeine nicht blos dem Leibe, sondern auch der Seele nach vereinigen; und darum gab er uns sein Blut, worunter man sich bei den Juden die Seele gedachte.

Ebenso könnten wir aus Liebe zum Frieden sowohl die Ohrenbeichte als das Fegefeuer annehmen. Dies letztere kann die katholische Kirche gar nicht entbehren, da sie viele und nothwendige Ausgaben, wozu gar kein anderer Fond vorhanden ist, daraus bestreiten muß; wir aber könnten es als das vortrefflichste Band der Menschheit wahrnehmen. Denn, indem es die Seligkeit des Monarchen von der Fürbitte seiner Unterthanen mit abhängen macht, so liegt darin ein starker Beweisgrund für ihn, diese in seinem Leben zu schonen und zu lieben; ein Bewegungsgrund für jeden Menschen, seinen Mitbürgern wohl zu thun, um sich ihre Fürbitte zu erwerben. Und warum sollte Gott oder die Kirche nicht, um Liebe und Wohlthun unter seinen Geschöpfen zu befördern, so etwas weislich und gnädig bestimmt, und damit die Ewigkeit der Höllenstrafen die einige unter uns doch bezweifeln, weislich ermäßiget haben?

Die ersteren aber hätten wir billig allezeit beibehalten, und jeden Pfarer oder Beichtiger anweisen sollen, der Obrigkeit jährlich eine Sündentabelle einzusenden, um daraus den sittlichen Wohlstand oder das sittliche Verderben ihrer Unterthanen beurtheilen, und sich mit Gesetzen und Strafen danach richten zu können. Auf diese Art kann dieselbe den größten Nutzen haben, wie die ehemalige

Geschichte der Vergiftungen in Frankreich lehrt; sie ist dann die Conduitenliste der Menschheit; und was könnte für einen menschenliebenden Regenten unterrichtender sein als diese? Mehrmals haben mich die Jesuiten versichert, daß gewisse Arten von Sünden, die zu Rom herschten, in Westphalen gar nicht bekannt, und die gemeinen Leute dahier zehnmal frömmer als anderwärts wären. Dieses wußten sie aus der Ohrenbeichte; und ich glaube, daß man aus den Sündenlisten noch bessere Schlüsse als aus den Todtenlisten machen könnte. Rousseau würde gewiß den Einfluß der Wissenschaften auf das menschliche Geschlecht daraus berechnet haben.

Den ehelosen Stand der Priester nehme ich in meinem sechszigsten Jahre gern an. Wie manches Bischofthum würde längst, wie die Herzogthümer und Grafschaften, vererbt und verschlungen sein, wenn jeder Bischof eines Weibes Mann geworden wäre! Wie manches geistliche Leben würde jetzt gleich den weltlichen verdunkelt, und mit den Erbgütern einer Familie vermischt sein, wenn den Pfründnern das Heirathen wäre erlaubt worden!

Doch hieran unseres Zweckes genug.

Ludwig Heinrich von Nicolai*), ein in unserer Zeit viel zu wenig gekannter und geschätzter Schriftsteller, hat sich hier durch eine Epistel in Knittelversen einen Platz erworben.

Was zunächst seine persönlichen Verhältnisse anlangt, so sei in Kürze bemerkt, daß er am 29. December 1737 zu Straßburg geboren wurde, dort Rechte und Philosophie studirte, dann den Posten eines französischen Gesandtschaftssecretairs bekleidete, und darauf dem Rufe eines Professors der Logik an der Universität seiner Vaterstadt folgte. Im Jahre 1769 überkam er die Erziehung des nachmaligen russischen Kaisers Paul, ward 1773 zu dessen Cabinetssecretair und Bibliothekar ernannt und neun Jahre später geadelt. Als sein Zögling den Thron bestieg, ertheilte er ihm den Rang eines Staatsraths, und 1801 erhob er ihn zum wirklichen geheimen Rath. Inzwischen war er auch Chef der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gewesen, auf sein Ansuchen aber von dieser Stellung bald wieder entbunden worden. Nach Paul's Ermordung zog er sich auf sein Landgut Monrepos bei Wiborg in Finnland zurück, wo er am 18. November 1820 verschied.

In der angedeuteten Epistel nun (Basel 1772. Vermischte Gedichte 1778. I. 171 ff. 1792. II. 6.) geißelte er die Straß-

*) So, und nicht y, finde ich ihn in drei eigenhändigen Briefen unterzeichnet.

burger Censoren, weil sie dem dortigen Buchhändler Stein den Wiederabdruck eines dem Großfürsten Paul gewidmeten Gedichts („als er sein achzehntes Jahr zurücklegte") unter dem Vorwande verschiedener darin vorkommender verfänglicher Stellen verboten hatten. Diese Erfahrung sättigte seine Feder, wie schon Flögel rühmte, mit so ächtem Witz, feinem und beißendem Spotte und wahrer komischer Laune, daß sie, wie immer in leichtem Ergusse einer gleichsam neckisch spielenden Versification, ein Musterstück des burlesken Genres zeichnete, werth, wie wir hier thun, in das Licht genußverstattender Betrachtung gestellt zu werden.

An die Herren Bücher=Censores in Straßburg.

Hochweise Herren aus dem Rath
Der königlichen freien Stadt
Straßburg, gestrenge Herr'n Censores!
In Demuth trag ich Ihnen vor: Es
Ist mir geschehn ein großer Spott,
Verzeih's Ihnen der liebe Gott!
Es wollte nämlich der Herr Stein,
Ein Buchhändler in Groß und Klein,
Wiederdrucken mein Briefelein;
Und als er Sie darum befragt,
So haben Sie kurzum versagt
Das kleine Wörtlein: Imprimatur.
Das scheint mir wider alle Natur,
Denn darin steht nichts überall
Wider den König, den Marschall,
Noch wider den Herrn Intendanten,
Noch wider einige Rathsverwandten,
Noch die Capitulation,
Noch wider die Religion,
Noch den belobten Pristerstand
Im Faltenrock und Meßgewand.

So sagen Sie? Herr Urian!
Meinst Du, man nimmt zu Censorn an
Leute, die keine Brillen haben,
Und die hochdeutschen Buchstaben
Nicht kennen? Sieh! was stehet da
Auf Deiner neunten pagina?
„Der dumme Pfaff den Pöbel neckte,
Der Bischof in dem Panzer steckte!"
Nennst Du nicht „eine tolle Wuth"

Das löblich Werk, den Christenmuth,
Mit welchem unsere Vorfahren
Sind nach Jerusalem gefahren,
Und auf Befehl des Papsts Gregori,
Und dann zu Gottes Ehr und Glori,
Haben in dem heiligen Land
Geraubt, gemordet und gebrannt?
Wenn auf des heiligen Cucu-
Peters Bitten aus seiner Ruh
Kam ein Sanct Görg in vollem Glanz,
Und stellte sich vorn an den Tanz,
Und gab's den Türken auf die Hauben,
Das nennst Du „Tollheit, Aberglauben?"
Und den gottslästerlichen Quark
Sollt' man bei uns bringen zu Mark?
In unsrer Stadt, so fromm und rein,
Noch jetzt so witzig und so fein
Als damals, da für ein Indult
Man zog vom Hause mit Geduld
Nach Morgen- und Egypten-Land,
Und mit dem Paß in seiner Hand
Vom Papste für das Paradies
Sich von den Heiden spießen ließ.

Hochweise Herr'n! Es heißet ja
Audiatur et pars altera.
Da Ihr mit mir so freundlich sprecht,
Will ich auch mit Euch reden recht
Einfältig und schlecht.
Ich nannte zwar, ich weiß warum,
Die lieben Pfaffen etwas dumm;
Nämlich die vor sechshundert Jahren
Lebten, da solche Zeiten waren,
Daß bei dem Eselsfeste ja
Der Pfaff und Laie schrien I—A.
Doch in dem Brieflein Lobesan
Greif ich die heut'gen gar nicht an,
Die schlauen Köpf! die großen Geister!
In omni scibili ganz Meister!
Als nämlich die Herr'n Capuziner,
Item die Herr'n Benedictiner,
Wie auch die Herren Augustiner
Ferner die Herren Dominikaner
Sodann die Herren Franciskaner,
Nicht minder die Herr'n Lutheraner,
Die Herrn Diaconos, Pastores,

Lauter die größten Oratores,
Die sagten immer Neu's und Schönes,
Wie Cicero und Demosthenes.
Nein. All' der Herr'n Aner und Iner
Bin ich der gehorsamste Diener,
Die hab' ich nicht geheißen dumm.
Und glaub'n Sie mir, ich weiß warum.

Zu kommen auf das Wörtlein: „neckte",
Allwo der Haas' im Pfeffer steckte,
Da braucht' ich einen Reim auf eckte,
Und da schien mir das verbum neckte
Doch immer besser noch als leckte,
Das zu dem Sinn, worauf ich zweckte,
Vielleicht so gut als neckte, kleckte.
Ihr Herrn Censoren wisset nicht,
Wenn unser ein'm ein Reim gebricht,
Was wider Wissen und Gewissen
Wir oft für Dinge setzen müssen,
Die so zusammen schicken sich,
Wie man da sagt gemeiniglich
Im Sprichwort . . . Sie verstehen mich.

Gesetzt nun, liebe Herren mein!
Es fiel einmal den Türken ein,
Daß sie kämen in unser Land
Mit Sack und Pack daher gerannt,
Aus Syrien, Arabia,
Aus Persien, Natolia,
Aus Griechenland, Constantinopel,
Trajanopel, Adrianopel,
Aus Nikopel und Philippopel,
Die Mufti, Derwisch und Calander,
Paschas und Agas miteinander,
Weiber und Kinder allzumal
Sechs Millionen an der Zahl,
Und schrieen: Fort, ihr Christenrotten!
Gewürgt, gebraten und gesotten
Das unbeschnittene Geschmeiß,
Das nichts vom großen Mahmud weiß!
Das Land, das wollen wir bezwingen,
Und den Elsaß vor allen Dingen.
Da wolln wir alles knick'n und knacken,
Und in kleine Stücke zerhacken,
Und seng'n und brennen weit und breit
Zu unsrer Seelen Seligkeit.

Mein! sag'n Sie mir, ihr Herrn Censores,
Wären das wohl vernünft'ge mores?
Und wär' das nicht gewüthet frei
Wid'r alles Recht und Polizei?
Nun, wollte man denn heißen Wuth
So zu vergießen Christenblut?
Warum soll man nicht heißen Wuth
So zu vergießen Türkenblut?
Sind gut und bös zweideut'ge Sachen?
Und was grad ist krumm zu machen,
Wenn's jener oder der gethan?
Kömmt's auf ein Stückchen Vorhaut an?
Eins, weiß ich wol, ist außer Streit:
Die Herren Bischöf' unsrer Zeit
Die würden, ihre Heerd' zu schützen,
Alsdann nicht viel im Panzer schwitzen;
Denn jetzund mach'n sie's nicht mehr so,
Und schwitzen lieber anderswo.

Darf ich Ihnen noch eines sagen?
Hätt'n wir gelebt in jenen Tagen,
Da mancher Ritter gab zur Stund
Haus, Hof und Acker für ein Pfund,
Und sprach zu seinem Weibe da:
Ich werd ein Fürst in Syria,
Dann schick' ich Dir einen Gesandten,
Der Dich mit unseren Trabanten
In Wagen von Silber und Gold
Bringt nach dem Fürstenthum gerollt.
Laß Dich indessen nicht gereuen
Den Leib mit Hunger zu casteien,
Denn was wir han, ist alles nöthig
Damit ich reise gen Venedig.
Wenn dann nach etwan zweien Jahren
Der Ritter kam zurückgefahren,
Ohn' Gesandten, ohn' Königreich,
An Armuth einem Bettler gleich,
Und fand zu Haus das liebe Weib
Mit einem Kind in ihrem Leib:
Hätt'n wir gelebt in jenen Tagen,
Sag' ich, ich mein', wir hätten klagen
Gehört wohl manchen armen Tropf,
Wenn er sich kratzte hinterm Kopf:
Hätt' ich doch nur das Bein gebrochen,
Eh' ich aus meinem Haus gekrochen!
Der Henker hat mich wol geritten,

Daß ich bin üb'r die Schwell' geschritten!
Was juckte mich nur für ein Grind,
Daß ich verließ mein Weib und Kind,
Und gab mein Haus in fremde Hand?
Der Teufel hol' das heil'ge Land,
Und Alle, die mich hingetrieben!
Da mir nun nichts ist übrig blieben
Als Hörner und ein Indulgenz,
Und Schläg' und etwas Pestilenz.
Hörte man nun in jenen Tagen
So manchen Ritter also klagen,
Warum kann ich in diesen Tagen
Nicht auch ein alt'rum tantum sagen?
Der ich es nach so langer Zeit
Thu' mit so viel Bescheidenheit!

Nun will ich Ihnen zeigen an,
Wie groß' Unrecht Sie mir gethan.
Es lebt ein alter Versifex
In oder bei dem Ländlein Gex.
Soll ich ihn deutlich nennen? Er
Mit einem Worte heißt Voltair'.
Ist ein Franzos, ist weltbekannt.
Der hat geschrieb'n mit seiner Hand
Mehr, als der ganze weise Rath
Zu Straßburg je gelesen hat.
Nun unter seinen Opera
Ist eines, heißt Historia.
Da steht ein langes, lang Capitel,
Geschrieben unter diesem Titel:
Von den Fahrten nach Morgenland;
Ist voller Klugheit und Verstand.
Da kämmt er nun die Herr'n herunter,
Daß man dran hat sein' Freud' und Wunder,
Und zeigt, was das für eine Schaar
Von Narren und von Räubern war.
Die kamen in ein armes Land
Wie wilde Thiere hergerannt;
Lebten in aller Schwelgerei,
In Falschheit, Mord und Hurerei,
Daß soch' ein abscheulich Geschmeis
Niemals war auf dem Erdenkreis;
Da sagt er vor den Päpsten frei,
Und vor der ganzen Clerisei
Sachen, die so zu Herzen gehn,
Daß ein'm die Haare zu Berge stehen.

Hingegen einen Salatin
Malt er so tapfer und so kühn,
So liebreich und so edelmüthig,
So billg, so gerecht und gütig,
Daß, eh' man noch daran gedacht,
Er einen selbst zum Türken macht,
Und daß man mit den armen Tropfen
Die Christen möchte helfen klopfen.
Dies Buch ist nun in manchem Land
Gedruckt und allerwärts bekannt,
Und ist wol auch in Ihrer Stadt
Hier und da einer, der es hat.
Ferner ist einer, Robertson,
(Ich führ ihn in den Noten an)
Der ist ein Priester in Schottland,
(Liegt noch weit hinter Engeland),
Der schrieb ein Büchlein suae linguae
Von dem Kaiser Carolus quinque.
In solchem sagt er unverhohlen,
Was ich von ihm nicht hab' gestohlen,
Sondern entlehnt und extrahirt,
Daher ich ihn dann auch citirt.
Das Buch, das ward so hoch geschätzt,
Daß es ein Franzman übersetzt,
Und solches mitten in Paris
Von Wort zu Worte drucken ließ.

Aus allem dem zieh' ich den Schluß,
Daß es doch wohl erlaubt sein muß
Zu sag'n, ob vor sechshundert Jahren
Die Leute recht bei Sinnen waren,
Und daß den graden Weg zu wandern
Mir so frei steht als einem andern.
Soll denn uns Straßburgern allein
Alle Vernunft verboten sein?
Wollen denn Sie mit Ihrem Klügeln
Der Wahrheit Thür und Thor verriegeln?
Sind denn in Holland und so weiter
Alle Censores Bärenhäuter?
Die drucken lassen ohn' Verstand
Was ihnen nur kommt vor die Hand?
Und wenn denn Robertson sogar
Selbst in Paris gedrucket war,
Wollen denn Sie sein klügre Geister,
Als Ihre Herr'n und Ihre Meister?

Ja, sagen Sie, da frägt sich nicht,
Was dieser oder jener spricht.
Der Robertson der ist ein Ketzer,
Der Voltaire ist ein loser Schwätzer,
Der treibet nur (verzeih's ihm Gott!)
Mit Heiligen und Wundern Spott,
Wie davon lautet der Bericht,
Denn wir lesen ihn selber nicht.
Wir ehren mit Respect gewiß
Die königliche Stadt Paris.
Allein das wissen alle schon,
Daß sie doch ist ein Babylon,
Darinnen sich die Atheisten,
Theisten und Materialisten,
Wie auch die Encyklopädisten
Wie Würmer in dem Käse nisten.
Und was geht uns das Alles an,
Was man in Holland drucken kann?
Genug, wir zahlen, was wir sollen,
Und drucken nichts als was wir wollen;
Und haben unsre Sorge drum,
Daß Niemand giebt ein scandalum
Unsrer geliebten Bürgerschaft;
Das sollen wir nach Eideskraft
Die Privilegien zu erhalten,
Die da sind von den lieben Alten
Auf uns gebracht, zu bleiben so
An Geist und Hab in statu quo.
Darum sind wir hochweise Herr'n.
Dies ist der Priv'legiorum Kern,
Dran soll'n wir halten ohne Zweifel;
Die andern gehn ja doch zum Teufel.
Drum sei Du nur vom Herzen froh,
Daß dies ist abgelaufen so,
Und wir Dein Buch und Deine Noten
Nur hier zu drucken han verboten,
Noch Dir gegeigt ein' andern Tanz,
Du Schandfleck Deines Vaterlands!

Man gönne mir ein Wörtlein blos.
Das Aergerniß war ja nicht groß.
Von Hunderten, ich wollte wetten,
Die das Brieflein gelesen hätten,
Wären wol nicht der Bürger drei,
Die wüßten, was die Meinung sei.
Denn ich gesteh' es ohne Lügen,

Das Werklein, das war zu verstiegen,
Da waren allzuviel Historica,
Politica, wie auch Rhetorica,
War nicht nach Meistersänger Weis',
Die man bei uns erhält mit Fleiß.
Und welcher ein straßburgisch Blut
Soll treu verbleiben wohlgemuth.
Allein Sie hören mir schon an,
Daß ich mich doch noch bessern kann,
Noch nicht ruchlos in meinem Sinn,
Noch kein verstockter Sünder bin.
Bußfertig komm' ich armer Gauch,
Und häng' den Kopf bis auf den Bauch;
Bitt', weise Herrn! wollt mir verzeihen,
Daß ich dergleichen Lästereien
Gesetzt hab', leid'r! in meine Schrift,
Und bald hätt' viel Unheil gestift',
Und wollen Sie nun den Herrn Stein
Lassen drucken mein Briefelein,
So kann, ohn' den Sinn zu verletzen,
Man unvorgreiflich also setzen:
Der kluge Pfaff that große Wunder.
Das reimt zwar freilich nicht auf eckte.
Thut nichts! Man kann für die Licenz
Mir geben ja ein Indulgenz.
Man kriegt sie doch um's Geld zur Frist
Für größre Böck' als dieser ist.
Ferner, anstatt' der frommen Wuth
Kann man setzen: Der fromme Muth.
Den Aberglauben weggelassen.
Es wird sich leicht was anders passen.
Und statt der Tollheit kann man frei
Setzen Weisheit; s'ist einerlei.

Im Uebrigen versprech' ich hier,
Daß ich hab vorgenommen mir
Keine Geschichte mehr zu lesen,
Wenn ihr Autor kein Mönch gewesen;
Kein Buch, das nicht im Titel führt,
Daß es zu Straßburg ist censirt,
Und da man also nie risquirt
Daß man den Mutterwitz verliert.
Ferner, dieweil zu diesen Tagen
Man ist mit Blindheit ja geschlagen,
Und läßt nunmehr das heil'ge Land
In der verruchten Türken Hand,

So will ich, statt zu ziehn vom Leder,
Sein ein Kreuzfahrer mit der Feder,
Will, wie Heiden und Saracenen,
Die Robertsons und Voltairs höhnen;
Die haben mich unschuldig Blut
Verführt durch ihren Uebermuth.
Endlich will ich statt solcher Fachsen
Nichts lesen weiter als Hans Sachsen,
Und suchen, daß ich werde ganz
Ein Idiot und Alefanz
Zur Ehre meines Vaterlands!

Heinrich von Nicolai wird wiederholt vor unser Forum geladen werden und uns dann weiter erkennen lassen, wie unverdient er von den meisten modernen Literarhistorikern in den Hintergrund gedrängt worden.

Jetzt betrachten wir endlich den Cyklus komischer Personal-Satiren, welche sich vornehmlich um die Namen Goethe, Wieland, Friedrich Nicolai und Schiller gruppiren. Jegliche Erwägung muß dahin bestimmen, mit ihnen unsern ersten Abschnitt zu schließen. Angesichts der unendlichen Menge Dessen aber, was insonderheit über unsere sogenannten Duumvirn geschrieben, und Hinblicks einer Ausbeutung derselben, die uns schier mit der gleichen Entrüstung erfüllen möchte, welche Luthern, eines Tages gewahrend, wie seine eifrigen Anhänger auch jede von ihm beim Glase Wein gethane Aeußerung zu einem Erntefuder sammelten, zu dem Ausrufe hinriß: Ihr Esel! müßt ihr denn allen Dreck auffangen, den ich fallen lasse? — ich sage, bei solcher Bewandniß können wir uns hier an einem verhältnißmäßig kurzen Verfahren begnügen.

Vorausschicken wollen wir dann noch, daß wenn Zweifel obwalten, wem von beiden Dichterkoryphäen die Superiorität gebühre, wir auf unserm Gebiete den Probirstein erlangen, der alle Ungewißheit beseitigt. Denn es ist eine über alle Bedenken erhabene Wahrheit, daß, wie überhaupt kein künstlerisches Schaffen erreicht werden kann — ohne jegliche Befähigung zum Komischen, das künstlerische Schaffen nach der Stärke dieser Befähigung bemessen werden muß. Große gestaltende Kraft mit so vorherrschender Richtung auf das Tragische, daß das

komische Vermögen darüber zu keiner Potenz gelangt, berechtigt wol zu dem Rückschlusse auf ein selbst eminentes Talent und zu der Offenbarung exemplarischer Leistungen, niemals aber, will man kein bloßes Spiel mit Worten und Begriffen treiben, auf Genialität und zu Werken, denen wir den Stempel der Klassicität aufprägen dürfen. Die exemplarische Schöpfung ist ein Muster ihrer Zeit, die klassische Schöpfung ein Muster ihrer und der folgenden Zeiten. In jener gipfelt die Kunst, lediglich sofern wir rückwärts schauen; an dieser leitet uns ein sicheres Gefühl, daß sich noch die Kunst der Zukunft daran aufbauen und vergleichen werde. Die exemplarische Schöpfung ist eine Markscheid, die klassische zugleich Richtscheid; jener involvirt ein monumentales, dieser daneben ein kanonisches Ansehen.

Anders würde es sich verhalten mit dermaßen vorherrschender Richtung auf das Komische, daß das tragische Vermögen darüber zu gar keiner Potenz gelänge. Eine so leidige Präponderanz würde nicht blos das Abhandensein jedweden künstlerischen Talents darthun, sondern auch nur das absolut Unerträgliche produciren. Indeß ist ein solches Verhältniß blos denkbar, nicht wirklich; dialektisch aber nicht materiell möglich, weil wider das Naturgesetz aller Dinge und also auch der geistigen Bethätigung, das in allen Seinsformen die Negation und den Schmerz in irgend einem Grade schlechterdings zur Erscheinung und zum Bewußtwerden zwingt. So giebt es denn in der Dichtkunst — sie allein geht uns hier an — keine komische Schöpfung ohne irgend ein decidirendes Bestandtheil der Tragik und die davon untrennlichen idealen oder abstracten Gemüthsbewegungen.

Je mehr vornehmlich dem dramatischen Dichter nach einer Seite hin die schöpferische Thätigkeit der Natur Muster wird, je klarer sein Blick für das Leben des Individuums wie der Menschheit, um so näher kann er den höchsten Zielen der Kunst treten. Zwar schafft die Natur, wie die moderne Wissenschaft überzeugend lehrt, absichtslos, unfrei, mechanisch, formalistisch, fördert neben Dem, was unsern Vorstellungen als zweckmäßig gilt, zahllose Unregelmäßigkeiten und Zweckwidrigkeiten zu Tage; aber sie entwickelt fortwährend aus den mannigfaltigsten Relationen ein Ganzes, amalgamirt alle Seinselemente, assimilirt

alle Gegensätze. Darin soll sie dem Dichter Muster sein. Analog kreist das geschichtliche Leben des individuellen Ichs wie das der Gesellschaften, Staaten und Völker in unaufhörlicher Verschmelzung von Heterogenitäten. Doch nur dem Genie ist beschieden es der Natur gleich zu thun, nur das Genie vermag das weltbewegende Verfahren auf seine Werke harmonisch zu übertragen, lediglich das Genie verfügt über wenig unterschiedene oder ebenmäßige Macht des Tragischen und Komischen, lediglich das Genie hat es in der Gewalt in die vom Sturm der tragischen Leidenschaften aufgewühlten schrillen Dissonanzen die Assonanzen des Humors so zu verweben, daß sie zusammenklingen in Accorden wahrer Katharsis, austönen zu rhythmischer Sühne, unsere Vorstellungen vom Schönen wie das Gefühl von der sittlichen Berechtigung allgemeiner Ausgleichung befriedigend.

Gerüstet mit der höchsten Macht des Tragischen wie Komischen schuf in bewunderungswürdiger Unvergleichlichkeit Shakespeare, und nur Einer schwang sich in die Nähe der Sphäre seiner Allgewaltigkeit: — Goethe im Faust.

Ganz aus der Parallele aber fällt Schiller. Er war kein Genie, wie jene, sondern nur ein Talent, obgleich ein solches, das alle poetischen Talente vor und neben ihm in Abstand brachte. Nicht fehlte ihm jedweder komische Fond, aber soweit er ein ihm eigenes Pfund erweist es sich als ein allzuleichtes, mit welchem er nicht einmal recht zu wuchern versteht; und soweit er in's Gewicht fällt, als ein blos nachgemünztes. Bald wirft er es in Verkennung der höchsten Aufgaben der Kunst mißachtend bei Seite. Seiner ganzen Natur nach der letzten Einsicht in das wahre Wesen des Menschen und der Gesammtexistenz widerstrebend; unzugänglich für den unsterblichen Gedanken, zu welchem der platonische Sokrates bei jenem Symposion Aristophanes und Agathon bekehrte, daß der Dichter tragisch und komisch in Einem gestalten müsse; unfähig für ein profundes Studium Shakespeare's, setzte er die wahre dramatische Tiefe in das kothurnbeschwingte Pathos der zerflossenen Unbestimmtheit eines dualistischen Idealismus, andrerseits in Nachahmung des antiken Geschmacks, der sogenannten einfachen griechischen Tragödie, welche die Komik aus sich selbst verbannte. Doch der griechische Geist ist nicht der unsere, die Anschauungsweise

einer zu Grabe getragenen Welt hat alle Berechtigung auf neues Leben verloren. In der Reinheit der dramatischen Kunst der Alten kann sich für uns nur die Leerheit spiegeln. Und abgesehen davon, wie sehr Schiller in solchen Versuchen seine Muster verfehlte, ließ er auch unbeachtet die Bedeutsamkeit, daß die Alten, die gewaltthätige Wirkung ihrer halbscheidigen Tragik erkennend, dem absoluten Bedürfniß nach realistischem Gegengewicht durch ein komisches Abhärens, das unmittelbar folgende Satyrstück genügten.

Wollen wir beipflichten, daß Schiller der größte tragische Dichter der Deutschen war, so war er es doch nur, und nur groß in der Einseitigkeit der abstracten Tragik, nimmer in tragischer Totalität. Wer von ihm anders als negativ lernen wollte, hieße die Kunst rückwärts treiben, nicht vorwärts.

An Goethe indeß ist positiv zu lernen.

Daß Goethe (1749—1832) bei seinem kritischen Hange und von schärfster Beobachtungsgabe unterstützten Bestreben, dem Zusammenhange der Dinge auf empirischen Wege nachzuspüren, sich in seinen komischen Productionen vorwiegend der Satire zuneigen mußte, ist keine neue Bemerkung. Doch nicht allen gebührt ein hoher Preis, ja die dialogisirte Farce: „Götter, Helden und Wieland" (Leipz. 1774 u. ö. Werke, Ausg. l. H. XXXIII.), hervorgerufen durch Wieland's Alceste, durfte sich über den von Nicolai erhobenen Vorwurf der Plattheit und Unanständigkeit nicht beklagen. Köpert hat diese Mißlungenheit in einer fleißigen Monographie behandelt*), deren geschichtlicher Inhalt hie und da Adoption gestattet, nicht aber so deren kritischer, der in manchen Stellen an der Unmöglichkeit des Beweises dort documentirter genialer Komik schlechterdings verunglücken mußte.

Richtigen Blickes die scenische Wirksamkeit der euripideischen Alceste erkennend, war Wielands Gedanke, ein Singspiel daraus zu fertigen, durchaus kein unglücklicher. Der Reichthum an stofflich dargebotenen Gefühlsäußerungen eignet sich ohne Frage zu musikalischer Darstellung. Indeß auch kein neuer. Schon 1680, 1693 und 1719 wurden textlich nachgebildete Opern aufgeführt. Musikkenner erinnern sich hierbei an Gluck. Hin-

*) S. Jahresbericht des Gymnasiums zu Eisleben 1863/64 I.

sichtlich des Stoffs also hatte Wieland keinen Fehlgriff gethan. Desto mehr aber irrte er sich in seiner dramatischen Begabung, wie in der Fähigkeit das griechische Alterthum in vollkommener Weise zu reproduciren. Ein sehr verzeihlicher Irrthum freilich, denn bereits waren von ihm Agathon, Musarion und die Grazien geschrieben und von der Majorität des literarischen Publicums als Regeneration des klassischen Alterthums gepriesen worden. Erklärlich also, wenn Wieland sich berufen glaubte, besser als seine Vorgänger ein antikes Sujet zu erneuern. Ein bahnbrechendes Meisterwerk wähnte er geschaffen zu haben. Mit großer Emphase streicht er sein ärmliches Singspiel in Briefen an Heinrch Jacobi heraus, ja er ist so eitel, des Euripides Alceste gegen die seinige in Schatten zu stellen. Dies und die einseitigen, tadelnden Anmerkungen, mit denen er seine Uebersetzung Shakespeare's ausstaffirt hatte, reizte Goethe und den um ihn geschaarten Freundeskreis. Aber es kam noch ein anderer Beweggrund, den Herausgeber des „teutschen Merkur" abzustrafen, und wir müssen es loben, daß sich Köpert nicht gleich Andern dieses Motivs entschlug. Dies ist neben der Haltung des eben genannten Journals die Recension über Goethe's Götz von Berlichingen (III. 3. 267 ff.), welche ihn, wie ein Vergleich lehrt, weit über Gebühr verdroß. Ohne Zweifel entschied diese Recension die persönliche Haltung jener Farce, die Gröblichkeit mit welcher er Wieland selbstredend dort einführt. Wer sich hiernach ein Bild von diesem machen wollte, müßte sich wirklich einen einfältigen Tropf vorstellen. Goethe's Polemik gegen die albern modernisirte Alceste und die kurzsichtige Anmaßung ihres Verfassers war vollkommen gegründet, allein nicht die das Maaß des Gesitteten und Anständigen weit überschreitende Art, in der sie erfolgte. Persönliche Gereiztheit und ungeläuterter Uebermuth verdarben die ganze Anlage jener Satire, und die Eilfertigkeit ihres Entstehens — in ein paar Stunden — prägt sich ebenso in der Diction wie in dem matten Witz aus. Wenn es Heinse in einem Briefe an Gleim beliebte, in ihr ein Werk von herkulischer Stärke zu erkennen, wenn man's recht, Zeile für Zeile durchdenke und durchfühle, so vergriff er sich in der Wahl des Ausdrucks; er hätte schreiben sollen: wenn man subjectiv zwischen den Zeilen denkt und fühlt. Dies war ihm natürlich erlaubt, aber der objective Maaßstab ist ein

anderer. Keinem noch so elenden Buche kann auf solche Weise die „herkulische Stärke" entgehen. Gervinus sagt, Goethe habe es noch gnädig gemacht. Das ist so hingeworfen, ohne rechtes Bedenken. Im Unrecht ist nie Gnade. Die Flegelei einer von Kraft strotzenden Jugend, von einem bekannten emsigen Commentator in der berufenen Farce gespürt, wird darum auch nichts Besseres, daß er sie mit dem blauen Dunst einer sogenannten Göttlichkeit anlaufen läßt. Wir danken für diese Göttlichkeit, sobald wir davon getroffen werden. In Verurtheilung des unsittlichen Gebahrens, die Schwachheiten und Vergehungen der Besten und Größten zu idealisiren oder in nebelgraue Farblosigkeit zu verschwemmen, die der Kleinen und Halbgerathenen hingegen mit den grellsten Tinten aufzutragen, sollte man nimmer rasten. De mortuis nil nisi — vere. Von gleichem Rechtsgefühl gleiche Behandlung für Alle. Ebenso verwerfen wir den Honigseim, welcher Abeken's Aeusserung entglimmt, in jener Farce ströme der Erguß des Jünglings der Sturm- und Drangperiode hin, der freilich von Winkelmann's edler Einfalt und stiller Größe weit entfernt gewesen. Wir verwerfen ihn, so lange man für Andere bei ähnlichen Thatsachen Wermuth und Höllenstein bereit hält.

Den immer wieder zu maßvoller Besonnenheit rückkehrenden Goethe schmerzte die Scandalschrift übrigens mehr als Wieland. Er hatte das Manuscript an Lenz nach Straßburg geschickt und nach einigen Hin- und Wiederschreiben die Erlaubniß zur Druckbeförderung ertheilt. Wie man hinterdrein behaupten konnte, die Veröffentlichung wäre von Lenz voreilig betrieben, wie ferner Goethe selber auf die Verdächtigung eines Frauenzimmers hin, der Friederike Brion, erwähnen durfte, sie sei einer von dessen ersten Schritten gewesen, ihn öffentlich bloßzustellen, ist nicht wohl einzusehen. Gruppe, Lenzens neuester Biograph, weist mit allem Fug diese Beschuldigung entschieden zurück.

An seine Freundin Johanna Fahlmer schrieb Goethe: „Ich muß Ihnen melden, daß ein gewisses Schand- und Frevelstück, ‚Götter, Helden und Wieland', durch öffentlichen Druck vor kurzem bekannt gemacht worden. Ich habe der Erste sein wollen, Sie davon zu benachrichten, daß wenn Sie etwa darüber mit dem Verfasser zu brechen Willens wären, Sie's de bonne grace

thäten, und ohne weiter zu brummen und zu mutzen, ihm einen Tritt vor'n H— gäben und sagten: Schert Euch zum Teufel, ich habe nichts Gemeines mehr mit Euch." In einem Briefe an den dänischen Consul Schönborn in Algier nennt er die Farce „ein schändlich Ding, worin er Wielanden auf eine garstige Weise über seine moderne Mattherzigkeit in Darstellung jener Riesengestalten der markigen Fabelwelt turlupinire." Und ebenso spricht er gegen seinen Freund Kestner von dem „garstigen Zeuge" das über seine Berechnung Lärm errege.

Bei der ungemeinen Beliebtheit, welche Wieland im großen Publicum fast durchgehends genoß, konnte der Eindruck jener Satire in den meisten Kreisen kein günstiger sein. Von den Gegnern Wieland's aber wurde sie mit desto günstigerer Befriedigung aufgenommen. Liegen gleich keine directen Zeugnisse vor, müssen wir dennoch annehmen, daß außer Goethe's speciellem Anhange auch die jugendlichen Dichter des göttingschen Hainbundes von diesem Angriffe gegen den ihnen durch seine vermeintliche frivole Richtung verhaßten Wieland nicht übel erbaut waren. Sie hatten ja in feierlicher Sitzung am 2. Juli 1773, dem Geburtstage ihres Abgottes Klopstock, nachdem sie von Freiheit, Deutschland und Tugendgesang geschwärmt und tapfer dazu Rheinwein gezecht, Wieland's komische Erzählungen und Bildniß aus Schmid's Almanach verbrannt.

Der von den jungen Titanen so insolent Getroffene benahm sich übrigens höchsten Grades klug und einsichtig, so tactvoll, daß er seinen Widerpart beschämte. Schon die Göttinger Narrethei fertigte er gelegentlich mit einem simpeln Scherz ab. Nur darf daraus nicht gefolgert werden, daß er der Oeffentlichkeit gegenüber die nöthige Ruhe und würdige Haltung immer bewahrt oder gewöhnliche Revanchen consequent verschmäht hätte. Er konnte sich zum äußersten Zorn hinreißen lassen, wie beispielsweise in dem Kriege mit Nicolai ob dessen Bunkel, wo auf beiden Seiten gleichsam die Fetzen umherflogen. So finden wir denn im Junihefte des „teutschen Merkur" vom Jahre 1774, mithin sehr bald nach dem Erscheinen der Goetheschen Farce, dieselbe an zwei Stellen in durchaus aristokratischer Weise besprochen. Zunächst geschah dies in seiner Recension des Götz von Berlichingen, in der er den Verfasser gegen verschiedene Vorwürfe, welche die von uns bereits gedachte, nicht von ihm

herrührende Beurtheilung gegen das Stück erhoben hatte, in Schutz nimmt, vornehmlich größere Klassicität der Form ihm empfehlend. In der Einleitung nun zu dieser eingehenden Besprechung des damals Epoche machenden Dramas sagt Wieland: „Was ich versprochen, will ich jetzt thun, wiewol ich leicht voraussehe, daß manche wunderliche Leute Aergerniß daran nehmen und mir übel ausdeuten werden, daß ich Gerechtigkeit gegen einen Menschen ausübe, der es, wie sie sich einbilden, nicht um mich verdient hat. Gerechtigkeit braucht niemand von uns zu verdienen, dächte ich, wir sind sie einem jeden schuldig, dem Teufel selbst, wie das Brokardikum sagt. Ein Autor ist darum nicht gleich ein Duns, weil er unbillig oder unartig gegen uns ist; und warum sollte ein böser Mensch (gesetzt auch, daß einer, der uns nicht liebt, darum gleich ein böser Mensch sein müßte,) nicht ein gutes Werk schreiben können? — Aber, sagt man, es kommt doch so heraus, als ob ihr einen Autor, der euch übel mitgespielt hat, bestechen wollet, wenn ihr ihn lobt. — Ich muß gestehen, daß mir nie in den Sinn gekommen ist, daß man so etwas vermuthen könne. Mein ganzes Betragen, seitdem ich mich als Schriftsteller in die Welt gewagt habe, sollte, dächt' ich, mich gegen einen solchen Argwohn schützen. Und wozu hätte ich nöthig, mir durch niederträchtige Mittel Freunde machen zu wollen? Oder, wie sollte ein Mann, der nicht ohne Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens ist, sich nur einfallen lassen können, daß jedermann das Beste von ihm denken, daß niemand schief, oder hämisch, oder übereilt, oder parteiisch von ihm urtheilen werde? Freilich wäre zu wünschen, daß die Schriftsteller einander wenigstens mit Anständigkeit behandeln, ihre Talente nicht zur Befriedigung kleiner Leidenschaften mißbrauchen, und den Stand der Gelehrten nicht durch ihre eigene Bemühungen in den Augen der Weltleute verächtlich machen möchten. Aber wie viele Dinge wären nicht zu wünschen? Wenn Wünsche Pferde wären, wer würde zu Fuß gehen — sagt ein Englisches Sprüchwort. — Ferne sei es also von mir, daß ich den Verfasser des Götz von Berlichingen — der eine eigene Freude daran haben soll, Personal-Satiren auf den Ersten den Besten, der ihm in den Wurf kommt, zu machen — durch diese kleine Apologie bestechen wollte, meiner zu schonen, wenn es ihm einfallen sollte, in einem Anstoß von

Laune sich lustig mit mir zu machen! Ich gönne einem jeden seine Freude; und wiewol der Muthwille an einem Knaben eine Unart ist, so wünschten ich mir doch keinen Jungen, der nie in dem Falle wäre die Ruthe zu verdienen. Junge muthige Genien sind wie junge muthige Füllen; das strotzt von Leben und Kraft, tummelt sich wie unsinnig herum, schnaubt und wiehert, wälzt sich und bäumt sich, schnappt und beißt, springt an den Leuten hinauf, schlägt vorn und hinten aus, und will sich weder fangen noch reiten lassen. Desto besser! Denn wenn es ut iniquae mentis asellus die Ohren sinken ließe, würde jemals ein Bucephalus oder Brigliador daraus werden können? Praecipitandus est liber spiritus — da ist kein anderes Mittel! Man muß die Herren ein wenig toben lassen; und wer etwa von ungefähr von ihnen gebissen oder mit dem Huf in die Rippen geschlagen wird, betrachte sich als ein Opfer für das gemeine Beste der gelehrten Republik, und tröste sich damit, daß aus diesen nämlichen wilden Jünglingen, sofern sie glücklich genug sein sollten in Zeiten auszutoben, noch große Männer werden können, wiewol dies freilich dem einen und andern schon mißlungen ist, und auch fernerhin zuweilen mißlingen dürfte."

In noch feinerem Sinne war die in demselben Hefte des Merkur enthaltene ironisirende Empfehlung des Libells. „Der Herr D. Goethe," — heißt es dort — „nachdem er uns in seinem Götz von Berlichingen gezeigt hat, daß er Shakespeare sein könnte, wenn er wollte, hat uns in dieser heroisch-komisch-farcikalischen Pasquinade gewiesen, daß er, wenn er wolle, auch Aristophanes sein könne. Denn so wie es ihm in diesem kritischen Wrexkekek Koax Koax beliebt hat mit Wieland und Wieland's Alceste sein Spiel zu treiben, so trieb es Aristophanes ehemals mit dem nämlichen Euripides, welchen Herr Goethe hier, mit der ihm eignen Laune, dem Verfasser des Singspiels Alceste auf den Kopf treten läßt. Wir empfehlen diese kleine Schrift allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persifflage und sophistischem Witze, der sich aus allen möglichen Standpunkten sorgfältig denjenigen auswählt, aus dem ihm der Gegenstand schief vorkommen muß, und sich dann recht herzlich lustig darüber macht, daß das Ding so schief ist."

Damit war die Sache abgethan, und ein begütigender Brief Goethe's stellte dann zwischen Beiden ein Verhältniß her, das

in ihrem langjährigen Zusammenleben in der damaligen Capitale der deutschen Literatur immer ein freundliches verblieb.

Wieland erkannte und bekannte auch später seine mangelhafte dramatische Befähigung selber. So sagt er in einem Briefe an Merck, er verwünsche den Augenblick, wo er für seine Sünden auf den Einfall gekommen sei, sich in ein Fach einzulassen, wovon er nichts verstehe, und wofür er, wie ihm scheine, gar keinen Sinn besitze. Dasselbe wiederholt er in einem andern Briefe: „Nach dieser letzten mißlungenen Probe (— der Oper Rosamunde —) erkenne und bekenne ich vor Gott und Menschen, daß ich weder Sinn noch Talent für dramatische Compositionen habe."

So wenig die in Rede gestandene Farce zu den dramatischen Productionen zählt, da ihr die wesentlichsten Bedingungen der dramatischen Composition und alles dramatische Interesse abgehen, eben so wenig die kleine Piece: „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. Carl Friedrich Bahrdt." (Gießen. 1774. Werke XIII.) Keineswegs dem Rationalismus abhold, störten Goethe doch die theologischen Neuerungen, wie sie z. B. Bahrdt trieb, in den poetischen Illusionen, die er in die Bibel hineintrug, und so rächte er sich dafür an dem renommirtesten Vorfechter der damaligen religiösen Aufklärung, nachdem er ihn bereits in den Frankfurter gelehrten Anzeigen mehr beredt als gründlich kritisirt hatte. Indeß ist diese Vergeltung eine ganz andere, als die gegen Wieland, da sie eigentlich nicht die Grenzen eines Spaßes überschreitet, den man ohne Ueberwindung auf die leichte Achsel nehmen kann. Bahrdt faßte die sehr gemäßigte Schrauberei denn auch ganz ihrem Charakter entsprechend, also humoristisch auf; er knüpfte Goethe's persönliche Bekanntschaft an, scherzte über den Prolog, und glaubte von diesem einen Besuch für's Künftige aller Rücksicht vergewissert zu sein.

Von Goethe's anderweitiger komischer Polemik müssen wir vorläufig absehen. Ueber allen Vergleich tiefer greifend als diese insgesammt, war die Polemik, welche seine in derselben Zeit (1774) veröffentlichten, halb wahren, halb ersonnenen „Leiden des jungen Werthers" hervorriefen. Jedem ist die Conception dieses, zwar keineswegs klassischen, aber doch originellen Romans auf's Genaueste bekannt. Wir wissen, daß er eine

Generalbeichte seines Verfassers, ein Abwerfen eigner krankhafter Herzenszustände und eine frappante Darstellung der allgemeinen Gebrechen der Zeit, vornehmlich der Sentimentalitätsepidemie war: dazu in einer so hinreißenden und verführerischen Sprache, daß er ein fabelhaftes Aufsehen erregte, und eine Menge Nachmachereien und Stopplereien bewirkte. Indeß neben den nimmer wegzuleugnenden prachtvollen Schönheiten dieser Dichtung traten so manche Blößen hervor, daß Angriffe unmöglich ausbleiben konnten. Gesunde Gemüther, und keine Zeit hat deren entbehrt, mußten sich doch von dem Helden des Romans mehr oder minder abgestoßen fühlen: einem Jammerlappen nach seinem losgeschälten Kerne, der im Grunde die Seufzergeschichte eines verschrobenen Gattungssinnes abspielt, oder, wie man ebenfalls sagen kann, abspült. Seine Leiden sind blauer Dunst, urtheilte Hamann zutreffend. Und Lessing: „Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale (wie der Werther) hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, noch ein Capitelchen zum Schlusse, und je cynischer, je besser!" Es war leicht vorauszusehen, daß der Roman die Krankheit der Zeit verschlimmern statt zu deren Heilung beitragen würde, weil man sich über den Werth des Hauptcharakters täuschen mußte. Die objective Haltung des Werks, wie anderwärts schon richtig eingewendet worden, hätte Goethe nicht hindern sollen, wenigstens die Freunde Werthers sich in Briefen an ihn mit Bestimmtheit und Nachdruck über seine Selbsttäuschung aussprechen zu lassen. Dieser Mangel hauptsächlich raubt dem Werke den Werth ächter Kunst. Endlich boten auch kleine gramatikalische Verstöße und vornehmlich unangenehme provinzielle Stilmanieren Angriffspunkte dar.

Selbstverständlich nehmen wir von der Werther-Literatur nur soweit Notiz, als sie dem Komischen angehört, und verweilen zuerst bei den „Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zuletzt ein Gepräch," (Berlin 1775) welche der von uns so oft erwähnte Buchhändler Christoph Friedrich Nicolai (1733—1811) herausgab. Sein Anti-Werther ist aber nur komisch, sofern durch einen veränderten, Jedermann's Zufriedenheit herstellenden Schluß Werther's Leiden in's Lächerliche fallen, und durch das vorangeschickte Ge-

spräch des einundzwanzigjährigen Hans und zweiundvierzigjährigen Martin, mit guter Laune gepflogen in absichtlich etwas karikirtem Frankfurter Dialekt. Ersterer schwärmt für den Goethe-schen Werther, wogegen der Andere sich gegen die Charakterschwäche desselben ausläßt. Dem Genie Goethe's wollte Nicolai, von Mendelssohn zu seiner Gegenschrift ermuntert, nicht zu nahe treten, nur den Schaden beabsichtigte er zu verhüten, den sein Werk indirect veranlassen könnte, und wirklich bereits veranlaßt hatte. In literarischen Kreisen spendeten ihm darob nur Wenige Beifall, man kann eher sagen, daß sich ein überflutender Unwille gegen ihn laut machte. Doch beweist dieser Unwille nichts, vielmehr muß man sich Viehoff anschließen, daß seine im allgemeinen Publicum mit stärkster Begierde und vielem Vergnügen gelesenen Freuden Werthers ohne Zweifel zur Steuerung der grassirenden Sentimentalität das Ihrige beigetragen. Goethe, von welchem Gervinus eingesteht, daß er die Schwäche hatte, Anderer Muthwillen und Tadel eben so wenig ertragen wie seinen eigenen zurückhalten zu können, ergrimmte am Meisten darüber, da er ihn noch nach zweiundzwanzig Jahren wiederholt (in den Xenien) dafür büßen ließ. Vorläufig rächte er sich durch das äußerst derbe Spottgedicht:

Nicolai auf Werthers Grabe.

Ein junger Mann, ich weiß nicht wie,
Starb einst an der Hypochondrie
Und ward auch so begraben.
Da kam ein starker Geist herbei,
Der hatte seinen Stänkrig frei,
Wie ihn so Leute haben.
Er setzt gemächlich sich auf's Grab.
Und legt sein reinlich Häuflein ab,
Beschauet freundlich seinen Dreck,
Geht wohler athmend wieder weg
Und spricht zu sich bedächtiglich;
„Der gute Mann, wie hat sich der verdorben,
Hätt' er geschissen so wie ich,
Er wäre nicht gestorben!"

Weil Goethe geäußert, er habe „zur stillen und unverfänglichen Freude" dies kraftgenialische Gedicht verfasst, „das sich nicht wohl mittheilen lasse", glaubte Eduard Boas, es sei in keiner Weise bekannt geworden, und als er durch einen Freund

eine Handschrift aus den Papieren des berühmten Arztes Heim zu Berlin erhielt, beeilte er sich es in seinen Nachträgen zu Goethe's sämmtlichen Werken (I. 12 f.) zum angeblich ersten Male durch den Druck bekannt zu machen. Ich muß ihm jedoch, da sich die Sache anders verhält, dies zweideutige Verdienst nehmen. Goethe selber ließ, wie ich aus einer authentischen Privatmittheilung weiß, eine kleine Anzahl Exemplare in gr. 4. und Goth. Corp. drucken und den die Hälfte des Blattes einehmenden Rande mit einer Vignette versehen, welche dem Inhalte angemessen einen Mann an einem kahlen Hügel in hofirender Attitüde zeigt. Unter ausdrücklicher Voraussetzung strengster Discretion vertheilte er diese Blätter an einige seiner nächsten Bekannten, von denen wenigstens Einer die Discretion gebrochen haben muß, denn aus derselben Zeit existirt ein zweiter Druck in kl. 4 und Pet. Goth., ohne Vignette, im Texte aber vollständigst übereinstimmend, und also entweder nach einem Orginalexemplar oder sorgfältiger Abschrift gefertigt. Er trägt am Schluß die Chiffre G., wogegen der erste keinerlei Unterzeichnung aufweist*). Dann aber geschah die Verbreitung noch durch einen dritten Nachdruck in 8. und Antiqua-Typen, wovon ein Exemplar auf der Leipziger Universitäts-Bibliothek (sub Litt. Germ. 376 angeb.) vorhanden, welcher indessen blos nach einer offenbar aus dem Gedächtniß entworfenen Abschrift besorgt worden, da er schlechte Abweichungen enthält. Der Zeit nach gehört dieser Druck zweifelsohne in das achte Jahrzehnt. Boas selber kann nicht im Besitz der Handschrift gewesen sein, welche Goethe zum Druck hingab, denn in den ersten beiden Drucken sind keine Gedankenstriche, und in der fünften Zeile nicht der feinere Ausdruck, den Boas hat. Wenn der Dichter dann sagte, seine Sottise lasse sich nicht wohl mittheilen, so kann er darunter nur eine allgemeine Publication verstanden haben; inzwischen war sie nach drei Drucklegungen und wer weiß wie vielen Abschriften sicher genugsam verbreitet.

Sodann berichtet Goethe von einem prosaischen, humoristischen Dialog zwischen Lotte und dem am Leben gebliebenen, aber erblindeten Werther, worin „mit freier Vorahndung jenes

*) Ein solches Exemplar sah ich vor zwei Jahren im Besitz des Buchhändlers Adolph Werl in Leipzig.

unglückliche dünkelhafte Bestreben Nicolai's, sich mit Dingen zu befassen, denen er nicht gewachsen," geschildert. Dieser Dialog ist indessen verloren gegangen.

Von den Zurechtweisungen, die Nicolai für seinen freudigen Werther hinnehmen musste, und sofern sie ihn nicht mit Andern zugleich traf, ist blos noch nahmhaft zu machen: „Eine trostreiche und wunderbare Historia, betittult: Die Leiden und Freuden Werthers des Mannes; zur Erbauung der lieben Christenheit in Reime gebracht, und fast lieblich zu lesen und zu singen. Im Ton: Ich Mädchen bin aus Schwaben; oder auch in eigner Melodei. Gedruckt allhier in diesem Jahr, da all's über'n armen Werther her war." (1776.)

Inzwischen hatte sich der bekannte streitsüchtige Theologe Melchor Goeze in „kurzen aber nothwendigen Erinnerungen" gegen die „Charteque" Werther und dessen Verfasser das Herz wieder einmal erleichtert, wofür ihn aber ein „schwacher, jedoch wohlgemeinter Tritt vor den Riß, neben oder hinter Herrn Pastor Goeze gegen die Leiden des jungen Werther und dessen ruchlose Anhänger" (Hamburg 1775), der Lächerlichkeit preisgab. Beide Schriften sind wieder abgedruckt in „Werther in in der Hölle" (Halle 1775).

Indirect wurde Goethe angegriffen in einer kleinen Piece: „Dank für Werther's Leiden und Brief an Lottchen" (1775), welcher ein ernstes Gedicht: „Werther an Lotten, und Lotte bei Werthers Grabe" angehängt.

Die drolligste Verspottung aber, welche in demselben Jahre gegen Goethe's „Selbstbeichte" erschien und im wahren Sinne des Wortes die Runde durch Deutschland machte, ist:

Eine entsäzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther,

wie sich derselbe am 21. Dezember elendiglich um's Leben gebracht hat, allen jungen Leuten zur Warnung. Im Ton: Hört zu ihr lieben Christen &c. 1775*).

Hört zu, ihr Junggesellen,
Und ihr Jungfräulein zart,
Damit ihr nicht zur Höllen
Aus lauter Liebe fahrt.

*) Nicht erst 1776.

Die Liebe, traute Kinder,
Bringt hier auf dieser Welt
Den Heil'gen wie den Sünder
Um Leben, Gut und Geld.

Ich sing euch von dem Mörder,
Der sich selbst hat entleibt,
Er hieß. „der junge Werther",
Wie Doctor Goethe schreibt.

So witzig, so anständig,
So zärtlich als wie er,
Im Lieben so beständig
War noch kein Sekretär.

Ein Pfeil vom Liebesgotte
Fuhr ihm durch's Herz geschwind.
Ein Mädchen, sie hieß Lotte,
War eines Amtmanns Kind.

Die stand als Vice-Mutter
Geschwistern treulich vor,
Die schmierte Brod und Butter
Dem Fritz und Theodor,

Dem Lieschen und dem Kätchen —
So traf sie Werther an
Und liebte gleich das Mädchen,
Als wär's ihm angethan.

Wie in der Kinder Mitte
Sie da mit munter'm Scherz,
Die Butterschmiertenschnitte —
So raubt sie ihm das Herz.

Fuhr aus, mit ihr zu tanzen
Wohl eine ganze Nacht,
Schnitt Menuets der Franzen
Und walzte, daß es kracht'.

Sein Freund kam angestochen,
Blies ihm ins Ohr hinein:
Das Mädchen ist versprochen
Und wird den Albert frei'n.

Da wollt' er fast vergehen,
Spart weder Wunsch noch Fluch,
Wie alles schön zu sehen
In Doctor Goethe's Buch.

Kühn ging er, zu verspotten
Geschick und seinen Herrn,
Fast täglich nun zu Lotten,
Und Lotte sah ihn gern.

Er bracht' den lieben Kindern
Lebkuchen, Marzipan,
Doch alles konnt's nicht hindern,
Der Albert wurd' ihr Mann.

Des Werthers Angstgewinsel
Ob diesem schlimmen Streich
Malt' Doctor Goethe's Pinsel,
Und keiner thut's ihm gleich.

Doch wollt' er noch nicht wanken
Und stets bei Lotten sein,
Dem Albert macht's Gedanken,
Ihm träumte von Geweih'n.

Herr Albert schaute bitter
Auf die Frau Albertin —
Da bat sie ihren Ritter:
Schlag mich Dir aus dem Sinn.

Geh fort, zieh' in die Fremde,
Es giebt der Mädchen mehr —"
Er schwur beim letzten Hemde,
Daß sie die Einz'ge wär.

Als Albert einst verreis'te,
Sprach Lotte: „bleib von mir!"
Doch Werther flog ganz dreiste
In Albert's Haus zu ihr.

Da schickte sie nach Frauen,
Und leider keine kam, —
Nun hört mit Furcht und Grauen,
Welch' Ende alles nahm.

Der Werther las der Lotte
Aus einem Buche lang,
Was einst ein alter Schotte
Vor tausend Jahren sang.

Es war gar herzbeweglich,
Er fiel auf seine Knie,
Und Lottens Auge kläglich
Belohnt' ihm seine Müh'.

Sie strich mit ihrer Nase
Vorbei an Werthers Mund,
Sprang auf als wie ein Hase
Und heulte wie ein Hund;

Lief in die nahe Kammer,
Verriegelte die Thür
Und rief mit großem Jammer:
„Ach, Werther, geh' von mir."

Der Arme mußte weichen;
Alberten, den's verdroß,
Konnt's Lotte nicht verschweigen,
Da war der Teufel los.

Kein Werther konnt' sie schützen,
Der suchte Trost und Muth
Auf hoher Felsen Spitzen
Und kam um seinen Hut.

Zuletzt ließ er Pistolen,
Im Fall es nöthig wär'
Vom Schwager Albert holen,
Und Lotte gab sie her.

Weil's Albert so wollt haben,
Nahm sie sie von der Wand,
Und gab sie selbst dem Knaben
Mit Zittern in der Hand.

Nun konnt' er sich mit Ehre
Nicht aus dem Handel zieh'n.
Ach, Lotte! die Gewehre —
Warum gabst du sie hin?

Alberten recht zum Possen
Und Lotten zum Verdruß,
Fand man ihn früh erschossen,
Im Haupte stak der Schuß.

Es lag, und das war's Beste,
Auf seinem Tisch ein Buch,
Gelb war des Todten Weste.
Und blau sein Rock von Tuch.

Als man ihn hingetragen
Zur Ruh bis jenen Tag,
Begleit'n ihn kein' Kragen,
Und auch kein Ueberschlag.

Man grub ihn nicht im Tempel,
Man brannte ihm kein Licht.
Mensch, nimm dir ein Exempel
An dieser Mordgeschicht.

Der Verfasser ist Heinrich Gottfried von Bretschneider, geboren am 6. März 1739 zu Gera und gestorben am 1. November 1810 als Gubernialrath und Universitätsbibliothekar zu Lemberg. Sein Freund, der preußische Legationssecretair Ganz in Wetzlar brachte ihn auf die Idee zu diesem Bänkelsängerliede. Da er die Ausführung ein wenig verzögerte, schickte ihm Ganz eines Morgens den auf Messen und Märkten umherziehenden Leierkasten-Mann Martin König nach Usingen, wo er damals als nassau'scher Major stand, mit dem Auftrage, sich die besprochene „Mordgeschichte" zu holen. Lachend setzte sich Bretschneider an sein Pult, „um den Doctor Goethe und seinen dummen Teufel in einem Zuge zu travestiren." Wie sehr er ein Feind aller Gefühlsschwärmerei und des Aberglaubens, hat er auch in Schriften bewiesen, die unser fernerweitiges Interesse in Anspruch nehmen.

Höchst drollig sodann, aber doch incisiver, ist die folgende, sehr selten gewordene Persifflage, welche in der Werther-Literatur bei Koch, Jördens, Boas, Düntzer und Appell fehlt*):

*) Ob auch bei Nicolovius, vermag ich nicht zu sagen, da mir dessen Schrift über Goethe nicht zur Hand ist. Ich habe aber Grund es zu vermuthen.

Leben und geringe Thaten

von

Werther dem Sekretär,

Einem gutmüthig=grausigen Liebhaber,

Der sich ohne Ursach viel Ruhm erwarb,
Doch endlich durch einen Pistolenschuß starb.

Eine Historie, traurig und wein=
erlich in modischen Verselein.

Geschrieben und leider auch gedruckt in Lipzig, da man zählte 1779.

Vorrede.

Euch und mir die Zeit zu vertreiben,
Geneigte Leser, will ich jetzt schreiben
Die Geschichte vom Werther dem Sekretair,
Einem gutmühig grausigen Liebhaber.

Beim besten Willen jedoch kann ich Euch Nichts melden
Von dem eigentlichen Stammbaum unsers Helden,
Auch hörte ich noch kein einzig Wort
Ueber seinen wahren Geburtsort.

Erstes Kapitel.

vom 4. bis 17. May
ohne wesentliche Konterfey.

Da wir schon genug durch Herrn Goethe bekannt
Dem redlichen Leser, auch zu unintressant,
So wollen wir, um balde zum Schluß zu gelangen,
Gleich mit dem nächsten Kapitel anfangen.

Denn ich will Euch nicht erst verhohlen
Von Lenoren, Heiterkeit, Gegend und Wasserholen,
Ungelesnen Büchern und zurechtegelegten Kringen;
Beginnen wir lieber mit wichtigen Dingen!

Zweites Kapitel.

17. May
mit einem braven Karl, 9-fachem
Vater und fürstlichem Amtmann,
Liebe Leser, nun geht die Geschichte an.

Des Amtmanns älteste Tochter hieß Lotte
Und weil der Herrn Werther gebeten hotte
Besuche zu geben, wenn er zu Hause wäre,
So geb ich mir im folgenden Kapitel die Ehre

Drittes Kapitel.

22. May.

Zu berichten, daß des Menschen Leben nur ein Traum —
Und mancher von uns glaubt es kaum —
Wir Menschen allhier auf dieser Erden
Durch Birkenreiser und Kuchen regieret werden.

Viertes Kapitel

26. May.

Werther stärkt sich zu künftigem Herzeweh
Bei einer Wirthin mit Wein, Bier und Kaffeh
Auf dem Platze unter den 2 Linden,
Die vormals im Dorfe Wahlheim zu finden.

An einem schönen Maientage
Ein 4jähriger Knabe im Grase lage,
Als Werther zum Kaffeh am Nachmittag
Den Linden wiederum zusprach.

Der Knab' hatt' ein halbjährig Kind im Schooß,
Da kam auf beide die Mutter looß
Und erzählte manche Familiengeschichten,
Die hier nicht nöthig zu berichten.

Fünftes Kapitel.

26. May.

Werther nun kannte den Amtmann,
Nahm er sich auch seiner Lotte an
Und bei einem Balle zierlich und fein
Stieg er mit 'r in eine Kutsche hinein.

Sie hatte vorher Butterbrod geschmieret,
Wobei sie ihm sehr das Herz gerühret;
Er wagte auch mit ihr manchen Tanz
Und — verlor dabei sein Herze endlich ganz.

Dann ist er um Etwas zu verschnaufen
Mit Lotten auf und nieder gelaufen —
Stahl auch Citronen zu einem Punsch,
Ganz gegen des Wirthes Willen und Wunsch.

Denn um seine Dame zu erfrischen,
Mußte er irgend Was zu erwischen
Suchen, weil bei'm Sekretair Pecunia
In vielen Fällen nicht immer gleich da.

Eine Frau mit unbekanntem Gesichte
Sprach darauf wie mit 'n Centnergewichte
Den Namen Albert gen Lotten aus,
Zu Lottens und Werthers Verdruß und Graus.

Wer ist Albert? — fragt Werther in Liebesfieber,
Und als die große Achte vorüber
Sagt ihm Lotte offen und frei,
Daß er zwar kein Sekretair, doch verlobt ihr sei.

Sich solchen Nebenbuhlers bewußt,
Verginge Werthern jedwede Freud' und Lust,
Ruinirte auch balde die ganze Tour,
Lottens Zerren und Ziehen half nur!

Doch machte beim Pfänderspiel eine Maulschelle
Seinen Sinn und Verstand etwas wieder helle,
Bis ein Gewitter-Regen erschien,
Allwo es wieder ganz aus mit ihm.

An ein Fenster traten nun beide,
Lotte mit großem Herzeleide
Jammerte schier als stieß sie der Bock,
Nahm Werthers Hand und seufzte: Klopstock.

Was Wunder, daß Werther in Empfindungversen
Und Lottens Thränen in Wonne trank;
Jedem andern verliebten Sekretair
Es wohl nicht anders ergangen wär'.

Sechstes Kapitel.

19.—29. Juny.

Vergingen Werthern in solcher Wonne,
Daß er nicht mehr wußte, ob Mond oder Sonne,
Denn weil Lotte stets seine Besuche annahm,
Sein bischen Verstand vollends ganz abnahm.

Siebentes Kapitel.

1.—15. Juli.

In welchen Werther vor lauter Liebe so vergangen,
Daß er für menschliche Augen auf diese Zeit unsichtbar geworden.

Achtes Kapitel.

18. Juli.

In welchem es Herr Werther dem Leser gestattet, abermal von ihm wieder Notiz zu nehmen in einer zierlichen Anrede.

Lieber Leser! Was eine Laterne ohne Licht,
Und eine Waage ohne Gewicht,

Was ein Jäger ohne Revier,
Und ohne Messer ein Balbier,

Was ein Flötist ohne Flöte,
Und ohne mich vielleicht Herr Goethe
Wäre ein Weinfaß ohne Wein,
Soll der Welt nie die Liebe sein.

Neuntes Kapitel.

Heute konnt' Werther Lotten nicht sehen,
Wollte darüber vor Wehe vergehen.
Faßt vor Liebe balde den Boten beim Ohr';
Unselige Liebe! einfältiger Thor!

Zehntes Kapitel.

19. July — 21. August.

Weil Werther bei seinen Liebesgrillen
Und seinem höchst unseligen Willen
Die Sekretair-Pflichten ganz vergaß,
Macht' er seinem Herrn wenig Spaß.

Deßhalb brechen aus Werther's Augen Thränen,
Thät immer sich wieder nach Lotten sehnen,
Und da sich bei ihm nie fand die Vernunft,
So sah er in eine sehr finstre Zukunft.

Eilftes Kapitel.

28. August.

Vor lauter Liebe bestieg er die Wipfel
Und holte die Birn aus dem höchsten Gipfel.
Seine Lotte stand unten und nahm ihm ab,
Was er nicht aß, sondern hinunter gab.

Zwölftes Kapitel.

30. August & 10. September.

Nachdem er nun auf solche Weise
Sich gestärket zu einer Gesandschaftsreise,
Ging es beim Abschied bitter und schwer
Zwischen Werthern und Lotten und Albert her,

Albert und Lotte, lebt wohl Ihr beiden,
Jammerte Werther bei seinem Scheiden,
Warf dann mit verliebter Geberde
Bei vollem Mondschein sich nieder zur Erde.

Mitten unter Sterne Flimmern
Sah Lottens weiße Kleid er schimmern,
Bis Albert einen Ruck ihm gab,
Da reisete Werther endlich ab.

Zweiter Theil.

Weinet nicht, Ihr geliebten Seelen
Weinet nicht, denn Werther ist noch da,
Und ich werde Euch nun erst erzählen,
Wie es fernerhin mit ihm geschah.

Dreizehntes Kapitel.

20. October bis 19. April.

Werther war nun zwar an fremden Orten —
Doch vernünftig noch nicht geworden,
Weil er versäumte oft seine Pflicht
Und vertrug mit seinem Herrn sich nicht.

Dazu hat er für solche Einbildungskraft
Mancherlei unnöthige Bilder geschafft,
So daß der Gesandte, ein Mann von Ordnung,
Kein Gefallen fande an solcher Handlung.

Werthern manchen Verdruß das machte,
Was ihn auf den Gedanken brachte,
Endlich zu nehmen seinen Abschied,
Obgleich die Vernunft dies sehr widerrieth.

Doch als 'ne Gesellschaft adeliger Weiber
Nicht leiden wollt' den verrückten Schreiber,
Nahm aus gekränktem Ehrgeiz er
Seinen Abschied als Secretair.

Wobei der Fürst 20 Dukati ihm schickte
Und ein Prinz ihm mit den Antrag beglückte,
Nach seinem Jagdschloß zu sein ihm Gefährte,
Bis er sich anders besinnen werde.

Vierzehntes Kapitel.

5. Mai bis 11. Juny.

Doch wer auf die Dauer soll ertragen
Eine Last von lauter guten Tagen,
Muß wahrlich mit sehr starkem Gebein
Von der Natur versehen sein.

Da vollends der Fürst ein Mann von Verstand,
Es Werther endlich dringend nöthig fand

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

20. December.

Doch Werther, zu sehr in Lotten vernarrt,
Versuchte es nun auf die Art,
Lotten fortan zu finden allein
Ohne ihres Mannes Beisein.

Murmelt sinnend er zwischen den Zähnen:
Lotte ich kann mich nicht gewöhnen
Fortan zu leben ohne Sie.
Lotte seufzte, O Werther wie

Kann ich mein Gemahl so kränken
Und an einen andern verschenken,
Was dem Gemahl gehört allein;
Theuerster Werther, das kann nicht sein.

Suchen Sie doch im anderen Lande
Nach einem Ihnen werthen Gegenstande
Und wenn Sie solchen gefunden alsbald,
Ob mit Gelde, ob jung oder alt,

Kehren Sie wieder zurück hierher
Und bitte, denken nicht an Lotten mehr! —
— O dieß könnte man drucken lassen!
Thät drob Werther verzweifelt spaßen.

Hier trat Albert in die Stube hinein
Und gegen Werthern eben nicht fein,
Hielt es dieser gerathen zu gehen;
Staunet was ferner nun geschehen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Gegen Abend spürte Werther recht
Den Mangel an nöthigem Stiefelknecht,
Weil sein Bursche ihm bei der Auszіehung
Auferlegte sehr harte Prüfung.

Nachdem er sich deßhalb die Beine gerieben,
Hat er alles Ernstes an Lotten geschrieben:
„Wenn Du dieses liesest, meine Beste,
„Deckt das Grab die erstarrten Reste
„Eines der größten Liebesnarren
„So je auf dieser Erde waren.
„Liebe Lotte, in dieser Nacht,
„Wurde ich sehr von braunen Husaren geplagt,
„Deinen Mann und Dich zu ermorden,

„Ist zum Glücke nicht möglich worden,
„Auch bin ich traurig wohl schon genug
„Für ein heutiges Modebuch!
„Steigst Du je auf eine Höhe,
„Denk mich im fernerem Thale
„Ruhend nun in Liebesweheh,
„Meinem Schneider aber zahle,
„Theuerste Herzallerbeste,
„Den blauen Frack und die gelbe Weste.
„Dein getreuer Schwerenöther
„Hans Georg Friedrich Werther.“

Darauf tritt er hinaus zu dem Amtmann
Und da er ihn nicht zu Hause an=
Traf, kam er gegen Fünf in seine Wohnung
Und ohne jedwede Schonung

Beschloß er nun also sein Leben zu enden,
Thät zu Alberten nach Pistolen senden
„Zu einer Reise in fernes Land,
Um zu kuriren seinen Verstand.“ —

Doch will ich Dich, Leser, nicht weiter langweilen,
Werde demnach mich sehr beeilen
Und Dir sagen, daß endlich nun zum Schluß
Werther endete durch einen Pistolenschuß.

Wurde darauf ohne Leichengetümmel
Begraben unter freiem Himmel,
Handwerker gaben ihm das Geleit,
Kein Geistlicher hat ihn begleit.

Mensch sei nicht so verblendet, wie hier genannter Werther,
Und was auch je gescheh, werd' niemals an Dir Mörder!
Siehst eine Lotte Du, die eines andern Braut,
Dann nur sogleich nach andern Mädchen umgeschaut.

Eine possenhafte Verzerrung des Originals ist: „Die Leiden des jungen Werther. Eine bekannt wahre Geschichte. Hierin sämmtliche Arien, welche von Albert, Lotte und Werther während der traurigen Begebenheit gedichtet worden sind“ (Berl. 17 . .), mit einigen Veränderungen wiedererschienen unter dem Titel: „Die Leiden Werthers. Eine wahre Geschichte. Nebst den zur Geschichte gehörigen Liedern“ (Berlin, 18 . .), und zuletzt: „Die Leiden des jungen Werthers. Eine wahrhafte Geschichte, unter-

mischt mit den beliebtesten, auf diese traurige Begebenheit Bezug habenden Arien." (Berl. 1806.)

Auch „die Leiden des jungen Franke, eines Genies" (Minden und Frankf. 1777) müssen nach dem Wenigen, das wir darüber erfahren, als entschieden komische Gegenschrift betrachtet werden. Es ist mir nicht geglückt, ein Exemplar dieses ungemein raren Buches zu erlangen, und so können wir uns blos an Appell halten, der in seiner Compilation: „Werther und seine Zeit" wenigstens bei dieser Gelegenheit etwas bringt, das sich für uns der Mühe lohnt. Der Verfasser der fraglichen Schrift ist Johann Moritz Schwager (1738—1804) zuletzt Prediger zu Jöllenbeck in der Grafschaft Ravensberg. Auf dem Titelblatte liest man nach unserm Gewährsmann die parodirenden Verse:

Jeder Narre sehnt sich so zu lieben,
Jede Närrin so geliebt zu sein;
Aber wird das Faseln übertrieben,
Ach! so quillt aus ihm die grimme Pein.

Darunter eine Vignette, welche den Helden an einer Eiche erhängt zeigt, zu Füßen ein Buch mit der Aufschrift: Les souffrages d'un sot bien brûlé. Anfangs, sagt Apell weiter, kehrt der geistliche Herr seine rohen mit breitschmunzelnder Miene vorgetragenen Einfälle nicht allein gegen Werther, sondern er macht auch den anakreontischen kleinen Sängern den Krieg, die „immer den Amor, die Amoretten, den Zephyr und die Zephyretten, die Pyierinnen u. s. w. als Steckenpferde reiten." Wie er aber seinen Witz an unserm Roman auslässt, mögen die Leser aus nachfolgenden Stellen ersehen. Es wird nämlich von dem jungen Franke erzählt:

Er suchte sich auf irgend einem Dorfe zu etablieren, um seinen Kopf ins Gras zu legen und Mückenconcerte zu hören, wozu bei weitem nicht so viel Kopfanstrengung gehört, wie er wohl wußte, als zu den leidigen Pedantereien, womit andere junge Leute schlichteren Gehalts, dereinst ihr Brod zu erwerben gedenken, und sich wohl gar einbilden, dem Staate nützlich sein zu wollen . . . .

Ohngefähr eine Stunde von der Stadt lag ein Dorf, Wallburg genannt; da gab's hohe Nußbäume, Veilchen, Jasmin, dunkle Fichten, schlanke Ulmen, glatte Akacien, hundertjährige Eichen, melancholische Gänge von dichtem Lerchenholze und düstern Eibenbäumen. Er hatt' es irgendwo gelesen, daß das Ding so ganz hübsch wäre, und an eine

Portion Enthusiasmus dacht' er auch zu kommen, und unter aller Herrlichkeit dieser Erscheinungen zu Grund gehen zu können . . . .

Wenn andre Studenten, Pinsel und Stubenschwitzer in's Collegium gingen, so ging Franke nach seinem Dörfchen und bemerkte sich unterwegens alle schöne Distelköpfe mit inniger Behaglichkeit. Beim Wirthshause war ein kleiner Kohlgarten, der ihm überaus wohl gefiel, weil kein künstlicher Gärtner, sprach er, sondern das empfindsame Herz der Wirthin (einer gutherzigen Trulle) den Plan bezeichnet hatte . . . . Kohlsträucher und Rappsaamen standen in voller Blüte, und da er mit seinen beiden wohlgeschlizten Nasenlöchern gnug von diesem Dufte ohnentgeldlich in sich ziehen konnte, so war er nichtsdestoweniger so unersättlich, sich in einen Maienkäfer verwandelt zu wünschen, um noch mehr genießen zu können. . . .

. . . Hatte Franke nun seinen Cursum der Empfindung abgethan, so kam er halb wild und schnaubend wie ein abgetriebner Gaul in die Küche, fädmete Zuckererbsen ab, sezte sie in einem einzelnen Topfe zum Feuer, stach sich selbst sein Stückchen Butter dazu ab — und las bis seine Erbsen gar waren, als ein Säule des Staats, im Homer. Den übrigen Erdensöhnen und Erdentöchtern, die weiter nichts als einen hausbacknen Menschenverstand haben, und sich wohl gar beigehen lassen könnten, uns zu fragen: ob Franke in der Zeit nicht was bessres hätte thun können? halten wir uns nicht verpflichtet, Rede zu stehen. Nach dem Natur- und Völkerrechte kann ein jeder Narre mit seiner Kappe — und ein Autor mit seinem Helden machen, was er will. Den Homer müssen wir schlechterdings lesen, schlechterdings für den Fürsten der Dichter halten, schlechterdings göttlich finden und mit abgekürztem Odem und verdrehten Augen davon sprechen, wenn wir Geschmack haben wollen. Sollte Ossian den Homer besiegen, welches sich in 10 Jahren ausweisen wird, so will es die Nothdurft erfordern, den Letztern wie Betel zu käuen — all übrige Bücher können wir entbehren.

Wenn Franke sich seine Erbsen einverleibt hatte oder seine Kartoffeln, die er so schön mit dem Homer in der Hand kochen konnte, so spielte er mit den Kindern im Dorfe, ließ sie sich auf dem Bauche herumkriechen, theilte Wecke aus und hatte ihrer endlich so eine Menge am Halse, daß er alle Kraft und Thätigkeit nöthig hatte, mit ihnen fertig zu werden. Hierauf trank er Coffee, recht starken, versteht sich, um begeistert zu werden, und trat dann seinen Weg nach der Stadt wieder an. Weil er sein Vermögen zu empfinden nicht alle Tage gleich berechnete, so hatt' er oft noch einiges übrig, wenn er heimging, und dies verbraucht er bei einem tiefen Brunnen, von dem er sich einbildete, er sei ein patriarchalischer Brunnen, oder gar die Quelle zu Vauclüse. Er sezte sich dann auf ein Mäurchen, empfand mit Gewalt und verdrehte die Augen, als hätt' er auf dem Dreifuß gesessen. Kam gerade ein patriarchalisches Bauermensch, Wasser zu schöpfen, gleich war er bei der Hand, ihm Dienste zu thun, begaffte

es von oben bis unten, malte seinen vollen Busen ab und gab ihm einen Kreuzer für die versäumte Zeit und Gewerbe. Konnt' er einen Kuß bekommen, so zahlt' er einen Batzen und schlief die folgende Nacht gar nicht, es möchte denn sein, daß er seine Gedanken durch ein vomierendes Gedichtchen oder einen laxierenden Brief wieder von sich gab . . .

Auserlesen ist nun freilich der Witz hierin nicht, doch eben so wenig gestattet diese kurze Probe ein Urtheil über das Ganze, dem wir freilich unter jedweder Bewandniß den gemeinen und ekelerregenden Verlauf abwünschen müssen. Denn Franke — referirt Appell — schleicht sich in's Schlafzimmer seiner Geliebten, einer verheiratheten Frau, geräth in die Hände des aufgebrachten Ehemannes und es trifft ihn das Schicksal Abälard's; worauf er sich an einer alten Eiche erhängt, noch im Tode eine Reliquie seiner Geliebten, einen Nachttopf derselben festhaltend, wie's auf dem Titelblatte zu sehen ist. Zufolge seines letzten Willens, der sich in seiner Tasche vorfindet, wird er auch unter dieser Eiche begraben.

Kein Geistlicher sollte seine Asche beunruhigen —, indessen brachten es die Gesetze des Landes so mit sich, daß ihm doch durch eine öffentliche Person der letzte Dienst erwiesen werden mußte, mit welcher Niemand gern in Collision kommt, wenn er's vermeiden kann.

Den Beschluß machen die Verse:

Du beweinst ihn noch, o dumme Seele?
Rettest sein Gedächtniß von der Schmach?
Allen Narren winkt er aus der Höhle — —
Bist du einer? o! so folg' ihm nach!

Wie toll es aber auch gegen Goethe und dessen Werther getrieben wurde, außer Nicolai's Angriff brachte ihn keiner zu einer Manifestation von Unwillen.

Unberufen und zu Goethe's höchstem Verdrusse mischte sich dessen Freund, der Advokat Heinrich Leopold Wagner (1747—1779) in die allgemeine Aufregung durch anonyme Verspottung verschiedener Kritiker Goethe's und seines Gegners Nicolai in der Farce: „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten. Voran ein Prologus und zuletzt ein Epilogus“ (Göttingen 1775*) Man weiß, daß sich mehrere Umstände

---

*) Es giebt wirklich einen in demselben Jahre angeblich zu Leipzig

vereinigten, Goethen die Autorschaft derselben aufzubürden, welche abzulehnen er um so mehr Ursache hatte, als Johann Georg Jacobi und Wieland darin abgestriegelt werden, zwei Männer, von denen der erste mit ihm in intimen Beziehungen stand, der zweite eben in ein freundliches Verhältniß gezogen wurde. Nur schwer ließ man sich zum Glauben an die öffentliche Ablehnung herbei, hie und da schon deshalb, als man es für sehr unwahrscheinlich hielt, daß der Verfasser so elender „konfiskabler Erzählungen" (Wien 1774), und weiter existirte von Wagner kein selbstständiges Geistesproduct, sich die Manier und gewisse, indiscret gebrauchte Aeußerungen seines großen Freundes so zu eigen hätten machen können.

Die gegeißelten „Dramatis Personae" dieser spectaculirenden, in Erfindung ziemlich originellen, in der Durchführung erheiternden, obgleich nicht eben sehr geistreichen Farce, welche übrigens von echter dramatischer Production ganz abliegt, werden nicht wie Prometheus (Goethe) und Deukalion (Werther) mit mythologischen Namen, sondern mit kleinen Thierbildern in Holzschnitt introducirt. Und zwar: der Verleger des Werther, Buchhändler Weygand in Leipzig als Papagei, weil er gegen sein Versprechen, den Verfasser des Werther ungenannt zu lassen, ihn gleichwol im Meßkatalog bekannt machte; die gothaische gelehrte Zeitung als Gans; Senior Göze in Hamburg als Esel; Claudius und der Wandsbecker Bote als Nachteule und Frösche; der Altonaer Postreuter als ein Reiter, der an der Stelle des Kopfes, den er über den Werther verloren, ein W hat als Anspielung auf den damaligen Herausgeber Albrecht Wittenberg; der Hamburger Correspondent mit seiner halben Vignette als Löwe; Breidenbach, der Verfasser der „Berichtigung der Geschichte des jungen Werthers'" als Staar, und Friedrich Nicolai als Orang-Outang mit einem Spiegel in der rechten Tatze, der seinen eigenen Affenkopf zeigt. Die personificirten Journale „der teutsche Merkur" von Wieland und die „Iris", wo Jacobi über den Werther in süßlichste Ueberschwänglichkeit gerathen, erscheinen mit den entsprechenden Vignetten.

---

erschienenen Nachdruck, der auf dem Titel statt „Rezensenten" Reisegefährten hat, so daß das betreffende Citat in Flögel's Geschichte des Burlesken nicht als Druckfehler, wovon dieses Buch strotzt, angesehen werden darf.

Den Prolog hält „Hannswurst."

> Kans nit länger mehr ansehn,
> Wie die Kerls mit den guten W(erther) umgehn:
> Da schwatzen sie Unsinn die kreutz und die queere,
> Machen schier ein erbaulich Gepläre
> Und dies alles, wies leicht zu denken ist,
> Nur weil er nicht gewachsen auf ihrem Mist.

Prometheus befiehlt dann seinem Deukalion sich der Oeffentlichkeit nicht länger zu entziehen.

> Fort! marsch! in d'Welt hinein,
> Was soll das ewig Stubenhocken seyn?
> Thät lang genug mich am Gedanken laben
> Dich, wie ich mir's gedacht, realisirt zu haben;
> Muß jetzt auch noch zum Spaß sondiren,
> Was andre von dir räsonniren.
> S' wird zwar manch dumm Gewäsch entstehn,
> Doch laß — was extra Dummes ist auch schön.

Der Buchhändler Weygand leistet hilfreiche Hand, macht seinen Schützling flott, der aber beim ersten Schritt in die Welt hinaus von dem Chorus der Kritiker Gans, Esel, Uhu, Frösche, Reiter, Löwe, Staar u. s. f. umschwärmt wird, daß der Papagai von dem „verfluchten Raube" schier erblinden möchte, nachdem er schon vorher, wol bange um sein Gehör, ausgerufen: „Den Charivari mag der Teufel tragen." Wieland muß den Groll büßen, den Wagner wegen der ungünstigen Beurtheilung seiner Erzählungen im deutschen Merkur gegen ihn hegte; Jacobi wegen der ihm persönlich bewiesenen Geringschätzung. Am empfindlichsten jedoch wird mit Nicolai (Orang-Outang) umgesprungen.

> Das ist nun so mein Element
> Zu bauen auf fremdes Fundament.
> Thu so lang daran zimmern und käulen,
> Bis es gleicht der trajanischen Säulen.
> Denkt euch mal diesen Kopf auf jenen Rumpf,
> Und gsteht mir, seyd ihr nicht im Hirne stumpf,
> Mein Kerlchen thut besser als jene aussehn;
> Die geringste Veründrung machts Häßliche schön.
> S' giebt Freuden und Leiden und wiederum Freuden.
> Doch laß ich das Urtheil der Kenner entscheiden.
> Wer d'Nas rümpft, dem will ich schon Lauge bereiten.

Die Schlußworte der Gans sind so kräftig, daß sie Nicolai's Epitethon: „karrenschiebermäßige Grobheit" vollauf verdienten. Ende gut, Alles gut — paßt auf diese Farce in keiner

Weise. Namentlich ist der Epilog des Hanswurst, im ungewaschensten Sachsenhäuser Dialekt, an Witz so arm und hinfällig, daß er sich blos noch an der Gemeinheit aufrecht hält. Unmöglich können hier Stellen enthalten sein, welche aus Goethe's Bonmots entsprungen wären.

Will üch was sage, wolgöhrte Härrn,
Vom fulen Esel zur unbändge Märrn,
Vons Künig Löwen Mäjstät zur Gans rab,
Notirt die Lehr, die üch Hannswurst gab.
Thut doch, bitt üch ums Himmels willä,
Die gelehrte Welt nit immer mit Unsinn füllä,
Schwäzt ä bissel wenger unn denkt desto mehr
'S greicht üch wärli zur gröseren Ehr.
Müßt nit glich alle Dreck rus sagä,
Wenn ihr nit wöllt d'Schellenkapp tragä.
Sagt mer, was thät wol kumme herus,
Zögt ihr d'Jack und d'Hosen mir us;
Würd bym Teufel schön do stahn.
Mahnt ihr denn, i hätt sie umsunst an?
Wenn i wolt nacked syhn,
Steckt i mei Aersch nit selbst ninn.

Gegen den Prometheus und dessen vermeintlichen Verfasser erschien dann wieder: „Menschen, Thiere und Goethe, eine Farce. Voran ein Prologus an die Zuschauer und hinten ein Epilogus an den Herrn Doktor" (1775). Hier obsiegt, um mit Appell zu reden, Nicolai als Pygmalion über Prometheus-Goethe, und geht triumphirend von dannen, nachdem Letzterer die Hanswurstpritsche umsonst auf ihn in Stücke zerschlagen hat. Wenig Einsicht aber oder viel Parteilichkeit verräth Appell's Urtheil über die Farce, welche ihn roh und unbehülflich dünkt. Da sie parodirend sein sollte, wie schon der nach „Götter, Helden und Wieland" formirte Titel andeutet, war der Ton zum Theil vorgeschrieben. So begreifen sich denn auch einige Stellen von ungenirtester Derbheit oder des „cynischen Bonsens", welchen Goethe in jüngern Jahren an seinen Freunden zu entschuldigen wußte. Die Laune indessen ist viel drolliger als bei Wagner, die ganze Behandlung feineren Geschickes. Außer den eben genannten Hauptpersonen hat der Dialog verschiedene Recensenten unter den Thiernamen Gans, Rabe, Hund, Esel und Frosch. Deukalion-Werther ist in die Rollenliste, wenn

Zu sagen warum, und wie, und was,
Is mir wahrlich nichts leichter als das.

Drauf thät der Mann den Jung beyseit nehmen,
Thät dran so dapfer striegeln und kämmen,
Wischt den Roz ihm von der Nas' ab;
Bis er ihm völlig 'n andre Gestalt gab,
Daß er aussah nach Menschenmanir.
Und nit länger blieb 'n wild Thier.

Herr Doktor wird drüber vor Galle roth,
Stellt sich an, als hätt' er die schwere Noth,
Mögt vor Aerger fast vergehn,
Daß 'r dem Spektakel mußt zusehn.

Esel und Gans sind aufeinmal der Ansicht, daß Werther eine solche Zustutzung allerdings verdient hätte. Prometheus hingegen schäumt:

Ha Verräther! hast Deukalion vom Kopf zum Schwanz,
Mit kritschen Klauen mir gemißhandelt ganz.
Ziehst dem majestätschen Eichbaum vor die kriechende Gurke;
Hast kein Schnellkraft nit, bist 'n lahmer Schurke.

Hanswurst soll „den Kerl an den Galgen jagen," der aber „lieber Hunger krepiren" will, als sich an Leuten vergreifen, welche er unmöglich gescheidter machen könne. So übernimmt es denn Prometheus selber, Hanswurst zu sein.

Reib nun d'Augen aus lieb's Publikum;
So siehst mal wer dich führt an der Nas' rum.
Is wahrlich en blutige Schand und Spott.
Is weder 'n halb noch en ganz Gott.
Is Hannswurst in Doktorhut,
Der dich so narren thut.

Tritt nun in der neuen Rüstung hervor,
Hebt seinen Arm hoch empor,
Zerstreut ohne Müh des dummen Viehs Chor.
Glaubt, daß der Sieg schon gewonnen wär;
Will nun fallen über Pygmalion her.
Steht erst wie versteinert ganz,
Nimmt aus Ehrfurcht zwischen die Beine den Schwanz,
Trit anderthalb Schritte zurück;
Schlägt endlich — krak — die Paitsch in fünf Stück.
Thut nur, als wär er bsessen und toll.
Der Mann aber lacht sich die Haut voll;
Geht fort und klatscht in beyd' Hände.
Und so nimmt die Komödie ein Ende.

Im Epilog, der auch den Dialekt der Vorlage parodirt, werden dann dem Verfasser des „Prometheus“ unter fortgesetzten Anspielungen einige gute Lehren gegeben.

Hab 'üere Bokſprüngen lange ſchon zugſehn,
Kanns 'üch währlich nit länger mehr 'usſtehn.
Is 'n Aerger, wie 'r da immer vorm Publikum rumpurzelt,
Als hätt' d'Hannswurſtſchaft völlig in 'üer Härz nein gwurzelt,
Denkt nit, daß d'Welt 'üch in Arſch neinguckt,
Und jeder Eſel 'üch Wams und Hoſen beſpukt.

'S is ä Flegeley 'üch an jedem Biedermann z' reibä
Der 'üch nit thät nach 'üerm Guſtus ſchreibä.
Is nit Gift, ſo müßt ers laſſen ſta,
Sind noch ander Lüt, dies gern mögen, da.
Wenns 'üch nit ſchmekt, ſo ſtekt den Tapen nit drein,
'S is ken Lebensart, ſo manchens d'Schwein.

— — — — — — — — — — — — —

Müßt 'r vom 'n örlich Mann d'Wahrhät erfahrä;
Sollt nit thun, als wollt 'r z'r Haut naus fahrä.
Antwortet bſchäde, oder ſyt ers z'faul,
So haltet lieber völlig 'üer Maul.
Müßt nit glich Eſel, Eulen und Affä,
Mit poßirlichem Pinſel erſchaffä.
'S is Thorhät, 's is eitle Bewegung;
Schnakſcher Einfall is nit Widerlegung.
Is wol 'n gaudium für d'n Narren;
Aber der klug Mann denkt, Herr Doktor hat 'nen Sparren.

Hab üch dismal zu Nutz und Frummen,
D'Jak und d'Hoſen und d'Schällnkapp g'nummen;
Aber ſagt mal, was thät ruskummen,
Wenn wir nit ufhörten unſre Sprünge machen;
Daß 's Publikum vor gräslichem Lachen
Nit wüßt, wer von bäden mehr Hannswurſt wär?
Wär bym Tüfel e gewaltig Ehr.

Laßt d'Schellnkapp, wem ſie g'hört, und behalt't üern Doktorhut,
Er ſtäht 'üch wahrlich noch emal ſo gut.
Dankt Gott, daß 'r üch ſchuf nach ſeim Ebenbild ganz,
Und üch nit gab weder zween Gaisfüs, noch 'n Schwanz,
Wenn 'r 'üch hätt' gwollt haben zum Fux oder Affä;
Männt 'r er hätt' 'üch nit können ſo ſchaffä?

Einige legten diese Farce irrthümlich Nicolai bei, Andere Salomon Geßner (1730—1787); eine Annahme, zu deren Wahrscheinlichkeit sich alle inneren und äußeren Umstände vereinigt haben. Jedenfalls entstammt sie dem Kreise Geßner's.

Der Zelot Göze hatte den Werther als eine Apologie des Selbstmordes aufgefaßt, und die „theuren Obrigkeiten" ermahnt, den Gemeinden die Fluchwürdigkeit solcher Schriften vorzustellen. In Leipzig aber handelte man ganz nach seinem Sinne, indem der Magistrat daselbst das obige Buch bei hundert Reichsthaler Strafe verbot. Diesen Ukas nun verspottete: „Pätus und Arria, eine Künstler-Romanze. Freistadt am Bodensee 1775." Nicolai empfahl sie, trotzdem er darin verhöhnt, mit der Bemerkung, daß sie selbst Goethen keine Schande machen würde. Verfasser war Goethe's Freund, der hessen-darmstädtische Kriegsrath Johann Heinrich Merck (1741—1791), eine der hochbegabtesten Persönlichkeiten, die in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts die Morgenröthe eines neuen Tages mit heraufbeschworen, wie Stahr unüberschätzend ihm „ein Denkmal" zu setzen beginnt.

Für Goethe in die Schranken tretend, versuchte der ebenso geniale als unglückliche, früh in Elend und Wahnsinn untergegangene Reinhold Lenz (1750—1792) in seinem „Pandaemonium Germanicum" eine humoristische Gesammt-Darstellung der unbeschreiblichen Wirkung, welche Werther's Leiden in Deutschland erzeugten. Sie kam jedoch nicht über die Skizze, und erst 1819 wanderte sie aus dem handschriftlichen Nachlasse des Dichters durch G. F. Dumpf in die Oeffentlichkeit. (Wieder abgedruckt in seinen von L. Tieck herausgegebenen „gesammelten Schriften" III. 207 ff.) Nicht eben im Einklange mit gerechter Würdigung wird außer Hagedorn, Gellert, Rabener, Weiße, Johann Georg Jacobi, Michaelis Christian Heinrich Schmid und Johann August Schlettwein besonders Wieland lächerlich gemacht, der sich allerdings an ihm ebenfalls kritisch versündigt hatte. Eine andere Satire auf ihn, „die Wolken," hintertrieb er, als der Druck derselben schon begonnen. Gleichwol publicirte er eine „Vertheidigung des Herrn W. gegen die Wolken, von dem Verfasser der Wolken" (1776): um derer willen, die erstere im Maunuscript gelesen schwerlich; wol nur des erneuten, aber mäßigern Angriffs halben. Ich habe derselben nicht habhaft werden

können, vermuthe indeß aus der Besprechung im Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1777 und in Nicolai's allgemeiner deutscher Bibliothek (Anhang zum 25—36 B. Abth. II. S. 774), daß sie rein ernster Natur sei. Ebenhieselbst werden drei Gedichte gegen Wieland erwähnt, unter dem Titel: „Eloge de feu Monsieur . . N. D. ecrivain trés celebre en Poesie et en Prose. Dedié au beau sexe de l'Allemagne. Hanau 1775.“ Nichts weniger als gut empfohlen habe ich mich dennoch um sie bemüht. Sie scheinen aber völlig verschollen zu sein.

Noch ein anderes anonymes Flugblatt machte damals die Quartiere komischer Polemik unsicher, nämlich: „Wieland und seine Abonnenten, ein musikalisches Drama, halb in Reimverslein, halb in ungebundener Rede gestellt. Weimar auf Kosten der Gesellschaft“ (1775). Viel persönliche Schimpferei mit geringem, gleichsam vom Apotheker zugewogenen humoristischen Witz, vornehmlich über den deutschen Merkur. Als Verfasser ward Christian Gotthold Contius (1750—1816) ermittelt, gestorben als Pfarrer zu Dommitzsch bei Torgau und betriebsamer aber unbedeutender Belletrist.

Von Wieland selber ging keine Polemik aus, welche hier in Betracht zu nehmen wäre. Seine Satiren gegen Rousseau und Swift in den „Beiträgen zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens“ (2 Thlr. Leipz. 1770), sind, beiläufig bemerkt, sarkastisch aber nicht komisch.

Dagegen ist von Friedrich Nicolai, dem sich gern in Alles mischenden, noch der mit recht erquicklicher Laune geschriebenen Satire zu gedenken: „Des Licentiaten Simon Ratzebergers jun. liebreiche Anrede an alle seine Mitbürger in und außer Altona in Städten, Flecken und Dörfern“ (Berl. 1770, und als Vorrede zum fünften Theil des „Vademecums für lustige Leute“).*) Die Veranlassung dazu boten die Streitigkeiten, welche Johann Ludwig Schlosser, Pfarrer in Bergedorf bei Hamburg, als Lustspieldichter erregte, indem der berüchtigte

*) Ich hole hiebei nach, daß der S. 444 beregte „augenscheinliche Beweis rc“. von dem Pädagogen Ernst Christian Trapp (1755—1808) unter dem Namen „Ratzeberger der Jüngere“ verfaßt und herausgegeben worden (1785), was ich erst nach dem Druck jenes Bogens in sichere Kenntniß brachte.

Göze daran Anstoß nahm, daß ein Geistlicher „die Schaubühne besuche, selbst Komödie schreibe, aufführen und drucken lasse, und die Schaubühne als eine Schule edler Empfindung und guter Sitten anpreise," worüber er seine Maultrommel gewaltig rührte. In der Reihe der auf dem Boden dieser übrigens sehr läppischen Fehde entstandenen Schriften ist die obige, wie zu erwarten antigözisch, die einzige komische und auch den Schluß bildende. —

Hiemit an den Ausgang unseres erstens Theiles des komischen Schriftenthums gelangt, überschauen wir letztlich, getreu dem Grundsatze, daß den Geschichtschreiber kein noch so erhabenes Verdienst eines Mannes gegen dessen Schwächen und Verbrechen verblenden darf, und andererseits diesen kein Einfluß auf die Bemessung seines Ruhms zuzugestehen ist, jene große polemische Bewegung am Ausgange des vorigen Jahrhunderts, welche als das schmachvollste Ereigniß des gesammten literarischen Lebens in Deutschland betrachtet werden muß: den Xeniensturm, den Goethe und Friedrich von Schiller (1759—1805) anfachten; einen Sturm, bei dessen Erinnerung wir im Hinblick auf die Literaturen anderer Völker, wenn wir nicht alle Scham verloren haben, die Augen senken müssen; einen Unfug, den nur Querköpfigkeit, Oberflächlichkeit, Mangel an humaner Bildung vertheidigen; welchen blos die heilloseste Verrückung gesunden Urtheils mit der bombastischen Einläutung schilderte: „Am 31. October 1517 ward die kirchliche Reform in Deutschland begonnen, im October 1796 nahm die literarische ihren Anfang."*) Nicht umleuchtet diesen Sturm die hohe Aetherregion des Humors, aber hin und wieder dringen momentan zertheilend einzelne Strahlen der Komik in die ihn durchwolkenden sardonischen Dämpfe, und deshalb verschließen wir hier seinem Brausen unser Ohr nicht.

Die Entstehung der „Xenien" ist allbekannt. Dennoch ist es des Zusammenhanges halben räthlich wenigstens in Kürze darauf zurückzukommen, und nur sehr gleichgiltig, ob und an welchen der frühern Erzähler einer hundertmal abgedroschenen Geschichte man sich dabei unbeschadet der Thatsächlichkeit anlehnt.

*) Boas, Nachträge zu Goethe's Werken I. 45.

Während denn schien, als ob bei der polarischen Verschiedenheit der beiderseitigen Denkweise eine nachhaltige Annäherung zwischen Goethe und Schiller in weitester Ferne stünde, erfolgte dieselbe ganz unerwartet, indem Schiller im Sommer 1794 dazu den ersten Schritt durch eine freundlich angenommene Einladung an Goethe that, den „Horen", einer von ihm mit dem Buchhändler Cotta verabredeten neuen Monatsschrift, seine active Theilnahme zu widmen. Bald war ein Bund geschlossen, dessen Früchte zunächst eben die „Horen" und der gleich hinterher in Aussicht genommene „Musenalmanach" darboten. Die Ankündigung ersterer aber spannte die Erwartungen auf eine Höhe, an welche der Fortgang keineswegs hinanragte. Vieles traf nach und nach zusammen, was die große Mehrzahl ihrer anfänglichen Leser gegen sie einnahm und abwandte, bald auch Schiller selbst um gedeihliche Fortführung seines Unternehmens bange machte, seinen Eifer dafür abkühlte und ihn endlich bestimmte, die Horen mit dem Schlusse des dritten Jahrgangs ganz eingehen zu lassen. So wenig er sich verhehlen konnte, daß er, wie einige seiner vorzüglichsten Mitarbeiter, den flauen Erfolg des Journals beim Publicum wesentlich mit verschuldet, da er demselben zu viel versprochen und von dessen Bildung zu viel gefordert, so hatten doch verschiedene corrupte, aberwitzige und gehässige Beurtheilungen seiner literarischen Thätigkeit seine leidenschaftliche Natur so tief aufgerüttelt, daß es nur eines geringen Anstoßes bedurfte, ihn die allein kluge, das will sagen ruhige Betrachtung der ganzen Angelegenheit in den Wind schlagen zu lassen. Diesen Anstoß gab Goethe, kaum minder unwillig über die Aufnahme seiner in den letzten Jahren veröffentlichten poetischen und naturwissenschaftlichen Schriften und das geringe Glück seiner Beiträge für die Horen. Er projectirte ein Strafgericht über alle deutschen Zeitschriften nach Art der Xenien des Martial im Musenalmanach für 1797, und Schiller griff in seiner Verbitterung diesen Gedanken nicht blos gierig auf, sondern beredete den Urheber desselben noch zu einer Erweiterung auf einzelne Werke und Personen des Tages. Nebenbei leidete ihn das Interesse vermehrter Verbreitung des Almanachs. Die Einsicht hingegen, daß damit gar nichts Allgemein Gutes gewonnen werden könne, daß das Mittelmäßige, Falsche, Geschmacklose, Halbe, nie und

nirgend lediglich durch aphoristische Verletzungen, beweislose Verdicte und scharfrichterische Abthuerei zu beseitigen sei, griff bei keinem der Beiden Platz. Das Rachegefühl loderte in ihnen zu mächtig.

Und so warfen sie denn die üppige Saat der Drachenzähne hinein in die Welt, so kam denn der Musenalmanach für das Jahr 1797 mit jenen 414 berühmten und berüchtigten Xenien, deren itio in partes für eine kritische Thorheit, für eine müßige Schulfuchserei anzusehen ist, wo die Gemeinsamkeit der Zeugung so über allen Zweifel constatirt und vornehmlich von Goethe festgehalten worden, und vor Allem die ungeheure Wirkung nur aus ihrer Totalität resultirte.

Wir können auf einen selbst blos in der Form wesentlich neuen Spruch über die Xenien im Einzelnen wie im Ganzen verzichten, nachdem Johann Christian Gretschel (pseudonym Janus Eremita), wie auch Boas zugesteht, ein kenntnißreicher Mann, dem die Würde der deutschen Literatur wahrhaft am Herzen lag, in guter Absicht eine ebenso ernste als gründliche Beurtheilung darüber geschrieben (Allg. litterar. Anzeiger 1797 Nr. LIV—LX.). Inwiefern er hierbei dennoch in der kritischen Befangenheit seines Zeitalters verblieben, hat Boas nicht nachgewiesen, aber man erkennt ohne Mühe, daß er die eigene Befangenheit der strengen Vorurtheilsfreiheit Gretschel's unterschob. Es darf also nicht geleugnet werden, daß eine Anzahl Xenien einzig das Unwesen der damaligen literarischen Welt oft mit schalkhaftem, heiter neckendem, öfter mit bitterem Spott gegeißelt; daß sich die Verfasser hin und wieder zu der Würde der Gnomographen des Alterthums erheben; allein dieser Theil verschwindet in der Menge der faden, abgeschmackten, schiefen, ungerechten, hämischen und pöbelhaften. Die Xenien im Ganzen sind die Ausgeburten verdorbenen Geschmacks, der Ungesittetheit, kleinlicher Mißgunst, faunischer Schadenfreude, tiefverwundeter Eitelkeit, der schwächlichen Ruhmbegierde, Selbstüberhebung, schamloser Bespeiung fremden Verdienstes, ja sogar frechen, verbrecherischen Eingreifens in persönliche Verhältnisse. Gretschel hielt beinahe für unmöglich, daß Goethe und Schiller deren Verfasser wären, aus einem und demselben Munde Sirenengesang und Rabengekrächz, Nectar und cerberischer Geifer hervorgehen könne. Und dann, in welchem Gewande! Gegen

Stümperei und Verwilderung zu Felde ziehend, erschien die Mehrzahl der Xenien selber in stümperhafter und verwilderter Form. Schiller gab allerdings dem kunstsinnigen Freunde Wilhelm von Humboldt die Zusicherung, für große Correctheit der Prosodie ihrer sogenannten Distichen Sorge tragen zu wollen. Aber wie Winziges ist von dieser Sorge zu verspüren! Aus diesem Grunde haben wir auch der Xenien gleich hier gedacht, und nicht unter der nächstfolgenden besondern Rubrik epigrammatischer Production, zu welcher sie sich blos übergangsmäßig verhalten. Denn das Wesen des Epigrammes suchen wir nicht allein in dem bestimmten Inhalte, in dem kurzen und scharf pointirten Gedanken, sondern ebenso in der Eigenthümlichkeit der strengen, regelrechten Kunstform. Nehmen wir dem Gegenstande des Epigrammes diese Stütze, so fällt es als solches zusammen zu einer Witzdichtung, für welche die Poetik keine Kategorie hat: zur Parodie des Epigramms. Nebensache ist übrigens auch bei den Anti-Xenien die Form.

Monate lang verschlangen und überwältigten die toxicalischen Gastgeschenke alles andere Literarische, so beispiellos war die Aufregung. Schriftsteller und Schriftstellerchen, sagt Gretschel, berufene und unberufene Kritiker, Kämpfer und Kampfrichter erhoben sich um die Wette, bald um ihre wirklich oder vermeintlich angegriffene Ehre zu vertheidigen, bald um in diesem Gefecht eine Ehre zu erwerben; dieser um das Verdienst oder Unverdienst der so berüchtigten Epigramme auf der Waagschale der Kritik auszugleichen, jener, um doch etwas darüber verlautbart zu haben; der eine, um das Zwerchfell der Leser zu erschüttern, der andere, um (wie das mercantilische Publicum sich auszudrücken pflegt) bei dieser Gelegenheit seinen Schlag zu machen. Was gesäet, ward geerntet. Von allen Seiten beeilte man sich den Distichenmachern gleiche Münze zu zahlen, statt ihnen den schlimmsten Streich zu spielen, das heißt darüber zu schweigen. Aber noch ehe die Hälfte der Gegengeschenke verabreicht worden, herrschte bereits Eine Stimme über die Xeniographen: die der Verdammung, selbst bei Denen, welche sich nicht getroffen fühlen konnten. Lediglich ihre unmittelbarsten Parteigänger und das unbetheiligte, scandal- und executionslustige Publicum zollte ihnen Beifall, dies nach weiteren Hinrichtungen lechzend. Hatten sich Goethe und Schiller im Musenalmanach

auch nicht als Urheber der Xenien bekannt, betrachtete man diese doch als deren gemeinsames Werk, ersteren als Anstifter, letzteren als Verführten bezeichnend, und also seinen Grimm vornehmlich gegen Goethe entladend, während streng genommen er der Verführte, sein ursprünglicher Plan gegen den Schiller's ein schier friedfertiger, wenigstens objectiver war.

Wie immer achten wir auch der antixenialischen Ernte blos so weit, als die Komik dabei wenigstens einigermaßen ihre Rechnung gefunden, und halten zuerst bei der Recension des Musenalmanachs in Distichen im „Hamburger unparteiischen Correspondenten" (1796 St. 3., wieder abgedruckt bei Boas, Xenienkampf II. 27 — 33. In aparten Nachdrücken unter den Titeln 1): „Beilage zu Schillers Musenalmanach für das Jahr 1797. 2) „Eine Recension von Schillers Musenkalender aus dem Hamburger Blatt, Neue Zeitung genannt.") Nicht gerade so werthvoll, wie dies Opusculum die Zeitgenossen rühmten, als ein Musterbild gefälliger Satire, feinsten Witzes und geistreicher Persifflage, ist es doch eine sich in den Schranken des Anstandes bewegende ironische Lobpreisung, welche dem Rufe des Verfassers als eines zu satirischem Humor qualificirten Mannes alle Ehre machte. Dafür galt Christoph Daniel Ebeling (1741—1817), Professor der Geschichte am Gymnasium zu Hamburg, auf dem Felde geographischer und historischer Arbeiten ausgezeichneten Verdienstes, in den Xenien schlechterdings ungerecht und flegelhaft angegriffen, blos weil er thätiger Theilnehmer an Nicolai's allgemeiner deutscher Bibliothek war.

In ebenfalls gesittetem Humor beantwortete Joachim Heinrich Campe (1746 — 1818) die gegen ihn gerichteten Epigramme in den „Beiträgen zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache" (Braunschw. St. 7.) und zwar in Doppelversen, von denen Boas (II. 45 f.) einige aufgenommen.

Nicht anwenden kann man dies Lob auf die „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar von einigen dankbaren Gästen" (o. O. 1797). Der ungenannte Verfasser ist der als Philolog und Historiker berühmt gewordene Breslauer Professor Johann Caspar Friedrich Manso (1759 — 1826). Hätte mein Freund, sagte Garve von diesen Gegengeschenken, mich zu Rathe gezogen, er hätte sie unterdrückt. Er

forderte diesen Rath aber nicht ein, er folgte den Anstachelungen des Buchhändlers Dyk in Leipzig (Verleger der in den Xenien hart mitgenommenen neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften) um so bereitwilliger, als er — was ihm zur Entschuldigung gereichen muß — in jener Menschenausstellung nicht blos von einzelnen Pfeilen getroffen, sondern wie Nicolai, Reichardt, Jacob, der jüngere Stolberg und Friedrich Schlegel mit ganzen Ladungen scheußlichen Giftes überschüttet worden. Wir dachten, heißt es bei Eremita über das Aquatoffana-Büchlein vollkommen zutreffend, an die Dankbarkeit des Cyklopen in der Odyssee, und fanden uns in dieser Erwartung nicht getäuscht. Der Verfasser, dem weder Witz noch satirische Laune fehlen, nimmt nach dem Beispiele des einäugigen Insulaners die Keule zur Hand, um seinen Gegnern alle Streiche mit Wucher zurück zu zahlen; nicht selten kehrt er dieselbe sogar in eben dem Kothe um, womit ihn die Xenien warfen. Er wird freilich sagen: Wer kann einen Krebsschaden mit Rosenwasser heilen! Allein wir würden ihm gerathen haben, sich lieber mit den Patienten gar nicht zu befassen, als die Kur des Marsyas an ihnen zu versuchen Seine 84 Gegengeschenke haben übrigens den Vorzug besserer Metrik. Einige werden Dyk zugeschrieben.

„Urians Nachricht von der neuen Aufklärung, nebst einigen andern Kleinigkeiten" (Hamb. 1797) interessirt uns blos in ihrer zweiten Hälfte, zum Theil in Knittelversen, welche allerdings viel taubes uud grobes Salz enthalten, wie es Leute zu lieben pflegen, deren Geschmacksnerven abgestumpft sind, aber doch auch einige drastisch-komische Würze bieten. Dazu rechne ich selbst das geschmähte Distichon:

> Im Hexameter zieht der ästhetische Dudelsack Wind ein;
> Im Pentameter drauf läßt er ihn wieder heraus.

Matthias Claudius (1740—1815) ist der „Urian", den Schiller in einem Xenion geschunden, weil er aus der Rüstung der Denk- und Glaubensfreiheit in die Schellenkappe des Obscurantismus geschlüpft.

Christian Friedrich Traugott Voigt (1770—1814), gestorben als Superintendent zu Artern, Verfasser von dramatischen Stücken, Romanen, Kinderschriften und der brauchbaren Sammlung der „stechendsten und witzigsten Einfälle deutscher

Köpfe — Triumph des deutschen Witzes", fabricirte unter dem Mantel der Anonymität 97 „Berlocken an den Schillerschen Musenalmanach auf das Jahr 1797. Jena und Weimar" [Weißenfels], von einem merkwürdig ungleichen Werthe, sowol nach innerem Gehalt als äußerer Form, so daß noch andere Hand dabei thätig gewesen sein muß. Komische Auslese ist nur wenig in diesen Versen, welche sich weit mehr mit fremden Literatoren als mit den Xeniendichtern, welchen er ganz unbekannt, beschäftigen, mit diesen sogar rücksichtsvoll.

Mehr als sie verheißen, bemerkte Boas unantastbar, bringen die „Dornenstücke. Nebst einem Memento mori für die Verfasser der Xenien" (Mannh. 1797), denn zwischen den Dornen lachen helle Blüten und saftige Früchte. Sie haben, redet der unbekannt gebliebene Autor die Xeniographen an, Ihre Zunftgenossen zu einem Freischießen eingeladen — erlauben Sie mir mein Glück auch dabei zu versuchen. Freilich werd' ich bisweilen die Scheibe verfehlen; doch dies ist einem Anfänger im Handwerk zu verzeihen, da selbst geübte Schützen, wie Sie, meine Herren, manchmal in's Blaue schießen. Es ist zum ersten Mal, daß ich den Bogen des Archilochus spanne, und es wäre mir in der That leid, wenn einer meiner Pfeile so scharf treffen sollte, als die des griechischen Dichters. Doch, setzt Janus Eremita hinzu, wer den Bogen so geschickt zu führen weiß, darf sich kühnlich in's Vordertreffen wagen, wenn er auch aus andern Gründen Bedenken hegen sollte, mit offenem Visiere zu erscheinen. Obgleich aber in dem ersten Theile des Buches einzelne Anspielungen auf die Xenien und deren Verfasser vorkommen, bewegt sich der Verfasser doch mehr in allgemeinem literarischen Treiben, und erst in der zweiten Abtheilung entleert er seinen Köcher von Epigrammen und Erzählungen gegen sie, theils in, freilich nicht recht gelungenem, elegischem Silbenmaße der Alten, theils in reimlosen und gereimten Jamben. Sie ist minder bedeutend in ihren Gaben, doch keine einzige behaftet Fäulniß. Die Gründe, welche Boas bestimmten Lichtenberg, den von den Xenien Unbehelligten, die Autorschaft zu vindiciren, erscheinen mir unzureichend.

Des pseudonymen Johann Adolf Rebenstock „Aeakus. — Oder Fragmente aus den Gerichtsakten der Hölle über die Xenien. — Zum Besten eines Feldlazareths für Gelehrte.

Deutschland" [Kiel] 1797, weist kein geringes komisches Talent auf, aber er verschwemmt Witz und Laune in zu vielen Worten, der humoristische Plan versandet an der Weitschweifigkeit der Ausführung. Verfasser war Wilhelm Friedrich August Mackensen (1768—1798), Adjunct der philosophischen Facultät zu Kiel.

Einzelne drollige Einfälle enthalten die „Trogalien zur Verdauung der Xenien. — Kochstädt, zu finden in der Speisekammer. 1797." Allein ihren Eindruck erstickt eine unübersteigene kolossale Flut von Gemeinheit. Der Vater dieser 237 Distichen heißt Christian Fürchtegott Fulda, damals Lehrer am Pädagogium zu Halle, gestorben ebendaselbst in den Vierziger Jahren als Oberpfarrer der Marienkirche und Superintendent (geb. 1768).

Kraftlos und armselig ist der Witz in den parodielosen „Parodien auf die Xenien. Ein Körbchen von Stachelrosen, den Herren Goethe und Schiller verehrt, mit erläuternden Anmerkungen zum Verstande der Xenien — 1797. Gedruckt auf schwere Kosten des Verfassers." Boas überweist die Autorschaft dem Consistorialrathe und Rector der Domschule zu Halberstadt Gottlob Nathanael Fischer (1748—1800). Indeß das Non plus ultra von anmaßlicher Gedankenleere, Fadheit und Witzlosigkeit leistete der „Mückenalmanach für das Jahr 1797," 600 Epigramme gegen Goethe.

Auch der jetzt bald achzigjährige Gleim (1719—1803), den zwei Xenien sehr knabenhaft verunglimpft, raffte sich auf zur „Kraft und Schnelle des alten Peleus. Im Jahre 1797," aber er zeigte leider, daß ihm Kraft und Schnelle in Poesie und Humor nimmer mehr zur Verfügung standen.

In Friedrich Nicolai's „Anhang zu Friedrich Schillers Musen-Almanach für das Jahr 1797" suche ich vergebens den Scherz oder die Satire, welche dem Buche auch nur ein gefälliges, geschweige ein komisches Interesse verliehe.

Jegliches Weitere der antixenialischen Literatur können wir ebenfalls völlig ignoriren. Das Publicum hörte übrigens mit gleichem Interesse die Schläge aus beiden Lagern ertönen, und es war unzufrieden, daß die epigrammatischen Kreuzzüge nicht viel länger tobten.

Im Spätherbst 1797 beruhigten sich die empörten Elemente. Goethe und Schiller beschleunigten die Windstille durch beharrliches Schweigen, durch Gleichmuth der Oeffentlichkeit gegenüber. Der einzige positive Gewinn aber dieses alle Grenzmarken der Literatur erschütternden Orkanes, was war er? . . . Die Erfüllung der Goetheschen Prophezeiung, der Almanach würde durch die Xenien stark verkauft werden! Wo sind sonst noch die heilsamen Folgen jener Revolution? Hat sie der Mittelmäßigkeit in Gesinnung und Werk das literarische Scepter entrissen? Hat sie die Nichtswürdigkeit aus der Kronwacht der journalistischen Kritik gestoßen? Wir sehen uns vergebens danach um. Aber nicht vergebens danach, daß der Xenienkampf Niedrigkeit und Gemeinheit aus der Ungewohnheit zur Gewohnheit übergleiten ließ, und auf lange Zeit einen Theil der Journalliteratur vornehmlich in Gefilde des Sansculottismus oder roher Klopffechterei umwandelte. Wir sehen, daß der Xeniensturm für immer die Zeit abschließt, in welcher ernstes, redliches Streben wenigstens am Ziele menschlich-würdiger Begegnung gesichert war.

Lessing's Streitigkeiten hauptsächlich mit Klotz versetzten dem Bollwerke der deutschen Schriftstellerwelt, die verehrende Hingebung des Publicums, den ersten gewaltigen Stoß. Die xenialischen Unwetter zertrümmerten es vollends. Wird jemals ein Neubau möglich sein?

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.



Geschichte

der

Komischen Literatur

in Deutschland

seit der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Von

Friedrich W. Ebeling.

I.

Geschichte der komischen Literatur in Deutschland

während der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Zweiter Band.



Leipzig

Verlag von Eduard Haynel

1869.

Geschichte

der

Komischen Literatur

in Deutschland

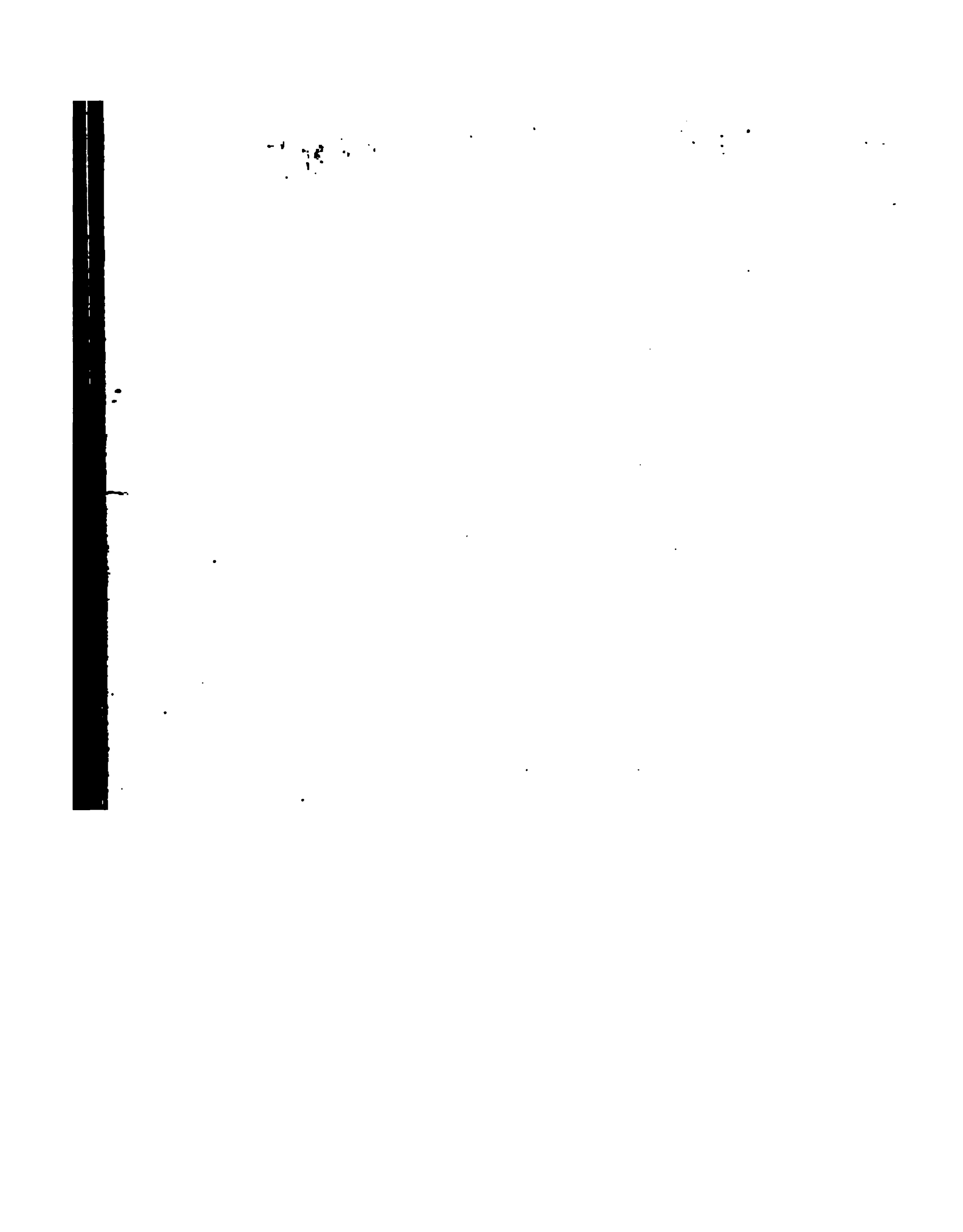
während der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Von

Friedrich W. Ebeling.

Zweiter Band.

Leipzig
Verlag von Eduard Haynel
1869.



Inhalt des zweiten Bandes.

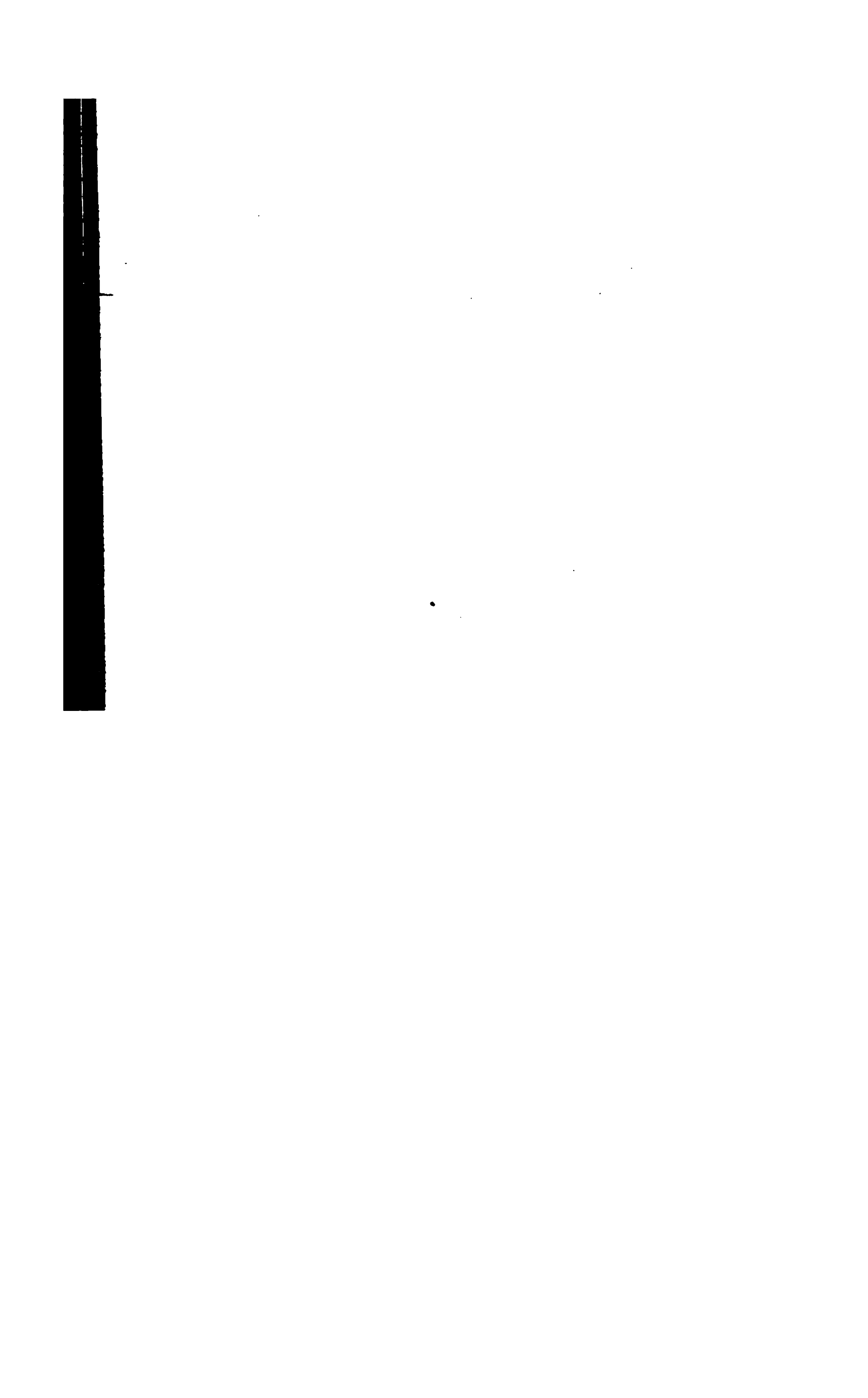
Zweite Abtheilung.

Das achtzehnte Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Zweiter Abschnitt.

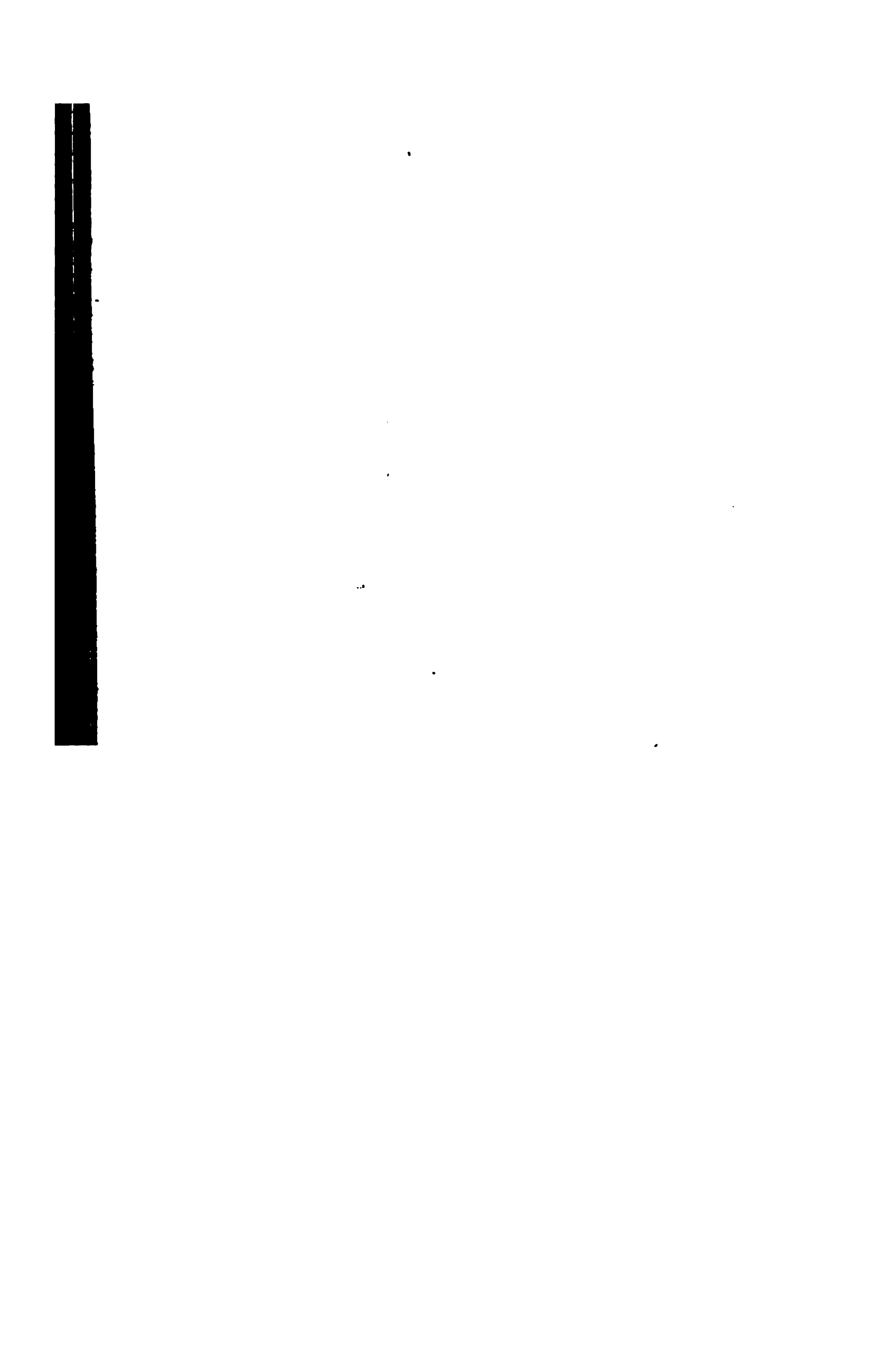
Satire und Humor außerhalb der epischen und dramatischen Kunstform (Fortsetzung).



Zweite Abtheilung.

Das achtzehnte Jahrhundert.

(Fortsetzung.)



Zweiter Abschnitt.

Satire und Humor

außerhalb der epischen und dramatischen Kunstform.

(Fortsetzung.)

Wir haben uns bisher mit den hervorragendsten oder doch denkwürdigsten Erscheinungen vornehmlich der komischen Personal-Satire beschäftigt, und kommen nun folgerichtig auf die transitive und abstracte oder allgemeine Satire, deren Gebiete im Frühern hie und da zu berühren mindestens, wie wir gesehen, nicht ganz unthunlich war.

Alle Satire ist im Grunde wenigstens einigermaßen polemisch. Aber in der Polemik, welche wir so eben verlassen, handelte es sich allgemeinhin hauptsächlich um Verspottung eines einzelnen, entweder mit der an sich richtigen Idee im wirklichen oder vermeintlichen Widerspruch stehenden, oder mit der verkehrten Idee harmonirenden Subjects. Selbst da, wo Verspottung aus keinerlei Erkennung eines Zwiespalts oder einer verkehrten Uebereinstimmung erfolgte, mithin ohne ethische Motive und Tendenzen, finden wir sie doch stetig simulirt. Der Satire hingegen, welche uns nunmehr beschäftigt, ist es nicht vor Allem um ein einzelnes Subject zu thun. Bald dehnt sie sich auf mehrere, auf Gruppen und Klassen aus, wobei Objecte oder Verhältnisse ganz außer ihrer Abzielung liegen oder nur nebenher getroffen werden; bald gravitirt sie in Objecten oder Verhältnissen, welche sie im Widerspruch findet oder in solchen versetzt, ein oder mehrere Subjecte dabei in lediglich untergeordnete Mitleidenheit ziehend. Diese Satire nenne ich die transitive. Endlich abstrahirt sie auch von allem Persönlichen, oder das In-

dividuum concurrirt blos in generalisirter Weise mit dem rein Sachlichen: sie tritt in das Stadium des Allgemeinen.

Beide Arten vereinigt die epigrammatische Dichtung in sich. Doch ist sie zufolge ihrer eigenthümlichen Entwicklung der Personal-Satire κατ' ἐξοχὴν noch so wenig entfremdet, daß sie gewissermaßen den Uebergang von dieser zu den andern bildet, auf der Grenze aller steht, wie sie sich andererseits auf der Grenzmark zwischen Poesie und Prosa bewegt. Und dies der Grund, warum wir in diesem Abschnitt an sie zuerst gelangen.

Selbstverständlich interessirt uns nicht die gesammte epigrammatische Production des hier zu behandelnden Zeitraums; sie interessirt uns nur, so weit sie nach ihrem Inhalte mehr oder minder dem Komischen angehört. Jeden vereinzelten Versuch darin aber in Betracht zu nehmen, kann allein Sache einer Specialgeschichte des Epigramms sein, ingleichen eine detaillirte Behandlung nach Wahl der Form und Vertheilung des Stoffs. In einer Geschichte, wo das sogenannte Sinngedicht nur ein Moment repräsentirt, darf in Anspruch genommen werden was für die Darstellung der allgemeinen Literatur beansprucht worden: daß sie vornehmlich diejenigen Dichter in's Auge faßt, die eine größere Anzahl von Epigrammen lieferten und dadurch besondere Neigung oder besonderes Talent für diese Dichtungsform bewiesen. Immerhin aber gestattet die Natur unserer Darstellung Erweiterung dieser Grenze, und wir werden deshalb auch solche Schriftsteller berücksichtigen, die blos einige Epigramme schrieben, allein in diesen schon gewisse Qualification dafür bekundeten, oder für ihre anderweitigen Leistungen hiedurch ein specifisches Streiflicht erhalten, eine Ergänzungsfarbe. Inzwischen, wie wir unter den namhaften Dichtern nur wenige antreffen, welche keine Proben hierin abgelegt, so auch nur wenige, welche damit nicht der Komik Beiträge geliefert hätten. Während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts ward das Epigramm mit einer Vorliebe cultivirt, welche den Zeitraum von Opitz bis Wernicke noch überstieg. Und wenn denn diese Vorliebe keine erheblichen stofflichen Fortschritte erzeugte, wenn die verschiedenen Sphären dieselben mittleren und beschränkten blieben, die politische sogar sank, so brachte sie wenigstens einen bedeutenden formellen Fortschritt zuwege. Die Diction ward glatter, eleganter und präciser, die klassische Form

des Distichon gesellte sich neben Alexandriner und kürzere Reimverse, am Ausgange des Jahrhunderts als normale prädominirend *).

Als frühesten Epigrammatisten haben wir hier Friedrich von Hagedorn (1708—1754) zu nennen. Allerdings war er in der Wahl seiner Stoffe sowol als in der Darstellung meistens sehr glücklich, wie Kurz rühmt; er gefällt bald durch einen interessanten Gedanken, bald durch Scharfsinn oder Witz, bald durch naive Wendungen oder heitere Ironie. Aber in Summa verfügt er über zu wenig neue Gedanken.

An einen Verfasser weitläufiger Grabschriften.

Der Gräber Ueberschrift ist sehr dein Werk gewesen;
Doch jedesmal zu lang, und dieß ist nicht erlaubt:
Die eine Hälfte, Freund, wird nimmermehr geglaubt,
Die andre nimmermehr gelesen.

Susanna.

nach Veranlassung zweier Sinngedichte des Priors und Cobbs.

Susannens Keuschheit wird von allen hochgegriesen:
Das junge Weib, das jeder artig fand,
That beiden Greisen Widerstand,
Und hat sich keinem hold erwiesen.
Ich lobe, was wir von ihr lesen;
Doch räumen alle Kenner ein,
Das Wunder würde größer sein,
Wenn beide Buhler jung gewesen.

Hilar an Narciß.

O stelle dich, Narciß, doch morgen bei mir ein!
Mein großer Spiegel soll für dich zu Hause sein.

Auf einen ruhmredigen und schlechten Maler.

Hör' endlich auf, mit deiner Kunst zu prahlen,
Und male nicht, und laß dich auch nicht malen!

Dat veniam corvis, vexat censura columbas.
Juv. Sat. II. 65.

Der schwarzen Locken Glanz wird fast ohn' Unterscheid,
Bei dir der Schönen Rang entscheiden.

*) Außer den epigrammatischen Anthologien von Ramler, André (oder Rühl), Brumbey, Fueßli, Voigt, Schütz, Haug und Weißer, verweise ich besonders auf Jördens' „Blumenlese deutscher Sinngedichte" (Berl. 1789/90, 2 Theile) und Köpert's „satirische Epigramme der Deutschen" (Eisleben 1863), welche auch dem Literarhistoriker Benutzbares bieten.

Auf Blonde stichelst du. Mich deucht, du gehst zu weit:
Sei klüger, Freund, und halt's mit beiden.

Daniel Wilhelm Triller's Sinngedichte unterliegen dem über ihn bereits abgegebenen Urtheile (I. 1. 144).

Christian August Clodius, Professor der Dichtkunst zu Leipzig (1738—1784), verbindet Simplicität mit Gedankenarmuth. Eine bessere Erscheinung als die beiden ist

Johann Nicolaus Götz aus Worms, gestorben als Baden-Durlachscher Superintendent der Aemter Kirchberg, Winterburg und Sprendlingen (1721—1781). Nicht ohne Geschick in der Uebersetzung griechischer Epigramme, reihen sich seine eigenen meist den Madrigalen mit epigrammatischer Wendung an. Aus allen athmet Frohsinn, schalkhafte Stimmung, heiterer Witz, belebt durch ziemlich geläufige, obwol nicht immer correcte Versbildung. Vieles aber gehört ihm nur in der Form an, und im Ganzen kommt er nicht über Hagedorn.

Der lustige Abt.

Weil alles nach Verdienst klein oder groß muß sein,
So sei mein Eßsaal groß und meine Kirche klein.
Und macht die Uhr zu reguliren,
Zu stellen, aufzuziehn, zu schmieren,
Den Brüdern Müh',
So stocke sie!
Geht dann nur der Bratenwender
Spät und früh
Sanfter, richtiger, behender
Und stockt nie.

Der Lärm in der Gerichtsstube.

Still doch, ihr Herren, wenn man richtet!
So rief der Präsident Suffen;
Der Lärm ist ja nicht auszustehn!
Wir haben zehn Prozesse schon geschlichtet,
Und konnten kaum ein Wort davon verstehn.

Der Großnasige.

Quappen, Barben, Hechte, der krumm geschnauzeten Fische
Ganzes Geschlecht kauft Thrax niemals, er hat es umsonst.
Wozu braucht er ein Netz? Er hängt an die Nase den Angel,
Und zieht alles, was schwimmt, aus den Gewässern hervor.

Oftmaliges Heirathen.

Tritt man das erstemal in Hymens Tempel ein,
Und nimmt sich eine Frau, so ist es zu verzeih'n.

Tritt man zum zweitenmal hinein,
Wird man als Wagehals bewundert.
Wer sich die Dritte freit, verdient zur Strafe hundert.

Wenig Talent für das Epigramm offenbarte **Friedrich Gottlieb Klopstock** (1724—1803), und noch weniger darin Befähigung für das Komische.

Karl Wilhelm Ramler (1725—1798) hat, wie Köpert kurz und treffend bemerkt, für die Geschichte des Epigramms weniger Wichtigkeit durch seine eigenen Versuche, als durch seine Uebersetzung des Martial (1787—91, Nachlese 1793/94), wie durch Erneuerung älterer deutscher Epigrammenschreiber. So gab er in Verbindung mit Lessing heraus: „Friedrichs von Logau Sinngedichte, zwölf Bücher, mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters" (Leipz. 1759), dann allein eine Ueberarbeitung und Vermehrung um drei Bücher 1791. Ferner: „Sammlung der besten Sinngedichte der deutschen Poeten. Erster Theil. Opitz, Zeiler, Olearius, Tscherning, Flemming, Andreas Gryphius, Christian Gryphius (Riga 1766)." „Christian Wernikens Ueberschriften. Nebst Opitzens, Tschernings, Andreas Gryphius und Adam Olearius epigrammatischen Gedichten (Leipz. 1780)." Rüge verdient jedoch die bekannte Willkür, mit welcher er bei diesen Erneuerungen verfahren. Die Uebersetzung des Martial weist manche Lücken auf, enthält im ersten Theile zumeist die unter den Deutschen von Opitz an versuchten Uebertragungen, in den übrigen vier Theilen wie in den Anhängen seine eigene: für jene Zeit ohne Zweifel ein sehr lobenswerthes und bedeutsames Werk, wobei aber doch der Eifer, mit welchem er es betrieben, der Ausführung über den Kopf wuchs.

Johann Karl Niedermayer, pseudonym **Myriander**, geboren 1708 zu Neuötting in Baiern, gestorben 1779 als Hofgerichts-Advokat zu Burghausen, ist zu gutmuhmig um durchschlagend sein zu können. („Komische, lyrische und epigrammatische Gedichte", Halle 1764. „Sinngedichte, in vier Büchern", Nürnberg 1768. Nachträge 1773. 1776. „Epigramme", Leipz. 1779. Werke Leipz. 1784—89. IV.)

Johann Friedrich August Kazner, geboren 1732 zu Stuttgart, gestorben 1798 als gräflich Degenfeldscher Hofrath zu Frankfurt a. M., trat als Uebersetzer aus der griechischen Anthologie wie selbständiger Epigrammendichter auf. Man

mag ihn nach folgenden würdigen („Fabeln, Epigrammen [2 Bücher] und Erzählungen, Frankf. 1786):

Der unverlangte Beifall.

Mein sel'ger Gatte war ein würd'ger lieber Mann!
Sprach Lucia. Das ganze Städtchen kann
Ihm noch dies Zeugniß unter'm Boden geben!
 Ja, rief ihr zweiter Mann, der auch zugegen stand,
Ja! meine Frau hat Recht, so gab's nicht viel im Land!
Ich wollte selbst, er wäre noch am Leben.

Das Vorbereitungs-Studium.

Der Gevatter:
 Was soll mein lieber Pathe denn studiren?
Der Vater:
 Weiß nicht. Er legt sich noch auf's Recensiren.

Der Fund.

Auf einem Kirchhof, nah bei eines Drechslers Haus,
Fand einst ein altes Weib zerbrochen
Ein hingeworfnes Horn. Ach! rief sie schluchzend aus,
Von welchem Christen war wol dieser Knochen!

Der zweideutige Trost.

Bald, sprach ein Richter, geht's mit mir zu Ende,
Das Chiragra krümmt meine Hände,
Und meine Augen werden blind.
 Bedeutet nichts! sprach, um ihm Trost zu geben,
Sein Amtsknecht. Herr, Sie können lang noch leben:
So kenn' ich Sie, seitdem Sie Richter sind.

Der Amtmannsschreiber.

Wix schreibt mit Esels Langsamkeit,
Flink frißt er wie ein Gaul.
So wär' kein Schreiber weit und breit,
Schrieb' Wix nur mit dem Maul.

(Nach Lucian.)

Die fleißige Beichterin.

Daß Jungfer Barbara so oft zur Beichte geht,
Ist weder Heuchelei, noch ängstliches Gewissen.
Sie spricht gern von sich selbst: und seht,
Hier ist der Platz, wo andre schweigen müssen.

Auf Harpagon den zweiten.

Hier liegt er bis zum Weltgericht
Der hagre Geizhals Josten.
Ihm graute vor dem Tode nicht,
Nur vor den Leichenkosten.

Der Consul.

Der Bürgermeister Stax wacht für des Staates Wohl.
Auch Gänse retteten schon einst das Capitol.

Der Reisende.

Der Herr von Fips reist durch die Welt und plappert.
So reist der Storch auch durch die Welt und klappert.

Balthasar Ludwig Tralles, Hofrath und Arzt zu Breslau (1708—1797), ist in der Gestaltung ziemlich flüssig, nach dem Inhalte hingegen schaal.

Johann Friedrich Löwen's Epigramme (Schriften I. 153—191.) sollen witzig sein, sind aber nüchtern und stumpf; weder stechen noch kitzeln sie. Er war sogar im Stande auf Gellert ein Sinngedicht zu fertigen, in welchem er meinte, daß wenn Apoll sich entschlösse ein Autor zu werden, er wie jener lesen und schreiben würde: fein, mit Geschmack, nicht ohne Wahl, und stets von der Natur geführt. Ein Original sei, wer ihn copire. Das war grundehrlich gemeint, und dennoch konnte jenem unseres Erachtens keine schlimmere Sottise passiren. Seine besseren Epigramme sind die dem Martial nachgebildeten. Unter den selbständigen finde ich nur ein einziges leidliches, nämlich:

Auf zwo verheirathete Bucklichte.

Jüngst sah ich Hannchen und Valer
Am Traualtar vom Priester segnen; —
O, nun behaupte keiner mehr,
Daß nie zween Berge sich begegnen.

Entschiedenes Talent für das witzige und scherzhafte Epigramm besaß der Herausgeber des 5. und 6. Bandes der bekannten „Bremer Beiträge", Johann Matthias Dreyer, geboren 1716 zu Hamburg, und als fürstlich holsteinscher Titular-Secretair 1769 daselbst gestorben. Allein er fand zu viel Behagen am Derben und Lasciven, und zog sich damit gerechten Tadel zu. Allerdings hat auch die Obscönität bis zur radicalsten Zote im Komischen Berechtigung; aber sie darf nicht der Freude an der Gemeinheit entquellen und gemeine Lust erwecken und erhöhen, sondern lediglich das Bewußtsein seines dualistischen Druckes im Witz entheben wollen. Uebrigens leistete Dreyer in den Epigrammen noch nicht das Schlüpfrigste, wir werden ganz andere Dinge von ihm kennen lernen. Jene sind wie alle

seine Gedichte meist Impromptü's, ohne alle Feile dem Druck überwiesen, wie Gelegenheit es brachte und Noth ihn trieb. Fortwährend zur Improvisation aufgelegt, schrieb er eines Tages im Dresserschen Kaffeehause zu Hamburg, als er die Nachricht vom Tode des Bürgermeisters Lipstorp bekam, auf die Rückseite eines Kartenblattes:

Gerührt durch Lipstorp's Tod, wünsch' ich bei seinem Sterben:
Dem Rathe den Verstand, mir — seine Frau zu erben.

Als später Hagedorn dort eintrat und den Einfall zu Gesicht erhielt, antwortete er darauf aus dem Stegreif:

Bei unsers Lipstorp's Tod ist deiner Wünsche Ziel
Zu wenig für den Rath, und für dich, Narr, zu viel.

Dreyer's „vorzüglichste deutsche Gedichte", in welchen die meisten Epigramme aufgenommen, gab Johann Ulrich Pauli zu Altona 1771 „auf Kosten der Wittwe" heraus, doch sind irrthümlich einige Poesien anderer Verfasser dazwischen gerathen, wie von Kleist, Hagedorn, Schiebeler, Wittenberg u. A.

Aechten Witz und glückliche Wendungen mit ausschließlichem Geschick für das Niedrigkomische zeigte Karl Wilhelm Meyer in den Epigrammen, welche S. 18—52 seiner gemeinschaftlich mit Samuel Friedrich Wagner veröffentlichten „Gedichte" (Berl. 1787) enthalten. Ersterer war Buchhalter bei dem königl. Hauptsteueramt zu Berlin, und 1755 dort geboren. Das Jahr seines Todes ist mir unbekannt.

Reicher an Weltkenntniß aber und trefflichen Humors sind die meist epigrammatischen „vermischten Gedichte", welche ein Unbekannter zu Erlangen 1783 (172 S.) producirte.

Wenig Beachtenswerthes weisen Christoph Gottlieb von Murr's „Sinngedichte" auf. (Madeb. 1773. Nürnb. 1779.)

Einer der fruchtbarsten Epigrammatiker war der jüdische Dichter Ephraim Moses Kuh. Geboren 1731 zu Breslau, bestimmte ihn sein Vater für jüdische Gelehrsamkeit und Theologie; er fand indeß so wenig Geschmack daran, daß er es vorzog sich dem Handel zu widmen und daneben Sprache, Philosophie und Poesie der Engländer, Franzosen und Italiener zu studiren, ohne die Literatur der Lateiner darüber zu vergessen. Im Jahre 1763 kam er unter vortheilhaften Bedingungen zu seiner Mutter Bruder, dem bekannten Münzlieferanten

Feitel Ephraim nach Berlin, und zwar als Kassenführer bei dessen Gold- und Silbermanufactur mit tausend Thalern Gehalt. Hier trat er in näheren Verkehr mit Mendelssohn, Lessing, Ramler und andern Schriftstellern. Gleichzeitig hatte er sein Vermögen im Betrage von sechstausend Thalern aus seines inzwischen verstorbenen Vaters Geschäft in Breslau gezogen, um es in einer Zeit von vier Jahren durch eine, unter Juden merkwürdige, übertriebene Freigebigkeit und maaßlose Bücherliebhaberei fast gänzlich zu verschwenden. So denn gegen früher in Dürftigkeit gerathen, nahm er dazu einen unbedeutenden Conflict mit dem Oheim so hoch auf, daß er unüberlegt, wie er immer gehandelt, seine Stellung kündigte und mit den Trümmern seines Vermögens 1768 Berlin verließ um in die Welt hinein zu gehen, freilich schon hypochondrischen Gemüths. Zwei Jahre lang durchreiste er Holland, Frankreich, Italien, einen Theil der Schweiz und Deutschland, kehrte nach Ueberstehung vieler Plackereien und seltsamer Abenteuer in äußerst traurigen Umständen 1771 nach Breslau zurück, wo ihn die Geschwister fortan sustentirten, gerieth aus tiefem Seelenleiden über den Verlust seines Vermögens und den geernteten schnöden Undank in Wahnsinnn und Raserei, worin er, einige helle Zwischenräume abgerechnet, sechs Jahre zubrachte, und starb am 3. April 1790, nachdem ihm ein Schlaganfall seit 1786 bereits die Sprache geraubt hatte.

Als Lyriker und Fabeldichter bekannt, wurzelt seine Stärke doch im Epigramm. Nicht daß er zu den Bedeutendsten auf diesem Gebiete zähle, aber treffender Witz und gewandte Darstellung können ihm in der That nicht abgesprochen werden. Daß er gerade seine besten Gedichte (durchgesehen von K. W. Ramler und herausgegeben von Moses Hirschel und Johann Joseph Kausch, Zürich 1792, II.) in einem Mittelzustande von Vernunft und Wahnsinn schrieb, macht ihn noch besonders bemerkenswerth. Er ist ein psychophysisches Phänomen, denn er schrieb oft ganz vernünftige Dinge nieder, trotzdem er außer Stande war vernünftig und zusammenhängend zu reden.

Der Uebersetzer der Alten.

Duns übersetzt die alten Poeten?
Das heißt wol recht, Gestorbne tödten.

Ueber ein Hospital.

Richter Mordak baute dies Spital,
That ein gutes Werk zum erstenmal!
Denn was hätten tausend sonst gemacht,
Die er an den Bettelstab gebracht?

Auf eine verbuhlte Phryne.

Du setzest fremdes Haar dir auf
Und trägst bezahlte weiße Zähne,
Und Purpurwangen. Ach, Philene,
War nicht ein Auge noch zu Kauf?

An Phryne.

Dein Körper ist so reizend, dein Geist so häßlich! Schade!
Du bist ein schöner Apfel, dein Geist ist seine Made.

An Mendax.

Für deine Lügen mich zu rächen,
Werd' ich von dir — die Wahrheit sprechen.

An den Faustus.

Dir soll ich hundert Thaler leihn?
Nein, Faust, ich schenke dir viel lieber fünfzig Thaler —
Ich weiß, du bist ein schlechter Zahler:
So büß' ich nur die Hälfte ein.

Die Besserung.

Böse bessern sich oft so
Wie die Mispeln, erst auf Stroh.

Gebet eines Hofmannes.

Ihr Götter steht mir heute bei,
Daß ich nicht meiner Pflicht vergesse,
Daß mir der Fürst recht gnädig sei,
Und auch sein Hund und die Maitresse.

Zueignungsschriften.

Zueignungsschriften, euch ersann
Ein Lügner oder Bettelmann.

Sacharisse.

Der Himmel wird die Harte strafen:
Am Tage flieht mich Sacherisse,
Und daß ich nicht im Traum sie küsse,
Läßt sie mich in der Nacht nicht schlafen.

Vom Gemellus und der Maronilla.

Nach Martials 11. Epigr. 1. B.

Gemellus seuzt und fleht und weint, und denkt auch wol,
Daß Marónilla ihn zum Manne nehmen soll.

Ist sie so schön? — Nichts ist so häßlich. — Was gefällt
Ihm denn so sehr an ihr? — Sie hustet und hat Geld.

Auf die Thestilis.
Martial III. 39.

Die schiele Thestylis, Philet,
Liebt einen jungen Ganymed,
Auf dem der ganze Frühling blüht.
Wie gut doch diese Schiele sieht!

Auf den reichen Klaus.
Martial X. 27.

Wenn schon bei deinem Geburtsschmaus
Der ganze Rath und Adel ist,
Weiß doch nicht Einer davon, Klaus,
Daß du geboren bist.

Ewald Christian von Kleist (1715—1759), der Dichter des Frühlings, hat nur wenige Sinngedichte verfasst, von welchen obenein kein einziges Anspruch auf Originalität machen darf. Der komischen Gattung sind nur die beiden folgenden beizuzählen, welche sich aber weder nach Inhalt noch Gewand vom Mittelschlage abheben.

Auf die geschminkte Vetulla.

Vetulla schwärzt ihr graues Haar
Und sagt, ihr Alter sei nicht über dreißig Jahr.
Vetulla redet wahr,
Sie sagt dies nun schon zwanzig Jahr!

Marforius.

Marforius fand an allen Sachen Mängel.
Er lästerte Gott, Engel und Erzengel,
Und schalt darauf mit leichter Müh
Das menschliche Geschlecht und das Geschlecht vom Vieh;
Er schalt das Lamm, den Hund, das Krokodill:
Vom Esel nur und Affen schwieg er still.

Beachtenswerther auf diesem Felde ist Kleist's Freund, der Auditeur Friedrich Ewald, geboren 1727 zu Spandau, wie man glaubt als Karthäuser in Rom gestorben, wohin er sich 1767 begeben. Er ist zwar nicht sehr fruchtbar, aber reich an lebendiger Laune und lachendem, obgleich nicht scharfsinnigem Witz. („Sinngedichte und Lieder." Berl. 1755. Dresd. 1757. Berl. 1791, herausgeg. von Jördens.)

Ueber ein Hospital.

Richter Morbal baute dies Spital,
That ein gutes Werk zum erstenmal!
Denn was hätten tausend sonst gemacht,
Die er an den Bettelstab gebracht?

Auf eine verbuhlte Phryne.

Du setzest fremdes Haar dir auf
Und trägst bezahlte weiße Zähne,
Und Purpurwangen. Ach, Philene,
War nicht ein Auge noch zu Kauf?

An Phryne.

Dein Körper ist so reizend, dein Geist so häßlich! Schade!
Du bist ein schöner Apfel, dein Geist ist seine Made.

An Mendax.

Für deine Lügen mich zu rächen,
Werd' ich von dir — die Wahrheit sprechen.

An den Faustus.

Dir soll ich hundert Thaler leihn?
Nein, Faust, ich schenke dir viel lieber fünfzig Thaler —
Ich weiß, du bist ein schlechter Zahler:
So büß' ich nur die Hälfte ein.

Die Besserung.

Böse bessern sich oft so
Wie die Mispeln, erst auf Stroh.

Gebet eines Hofmannes.

Ihr Götter steht mir heute bei,
Daß ich nicht meiner Pflicht vergesse,
Daß mir der Fürst recht gnädig sei,
Und auch sein Hund und die Maitresse.

Zueignungsschriften.

Zueignungsschriften, euch ersann
Ein Lügner oder Bettelmann.

Sacharisse.

Der Himmel wird die Harte strafen:
Am Tage flieht mich Sacherisse,
Und daß ich nicht im Traum sie küsse,
Läßt sie mich in der Nacht nicht schlafen.

Vom Gemellus und der Maronilla.

Nach Martials 11. Epigr. 1. B.

Gemellus seuzt und fleht und weint, und denkt auch wol,
Daß Marónilla ihn zum Manne nehmen soll.

Ist sie so schön? — Nichts ist so häßlich. — Was gefällt
Ihm denn so sehr an ihr? — Sie hustet und hat Geld.

Auf die Thestilis.
Martial III. 39.

Die schiele Thestylis, Philet,
Liebt einen jungen Ganymed,
Auf dem der ganze Frühling blüht.
Wie gut doch diese Schiele sieht!

Auf den reichen Klaus.
Martial X. 27.

Wenn schon bei deinem Geburtsschmaus
Der ganze Rath und Adel ist,
Weiß doch nicht Einer davon, Klaus,
Daß du geboren bist.

Ewald Christian von Kleist (1715—1759), der Dichter des Frühlings, hat nur wenige Sinngedichte verfasst, von welchen obenein kein einziges Anspruch auf Originalität machen darf. Der komischen Gattung sind nur die beiden folgenden beizuzählen, welche sich aber weder nach Inhalt noch Gewand vom Mittelschlage abheben.

Auf die geschminkte Vetulla.

Vetulla schwärzt ihr graues Haar
Und sagt, ihr Alter sei nicht über dreißig Jahr.
Vetulla redet wahr,
Sie sagt dies nun schon zwanzig Jahr!

Marforius.

Marforius fand an allen Sachen Mängel.
Er lästerte Gott, Engel und Erzengel,
Und schalt darauf mit leichter Müh
Das menschliche Geschlecht und das Geschlecht vom Vieh;
Er schalt das Lamm, den Hund, das Krokodill:
Vom Esel nur und Affen schwieg er still.

Beachtenswerther auf diesem Felde ist Kleist's Freund, der Auditeur Friedrich Ewald, geboren 1727 zu Spandau, wie man glaubt als Kartheuser in Rom gestorben, wohin er sich 1767 begeben. Er ist zwar nicht sehr fruchtbar, aber reich an lebendiger Laune und lachendem, obgleich nicht scharfsinnigem Witz. („Sinngedichte und Lieder." Berl. 1755. Dresd. 1757. Berl. 1791, herausgeg. von Jördens.)

Die Verführung.

Das erste Weib ward durch den Teufel,
Durch's Weib der erste Mann verführt;
Seitdem hat stets die Frau der Teufel,
Den Mann die Frau regiert.

Die Reize.

Zeusipp vermählt sich mit Lucinden;
Glaubt nicht, Zeusipp sei blind:
Er glüht, wenn wir sie gleich nicht finden,
Für Reize — die im Kasten sind.

Einige neue Gedanken bei leidlichem Talent brachte der gothasche Literat Georg Schatz (1763—1795) zu Tage in seinen „Blumen auf dem Altar der Grazien“ (Leipz. 1787).

Geringern Werthes sind die epigrammatischen Gedichte eines andern Gothaers, des uns schon bekannten Predigers Jacob Friedrich Schmidt (Leipz. 1786), namentlich was die humoristisch und witzig sein sollenden betrifft. Glücklich ist er nur in der Nachahmung. Seine ganze Natur ist überwiegend für das Ernste, Beschauliche und Lyrische gestimmt, und wo er dieser Stimmung folgt, ist er nie ganz unbedeutend.

Daniel Schiebeler, geboren am 25. März 1741 zu Hamburg und gestorben am 19. August 1771 als Kanonikus daselbst, verdient hier wol genannt zu werden, aber die vierundzwanzig Epigramme, welche sich in den von Eschenburg herausgegebenen „auserlesenen Gedichten“ (Hamb. 1773, S. 293—302) finden, stehen an Gehalt weit hinter seinen uns näher angehenden Romanzen.

Nicht sonderlich zu rühmen als Epigrammatist ist auch Christian Friedrich Daniel Schubart (1739—1791). Namentlich liebt er derbe Weise und üppige Stoffe. Feinheit kennt er nie. („Sämmtliche Gedichte“, Frankf. 1787. II. Werke, Stuttg. 1839/40. VIII.)

An den vornehmen M.

Du bist mit Jupitern verwandt? —
Ei nun! das glaub ich dir.
Es ist ja ja allbekannt,
Zeus war mitunter auch ein Stier.

Deutscher Freiheitsgeist.

Der Teufel hol', sprach Metzger Pfund,
Den ganzen Rath! — Er sprach's mit tobendem Gebrülle.

Doch plötzlich kam — des Bürgermeisters Hund:
Der Prahler Pfund stand auf — beugt sich — war mäuschenstille.

Ausgezeichnet dagegen ist Peter Wilhelm Hensler, geboren am 14. Februar 1742 zu Preez im Holsteinschen, gestorben den 29. Juli 1779 als Landsyndikus von Bremen. Seine Epigramme waren nach Aussage seines Bruders Philipp Gabriel*) blos Spiele seiner stetig heitern Muse, auch theilte er sie gelegentlich nur seinen Freunden mit. Aber einige derselben, besonders Claudius, Boie und Voß drangen darauf, daß er sie ausbesserte, und so wurden sie in verschiedenen Sammlungen, z. B. im Göttinger Musenalmanach, Voßschen Musenalmanach, Taschenbuch für Dichter u. a. gedruckt. Erst nach seinem Tode sammelte sie der genannte ältere Bruder nebst andern Dichtungen („Gedichte", Altona 1782), einige ungedruckte, im handschriftlichen Nachlaß vorgefundene hinzufügend. Nicht alle diese Epigramme, welche seinen poetischen Ruhm begründeten, beruhen auf eigener Erfindung; viele sind Nachbildungen, aber immer gelungene, und in allen verräth sich zum mindesten schönes Formgeschick. Heiterer Witz, schalkhafter, wirkungsvoller Spott, correcte Sprache und leichte Versification zieren die meisten. Hie und da gehen unerwartete Einfälle wie Leuchtkugeln auf; und was außerdem hervorgehoben werden muß: er begnügt sich nicht an blos untergeordnetem Stoff, an Weibern und vulgären Narren. Bisweilen geräth er in's Derbe, doch nicht in's Gemeine: er cynisirt, doch nicht aus Behagen an der Unfläterei.

Vaterlandsliebe.

So schön es ist sein Gut und Blut
Für's Vaterland zu geben:
So halt ich es doch wol so gut,
Für's Vaterland zu leben.
So schön es ist, in Tod zu gehn,
Wenn Ehr und Pflicht uns winken:
So halt ich es doch wol so schön,
Wenn volle Flaschen vor uns stehn,
Fürs Vaterland zu trinken.

Poetische Wahrheit.

Bathyll besingt mit inniglicher Lust
Der Jungfer Hanne volle Brust:

*) Dänischer Oberarzt und Professor der Medicin zu Kiel (1733—1805).

„Staunt an, ihr Grazien und Musen,
„Staunt an den vollen keuschen Busen."
Du gutes Blut, Bathyll! Voll ist der Busen zwar,
Doch nur seit Hanne jüngst gebar.

Verleumdung.

Ihr sagt, daß F* vor der Gemeine
Manchmal geborgte Reden hält.
Glaubt nur, es sind wahrhaftig seine,
Sie kosten ihm sein baares Geld.

Einaug und Einbein.

„Ei nun, wie geht es guter Mann?"
Red't Einaug Einbein an.
„Nachbar, wie sollt' es gehen?
„So wie Sie sehen."

Franzosenkrieg.

Der Gallier, meint ihr, war doch der beste Feind.
Es sei. Denn focht er gleich für Ehr' und für den König:
So schlug er doch der streitbar'n Männer wenig,
Und war durchaus der Weiber Freund.
Nur fürcht' ich, Eure Söhn' und Töchter,
Erfahren erst, wie hämisch er gekriegt;
Sein Heer vergiftete die künftigen Geschlechter
Der Männer, die er nie besiegt.

An die Sollicitanten.

Ihr klagt, euch sei des Richters Ohr verschlossen.
Gelt! ihr versteht euch nicht darauf.
Sollicitirt nur unverdrossen,
Doch schließt auch fein den Beutel auf.

An einen bösen Vater über den Tod seines frommen Sohnes.

Was zürnst du doch mit dem Geschick
Um den Verlust des frommen Knaben?
Für einen Mann, wie du, ist es ein wahres Glück,
In jener Welt doch einen Freund zu haben.

Cornar.

Ich speise keinen Tag zu Hause,
Prahlt oft Cornar.
Der Mann redt wahr.
Denn bittet niemand ihn zum Schmause:
So hungert Cornar.

Der Waghals.

Um dir den Ruf der Tapferkeit
Durch große Thaten zu erjagen,

Wagst du dein Leben in den Streit.
Cäcil, du kannst es immer wagen,
Denn es ist nicht von Wichtigkeit.

Warnung an die Mädchen.

Es räumt euch Escobar zwar ein:
„Ein Mädchen muß wol keusch sein
„Vom Gürtel bis zur Zehen."
Drum macht ihr Rock und Mieder klein,
Und lasst so gern das kleine runde Bein
Und euren vollen Busen sehen.
Doch Mädchen, Mädchen, lasst das sein!
Wenn die Belagerer um eure Vestung streifen,
So möcht' es nicht gerathen sein,
Die Außenwerke selbst zu schleifen.

Räthsel.

Wie heißt das Thier voll Herzeleid,
Das immer Ach und Zeter schreit,
Das allstets nach dem Monde gafft
Und dort sich span'sche Schlösser schafft,
Das voller schwarzer Traumgesichter,
Bei jedem Würmchen sich verweilt,
Und über jeden Knochen heult?
Es heißt ein Elegiendichter,
Und nach dem Ausdruck unserer Zeit:
Ein Dichter der Empfindsamkeit.

Der gewissenhafte Advocat.

Gewissenhafter, als von Xanten,
Ist keiner unsrer Practicanten.
Er hat den Advocateneid
Noch niemals übertreten.
Denn niemand hat in aller Zeit
Zum Anwalt ihn erbeten.

Der Goldmacher.

Dies alles hat der Herr aus Nichts hervorgebracht;
Du neuer Schöpfer hast aus allem Nichts gemacht.

Ueberschrift zu einem Narrenspital.

Des Stifters Mild' ist lobenswerth,
Die hier ein Dutzend Narren nährt.
Doch wenig nur sind ausersehn,
Weil noch so viel vorübergehn.

Grabschrift eines Oberschulzen.

Hier liegt Herr Dorilas. Das Glück war Schuld daran,
Daß man nicht statt: hier liegt — hier hänget schreiben kann.

An einen Tadler.

Du sprichst bei allen schlecht von mir,
Und ich bei allen gut von dir.
Die Welt glaubt weder dir noch mir.

Die hohen Frisuren.

Wenn sich die Herren immerdar
Mit ihrem hohen Haarputz zeigen,
So find' ich das nicht wunderbar.
Ein großes leeres Haupt ist allen Schwämmen eigen.

Unterricht meines Vaters.

Mein Sohn, du hast, wie sich's gebührt,
Mit allem Fleiß das Recht studirt.
Doch, um Processe gut zu führen,
Mußt du die Richter nun studiren.

Auf einen Gedächtnißgelehrten.

Orbill ist eine gute Haut,
Sein Kopf ist wie sein Magen.
Denn beide können viel vertragen
Und lassen alles unverdaut.

Grabschrift auf viele Gelehrte.

Hier liegt zum traurigen Exempel
Ein Mann, der großen Ruhm erwarb,
Und auf der Bahn zum Ehrentempel
In voller Hoffnung — Hungers starb.

In ein Stammbuch.

Du gutes deutsches Blut von ächten deutschen Sitten,
Dein guter Geist geleit' dich überall;
Und schütze dich in diesem Jammerthal
Vor des Franzosen Wind, und vor dem Spleen des Britten!

Rath zur Badereise.

Sie reisen mit der Frau in's Bad,
Um einen Erben zu erstehen?
Ich wünsche, daß es Wirkung hat!
Doch unmaßgeblich ist mein Rath,
Sie ließen sie allein hingehen.

Grabschrift.

Mein Weib ruht hier.
Wie wohl ist ihr!
— — Und mir!

Meine Bücher.

Bei mir kann gar kein Buch veralten.
Kaum hab' ich eins: so muß ich's schon verleihn.
Und da fällt's oft den Leuten ein,
Daß es viel leichter sei, die Bücher zu behalten,
Als das, was sie enthalten.

Die gute Diät.

Charlotten hat ihr Arzt gesagt,
Daß zwar das Liebeswerk am Abend mehr behagt;
Allein gesünder sei's, den Morgen sein zu pflegen.
Nun will sie also, wohlbedacht,
Es täglich zweimal thun — früh der Gesundheit wegen,
Und Abends weil's Vergnügen macht.

Nicht ganz an Hensler reicht **Johann August Weppen**, geboren am 3. Februar 1741 zu Nordheim, gestorben den 18. August 1813 als Gerichtsamtmann und Gutsbesitzer zu Wickershausen im Hannöverschen. Wie aus den meisten seiner Dichtungen spricht aber auch aus seinen Epigrammen heitere Laune und gefälliger Witz. („Gedichte", Leipz. 1783. II. „Erzählungen, Sinngedichte und Episteln, auch Sittengemälde", Hannov. 1796.)

Auf die Abschiedsrede eines umherreisenden Schauspielers.

Tapp wünscht dem edlen Magistrat
Die Weisheit Salomons im Urtheil und im Rath;
Wär's schon erfüllt, eh' Tapp gekommen,
Ein edler Magistrat hätt' ihn nicht aufgenommen.

Die Aehren.

Seht, wie die leeren
Vom Korn entblößten Aehren
Ihr stolzes Haupt erhöhn!
Seht, wie die schweren
Mit Korn gefüllten Aehren
Demüthig und gebückt da steh'n!
O wenn sie Menschen wären,
So würd' es gleichfalls geh'n!

Grabschrift eines Mineralogen.

Er suchte Steine durch sein ganzes Leben,
Und suchte nie sich satt.
Hier hat man einen ihm gegeben,
Woran er Gnüge hat.

Aehnlichkeit mit ihm hat **Moritz August von Thümmel**, den 27. Mai 1738 auf dem Rittergute Schönfeld bei Leipzig geboren, von 1768 bis 1783 Coburgscher Minister, dann von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen, und am 16. October 1817 als Privatmann verschieden. Seine Sinngedichte verstreute er in verschiedene Musenalmanache. Die unter seinem Namen erschienenen „kleinen poetischen Schriften" (Frankf. u. Leipz. 1782, und Wien 1805) sind unächt und enthalten eine Menge unterschobener Stücke. (Werke Leipz. 1811/12. VI. Neue Ausg. 1820. in 8 Bänden 1832—39 und 1844.)

Der stolze Edelmann.

Freund, wenn dein Stammbaum uns nur erst beweisen kann,
Daß Glied vor Glied von deinem Ahnherrn an
Verstand und Tugend abgenommen:
So tret' ich deiner Meinung bei,
Daß das Geschlecht, von dem du abgekommen,
Das älteste im Lande sei.

Das besungene Landgut.

Mein Freund, wer Staxens Ode liest,
In der er jüngst dein Tusculum geschildert,
Der denket Wunder, wie verwildert
Der Pindus und dein Landgut ist.

Der Leser des Horaz.

Marull greift zum Horaz im Drang der Langenweile,
Er schlägt ihn gähnend auf und liest
Empfindungsvoll die goldne Zeile:
Wohl dem, der fern von den Geschäften ist.*)

Der Besuch.

Batill besuchte mich; zu Ehren
Des gütigen Besuchs gab mir mein Dämon ein,
Mit ihm ein Glas Burgunderwein
Auf gute Freundschaft auszuleeren.
Nun ist Batill mein Freund. Allein
Wie dauert mich mein Wein, mein Wein!

Gespräch.

A.

Warum so traurig, Freund! darf ich die Ursach wissen?

B.

Mein toll gewordner Hund hat meine Frau gebissen.

---

*) Beatus ille, qui procul negotiis.

A.

Gott! und sie starb?

B.

Pah, pah, sie ist nur zu gesund.
Wer an dem Biß starb, war der Hund.

Durch drollige Laune empfehlen sich mehrere der in Musenalmanachen und Taschenbüchern zerstreuten Sinngedichte des bekannten Tonkünstlers Johann André aus Offenbach (1741—1799).

Der Ehesegen.

Dem achtzigjährigen Hilar
Fiel endlich noch die Thorheit ein,
Ein junges Mädchen sich zu frein:
Er trat mit ihr zum Traualtar.
Der Priester, der kein strenger Cato war,
Und mit dem Mädchen sehr vertraut,
Sah einen Augenblick sie beide schalkhaft an,
Und sprach: „Seid fruchtbar!" zu der Braut,
Und „füllt die Erde!" zu dem Mann.

Ermahnung eines Algierers an seinen Sohn.

Geh frohen Muths auf Raub!
Laß dich zum Mitleid nie bewegen!
Sei gegen allen Jammer taub,
Und zweifle nicht an Gottes Segen!

Parentation.

Der gnäd'ge Herr war uns in Gnaden so gewogen,
Daß er uns all' auf's Hemd hat ausgezogen;
O hätt' er nicht sein Haupt so früh geneigt,
Wir hätten bald den Hintern ihm gezeigt.

Nerinchen.

Nerinchen ist ein kluges Kind,
Mit jeder Antwort so geschwind.
Wie heißt dein Vater? fragt ich sie.
„Hans Troll und Compagnie?"

Die Ursache.

Wie kommt's? fragt Lais, meine Knaben
Sehn sich einander gar nicht gleich.
Die Ursach will ich bald errathen haben:
Sieht jeder seinem Vater gleich.

Einige seiner Epigramme befinden sich in der dritten Sammlung der von ihm (oder Rühl) herausgegebenen Blumenlese (Offenbach 1776/78).

Geringen Geschicks und winzigen Witzes schrieb Friedrich August Cartheuser „Sinngedichte“ (o. O. 1765). Sie tragen den Zusatz „neue und vermehrte Auflage“, aber kein Mensch weiß, wann eine erste erschienen. Uns bietet sich in dieser Sammlung nur ein einziges erträgliches Epigramm dar, nämlich:

Der Lieblingstag.

Den Samstag ehrt Gargil vor allen Wochentagen.
Kein Jude darf an ihm den bösen Schuldner plagen.

Der Verfasser wurde am 6. August 1734 zu Halle geboren, 1766 ordentlicher Professor der Medicin und Naturlehre zu Gießen, nächsten Jahres hessen-darmstädtischer Bergrath, 1778 fürstlich nassau-usingscher geheimer Kammerrath. Kränklichkeitshalber zog er sich schon 1779 in den Privatstand zurück, lebte aber noch bis zum 12. Dezember 1796.

Etwas höher sind die in periodischen Schriften zerstreuten Sinngedichte des Literaten Johann Aloys Martyni-Laguna zu veranschlagen. Seine Heimat ist Zwickau, wo er am 20. Januar 1755 geboren ward und, nachdem er lange Zeit in Polen als Hofmeister gelebt, am 12. April 1824 starb. Den Namen Laguna führte er seiner Gattin zu Liebe.

In eine Reihe mit ihm darf der Osnabrücksche Advokat Johann Aegidius Klöntrup (1755—1811) gestellt werden, wie aus den Göttingschen und Leipziger Musenalmanachen zu ersehen. Ebenso

Friedrich Albrecht Anton Meyer*) 1768—1795), Doctor der Medicin und Docent zu Göttingen. („Spiele des Witzes und der Phantasie“, Berl. 1793, und in periodischen Schriften.)

Piquantern Witz entwickelte August Wilhelm Leopold von Rahmel, geboren am 12. März 1749 zu Rheinfeld in Pommern, gestorben als Bürgermeister zu Schmiedeberg in Schlesien den 15. Februar 1808. („Sämmtliche Gedichte“, Schmiedeb. 1789.)

Arist.

Der große Philosoph Arist
Klagt, daß die Welt voll Thoren ist.
O Kind, ruft seine Frau, hör auf dich zu beklagen,
Und lern' von mir die Kunst, die Thoren zu ertragen.

---

*) Nicht Ludwig Wilhelm, wie z. B. Haug und Weißer irrig haben.

Auf die Mode, des Mannes Bild auf der Brust zu tragen.

Wie jedes Wirthshaus führt ein Schild,
Trägt jeder Dame Brust jetzt ihres Mannes Bild;
Auch pflegen hier wie dort viel Herren zu logiren,
Doch selten, die die Schilde führen.

Keineswegs unglücklich im satirischen Sinngedicht war auch Christoph Friedrich Sangerhausen, Prediger zu Aschersleben (1740—1802). Von den 27 Epigrammen, welche seine „gesammelten Gedichte“ (Leipz. 1782) enthalten, gehören die folgenden ohnstreitig zu den bessern sämmtlicher Epigrammatisten des hier behandelten Zeitraums.

An M.

Daß sie die Wahrheit immer spricht,
Daß sie die Treue nimmer bricht,
Das ist von deiner Frau bekannt.
Daß sie die Wahrheit immer spricht,
Dafür steht ihr Verstand;
Daß sie die Treue nimmer bricht,
Dafür steht ihr Gesicht.

Der Prediger und der Kranke.

P.
Sanft wie der Schlaf, ist auch der Tod den Himmelserben.
K.
So läßt sich's wol recht gut bei ihrer Predigt sterben?

Die Neuwahl.

M.
Ihr neuer Amtmann ist Philint!
Heut hab' ich es dahin gebracht,
Doch hat mir die Geburt viel Müh' und Angst gemacht.
N.
Das glaub' ich wohl, es war ein großes Kind.

Satanas.

Als Semler aus der Welt den Satanas vertrieb,
Und jeder Orthodox dawider schrie und schrieb,
Sprach Satanas, gestützt auf seinem Wanderstabe:
Mich daur't die Welt, wo ich so wahre Freunde habe.

Hinlänglicher Beweis.

Verdorben sind die Menschen allzumal,
An Geist und Leib und überall;
Und ob sie gleich es wollten,
Und ob sie gleich es sollten,

Noch können sie das Gute nicht vollziehn.
So predigte Crispin.
Und wer ihn hörte, mußte denken;
Beweis genug, um ihm die übrigen zu schenken.

Auf Lavater.

Daß Gaßner Wunder that, ist wahrlich nicht erdacht!
Hat er nicht Weise blind gemacht?

Die Kritik.

So wie die Medicin, so heilte
Sonst die Kritik den Text nur innerlich, zertheilte,
Vertrieb und linderte. Nun ist sie Chirurgie,
Nun schneidet sie.

Als Philadelphia auf einer Gerichtsstube spielte.

Als jüngst sein Zauberspiel Herr Philadelphia
Auf einem Richtersaale trieb,
Und Geld, das er zurück uns geben sollte,
In seinen Händen künstlich blieb,
Und ich vom Nachbar wissen wollte,
Wie dieses Kunststück ihm gefalle —
Da lächelt er: — „Die Kunst verstehen ja
Die Herr'n, die sonst hier sitzen, alle!"

Beim Tode einer herrschsüchtigen Frau.

Das war das erstemal,
Daß sie nicht ihren Willen hatte,
Sprach bei Ismenens Todesfall
Ihr tiefgebeugter Gatte.

Bei Gelegenheit der Kriegsschuldentilgung, bewirkt theils vom Vermögen, theils vom Amte.

J.

Wovon gedenken Sie dem Vaterlande
Den Schuldenbeitrag zu erlegen?
Vom Amte? oder vom Vermögen?

M.

Das hab' ich noch nicht überlegt;
Ich muß erst sehn, wo es am wenigsten beträgt.

J.

So rath' ich Ihnen wohl: Sie geben's vom Verstande.

Johann Michael Armbruster, geboren am 1. November 1761 zu Sulz im Würtembergschen, Hofsecretair bei der obersten Polizei- und Censurstelle in Wien, wandte dem Epigramm eine ganz besondere Neigung zu, welche aber leider mit seinem Ta-

lent haderte. Indeß sind einige nach Form und Gehalt zu den bessern der ganzen Zeit zu rechnen. Er machte seinem Dasein am 14. Januar 1814 durch einen Pistolenschuß ein Ende. (S. „Poetisches Portefeuille", St. Gallen 1784. „Gedichte", Kempten 1785, II. Bregenz 1788 und in Stäudlin's schwäbischen Blumenlesen von 1783 u. 84.)

Grabschrift einer Heuchlerin.

Hier ruhet Madam Hasenpott,
Die Christi Lehren treu vollbracht;
Bei Tage dient' sie ihrem Gott,
Und ihrem Nächsten bei der Nacht.

Nicht scharf genug pointirt sind die Epigramme von Baumgarten's und Ramler's Schüler Joachim Christian Blum, geboren den 19. November 1739 zu Rathenau in der Mark Brandenburg, und als Privatmann daselbst gestorben am 28. August 1790. („Sämmtliche Gedichte", Leipz. 1776, II. „Neuere Gedichte", Züllichau 1785.)

Aretin's Grabschrift.

Zu schmähen alle Welt, war Aretin gewohnt,
Und hätt' er Gott gekannt, er hätt' ihn nicht verschont.

Dasselbe gilt von den Sinngedichten des Marburger Professors der schönen Literatur Joseph Friedrich Engelschall (1739—1797). Einige darunter sind sehr gallig. („Gedichte", Marb. u. Leipz. 1788.)

Grabschrift.

Hier ruht Lupin, und hört zu essen auf!
Nach achtzig Jahren Essenslauf
Ließ er sich diese Ruhstatt bauen,
Die lange Mahlzeit zu verdauen.

Friedrich Bernritter, Rentkammerrath zu Stuttgart (1754—1803), stellt sich in eine Klasse mit den beiden Vorigen. Aus seinen Epigrammen in der Mannheimer Schreibtafel und in Stäudlin's schwäbischem Musenalmanach können wir blos herausheben die anekdotische

Richterliche Ermahnung.

Ihr Schurke! Stellt ihr nicht das Stehlen ein,
So laß ich, traun! das nächstemal euch henken;
Und wird auch dies euch keine Warnung sein,
So werd' ich schon auf schärfre Strafe denken!

Meist ernst und schwermüthig war die Muse des Duisburger Superintendenten Friedrich Mohn (1762—?), und die wenigen lachenden Blümchen, welche sie pflückte, ermangeln des wahren epigrammatischen Duftes. („Gedichte", Düsseld. 1795/98 II.)

Denselben Mangel tragen die zerstreuten Sinngedichte von Christian August Fehre, Finanzprocurator zu Dresden (1744—1823), und Johann Nepomuk Rothmann, Professor der Mathematik am ehemaligen Leibgarden-Institute zu Münster (1752—1811).

Ein sehr fruchtbarer Epigrammendichter war Johann Conrad von Einem, einige Zeit Conrector zu Hannöverisch-Minden, als Privatmann zu Erfurt am 1. April 1799 gestorben. Seine Sinngedichte sind in verschiedene Jahrgänge des Göttingschen und Hamburgschen Musenalmanachs verstreut, und mehrere darunter dürfen unbedenklich zu den trefflichsten gezählt werden, welche aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vorliegen.

Der Opernsänger und der Rentmeister.

Um ihren Jahrgehalt, der längst schon fällig war,
Hielt bei der Renterei der Opernsänger Schaar
Sehr dringend an. Euch kann noch nicht
Geholfen werden, war die Antwort; es ist Pflicht,
Vor allem Denen erst, die weinen, beizuspringen;
Dann kommt die Reih' an die, die singen.

Der alte Gloß.

Oft hat er noch, der alte Gloß,
Einfälle voller Witz, die ganz zur Sache passen:
Er ist wie ein verfallnes Schloß,
In welchem dann und wann sich Geister sehen lassen.

Anthologische Glosse.

Daß unsre jungen Frauenzimmer
Mit bloßem Busen gehn, befremdet dich?
Die Blumen öffnen immer
Zur Zeit der Blüte sich.

Vater und Tochter.

Ja, Lieschen, freien ist wol gut,
Sprach Vater Kunz, doch besser thut,
Wer gar nicht freit! So will ich dann
Das Gute thun, fing Lieschen an,
Das Beßre thue, wer es kann.

Der Glückwunsch.

Ich bin von ganzer Seel' erfreut,
Daß Sie das Amt davon getragen.
„Viel Dank für Ihre Gütigkeit!“
Was werden nun die Neider sagen?
„Das eben wollt' ich Sie jetzt fragen.“

Das Klostergelübte.

Der Mönch.

Gehorsam, keusch und arm zu sein,
Die drei Gelübde sind's die unsre Pflicht enthalten.

Der Protestant.

Und heimlich schließet ihr das vierte noch mit ein:
Von allen dreien keins zu halten.

Advokaten.

Die Herren gehn oft auf einander los,
Als ob sie wirklich Feinde wären;
Doch scheint's nur so; sie fechten blos,
Auf Andrer Kosten; kurz, sie machen's wie die Scheeren:
Wenn mit geschärften Schwertern die
Feindselig an einander rücken,
Verwunden sie sich selber nie;
Nur was dazwischen kommt, zerschneiden sie in Stücken.

Markolph und der Jude.

Markolph.

Ein jedes Land hat seine Sitten:
So henkt, zum Beispiel, bei den Britten
Man einen Juden nie allein;
Stets wird unmittelbar daneben
Ein Esel aufgeknüpfet.

Der Jude.

Mein!
So mögen wir uns beide freun,
Daß wir nicht in dem Lande leben.

Der alte Pfarrer und der Beamte.

Der Pfarrer.

Den alten christlichen Gebrauch,
Den Exorcismus, schafft man auch
Nun bei der Taufe ab! O tempora! O mores!

Der Beamte.

Wenn Ihr nicht gern, Ihr Herrn Pastores,
Ihn missen wollt, so führt ihn bei der Trauung ein;
Da wird er nöthiger als bei der Taufe sein.

Anläufe zum komischen Epigramm nahm frühzeitig der bekannte Gotthelf Wilhelm Christoph Starke, Oberhofprediger zu Ballenstädt (1762—1830), aber sie mißlangen ihm durchaus.

Den bessern Sinndichtern muß Ludwig Heinrich von Nicolai angereiht werden. Bildet er auch öfter dem Martial, Owen u. A. nach, fehlt es ihm doch nicht an eigner Erfindung. („Vermischte Gedichte" V. und IX. der Ausg. 1778. II. 113—125 der Ausg. 1792.)

Auf einen schlechten Geiger.

Wenn Orpheus Hand die Saiten strich,
So regten und bewegten sich
Der Wald, die Felsen und die Wogen;
Doch du bewegest nichts, als deinen Fiedelbogen.

Auf die Alten.

Was soll ich mir den Kopf zerbrechen,
Zu wissen was die Alten sprechen?
Ich bin so gut, als sie gewesen.
Sie haben mich auch nicht gelesen.

Der Schläfer.

Wer den rechten Wein gemacht,
Wer den ersten Pflug erdacht,
Wer die Lettern aufgebracht,
Wer die Leier ausgedacht.
Wer uns jede Kunst gelehret,
Wird gleich einem Gott verehret.
Nur an den wird nie gedacht,
Der das erste Bett gemacht.

Die drei Facultäten.

Ein Apfel unterwarf den Pfaffen meine Thaten,
Den Aerzten meinen Leib, mein Gut den Advocaten.

Guter Rath.

Von vorne flieh ein schön Gesicht;
Von hinten trau dem Maulthier nicht;
Vermeide neben dir den Karren;
Von allen Seiten flieh die Narren.

Sehr hervorragendes Talent für das launige und scherzhafte Epigramm bethätigte der berühmte Fabeldichter Gottlieb Konrad Pfeffel (1736—1803), und das Eigenthümliche seiner hier einschlagenden kleinen Dichtungen ist, daß er in diesen

häufig in die Fabel geräth, wie er andererseits bei jener meist epigrammatische Wendungen nimmt.

Grabschrift eines empfindsamen Zechers.

Sentillo ruht in diesem Grab:
Er war ein Freund des Safts der Reben,
Und schlug wie sie, bei seinem Leben,
Sein Wasser durch die Augen ab.

Harpagon.

Wohlthätigkeit, wie selbst die Bibel saget,
Rief Harpagon, ist groß, ist göttlich schön!
Weh dem, der einen Bettler von sich jaget!
Drum will ich auch von nun an — betteln gehn.

Der alte General.

Ein alter General begann
Den Sinn des Ohrs und Auges zu verlieren.
Ich soll, sprach er, mich nächstens retiriren.
Und schicke mein Gepäck voran.

Die Kunst zu sterben.

Lernt sterben, sprach im Hospital
Ein Mönch zu einem kranken Greise.
Was lernen? rief der graue Weise:
Man kann es gleich beim erstenmal.

Das Gemälde.

Den Teufel sah im Bild ein armer Wicht
Mit seinem Weib in seinen Tatzen,
Oho! rief er, dies ist die meine nicht,
Die würd' ihm das Gesicht auskratzen.

Der Geist.

Marull hat Geist. Ihr nehmt ihn nicht
In seinen Schriften wahr.
Allein das ist's, was für ihn spricht:
Ein Geist ist unsichtbar.

Die Milchkur.

Braucht eine Milchkur, sprach Callist,
Mein Leibarzt, Ihr seid krank.
Ich folgt' ihm, und von nun an ist
Liebfrauenmilch mein Trank.

Auf Germans Grab.

German ruht unter diesem Stein;
Der treue Patriot

Trank sich in lauter deutschem Wein
Auf Deutschlands Wohl zu todt.

Strephon.

Geist und Tugend spricht den Schönen
Strephon ab. Das heißt geschmäht.
Nein! Er spricht ja nur von jenen,
Deren Thür ihm offen steht.

Ankündigung eines Mädchenphilantropins.

Zu wissen sei, daß ich, Petrill,
Auf häufiges Begehren,
Die Töchter Deutschlands lehren will:
Empfinden — und gebären.

Grabschrift einer Wittwe.

Eudoxia verließ die Welt
Aus Gram nach ihres Mannes Tode:
Dies ist die erste neue Mode,
Die jungen Weibern nicht gefällt.

Fragment einer Capuzinerpredigt.

Ja, glaubet mir, ihr meine lieben Brüder!
Ein leerer Traum ist unser Lebenslauf:
Gesund und frisch legt ihr euch Abends nieder,
Und mausetodt steht ihr des Morgens auf.

Beccaria.

Für Menschenwohl hat er mit Kraft
Und mit Gefühl geschrieben:
Die Galgen hat er abgeschafft;
Die Schwengel sind geblieben.

Der Ortolan.

Es tagte kaum, so hörte man
Der Vögel Lied im Hain erschallen:
Singt immer, sprach ein Ortolan,
Der fettste bin ich doch von allen.

Die Diebe.

Wie seltsam geht es in der Welt!
Sonst nahm der Dieb uns unser Geld;
Ich muß das Gegentheil erleben.
Seitdem der Schelm dem Biedermann
Für Geld Papier bezahlen kann,
So giebt es Diebe, welche geben.

Liebe aus Hunger.

Wißt ihr, woher es kommt, daß Pflegon seine Hand
Der reichen Thais angetragen?

Der blinde Amor schoß, mit ungewisser Hand,
Statt in sein Herz, in seinen Magen.

Die poetische Geburt.

Als Bavs, des Reimers Liebchen
In letzter Nacht
Ein abgestandnes Bübchen
Zur Welt gebracht,
So rief Pasquin: o Schande,
Der schofle Mann!
Er bringt auch nichts zu Stande,
Das leben kann.

Der Rath.

Uns frieret, und das Holz wird auch in unserm Hain,
So sprach der Musen Chor, allmälig theuer.
Heizt, sprach Apoll, mit schlechten Versen ein,
So habt ihr ewig Feuer!

Der Schiedsmann.

Der Anwalt Raps gerieth jüngst mit dem Arzte Hain
In einen schweren Streit, und zwar des Ranges wegen.
Man rief den Nachbar, ihn als Schiedsmann beizulegen.
Nun, nun, sprach der, der Fall wird leicht zu schlichten sein:
Der Gaudieb geht voran, der Henker hinterdrein.

Stella.

Stella, die schöne Sünderin, hat sich plötzlich bekehret,
Und ihr geheimes Closet zur Kapelle gemacht.
Doch, Penelopen gleich, so geht die Sage, zerstöret
Sie die Arbeit des Tags stets in der folgenden Nacht.

Lot's Frau.

Zur Säule ward bei Sodoms Feuerbade
Für ihren Vorwitz Dame Lot.
Träf immer ihn dies Loos, mein Gott,
Was gäbe das für eine Colonnade!

Antipathie.

Ein Zecher war bereit zu scheiden,
Sein Weib bethränte sein Gesicht.
Ach, rief er, Liebe, weine nicht!
Ich konnte nie das Wasser leiden.

Mit noch größerer Vorliebe behandelte der preußische Oberfinanzrath Leopold Friedrich Günther von Göckingk (1748—1828) das witzige Epigramm, und seine Berühmtheit ist zum Theil darauf gegründet. Wirklich zeichnet er sich darin

durch Frische und Kernigkeit aus; allein es ist eben so wahr, daß er auf die Form nicht immer die nöthige Aufmerksamkeit verwendete. Die erste Sammlung seiner Sinngedichte erschien 1772 (Halberst.) und umfaßt an der Zahl zweihundert; die zweite 1778 (Leipz.) In diese nahm er aber von jenen und hundert andern, in Musenalmanachen zerstreuten, kaum den dritten Theil auf, um Alles entfernt zu halten, dem es an kaustischem Salze zu fehlen schien. Auch in der letzten Sammlung (Frankf. u. Leip. 1780/82) haben sie sich nur um ein paar vermehrt.

Auf Se. Wohlgeboren, den Herrn S. T. Ruffin.

Ruffin tritt immer oben an;
Daß er nicht böse werden kann,
So treten Seine Wohlgeboren,
Von allen Thoren,
Wie billig, gleich voran.

Kritik über ein Drama.

Herr Tragiscribax wähnt,
Sein Drama hab' uns sehr gefallen,
Denn, spricht er, keiner pfiff von allen.
Doch, wer kann pfeifen, wenn man gähnt?

An die Nation.

Halt du auf deine Bühne viel,
Halt deine Dichter theuer.
Vergnügen giebt Thaliens Spiel,
Und Ruhm der Dichter Leier.
Das erste kostet dir nicht viel,
Das letzte — keinen Dreier.

Auf eine verbuhlte Schauspielerin.

Nie will auf dem Theater dein Spiel jemand gefallen.
Doch hinter den Coulissen, sagt man, gefällt es allen.

Auf das Luftschiff des des Forges.

Man sagt, daß man im Monde den Verstand
Der Menschen soll in Flaschen aufbewahren*).
Das ist dem Herrn des Forges wohl bekannt,
Drum denkt er mit dem Schiff, das er erfand,
Nach seiner Flasche hinzufahren.

---

*) Ariost im Orlando furioso.

Auf den Bürgermeister Stax.

Caligula gab seinem Pferde
Das Bürgermeisteramt,
Doch kein Unschuldiger ward je von ihm verdammt.
O Bürgermeister Stax! wir bitten, werde
Doch heute noch zu einem Pferde.

Advocatenstil.

Mein Advocat, Herr Weil, ist ohne Zweifel
Ein reicher Mann; schon ärmer ist Dieweil;
Dem Alldieweil ward wen'ger noch zu Theil;
Und Alldieweilen, das ist gar ein armer Teufel.

Auf Aretin.

Daß er den Muth besaß, den Großen Spott zu singen,
Trug eine goldne Kett' ihm ein.
Zur Kette könnt' auch ich's wol bringen,
Nur möchte sie von Eisen sein.

Herr von Zelt.

Zelt, der den Adel kaufte, Herr von Zelt,
Sagt zwar, unschätzbar sei ihm seine Ehre;
Doch dächt' ich, daß fünfhundert Thaler Geld
Noch wohl zu schätzen wäre.

Bei Frontins Tode.

So ist er todt, der Mann vom blauen Dunst,
Der große Held
In der Verstellungskunst?
Ach: wenn er sich nur diesmal nicht verstellt!

Grabschrift auf einen Faullenzer.

Hier ruht Herr van der Klee,
Wie er geruht im Leben;
Nur daß man, statt des Kanapee,
Ihm diesen Sarg gegeben.

Peter Wichtig.

In Ihren Epigrammen, sagt Herr Wichtig,
Ist für den Spott der Gegenstand zu klein.
Von allen ist der Tadel zwar nicht richtig,
Doch räum' ich's gern von diesem ein.

Ueber die Grabschrift auf einen Wucherer.

„Sein Angedenken, das bei Wittwen und bei Waisen
Spät dauern wird —“
so stand am Grabmal da;
Und Freund, auf allen meinen Reisen
War das die wahrste Grabschrift, die ich sah.

Auf einen faulen Bibliothekar.

Man geb' ihm Landeskassen; dafür ist er der Mann!
Was man ihm anvertrauet, rührt er gewiß nicht an.

Viele Freunde.

Wer hätte das gemeint?
Zweihundert Freunde hat Alcist!
Denn jedem, dem er schuldig ist
Nennt er: Mein lieber Freund!

Grabschrift.

Hier ruht mein selig Eheweib
In dieses Grabes Höhle.
Zuweilen waren wir ein Leib,
Doch niemals eine Seele.

Die Statuen.

Statuen will für seinen Garten
Arant erstehen?
Warum stellt er nicht seine Töchter
In die Alleen?

Die goldne Leier.

Max reimet kein Gedicht,
Worin er nicht
Von seiner goldnen Leier spricht.
Du Narr, der immer Hunger hat,
Verkauf sie doch, und iß dich satt!

Stax.

Sehr ordentlich lebt Stax; denn mit dem Glockenschlage
Vier Uhr betrinkt er sich schier alle Tage.

Reliquien.

Der Prior ließ von da uns weiter
Zu einem Schranke gehn,
Und zeigt uns drin ein Stückchen von der Leiter,
Die Jacob einst im Traum gesehn.

Die kranke Iris.

Sie wird so mager, blaß, und fängt sich an zu grämen;
Ruft, sagt Mama, den Doctor her!
Allein was soll denn der?
Er kann doch nicht zwei Frauen nehmen?

Alpins Leichenstein.

Hier liegt Alpin. Es sagt sein Leichenstein,
Alpin sei hochgelehrt gewesen.

O könnt' er das noch sehn, wie würd' er sich nicht freun!
Nur, freilich, konnt' er nicht gut lesen.

Zopf.

An Zopfs Gemälden sind die Fehler jedem klar,
Und Zopf wird darum Arzt, statt daß er Maler war.
Jetzt kann er's auch bequemer haben;
Der Fehler wird nun mit begraben.

Auf ** komische Oper, componirt von **

Er schilt Musik und Ausdruck schlecht;
Der Componist den Text. Wer hat nun Recht?
Wenn ich's gewissenhaft entscheide:
Beide!

Jungfer Kammerlohn und ihr Nachbar.

Jungfer.

Die Lästerer! Die Ehre so zu rauben!
Verflucht! zwei Kinder hätt' ich schon?

Nachbar.

Die Leute reden viel; doch, Jungfer Kammerlohn,
Man muß auch nur die Hälfte glauben.

Rath für Baven.

Sehr schlechte Malereien, die
Aus Herkulanums Schutt gegraben,
Nichts wen'ger sich vermuthet haben,
Sind jetzt die Seltenheit von mancher Galerie.

Ha Bav! da doch auf dieser Erde
Kein Mittel ist, daß deine Poesie
Zur Zeit geschätzt, gelesen werde,
So rath ich dir: vergrabe sie.

Der Autor.

„In unsrer Schrift, worin wir vorgetragen,"
So spricht von sich der Autor Meregist.
Und freilich muß er wol so sagen,
Weil wenig sein, und viel gestohlen ist.

Der Büchersaal.

Um seinen Büchersaal zu sehen,
Besuchten wir den Herrn von Philamint,
Allein er ließ uns wieder gehen,
Weil wir ja keine Motten sind.

Kauz und ich.

K. Wer freiet, der ist nicht gescheidt!
Ich. Wie? Was? Und Du hast nicht gefreit?

Als einem Geiger die Fenster eingeworfen wurden.

Zum wenigsten hat unser Geigenmann
Mit Orpheus doch der Aehnlichkeiten eine:
Daß er, wie dieser, auch die Steine
Selbst in Bewegung setzen kann.

Auf eine Wirthin.

Wenn doch die Reisenden das Klagen unterließen,
Daß unsre Wirthin hier sie prelle; denn mich dünkt,
Daß manche mehr von ihr genießen,
Als sie in Rechnung bringt.

Schluß einer Predigt*).

Erhebt, Geliebte, noch zuletzt
Dankbar mit mir zu Gott die Hände,
Daß er den Tod an's Ende
Des Menschenlebens hat gesetzt.

Quantitativ ist der Zittauer Barde Rhingulph Karl Friedrich Kretschmann (1738—1809) von ungemeiner Fruchtbarkeit. („Sammlung komischer, lyrischer und epigrammatischer Gedichte", Frkf. u. Leipz. [eigentlich Bautzen] 1764. Eine Auswahl: „Scherzhafte Gesänge", Leipz. 1771. „Epigramme", Leipz. 1779. „Werke", Leipz. 1784—1799. VI. Im 2. Bande vorher einzeln gedruckte Sinngedichte, S. 241—304. Alle zusammen mit etlichen neuen nochmals als 7. Band unter dem besondern, nicht zutreffenden Titel: „Letzte Sinngedichte in 8 Büchern", Zittau und Leipz. 1805— über achthundert Stück.) Doch eben nur quantitativ ist seine Fruchtbarkeit eine so ungemeine. Nach ihrer innern Beschaffenheit muß auf sie das Sprüchwort Anwendung finden: in jedem Korbe ist die zehnte Nuß taub. Viele der Sinngedichte sind schon zu seiner Zeit ganz richtig als blose improvisirte Einfälle ohne Schliff und Salz erkannt worden, andere als gereimte Bonmots, welche durch häufige Wiederholung an die tartarischen Mahlzeiten erinnern, wo derselbe Knochen bis zum letzten Gast die Runde macht. Eine erkleckliche Anzahl ist überdies Martial, Owen und andern englischen und französischen Epigrammatisten nachgebildet, die sich in diesen Nachbildungen obenein meist als Verbildungen wieder erkennen würden. Und so bleiben aus dem Haufen nur vereinzelte Weizenkörner im Siebe der Kritik zurück. Bei vorherrschender

*) Keine Erdichtung.

Neigung zu ernsten, starken, bittern und bissigen Auftragungen ist übrigens für das Komische in jeder Hinsicht wenig erspressen.

Der Reim.

Lange suchte Bav einen Reim auf Muse;
Endlich kam sein Weib, und der Reim — Meduse.

Der Täufling.

Der Vater ist ein Narr,
Die Mutter ist voll Trug,
Ein Dummkopf ist der Pfarr,
Die Pathen sind nicht klug.
Was, lieben Leute, glaubt ihr wol,
Daß aus dem Kindlein werden soll?

Der Wucherer.

Stax giebt den Armen oft und gern.
Ich leih' es, prahlt er stolz, dem Herrn.
Doch lachend fragt ihn, wer ihn kennt:
Sprich, Lieber, zu wieviel Procent?

Gottesfurcht und Königsliebe.

Mensch, fürchte deinen Gott, und liebe deinen König!
Nur jenen nicht zu viel, und diesen nicht zu wenig.

Die Köchin.

Ein Mädchen kaum von achtzehn Jahren,
Weiß von Gesicht und Brust, und schwarz von Aug' und Haaren,
Nimmst du zu deiner Küchenschaft?
Schalk? du wirst gar zu leckerhaft.

Die unzeitige Kur.

Mein Mädchen ist vor Liebe krank.
Ei, seht mir doch den Arzt mit tausend Freuden eilen!
Und geb' ich ihm nicht bald den Dank,
So wird der Bösewicht mir noch das Mädchen heilen.

Der rothbackige Bullus.

Bullus, sagst du, schämt sich nicht?
Sieh doch an sein roth Gesicht!
Weit gefehlt! Das ist der Wein,
Der sich schämt in ihm zu sein.

Bessere Epigramme bei ungleich geringerer Productivität lieferte der Neubrandenburger Hauptpastor Ernst Theodor Johann Brückner (1746—1805), bekannter als Idyllendichter. Er liebte es, um mit der „Bibliothek der redenden und bildenden Künste" zu urtheilen, Gesammtheiten mit Gesammtheiten, Stände mit Ständen, Individuen mit Individuen, Verhältnisse

hann Dietrich Leyding, Vorsteher einer Privaterziehungsanstalt zu Hamburg (1721—1781).

Von dem Fabeldichter Christian Gottlieb Lieberkühn gehört nur das folgende Epigramm hieher:

Caligula.

Caligula erhob sein Pferd zum Bürgermeister.
Warum verlachen ihn doch unsre feinen Geister?
Das ist so schlimm noch nicht: jetzt nimmt ja mancher Staat
Gar Ochsen in den Rath.

Ueber Lieberkühn's Lebensumstände ist nichts weiter mit Sicherheit ermittelt worden, als daß er in Potsdam geboren, in Halle Theologie studirte, und in den Achtziger Jahren noch gelebt haben muß.

In der großen Menge dürftiger Gedichte, welche der Löbauer Bürgermeister Christian Gottlieb Schluckwerder (1735—1813) unermüdlich ausbrütete, befinden sich wenigstens einige leidliche Stachelreime.

Eine der eigenthümlichsten und seltensten Erscheinungen aber in der sogenannten schönwissenschaftlichen Literatur ist der berühmte Mathematiker Abraham Gotthelf Kästner, geboren am 27. September 1719 zu Leipzig, seit 1756 Professor der Naturlehre und Meßkunst zu Göttingen, wo er — 1765 zum königlich großbritanischen Hofrathe ernannt — am 20. Juni 1800 starb. Wir haben von ihm die verschiedenartigsten belletristischen Versuche, aber (— die fachwissenschaftlichen Schriften gehen uns hier natürlich nichts an —) das Epigramm ist es hauptsächlich, welchem er seinen Platz in der Literaturgeschichte verdankt. Sein Geist hatte sich allmälig so sehr gewöhnt, immer diese Form der Aeußerung anzunehmen, daß das epigrammatische Element den charakteristischen Zug aller seiner übrigen Schriften bildet; auch kannten ihn Viele mehr als witzigen Epigrammatisten, dann als großen Mathematiker, während er Beides in der Weise vereinigte, wie man von Fontenelle gesagt hat: il faisait de petits vers et de grauds calculs*). Kästner's Epigramme sind zum allergrößten Theil durch Zeitereignisse und persönliche Beziehungen hervorgerufen, und daher oft nur Gelegenheitsreime, welche jedes tiefern, gemeinsamen Grundes ermangeln. Er er-

---

*) S. K's ges. schönwissensch. W. IV. 212 f.

zählt selbst, in seiner Jugend habe er meist mit Freunden gelebt, die entweder Mathematiker oder mit den schönen Wissenschaften vertraut waren; da habe er sich das Uebel angewöhnt, daß er gern über Andere lachte, jedoch mit dem Vorbehalt: hanc veniam damus petimusque vicissim; und demgemäß sind seine Epigramme häufig von jener negativen Natur, in der mehr treffender Witz und strafender Ernst als Humor und objectives Gedankenspiel sich offenbaren. Sie sind präcis, kräftig, scharf, bisweilen schonungslos; aber Diejenigen, welche behauptet haben, sie seien nur bitter, beißend, giftig, verstehen sich ebensowenig darauf wie Die, welche Witz und immer nur Witz und keinen Humor darin finden. Im Gegentheil sind eine gute Anzahl höchst ergötzlich, von wahrhaft komischer Kraft, und selbst einige unwitzige noch sinnreich. Andererseits muß gelten, daß er blos ausnahmsweise diejenige Gemüthstiefe offenbart und den feinen Sinn, der in der Natur einen Spiegel des Geistes erkennt und mit Sprachgewandtheit die Bilder, die sie ihm zeigt, festzuhalten weiß. Allein für menschliche Thorheiten und Verkehrtheiten besaß Kästner so reizbaren Sinn und so geschärftes Auge, und für ihre Bezeichnung und Züchtigung so fertige Zunge, daß es ihm schwer wurde nicht satirisch zu sein. Er war furchtlos genug Schwachheiten und Mißbräuche, wo er sie immer entdeckte, dem lauten Urtheil Preis zu geben. Doch erst als er sah, daß das Publicum auf diese Rügen, wie auf die gelegentlichen Aeußerungen seiner Laune und seines Witzes großen Werth legte, fing er selbst an mehr von seiner Gabe zu halten und sie zur Zeit wie Unzeit fleißig in Anwendung zu bringen. Ja in dem durch großen Beifall genährten Bewusstsein, daß sie in der Epigrammenliteratur wol mitzählen würden, gab er sie wiederholt heraus, zumal da Unberufene dem Begehren des Publicums schon ohne sein Vorwissen damit dienten, und mehr als billig und wahr auf seine Rechnung setzten. Dabei hielt er es jedoch selten der Mühe werth, bei dem vom Reiz des Moments Eingegebenen noch auf die Form sonderliche Sorgfalt zu verwenden. Von der außerordentlichen Popularität dieser Epigramme und ihrer Verbreitung giebt besonders der Umstand Zeugniß, daß sich sehr viele durch eine lebendige Tradition lange fortpflanzten, so daß noch zwanzig Jahre nach seinem Tode ein Literarhistoriker sagen durfte, eine Menge der-

selben sei so verbreitet, daß eine Sammlung aus dem Gedächtniß des Publicums wiederhergestellt werden könnte, wenn sie aus der Literatur verschwinden sollten.

An seine Epigramme pflegte man von jeher das Urtheil über Kästner's Charakter anzuschließen, und zwar schon unter seinen Zeitgenossen das allerwidersprechendste. Es ist ganz unstreitig, daß er, wie ähnlich organisirte Menschen, Gabe und Hang zur Satire schlechterdings nicht beherrschte; er scheint in dem Grade ein Grundzug seines Sinnes gewesen zu sein, daß er ihm sogar einige der angenehmsten Verhältnisse aufzuopfern schwach genug war: und es möchte sich kaum eine seiner vielen Schriften namhaft machen lassen, in welcher seine Schalkhaftigkeit, die Alles zu kritisiren liebte, nicht Gelegenheit zu Seitenhieben auf bekannte Personen oder naheliegende Zustände gefunden hätte. Allein sein Herz blieb in der That von der Freude an Medisance, Spott, und man darf es selbst Leichtfertigkeit nennen, zu der ihm seine Gewandtheit in witzigen Combinationen verführte, unberührt. Von dem Zungentodtschlage spricht er sich selbst so ziemlich frei, und von dem Federtodtschlage weiß er sich damit zu reinigen, daß er ihn allemal im Kriege für Wahrheit und Vernunft begangen habe. Mehrere der Epigramme sind anstößig, und ungedruckte, die unter seinem Namen umherliefen und noch cursiren, sind weit ärger: dennoch hat Niemand gegen die Reinheit seines Lebenswandels und die Aechtheit seiner religiösen Gesinnung je etwas aufbringen können. Diese war sogar Vielen zu altväterisch streng, überhaupt die im Leben auffallendste Eigenthümlichkeit sein unbedingtes Festhalten am Althergebrachten, auch in Sitten, Kleidung, häuslicher Einrichtung u. s. w., eine Beharrlichkeit, die gerade in einer so rasch umgestaltenden Zeit zur Sonderbarkeit werden musste. Allgemein galt er bei denen, die in nähere persönliche Beziehungen zu ihm traten, für bieder und ehrenwerth, das Gute fördernd aus edler Denkungsart und mit eigner Aufopferung, fremdes Verdienst neidlos anerkennend und in seiner Zuneigung zu den ihm nahe verbundenen Freunden und Verwandten unwandelbar treu.

Sind denn nun, wie aus Obigem gefolgert werden musste, seine Sinngedichte weder nach Inhalt noch Form von der Classicität, welche ihnen seiner Zeit von Vielen nachgerühmt wurde,

so stellen sie doch ihren Urheber nicht allein in die Reihe der witzigsten Köpfe, sondern auch in die Reihe der besten Epigrammatiker unserer Literatur. Noch immer gebührt ihm als solchen volle Auszeichnung. („Vermischte Schriften", Altenb. I. 1755. 1773. II. 1772. 3. Aufl. ebd. 1783. II. „Neueste, großentheils noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle", o. O. 1781, neue Aufl. 1782. von Höpfner in Darmstadt ohne Vorwissen des Vf. herausgegeben, aber von diesem doch in der 3. Auflage seiner „vermischten Schriften" bis auf Weniges factisch als ächt anerkannt. „Sinngedichte und Einfälle", von Justi in Marburg herausgegeben, 2 Sammlungen. 1800. Neue Aufl. 1820. „Dreißig Briefe und mehrere Sinngedichte, herausgegeben von Amalie von Gehren, geb. Baldinger", Darmst. 1810. „Gesammelte poetische und prosaische schönwissensch. Werke", Berl. 1841. IV. Im 1. und 4. Theile, zusammen 406 Stück.)

Erklärung eines Wunders welches in der Legende erzählt wird.

Als man den Abälard in's Grab
Der Heloise Leichnam gab,
Streckt er die Aerme aus, sie liebreich zu bedecken;
Sonst hatt' er nichts mehr auszustrecken.

Hochzeitgedicht auf Herrn Professor * in Göttingen.

Vom Sejus wird gewiß das Jahr ein Werk vollbracht,
Denn nunmehr nimmt er sich zur Arbeit selbst die Nacht.

Widerlegung eines königlichen Schriftstellers.

Es schreibt ein Buch zu Frankreichs Ehre
Der Philosoph von Sanssouci;
Doch diesem Buche glaub' ich nie,
Längst widerlegten's Friedrich's Heere.

Ueber den Gebrauch der Alten geröstetes Korn zu opfern.

Gen Himmel wand auf Rom's Altären
Sich heil'ger Dampf gesengter Aehren;
Das Opfer kennt noch manches Land:
Der Stutzer, der Coquetten Götzen,
Dem Müssiggange, den Geschwätzen
Wird auch bei uns Kaffee gebrannt.

Ein Grund in die Kirche zu gehen, an Herrn Professor Feder.

Du meidest das Concert; man drängt sich da so sehr;
O! so versäumest du die Kirche nimmermehr.

Der von einem Buchhändler bezahlte Kuß.

Verschieden ist der Küsse Preis;
Für einen Kuß, den er der Frau genommen,
Verlegt er ihres Mannes Fleiß;
Konnt' ihm ein Kuß wol höher kommen?

Vorschlag, wo die Abbildungen der Professoren hinzustellen sind.

Den Bildern wollt' ich wol zum Platz die Kirche wählen:
So wird es nie darin an Professoren fehlen.

Klage eines Frauenzimmers bei Zerstörung der französischen Lünetten vor Göttingen*).

Hier, wo man sonsten Myriaden
Von lang' und dicken Pallisaden
Tief in noch engern Löchern sah,
Hier sind, erweitert nur, die leeren Löcher da.

Wie man den Properz gefunden hat**).

Properzens Buch lag tief versteckt,
Im Keller hat man es entdeckt.
Und oben drauf ein Faß voll Wein.
Nein! sprach Saufejus, me'n Gedicht
Das ließ ich an der Stelle nicht,
Die nähm' ich lieber selbsten ein.

Was Hippokrene auf Deutsch heißt.

Ein Gallier, der gallisch nur verstand,
Und das allein reich, stark und zierlich fand,
(Das Deutsche hat er stets durch schalen Spott entehrt,
Weil ihn für dies Verdienst ein deutscher Hof ernährt.)
Den bat ich: Nennt mir doch auf Gallisch Hippokrene.
„Herr Deutscher, könnt ihr mich im Ernst so seltsam fragen?
„Der Gallier behält die griech'schen Töne."
Nun wohl, Monsieur! wir können Roßbach sagen.

Auf jagende Studenten.

Klatscht, Bursche! klatscht, lasst schwere Peitschen knallen,
Lasst Hieb auf Hieb auf müde Pferde fallen!
Der Fremdling sieht es mit Erstaunen an,
Und denkt, daß jeder noch ein Schweinhirt werden kann.

Ueber ein musikalisches Vorspiel.

Das Saitenspiel klang trefflich schön,
Francisca sang ein Meisterstück;

*) 1763.
**) S. Hamberger's zuverlässige Nachrichten.

Zwar konnte man kein Wort verstehn,
Doch dieses war des Dichters Glück.

Mütterliche Warnung.

Victorien hört' ich jüngst ihren Sohn belehren:
Fritz, sieh die Mädchen an, als ob es Gänse wären!
Madam, sprach ich, Sie kennen Ihr Geschlecht;
Folgt Ihnen Fritz, so denkt er meistens recht.

Die Zimmertaxe in Göttingen.

Bemüht hat Brunnquells Fuß die ganze Stadt durchirrt;
Gern schloß der Bursch ihm auf und ängstlich mancher Wirth.
Des Hauses Lag' und Bau, und was hinein gehört,
Tapete, Spiegel, Tisch, bestimmt des Zimmers Werth.
Jüngst wollt' er einer Frau den Preis geringer setzen:
Herr! sprach sie, lassen sich auch meine Mädchen schätzen?

Salomo's Gericht.

Scharfsinnig macht er offenbar,
Welch' Weib des Kindes Mutter war;
Doch, wird es seine Weisheit wagen,
Den Vater manches Sohns zu sagen?

Vom Erfinder des Schachspiels.

Hat Salomo zu Füllung leerer Stunden
(Rabbinen sagen es*) das Königspiel erfunden?
Für seinen Witz wär's freilich nicht zu viel;
Und eifrig, wie man weiß, trieb er das Damenspiel.

Ueber den Eintritt der Venus in die Sonne den 3. Juni 1769.

Ich thäte selbst, wenn ich Cytheren hätte,
Was Phöbus thut: er geht mit ihr zu Bette.

Erzählung.

Den Sternthurm musst' ein Jüngling oft besteigen,
Sein Lehrer wollt' ihm da die Venus zeigen,
Und das bei hellem Sonnenschein.
Als beide manchen Weg sich nun umsonst gemacht,
Fand ohne Lehrer, ganz allein,
Der Jüngling sie bei Nacht.

Telemach und Mentor.

Den Prinzen Telemach zu führen,
Nahm Pallas die Gestalt vom weisen Mentor an;
Mich, als ich jung war, zu regieren,
Galt eine Göttin mehr, als so ein alter Mann.

*) Wagenseil de civit. Norimb. XXII. 168.

Tragische Todesarten.

Eh noch der Held den Dolch, die Heldin Gift erkor,
Starb schon das Drama selbst, den sanftern Tod: Erfror.

Inhalt des Trauerspiels: Otto von Wittelsbach.

Erst war ihm die ältere Schwester versprochen,
Und weil ihm ein Böhme das Mädchen entriß,
So glaubt' er: die jüngere sei ihm gewiß;
Die hatt' ihm zum Unglück ein Sachse genommen.
Nun wollt' er nach Polen,
Was Liebes zu holen,
Und hörte: das werd' er wol auch nicht bekommen;
Drauf hat er den Erschwiegervater erstochen.

Spott des Todes über den Hofrath Baldinger.

(1. März 1784.)

Sonst hat er mich immer um Kranke gebracht,
Nun hab' ich ihn einmal zu Schanden gemacht;
Weg hatt' ich den Kranken, noch eh' er gekommen,
Sonst hätt' er mir freilich auch diesen genommen.

Höflichkeit.

Des Wirthes Höflichkeit war sinnreich ausgedacht:
Er pocht mich aus dem Schlaf, und wünscht mir gute Nacht!

Proceß.

Das Wort gebrauchen Alchymisten,
Desselbengleichen auch Juristen;
Es heißt, so viel bisher Erfahrung gab:
Verspricht Gewinn, und bringt den Bettelstab.

Ueber das Evangelium am 26. Sonntage nach Trinitatis.

Wenn einst der letzte Tag die Todten wird erwecken,
Da trennen sich die Schafe von den Böcken,
Schwermüthig wird nach den wol manche Dame sehn,
Wofern die Ziegen nicht schon bei den Böcken stehn.

Geadelte.

Von Leibnitz und von Wolf hab' ich mir stets gedacht:
Hochwohlgeboren nicht, und nur Hochwohlgemacht.
Auch meint' ich über sie nicht bei der Benennung zu lachen,
Denn wirklich ist ja nichts aus manchem Gebornen zu machen.

An einen Buchhändler.

Drei Louisd'or für eine Nachtigall,
Und halb so viel, ein Jahr sie zu ernähren;
Der Nutzen ist: durch ihren Schall
Der Nachbarschaft den Schlaf zu wehren.

Wohlthätig sanften Schlaf zu bringen,
Laß um das Geld doch lieber Dichter singen.

Dichterhöhe.

Aus Reimern, deren Schwung die Erde nie verlor,
Stieg Haller einst mit Adlersflug empor;
Daß nun, hoch über ihm, viel junge Dichter schweben,
Macht, weil die Bälle sich durch spreizend Gas erheben.

Pädagogie.

Dem Kinde bot die Hand zu meiner Zeit der Mann,
Da streckte sich das Kind, und wuchs zu ihm hinan,
Jetzt kauern hin zum lieben Kindlein
Die pädagogischen Männlein.

Zusatz
zu Gellert's Geschichte des Hutes.

Erfindungsgeist, der niemals ruht,
Blieb immerfort der Hüte Künstlern eigen;
Auch glaubte Mancher Kopf zu zeigen,
Und zeigte schief den neusten Hut.

Tausend und eine Nacht.

Ein Sultan, dem die Ruhe fehlte,
Horcht tausend und noch eine Nacht
Auf das, was ihm die Sultanin erzählte.
So hätt' ich nicht die Nächte zugebracht!

Bei Gelegenheit einer Frage
welche die Stifterin des Ismenenordens an einige göttingsche Gelehrte sandte.

(Comparaison de l'amour et de la poësie.
Vergleichung der Liebe und der Dichtkunst.)

O Gräfin, unser Ort kennt keine Dichtertriebe,
Nicht sanfte Regungen von Zärtlichkeit und Liebe;
Hier musst du, wenn man dir was Gründliches soll sagen,
Nach Würsten und Kartoffeln fragen.

Der vertauschte Messias.
An Herrn von Einem.

Du giebst mir ihn für dreißig Blätter Spott;
So wohlfeil gab ihn doch selbst nicht Ischarioth.

Einbildung.

Daß er will Hansens Erbe sein,
Daß bilde dir von Martin doch nicht ein!
Denn Hans, der wird sobald nicht sterben,
Und schafft wol noch dem Martin einen Erben.

Ein Dialog*).

Hollmann.

Sobald dein Heber wird im Vacuo zerfließen,
So sollst du meine Tochter küssen.

B.

Ist's weiter nichts als das, so bin ich schon Ihr Sohn,
Mein Heber wirkt gewiß durch die Cohäsion.

Hollmann.

Wohl und gelehrt!
Er ist es werth,
Daß er wie eine Säule steh'
In unsrer Tochter corpore.

Der Einzige.

Daß er neun Jahr Professor hieß,
Und nie sich als Gelehrter wies,
Ist seiner Ohnmacht zu verzeih'n;
Doch, was auch Menschenliebe spricht,
So müsste doch die Ohnmacht nicht
Acht lange Jahr besoldet sein.

Sub utraque.

Vom Priester hat den Kelch sich einst der Lai erstritten,
Und auf des Arztes Rath muß er ihn nun verbitten.

Der Müßiggänger.

Was thut Superfluus, das euch zu lachen macht?
Weil er noch nie was that, wird über ihn gelacht.

---

*) Die Gattin des Hofrath Baldinger war eine geborne Schlosser und Nichte des bekannten Naturforschers und Professors Hollmann, welcher sie an Kindesstatt angenommen hatte. Kästner, der gern lachte, konnte nicht immer bei den von Hollmann aufgestellten Theorien in der Physik ernsthaft bleiben, da dieser Physiker zu wenig Mathematik verstand, um in der Naturlehre ein festes und dauerndes Gebäude errichten zu können. So hatte Hollmann u. a. die Wirkung des Hebers ganz unabhängig vom Luftdruck blos durch den Zusammenhang der Theile des flüssigen Körpers erklärt, aus welcher Voraussetzung der durch die Erfahrung ganz falsch befundene Satz, daß nämlich der Heber seine Wirkung auch in einem luftleeren Raume äußern müsse, unnachlässig hervorgeht. Kästner entwarf also, sobald die Verlobung von Hollmann's Nichte bekannt wurde, obiges Sinngedicht.

(Nach K. W. Justi.)

Als eines Dichters Manuscripte von Mäusen gefressen worden.

Der Mäuse Durst löscht ja kein Wein,
So müssen wol die Verse Wasser sein.

An Basedow.

Warum nennst du den Mann Göttingens Pädagogen?
Hat er doch Niemand hier als seine Frau gezogen!
Und hätte die Verstand bei seiner Zucht bekommen,
So hätte sie ihn nicht genommen.

Die Versiegelung.

Lernt, ihr Notarien von H—n obsigniren!
Seht! wenn er auf ein Bret sein Petschaft hinten setzt,
So ist das Glas da vornen unverletzt.
Ein Mädchen, so verwahrt, wär' das wol zu verführen?*)

Heiden-Lottchen.

Weß Glaubens ich wol sei? das soll ich euch belehren:
Mehr noch als Priesterin, selbst Opfer von Cytheren!

Als ein Buchhändler die Tochter eines Materialisten heirathete.

Beglückter Schwiegersohn, dir kann kein Buch vermodern,
Wenn es kein Leser kauft, wird es dein Vater fodern.

Der britische Selbstmörder.

Hier, Wandrer, ist der Ort, wo Robert's Leichnam ruht;
Sprich, Cato oder er, wer zeigte größern Muth?
Der griff zum Dolch, vor Cäsarn frei zu bleiben;
Doch Robert henkte sich, die Zeit sich zu vertreiben.

Artemisia.

Von Mausols Wittwe wird Jahrhunderte gesungen.
Was hat sie denn gethan? Den todten Mann verschlungen.
Und jetzt hat manche Frau, die doch kein Dichter ehrt,
Schon mehr als Einen Mann lebendig aufgezehrt.

Der Richter.

Ein Richter den nichts blenden kann,
Vor dem Voltaire zittern müssen,
Prüft bald mein Buch, und tadelt nichts daran;
Es heißt: des Sterbenden Gewissen.

---

*) H. drückte ihm nämlich sein Petschaft hinten auf den Rock.
K.

Recensenten-Anonymität.

Verwegen, weil er sich nicht nennt,
Schmäht meuchlerisch der Recensent.
„Und müßt' er sich nun nennen?"
Wer wird den Narren kennen!

Leichen-Carmen.

Den Mann, auf den ihr mir ein Trauerlied befohlt,
Hat uns der liebe Gott genommen;
An Thrason wird die Reihe kommen,
Wenn ihn dereinst der Teufel holt.

Ueber eine Stelle in Hübner's poetischem Handbuch.

„Und reimte man nun auch nicht mehr,
Was würde man sich dann ersparen?
Denn wo wir jetzt zufrieden Reime sehn,
Da müßten doch alsdann Gedanken stehn!"
So meinte Hübner einst, und Denken fand er schwer.
Der gute Mann! lebt' er in unsern Jahren,
Er würde tausend Dichter sehn,
Die Reim und Denken sich ersparen.

Auf die Karschin.

Wie einst zum Salomo des Südens Königin,
So reist Antonia zum großen Friedrich hin;
Nur konnte sie wol nicht mit Centnern Goldes kommen,
Die hatte Salomo vor kurzem selbst genommen.

An die Sammler des Musenalmanachs.

Man lügt ja sonst in allen Almanachen
Von Regen Wind und Sonnenschein;
Kommt denn davon in euren nichts hinein?
Das Wetter werden auch die Recensenten machen!

Wunsch eines protestantischen Virtuosen in Rom.

Hier, wo noch wild und stolz der Römer Helden stehn,
In göttlicher Gestalt die Mädchen von Athen,
Möcht' ich Pygmalion, zugleich auch Perseus sein:
Den Bildern gäb' ich Geist, die Pfaffen würden Stein.

Zusatz.

Doch wollt' ich, um die Bilder zu beseelen,
Der Pfaffen Geister wählen,
Würd' jedes Bildes Antwort sein:
Ich bleibe lieber Stein.

An einen neuen Orthographen.

Manch H, manch T, manch S ersparst du dir zu schreiben:
O Freund! Dein ganzes Werk sollt' ungeschrieben bleiben!

Weiße Degenscheiben.

Weiß sind Gelehrter Degenscheiben.
Denn Unschuld pflegt sich weiß zu kleiden.

Soll man ihnen Weiber geben?

Von Weibern, ob man sie den Mönchen geben soll,
Schreibt ihr so manchen Bogen voll,
In Chronologen und Merkur:
Befragt denn keiner die Natur?
Die spricht: Ihr solltet euch des langen Zankens schämen!
Gebt ihnen nicht! sie werden selbst wol nehmen.

Algebra der Stutzer.

Die Stutzer mögen sich stark auf Algebra legen,
Denn weniger als nichts ist vielmals ihr Vermögen.

Die Chapeaux.

Der Schneider glänzende Geschöpfe
Zählt man recht wohl für Hüte, nicht für Köpfe.

Kritik darüber, die an einem Hofe wirklich gemacht worden.

Verbessern Sie das Sinngedicht,
Der Schneider macht ja keine Hüte.
So sprach ein Cavalier; ich dankt' ihm für die Güte
Und fragte: Kennen Sie denn Ihren Schöpfer nicht?

Die alternden Dichter.

Schnell wird ein Dichter alt, dann hat er ausgesungen!
Doch manche Critici, die bleiben immer Jungen.

Die Mutter, die keine Autorin sein will.

(Frau Hofrath Baldinger.)

In Reimen zeigt sie keine Stärke,
Schreibt weder witzig noch gelehrt,
Indeß verbessert sie, feilt, macht der Nachwelt werth
Zwei ihres Mannes schönste Werke.

Berichtigung.

Vom Herren aus dem großen Orden
Hieß es unlängst, als sei er toll geworden;
Des bessern ward man bald berichtet,
„Unlängst geworden" war erdichtet*).

Im deutschen Museum zu Münden.

Ein Mann, den manches Buch berühmt gemacht,
Vergaß allhier Verstand und Wissen,

*) Gegen den hannöverschen Leibarzt v. Zimmermann, der mit Kästner geraume Zeit in literarischer Fehde lebte.

Und lag die ganze lange Nacht
Zu zweier Damen Füßen*).

Antwort auf eine Einladung.

Wär' ich auch morgen nicht zu haben,
Den Truthahn fröhlich zu begraben,
So sende nicht herum nach Krüppeln und nach Zwergen,
Ganz nah' hast du ja L(ichtenbergen).

Charakter.

Das alte Rom ist ihm bekannt,
Die heut'gen Schönen muß er kennen:
Als Doctor ist er sehr galant,
Als Stutzer sehr gelehrt zu nennen.

Vom ewigen Frieden.

Auf ewig ist der Krieg vermieden,
Befolgt man was der Weise spricht;
Dann halten alle Menschen Frieden,
Allein die Philosophen nicht.

Schuld und Unschuld.

Ist Töffels Frau nicht klug, ja fast gelehrt?
Und denkt ihr Mann nicht elend und verkehrt?
Ein Jeder spricht: Sie kann ja nichts dafür!
Wünscht Töffel nicht sich sehnlich einen Erben?
Und wird mit ihm nicht Töffels Stamm ersterben?
Ein Jeder spricht: Da liegt die Schuld an ihr!

Auf Voltaires Leben.

Die Kränklichkeit des Knäbchens nicht zu wehren,
Gab man die Taufe spät Voltairen:
Und hätte man gekannt, was schon in ihm gewohnt,
Man hätt' ihn gar damit verschont.

Von seinen in fremden Sprachen verfaßten Epigrammen ist die Mehrzahl sehr schwach; komisch-witzig sind nur die beiden folgenden.

Priapus
nomen suum male pronuntiantibus minatur.

E longo Priapum qui me fecere Priapo,
Efficiam, media sint quoque parte breves!

---

*) Hier war K. mit der Familie Baldinger zu Besuch und übernachtete auch dort. Am andern Morgen fand sich, daß sein Bett mit dem Kopfende an der Stelle stand, wo in dem andern, nur durch eine Wand getrennten Zimmer das Bett der jungen Damen anstieß.

Parodie
auf Ovid. Met. l. I. v. 84.

Pronaque cum sugant animalia vetera lymphas
Os homini sublime dedit, descendere vinum
Jussit et erectos cyathis obvertere vultus.

Das Höchste im Epigramm würde bei seiner reichen Laune und seinem überaus fruchtbarem und scharfen Witz Georg Christoph Lichtenberg geleistet haben, wenn er der poetischen Form mehr Werth beigemessen hätte. Namentlich dachte er gleich Lessing, Bürger, Heinse und Andern ungünstig über die deutschen Hexameter. Er glaubte, die Zeit dieser Versart komme erst durch Gewohnheit. Bekomme man recht viel Gutes in deutschen Hexametern zu lesen, würden sie sich durch Association empfehlen. Jetzt, das heißt in den Achtzigern und Neunzigern, sei diese Zeit noch nicht da. Besser wäre es unstreitig, durch liebliches Silbenmaaß selbst dem mittelmäßigsten Gedanken Anmuth zu verschaffen, als einem widrigen Silbenmaaß durch Größe der Gedanken aufhelfen zu wollen. In dieser Absicht sei etwas Verkehrtes. Warum hätten Engländer und Franzosen keine berühmten Hexameter! Warum hielten diese Nationen nichts darauf! Warum wolle man etwas einführen, das dem Gefühle erst durch Association von Begriffen erträglich werde! Bei den Engländern kümmere man sich nicht um Raisonnement, wo es auf Gefühl ankomme. Ein wohlklingender Hexameter sei deswegen noch kein wohlklingender Vers überhaupt. Was den Griechen und Römern gefallen, müsse deswegen nicht auch uns gefallen. Indeß verdienten die Dichter, welche Schönes in schönen Hexametern ausgesprochen, Dank, weil sie vermuthlich der Ergötzung der Nachkommen ein größeres Feld verschafft hätten. In diesem letzten Satze sagte er den zeitgenössischen Dichtern auch die unumstößliche Wahrheit, daß die Schwierigkeit einer Versart noch kein Verdienst ausmacht, wenn sie zur Schönheit nichts beiträgt. Von den Sinngedichten meinte er, die besten wären jedenfalls diejenigen, wobei man sich ärgere oder verwundere, den Gedanken nicht selbst gehabt zu haben. Man sieht, wie er den Schwerpunkt auf den Inhalt legt, zum allerwenigsten auf die Form. Daher sind seine fruchtbarsten und schärfsten epigrammatischen Gedanken in Prosa eingekleidet. Im eigentlichen Sinngedicht ist

er minder originell. Aber auch den wenigsten kann man wirkliche Bissigkeit nachsagen.

Die Champagner-Bouteille im Kühlfaß.

So lang' ich vest steh', steht mein Herr;
So bald ich tanze, tanzt auch er;
Kaum taumel' ich um und lege mich,
So taumelt er und legt auch sich.

An die liederliche Thais.

Wie jetzt bei dir Reiz und Gesundheit stehen,
Kannst du an deinem Spiegel sehen:
Glanz, Gold und Bänder äusserlich,
Und — und Quecksilber innerlich.

Als der Wirth zum goldnen Fisch zum Schild einen Regenbogen wählte.

Ha, ha! Herr Wasserschenk, bereut er seine Sünden?
Nun wird sein Wein bald wieder Käufer finden:
Weil man aus seinem Regenbogen schließt,
Daß nun die Flut vorüber ist.

Opim und Nachbar Seip.

Komm' schönste Hälfte, sagt Opim,
Und meint damit sein Weib:
Sehr recht, denn halb gehört sie ihm
Und halb dem Nachbar Seip.

Noah, der Stifter der zweiten Sündflut.

Der Wasserflut entging der brave Mann,
Und baute drauf den Weinstock an,
Und öffnete dadurch den Quell der zweiten Flut,
Die mehr als jene erste thut.

Der Seelenarzt an seine Gemeinde

Den ganzen Tag, hör' ich, sei unter Euch die Frage:
Ob ich auch selbst das thue, was ich sage?
Nein! Ich als Seelenarzt treib's, wie's ein Doctor treibt:
Kein Doctor in der Welt verschluckt, was er verschreibt.

Thraso und der Astronom,
ein Einfall des Shakespeare.

War's nicht unter'm feurigen Mars, da mich meine Mutter gebar?
Zu dienen, ja unter dem Mars, zur Zeit da er rückgängig war.

Grabschrift auf einen wichtigen Mann.

Beim Grab des Herrn von Degenband
Da weint niemand und lacht niemand;

Was aus der Seel' ward nach der Hand,
Das weiß niemand und fragt niemand.

An Se. Hochwürden*).

Heil dir, du heiliges, du helles Kirchenlicht!
Leucht' uns noch lange vor! an Talge fehlt's dir nicht.

Todesanzeige.

Am fünften Julius verblich,
Alt sechszig Jahr, Herr Pastor Jürgens.
Was er geschrieben, findet sich
In Meusel's Deutschland, und sonst — nirgends.

(S. Göttinger Musenalmanach auf die Jahre 1781, 1784 und 1785.)

Heinrich Christian Boie (1745—1806), verdient durch Begründung des Göttinger Musenalmanachs, zeigte auch im Epigramm seinen Mangel an selbständiger poetischer Begabung. Er ist hier durchschnittlich stumpf und witzlos. Unter den Gedichten, die wir in unser Bereich ziehen dürfen, sind die beiden folgenden die besten.

Die Gnade.

Warum der Pastor oft mit tiefem Compliment
Den Edelmann Ihr Gnaden nennt?
Weil er es in der That für hohe Gnad' erkennt,
Daß ihn der Edelmann Herr Pastor nennt.

Der Krebs.

Gradaus: so spricht.
Beim Unterricht
Ein alter Krebs zum jungen.
Ist dir, versetzt
Der Schüler, jetzt
Das schwere Stück gelungen,
So geh voran!
Ich folge dann.

Der Mitbegründer des Göttinger Musenalmanachs Friedrich Wilhelm Gotter, geboren 1746 zu Gotha, und dort als herzoglicher geheimer Secretair 1797 gestorben, am berühmtesten durch seine Episteln, hat im Epigramm nicht gerade die scharfe Pointe zur Eigenheit, aber wir müssen darin mit der Bibliothek der redenden und bildenden Künste feinen Geschmack, veredelten

*) Dies Epigramm ist zeither irrthümlich bald Kästner bald Johann Gottfried Richter zugeschrieben worden.

Weltsinn, treffenden Blick in die Wirklichkeit und glückliche Auffassung oft weniger bemerkter Nüancen des Lächerlichen anerkennen, abgesehen von der klaren und correcten Form, deren er sich durchweg befleißigte. Die wenigen Gedichte, welche hier besonders in Betracht kommen, sind von wirklich schalkhafter Laune getragen.

Belinde.

Vom Kopfe bis zum Fuß ein Bild der neusten Mode,
Verwundert sich Belinde fast zu Tode,
Daß Niemand sie bemerkt, daß Niemand von ihr spricht.
Belinde, bringe dein Gesicht,
Ach, dein Gesicht! erst wieder in die Mode.

Crebillon der ältere und jüngere.

„Papa, wie haben Sie ein Ding nur machen können,
Wie Ihr Triumvirat?" sprach einst, im Kennerton
Der jüngere zum ältern Crebillon.
„Ach, leider muß ich noch ein schlechtres Werk erkennen!"
„Und welches?" — „Euch, Herr Sohn!"

Der Gratulant.

Der höfliche Kornar
Wünscht euch, an jedem Tag der zwei und fünfzig Wochen,
Im lieben langen Jahr
Zu Allem Glück, der höfliche Kornar!
Und hättet ihr das Bein gebrochen,
Er wünscht euch Glück, daß es der Hals nicht war:
Der höfliche Kornar.

Der Frager.

Wie? Was? Warum? ist Stentors Redekreis.
Gruß, Bitte, Rath, Erzählung, Wünsche, Klagen,
Vorwürfe, Schmeichelei'n, sind alles bei ihm Fragen;
Und wenn er euch nichts mehr zu fragen weiß,
Fragt er: Was wollt' ich Sie doch fragen?

(S. „Gedichte", Gotha 1787/88. II.)

Nicht zu den gewöhnlichsten, aber auch nicht zu den erheblichern gehören die Sinngedichte des Oesterreichers **Johann Baptist von Alxinger** (1755—1797), guten Theils Uebersetzungen und Nachahmungen aus Catull, Martial, Owen u. A. („Sämmtliche Gedichte", Klagenf. u. Laibach 1788. II. Neue Ausg. Wien 1794, 1817. „Sämmtliche poetische Schriften", Wien 1812. X.)

Die Sacramente.

Was? Sieben Sacramente zählen
Die Herren Theologen? Ei!
Für Leute, welche niemals fehlen,
Heißt das doch gröblich sich verzählen!
Sind Buß' und Eh' nicht einerlei?

Der Schuldenfreie.

Du, Sextus, bist ein schuldenfreier Mann,
Denn schuldig ist nur der, der zahlen kann.

Auf einen Heuchler.

Heuchler.

Nie weiß meine linke Hand das, was meine Rechte giebt.

Antwort.

Ja, das glaub' ich, weil, du Heuchler! deine Rechte gar nichts giebt.

Der überschickte Kuß.

Ich danke dir nicht für den Kuß, den du, o Nina, mir geschicket;
Die Frucht verliert den Wohlgeschmack, wenn man sie nicht vom Baume pflücket.

Johann Ludwig Wilhelm Gleim, der seine Muse wie einen Miethgaul beinahe an jede Dichtungsart verlieh, aber ohne die rastlose Rührigkeit, welche er als gutherziger poetischer Herbergsvater entwickelte, in allen Stücken längst gänzlich vergessen sein würde, hat natürlich auch einen Haufen Sinngedichte (über dreihundert) aufgethürmt, wobei ihm die griechischen und lateinischer Dichter, ferner Macchiavelli, Ferrand, Voltaire, Lemene u. A. behilflich sein mussten. (Sammlungen Berl. 1769. Halberst. 1792. Sämmtl. Werke, von Körte herausg. 5. Bd.) Nöthig ist jedoch sehr oft den Spaten einzusetzen, bevor man etwas anderes als werthloses Geröll ausgräbt, Splitter edlern Gesteins auslesen kann. Uns empfehlen sich nur wenige, und auch diese blos durch einen bescheiden naiven Witz.

An unsere Mönche.

Gelebt hat Epikur viel besser als gelehrt;
Ihr Herr'n, ach wenn ihr doch ihm darin ähnlich wär't!

Lessing und Kunz und Klaus.

„Werde Licht!“ sprach Er;
Licht ward um ihn her;
Aber Kunz und Klaus
Löschten's wieder aus!

Stax.

Stax wird geheimer Kriegesrath,
Weil er zum Weibe Venus hat:
Ha, zur Bevölkerung der Staaten
Wird Venus rathen.

Gleiche Gedanken.

Herr Nicolaus lag auf dem Sterbebette
Und tröstete die weinende Lisette,
Sein treues Weib: „Ach“, sprach er „Kind, ich hätte
Wol Eine Bitte noch an dich!“
Und welche, Kind? — „Zum Mann' nach mir, bitt' ich,
Nimm Herrn Arist;
Mich däucht, er ist
Ein guter, reicher Mann.“
Ach, Männchen! sagte sie, ich dacht' auch eben dran!

Der Ritter ohne Furcht und Tadel.

„Vor'm Teufel und vor'm Sinngedicht,“
Sprach Ritter Hans, „fürcht ich mich nicht;
Mit Gott und meinem bösen Weibe
Halt' ich sie beide mir vom Leibe.“

Potander.

Potander, sagt man, wäre faul?
Er wär' auf seinen schönen Gaul
Als wie ein Mann von Blei gestiegen?
Erschrecklich! so muß man nicht lügen;
In unserm weit entlegnen Speisesaal
Ist er der Erste jedes Mal.

Gerechte Furcht.

A.

Mach' auf den Arzt ein Sinngedicht,
Das ihn mit scharfem Stachel sticht!

B.

Ei, Lieber, das lass' ich wol bleiben;
Er soll mir ja die Gicht vertreiben,
Und könnte mir die Gicht verschreiben.

An Senior Göze in Hamburg.

Hört, mit zwei Päpsten, Hirten zweier Heerden
Bin ich in Streit gerathen über's Weltgericht.
Mit dem zu Rom will ich wol fertig werden,
Mit dem zu Hamburg werd' ich's nicht.

Der Zeitvertreiber.

Das ungerathne Kind der Zeit,
Die Langeweile zu vertreiben,
Beſucht mich täglich Nachbar Veit
Und bittet gähnend ſie, zu bleiben.

An des Paters Sterbebette.

Der Arzt.

Er wehrt ſich lang', er will noch nicht hinüber
In jene beſſ're Welt wie's ſcheint!

Der Dichter.

Ja wohl! In's Paradies der Türken ging er lieber
Als in den Himmel, Freund!

Chriſtian Felix Weiße (1726—1804), ein für ſeine Zeit ſehr bedeutender Schriftſteller, der in allen Winkeln der Belletriſtik reichliche Spuren ſeines Daſeins hinterlaſſen, aber überall nur ein untergeordnetes Talent bewieſen, verdient als Epigrammatiſt kaum Erwähnung.

Weniger Poet als Verſtandesmenſch, dichtete Gerhard Anton von Halem, oldenburgſcher Regierungsdirector zu Eutin (1752—1819), einzelne treffliche Epigramme, deren jedoch blos wenige uns angehen; und auch dieſe wenigen ſtreifen nur das Gebiet des Komiſchen an.

Fragment eines Heiratsgeſuchs.

A.

Glücklich wärſt Du, wie ein König;
Reich iſt ſie; zwar ſpricht ſie wenig — —

B.

Reich und ſtumm? Das hört ich nie,
Unbeſehens nehm' ich die.

Von beſonderer Wichtigkeit auch für die Geſchichte des Epigramms iſt Gotthold Ephraim Leſſing geworden, inſofern er in den „zerſtreuten Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmſten Epigrammatiſten" (1771) die erſte brauchbare, obgleich keineswegs erſchöpfende Theorie dieſer Dichtungsart aufſtellte. Seine Vorbilder waren dabei von den Alten hauptſächlich Martial, von den Neuern Wernicke und Logau, welchen letzteren er bekanntermaßen, nebſt Anmerkungen über die Sprache dieſes Dichters, in Verbindung mit Ramler herausgab. Das Mangelhafte an dieſer Theorie war, wie Herder in den Anmer-

kungen über die Anthologie der Griechen, besonders über das griechische Epigramm, und auch Kretschmann in den Gedanken über Epigramm und Epigrammatisten (s. dessen „letzte Sinngedichte“ 1805) glücklich nachwiesen, vornehmlich eine zu große Beschränkung im Umfange der Sinndichtung, von welcher er z. B. das Lyrische und Gnomische abscheidet, welche unbedingt hineingerechnet werden müssen.

Nach seiner eigenen Productivität gehört Lessing auf diesem Gebiete keineswegs zu den hervorragendsten Erscheinungen überhaupt, sondern nur vergleichsweise zu den bessern des von uns abgehandelten Zeitraums. So sehr Witz und geistreiche Wendungen sonst seine eigenste Art sind, ist ihm doch gerade hier viel Witz-, Geist- und Geschmackloses aus der Feder geflossen; ja, wie schon von Haug im „Neuen deutschen Merkur“ (1793. S. 275 — 303) dargethan worden, erweist er sich so wenig erfinderisch, daß er ohne Angabe der Quellen größtentheils Uebersetzer und Nachahmer geblieben. Vor Allem aber muß es an ihm befremden, daß er sich mit den an sich geringfügigsten Stoffen begnügte, politische, literarische und gesellschaftliche Zustände dabei ganz außer Beachtung ließ. *)

Ich excerpire die besten seiner Sinngedichte mit Ausschluß der lateinischen, welche von Michaelis, Haug, Engelschall, Johann Möser und Andern übersetzt wurden.

An den Marull.

Groß willst Du und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn' ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen,
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Auf die Europa.

Als Zeus Europen lieb gewann,
Nahm er, die Schöne zu besiegen,
Verschiedene Gestalten an,
Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen.

*) Dem Umstande, daß die Abfassung der meisten seiner Epigramme der Aufstellung seiner Theorie lange vorher ging, kann ich durchaus keine wesentlich modificirende Bedeutung beimessen.

Als Gott zuerst erschien er ihr;
Dann als ein Mann, und endlich als ein Thier.
Umsonst legt er, als Gott, den Himmel ihr zu Füßen:
Stolz fliehet sie vor seinen Küssen.
Umsonst fleht er, als Mann, im schmeichelhaften Ton:
Verachtung war der Liebe Lohn.
Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu Deinen Ehren! —
Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Pompil's Landgut.

Auf diesem Gute lässt Pompil
Nun seine sechste Frau begraben.
Wem trug jemals ein Gut so viel?
Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Auf ein Jungfernstift.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein,
Sie um dies Jungfernstift muß sein!
Seit Menschen sich besinnen,
Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doctor Sp.

Dein Söhnchen lässt dich nie den Namen Vater hören:
Herr Doctor ruft es dich. Ich dankte dieser Ehren!
Die Mutter wollt' es wol so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann!
Wie weit er sich zurück erinnern kann!
Bis an die ersten Kinderpossen;
Wie viel er Vögel abgeschossen,
Wie manches Mädchen er begossen:
Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust,
Ist, was er litt und that, ihm Alles noch bewusst.
Zwar Alles glaub' ich nicht; ich glaub' indessen,
Die Zeit ist ihm noch unvergessen,
Als seine Mutter Dorilis
Noch nicht nach seinem Vater hieß.

Bav's Gast.

So oft Kobyll mich sieht zu Baven schmausen gehen,
Beneidet mich Kobyll. Der Thor!
Das Mahl bei Bav'en kömmt mir theuer g'nug zu stehen:
Er liest mir seine Verse vor.

Auf Frau Trix.

Frau Trix besucht sehr oft den jungen Doctor Klette.
Argwohnet nichts! Ihr Mann liegt wirklich krank zu Bette.

Auf eine falsche Todespost.

Es sagte, sonder alle Gnade,
Die ganze Stadt Nigrinen todt.
Was that die Stadt in dieser Noth?
Ein Zehntheil von der Stadt sprach: Schade!
Doch als man nach und nach erfuhr, daß das Geschrei
Ein bloßes blindes Lärmen sei:
So holten, was zuvor das eine Zehntheil sprach,
Die andern neune nach.

Hinz und Kunz.

Hinz.

Was doch die Großen Alles essen!
Gar Vogelnester; eins zehn Thaler werth.

Kunz.

Was? Nester? Hab' ich doch gehört,
Daß manche Land und Leute fressen.

Hinz.

Kann sein, kann sein, Gevattersmann!
Bei Nestern fingen die dann an.

Auf eine lange Nase.

O aller Nasen Nas'! Ich wollte schwören,
Das Ohr kann sie nicht schnauben hören.

Auf Stipsen.

Stips ist, trotz einem Edelmann,
Ein Dummkopf und ein braver Degen;
Borgt, wie ein frecher Edelmann;
Zahlt, wie ein Edelmann, mit Schlägen;
Verprasset sein und anderer Vermögen,
Wie ein geborner Edelmann:
Und doch — wer kann dergleichen Thorheit fassen?
Will Stips sich noch erst adeln lassen.

Auf den Sanctulus.

Dem Alter nah, und schwach an Kräften,
Entschlägt sich Sanctulus der Welt
Und allen weltlichen Geschäften,
Von denen keins ihm mehr gefällt.
Die kleine trübe Neige Leben,
Ist er in seinem Gott gemeint,
Der geistlichen Beschauung zu ergeben;
Ist weder Vater mehr, noch Bürger mehr, noch Freund.
Zwar sagt man, daß ein treuer Knecht
Des Abends durch die Hinterthüre

Manch' hübsches Mädchen zu ihm führe.
Doch, böse Welt, wie ungerecht!
Ihm was so übel auszulegen!
Auch das geschieht blos der Beschauung wegen.

Das böse Weib.

Ein einzig böses Weib lebt höchstens in der Welt;
Nur schlimm, daß jeder seins für dieses einz'ge hält.

Der Brand.

Eine Hurenhaus gerieth um Mitternacht in Brand.
Schnell sprang, zum löschen oder retten,
Ein Dutzend Mönche von den Betten.
Wo waren die? Sie waren — bei der Hand.
Ein Hurenhaus gerieth in Brand.

Auf die Phasis.

Von weitem schon gefiel mir Phasis sehr:
Nun ich sie in der Nähe
Von Zeit zu Zeiten sehe,
Gefällt sie mir — auch nicht von weitem mehr.

Auf den Rufinus.

Rufinus endet nichts, er fängt nur alles an.
Ob alles? Lesbia, sprich doch! Du kennst den Mann.

Hänschen Schlau.

Es ist doch sonderbar bestellt,
Sprach Hänschen Schlau zu Vetter Fritzen,
Daß nur die reichen in der Welt
Das meiste Geld besitzen.

An die Dorilis.

Dein Hündchen, Dorilis, ist zärtlich, tändelnd, rein;
Daß du es also leckst, soll das mich wundern? nein!
Allein dein Hündchen lecket dich:
Und dieses wundert mich.

An einen schlechten Maler.

Ich saß dir lang' und oft: warum denn, Meister Steffen?
Ich glaube fast, mich nicht von ungefähr zu treffen.

Der kranke Star.

Komm' ich vom Lager auf, und giebt Gott Fried' im Staat,
Gelobt der kranke Star, so werd' ich ein Soldat.

Die blaue Hand.

Ein Richter war, der sah nicht wohl:
Ein Färber kommt, der schwören soll.
Der Färber hebt die blaue Hand,

Da ruft der Richter: Unverstand!
Wer schwört im Handschuh? Handschuh aus!
Nein! ruft der Färber, Brill' heraus!

Der Schuster Franz.

Es hat der Schuster Franz zum Dichter sich entzückt.
Was er als Schuster that, das thut er noch: er flickt.

Auf den Kauz.

Wer sagt, daß Meister Kauz Satiren auf mich schreibt?
Wer nennt geschrieben das, was ungelesen bleibt?

An Wesp.

Nur neues liebest du? nur Neues willst du machen?
Du bist, mein guter Wesp, sehr neu in allen Sachen.

An den Trill.

Bald willst Du, und bald willst du dich nicht beweiben:
Bald dünkt dich's gut, bald nicht, ein Hagestolz zu bleiben.
Ich soll dir rathen? Wohl! Thu, was dein Vater that.
Bleib' frei, heirathe nicht! — Da hast du meinen Rath.

An denselben.

Du nennest meinen Rath ein schales Sinngedicht?
Trill, einen andern Rath bekömmst du wirklich nicht.
Zum Hängen und zum Freien
Muß niemand Rath verleihen.

An die Fuska.

Sei nicht mit deinem rothen Haar
So äusserst, Fuska, unzufrieden!
Ward dir nicht schönes braunes Haar,
So ward dir braune Haut beschieden.

Auf Sextus.

Die, der Ein Auge fehlt, die will sich Sextus wählen?
Ein Auge fehlet ihr, ihm müssen beide fehlen.

Die Kirchengängerin.

Sagt nicht, die ihr Dorinden kennt,
Das sie aus Eitelkeit nur in die Kirchen rennt;
Daß sie nicht betet und nicht höret,
Und andre nur im Beten störet.
Sie bat, (mein eignes Ohr ist Zeuge;
Denn ihre Schönheit geht allmälig auf die Neige)
Sie bat mit ernstlichen Geberden:
Laß unser Angesicht, Herr! nicht zu Schanden werden!

Auf die Galathee.

Die gute Galathee! Man sagt, sie schwärzt ihr Haar;
Da doch ihr Haar schon schwarz, als sie es kaufte, war.

Auf die Magdalis.

Die alte reiche Magdalis
Wünscht mich zum Manne, wie ich höre.
Reich wäre sie genug, das ist gewiß,
Allein so alt! — Ja, wenn sie älter wäre!

Der Leichenredner.

O Redner! dein Gesicht zieht jämmerliche Falten.
Indem dein Mund erbärmlich spricht.
Eh' du mir sollst die Leichenrede halten,
Wahrhaftig, lieber sterb' ich nicht!

Die beiden Liebhaber.

Ob Trill mehr, oder Troll mehr zu beneiden ist,
Trill, der Dorindens Bild, Troll, der Dorinden küßt,
Das möcht' ich wol entschieden wissen,
Da beide sie gemalt nur küssen.

Entscheidung.

Ich denke, Trill ist noch am besten dran;
Weil ihn das Bild nicht wieder küssen kann.

Der schwörende Liebhaber.

Ich schwör' es dir, o Laura! dich zu hassen;
Gerechten Haß schwör' ich dir zu!
Ich schwör' es allen Schönen, sie zu hassen,
Weil alle treulos sind wie du.
Ich schwör' es dir vor Amors Ohren,
Daß ich, ach! daß ich — falsch geschoren.

Die Unterredung.

Der gute Mann, den Ley bei Seite dort gezogen!
Was Ley ihm sagt, das ist erlogen.
Wie weiß ich das? Ich hör' ihn freilich nicht;
Allein ich seh' doch, daß er spricht.

Der unnütze Diener.

Im Essen bist du schnell, im Gehen bist du faul;
Iß mit den Füßen, Freund, und nimm zum Gehn das Maul.

Lobspruch des schönen Geschlechts.

Wir Männer stecken voller Mängel,
Es leugne, wer es leugnen will!
Die Weiber gegen uns sind Engel;
Nur taugen, wie ein Kenner will,

Drei kleine Stück', und die sind zu errathen,
An diesen Engeln nicht gar viel:
Gedanken, Wort und Thaten.

Der Furchtsame.

Kaum seh' ich den Donner die Himmel umziehen
So flieh' ich zum Keller hinein.
Was meint ihr? Ich suche den Donner zu fliehen?
Ihr irrt euch: ich suche den Wein.

Muffel.

Freund Muffel schwört bei Gott und Ehre,
Ich kost' ihn schon so manche Zähre.
Nun, frommer Mann! wenn das auch wäre,
Was kostet dich denn deine Zähre?

Auf die Katze des Petrarcha.

Warum der Dichter Hadrian
Die Katzen so besonders leiden kann?
Das läßt sich leicht ermessen:
Daß seine Verse nicht die Mäuse fressen.

Eine Gesundheit auf die Gesundheit.

Weg, weg mit Wünschen, Reimen, Schwänken!
Trinkt fleißig, aber trinket still!
Wer wird an die Gesundheit denken,
Wenn man die Gläser leeren will?

Klimps.

Der alte fromme Klimps, bei jedem Bissen Brot,
Den er genoß, sprach: Segne Gott!
Den schönen Spruch nicht halb zu lassen, sprach:
Und stirb! sein frommes Weib mit Hiobs Weib ihm nach.

Auf den Arzt Klystill.

Klystill, der Arzt — (der Mörder sollt' ich sagen —)
Will niemands frühern Tod mehr auf der Seele tragen,
Und giebt aus frommer Reu sich zum Husaren an,
Um das nie mehr zu thun, was er so oft gethan.

An den Bax.

Du lobest Todte nur? Bax, deines Lobes wegen
Hab' ich blutwenig Lust, mich bald in's Grab zu legen.

Auf den Pfriem.

Pfriem ist nicht blos mein Freund: er ist mein andres Ich.
Dies sagt er nicht allein, dies zeigt er meisterlich.
Er steckt in seinen Sack ein Geld, das mir gehöret,
Und thut mit Dingen groß, die ihn mein Brief gelehret.

Seufzer eines Kranken.

Hier lieg' ich schwach und siech;
Und ach! die liebe Sophilette
Weicht keinen Schritt von meinem Bette.
O! daß der Himmel mich
Von beiden Uebeln bald errette!

Auf den Laar.

Daß Laar nur müßig geh', wie kann man dieses sagen?
Hat er nicht schwer genug an seinem Wanst zu tragen?

Ihr und sein Wille.

Er.

Nein, liebe Frau, das geht nicht an:
Ich muß hier meinen Willen haben.

Sie.

Und ich muß meinen haben, lieber Mann.

Er.

Unmöglich!

Sie.

Was? nicht meinen Willen haben?
Schon gut! so sollst du mich in Monatsfrist begraben!

Er.

Den Willen kannst du haben.

Grabschrift eines vor der Taufe gestorbenen Kindes.

Hier lieget, die Beate heißen sollte,
Und lieber sein als heißen wollte.

Turan.

Die Knabenliebe log dem redlichen Turan
Der ungerechte Pöbel an.
Die Lügen zu bestrafen,
Was konnt er anders thun, als — bei der Schwester schlafen?

Sextor.

Sagt nicht, daß seiner Frau, dem Inventar der Zeit,
Sextor den Tod gewünscht. Was sonst? Die Ewigkeit.

Auf den Sophron.

Damit er einst was kann von seinen Eltern erben,
So lassen sie ihn jetzt vor Hunger weislich sterben.

Auf den Fell.

Als Fell, der Geiferer, auf dumpfes Heu sich streckte,
Stach ihn ein Scorpion. Was meint ihr, das geschah?
Fell starb am Stich? — Ei ja doch, ja!
Der Scorpion verreckte.

Auf die schöne Tochter eines schlechten Poeten.

Der Vater reimt und suchet allen,
Nicht wenig Kennern, zu gefallen;
Die Tochter buhlt. O straft sie nicht!
Das gute Kind will allen,
Wie ihres Vaters Reim, gefallen,

Auf die feige Mumma.

Wie kommt's, daß Mumma vor Gespenstern flieht,
Sie, die doch täglich eins im Spiegel sieht?

Die Einladung.

Du ladest zwanzig Schmauser ein,
Wovon ich keinen kenn', und dann mich obendrein.
Doch zürnst Du und erstaunst, warum ich nicht erscheine?
Ich schmause, Freund, nicht gern alleine.

Der Nüchterne.

Mir scheint es, daß du, Paul, der einz'ge Trunkne bist;
Denn du willst nüchtern sein, wo keiner nüchtern ist.

An einen Lügner,

Du magst so oft, so fein, als dir nur möglich, lügen,
Mich sollst du dennoch nicht betrügen.
Ein einzig mal nur hast du mich betrogen:
Das kam daher, du hattest nicht gelogen.

Doppelter Nutzen einer Frau.

Zweimal taugt eine Frau — für die mich Gott bewahre! —
Einmal im Hochzeitbett, und einmal auf der Bahre.

An den Dümm.

Wie, Eselsohren, Dümm, hätt' ich dir beigelegt?
Gewiß nicht! Ohren nur, so wie sie Midas trägt.

Kunz und Hinz.

Gevatter Hinz, rief Kunz, was trinken wir?
Zuerst Wein oder Bier?
Gevatter, sagte Hinz, Gevatter folge mir,
Erst Wein, und dann — kein Bier.

Grabschrift auf Voltaire.

Hier liegt — wenn man euch glauben wollte,
Ihr frommen Herrn! — der längst hier liegen sollte.
Der liebe Gott verzeih' aus Gnade
Ihm seine Henriade
Und seine Trauerspiele,
Und seiner Verse viele:

Denn was er sonst an's Licht gebracht,
Das hat er ziemlich gut gemacht,

Die Verleumdung.

Du nennst mich vom gestrigen Rausche noch trunken?
Vom gestrigen Rausche? Das spricht
Ein — — Fasse dich, schimpfe nur nicht!
Ich weiß wohl, du hast bis am Morgen getrunken.

Gottfried August Bürger's Epigramme sind meist schneidend, hart und hypochondrisch, größtentheils in der letzten Periode seines Lebens entstanden und aus dem Bedürfniß, seinem verwundeten Gemüthe Luft zu machen.

Entschuldigung.

Ja, Betty, ja, ich that den Schwur,
Mit Lieb' an deinem Reiz zu halten;
Doch ungerechter Weise nur
Machst du zum Meineid mein Erkalten,
Stets ehrenvest hat sich mein Schwur,
Dein Reiz nur hat sich nicht gehalten.

Bullius.

Was zwischen manchen wilden Hausen
Sich Bullius, der Aldermann,
An Hörnern endlich abgelaufen,
Das setzt sein Weib ihm wieder an.

Besuch bei Goethe.

Den Dichter Goethe wollt' ich sehn,
Der Dichter Goethe ließ mich stehn
Und zeigte mir den Herrn Minister.
Hol' ihn der Kukuk und sein Küster.

Eberhard Friedrich Freiherr von Gemmingen, würtembergscher geheimer Rath und Regierungspräsident (1726—1791), erging sich in seinen Sinngedichten wie in seinen übrigen poetischen Arbeiten mehr mit philosophischem Ernst und herber als heiterer Laune. (S. die ersten Jahrgänge des Göttinger Musenalmanachs und „Poetische und prosaische Stücke" [von Zachariä unbefugt herausgegeben], Braunschw. 1769.)

Gesunder Ort.

Wahrhaftig ein gesunder Ort!
Er sah schon ganze dreißig Jahre
Nicht eines einz'gen Staatsraths Bahre —
Man schickt sie alle lebend fort.

Johann Benjamin Michaelis (1746—1772) war in der Epigrammendichtung nicht gerade unglücklich, allein sie kann zur Würdigung seines Talents überhaupt keinen Maßstab abgeben. („Poetische Werke", Gießen 1780. I. „Sämmtliche poetische Werke", Wien 1791. I.)

Harlekins Grabschrift.

Hier lieget Harlekin: doch stünd's bei Harlekinen,
Statt seiner Pierot, und er bei Colombinen.

Kalenderprophezeiung.

„Ein Kind in diesem Mond geboren,
Macht sein Fortun, so gut es kann;
Als Schelm wird es ein großer Mann,
Als Redlicher verliert es beide Ohren."
Ihr sprecht: das Ding ist wunderbar!
Mir nicht, — denn hat's gleich kein Kalender,
So paßt's doch über tausend Jahr
Auf alle Länder.

Liebe und Haß.

Young klagt — Dorinden schmäht Amynt;
Gleim scherzt — Dorinden lobt Philint:
Bei Mädchen und der Welt kommt's auf die Seite an,
Von der wir sie zum ersten Male sahn.

Letzte Seufzer eines Kalenders beim Beschluß des Decembers.

Meines Büchleins Ewigkeit geht mit diesem Mond zu Grabe:
Aber, Trost genug für mich, daß ich mehr Collegen habe.

Die Schöpfung der Engel.

Wann schuf der Wesen Herr den Engel? Welche Frage!
Zum höchsten stieg er auf, vom mindsten fing er an.
Der Erde todter Theil entstand die ersten Tage:
Ihm folgt das Thier, dem Thier der Mann.
Da nun die Folge noch die Schönen mit sich brachte,
War etwas über sie, wenn er nicht Engel machte?

Der Wettstreit.

Schlecht also war mein Lied, Emire?
Nur Stentors gut? — ich gratulire!
So mancher schöne Mund krönt um ein hübsch Gesicht
Den leersten Kopf — warum nicht sein Gedicht?

Der leere Raum.

Die Leiter der Natur war nun vom Stein zum Baum,
Vom Thier bis zur Vernunft erhoben:



Nur zwischen Mann und Weib blieb noch ein leerer Raum —
Hier ward der Stutzer eingeschoben.

Frage und Antwort.

„Soll ewig Mops der Narr, schmält Stax der Narr, dich plagen?
Was hilft dir sein Geschwätz?" — Dich williger ertragen.

Leichensermon auf den Herrn von Kilian.

Der Herr von Kilian, den wir begraben,
War Herr von Kilian;
Und dieser Herr von Kilian
Ist eben dieser Herr von Kilian,
Den wir, als Herr von Kilian,
Begraben.

An Justus.

(Nach J. B. Rousseau.)

Nun kenn' ich auch dein neues Weib!
Schön ist ihr Geist, schön ist ihr Leib.
Sie hat ein wenig Eigensinn;
Doch, Freund, so wahr ich ehrlich bin,
Und wenn ich ihrer drei, wie sie, zur Frau bekäme,
Zwei gäb' ich gern dem Teufel hin, —
Damit er nur die dritte nähme.

Nickel Dumm.

(Nach J. B. Rousseau.)

„Die Welt zu sehen", sprach der alte Nickel Dumm,
„Gäb' ich mein halb Vermögen drum!"
Das wundert mich! sagt Thrax, der schnell den Calcul zieht;
Doch wie viel legst du zu, daß dich die Welt nicht sieht?

Auf Gellert's Leichensänger*).

Was hilft ihm nun die ganze Reimerei?
Mit seinem Leben ist's vorbei;
Nur halb so viel in seinen letzten Tagen —
Es hätte wahrlich durchgeschlagen**).

Christian Adolf Overbeck aus Lübeck, geboren am 21. August 1755, gestorben am 9. Mai 1821 als Bürgermeister daselbst, hat sich bei kleinem Talent doch einigermaßen als Lyriker hervorgethan, in allen seinen Dichtungen das sentimentale und heitere Element vereinigend, auch im Epigramm. Doch entbehrt das letztere bei ihm jeden neuen Gedanken und treffenden Witz.

---

*) Cramer, Weiße, Denis, Mastalier, Kretschmann, Lavater u. v. A.

**) Gellert starb bekanntlich an den Folgen einer hartnäckigen Verstopfung.

Am gefälligsten ist er in der Nachahmung, besonders des Martial. (S. die Göttinger und Hamburger Musenalmanache, und „vermischte Gedichte", Lübeck u. Leipzig. 1794.)

Der Phlegmatiker beim Sonnenuntergange.

O wenn sie sich die kleine Mühe nähm'
Und wirklich sich
Um unsere Erde drehte,
Und nicht blos scheinbarlich!
Bei meinem Bauch! Es wäre so bequem
Für meine liebe Erd' und mich!

Herr Schönkopf.

Alles spricht Herr Schönkopf süß.
Spräch er nur einmal auch gut!
Oder, weder süß noch gut:
Spräch er nur einmal auch schlecht!

Grabschrift eines Barbiers.

Der größte Scherer, Almaranth,
Liegt unter diesem Stein;
Die Erde sei wie seine Hand,
Denn leichter kann nichts sein.

Wie sich Overbeck zu Vorbildern Hölty und Miller nahm, so Heinrich Wilhelm von Stamford, und auch bei ihm stößt man auf ein nur bescheidenes Talent. Er kam nicht, wie häufig angegeben, in England zur Welt, sondern wurde zwischen 1740 und 1742 von einem Engländer in der Nähe von Bourges in Frankreich gefunden, von diesem nach England gebracht und dort für die militairische Laufbahn erzogen. Zur Zeit des siebenjährigen Kriegs trat er in die bei der hannöverschen Armee errichtete Legion Britannique als Hauptmann. Nach Beendigung dieses Kriegs und Auflösung des Corps war er einige Zeit Lehrer am Pädagogium zu Ilfeld. Dann ging er nach Halberstadt, bis ihn Friedrich II. von Preußen zum Major à la suite ernannte, außerdem ihm auch den militairischen Unterricht seiner Neffen, des nachmaligen Königs und Prinzen Louis anvertraute. Im Jahre 1782 nahm er mit Genehmigung des großen Königs holländische Dienste, hauptsächlich um die beiden Prinzen von Oranien in den Kriegswissenschaften auszubilden. Dort avancirte er bis zum Generallieutenant, trat mit den holländischen Truppen abermals in englische Dienste, lebte dann als Pensionair in

Braunschweig und Hamburg, und starb hier am 16. Mai 1807. (S. „Nachgelassene Gedichte. Mit einer Vorrede von H. M. Marcard", Hannov. 1808.)

Grabschrift.

Hier unter diesem Stein liegt Lysimon, der Rath.
Und thut noch jetzt, was er sein ganzes Leben that:
Hier unter diesem Stein *schläft* Lysimon, der Rath.

Das verdiente Lob.

Stax, der in seinem ganzen Leben
Nichts that, wodurch er Lob erwarb,
Verdient ein Lob, weil er so eben
In diesem Augenblicke starb.

Christian Heinrich Zimmermann aus Darmstadt, geboren den 17. Dezember 1740, gestorben als Superintendent daselbst am 28. August 1806, lieferte eine metrische Uebersetzung des Martial (Frkf. 1783) und schrieb für mehrere Jahrgänge des Göttinger Musenalmanachs selbständige Epigramme.

Der Pachter und der Sittenlehrer.

P.

Wollten Sie von Tugend, Recht und Pflichten
Meine Söhne mir wohl unterrichten?
Es sind ihrer drei.

S.

Von Herzen gern.

P.

Und was zahl' ich monatlich dafür?

S.

Zehen Thaler.

P.

Schönen Dank dem Herrn!
Kauft man doch dafür fast einen Stier!

S.

Kauf Er einen denn, so hat Er vier.

Eigennützige Heirath.

Lupin wird heut' getraut mit Dorimenen,
Der Häßlichsten von allen Schönen.
Wißt ihr, was ihm an ihr gefällt?
Ihr schleichend Fieber und ihr Geld.

Auf einen geadelten Schriftsteller*).

Daß er sich adeln ließ, das will ich just nicht tadeln;
Doch ließen sich nur auch nun seine Schriften adeln.

Einwurf gegen einen biblischen Spruch.

„Wer sich des Dürftigen erbarmt, der leiht dem Herrn“;
Daraus macht unser Pfarr oft ein gewaltig Wesen.
Allein es ist hier nichts von Hypothek zu lesen,
Und blos auf Worte leiht ein Mann, wie ich, nicht gern.

Die Harlekine.

Possenreißer auf der Bühne
Waren sonst die Harlekine.
Man vertrieb sie von der Bühne,
Da sind denn die Harlekine,
Um sich fernerhin mit Ehren
Auf dem Erdenrund zu nähren,
Yoriksaffen, Modedichter,
Zeitungsschreiber, Bücherrichter,
Hin und wieder Professoren
Und Erziehungsdirectoren,
Ja sogar im Priesterorden
Populäre Pfarrer worden.

Grabschrift eines Schläfers.

Hypnophilus, der nie mit Schlaf war satt zu machen,
Ruht hier, und fürchtet nichts, als wieder aufzuwachen.

Der Verleumder.

Gift auf seiner Zunge hat der falsche Mann:
Schade, Schade — daß er's nicht verschlucken kann!

Gaskonnaden.

„Wie scharf ist mein Gesicht! Dort auf des Münsters Spitze
Sah' ich ganz klar ein Dutzend Fliegen sitzen.“
Sehr scharf ist freilich dein Gesicht;
Doch schärferes Gehör, als ich, kann Niemand haben;
Die Fliegen, die du siehest, sitzen nicht,
Sie traben hin und her: ich höre, wie sie traben.

Unerwartete Frage.

„Ich will nicht ehrlich sein, wenn England diesmal siegt!“
Willst du denn ehrlich sein, wenn England unterliegt?

---

*) Im Göttinger Musenalmanach für 1781 irrthümlich J. G. Zimmermann unterzeichnet.

Die Müßiggängerin.

Wenn dich Arist so oft den Lilien vergleicht,
Amalie, so sei nicht stolz darauf. Vielleicht
Verlangt der Mann, du sollst dich auf den Spruch besinnen:
Daß Lilien nicht nähen und nicht spinnen.

Der Besucher.

Freund, nähmst du mir Juwelen, Gold und Kleid,
So würdest du vielleicht gehangen;
Nun raubst du mir tagtäglich meine Zeit,
Das Beste, was der Himmel mir verleiht,
Und ach! ich darf dich nicht einmal deshalb belangen.

Der Plagiarius.

Um dein Gedächtniß ist's ein sonderbares Wesen,
Es ist so stark und auch so schwach:
Gedichte, die ich dir kaum einmal vorgelesen,
Hallst du von Wort zu Wort in deinen Cirkeln nach.
Verzeih' mir's Gott, das ist ja halbe Hexerei!
Und doch vergissest du den kleinen Punkt dabei,
Daß ich der Autor sei.

Der Antikantianer.

„Mit Kant's Kritik, damit ihr's wisst,
Will ich mir nicht den Kopf zerbrechen!"
Wie kann der Mann so komisch sprechen?
Was um und um vernagelt ist,
Lässt sich denn das so leicht zerbrechen?

Einige leidliche humoristische Epigramme verfasste in den Neunzigern für Musenalmanache Wilhelm Köster, von dessen Lebensumständen mir weiter nichts bekannt ist, als daß er noch in der Mitte unserer zwanziger Jahre Pfarrer zu Eppingen am Rhein war.

Lips.

So taub war Lips, mein guter Vetter,
Daß er auch nichts vernahm vom stärksten Donnerwetter.
Er nahm zur Frau die Schwieger noch in's Haus,
Da hörte Lips doch endlich ein Gebraus.

Vorwiegend im ernsten Genre dichtete Dietrich Ernst Freiherr von Spiegel-Pickelsheim, geboren 1737 zu Baireuth, als geheimer Regierungsrath 1789 dort gestorben. („Gedichte", herausgeg. v. K. F. v. Reitzenstein, Wien 1793.)

Empfindsamkeit.

Gottlob! Zur rechten Zeit erhascht' ich ihn am Licht,
Den armen Schmetterling! Daß ihm ja nichts begegnet,
Hans, trag' ihn gleich hinaus! . . . Du säumest, Bösewicht?
„Ihr Gnaden! Ach, es regnet!“

Dasselbe war mit Georg Ludwig Spalding der Fall. Als er sich in zwei komischen Epigrammen versuchte, fiel er in's Triviale. Er stammt aus Barth in Pommern und amtete zuletzt als Professor der alten Sprachen am Kölnischen Gymnasium zu Berlin (1762—1804).

Kein sonderliches Geschick für den komischen Witz, aber schönes Formtalent bewies der sogenannte Freiherr Friedrich von Mortczini (Mortczinni, Mortezini), falls die Epigramme in der wenig bekannten „Sammlung verschiedener Gedichte“, Kopenhagen 1789, welche nicht mit der Wittenberger und Helmstädter Sammlung (1782 und 1784) verwechselt werden darf, wirklich von diesem merkwürdigen Abenteurer herrühren, und nicht von Gott weiß wem, wie man zu argwöhnen berechtigt ist, nachdem er nicht einmal sein eigenes Leben schreiben konnte ohne die keckſten Plagiate zu begehen, und wörtlich gestohlne Predigten als seine eigenen verbreitete.

Er wurde in Wahrheit am 16. Mai 1743 zu Bautzen geboren, wogegen er selber Czschedechowitz in Mähren als Geburtsort angab. In den Jahren 1770 und 1771 stand er als Unterkanonier bei dem kursächsischen Artilleriekorps. Hier entwich er plötzlich, trieb sich einige Jahre unter veränderten Namen umher, und tauchte dann 1777 in Mecklenburg als ein von den Hussiten verfolgter Baron von Eckardt auf. Nächsten Jahres erschien er als Freiherr von Mortczini in Wittenberg, um bei der Universität inscribirt zu werden. Weil er aber aus damals feindlichem Lande kam, fragte man in Dresden an, ob man ihn aufnehmen dürfe. Ein kurfürstliches Rescript bejahte dies, und weil die Identität seiner Persönlichkeit unbeanstandet geblieben, benutzte er dasselbe in der Folge als eine Art Creditiv zum Beweise seines Adels. Nun ward er noch Magister der Philosophie und empfing auch die Ordination als lutherischer Geistlicher. Bald darauf (1779) unternahm er als Bibel-Colporteur eine Reise an die böhmische Grenze, von Zittau aus einen Boten an seine Glaubensgenossen in Mähren und den angeblichen

ehemaligen Verwalter seiner Güter entsendend. Mit dem Boten kam dann eine Person zurück, welche den Freiherrn von Mortczini als solchen wie als ihren Erbherrn anerkannte, was er behufs anderweitiger Legitimation als vormals begüterter mährischer Edelmann in Zittau sofort protocolliren und doppelt ausfertigen ließ. Nun durchstreifte er die thüringschen Lande und Altenburg, hielt sich einige Zeit zu Zerbst auf, schrieb dort „vernünftige Gedanken über die geoffenbarte Religion“ (1781), kam auch abwechselnd nach Wittenberg. Hier veröffentlichte er 1782 außer „vermischten Gedichten für meine Freunde“ auf Pränumeration seine Lebensbeschreibung, wogegen noch in demselben Jahre ein „gründliches und freimüthiges Urtheil über die Begebenheiten des Freiherrn von Mortczini“ erschien, dessen Verfasser ihn überführte, daß ein großer Theil seiner Autobiographie, vornehmlich der in Italien erlebt haben wollenden Abenteuer, nichts sei als ein Plagiat aus dem alten bekannten Buche: „Passe partout de l'Eglise Romaine“, und seine Märtyrergeschichte eine wörtliche Entlehnung aus dem Martyrologio Bohemico. Nun veranstaltete er (1783) eine neue Ausgabe seiner Lebensgeschichte, worin er Alles tilgte, was ihm als Diebstahl, Täuschung und Widerspruch vorgehalten worden, indeß auch die edle Dreistigkeit hatte, die erste Ausgabe als sein Werk zu verleugnen und als unächt hinzustellen. In demselben Jahre kam er über Baireuth nach Nürnberg, richtete aber dort mit seinen Vorspiegelungen weniger aus als in dem Landstädtchen Hersbruck, wo er predigte und, wie fast überall, collectirte. Von da ging er über Baireuth nach Sachsen. Im November 1782 traf er in Berlin ein, wo er sich durch die Schrift: „Wir haben's recht gelesen und verstanden, oder der Werth des Berlinischen Gesangbuchs“, bei dem berüchtigten Apitzsch und Consorten Eingang verschaffte, in der Bethlehemskirche predigte, und durch jene Subjecte mit einem Abgeordneten aus Marienburg bekannt wurde, der in der Absicht, die Einführung des neuen Gesangbuchs zu hintertreiben, nach Berlin gekommen war, welchen Umstand er für seine Plane in Preußen ausbeutete. Mit einem Attest des böhmischen Geistlichen Servus und des Oberconsistorialrath Silberschlag versehen, ging er Ende Dezember nach Stettin, hielt Kanzelvorträge, ließ sich Zeugnisse ausstellen, und eilte darauf nach Triebsees in Pommern, um dort ein

Rectorat zu erhaschen. Dies schlug ihm jedoch fehl. Im Frühjahr 1783 beglückte er Marienburg, hier wie auf der ganzen Rückreise sich als designirten Professor der Mathematik zu Petersburg brüstend, allein doch geneigt zeigend, eine dritte Predigerstelle anzunehmen, für welche ihn der Pöbel der Marienburger Gegenpartei des neuen Gesangbuchs wünschte. Gleichzeitig decouvrirte er sich als Freimaurer, musste aber schon bei den ersten auf den Grund dringenden Fragen zu Schanden werden. Enthüllung weiterer Unwahrheiten nöthigte ihn dann mit einem Zehrgeld von sechszig Thalern zum schleunigen Abzug. Ueber Erwarten gut ging es in Elbing und Königsberg. In ersterem Orte schenkte ihm die Garnison für eine Predigt sechszehn Ducaten; in Königsberg brachte ihm der Verkauf seiner geistlichen Reden bei vierzehnhundert Gulden ein, welche nebst den Geschenken an Uhren, Dosen und sonstigen Kostbarkeiten freiherrlichem Auftreten wesentlichen Vorschub leisteten. Er kaufte Wagen und Pferde, trieb bis Reval unaufhörlich innere Mission, wurde hier aber zur Umkehr genöthigt. In sechs Wochen befand er sich wieder an der preußischen Grenze, vorschützend, sein hoher Protector, der Graf von Bezkoi wäre in Ungnade gefallen, weshalb er von der Petersburger Professur absehen müsse. Ueberdies behage ihm die Lebensweise in Rußland nicht, und er ziehe deshalb vor, zu seiner noch unbesetzten Professur in Wittenberg zurückzukehren. Nach Aussage des in Kurland angenommenen Kutschers lagen seine Güter nunmehr bei Tilsit. Oeffentliche Nachweisung verschiedener von ihm verübter Schwindeleien brachte ihn nicht außer Fassung. Mit großem Gepränge in die lithauische Stadt Kauen einziehend sollte ihm zu Liebe hier eine zweite Predigerstelle errichtet werden. In der That stimmte er einen Theil der Einwohner dafür, so daß es durch die Opposition der Kirchenvorsteher zu einem zweimaligen förmlichen Aufruhr kam, der mit seiner Verweisung endete. Dasselbe widerfuhr ihm in Warschau, nachdem er zuvor den Meistergrad als Freimaurer erschwindelt. Predigend und collectirend finden wir ihn dann in Gumbinnen und Preußisch-Holland und in Konitz in Westpreußen, hier ähnliche Auftritte wie in Kauen veranlassend und ebenfalls ausgewiesen (Januar 1784). Nun nahm er seinen Strich nach Westphalen. Ehe er jedoch in Elberfeld mit Frau, Magd, Kutscher, Wagen und drei Pferden

einzog, war er durch die Schrift des Königsberger Professor Christian Jacob Kraus: „Der geistliche Abentheurer, oder der als Ueberwinder im Glauben und als Virtuose im Predigen herumfahrende Ritter des heil. Stephansordens, Freiherr von Mortczinni" als so arger Betrüger dargestellt worden, daß er am zweiten Tage nach seiner Ankunft (12. August) verhaftet wurde. Man ließ ihn aber bald wieder laufen, seine Papiere, mit Ausnahme des Wittenberger Magisterdiploms, zurückbehaltend. Der Kraus'schen Entlarvung vermochte er blos Schmähung entgegen zu setzen. Wo er sich die nächsten anderthalb Jahre aufgehalten, ist nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln. In Burgsteinfurt verlebte er nur die letzten sechs Monate vor seiner Ankunft in Kopenhagen (1786). Hier unterrichtete, predigte und schrieb er unter dem Namen Pallini, ward von den Freimaurern unterstützt und wollte auch selber eine besondere Loge errichten, was ihm aber mißlang. Schon hatte es den Anschein, als ob er unangefochten fortexistiren würde, als ein gewisser Bloch öffentlich nachwies, daß Pallini und der Betrüger Mortczini dieselbe Person seien. Alsbald ergriff der Bezüchtigte die Flucht, kam indeß blos bis Corsoer, wo man ihn anhielt und zur Rückkehr nach Kopenhagen zwang. Er war nun frech genug sich öffentlich zu vertheidigen und sogar die beiden Freimaurerlogen in Kopenhagen zu verklagen. Unumwunden bekannte er, daß sein wahrer Name Johann Gottlieb Herman, daß er aus Bautzen gebürtig, lutherischen Glaubens und Deserteur sei. Die heimatlichen Behörden bestätigten dies in so weit, als er ursprünglich nicht lutherischen, sondern katholischen Glaubens wie sein Vater gewesen, der den Beinamen Eichhörnel führte, in Folge seiner Beschäftigung mit Abrichtung und Verkauf von Eichhörnern. Im Uebrigen ertheilte man ihm kein gutes Zeugniß: immer ein Taugenichts, ohne Sprachkenntniß und gelehrte Bildung geblieben, zum Advocatenschreiber bestimmt, allein davon gelaufen und unter die Soldaten gegangen u. s. w. Inzwischen fand er in Kopenhagen doch ein paar einflußreiche Gönner, so daß ihm eigentlich gar nichts geschah und er bis 1791 als Privatlehrer verweilen konnte. Ein Jahr später ist dann in Berlin beim adligen Cadettencorps ein Professor der slavischen Sprachen, Namens Pöhrmann angestellt, welcher Niemand anders war als der Bautzner Hermann, der

Baron von Eckardt, der Freiherr Mortezini, Pallini, Christoph Pannich, Paillasini, und wie er sich sonst noch nannte. In dieser Stellung ist er in Wahrheit bis an das Ende seines Lebens verblieben, das er freilich schon im October 1797 erreichte*).

Der geniale Johann Jacob Wilhelm Heinse (1749—1803) debütirte mit „Sinngedichten“ (Halberst. 1770), welche zwar im Ganzen genommen die Jugendlichkeit und hin und wieder auch schon die Lüsternheit späterer Dichtungen an sich tragen, aber gleichwol manches Gefällige und selbst ächt komisch Witzige in sich bergen.

Rechtfertigung der Vorsehung.

Freund, table ja die Vorsicht nicht,
Weil Russe, Britt' und Türk' nicht gleiche Sprache spricht.
Hätt' uns die Vorsicht nicht der Sprachen mehr gegeben,
Wovon denn sollten wol die Uebersetzer leben?

Auf einen lästigen Correspondenten.

Man sagt, Barbil sei im Duell geblieben;
Ich glaub' es nicht: er hätt' es mir geschrieben.

Apologie des Harpagon.

Man nennt dich grausam, hart und unempfindlich,
Den ärgsten Geizhals gar? Wahrhaftig, das ist sündlich:
Du liebst den Feind, erfüllst die strenge Pflicht,
Die uns das Evangelium befohlen,
Und darbst für den, der täglich spricht:
Dich möchte bald der Teufel holen.

An Gunilde.

Der Maler kommt, Gunilde,
Geschwind die Schminke vom Gesicht!
Sonst trifft er deine Züge nicht,
Und malt ein Bild von einem Bilde.

An Chloe.

Arm warst du sonst, ich liebte dich;
Voll Zärtlichkeit empfingst du mich;
Kein Glück war unsrer Liebe gleich.
Nun bist du reich,
Und fliehest mich.
Den Schmetterlingen bist du gleich:
Die flieh'n das Blatt,
Das sie als Wurm ernähret hat.

---

*) Vgl. Meusel IX. 269 f.

Auf eine alternde Schöne.

Halt deinen Stolz im Zügel!
Schön bist du, niemand leugnet's dir:
Du gleichst dem Eulenspiegel,
Gedruckt von Elzevir.

An Chloe, als sie am Bache ihr Bild betrachtete.

Du braune Chloe, glaube mir,
Du denkst, du siehest dich?
Die schönste Nymphe sieht nach dir,
Sieht und bewundert dich.

Matthias Claudius dichtete nur wenige Epigramme. Was sie wie seine übrigen Werke kennzeichnet, ist Streben nach Volksmäßigkeit, Gemüth und originell-drollige Laune, welche freilich oft fade und läppisch wird. Strenge Kritik können sie nicht vertragen.

Hinz und Kunz.

1.

Mein Junge da, das ist ein Junge der!
Kein Kuchen ist so rund wie er,
Und hat dir, traun! vor tausend Knaben
Ganz sonderbare Gaben.
Was meinst du wol? Er buchstabirt schon frisch;
Und sähst du ihn beim Abendsegen,
Da sieht er aus, als wär ihm groß daran gelegen,
Und kneipt indeß die andern untern Tisch.
Nun, Kunz, was hältst du ihn?
„Bei meiner Seel', es steckt ein Pfarrer drin!“

2.

K. Hinz, wäre Recht wol in der Welt?
H. Recht nun wol eben nicht, Kunz, aber Geld.
K. Sind doch so viele die des Rechtes pflegen!
H. Eben deswegen.

3.

K. Wie viel sind Aerzte in Paris?
Ich glaube, sind wol hundert gar.
H. Sind mehr noch, Nachbar, ganz gewiß!
Denkt nur, die Todtenliste von Paris
Ist zwanzigtausend alle Jahr.

Den Pythagoras betreffend.

Hinz.

Sie machen vom Pythagoras viel Wesen,
Als wär ein solcher Mann noch nie gewesen.

Er ist vielleicht ein Lumen bei den Alten;
Doch sollt' er uns die Stange halten?
Was meinst du, Kunz, auf deine Ehr'?

Kunz.

Das thät er schwerlich, Herr Compeer!

Der Kuckuk am Johannistage an seine Collegen.

Man rächt sich an dem Undank gern,
Doch hab' ich mich genug gerochen,
Und mich von mir ganz satt gesprochen:
Ich hör' nun auf, ihr Herrn!

Grabschrift eines Windmüllers.

Hier liegt der Müller Jackson!
Er lebte vom Winde mit Weib und Knaben;
Es leben auch sonst noch viele davon,
Die keine Mühle haben.

Der Literatus N. N.

1.

Als er geboren war, und in der Wanne lag,
Da klapperte der Storch entsetzlich auf dem Dach,
Und seine Mutter rief und sprach:
„Das giebt einmal 'n großen Mann,
Hör' einer doch den Storch nur an."

2.

„Es war einmal ein Reiter,
Der hatt' ein schönes Pferd."
Gut das, und was denn weiter?
Er aber war nichts werth.

Nachricht vom Genie.

Ein Fuchs traf einen Esel an,
Herr Esel! sprach er, jedermann
Hält Sie für ein Genie, für einen großen Mann.
Das wäre, fing der Esel an,
Hab doch nichts Närrisches gethan!

Der Barde.

„Ich bin ein Barde." Freund, sind deine Augen helle?
Gnügt dir die Eichel und die Quelle.

Aus des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg (1750—1819) Dichtungen dürfen wir hier nur die folgenden Epigramme überhaupt in Anspruch nehmen.

Wunsch für mich und meine Freunde.

Gott gebe Perlen und Edelstein
Und Goldes Fülle den Narren sein;
Uns geb' er Schatten im Sonnenschein,
Und wenn wir durstig sind, alten Wein.

An einen Nachahmer.

Kannst, armes Wichtchen, du nichts anders, als nachahmen,
So musst du wenigstens nachgeh'n, und nicht nachlahmen.

Der Dichter und der Kritiker.

Ein Dichter, den in kühnem Flug
Der Pegasus gen Himmel trug,
Erhub sich mit des Adlers Eile.
Da schrie mit ungestümem Ruf,
In seiner rechten eine Feile,
Ein Kritikaster: Weile! weile!
Daß ich am linken Hinterhuf
Dir noch den letzten Nagel feile!

(S. „Gedichte der Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg", Leipz. 1779. Wien 1821. II.)

Mehr Beachtung, als er bisher gefunden, verdient Johann von Döring, geboren am 5. August 1741 zu Lüneburg, gestorben am 28. Februar 1818 zu Altona als dänischer Kammerherr und Amtmann zu Sonderburg und Norburg. Seine Epigramme stehen in mehreren Jahrgängen des Göttinger und Hamburger Musenalmanachs, theils mit, theils ohne seinen Namen.

Der Tänzer und der Minister.

Ein großer Tänzer aus Paris,
Den einst ein deutscher Fürst zur Oper kommen hieß,
Bekam, war gleich das Land so ziemlich tief in Schulden,
Für seinen Tanz, mich dünkt, zehntausend Gulden,
Und sagte zum Minister, der
Die Stirn etwa von ohngefähr
In Falten zog: Wenn Sie so viel verdienen wollen,
Hätt' Ihre Excellenz was Rechtes lernen sollen.

Junker Hans beim Anblick der Gestirne.

Wenn doch einmal ein Stern vom Himmel fiele!
Ich liefe gern,
Und hing ihn flugs auf meiner Diele
In die Latern'.

Wahrheit.

Es giebt Familien im Staate,
Die sitzen immer in dem Rathe;
Und just das Unglück von dem Staate
Sind die Familien in dem Rathe.

Frau und Arzt.

Wie finden Sie, Herr Doctor, meinen Mann?
„Ich fürchte sehr, Madam, daß ich nicht helfen kann,
Und dächt', es würde gleich zum Prediger gesandt."
Zum Pfarrer schon? Er hat ja noch Verstand!

Auf einen Leichenstein an den Wanderer.

Du liesest hier, wer ich gewesen.
O könnt' ich doch von dir dies lesen!

Beruhigung auf dem Sterbebette.

Nachdem der Krieger Raps sein Testament gemacht,
Hat er mit diesem Trost alsbald den Lauf vollbracht:
Beim siebenten Gebote hapert's freilich,
Allein das fünfte hielt ich treulich.

Die Frau Aebtissin.

Zum Pater, der genau die Frau Aebtissin kannte,
An den, als Nonne, sie schon oft um Trost sich wandte,
Sprach sie: Mir ist dabei so wunderlich zu Sinn;
Man nennt mich Frau, was ich nicht bin,
Wie man mich ehmals Jungfer nannte.

Ein Vater bei der Zurückkunft seines einzigen Sohnes aus Paris.

Warum opfert' ich mein Glück,
Zügellose Hauptstadt, dir!
Künft'ge Enkel raubst du mir:
Giebst mir kaum den Sohn zurück.

Ueber den Saal eines hochweisen Herrn.

Allhier ißt und trinkt man gut —
Das ist alles, was man thut.

Auf den Tod eines Ministers.

Sein Tod ging nicht der Frau, nur den Collegen nah:
Nein! sagte der Gemahl, und der Minister: Ja!

Wunsch des Geizigen.

Der Letzte möcht' Argul, der Geizhals, sein im Sterben,
Um noch die ganze Welt zu erben.

Elmire.

Ihr schöner Leib wird einst verwesen,
Unsterblich wird die dumme Seele sein.
O möcht' ihr Leib unsterblich sein!
Die Seele möchte gern verwesen.

Theils mit theils ohne seinen Namen bekundete sich auch L. E. von Schenk als witziger Epigrammatist des Göttinger Musenalmanachs. Zu welchen Stoffen er vorzugsweise inclinirte, ist in Folgendem erkennbar.

Als Fräulein K. eine Rose genannt wurde.

Wie süß! wie süß das Röschen riecht!
Wohl dem, der's unter sein Weißzeug kriecht!

Aus demselben Almanach lernen wir Johann Gottlob Schulz aus Leipzig, pseudonym Heinrich Ringwald (1762—1810), als Sinndichter kennen. In witzigem Genre verfasste er aber blos einige.

Die gute Ehe.

Das beste Paar aus Adam's Sündenstamme:
Sie liefert ihm das Kind: Er liefert ihr die Amme.

Unter den Theilnehmern an Musenalmanachen und Journalen ist hier ferner Friedrich von Köpken zu nennen. Er wurde am 9. Dezember 1737 zu Magdeburg geboren, studirte in Halle Rechtswissenschaft, ward 1761 in seiner Vaterstadt als Regierungsadvocat eingesetzt, 1765 zum Hofrath ernannt, wider Erwartung und Wunsch 1786 geadelt, und starb am 4. October 1811. Nur ein mittleres Talent, ohne schwungvolle Erhebung des Geistes, ohne eigentliche gedankliche Schärfe und blühende Phantasie, wählte er sich die Franzosen Gresset, Chaulieu, Bernis, und unter den Deutschen Götz, Gotter und Jacobi zu Mustern. Was aber Johann Gottfried Eichhorn an seinen vorzüglichsten Dichtungen hervorhob, den „Episteln", daß sie durch heitere Lebensanschauung, frohe Weisheit, leichten sokratischen Spott in einer größtentheils reinen Sprache und gefälligen Versification vergnügeten, kann auch auf die Mehrzahl seiner anderweitigen Gedichte angewendet werden.

Einige seiner Epigramme sind im Anhange des zweiten vermehrten und überarbeiteten Abdrucks jener Episteln (Magdeb. 1801).

Themire.

Noch hebt kein Wunsch, kein süß' Verlangen
Themirens junge Brust. Der Rosenknospe gleich
Hält er den Reiz, womit Natur so reich
Sie ausgestattet hat, die Hülle noch umfangen,
Zur Blüt' ist's noch zu früh;
Die Jahrszeit noch zu kalt, zu trübe.
Um aufzubrechen harret sie
Auf einen Sommerstrahl der Liebe.

Mädchenputz.

Reich schmückst du dich, um schöner noch zu sein,
Und schadest dir. Natur gefällt allein.
Leicht ist der Putz der Schäferinnen,
Gewandlos gehn die Huldgöttinnen.

Auf Bella.

Wer kann die Wirthin dieses Hauses malen?
Wer Heben sieht, wenn sie die Nectarschaalen
In dem Olympus füllet, schaut ihr Bild.
Das Kind mit Flügeln ist des Hauses Schild;
Der junge Bacchus selbst vergißt hier seinen Wein,
Und wird sie für die meerentstiegne Venus halten.
Zwar schenket sie nur Wasser ein;
Doch sie berauscht die Jungen wie die Alten.

Die Alte im Putze.

Wenn dürr, wie ein Skelett, die alte Thais sich
Mit Farben bunt und jugendlich
Noch putzt, so dürft ihr nicht darüber lachen.
Sie hat den Zweck, uns zu verführen, nicht;
Sie will, besorgt für unsern Unterricht,
Nicht sich — den Tod uns liebenswürdig machen.

Sodann Gerhard Anton Gramberg, der hie und da mit Unrecht unter die Epigrammatisten unseres Jahrhunderts gerechnet wird, obschon nachweislich die Abfassung seiner sämmtlichen Sinngedichte dem vorigen Jahrhundert angehört. Er war Kanzleirath, Hofarzt, Stadt- und Landphysikus in Oldenburg, und lebte von 1744 bis 1817.

Der Reisende.

Ein Handwerksmann zog wandernd über Feld;
Da fiel ein Hund ihn an. Es hatte Nachts gefroren.
Ein Steinwurf galt des Hundes Ohren.
Umsonst, der Stein lag fest. — „Ha, die verkehrte Welt!

Wer mag hier hausen, wer sich raufen?
Die Steine legt man an, die Hunde lässt man laufen!"

Der Glückling.

Arm zog er hin; reich kam er wieder her.
Wer kennt ihn noch? Er kennt sich selbst nicht mehr.

Price und die Mädchen am Hofe der Königin Elisabeth.

„Komm, Spötter, sag' uns unsre Schwächen,
Du pflegst dies ja, freimüthig in's Gesicht."
Ich mag nicht gern von Dingen sprechen
Wovon die ganze Stadt schon spricht.

Makrobiotik.

Man kann die Lebenskunst in eine Zeile schließen:
Im Schweiß des Angesichts sollst du dein Brot genießen.

Der Gefangene und der Freund.

„Du im Gefängniß, Freund, gefesselt und gebunden!
Wie kamst du denn hieher?"
Ein Blinder hätte wol den Weg gefunden,
Ich ward geführt, erwiedert er.

Fritz und die Mama.

„Wohin, Mama?" Zur klugen Frau;
Mein Kästchen, das man mir gestohlen,
Wird sie mir künstlich wieder holen,
Die weiß das alles ganz genau.
„Mit, mit! ich sah noch keine kluge Frau."

Der Gelehrte.

Gleich einem Wörterbuch hat er, was der gedacht
Und der gethan und der gewesen,
Mit Fleiß und Müh' in seinen Kopf gebracht;
Den eignen Geist nur ließ er außer Acht;
Den hat er todt gelesen.

Der schaffende Dichter.

Mit jedem Schöpfungstage ward
Die Veste kräftiger, der Luftkreis besser!
Deß tröstet sich Pedrill, reimt, ändert, flickt und harrt. —
Doch hier schwebt nicht, wie dort, ein Geist auf dem Gewässer.

Aretino.

Ringsum ergoß sich einst der Spott
Von Aretino's Schmähgedicht.
Doch warum lästert er nicht Gott?
Verzeiht, sprach er, ich kenn' ihn nicht.

An Käthchen.

O wie das Schminken dir so wohl zu Statten kam!
Nun thut Karmin den Dienst der langverlornen Scham.

Versprechen eines Neuvermählten.

Ein Ehmirakel sollt ihr sehn
Im ewig treuen Bund;
Nur bleibe Liebchen jung und schön,
Ich munter und gesund!

Würdigung.

Brigitte starb! Zerrauft die Haare
Ihr Stutzer, und bejammert euch!
Sie zählte sechs und sechszig Jahre,
Und lebte karg, und war so reich!
Sie werde (hört es doch ihr Schatten!)
Mit heißen Zähren noch verehrt.
Brigitte war des besten Gatten
Den Tag vor ihrem Tode werth.

Clermont.

Bald Federhut, bald Priesterkragen,
Wie würdig Clermont beides trägt!
Denn er versteht wie ein Apostel sich zu schlagen,
Und dienet Gott, wie er sich schlägt.

Einiges Talent für das komische Epigramm zeigte der gothasche Kriegssecretair Georg Karl Immanuel Buddeus (1739—1814), und bei größerer Pflege desselben würde er seinen sonstigen Gedichten aufgeholfen haben, welche theils der Dutzendproduction, theils der Leierkastensängerei angehören. („Gedichte", Gotha 1788. Erf. 1815.)

Was ich wünsche.

Um die Erhaltung meiner Lebensruhe flehe
Zu Gott, dem Schöpfer heitrer Tage, ich;
Und zu der Erde, — daß sie sich
Fortan um ihre Axe drehe.

Ermuntrung zum Frieden.

Als der gestrenge Herr Hans einen Flegel hieß,
Und ihm mit Flammenblick die Degenspitze wies,
Sprach Hans dem Tode nah:
Herr, lassen Sie das Morden unterwegens!
Und lesen ja
Das Motto auf der Klinge ihres Degens:
Pro Pace — et pro patria!

Amtmann und Inquisit.

Amtmann (zornig).

Ein Hexenmeister bist du, Bösewicht —!
Gestehe flugs, bist du nicht einer?

Inquisit (ängstlich).

Ach ja, ich bin's, und, wie man spricht,
Sind Sie, Herr Amtmann, sind Sie — keiner!

Nicht bedeutender als Epigrammatist war Christoph Gottlob Hempel aus Horburg bei Merseburg, zuletzt Privatgelehrter in Leipzig (1748—1824), derselbe, der Napoleon I. in Bardengesängen schilderte. In seiner „Sammlung epigrammatischer Gedichte" (Wismar 1777) ist Eigenes und Fremdes.

Auf keiner höhern Stufe komisch-satirischer Begabung bewegte sich der ungenannte Verfasser der „neuen Beiträge zur deutschen Maculatur" (Frankf. a. M. 1766), und selten hat ein Autor den Titel einer seiner Schriften so treffend gewählt wie es hier geschehen. Allein es sind darin ein paar Epigramme und epigrammatisch zugespitzte Erzählungen enthalten, welche ein anderes Schicksal verdienten. Hier zur Probe:

Der Floh.

Jüngst stach ein Floh ein altes Weib,
Gerade da sie beten wollte;
Sie fuhr ihm nach, packt ihn beim Leib,
Und schwur ihm, daß er sterben sollte.
Ach, fing der arme Sünder an,
Gestrenge Mutter, Gnade! Gnade!
Ich habe dir ja nichts gethan,
Ein Flohbiß ist ein kleiner Schade!
Nein, sprach sie, hoffe nichts von mir!
Das Unglück ist zwar klein zu nennen,
Allein die Schuld lag nicht an dir,
Du hast mir mehr nicht schaden können.

Der Wiener Schriftsteller Joseph Richter (1748—1813) hat einige Epigramme gedichtet, denen vornehmlich der niederösterreichische Dialekt Würze verleiht. Wie mit den meisten der hier aufgeführten Sinndichter beschäftigen wir uns auch mit ihm noch des Weiteren.

Gutgemeinte Versuche lieferte der Grüninger Pfarrer Ludwig Christian Anton Wiegand (1747—1790) als Beigabe zu seinen „Fabeln" (Halbst. 1782).

Gefälligen Witz bei meist unbefangener Stimmung offenbarte August Gottlob Meißner, einst ein Lieblingsschriftsteller der Deutschen. Er stammt aus Bautzen, studirte in Leipzig und Wittenberg die Rechte, war Registrator beim geheimen Archiv zu Dresden, 1785 Professor der Aesthetik und klassischen Literatur auf der Universität zu Prag, und seit 1805 nassauischer Consistorialrath und Director der höhern Lehranstalten zu Fulda (1753—1807).

Wilhelm der Dritte und Luxemburg.

Zum viertenmal von Luxemburg geschlagen,
Floh König Wilhelm und sein Heer;
Doch wollt' er noch den fünften Speer
Mit ihm zu brechen wagen,
Und rief mit zornigem Gesicht:
Soll es in aller Welt denn nimmermehr mir glücken,
Den höckerigen Feind beschimpft zurück zu schicken?
Der Sieger hört es, lacht und spricht:
Woher weiß er so gut, was meinem Wuchs gebricht?
Noch sah er meinen Rücken nicht.

Bav.

Bav wollte dichten, schlug an seinen Kopf,
Und rief: O Witz, komm doch heraus!
Er pochte lang' umsonst, der arme Tropf!
Er pochte an ein leeres Haus.

Grabschrift eines Ehemannes.

Hier liegt Craft, von Schwermuth, Krankheitspein
Und allen Uebeln frei, die ihn gefoltert haben;
Doch daß er nicht so ganz möcht' ohne Prüfung sein,
So hat man neben ihm noch seine Frau begraben.

Adam und Daphnis.

Zwei Tage kaum war Adam ganz allein,
Und schon sah es sein Schöpfer ein,
Ein Weibchen würde wol dem Männchen nöthig sein;
Und ich, denkt, achtzehn Sommer sah ich schon,
Und jeder, ach! ist ohne Kuß
Mir Aermsten hingeflohn.
Ist's billig, saget selbst, daß ich noch warten muß?

(Werke, herausgegeben von C. Kuffner, Wien 1813/14. XXXVI.)

Noch besseren Glücks und mit ganz besonderer Vorliebe cultivirte der Leipziger Privatgelehrte **Friedrich August Weißhuhn** das Epigramm (1759—1792).

Die Uebersetzung.

In diesem Buch, sprach Rolf, versteh' ich nicht ein Wort,
Drum seid so gut, und helft mir doch ein wenig fort.
Da wird euch, sprach ich, wol die Uebersetzung dienen,
Die jüngst davon in Wien erschienen.
Nicht doch, erwiedert Rolf und lacht:
Denn, Freund! die hab' ich selbst gemacht.

Der Studirende.

Zum zweitenmal bezieht Lips die Akademie,
Und wird nun ein Jurist. Erst war er ein Genie.

Der Arzt.

„Er stirbt! Zwei Stunden noch, so war er hergestellt;
Mein Elyxier, wirkt' es nicht sichtbar schon?"
Ja wohl, Hygeens weiser Sohn!
Die Wahrheit leugnet dir kein Zweifler in der Welt:
Starb nur der Kranke nicht, so ward er hergestellt.

An den Leser.

Du liest mich, Freund! und kennst mich nicht?
Ich danke dir! Du wirst nun bald mich näher kennen.
Du kennst mich schon und liest mich nicht?
O lies! Du kannst vielleicht dich selber näher kennen.

Der Spieler.

„Der Spieler Fix hat nun schon zwanzig Jahre her,
So manchen Thoren ausgezogen!"
Ja wohl betrog er nur zu sehr,
Euch so wie mich, doch sich noch mehr:
Denn zwanzig Jahre sind's, um die er sich betrogen.

Leicht und Schwer.

Daß Ralph als Advocat geschickt Processe führet,
Als Richter gar nicht thut, was ihm zu thun gebühret,
Das wundert mich nicht eben sehr:
Jurist zu sein ist leicht: gerecht zu sein ist schwer.

Glückliche Feuersbrunst.

Daß heut sein Haus dem Puff verbrannte,
Dafür dankt er vom Herzen Gott:
Denn wär' es nicht verbrannt, er machte
Mit Ehren morgen nicht bankrott.

Der Klerus.

Die Frömmigkeit gebar die Macht
Des Klerus, und hielt sie gelinde;
Doch ward von dem verruchten Kinde
Die gute Mutter umgebracht.

(„Sinngedichte in zwei Büchern, nebst einem Anhange lateinischer Epigramme", Leipz. 1790.)

Aloys Blumauer ist streng genommen als Epigrammatist glücklicher in der Nachdichtung als bei eigner Erfindung, und außerdem schwebt er über die Grenzen dieser Species im Ungewissen. Gedichte wie: Am Geburtsfeste der Gräfin E. v. T.; Widersprüche der Liebe; das Mädchen und der Vogel; der Rechenmeister Amor; die geschminkte Rose; die beiden Menschengrößen; der Zephyr und die Rose; — gehören schlechterdings nicht zur epigrammatischen Dichtung.

Brief eines Vaters an seinen Sohn.

(Nach dem Französischen.)

Ein strenger Vater schrieb an seinen Sohn:
„Durch gegenwärt'gen Postillon
Erhältst du einen Beutel, wohlbespicket
Mit Thalern, den dir, ohne daß ich's weiß,
Hier deine liebe Mutter schicket.
Nach einem Monat holt, wenn du mit Fleiß
Und mit mehr Emsigkeit studirest,
Mit einer Stute unsre Magd dich ab.
Besteige sie! sie geht den besten Trab;
Doch hüte dich, daß du sie nicht forcirest!
Von dir ist übrigens die Sage allgemein,
Du könntest nicht ein Wort Latein
Bis dato sprechen und auch schreiben.
Ich sagt' es dir ja immerhin:
Du bist und bleibst ein Eselskopf! Ich bin
Dein treuer Vater. Hans von Eiben."

Die Verwandlung.

(Nach dem Französischen.)

Es wundert dich, daß ein so garstig Ding,
Als eine Raupe ist, zum schönsten Schmetterling
In wenig Wochen wird; — mich wundert's nicht;
Denn wiss', auch manche Schöne kriecht
Als Raupe Morgens aus dem Bette,
Und kömmt als Schmetterling von der Toilette.



Grabschrift eines Spaniers für seinen gehenkten Vetter.

(Nach dem Französischen.)

Hier schloß mein Vetter Raps die Augen zu.
O Wandrer, blick' hier in die Höhe,
Und wünschest du dem armen Sünder Ruh,
So wünsche — daß der Wind nicht wehe!

Die neue Pfründe.

Als jüngst der junge Pfarrer Kant
Mit seiner Dulcinea schmollte,
In deren Liebesold er stand,
Und sie sogar verlassen wollte,
Schrieb ihm Madam mit eigner Hand:
Mein Herr! Ein junges Weib ist eine Pfründe,
Die unter einer schweren Sünde
Den Mann, dem sie ertheilet wird,
Zum residiren obligirt,

Wunsch eines Malers dessen Kunst nach Brot geht.

Graf.

Ich hab, o Herr, von Ihrem Werth
Schon sehr viel Rühmliches gehört.
Man saget mir: die Kunst der Götter zu beleben
Sei Ihrer Meisterhand gegeben.

Maler.

Viel Dank, Herr Graf! Allein mit Gunst!
Ich weiß noch eine zweite Kunst,
Die Göttern eigen ist, die Kunst, von Luft zu leben;
O wär' auch diese mir gegeben!

Nicht über Mittelgut brachte es der Wiener Schauspieler und Mitarbeiter an Ratschky's und Blumauers Musenalmanach Joachim Perinet (gestorben am 4. Februar 1816), dessen Begabung für das Komische gerade hier am wenigsten ausgiebig war. („Sinngedichte," Leipzig 1788.)

Genau dasselbe muß von den wenigen Epigrammen des Mannheimer Schauspielers und Dramatikers Heinrich Beck aus Gotha (1769 — 1803) gelten.

In die stark besetzte Klasse des Mittelmäßigen fallen auch die hier einschlagenden Gedichte zweier Personen gleiches Namens, als Georg Wilhelm Beck's, ehemaligem Archivar zu Rinteln, und Karl Theodor Beck's, weiland Landrichter zu Neuburg an der Donau („Gedichte" 1789. 1791).

Christian Fürchtegott Gellert (1715 — 1769), eins der denkwürdigsten Beispiele, wie man auch auf Daidalos wächsernen Fittichen sich zu den höchsten Höhen der Berühmtheit aufschwingen konnte, ohne des Ikaros Schicksal zu erleiden, — er würde hier keine Stelle finden dürfen, wenn wir nur die beiden, schier unerlaubt geistlosen Sinngedichte von ihm besäßen, welche Klee unter dieser Ueberschrift in die Sammlung seiner Schriften (Leipzig 1840. II. 420.) aus Haug und Weißer's Anthologie (III. 121 f.) aufgenommen. Er hat der Epigramme mehrere gedichtet, nur daß er sie selber als solche nicht bezeichnete und an den unrichtigen Ort stellte: unter die Fabeln und Erzählungen. Gervinus bemerkte ganz treffend, daß die Fabeln zu sehr in der Zeit gelegen, wo Satire und Epigramm herschend waren, als daß sie nicht von diesen einige Eigenschaften hätte annehmen sollen; er erkannte, daß Gellert gleich Lafontaine die Grenzen der Fabel überhüpfte, doch nicht bis zur völligen Zerstörung ihres Wesens. Diese Erkennung indeß war eine mangelhafte, denn allerdings hat er hin und wieder das Wesen der Fabel unwillkürlich total aufgelöst, allerdings hat er einige Dichtungen, welche nicht im Mindesten Fabeln oder Erzählungen, keine Darstellungen von Begebenheiten, weder symbolischer, wahrer noch wahrscheinlicher, welche wider sein Wissen nichts als Epigramme sind. Schon Vetterlein wies darauf hin, aber dieser Hinweis ging offenbar selbst dem letzten Herausgeber der Gellertschen Werke verloren. Dergleichen Soidisant-Fabeln oder Erzählungen und re vera Epigramme sind: Der Greis; der gütige Besuch; der Selbstmord; der sterbende Vater; der Schwätzer. Ihr poetischer Werth ist freilich ein geringer: die Sprache entfernt sich zu wenig von der Prosa, bereitet zwischen realer Veranlassung und epigrammatischem Gedanken zur Hebung des Komischen nicht den äußersten fähigen Contrast, und der epigrammatische Gedanke selbst ist nirgend neu. An dem „Greise" besonders durften Plattheit und grammatikalische Unbeholfenheit gerügt werden.

Der Greis.

Von einem Greise will ich singen,
Der neunzig Jahr die Welt gesehn.
Und wird mir itzt kein Lied gelingen:
So wird es ewig nicht geschehn.



Von einem Greise will ich dichten,
Und melden, was durch ihn geschah,
Und singen, was ich in Geschichten
Von ihm, von diesem Greise, sah.

Singt, Dichter, mit entbranntem Triebe
Singt euch berühmt an Lieb' und Wein!
Ich laß euch allen Wein und Liebe;
Der Greis nur soll mein Loblied sein.

Singt von Beschützern ganzer Staaten,
Verewigt euch und ihre Müh!
Ich singe nicht von Heldenthaten!
Der Greis sei meine Poesie.

O Ruhm, bring' in der Nachwelt Ohren,
Du Ruhm, den sich mein Greis erwarb!
Hört, Zeiten, hört's! Er ward geboren,
Er lebte, nahm ein Weib, und starb.

Der gütige Besuch.

Ein offner Kopf, ein muntrer Geist,
Kurz, einer von den feinen Leuten,
Die ihr Beruf zu Neuigkeiten
Nie denken, ewig reden heißt;
Die mit Gewalt es haben wollen,
Daß Kluge närrisch werden sollen;
Ein solcher Schwätzer trat herein,
Dem Dichter den Besuch zu geben.
O! rief er, welch' ein traurig Leben!
Wie? schlafen Sie denn nicht bei Ihren Büchern ein?
So sind Sie denn so ganz allein,
Und müssen gar vor langer Weile lesen?
Ich dacht es wol, drum kam ich so geschwind.
Ich bin, sprach der Poet, noch nie allein gewesen,
Als seit der Zeit, da Sie zugegen sind.

Der Selbstmord.

O Jüngling, lern aus der Geschichte,
Die dich vielleicht zu Thränen zwingt,
Was für bejammernswerthe Früchte
Die Liebe zu den Schönen bringt!

Ein Beispiel wohlgezogener Jugend,
Des alten Vaters Trost und Stab,
Ein Jüngling, der durch frühe Jugend
Zur größten Hoffnung Anlaß gab;

Den zwang die Macht der schönsten Triebe,
Climenen zärtlich nachzugehn.
Er seufzte, bat um Gegenliebe;
Allein vergebens war sein Flehn.

Fußfällig klagt er ihr sein Leiden.
Umsonst! Climene heißt ihn fliehn.
Ja schreit er, ja ich will dich meiden;
Ich will mich ewig dir entziehn.

Er reißt den Degen aus der Scheide.
Und — o was kann verwegner sein!
Kurz, er besieht die Spitz' und Schneide,
Und steckt ihn wieder langsam ein.

Der sterbende Vater.

Ein Vater hinterließ zween Erben,
Christophen, der war klug, und Görgen, der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor seinem Sterben
Sah er sich ganz betrübt nach seinem Christoph um.
Sohn! fing er an, mich quält ein trauriger Gedanke;
Du hast Verstand, wie wird dir's künftig gehn?
Hör' an, ich hab' in meinem Schranke
Ein Kästchen mit Juwelen stehn,
Die sollen dein. Nimm sie, mein Sohn,
Und gieb dem Bruder nichts davon.

Der Sohn erschrak, und stutzte lange.
Ach Vater! hub er an, wenn ich so viel empfange,
Wie kömmt alsdann mein Bruder fort?
Er? fiel der Vater ihm in's Wort,
Für Görgen ist mir gar nicht bange,
Der kommt gewiß durch seine Dummheit fort.

Der Schwätzer.

Die größte Plage kluger Ohren,
Ein Ausbund von beredten Thoren,
Ein unentfliehlich Ungemach,
Ein Schwätzer, der zu allen Zeiten
Mit rednerischem O! und Ach!
Von den geringsten Kleinigkeiten,
Von Zeitungsangelegenheiten,
Und, was noch schlimmer war, meist von sich selber sprach;
Und, daß es ihm ja nicht am Stoffe fehlte,
Was er vorher erzählt, gleich noch einmal erzählte;
Ein so beredter Herr sah einen wackern Mann,
Der denkend schwieg, verächtlich an.
Der Herr, zischt er dem Nachbar in die Ohren,

Hat wol das Reden gar verschworen,
Ich wett', er ist ein Narr, und weiß nicht, was er will.
Das dächt' ich nicht, zischt er ihm wieder in die Ohren,
Ein Narr, mein Herr, schweigt niemals still.

Auch Johann Gottlieb Willamov gehört unter die Epigrammatisten, obschon er noch nirgend als solcher genannt worden. Er wurde am 15. Januar 1736 zu Morungen in Westpreußen geboren, studirte seit 1752 auf der Universität Königsberg neben Theologie und Philosophie, Mathematik und morgenländische Sprachen, und erhielt 1758 eine Professur am Gymnasium zu Thorn. Hier erwarb er sich die Liebe seiner Schüler in seltenem Grade, und zeigte sich zum Lehrfach wie geschaffen. Allein die Besoldung war eine zu kärgliche, daß er (1767) nicht einem Rufe als erster Inspector des von Büsching eingerichteten evangelischen Instituts für Sprachen, Künste und Wissenschaften (St. Petersschule) zu Petersburg hätte folgen sollen. Seine äußere Lage verbesserte sich dadurch wesentlich. Leider aber oblag ihm auch die Leitung der ökonomischen Angelegenheiten jenes Instituts; denn unkundig solcher Dinge stürzte er die Anstalt und sich selber in Schulden, so daß er sich endlich nicht anders als durch Niederlegung seines Amtes (Januar 1772) zu retten wusste. Großmüthig ließ ihm Katharina II. seinen Gehalt aus einem andern Fond so lange fortbeziehen, bis er eine Stellung bei einem Fräuleinstift in Petersburg erlangte, welche indessen seine Subsistenz so wenig deckte, daß er sich mit Anfertigung von Gelegenheitsgedichten, Herausgabe einer deutschen Wochenschrift („Spaziergänge") und andern untergeordneten literarischen Arbeiten befassen musste. Ja es soll ihm manchmal an Kleidungsstücken gefehlt haben, um in guter Gesellschaft erscheinen zu können. Da er bei Niederlegung seines Inspectorats aus falscher Scham nicht alle Passiva angezeigt, lenkte er den Verdacht des Unterschleifs auf sich, so daß man ihn eines Tages auf der Straße ergriff und in's Gefängniß schleppte. Ob er dann gleich bald in Freiheit gesetzt ward, nahm er sich diese Behandlung doch so sehr zu Gemüth, daß er wenige Tage darauf, am 21. Mai 1777 starb.*)

*) Vgl. Herder, Werke 1827. III. 187 f. Jördens V. 487 f. Schmid, Nekrolog II. 686 ff. Journal von und für Deutschland 1792. St. 8. S. 649. Rahn's Archiv II. II. 659 ff.

Willamov hat wie Gellert unter seine „dialogischen Fabeln" (Berl. 1765. 1791.) etliche gemischt, welche schlechterdings Epigramme und nichts anders sind, als: Die Eiche und die Fichte; der Fuchs und die Larve; zween Maler. Außerdem aber gehört er durch seine „satirischen Grabschriften" in Versen hieher, die sich in dem ohne seinen Namen erschienenen Werkchen: „Sammlung, oder nach der Mode Magazin von Einfällen" (Bresl. 1763) den Anfang machen. Doch urtheile ich hiebei nur aus Anzeigen, da ich die anscheinend sehr wenig bekannte und seltene Sammlung selber nicht zu erhalten vermochte. Auch finden sich bei Koch, Eschenburg, Schmid, Voigt, Ramler, Matthison, Pölitz, Heinsius, Gödeke, Hub, Kurz u. A. keine Proben daraus. Die vom Buchhändler Schrämbl in Wien aber veranstaltete (unächte) Ausgabe seiner vermeintlich sämmtlichen poetischen Schriften (1793. II.) hat, um es gleich hier zu bemerken, keinen Anspruch auf Vollständigkeit, und zwar nicht blos wegen des darin fehlenden Magazins.

Die Eiche und die Fichte.

Was holst du im erhabnen Eichenwald
Nichtswürd'ge Fichte? such' dir einen Aufenthalt
Beim Pöbel deiner Art!
„Nein, hocherhabne Eichen!
Ein kleiner Ehrgeiz treibet mich.
Beim Pöbel meiner Art sind größre noch als ich,
Hier überseh' ich alle eures gleichen."

Der Fuchs und die Larve.

O welch' ein schöner Kopf! Wie fein die Miene ist!
Ach Schade daß du ledig bist!
„Herr Fuchs, wie übereilt Sie sind!
Ich wäre leer? Ich bin ja voller Wind."

Zween Maler.

Mein Herr zu allen diesen Stücken,
Die sie hier aufgestellt erblicken,
Hab' ich nicht mehr gebraucht, als nur drei Tage Zeit;
Ich bin nun einmal schon in dieser Fertigkeit.
Ein Anderer wird das nicht wagen.
„Nein, das ist wahr, ich will es gern gestehn!
Allein es ist, wenn Sie es gleich nicht sagen,
Auch Ihren Stücken anzusehn."

Nicht hervorstehend als komischer Epigrammatist, aber doch anmerkenswerth ist **Franz Edler von Schönfeld**, geboren 1745 zu Prag, gestorben als Dechant zu Reichstadt in Böhmen. Seine zahlreichen Gedichte sind in verschiedenen Almanachen zerstreut.

Auf gleicher Linie steht in dieser Gattung **Karl Friedrich Benkowitz** aus Uelzen im Hannöverschen, geboren 1764, gestorben als Kammersecretair zu Glogau am 19. März 1807 an den Folgen eines Sturzes aus dem dritten Stockwerk seiner Wohnung.

Frömmigkeit.

Warum mag Lina doch so gern zur Kirche gehn?
Man sagt, es soll aus Eitelkeit geschehn,
Damit man dort an ihr was zu bewundern finde;
Doch man thut ihr zu viel, und es gebeut die Pflicht,
Daß man der Lästrung widerspricht.
Sie hat dazu ganz andre Gründe:
Sie will durch Frömmigkeit, in Worten und in Mienen,
Vom Herrn sich einen Mann verdienen.

Ebenso **Philipp Ernst Raufseisen** aus Danzig, geboren 1743, verschieden am 21. December 1773 im Lazareth zu Ruppin. Er hatte zu Jena und Greifswald studirt, wurde hier Magister, und hielt auch bereits öffentliche Vorlesungen. Allzustarke Neigung zum Trunke aber verwickelte ihn in die mißlichsten Verhältnisse, denen er dadurch entging, daß er Kriegsdienste nahm, und zwar unter den peußischen Freidragonern des Regiments Kleist. Ewald Georg von Kleist, sein Chef, blieb ihm Freund und Gönner. Als dieser starb, trat er unter das Prinz Ferdinandsche Regiment, wo ihm wiederum Achtung vor seinem Talent bessere Behandlung sicherte, als ein unausrottbares Laster zur Folge haben konnte. Er entschlief mit vollständiger Gleichgiltigkeit gegen ein Leben, daß er selbst als grundverfehlt erkannte. Seine Gedichte sammelte der preußische Artillerie-Lieutenant G. Danovius (Berl. 1782), doch findet sich in Almanachen noch Einiges, was in dieser Sammlung keinen Platz gefunden.

Ganz in diese Reihe muß ferner gestellt werden **Johann Joseph Rausch** aus Löwenberg, ehemaliger Regierungs- und Medicinalrath zu Liegnitz (geb. 1751).

Unsre weiß gekleideten Mädchen.

A.

Wie kommt es nur, daß Fräulein Lis
Gewöhnlich weiß gekleidet ist?

B.

Du weißt doch, daß sie gerne scheint
Zu sein, was sie nicht ist.

Sodann Johann Karl Tutenberg aus Göttingen, preußischer Zolleinnehmer zu Golßen in der Niederlausitz, der sich an Musenalmanachen mit und ohne seinen Namen betheiligte. Siehe auch dessen „vermischte Gedichte" (Stendal 1782).

Fragment aus dem letzten Willen einer sterbenden Kammerräthin.

— — — — — und bin ich todt, so soll der Auferstehung wegen
Man mir sogleich noch frisches Roth auflegen.

Noch geringer sind die wenigen komisch-epigrammatischen Versuche des weimarischen Kammerraths Georg August von Breitenbauch (1731—1817), der sich auch an horazische Oden und pindarische Hymnen wagte und in „jüdischen Schäfergedichten" stümperte.

Ueber ein ganz anderes Gebiet von Witz und Satire verfügte Johann Friedrich Jünger, geboren am 15. Februar 1759 zu Leipzig, gestorben als Hoftheaterdichter in Wien am 25. Februar 1797. Seine Epigramme stehen in einigen Taschenbüchern und Almanachen.

Reflexion.

„Zu eurer Mädchen Schlafgemach
Geht durch die Kirche nur der Weg!" So sprach
Der Pastor Hildebrand;
Allein er schlich des Junkers Köchin nach,
Bis, umgekehrt, er durch ihr Schlafgemach
Den Weg zur Kirche fand.

Erläuterung.

Was muß wol unsrem Arzt im Kopfe liegen,
Ein Haus so nah' am Kirchhof sich zu bau'n!
„Freund, kennst du nicht das Künstlern eigene Vergnügen,
Stets ihre Werke zu beschau'n?"

Die Spröde.

Jüngst küsste Philidor die kleine Lydia;
„Pfui! sprach sie, laß mich ja!
Sonst schrei ich gleich! und hielt dem bellenden Bijou
Die Schnauze sorgsam zu.

Liebe und Thorheit.

Im Spiel kriegt' Amor einst (man weiß wie Kinder sind)
Mit Göttin Thorheit Streit. Es kam sogar zum Schlagen,
Und Göttin Thorheit schlug den Gott der Liebe blind.
Cythere flog zu Zeus, die Thorheit zu verklagen,
Und ihn um Rache anzuflehn.
Was kann ich thun? rief er. Denn, recht bei Licht besehn,
Ist gleiche Schuld auf beiden Seiten.
Doch Amor kann hinfort nicht ohne Führer gehn;
Drum soll die Thorheit ihn durch's ganze Leben leiten.

Kein scharfer Witz, aber doch gefällige Laune und naive Ironie sind Heinrich Harries eigen. Er kam sam 9. September 1762 in Flensburg zur Welt, und schied aus ihr am 28. September 1802 als Prediger zu Brügge im Schleswigschen. Seine „Gedichte" sammelte Gerhard Holst (Altona 1804).

Flach und Tief.

Lyce schrieb mit ihrem Hirtenstabe
In den Sand: Mein ganzes Herz ist dein.
Ich schnitt in die Eiche: Bis zum Grabe
Soll dies treue Herz dir eigen sein.
Ach, da blies der West — o Jammerklage!
Ihre Liebe floh von Flur zu Flur,
Gleich dem Sand, auf welchem sie mir schwur,
Ach! und meine wächst mit jedem Tage.

Quid pro quo.

Den Dichterkranz sich zu erwerben,
Gelang ihm nicht so ganz;
Doch um nicht ohne Kranz zu sterben,
Nahm er den Rosenkranz.

Das Verhören.

Sage, woher das sanfte Geflöt' und der schmelzende Wirbel,
Der voll schöner Natur tönt in Lianens Gesang?
„Eine Nachtigall schlug am Fenster der werdenden Mutter,
Und an dieser gewiß hat sich die Mutter verhört."

Der Klerus.

Die Frömmigkeit gebar die Macht
Des Klerus, und hielt sie gelinde;
Doch ward von dem verruchten Kinde
Die gute Mutter umgebracht.

(„Sinngedichte in zwei Büchern, nebst einem Anhange lateinischer Epigramme", Leipz. 1790.)

Aloys Blumauer ist streng genommen als Epigrammatist glücklicher in der Nachdichtung als bei eigner Erfindung, und außerdem schwebt er über die Grenzen dieser Species im Ungewissen. Gedichte wie: Am Geburtsfeste der Gräfin C. v. T.; Widersprüche der Liebe; das Mädchen und der Vogel; der Rechenmeister Amor; die geschminkte Rose; die beiden Menschengrößen; der Zephyr und die Rose; — gehören schlechterdings nicht zur epigrammatischen Dichtung.

Brief
eines Vaters an seinen Sohn.
(Nach dem Französischen.)

Ein strenger Vater schrieb an seinen Sohn:
„Durch gegenwärt'gen Postillon
Erhältst du einen Beutel, wohlbespicket
Mit Thalern, den dir, ohne daß ich's weiß,
Hier deine liebe Mutter schicket.
Nach einem Monat holt, wenn du mit Fleiß
Und mit mehr Emsigkeit studirest,
Mit einer Stute unsre Magd dich ab.
Besteige sie! sie geht den besten Trab;
Doch hüte dich, daß du sie nicht forcirest!
Von dir ist übrigens die Sage allgemein,
Du könntest nicht ein Wort Latein
Bis dato sprechen und auch schreiben.
Ich sagt' es dir ja immerhin:
Du bist und bleibst ein Eselskopf! Ich bin
Dein treuer Vater. Hans von Eiben."

Die Verwandlung.
(Nach dem Französischen.)

Es wundert dich, daß ein so garstig Ding,
Als eine Raupe ist, zum schönsten Schmetterling
In wenig Wochen wird; — mich wundert's nicht;
Denn wiss', auch manche Schöne kriecht
Als Raupe Morgens aus dem Bette,
Und kömmt als Schmetterling von der Toilette.

Grabschrift eines Spaniers für seinen gehenkten Vetter.
(Nach dem Französischen.)

Hier schloß mein Vetter Raps die Augen zu.
O Wandrer, blick' hier in die Höhe,
Und wünschest du dem armen Sünder Ruh,
So wünsche — daß der Wind nicht wehe!

Die neue Pfründe.

Als jüngst der junge Pfarrer Kant
Mit seiner Dulcinea schmollte,
In deren Liebesold er stand,
Und sie sogar verlassen wollte,
Schrieb ihm Madam mit eigner Hand:
Mein Herr! Ein junges Weib ist eine Pfründe,
Die unter einer schweren Sünde
Den Mann, dem sie ertheilet wird,
Zum residiren obligirt,

Wunsch eines Malers
dessen Kunst nach Brot geht.

Graf.

Ich hab, o Herr, von Ihrem Werth
Schon sehr viel Rühmliches gehört.
Man saget mir: die Kunst der Götter zu beleben
Sei Ihrer Meisterhand gegeben.

Maler.

Viel Dank, Herr Graf! Allein mit Gunst!
Ich weiß noch eine zweite Kunst,
Die Göttern eigen ist, die Kunst, von Luft zu leben;
O wär' auch diese mir gegeben!

Nicht über Mittelgut brachte es der Wiener Schauspieler und Mitarbeiter an Ratschky's und Blumauers Musenalmanach Joachim Perinet (gestorben am 4. Februar 1816), dessen Begabung für das Komische gerade hier am wenigsten ausgiebig war. („Sinngedichte," Leipzig 1788.)

Genau dasselbe muß von den wenigen Epigrammen des Mannheimer Schauspielers und Dramatikers Heinrich Beck aus Gotha (1769 — 1803) gelten.

In die stark besetzte Klasse des Mittelmäßigen fallen auch die hier einschlagenden Gedichte zweier Personen gleiches Namens, als Georg Wilhelm Beck's, ehemaligem Archivar zu Rinteln, und Karl Theodor Beck's, weiland Landrichter zu Neuburg an der Donau („Gedichte" 1789. 1791).

Als Rips starb.

Auch Rips schloß auf dem Bett den Schurken-Lebenslauf;
Was wollt ihr Henker noch? Geht, knüpft euch selber auf!

Der genesene Lügner.

Der Wahrheitshasser Krumm lag auf dem Krankenbette.
Schon stockt der Puls, der Arzt geht achselzuckend ab;
Die Erben heucheln Leid, rings um die Lagerstätte;
Der Todtengräber scharrt bereits sogar das Grab.
Doch eh' man sich's versieht, kehrt Krumm zurück in's Leben,
Und ach! nun kann die Stadt sich kaum zufrieden geben.
Ist's möglich? Du nicht todt? Schamloser Bösewicht!
Wie? Täuschtest Du uns selbst in diesem ernsten Falle?
Traun! wir verziehen Dir gern Deine Lügen alle,
Doch diese neuste, Freund, verzeihen wir Dir nicht.

Die Plusmacher.

Ihr seid an Witze nicht, an Grausamkeit Perillen;
Doch aus dem Ochsen werth zu brüllen.

Der Held.

Man denke nur, in diesem ganzen Kriege
War Stax in keiner Schlacht, war Stax bei keinem Siege!
So sprecht ihr oft, und denkt wol gar, ihm fehlt's an Muth.
O ahndetet ihr nur, wie Unrecht ihr ihm thut!
Wisst, stets brandschatzt' er auf der Stelle,
Stets peinigt er die Feinde bis auf's Blut;
Und kurz, er fürchtete, heißt das nicht Heldenmuth?
Den Teufel nicht und nicht die Hölle.

Die Hausmutter nach der Mode!

Wo nehm' ich Gerste, Frau, dem Küchelchen zum Futter?
Was Gerste, Närrin? lasst sie saugen an der Mutter!

Ueber die fixe Luft als Medicin.

Nun wisst ihr, woran wir sind:
Das beste Recept ist Wind.

Von Joseph Ascher sind mir nur vier epigrammatische Gedichte aus der Wiener Blumenlese der Musen (1790) bekannt, von denen die beiden folgenden zur Beurtheilung ausreichen.

Lucinde.

(Nach dem Französischen.)

Als Eva's schwere Sündenstraf'
Nun auch Madam Lucinde traf
Nach neunmal dreißig Tagen,
Da hub Herr Kunz, ihr treuer Mann,

Gar bitterlich zu weinen an
Und wollte schier verzagen.
Lucinde hört das Angstgeschrei,
Ruft ihren lieben Mann herbei
Und spricht: „Hör' auf zu klagen!
Dich kränkt mein Schmerz; doch, lieber Mann,
Ich weiß, du bist nicht Schuld daran.

Auf einen Gastwirth.

Hier liegt der Gastwirth Barnabas;
Oft hat er seine Pflicht vergessen.
Gott meff' die Strafe ihm mit jenem Maß,
Mit dem er hier den Wein gemessen!

August Friedrich Ernst Langbein, geboren am 6. September 1757 in Radeberg bei Dresden, gestorben am 2. Januar 1835 als Büchercensor in Berlin, ist von Köpert unter die Epigrammatisten des neunzehnten Jahrhunders gereiht worden. Da aber die fraglichen kleinen Poesien mit Ausnahme sehr weniger, welche wir an dieser Stelle natürlich außer Acht lassen, schon in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von ihm veröffentlicht und späterhin nur erneuert wurden, so ist ihm bereits hier ein Platz einzuräumen. Uebrigens fällt die Beschaffenheit seiner Epigramme so ganz und gar mit dem Charakter seiner anderweitigen Dichtungen zusammen, daß wir jetzt jedes Wort darüber ersparen können.

Der Fürst und der Abt.

Fürst.

Was sagten Sie vom Himmelreich:
Dort wären wir einander gleich?
O weit gefehlt! Sie werden sehn,
Daß sich gemeines Volk muß an die Erde strecken,
Und für uns Fürsten dort erhabne Sessel stehn.

Abt.

Doch soll sie dicker Staub bedecken.

Der Schwätzer.

Der Zahn der Zeit frisst alles. Doch
Ist traun! der Schwätzer Veit
Ein zehnmal größrer Vielfraß noch;
Denn er frisst selbst die Zeit.

Kleiner Ruhm.

„Wenn ich bei Minchen bin, muß jeder Stutzer weichen,"
Prahlt Volkmar; doch sein Ruhm ist klein.

Man braucht, um Hasen zu verscheuchen,
Ja nur ein Mann von Stroh sein.

Die Eheklage.

Der Richter.

Hans, eure Frau klagt vor Gericht,
Daß ihr der ehelichen Pflicht
Euch lange nicht mehr angenommen.

Der Mann.

Sie hat sie nicht begehrt.

Die Frau.

Wie dumm das Faulthier spricht!
Die Ausflucht wird ihm wenig frommen.
Die Krippe geht zum Ochsen nicht,
Der Ochse muß zur Krippe kommen.

Ueber einen Fähnrich.

Y.

Der Officier, der dort so lahm und sacht
Herumschleicht, kam wol jüngst mit Wunden aus der Schlacht?

Z.

Nein, mit dem Kriegesgott in Waffen
Macht er sich wirklich nichts zu schaffen;
Drum ging er gar nicht zu der Schlacht.
Doch, o Verhängniß! ihn hat in derselben Nacht
Die nackte Venus lahm gemacht.

Auf den Tod eines Büchermachers.

Herr Stax ist todt. Er legt die Feder nieder,
Die manches Ries Papier verdarb,
Und die Vernunft erwacht zum Leben wieder,
Die unter seinen Händen starb.

Die Bauern vor dem Bilde ihres Gerichtshalters.

Katt.

Ach wie er leibt und lebt! Doch warum zog der Mann,
Der ihn gepinselt hat, ihm nicht auch Handschuh an?

Toms.

Kann sie nicht brauchen, Nachbar Katt,
Weil er die Hände stets in unsern Beuteln hat.

Ueber Sterne's Reden an Esel.

Durch diese Predigten ward mancher so gelehrt,
Daß man ihn selbst nun auf der Kanzel hört.

Rufin's Bekenntniß.

Jüngst sang ich der Begeisterung ein Lied,
Und stellte mich von ihr durchglüht.
O Gott Apoll, vergieb mir armen Sünder,
Ich sprach davon, wie von der Farb' ein Blinder!

Die Empfindler.

Wer immer weint, wie diese Knaben,
Der muß im Kopf viel Wasser haben.

Der leere Topf.

Stets geht Amand mit unbedecktem Kopf.
Was soll der Deckel auch auf einem leeren Topf?

Herrn Cyriak's Perücke.

Sehr wohl gethan, daß Sie sich fremden Haars bedienen.
Es ist kein gutes Haar an Ihnen.

Der Stern am Kleide eines durchlauchtigen Menschenfeindes.

Ich glaube deine Noth, du armes Ländchen, gern:
Dir leuchtet ein fataler Stern.

Der Sonderling.

Das Sonderbare liebt Valer;
Drum liebt er sich auch selbst so sehr.

Auf des Herrn von X. an den Platz einer Windmühle gebautes Schloß.

Die Mühl' ist zwar nun fort;
Allein der Wind bleibt dort.

Duldung.

Der Pastor.

Daß ich dem Kerl ein ehrlich Grab erlaubte,
Der nicht die Auferstehung glaubte?

Der Bauer.

Nehm' Er das Leichengeld nur an
Und gönn' Er Ruh' dem armen Mann.
Die Grille wird Er ihm doch nun nicht mehr vertreiben.
Will er, wenn wir aus unsern Gräbern gehn,
Am jüngsten Tage nicht mit auferstehn,
I nun, so mag er liegen bleiben.

Irrthum der Glücksgöttin.

Fortuna hält sich stets zum dicken Theophan:
Sie sieht das Faß wol gar für ihre Kugel an.

Widerspruch.

Ein Zoilus der heut'gen Welt
Sagt von der Dichtkunst frech und trocken,
Es lasse sich damit kein Hund vom Ofen locken —
Und sieh, er selber kommt und bellt.

Der Dilettant.

Du rühmst dich oft, gelehrter Till,
Für dein Vergnügen blos Schriftstellerei zu treiben.
Ei, das ist nicht genug! Wer Lehre finden will,
Muß Andern zum Vergnügen schreiben.

Frühlingsgespräch eines Pachters mit seinem Freunde.

Der Pachter.

Ein warmer Regen nur! Dann steigt im schönsten Flor
Schnell alles aus der Erd' empor.

Der Freund.

O weh! das wäre mir ein trauriger Gewinn!
Ich habe, Gott sei Dank! zwei böse Weiber drin.

Entschuldigung.

Daß Bürgermeister Stinz auch die Gerechtigkeit
Um schweres Geld verkauft, dürft ihr ihm nicht verdenken.
Wer wird so eine Seltenheit
An Hack und Mack verschenken.

Guter Rath.

Um seltne Namen ist jetzt oft bei Taufen Noth;
Wer aber einen wünscht zu haben,
Bei dem ihm nicht Nachäffung droht,
Der nenne seinen Knaben
Judas Ischarioth!

Der feine Hut.

Ich suche mich der Grüße zu entschlagen,
Denn mein Kastorhut leidet drob.
So spricht Herr Puff, und man muß sagen:
Sein Hut ist fein, doch er ist grob.

Ebenso müssen auch Haug und Weißer hier schon genannt werden, obwol sich die ganze Fülle und Fruchtbarkeit des Witzes bei dem Erstgenannten in den 1791 (Frankf. u. Leipz.) selbstständig veröffentlichten und außerdem in mehreren poetischen Blumenlesen und Journalen zerstreuten „Sinngedichten" noch nicht erkennen läßt, in welcher ihm Weißer ziemlich nahe kommt,

Nur das — die Bibel selber spricht's,
Das sah er an uud sagte — Nichts.

Ebenso D. P. von Heine. —

Grabschrift auf einen Windbeutel.

Still, Winde, hier!
Ein Größerer als ihr,
Der schlummert hier:
Fürwahr, er war weit mehr,
Denn was ihr seid, das machte er.

Und Christian Ludwig Noack aus Pirna (geb. 1767), nur daß ihm die metrische Gestaltung selten schön gelingt, hie und da völlig verunglückt.

Grabschrift.

Hier ruht der dicke Kleanth! Pastetenbäcker und Köche
Klaget und weinet um ihn! Er war ein Mann von Geschmack.

Ihm kann Friedrich Albrecht Anton Meyer aus Hamburg beigesellt werden, welchen man nicht, wie geschehen, mit Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer verwechseln wolle. Er wurde am 29. Juni 1768 geboren, und starb als praktischer Arzt und Privatdocent zu Göttingen am 29. November 1795. Seine Epigramme sind im Göttinger Musenalmanach und in verschiedenen Journalen zu finden.

Einige humoristische Epigramme schrieb auch der königl. großbritannische Leibarzt in Hannover, Johann Georg von Zimmermann (1728—1795).

Magister Rübe und sein College.

M. R.

Was ich für ein Mann muß sein!
Meine Schriften, groß und klein,
Die ich schrieb vor Jahr und Tag,
Druckt man jetzt in Schwaben nach.

C.

Gott bewahre, Meister Rübe!
Ihr könnt euch darüber freun?
Stecken denn nicht auch die Diebe
Manchmal alte Lumpen ein?

Nicht länger wollen wir dann den drei Epigrammatisten ausweichen, denen wir unter dem Namen Unzer begegnen, und halten zuerst bei Johann Christoph Unzer. Er wurde am

17. Mai 1747 zu Wernigerode geboren, wo sein Vater Hofrath und Leibarzt des Grafen Christian Ernst war. Seine Mutter starb früh und hinterließ fünf unerzogene Kinder. Aus Liebe zur Verstorbenen, sagt der Herausgeber der poetischen Schriften Christoph's, Liebe zu diesen Kindern und Mitleiden, wie Achtung für den Mann, verließ die jüngere Schwester, Sophie Charlotte, die Stelle einer Aebtissin des Klosters Drübeck (bei Wernigerode) und wurde die treffliche Stiefmutter ihrer Neffen und Nichten, ohne ihnen Geschwister zuzugeben. Die Erziehung war fein, religiös und streng, und da sie in die Periode des siebenjährigen Kriegs fiel, oft eingeschränkt. Aber die Eltern gingen in ihrer Bildung über die der kleinen Städte weit hinaus, waren den Kindern Muster guter Sitten und vieler Tugenden, und flößten ihnen dadurch leicht edle Ansicht des Lebens ein. Das Aufwachsen des Knaben und Jünglings bei dieser Erziehung fand nun zugleich in der schönen, romantischen Natur von Wernigerode und des Harzes statt, unter den Scenen des siebenjährigen Kriegs, im Enthusiasmus für den großen König Friedrich: Umstände genug, ein Dichtertalent zu wecken. Sie fanden indeß noch in andern Unterstützung. Eine Freundin des Hauses war die erblindete geistreiche Frau von Vogelsang, geborne Prinzessin von Waldeck; diese errang sich der Knabe zur Gönnerin. Sie wählte ihn zu ihrem Vorleser, machte ihn auf diese Weise mit den Schätzen ihrer ausgesuchten Bibliothek bekannt, und verlieh dadurch zugleich seinem ungewöhnlichen Rednertalente die erste Ausbildung. Auch die Eltern zeigten sich als theilnehmende Freunde der schönen Literatur, obgleich sich ihr Enthusiasmus vornehmlich auf die Gedichte der Karsch und Gleim's erstreckte, die aus dem nahen Halberstadt noch mit dem lebendigen Hauche der Verfasser nach Wernigerode kamen. Der Vater selbst versuchte sich nicht ohne Geschick als Dichter. Von 1755 an besuchte der junge Unzer die Oberschule seines Geburtsortes, 1764 die Klosterschule in Jlefeld, wo Mauvillon, selbst noch ein junger Mann, sein Lehrer und bald vertrauter Freund ward. Im Jahre 1767 ging er nach Göttingen, um sich der Arzneiwissenschaft zu widmen. Hier trat er in einen Kreis junger, ausgezeichneter und anregender Männer, wie Bluhm, Kiß, Plessing, Runde, Heldberg, von Wülln, Brühl, von Falkenberg, von Wersebe, Prinzhausen, von Wöllwarth, von

Knigge, von Elderhorst, von Düring u. a. In dem Cirkel der einen pflegte man die Freundschaft und Alles, was Hohes und Edles die Jugendbrust schwellt; in dem der andern Witz und Laune. Bis zu seinem Tode blieben ihm die Erinnerungen an diese Jahre kräftigend und begeisternd. 1771 ward er Doctor seiner Berufswissenschaft, und reiste nun nach Altona zu seinem Oheim, dem berühmten Arzte Johann August Unzer, dessen Gattin die bekannte Schriftstellerin und gekrönte Dichterin Sophie Charlotte, geborne Ziegler, welche denn viel dazu beitrug, daß der Neffe den Dichter nicht über den Arzt vergaß. Auch fand sein poetischer Geist in den Cirkeln eines Lessing, Büsch, Klopstock, Voght, Gähler, Poel, Ebeling &c. mancherlei Nahrung. Vier Jahre später erhielt er die Professur der Naturwissenschaften am Gymnasium zu Altona, welche er aber späterhin niederlegte, um sich gänzlich der ärztlichen Praxis hinzugeben. Er verschied am 20. August 1809 auf einer Reise nach Karlsbad zu Göttingen. Einer seiner Mitbürger widmete ihm einen Nachruf, in welchem es heißt: Er war mit bewundernswürdigen Anlagen geboren und einer der talentvollsten, genialischsten Männer Deutschlands. Er war der Freund Lessing's und Klopstock's; seine Gedichte und Reden zeugen von seinem ästhetischen Berufe und von seiner Geistesverwandschaft mit ihnen. Als Arzt kannte er seine Kunst vollkommen, und hatte keine Neider unter seinen Amtsgenossen. Er war durch seinen Witz, seinen Verstand, seine Kenntnisse, seine Anmuth und seine Liebenswürdigkeit die Zierde jeder Gesellschaft. Er liebte große und liberale Ideen, und war ein hochherziger Mensch.

Wenn wir nun auch nicht in dies beredte Lob einstimmen können, soweit es dem Dichter gelten soll, und noch weniger im Stande sind aus seinen Gedichten zu erkennen, daß er, wie der Herausgeber seiner poetischen Schriften meinte, unter den ersten deutschen Dichtern würde geglänzt haben, wenn seine ärztlichen Geschäfte und Zufälligkeiten die völlige Reife seines poetischen Talents nicht verhindert hätten, so steht er doch keineswegs so tief, daß er in der Geschichte unserer Literatur schlechterdings vergessen, oder, wie sich Gervinus erlaubte, mit wenigen wegwerfenden Worten abgethan werden dürfte. Man kann die Poesien des Mannes, der so anspruchslos geschrieben, nur flüchtig durchblättert haben, um von ihnen rundweg zu behaupten, sie

seien ohne allen Werth. Indem wir uns vorbehalten müssen, dies weiterhin zu begründen, woran es zu begründen uns obliegt, haben wir vorerst zu bemerken, daß er nicht viele Epigramme dichtete, und unter diesen nur die drei folgenden den humoristischen beigezählt werden können. (S. seine „hinterlassenen Schriften poetischen Inhalts“, Altona 1811, II.)

1774.

Frau.

Ach! weißt du's schon, der große Orden
Des heil'gen Lojola ist nun vernichtet worden.
Was Bourbons mächt'ge Söhne gern gethan,
Was Clericus und Lai verlangten,
Warum Prälaten sich mit Fürsten zankten,
Wie kommt's, mein Kind, daß das ein alter Mann,
Wie Bruder Ganganelli ist, vollenden kann?

Mann.

Das weiß ich wahrlich nicht genau.
Doch wart' einmal — ei ja! der Papst hat keine Frau!

Der politische Accoucheur.

Fr. Wie starb die Mächtige so schnell in ihren Nöthen?
A. Untheilbar, musste ja der Kaiserschnitt sie tödten!

An die Wittwe eines zu früh verstorbenen Edlen, der schlecht besungen wurde.

Herb' und gerecht sind ihres Kummers Zähren,
Schwer trägt das schöne Herz der Traurigkeit Gewicht;
Das mag indeß ihr Trost gewähren,
Sein Kennerauge liest die Trauerverse nicht.

Ludwig August Unzer ist der Bruder des vorigen, geboren am 22. November 1748, gestorben am 14. Januar 1775 zu Ilsenburg bei Wernigerode als Candidat der Theologie, und am bekanntesten durch seinen und Jacob Mauvillon's für damals aufrührerischen Briefwechsel „über den Werth einiger deutschen Dichter.“ Das darin so keck herausgestrichene Genie ist in seinen eigenen Dichtungen nicht wahrzunehmen. Er verräth ein ganz hübsches Talent, allein auch nicht mehr, und man sieht es ihm eben nicht an, daß es sich bei längerem Leben zu etwas Außerordentlichem entwickelt haben würde. Vornehmlich ist der komische Witz an ihm keine sehr starke Seite.

An Simplicia.

Ich sah im Glanz der Schönheit dich,
Und sank zu deinen Füßen nieder;
Du sprachest; schnell erhob ich mich,
Und sinke nun gewiß nicht wieder.

Als Zibli von Untreue sprach.

Mein Herz ist ewig dein, Vollkommenste der Erden;
Besorge nichts von einer andern Wahl!
Indem man dich erblickt, kann man zwar untreu werden,
Allein gewiß zum letztenmal.

(S. „Naivetäten und Einfälle", Göttingen 1772. „Neue Naivetäten und Einfälle", ebd. 1773.)

Johanne Charlotte Unzer, geborne Ziegler, erwähnten wir bereits oben als Gattin des gelehrten und geistvollen Arztes Johann August Unzer. Sie stammt aus Halle an d. S., wo sie 1724 geboren wurde, und starb den 29. Januar 1782. Sie hat das Hochgefühl genossen, den poetischen Lorbeerkranz zu tragen, aber man darf darum nicht versucht werden sie hoch zu stellen. Die deutsche Schriftstellerin, welche in Wahrheit hoch zu stellen wäre, soll erst noch geboren werden. Stimmt man das Gute in Küttner's Urtheil über sie etwas herab, trifft man das Richtige. In ihren Versen finden sich bei vielen matten und gemeinen Reimen einige höhere Züge des Geistes, hin und wieder Spuren einer fast männlichen Begeisterung, auch Streben nach neuen Gedanken. Ihre Muse ist hauptsächlich der Religion, der Freundschaft und der Tugend geweiht. Wenn sie nach den beschränkten und zaghaften Begriffen ihres Geschlechts und ihrer Zeit den Urheber der Natur, dessen Wunder und Werke preist, erfüllt sich ihre geringe Phantasie mit lebhafterem Schwunge; wenn sie Moral predigt, thut sie's mit Gefühl. Zu moralisirenden Schildereien und ernsten Betrachtungen brachte sie überhaupt das meiste Geschick, obwol es ihr an jeglicher Tiefe gebrach. Ihren Gedanken wird heute kein Mensch irgend welchen philosophischen Werth beimessen. Ueberall geht der gute Wille über die Kraft der Ausführung, überall ein Ringen weit über Gelingen. Wahre Productivität fehlt ihr wie allen deutschen Schriftstellerinnen; Witz und Humor besaß sie in nur geringem Maße.

Die Unverbesserlichen.

Wenn so viel Menschen weise wären
Als Thoren sind, ich wollte schwören:
Sie würden doch einander lehren,
Einander suchen zu bekehren,
Als wenn sie all' noch Thoren wären.

Aus dem Testament eines Zechers.

Es soll auf meinem Leichenstein
So vielmal stehn als Platz wird sein:
Wein! Wein! Wein! Wein! Wein! Wein! Wein! Wein!

(S. „Versuch in Scherzgedichten“, Halle 1751. 1753. 1766.)

Mit besonderer Pflege oblag dem Sinngedicht Karl Gottfried Küttner, Sohn eines Predigers zu Pleißa bei Chemnitz, geboren am 21. Februar 1739, gestorben am 13. März 1789 als Superintendent zu Pirna. Ein ausnehmendes Gedeihen seiner Epigramme ist aber nicht zu gewahren. Weder zeichnen sie sich durch glänzende Form noch Schärfe der Erfindung und des Witzes aus: sie kommen nicht über Mittelgut. Manche erinnern an Fehre, und da beide in Ebert's Wochenschriften „Fidibus“ und „Tapeten“, in den „Hamburgschen Unterhaltungen“ 2c. ihre Dichtungen zuerst abdrucken ließen, ist Vieles dem Einen vindicirt worden, was dem andern gehörte, und Küttner's anonym erschienene Sammlung: „Sinngedichte und Lieder, gesungen an der böhmischen Grenze“ (Leipz. 1775), galt lange für Fehre's Werk.

Cäcil.

Seht, wie Cäcil, vor dem das Volk sich neigt,
Sich sclavisch tief vor Excellenzen beugt!
Cäcil wird bei den Großen klein,
Um bei den Kleinen groß zu sein.

Bav.

Daß Bav sich einen Dichter nennt,
Das sei ihm herzlich gern vergönnt,
Giebt gleich sein dichtrisches Talent
Nur Stoff den argen Spöttern:
Denn rechnet sich nicht jederzeit
Der Küster zu der Geistlichkeit,
Silenus zu den Göttern?

Fanny's Auge.

Dein Auge lieb' ich mehr, als alles in der Welt,
Weil es Verstand verspricht, und sein Versprechen hält.

Das Fehlende.

„Was fehlt zum Redner mir? Dank dem, der mich belehrt!"
Zum Redner fehlt dir nichts, als was dazu gehört.

Abbitte.

Leandern hätt' ich nachgegeben?
Du träumst! Das sollst du nie erleben.
„Sehr wohl. Verzeih' es mir Arist,
Daß du mir klüger schienst, als du es wirklich bist."

Aenderung.

Ein andrer Mann ist nun Valer;
Er flucht, er säuft, er spielt nicht mehr;
Seit gestern färbt sein Witz die Unschuld nicht mehr roth.
Wie so? Seit gestern ist er todt.

Die abgesetzte Parze.

Einst nahm der Tod erzürnt der Atropos die Schere.
Was sonst zur rechten Zeit die strenge Parze that,
Das thut jetzt vor der Zeit in mancher großen Stadt
Erynnis, Aeskulap, Lyäus und Cythere.

Johann Wilhelm Bernhard von Hymmen verwendete im Epigramm den Humor meist zu niedrigen Ausfällen. Er war geheimer Justiz- und Kammergerichtsrath in Berlin, wo er am 9. April 1787 im Alter von 62 Jahren starb.

Von allen Epigrammatisten hätte Karl Christian Reckert, ein sehr prätentiöser Dichter, am wenigsten behaupten dürfen, daß Witz die Schönheit seines Verstandes sei. Und auch im Ausdruck wie in der Versification erhebt er sich höchst selten zu einiger Gefälligkeit. Meist ist er unbeholfen, schwerfällig und trocken. Man hätte ihm selber zurufen sollen, was er auf einen fünfzigjährigen Poeten reimte:

Vergönne doch, Lucill,
Den Musen Ruh und Friede;
Sie sind dem Saitenspiel
Und deines Witzes müde.

Von mehr als hundert Epigrammen, welche sämmtlich komisch sein sollen, sind allein die folgenden erträglich. (S. „Sinn-

gedichte", Münster und Hamm 1773. Sonderbarer Weise zu Biel in der Schweiz nachgedruckt. „Vermischte Schriften", ebd. 1770—73. III.)

Das Wunderbare.

Caligula erhob sein Pferd in Rom zum Bürgermeister;
Darüber wundern sich sogar bei uns viel große Geister.
Doch nicht mit Recht, so wie mich dünkt; denn setzt nicht mancher Staat
Anstatt des Pferds zu unsrer Zeit gar Esel in den Rath?

Odill.

Was kränkt Odill, warum ist er betrübt?
Vermuthlich ist er wol verliebt?
Wie, oder reu'n ihn seine Sünden?
Nichts, nichts von dem; ich weiß die Sache zu ergründen:
Der gute Mann kann keinen Gläubiger mehr finden.

An Parket.

Du mußt mit dem Geweih
Als wie der Hirsch sich plagen;
Nur ist der Unterschied dabei:
Der wirft es ab, du mußt es immer tragen.

An Klucks.

Klucks, schäme dich, dein Sohn läuft in der Stadt herum
Und lernet nichts und bleibet dumm;
Hör' nur, die Leute sprechen
Von ihm in allen Zechen.
Ich dächte, Klucks, dies ist mein Rath,
Du kauft'st ihm ein Kanonikat.

Elpin.

Es fragte jüngst Elpin mit vieler Dreistigkeit,
Wie groß doch wol der Unterscheid
Sei zwischen einem Thor und einem klugen Mann?
Hier sah Arist ihn lächelnd an
Und gab in Artigkeit
Alsbald ihm den Bescheid:
Nicht größer wie der Tisch hier breit.

Auf einen verliebten Gecken.

Kleant, wie schwarz glänzt jetzt dein Haar,
Das noch vor Kurzem röthlich war!
Wer lehrte dich die Kunst zu färben,
Und deine rothen Haare sterben?
Dein Mädchen, ei, wie kann das sein?
Sie will ja keinen Färber frei'n!

Reckert wurde 1739 zu Minden in Westphalen geboren, bekleidete zuerst den Posten eines Stadtsecretairs in Spandau, zuletzt den eines Hessen-Homburgschen und Hohenzollerschen Residenten mit dem Character eines wirklichen geheimen Legationsraths am Hofe zu Berlin, und starb am 20. Februar 1800.

Nicht blos der Vollständigkeit wegen, wie Heinrich Kurz mißachtend meinte, sondern weil wirklich ein mit vielem Witz und gefälligem Ausdruck begabter Dichter, muß unter den Epigrammatisten schon dieser Periode, Joseph Franz von Ratschky genannt werden. Er wurde am 22. August 1757 zu Wien geboren, und starb daselbst am 31. Mai 1810 als kaiserlich österreichischer Staatsrath und erster Director der Lottogefäll-Administration. (S. „Gedichte", Wien 1785. 1791.)

Antwort eines preußischen Soldaten.

König Friedrich II.

In welcher Schenke, Freund, habt ihr die Narb' erhalten?

Soldat.

Sir! als Sie bei Kollin die große Zeche zahlten!

Grabschrift eines Bojaren.

Steh still, o Wanderer! ein trotziger Bojar,
Der fremde Güter gern zu seinen eignen machte,
Ruht hier bei seiner Frau, die ihm sechs Kinder brachte,
Wovon ein Fremder Vater war.
Er schien bestimmt zu sein, als Eh'mann und Bojar,
Auf seines Volkes Feld, so wie im Ehebette,
Zu ernten was ein andrer sä'te.

Grabschrift manches Staatsbeamten.

Hier liegt der edle Stax. Er war ein dummer Tropf.
Doch weil er fleißig saß, so schwang er sich verdientern
Und bravern Männern vor. Merks! Wanderer! durch Kopf
Macht man wol auch sein Glück, doch öfter durch den Hintern.

Ein Mann von Wort.

Du rühmest dich, Freund Kilian,
Du sei'st ein Mann von Wort:
Ei, Plauderer, wer zweifelt dran?
Du sprichst ja immerfort.

Auch Anton Matthias Sprickmann aus Münster, geboren den 7. September 1749, gestorben als Professor der Rechts-

wissenschaft zu Berlin 1833, am bekanntesten als Dramatiker, gehört unter die Epigrammatisten dieser Zeit, wie aus den Göttinger und Leipziger Musenalmanachen zu ersehen. Seine Sinngedichte sind jedoch weder an Zahl noch Gehalt bedeutend, namentlich macht der Humor, wo er sich zeigt, den Eindruck des Erzwungenen.

Das Manuscript eines Dichters an den Verleger.

Sie wundern sich, wie Stolz, der doch kaum reimen kann,
Für dieses Manuscript so viel begehre?
Mich wundert's nicht. Der arme Mann!
Verkauft er Ihnen nicht zugleich auch seine Ehre?

Die deutsche Nonne.

Halb schläfrig noch schleicht aus dem Bette
Die deutsche Nonne in die Mette,
Und singet unserm Gott Latein.
Versteht sie's auch: O Nein!
Es muß, ich wette,
Ein frommes Mißverständniß sein.
Sie glaubt vielleicht, einst sang in früher Mette
Der Vestalinnen Chor
Den Göttern Latiums ein deutsches Liedchen vor.

Allgemeiner Abendseufzer aller Matronen am 31. December.

O! möchte morgen sich, — laß, Herr, den Wunsch gelingen! —
So wie das alte Jahr, auch mein Gesicht verjüngen!

Ebenso kann der bekannte, allzeitflinke Sammler von Räthseln und Anekdoten, Verfasser von zahlreichen Liedern, Fabeln, dramatischen Stücken, Erzählungen in Prosa u. s. w., Karl Friedrich Müchler aus Stargardt (1763—1857) nicht erst zu den Epigrammatisten der nächsten Periode hinübergezogen werden, wo ihn die verschiedenen Musenalmanache dieser Periode schon als sehr eifrigen Theilnehmer aufführen. Von seinen gesammten zahlreichen Epigrammen aber urtheilt Kurz sehr richtig, daß sie sich keineswegs durch Neuheit oder überraschenden Witz auszeichnen, sondern meist alte Gedanken in neuer, oft guter Form präsentiren. Fleiß auf Formverbesserung ist vornehmlich seinen der nächsten Periode angehörenden Epigrammen anzusehen.

Guter Rath.

A.

Freund, gieb mir Rath! Wie kann man vor den Blicken
Des Narr'n am besten sicher sein?

B.

Schlag deinen Spiegel nur in Stücken
Und sperr' dich ein.

An die fromme Iris.

Ja, Iris, ja, es ist nicht Spott,
Wahr ist es sonder Zweifel:
Dein Beispiel führt uns hin zu Gott,
Und dein Gesicht — zum Teufel.

Auf einen Hagestolzen.

Wie ist Makrin nicht zu beklagen.
Daß er sich nicht das kleinste Lob erwarb,
Man kann nicht einmal von ihm sagen:
Er lebte, nahm ein Weib und starb.

An einen Maler.

Du malst dem Richter Veit
Die Göttin der Gerechtigkeit.
Freund! laß sie dir mit Tausenden bezahlen!
Denn wisse nur des Richters List:
Weil sie nicht selbst bei ihm zu finden ist,
So läßt er sie den Leuten malen.

Brinkmann, Schlez und Knebel haben ebenfalls hier bereits eine Stelle einzunehmen.

Karl Gustav von Brinckmann, ein Schwede, und eine Zeit lang Geschäftsträger seines Königs am preußischen Hofe, geboren 1767 in Stockholm, gestorben 1848, dichtete deutsch unter dem Namen Selmar. Seinen spätern Epigrammen vornehmlich ist mit Recht nachgerühmt worden, daß sie nicht blos tiefe und geistreiche Gedanken in schöner und edler Sprache entfalten, sondern auch die strenge epigrammatische Form mit ihrer Kürze und ihrem wirkungsreichen Schlusse stets einzuhalten wissen. Leider neigte er sich nachmals fast ausschließlich der ernsten Richtung zu. (S. „Gedichte", Leipz. 1789. II. und verschiedene Musenalmanache der neunziger Jahre.)

Grabschrift.

Hier ruht in stiller Grabesnacht
Ein zärtlich Weib nun aus von Kummer, Noth und Leiden,

Die sie, getreu bis zum Verscheiden,
Viel Jahre lang — dem besten Mann gemacht.

Kirchenbesuch.

Zur Kirche pflegtest du, Dorinde, nur zu gehn.
Dich da neugierig umzusehn,
Spricht Stax. Den Lästrer muß man hassen,
Da deine Feinde selbst gestehn,
Du gehst nur, um dich sehn zu lassen.

Die Betende.

Daß doch der Neid nicht selbst erröthet,
Der Trulla's Gottesdienst in Zweifel ziehen kann;
Die kennt ja doch wol jedermann,
Da sie nicht ohne Zeugen betet.

Der Widerspruch.

Stax sendet schmeichelnd mir sein Buch,
Weil mein Geschmack ihm stets sehr achtungswerth gewesen.
Als wär' es nicht ein Widerspruch,
Geschmack besitzen und ihn lesen.

Glycerens Liebhaber.

Hat Liebe gegen mich nicht manchen schon bethört?
Spricht trumphirend Miß Glycere;
Und in der That hab' ich von keinem noch gehört,
Der sie geliebt, und nicht ein Thor gewesen wäre.

Johann Ferdinand Schlez, geboren zu Ippesheim in Franken am 27. Juni 1759, gestorben 1839 als großherzoglich hessischer Kirchenrath und Oberprediger zu Schlitz unweit Fulda, ist hauptsächlich als Parabeldichter und noch mehr als rastloser pädagogischer Schriftsteller bekannt. Fast ganz vergessen sind die „Sinngedichte“, welche er nebst Fabeln und Erzählungen theils selbständig (Markbreit. 1782. Würzburg 1792), theils im Göttinger und fränkischen Musenalmanach veröffentlichte. Doch bekunden sie auch kein besonderes Talent des Verfassers für diesen Dichtungszweig. Besonders will der Humor nirgend recht zum Durchbruch gelangen.

Der neue Schriftsteller.

A.

Das alte Röckchen ist zerfetzt.
Und, meine Blöse nur zu decken,
Seh' ich mich in die Noth versetzt,
Ein kleines Büchlein auszuhecken.

B.

Thust wohl daran: nun kleiden dich
Die Recensenten sicherlich.

Von Karl Ludwig von Knebel (1744 — 1834), dem, aus dem Leben Goethe's und Herder's wol Allen Erinnerlichen, liegen aus dieser Zeit auch mehrere uns angehende epigrammatische Versuche vor, welche zwar nicht in dem Grade, wie seine anderweitigen Poesien, aber dennoch immer einige Anerkennung verdienen.

Das neue Alte.

Was giebt's Neues? fragte mich einst der Bote Nikokles.
Mir ist des Alten genug! sagt' ich ihm hastig darauf.

An die Musen-Almanache.

Musen, gleicht ihr so sehr den Mädchen unserer Zeiten,
Laufet durch's ganze Jahr Narren und Heiligen nach!

Verführung zum Bessern.

Iphikla! sagte die Mutter, dein Bruder verführt mir das Mädchen.
Mache, erwiederte sie, daß ihn das Mädchen verführt!

Das halbe Hundert Epigramme, welches Friedrich Wilhelm Geucke veröffentlichte („Gedichte und Epigramme," Leipz. 1795), lenkte bei seinem Erscheinen die Aufmerksamkeit besonders durch die darin enthaltene Apologie Bahrdt's auf sich. Der Mann lebte noch in zu frischem Andenken, als daß nicht Alles und Jedes, was sich auf ihn bezog, hätte interessiren sollen. Sie lautet:

Ihr tadelt seiner Fehler wegen
Den weisen Bahrdt, und seid doch selbst nicht rein.
Ihr Herren solltet überlegen:
Wo Licht ist, muß auch Schatten sein.
Der Flammengeist des großen Bahrdt
Malt auch den Schatten nur zu hart.
Bei euren Lämpchen matt und klein
Kann freilich auch kein greller Schatten sein.

Wie zu erwarten, erregte dies Epigramm hie und da Verstimmung und Geringschätzung, aber man leugnete doch nicht, daß die übrigen manches Gute enthielten und wenigstens der Beachtung werth seien. Der Verfasser gesteht selbst, daß er seine in Nebenstunden entstandenen Phantasiekinder noch einmal hätte mustern sollen, bevor er sie in die Welt schickte, und sie würden unseres

Bedünkens dabei gewonnen haben; als er indeß zu dieser Einsicht gelangte, wäre er von einer durch vielerlei Umstände erzeugten Abneigung vor Allem, was Dichtkunst heiße, erfasst worden, welche ihm jedwede Aenderung widerrathen. Mit Ausnahme weniger gehören seine Epigramme im Gegensatz zu den voraufgeschickten „Gedichten" der humoristischen Gattung an. Die Laune, aus der sie entsprungen, ist aber keine gleichmäßige, hin und wieder sogar forcirte, weshalb denn auch die epigrammatische Spitze stellenweise abgleitet. In folgenden ist die Auswahl der besten.

Auf M., der sein Vermögen verstudirt hatte.

Du fragst, was der gelehrte Max
So tief gebeugt zur Erde niederblickt?
Er hat ein Rittergut in seinen Kopf geschickt;
Das drückt!

Apologie.

Mein Freund, das war mir keine Schande,
Als jüngsthin mich ein Schafkopf Schafkopf nannte.
Denn dadurch wollt' er eben zeigen:
Ich passe nicht zu seines Gleichen.

Frage und Antwort.

X.

Nicht wahr, bei euch ihr Zwerge, bleibt das Oberstübchen
Von Geisteseinquartirung meist verschont?

Y.

Zuweilen, Herr, doch öftrer sind Paläste
Im obern Stocke unbewohnt.

Auf das Anerbieten stilistischer Verbesserungen.

Sie könnten wohl so etwas von mir kaufen
Für Ihren gar zu trocknen Stil!

Antwort.

Ich weiß schon was das sagen will!
Ich mag mich nicht mit Ihrem Wasser taufen!

Schrader's Klagelied auf Hero's und Leander's Tod.

Sie sind nicht mehr! lasst Klagelieder schallen!
Leander, Hero ist nicht mehr!
Des Aufgangs Sterne sind gefallen,
Ersäuft durch ein zwiefaches Meer.
Das erste mal erstarrt' in Thetis Schooß ihr Blut,
Das zweite mal in Schraders Notenflut.

Olim meminisse iuvabit.

Postmeister.

So habt ihr euch so fest schon vorgenommen,
Auch zum Besuch zu uns zu kommen?

Franzose.

O ja, wir hätten Lust auch P—z bald zu sehn.
Darf ich euch nach dem nächsten Wege fragen?

Postmeister.

Ja nun, den könnt' ich euch wol sagen:
Ihr könnet grader nicht als über Roßbach gehn.

Auf eines Pfarrers Predigt über die Wirkungen des Teufels.

Du kannst von deinem großen Meister
Unmöglich wol ein ächter Jünger sein!
Er hat die Teufel ausgetrieben,
Du aber treibst sie wieder ein.

Auf das Lotto.

Das Lottospiel ist wie ein Vomitorium;
Dies kehrt den Magen dir und jen's die Taschen um.

Der Stutzer im Winter.

Grönländer.

Warum nimmt dieser Herr den Hut wol untern Arm,
Ich dächte doch, es wär' nicht warm?

Antwort.

Das ist ein Stutzer, Freund, und solche Herr'n risquiren
Nie das Gehirne zu erfrieren.

Aesculap und seine heutigen Söhne.

Zeus Pluton musste einst den Aesculap verklagen,
Weil öd und leer durch ihn des Hades Reiche lagen.
O Söhne des zanksücht'gen Aesculap,
Wie sehr weicht ihr von eurem Vater ab!
Ihr könnt, ich will es laut zu eurem Ruhme sagen,
Mit Pluton besser euch vertragen.

Der böse Schuldner.

Gläubiger

Wo schläfst du, Kerl, daß du vor deiner Schuldenlast,
Des Nachts im Schlaf noch Ruhe hast?
Ich möchte wahrlich mir dein Schlummerkissen borgen.

Schuldner.

Ich schlafe ruhig, wo ich bin,
Auch ohne Kissen, denn die Sorgen
Geb' ich anstatt des Pfands euch Creditoren hin.

Ein Christ und jüdischer Maleficant.

Christ.

Das ist doch sonderbar, man steckte
Sonst, wenn man einen Juden säckte,
Auch einen Hund mit in den Sack hinein.

Jude.

Das kann wol sein.
Und wenn jetzt diese Zeit noch wäre,
Dann, Herr, erbät ich mir die Ehre
Mit euch in einem Sack zu sein.

Ganz in Vergessenheit gerathen sind die lyrischen und epigrammatischen Versuche des Schauspielers **Friedrich Gustav Hagemann** aus Oranienbaum in der Provinz Brandenburg (geb. 1760); und in Wahrheit findet sich wenigstens unter den ersteren nichts, was ein besseres Schicksal verdient hätte. Dagegen sind unter den andern einige, welche in der ganzen Gattung noch keineswegs den letzten Rang einnehmen und guten Theils die Laune wiederspiegeln, die für Beliebtheit seiner Lustspiele und Possen einst wesentlich mitwirkte. Ohne die ungemeine Flüchtigkeit, welche seinen sämmtlichen kleinen Dichtungen anhaftet, würde ihm vielleicht keine einzige total verunglückt sein. (S. „Vermischte Gedichte," Hamb. 1784. Leipz. 1788.)

Marill.

Marill ist todt, und, wie man sagt,
Hat ihn die Frau zu Tod' geplagt;
Nun wird er Ruhe haben.
Doch nein, die Frau macht das Gebot,
Daß man sie einst nach ihrem Tod
Bei ihrem Manne soll begraben.

Das ist betrübt, wahrhaftig ja;
Marill, wär' doch der jüngste Tag schon da!

Lückenbüßer.

Ein schönes Weib und Geld dazu
Schafft allerhand — nur keine Ruh.

Toleranz.

So höret denn! ich will euch zeigen
Wie duldsam ich, wie tolerant ich sei!
Zwar reden dürft ihr nicht, nein, ihr müßt schweigen!
Allein das Denken steht euch frei!

aber nicht erreicht, wie wiederum erst an dessen späteren Productionen erkannt wird, die wir für den zweiten Band unseres Werkes aufzusparen haben.

Johann Christoph Friedrich Haug wurde am 9. März 1761 zu Niederstotzingen in Schwaben geboren, 1783 herzoglicher Geheimsecretair, 1816 Bibliothekar an der königlichen öffentlichen Büchersammlung zu Stuttgart mit dem Charakter eines Hofraths, und endete am 30. Januar 1829. Gehört er nun gleich unbestreitbar zu den Hauptdichtern im witzigen Epigramm, so hat man doch mit Recht an ihm ausgestellt, daß sich auch sein so eminentes, unerschöpfliches satirisches Talent meist in den Mittelschichten des gemeinen Lebens bewegt. Geizhälse, Trinker, Schwätzer, Faule, schlechte Dichter, Aerzte, Theologen, Juristen und namentlich Weiber liefern ihm den Hauptstoff für seine ungemein zahlreichen Epigramme. Nur selten vernehmen wir einen Ausfall auf das Junkerthum, das Hofleben und untaugliche Regenten. Auf Neuheit des gedanklichen Inhalts hat er nicht überall Anspruch: zufälliges Zusammentreffen mit frühern Epigrammatisten und geflissentliche Entlehnung sind hin und wieder unschwer ersichtlich. Ersteres war bei gleichen Stoffen unvermeidlich.

Suschen.

„Hochmuth kommt vorm Fall!“
Doch bei Suschen kam
Seit Graf Dorival
Sie zur Freundin nahm,
Hochmuth nach dem Fall.

Das Grab.

Das Grab ist eine Brück' in's bessre Leben.
Den Brückenzoll müsst ihr dem Arzte geben.

Aretin.

Die Welt ist Gott! sprach Aretin,
Allein sein Gott verachtet ihn.

Pilgers Grabschrift.

Ich bin, Gottlob! hier in der Erde Schooß
Des dummen Athemholens los.

An Kakus.

Träge bist du Kakus. Bleib es immer!
Ohne Trägheit wärst du — zehnmal schlimmer.

Am ersten Januar.

Ein frohes Jahr, Luise, wünsch ich dir.
Zum Danke gieb es mir.

Rechtfertigung.

Ich soll zum Ankerwirthe? Nein!
Er muß ein Zaubrer, muß mit Hexen
Und Teufeln wol im Bunde sein!
Er kaufte jüngst vier Eimer Wein,
Die wurden über Nacht zu sechsen.

Als Koch und Köchin sich heiratheten.

Sie hatten Einen Herd, Ein Feuer längst gemein,
Und wünschen nun Ein Fleisch zu sein.

Der Sterbende.

Ein Wunder und ein Glück zumal!
Nach Schurkenstreichen ohne Zahl
Stirbt Kanzler Tuck — horizontal.

An Harpagon.

O du, des kärgsten Vaters Sohn,
Bist doch dem Geize baß ergeben,
Und sammelst fünfzig Jahre schon.
Fürwahr, du könntest, Harpagon,
Nach deinem Tode fürstlich leben.

Die Nachwelt.

Mir von der Nachwelt still,
Der groben Fremdlingin,
Die dann erst kommen will
Wenn ich gegangen bin.

Por's Gelübde.

Wird Gott mir die Gesundheit schenken,
Gelobst du, kranker Dichter Por,
Will ich das Waisenhaus bedenken
Mit dreißig blanken Louisd'or.
Du musst die Frage mir verzeihen:
Wer hat gelobt, sie dir zu leihen?

Faul's letzte Worte.

Des dummen Wanderns ist auf Erden schon genung;
Bewahre mich, mein Gott, vor Seelenwanderung.

Minister und Bürgermeister.

Minister.

Brav, meine Herr'n! Das nenn' ich wahre Proben
Von unterthänigster Devotion!

Mein Gnädigster wird in Person
Euch allerhuldreichst selbst beloben.
Denn — Weine, Speisen aller Art!
Musik! Das Feuerwerk superb gerathen!
Ihr thatet Alles was ihr schuldig war't!

Bürgermeister des Städtchens.

Und sind noch Alles schuldig was wir thaten.

Verkündigung von der Kanzel.

Auch wollen wir zu milden Liebesgaben
Elise Truth euch sehr empfohlen haben.
Die Fromme will in's Kloster sich begraben.
Doch leider hat sie nicht genug Vermögen,
Um das Gelübd' der Armuth abzulegen.

Friedrich Christoph Weißer, geboren am 7. März 1761 zu Stuttgart, 1807 Obersteuerrath, dann Oberfinanzrath, 1822 in den Ruhestand versetzt, und 1834 zur ewigen Ruhe heimgegangen, trat zuerst im Göttinger und Hamburger Musenalmanach als Epigrammatist auf.

Adam.

Im Stand der Unschuld hat, wie Moses schreibt,
Stammvater Adam sich beweibt.
So ward er ja, der arme Ehegatte,
Gestraft, eh' er gesündigt hatte.

Auf einen bejahrten Dummkopf.

Von ihm heischt die Natur vergebens
Die längst verfallne Schuld des Lebens.
Denn wisst, mit Recht bezahlt er nie.
Warum? Auch Er borgt ihr geduldig.
Das Leben ist er ihr, und sie —
Sie ist ihm die Vernunft noch schuldig.

Töffel der Reimer.

Längst schmiedete der Reimer Töffel
In zwölf Gesängen ein Gedicht,
Doch drucken lässt's der Schlaue nicht.
Wie mancher weise Mann sein Licht,
Hält er die Narrheit unterm Scheffel.

Die leibtragende Wittwe.

Lisetten stirbt der Mann — und ach!
Ihr Möpschen folgt ihm plötzlich nach.

Der Zufall kommt ihr gut zu statten:
Gerührten Herzens fällt's nunmehr
Der armen Wittwe gar nicht schwer
Zu weinen an der Gruft des Gatten.

Der Wahrsager am Galgen.

Sonst machte Doctor Ralphens Mund
Der Zukunft dunkle Räthsel kund:
Doch jetzt — o seltsames Spectakel!
Hängt hier am Dreifuß das Orakel.

Ueber das Verbot des Bettelns
in Deutschland.

Wie grausam ist's von dir, Germania,
Das Betteln deinem Volke zu verwehren!
So raubst du deinen besten Köpfen ja
Das letzte Mittel sich zu nähren.

Der Krieg.

Der böse Krieg mehrt stets der Wittwen Zahl,
Sprach Sylvia zum Herrn Gemahl.
O möcht' er doch, versetzte er mit Lachen,
Statt Wittwen künftig Wittwer machen.

Keinen Ueberfluß an glücklichen Einfällen und ein blos schwaches Talent zur Satire wies Klamer Eberhard Karl Schmidt nach, geboren den 29. Dezember 1746 zu Halberstadt, wo er als Domcommissarius am 12. November 1824 starb. Seine Epigramme rückte er zuerst theils in seine „vermischten Gedichte" (Lemgo 1772/73 II.), theils in einige Musenalmanache und Taschenbücher ein.

Als ein elendes Buch von einem elenden
Kritiker gelobt wurde.

Wer Possierlichkeiten liebt,
Warte hier, und lach' ein Weilchen!
Seht doch, seht! der Esel giebt
Seiner Eselin ein Mäulchen.

Grabschrift eines Nachtwächters.

Hier liegt Johann Matthias Plerr
Der guten Wirthe Trost, der feigen Diebe Schrecken.
Er schlummerte nicht gern: Drum hoff' ich Gott der Herr
Wird ihn auch zeitig wieder wecken.

Vergleichung.

Mein Mädchen, meine Uhr, worin vergleich ich die?
Die zeigt die Stunden an, bei der vergess' ich sie.

Bedrill.

Warum der flatternde Bedrill
Nie huldigen der Wahrheit will?
Er schämt sich, giebt er zu verstehn,
Die Wahrheit nackt zu sehn.

Johann Bürkli, geboren 1745 zu Zürich, Stadtrichter und Zunftmeister daselbst, gestorben am 2. September 1804 zu Bern als Privatmann, gab die „Schweizerische Blumenlese (Zürich 1780 — 83, III.) und „neue Schweizerische Blumenlese" (St. Gallen 1798) heraus, in denen sich außer Fabeln und lyrischen Gedichten auch Epigramme von ihm befinden, welche wenigstens der Beachtung werth sind, obschon ihnen namentlich gedankliche Neuheit gänzlich mangelt.

Der bekehrte Geizhals.

Die Mildigkeit empfahl ein Pfarrer einst mit Feuer;
„Noch heut' bekehr' ich mich," rief Harpax aus,
„Nichts ist so göttlich schön als eine Liebessteuer:
„Ich geh' und bettle sie von Haus zu Haus."

Keines durchgreifenden Talentes in allen seinen Gedichten, in den hier einschlägigen wie in seinen sogenannten philosophischen und den Liedern der Liebe und der Freude, war auch Karl Julius Friedrich aus Sagan in Schlesien (1756 — 1820), Secretair des Consistoriums helvetischer Confession in Wien. Seine Epigramme nahmen die Göttinger und Wiener Musenalmanache auf.

Der Jünger über den Meister.

Hofmeister.

Verdienst und Tugend zu erwerben sei dir Pflicht!

Adlicher Zögling.

Pedanterei! Was man ererbt erwirbt man nicht.

N. N.

Was sie nicht wissen, ist unendlich;
Und was sie meinen, unverständlich;
Und was sie treiben, äusserst schändlich.
Aus dem erhellt, wenn wir sie sonst nicht kennten,
Die Herr'n sind Recensenten.

Gleiche Münze.

Der Reiche.

Was willst du, Weiser, mehr, wenn du zur Nothdurft hast?

Der Arme.

An Nothdurft fehlt mir's nicht; drum komm, und sei mein Gast!

Auf einen Faulen.

Als ihn sein Gott in's träge Dasein rief,
Gähnt' er die Schöpfung an und schlief.

Bei geringer Fruchtbarkeit ohne naturwüchsige Begabung für das Komische ist ferner Joseph Friedrich Freiherr von Retzer, geboren am 25. Juni 1755 zu Krems, gestorben im October 1824 als kaiserlicher Präsidial- und Hofsecretair und Büchercensor zu Wien. Seine Epigramme stehen in den „Gedichten aus den K. K. Theresianum" (Wien 1774), theils in Almanachen und Taschenbüchern.

Der kaufmännische Freier.

Ei, warum stauntest du so sehr,
Als Julia dir jüngst erzählte,
Daß Lotten, arm an Reiz, allein an Golde schwer,
Sich Kaufmann Mops zur Gattin wählte?
Freund! Die Façon war seine Sache nicht,
Er nahm nur das Gewicht.

Vorarbeit.

Paulin verfasst mit wahrer Autorwonne
Des Werks Register, das er schreiben wird.
So schuf Jehova (lehrt uns Moses, der nicht irrt)
Am zweiten Tag das Licht, am vierten erst die Sonne.

Die Wohnungen der Großen.

Wer wohnt in diesen Marmorvesten,
An Pracht selbst Salomo's Palästen
Und Göttertempeln gleich? Bis an den Himmel ragt
Ihr Glanz empor! — Da sprach ein loser Spötter:
Hier wohnen dieser Erde stolze Götter —
Von Launen, Gicht und Podagra geplagt.

Dasselbe Urtheil ist über L. E. von Schenck zu fällen (der weder mit dem Düsseldorfer gleiches Namens zu verwechseln, noch mit dem S. 85 genannten).

Auf einen gewissen Prediger.

Nur brüllen kann er brav, mit wüthiger Geberde,
Fix Kinder zeugen und dann ruhn.

Was nützt er wol der Christenheerde? —
Man sollt' ihn bei die Kühe thun.

Betrachtung über die neue Feuerspritze im Fräuleinstift zu Schönthal.

Vergiß, o Nachwelt, nie den großen Namen
Des Künstlers, dessen Hand dies Werk gebar!
Gott gebe nur, daß es den lieben Damen
Ihr Häuschen stets vor Feuersnoth bewahr!
Doch brennt es einst in ihren Herzen — ach!
Dann, fürcht' ich, sind die Schläuche viel zu schwach.

Auf einen Verstopften.

Verstopfter Leib ist ewig deine Klage,
Und deines Maules Durchfall meine Plage.
O möchte doch, zu Jeglichens Gedeihn,
Dein Bauch am Kopf, dein Maul — was anders sein!

Etwas mehr Befähigung für den komischen Witz und Vorliebe für diesen, aber zu viel Neigung zum Derben und Zweideutigen, zeigte Garrelmann, über dessen Lebensumstände wir nichts Gewisses erfahren. Seine Epigramme sind in verschiedenen Almanachen und Journalen abgedruckt.

Wirksamer Rath.

„Lisette, will denn gar kein Leben,
Rief die Mama, in dich hinein?"
„Sie müssen sie, fiel Fritzchen drein,
Nur meinem Informator geben."
Fritz hatte Recht; denn sein Herr Fey
Bracht ihr in Kurzem Leben bei.

Wahrhaftes Votum eines Fähnrichs, als Kriegsgericht über einen Delinquenten gehalten wurde.

Ich bin der Meinung zugethan,
Für ihn ist keine Gnade!
Den Kopf verlier' er durch das Beil,
Und dann zur Schau den andern Theil
Zeitlebens auf dem Rade.

Auf einen Grobian.

Hier liegt Hans Caspar Grobian,
Ein Klotz, wie's einen geben kann.
Läg' er nicht ohne Hut im Grab,
Er zög' ihn selbst vor Gott nicht ab.

Friedrich Theophilus Thilo aus Röda in Sachsen, Advocat und Finanzcommissar des Amtes Wendelstein in Thürin-

gen (1749—1825), nicht unbekannt auf dem Gebiete des sentimentalen Romans, dichtete nur wenige humoristische Epigramme, deren Gehalt aus den beiden folgenden ermeßbar ist.

Der Tadler.

Philinden tadelst du, weil sie so wenig spricht?
Du meinst, es sei die Sprache ihr benommen?
Ei Freund! sie redte gern, allein sie kann ja nicht,
Denn lässest du sie wol zu Worte kommen?

Gespräch.

General.

Wie geht's, Herr Hauptmann?

Hauptmann.

Gott Lob! noch wohl, Herr General!

General.

Ei, nicht doch!
Sprechen Sie mit Ihrem General,
So bringen Sie nicht allemal
Den lieben Gott mit an!

Hauptmann.

Warum denn, Excellenz? bleibt denn nicht immer noch
Der liebe Gott der größte General?

An Thilo darf sich der Herausgeber des Leipziger Musenalmanachs für 1776—1778, Friedrich Traugott Hase schließen. Er wurde am 16. Februar 1754 zu Steinbach bei Penig in Sachsen geboren, bekleidete das Amt eines königlich sächsischen Kriegsraths und geheimen Cabinetssecretairs, und starb am 9. Februar 1823.

Ueber eine gelehrte Assemblee.

Sie finden, Freund, hier in der That
Die besten Köpfe von der Stadt;
Zwar eben nicht an Geist und Gaben der Natur —
Doch an Figur.

Orpheus.

Der ging doch sehr gewiß, bei meiner Ehre!
Der Gattin nach, hinab zum Erebus zu steigen,
Nicht, wie man wähnt, für sie den Pluto zu erweichen,
Nein, um zu sehn, ob sie gewiß hinunter wäre.

Verbetene Freundschaft.

Gern wollt' ich, gnädger Herr, mit meiner Freundschaft dienen,
Allein ich sehe nicht, wie die Sie reizen kann,

Denn nie trifft man Sie ohne Götterzuspruch an,
Bald ist ja Venus, bald Mercur bei Ihnen.

Hier ist dann auch der Ort, Johann Gaudenz Freiherr von Salis (gewöhnlich von Salis-Seewis) zu nennen. Er hat nur wenige Epigramme gedichtet, gegen deren Form nichts zu erinnern, deren Inhalt aber durchweg ohne Ursprünglichkeit, nüchtern und trocken ist. Frühzeitig düsterer Weichlichkeit und confuser Sentimentalität huldigend, konnten seine humoristischen Versuche (im Göttinger und Hamburger Musenalmanach) nicht anders als mittelmäßig ausfallen, und er hat es zum Glück an ein paar Anläufen bewenden lassen. Es gebrach ihm schlechterdings an Selbständigkeit wie Frische des Witzes. Aus einem der ältesten Geschlechter des Graubündner Landes stammend, wurde er am 26. December 1762 auf dem väterlichen Schlosse Bothmar bei Malans geboren, diente als Hauptmann in der Schweizergarde zu Versailles bis zum Ausbruch der Revolution, privatisirte einige Zeit in Paris, trat dann wieder in die Armee und nahm Theil an Montesquiou's Feldzuge in Savoyen. Als dieser jedoch eine drohende Haltung gegen die Schweiz einnahm, forderte er seinen Abschied und zog sich nach Chur zurück, wo er nach mancherlei Schicksalen 1815 zum Cantonobersten gewählt ward. Nachmals auch zu dem Posten eines eidgenössischen Obersten berufen, hat er dem Vaterlande nach Kräften zu nützen versucht. Er verschied zu Malans am 29. Januar 1834.

Während einer Predigt.

Das heißt gepredigt, meiner Treu!
Kein Mensch bleibt ungerührt dabei,
Und jedes Auge schwimmt in Thränen
Vom — — Gähnen.

An einen Dilettanten.

Für mein Vergnügen schreib' ich nur,
Sagst du, und Niemand straft dich Lügen.
Denn keine Seele glaubte noch,
Du schriebest andern zum Vergnügen.

Ein nicht ganz gewöhnliches Talent zum drolligen Witz offenbarte Wilhelm Gottlieb Becker, ein sehr thätiger Schriftsteller, am bekanntesten durch sein nach ihm benanntes Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, und auf dem Gebiete der Kunst,

wo er Beachtenswerthes leistete, unterstützt durch die von ihm bekleidete Stellung. Er wurde am 6. November 1753 zu Oberkallenberg bei Lichtenstein im Schönburgschen geboren, und starb am 3. Juni 1813 als sächsischer Hofrath und Aufseher des Antiken- und Münzcabinets zu Dresden. Epigramme lieferte er mit und ohne seinen Namen vornehmlich für mehrere Jahrgänge des Göttinger- und Leipziger Musenalmanachs.

Bonmot.

Hinz.

Matz, gieb mal hier auf diesen Menschen Acht!

Matz.

Wo, Hinz? Auf diesen Ballenträger?

Hinz.

Ja!

Matz.

Nu?

Hinz.

Der hat dir sonst gewalt'gen Lärm gemacht.

Matz.

Das wäre! wie denn so?

Hinz.

Er war ein Trommelschläger.

Ungleich gehaltvoller als Lyriker denn als Epigrammatiker war Samuel Christian Pape, geboren am 22. November 1774 zu Lesum bei Bremen, gestorben am 5. April 1817 als Prediger zu Nordleda im Lande Hadeln. Die wenigen Epigramme, welche er für den Göttinger Musenalmanach dichtete, verrathen einen auffälligen Abstand zwischen Frische und Tiefe des Gemüths und scharfer Schlagfertigkeit des Verstandes. Heitere Stimmung ist ihm nicht fremd, aber von den sprudelnden Quellen des Witzes hat er nur Schaum geschöpft.

Alles aus Nichts, Nichts aus Allem.

Bist du ein Dichter, fürwahr! so magst du Alles besingen,
Wär' es auch Eimerraub: schaffst du doch Alles aus Nichts.
Bist du ein Dichterling, so magst du Alles besingen,
Wär' es auch Friedrichs Krieg: schaffst du aus Allem doch Nichts!

Herz und Kopf.

„Dir entläuft das Herz mit dem Kopf!" So laß es doch laufen!
Dann läuft sicher der Kopf nicht mit dem Herzen davon.

Ebenfalls blos leichte satirische Begabung hatte der Aesthetiker und bekannte Gegner Kant's, Johann Christoph Schwab aus Ilsfeld im Würtembergischen, geboren am 10. December 1743, gestorben am 15. April 1821 als geheimer Hofrath zu Stuttgart. Seine Epigramme stehen in den „vermischten deutschen und französischen Poesien" (Frankf. u. Leipz. 1782).

Das schwache Gedächtniß.

Stets klagst du, Ralph, dein schwach Gedächtniß an,
Und giebst uns zu verstehn, daß du zu denken wissest:
Doch sprich, was das beweisen kann,
Da du das Denken selbst vergissest?

Die Rechtschreibung in einer neuen Ausgabe von Klopstock's Messias.

Studirt hab' ich das göttliche Gedicht;
Doch buchstabiren will ich's nicht.

„Wir."

Das stolze Wir gebraucht Herr Lilliput,
Wenn er zum Recensiren schreitet:
Der schlaue Mann: Er weiß zu gut,
Wie wenig er allein bedeutet.

Lediglich Gewandheit in gefälliger Umgestaltung von Entlehntem besaß Johann Friedrich Schink aus Magdeburg (1755—1835), dessen Hauptthätigkeit in das Gebiet der Dramaturgie fällt, wo wir ihm ein größeres Lob zu spenden haben. Die Zahl seiner Epigramme (im Göttinger Musenalmanach, Archenholz' N. Länder- und Völkerkunde und in andern Journalen) ist übrigens gering.

An Trill.

Trill, um in deinem Kopf Gedanken aufzujagen,
Spähst du oft Stunden lang. Ob dir's gelinget? Kaum!
Auch ist der Einfall toll, es frei heraus zu sagen:
Wer jagte je in leerem Raum?

Ueber eine Schauspielerin, die als Roxolane in Soliman II. gekrönt wurde.

Die Krone, die ihr Haupt verschönt,
Erhält sie zum gerechten Lohne.
Die ihren Mann so oft gekrönt,
Verdient wol wieder eine Krone.

An den Pfarrer Dumm.

Wenn, was du sagst, die Wahrheit ist,
Daß der wahrhafte Christ sich's Grübeln nicht erlaubet,
Mit dem Verstand nicht forscht, nein, nur einfältig glaubet,
So bist du ganz gewiß ein Christ.

Gleiches ist von dem Romandichter Georg Karl Claudius aus Zschopau (pseudonym Franz Ehrenberg, 1757—1815) zu vermerken.

Als Frau D. Herrn T. heirathete.

Ich spielte ihr den Narren viel zu kahl,
Sie haßte die Copie — und nahm's Original.

Als Fräulein H. mit dem Stutzer G. spazieren ging.

Mamsellchen friert? und doch an ihrem Arm der Held —
Doch ja! geht doch der Wind jetzt über's Stoppelfeld!

Ueber mehr oder minder gelungene Nachahmung brachten es auch die sieben Folgenden nicht.

Heimbert Paul Friedrich Hinze aus Braunschweig, gestorben als Mitglied des Brünner Theaters 1816.

Die Verwandlung.

Edler Mist, dich verwandelt die Kunst des erfindsamen Menschen
Bald auf Feldern, und bald auf dem Katheder, in Gold.

Gottlob Nathanael Fischer, dessen wir schon gedachten (I. 1. 571.).

Unterschied.

Ich lügen? Lügen werd' ich nie!
Doch das gesteh' ich frei!
Ist mein Gedächtniß mir zuweilen nicht recht treu,
So hilft mir meine Phantasie.

Heinrich Wilhelm Lawätz aus Rendsburg, Administrator des königlich dänischen Leihinstituts zu Altona (1748—18..?), reger Theilnehmer am Leipziger Musenalmanach und deutschen Merkur, sonst auch Oden-, Lieder- und Schauspieldichter.

Frage eines Reisenden.

R.

Hört, ich bin weit gereist, doch wisset, alter Mann,
So viele Greise traf ich wahrlich nirgends an
Als hier bei euch; die Ursach' kann ich nicht errathen.

Antwort.

Gern still' ich eure Neubegier:
Seit langen Zeiten sieht man hier
Nicht Aerzte, Herr, noch Advocaten;
Und lässt sich jemals einer sehn,
So heißen wir ihn weiter gehn.

Friedrich Heinrich Hatzfeld, geboren am 20. Januar 1768 zu Dierdorf bei Dillenburg, Kammerassessor zu Dillenburg, gestorben um 1820, dichtete für den Göttinger Musenalmanach und das Marburger Wochenblatt. Sein Talent war nicht gerade ein kümmerliches, allein die Ausbeute eine zu unbesorgte und flüchtige.

Benennung.

„Die Fürsten sind des Staates Haupt,
So wie die Herr'n am Hofe sagen."
Von vielen hätt' ich sonst geglaubt,
Sie wären nur — der Magen.

Karl Große aus Magdeburg (pseudonym Graf von Vargas, 1761—18..?), Stollberg-Wernigerodischer Forstrath, bekannt als begabter Romandichter.

Neran.

Ich schlafe ruhig, spricht Neran,
Vor Träumen hab' ich guten Friede.
Sehr hübsch gesagt, mein lieber Mann!
Denn sprich, wie deine Seel' im Schlaf noch träumen kann?
Sie träumt ja wachend schon sich müde.

Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer aus Hamburg (1759—1840), nachmals verdient um die Geschichte des deutschen Theaters durch seine Biographie Friedrich Ludwig Schröders, verfasste für den Göttinger Musenalmanach, die Olla Potrida u. s. w. außer verschiedenen Gedichten fünfzehn Epigramme.

Der geschminkte Geistliche.

Den alten Adam zu ertödten
Hat er vergebens sich bemüht;
Allein er zwang, seht wie er glüht!
Den alten Adam zu erröthen.

Der Menge nach productiver als die sechs eben Genannten war Johann Christian Karl von Klinguth, Regierungs-

rath zu Lübben in der Niederlausitz (1750—?). Dagegen steht er dem Werthe nach in demselben Verhältniß unter jenen.

Disputation oder Streitschrift.

Mit allem Rechte hat von jeher schon
Den Namen einer Disputation
Bei uns dergleichen Schrift geführt.
Der Titel ist sehr passend und sehr treu,
Denn sehr wird öfter disputirt,
Wer eigentlich der Autor sei.

Ungleich reicher an Gedankengehalt, obwol auch nur kleinen Talents für den komischen Witz und glücklicher im ernsten Epigramm, finden wir Karl Gotthold Lenz, geboren am 6. Juli 1763 zu Gera, gestorben den 27. März 1809 als Gymnasialdirector zu Gotha. Seine Dichtungen stehen größtentheils im Göttinger Musenalmanach.

Frauenzimmer.

Warum nennt man die Damen Zimmer?
Ja, sie vermiethen sich ja immer.

Bildsäulen weiser Männer.

Fragst du nach Weisheit, so geh nur in die Paläste der Großen,
Dort sind die Weisen vereint alle — in Marmor und Erz.

Von Joachim Heinrich Campe liegen blos wenige, ungesammelte Epigramme vor, von denen die hier in Betracht kommenden ihrem Wesen nach der versificirten Anecdote angehören.

Auf eine landwirthschaftliche Dame.

Das laß mir eine Wirthin sein!
Jüngst kaufte sie von einem Landmann Eier,
Die fand sie ungebürlich theuer:
Denn, sagte sie, ihr Schelme macht sie jetzt so klein.

Einzelne recht glückliche Einfälle hatte der Dramatiker Traugott Benjamin Berger aus Wehlen bei Pirna, geboren den 18. Juli 1754, gestorben am 14. Mai 1810 als Obersteuersecretair in Dresden. (S. die Göttinger und Leipziger Musenalmanache.)

Ausnahme.

Ein jedes Werk, das Gott schuf, sah er an,
Und sprach dann! Es ist gut. Nur da,
Als er das Weibchen vor sich sah,

Verdorbner Wein.

Wer in der Jugend Mädchen fliehet,
Mit kaltem Blute Schönheit siehet,
Und nach den Dreißigern erst küsst,
Der trinkt den Wein — wenn er halb Essig ist.

Die empfindsame Frau.

Wie könnt' es mir mein Herz vergeben,
Hätt' ich ein Thierchen todt gemacht!
Es will ja alles gerne leben,
Zu leben ist es auch gemacht.
Nein, nein, ich tödte nicht die Spinne,
Vergebens gab mir nicht mein Gott
Empfindsamkeit und zarte Sinne.
Geh hin Johann — mach' du sie todt.

An einen tauben Freund.

Heut will mich ein Pedant besuchen,
Es hilft kein Beten, hilft kein Fluchen!
Ach, Freundchen, leih' mir deine Ohren,
So bin ich doch nur halb verloren.

Unser Pastor.

Unser Pastor ist ein Mann
Wie man ihn nur wünschen kann,
Liebet Bier und Knaster.
Drum ist er auch Herr Paster.

Allen Mädchen stellt er nach;
Auf der Kanzel seufzt er; „Ach,
Fliehet doch das Laster!"
Meisterlich, Herr Paster.

Wie Hagemann gehört auch **Johann Georg Burkhard** aus Gotha und Regierungsfiscal daselbst (1734 — 18..?) zu den vergessenen Dichtern. Er hat ein „poetisches Wörterbuch" herausgegeben, das außerhalb unseres Interesses liegt, und eine „Sammlung vermischter Gedichte" (Gotha 1789, Jena 1792), welche theils triviale Gelegenheitsreimereien, theils schale Scherze und schlüpfrige, dürftige Nachbildungen enthalten, zu denen er bei Boccaccio und Andern Anreiz gefunden. Eine gewisse eigene Begabung für das Komische lässt sich darin aber doch nicht verkennen, und besseren Glücks kommt sie in etwelchen der in diese Sammlung verwebten fünfzig Epigramme zum Vorschein. Große Productivität besaß sein

Witz freilich nicht; aus Owen und Friedrich Hoffmann's Lusum epigrammaticorum centuriae VI. (Amst. 1663. 1665) ward fleißig geschöpft.

Die Schachspieler.

Schach spielen unter sich die Herr'n,
Doch selten mit den Damen gern;
Weil diese unter Scherz und Lachen
Die Herren sehr oft schachmatt machen.

Erfüllter Wunsch.

Dorinde wünschte oft, als alte Jungfer nicht zu sterben,
Ein Wunsch, den man den Mädchen nicht verdenken kann;
Er ward denn auch erfüllt: Denn zween Leibeserben
Bekam sie, eh' sie starb; doch leider keinen Mann.

Pollio's Weib. *)

Um gegen Diebe sich zu wehren,
Sieht man, daß Bauer, Schäfer, Hirt,
Daß keiner je bestohlen wird,
So manchen großen Hund auf ihrem Hof ernähren.
Warum muß Pollio es nicht wie diese machen,
Und Hunde legen an, die Haus und Hof bewachen?
J nun, er braucht es nicht, daß er noch Hunde hält,
Da seine böse Frau genug im Hause bellt.

Das Sprüchwort.

Die Mutter hat mir's selbst gelehrt,
Ich hab's auch öfter sonst gehört:
Ein Sprüchwort sei ein wahres Wort.
Ich stelle es an seinen Ort,
Und wenn's ein Philosoph beweist.
Doch, wenn es in dem Sprüchwort heißt:
Die Nacht ist keines Menschen Freund,
So ist die Brautnacht nicht gemeint.

Grabschrift eines Verliebten.

Die Liebe war mein Tod, sie setzte mich in Flammen,
Drum fällt mein Lieb gar bald in Asche hier zusammen.
Tritt, Leser, nicht so nah an diesen Leichenstein,
Es möchte dieses Grab wie Aetna Feuer spei'n.

Grabschrift eines Bergmanns.

Weil in der Erde mich, in tiefgebautem Schachte,
Wo ich die Erze hieb, mein Tagwerk müde machte,

*) Nach Hoffmann.

So wollte mir der Tod etwas zu gute thun,
Und ließ mich nun einmal auch in der Erde ruhn.

Pontia. *)

Werft jeden Hahnrei in die See!
So wollte Pontius ihr Schicksal einst bestimmen;
Der Pontia that dieses weh,
Und ihre Antwort war: Mann, lerne erstlich schwimmen!

Kaum aus besseren Stoffe als die beiden Vorigen war der Dichter Johann Daniel Funk, und wiederum sind es die Epigramme, welche für ihn noch am vortheilhaftesten sprechen, nur daß er derselben blos einige verfasste. (S. „Gedichte,“ Königsb. 1788.)

Der Zeitungsschreiber.

Der Zeitungsschreiber X. erhielt an Charons Fluß
Die Adjunctur des Cerberus;
Wie freut er sich! drei Köpfe dort zu haben,
Da ihm die Götter hier — gar keinen gaben.

Der Held.

Diese Urne, eng und klein,
Schließt den größten Helden ein.
Wo war je ein Held wie er?
Und wer siegte rühmlicher —
Im Champagnerwein?

Ein umgekehrtes Beispiel haben wir an Christian August Gottlob Eberhard (pseudonym Ernst Scherzer) aus Belzig bei Wittenberg, Privatgelehrter und Eigenthümer der weiland Rengerschen Buchhandlung in Halle (1769—1845). Auf welchem Gebiete der Dichtkunst wir ihn sich bewegen sehen, sei es im sogenannten religiösen Epos, oder im idyllischen, sei es im Schau- und Lustspiele oder im humoristischen Roman, überall entwickelt er ein Talent und eine Behandlungsweise, welche außer allem Vergleiche zu den drei letztgenannten Dichtern stehen. Aber seine eigenen Leistungen untereinander verglichen, erweisen sich gerade die epigrammatischen (in Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen und anderwärts) als die minder erheblichen, und wir können ihn mit diesen kaum für bedeutender als jene halten. Allerdings fallen sie auch in die Zeit seiner ersten dichterischen Versuche.

*) Nach Owen.

Als Cleon einen Brief von seinem Liebchen küßte.

Wie so rein ist dein Genuß
Gegen Werthers Knisterkuß!
Lotte streute groben Sand
Auf's beschriebene Papier;
Feiner streut ihn Lilli's Hand
Schreibend in die Augen dir.

An einen Dichter.

Von allen deinen Poesien
Geb ich dem Epigramm den Preis.
Es ist, drum wag' ich's vorzuziehen,
Das kürzeste, so viel ich weiß.

Dindonette.

Ich wagt' ein einzigmal den Hohn,
Im Küssen sie zu unterbrechen;
Ihr süßer Mund begann zu sprechen,
Und meine Liebe war entflohn.

Das Publicum an den Schauspieldichter.

Alle Kabal' ist besiegt, und schon die Hochzeit beschlossen.
Da es am fröhlichsten wird, endest du neidisch das Stück.

Antwort des Dichters.

Sieh, so hab' ich den Ruhm, daß ich nach Hause dich schickte:
Malt' ich die Ehe dir noch, liefst du von selber davon.

Ebenso ist Lävin Sander mit seinem bemerkenswerthen Talent für das Komische gerade in den Epigrammen (im Hamburger Musenalmanach) minder glücklich.

An Rosalie.

Die Grazien
Verherrlichen
Rosalien.
Sie heißen: Schönheit, Gold und Jugend.
Ach gäb' es doch vier Grazien,
Und hieß' die vierte: Tugend!

In einen Band von Marull's Einfällen.

Einfälle von Marull? Er stiehlt sich Andrer Ruhm.
Einfälle sind's in fremdes Eigenthum.

Todesfurcht.

Du hörst vom Tod, und zitterst blaß und bleich?
Wie? bebst du vor dem Himmelreich?

König Kandor.

Bekanntlich hatte Salomo
An seinem Throne goldne Leun.
Auch König Kandor hält es so,
Doch, sagt man, sollen dort nur goldne Esel sein.

Friedrich Bouterweck, der bekannte Aesthetiker und Literarhistoriker (1766—1828), würde durch das Epigramm ebenfalls zu keinem sonderlichen Ruhme gelangt sein; namentlich tritt er im komischen Genre nicht aus der mittlern Sphäre heraus, wie man sich in verschiedenen Jahrgängen des Göttinger Musenalmanachs überführen kann.

Der Uebersetzer.

Sei immer Squenz ein Theorienschwätzer,
Er ist und bleibt das Haupt der Uebersetzer:
Selbst seine Frau, die sehr das Uebersetzen schätzt,
Hat er aus andrer Bett in seines — übersetzt.

Des Freiherrn Johann Friedrich von Cronegk als Epigrammatisten genügend zu gedenken, hatten wir schon früher Gelegenheit (I. 1. 166 f.).

Endlich gesellen wir zu denen, welchen hier Proben ihrer epigrammatischen Gerichte entnommen, Johann Christian Krüger und Fulda. Ersterer war der Sohn armer Eltern, geboren 1722 zu Berlin, gebildet auf dem Gymnasium zum grauen Kloster daselbst und den Universitäten zu Halle und Frankfurt an der Oder, wo er Theologie als Berufsstudium trieb. Bei Mangel an jeglicher Unterstützung aber sah er sich zur Abkürzung seiner Studienzeit und Rückkehr in das väterliche Haus genöthigt, an dessen Schwelle ihn schwere Sorge für die Zukunft empfing. Sich um ein Amt oder auch nur eine Informatorstelle zu bemühen war er theils zu blöde, theils zu mißtrauisch gegen seine eigene Befähigung. Ueberdies ohne rechtes Geschick sich Menschengunst zu erwerben, flüchtete er in die Poesie und siedelte sich als Gelegenheitsdichter darin an. Verscheuchten indeß auch die Musen oft seinen Kummer, so befreiten sie ihn doch nicht von der Gefahr zu verhungern. Dieser zu entrinnen sah er kein anderes Mittel als in die Schönemann'sche Schauspielertruppe zu treten, welche ihn um so lieber aufnahm, als ein schönwissenschaftlich gebildeter Mann damals noch keine alltägliche Acquisition für die Bühne war. Wirklich spielte er nicht

ohne Erfolg in heroischen wie komischen Rollen. Dabei wurden frühere Studien unermüdet fortgesetzt, und besonders suchte er durch den Umgang mit angesehenen Gelehrten Ausbildung seiner Talente. Als die Schönemann'sche Gesellschaft nach Leipzig kam, brachten ihn redliches Streben und achtungswerthe Gesinnung in die Kreise eines Gellert, Rabener, Cramer, Schlegel und Giseke, die auf seine schriftstellerische Thätigkeit einen ganz ersichtlichen Einfluß ausgeübt haben. In Braunschweig, wo die Truppe öfters spielte, fand er an Gärtner, Ebert und Zachariä Freunde. Es war übrigens damals gewöhnlich, daß Schauspieler selbst theatralische Stücke verfertigten. Dies ermunterte Krüger, seine Kräfte ebenfalls in solchen Arbeiten zu versuchen, und eben darauf gründet sich seine Celebrität. Einige dieser Producte beschäftigen uns späterhin des Weiteren. Leider wurde er mitten in seiner Laufbahn weggerafft. Gewohnt, selbst viele Nächte den Studien zu opfern, bürdete er seinem ohnehin schwächlichen Körper Anstrengungen auf, welche derselbe unmöglich lange zu ertragen vermochte. Rapiden Fortschritts überfiel ihn die Phthisis, der er plötzlich am 23. August 1750 zu Hamburg erlag*). Löwen veröffentlichte die „poetischen und theatralischen Schriften" des Verstorbenen (Leipz. 1763), in welche er auch eine Anzahl Epigramme aufnahm, die des besondern Reizes durchgängig ermangeln. Namentlich die satirischen sind ziemlich beschränkten Witzes.

Entschuldigung.

Clorinde klagt mich an, daß ich mein Wort stets breche;
Allein sie selbst ist Schuld daran.
Kann ich dafür, daß ich sie nie erbitten kann,
Als wenn ich ihr zu viel verspreche?

Der einzige Fehler.

Glaubt mir, mein Weibchen ist vollkommen;
Sie ist so tugendhaft als schön,
So schön noch als sie war, da ich sie mir genommen.
Drei Jahre kenn' ich sie, und habe nie gesehn,
Daß sie an einem Fehler hange,
Den meine Nachbarn all' an ihren Weibern schmähn.
Ihr einz'ger Fehler ist: Sie lebt für mich zu lange.

---

*) Vgl. Schmid's Nekrolog I. 266 ff. Jörden's III. 117 f.

Friedrich Karl Fulda, geboren den 13. September 1724 zu Wimpfen in Schwaben, gestorben als Pfarrer zu Ensingen den 11. Dezember 1788, hauptsächlich verdient um die deutsche Sprachforschung, hat bald hie bald da, mit und ohne seinen Namen, eine Anzahl heiterer Sinngedichte theils eigener Erfindung, theils freier Nachbildung geliefert, denen Witz und Geschick nicht abgesprochen werden können.

Gründliches Urtheil.

Er.

Madam, Sie haben ja den Pfarrer auch gehört:
O sagen Sie, wie Sie den Vortrag fanden.

Sie.

Ich hab' ihn fast kein Wort verstanden;
Doch das ist wahr, er predigt recht gelehrt.

Sonst finden wir noch einen Epigrammatisten Namens Botz, über welchen ich keine weitere Auskunft zu geben vermag, als Mitarbeiter an den vom Schauspieldirector Joseph Herbst und dem Criminalrath Joseph Kirpal in Prag herausgegebenen „Erstlingen unserer einsamen Stunden" (Prag 1791). Zwei der dort eingerückten Sinngedichte können den Werth der übrigen bestimmen.

Auf Dorinde.

Dorinde sieht verdrüßlich aus
Bei dem Besuch von kleinen Knaben.
Warum? Sie machen Lärm im Haus?
O nein, sie will nur große haben!

Ewige Liebe.

Ihr glaubt, auch ohne Gut und Gold
Bleibt ihr euch ewig herzlich hold?
Ich hätte nichts dabei zu sagen,
Wär't ihr nur lauter Herz,
Und hättet keinen Magen.

Auf der langen epigrammatischen Tafel, an welcher wir bis jetzt gasteten, befinden sich aber der Schüsseln noch mehr, nur daß keine ihrer nach Ingredienz und Zubereitung ein mehr als höchstens mittleres Vermögen verräth, so daß wir bei unzweifelhaft hinlänglich befriedigtem Appetit uns das Kosten derselben ersparen können. Nur der Vollständigkeit wegen wollen wir die Spender erwähnen, und nennen also:

Bernhard Cristoph D'Arien, geboren am 20 Juli 1754 zu Hamburg, und als Rechtsgelehrter 1795 dort gestorben, hat in verschiedenen Musenalmanachen und im Leipziger Taschenbuche für Dichter eine Reihe von Sinngedichten zum Abdruck gebracht, welche einer zwar nicht ungefälligen, aber im Ganzen doch sehr lüderlichen Muse entsprossen sind.

J. A. Bahrs aus Hildesheim, 1780 Conrector daselbst, versuchte sich wie in der Ode und Fabel so auch im Epigramm ohne hervorragendes Talent. „Gedichte", Hildesh. 1789.

Johann Friedrich Freiherr von Binder-Krügelstein, geboren 1758 zu Wien, und gestorben am 4. Juli 1790 zu München als Attaché der österreichischen Gesandtschaft daselbst. „Kleine Gedichte", München 1783, und in den Wiener Musenalmanachen unter B—r.

Cornelius Hermann von Ayrenhoff. (s. I. 1. 501.) In der mir vorliegenden Ausgabe seiner sämmtlichen Werke, Wien 1803, VI. fehlen jedoch mehrere Sinngedichte, und ich kann nicht sagen, ob diese in der vom Freiherrn von Retzer besorgten, Wien 1814, VI. aufgenommen.

Johann Heinrich Brumleu, geboren am 9. October 1754 zu Magdeburg, gestorben am 17. Juni 1822 als Pfarrer zu Bodenburg im Braunschweigschen, flocht in die Menge seiner Gedichte, welche theils selbständig erschienen (1782, 1783, 1784), theils im Göttinger Musenalmanach, im Taschenbuch für Dichter und anderweits, verschiedene Epigramme, von welchen einige als witzige passiren mögen.

Heinrich Gottfried von Bretschneider (s. I. 1. 542.) und dessen hieher gehöriges Büchelchen: „Fabeln, Romanzen und Sinngedichte" (Leipz. 1781), das aber von dem in demselben Jahre unter gleichem Titel, nur ohne Angabe des Druckorts, erschienenen Erzeugniß unterschieden werden muß.

Samuel Gottlieb Bürde (pseudonym Londy) aus Breslau (1753—1831), im Göttinger und Voßschen Musenalmanach und vielen andern gleichzeitigen Journalen.

Gottlob Wilhelm Burmann (eigentlich Bormann), geboren den 18. Mai 1737 zu Lauben in der Oberlausitz, gestorben am 5. Januar 1805 als Privatgelehrter zu Berlin, fast ebenso bekannt durch seine Sonderbarkeiten, über welche u. a. der „Freimüthige" (1805 Nr. 8 u. 9) manches Belustigende ver-

öffentlichte, wie als Fabeldichter, legte seine gereimten satirischen Gedankenspäne in Musenalmanachen und vielen Journalen nieder, wie auch in seinem „poetischen Mißwachs" für die Jahre 1774—1776.

Karl Diefenbach, Hessen-Darmstädtischer Regierungssecretair und Amtsadvocat zu Alsfeld: „Sinn- und vermischte Gedichte", Frankf. u. Gießen 1787. Weiterhin mehr von ihm.

Anselm Elwert, Hessen-Darmstädtischer Landrath zu Dornberg (geb. 1761), Herausgeber ungedruckter Reste alten Gesangs und Verfasser erotischer Schwärmereien, findet sich in Musenalmanachen und Journalen als Epigrammatist.

Gottlob Freiherr von Hacke, preußischer Commissionsrath zu Neubrandenstein, und Verfasser eines Trauerspiels in blos 7 Aufzügen, betitelt: „das Schnupftuch", gehört hieher durch seine drei Jahre später erschienenen „Fabeln, Lieder und Sinngedichte, allen lustigen und traurigen Leuten gewidmet", Dessau u. Leipz. 1784. Man wolle ihn übrigens nicht mit dem badischen Staatsminister gleiches Namens verwechseln, von dem wir außer Gedichten Uebersetzungen, z. B. von Rochefoucauld's „Maximes" haben.

Paul Georg Hagenbruch aus Langensalza, Kreissteuerrevisor daselbst (geb. 1745), hie und da in Folge seiner dramatischen Idylle: Die Christnacht unter den Schäfern, des Gedächtnisses werth befunden, ist von den hier auf Botz folgenden Epigrammatisten derjenige, bei welchem der Witz niemals recht treffend und die Versification nirgend anmuthend erscheint. Die meisten seiner Sinngedichte brachte der Leipziger Musenalmanach zum Abdruck.

Lorenz Leopold Haschka, von den Jesuiten erzogen, Universitätsbibliothekar und Professor der Aesthetik an der Theresianischen Ritterakademie zu Wien, seiner Vaterstadt (1749—1827), am bekanntesten als Verfasser der österreichischen Nationalhymne: „Gott erhalte Franz den Kaiser" und Franzosenfresser, dichtete nur ein paar komische Epigramme für das deutsche Museum.

Daniel Jenisch (pseudonym Gottschalk Necker), geboren am 2. April 1792 zu Heiligenbeil in Ostpreußen, Prediger an der Nicolaikirche zu Berlin und Privatdocent der Philosophie (Kantianer), gestorben daselbst am 9. Februar 1804 durch Selbst-

mord, hat ebenfalls blos wenige zerstreute Epigramme hinterlassen.

Ludwig Theobul Kosegarten, am 1. Februar 1758 zu Grevismühlen im Mecklenburgschen zur Welt gekommen, seit 1792 Propst zu Altenkirchen auf Rügen und 1808 zugleich Professor zu Greifswald, wo er am 26. October 1818 starb, versuchte sich nur wenige Male im scherzhaften Epigramme und mit sehr geringem Glück. Seine sämmtlichen Poesien (Greifsw. 1824—27 XI.) haben sie nicht aus der Verborgenheit der Musenalmanache herausgezogen.

Friedrich Christian Laukhard, geboren 1758 zu Wendelsheim in der Rheinpfalz, gestorben als Doctor der Weltweisheit und Privatlehrer zu Kreuznach am 22. April 1822, nachdem er zuletzt Pfarrer zu Veitsrodt im Saardepartement gewesen, hat seinen Namen zu einigen satirischen Epigrammen hergeben müssen, von denen es sehr fraglich ist, ob sie ihn wirklich zum Verfasser haben.

Johann Friedrich Reichardt, geboren am 25. November 1752 zu Königsberg in Preußen, Capellmeister zu Berlin und Cassel, gestorben am 27. Juni 1814 auf seinem Gute im Dorfe Giebichenstein bei Halle, erscheint sporadisch als komischer Epigrammatist, mit und ohne seinen Namen. Ebenso in den Neunziger Jahren

Friedrich Rochlitz aus Leipzig (pseudonym Amalie Will), am bekanntesten als tüchtiger Musikkenner (1770—1842). Wir begegnen ihm auf dem Gebiete des Lustspiels wieder.

Christoph Bernhard Schücking, geboren am 2. Januar 1753 zu Münster, dort und in Würzburg zum Juristen gebildet, dann auf Reisen in Deutschland, Frankreich, England und Holland, und ohne Bekleidung eines Amts bereits am 8. Mai 1778 in seiner Vaterstadt verstorben: „Sinngedichte; ein Versuch", Münster 1775.

Ein paar launige Epigramme schrieb auch sein Bruder Clemens Schücking für den Göttinger und Vossischen Musenalmanach. Er wurde am 5. Januar 1759 zu Münster geboren, und starb am 22. Januar 1790 als Rath daselbst.

Komische Epigramme soll ferner Friedrich Schulz (s. I. 1. 482) verfasst haben, doch sah ich mich vergebens danach um. Vielleicht waltet hier eine Verwechslung ob mit

David Friedrich Schulze, geboren 1765 zu Tiefensee bei Düben, gestorben am 27. Juli 1810 als Zuchthausprediger zu Waldheim, der allerdings einige solcher Epigramme verfasste, zuletzt in der Lausitzer Monatsschrift.

Noch mögen genannt werden Heinrich Wagner aus Cassel, Herausgeber des Frankfurter Musenalmanachs auf das Jahr 1777, von welchem auch Beiträge im Göttinger Musenalmanach (1749—18..?), und der in den Streitigkeiten zwischen Klotz und Lessing bekannt gewordene

Albrecht Wittenberg, geboren 1727 zu Hamburg, und dort am 13. Februar 1807 als Licentiat der Rechte gestorben: „Epigramme und andere Gedichte", Altenb. 1779.

Carl Christian Schilling, über dessen Lebensumstände mir nichts bekannt ist, schrieb nur lateinische Sinngedichte, deren Wortspielwitz sehr dürftiger Natur ist: „Carminum libri duo, Lips. 1761".

Sechs Bücher lateinischer Epigramme veröffentlichte ferner Ephraim Reinhard (Sagani 1772), dessen wir noch einmal gedenken.

Von Johann Gottfried von Herder (1741—1803) liegen zwar einige wenige satirische Epigramme vor, aber die Komik hat keinerlei Anspruch darauf. Wenn indeß einmal vom Epigramm die Rede, so mag auch hier wie bei Köpert im Vorübergehen nicht unerwähnt bleiben, daß er für die Geschichte desselben besonders als geschmackvoller Uebersetzer eines großen Theiles der griechischen Anthologie von Wichtigkeit ist. Durch diese Uebertragung wurde zugleich die antike Form des Distichon für das Epigramm in die deutsche Literatur eingebürgert. Ferner schrieb Herder bekanntermaßen Anmerkungen über das griechische Epigramm, und verhalf dadurch dem lyrischen Sinngedicht, welches in der Lessingschen Theorie keinen Platz gefunden, zu seinem Rechte. Der Realismus des komisch-satirischen Epigramms hingegen widersprach zu sehr der Natur Herder's, als daß er es hätte pflegen können.

Die epigrammatischen Schriftsteller sind von uns in einer Vollzähligkeit vorgeführt worden, wie dies vorher noch nirgend geschehen, und damit zweifelsohne allseitig genügender Einblick in die Beschaffenheit der epigrammatischen Production eröffnet. Während Köpert bei unzulänglichem Material in seiner immerhin beachtenswerthen Einzeldarstellung für das ganze Jahrhundert nur siebzig und etliche Sinndichter zu nennen vermochte, sind hier allein für die zweite Hälfte desselben Zeitraumes hundert und acht und achtzig (s. e. c.) vorgeführt. Ein Leichtes wäre gewesen sie noch um einige zu vermehren, gewonnen aber hätten wir damit nicht das Mindeste. Daß bei Ausschluß der Behandlung nach Wahl der Form und Vertheilung des Stoffs die hier beliebte Reihenfolge gleichwol keine willkürliche, konnte so wenig entgehen, wie die ihr zu Grunde liegenden leitenden Gedanken.

So wenden wir uns nun von der gemischten oder Uebergangs-Satire des Epigramms zu der im Eingange classificirten, zur transitiven und abstracten oder allgemeinen, in ihren Erscheinungen aber behufs Meidung ungemein mißlicher Zersplitterung nicht streng auseinander zu haltenden. Im Gegentheil befolgen wir, von den Gesetzen symmetrischer Structur geleitet, in dieser Fachung ebenso ein Nacheinander wie Ineinander. Zu welcher Seite beider Arten wir uns aber dann wechselnd halten, überall thut sich eine bisher ungekannte Aussicht auf, die bewegteste, mannigfaltigste Scenerie. Keine Einrichtung, kein Zustand bleibt das gänzlich unerreichte Mecca ihrer Blicke. Auf allen Gebieten tummelt sie sich, in gebundener und ungebundener Sprache, am freiesten und belebtesten freilich in socialen und allgemein menschlichen Verhältnissen. Wo sie namentlich mit politischen Uebelständen einen Reigen aufführt, schon bemerkte ich es im einleitenden Vortwort, da verliert sie in Scheu vor den Mächtigen und Großen an Behendigkeit. Die politische Satire ist im Ganzen sehr gebunden und engbrüstig, tastend und maskirt, sporadisch und oft dunkel wie der Eingang zum Hades.

Wenige Ausnahmen können ihren Gesammtcharakter nicht verändern. Alle Erscheinungen der Satire indessen wollen theils unter den Focus der historischen theils der künstlerischen Bedeutung versetzt werden. Zerschmelzen sie hier selbst zu nichts als Schlacken, scheidet sich dort immer noch eine Substanz ab, welche irgend einen positiven Werthgrad bezeichnet. Und umgekehrt.

Mit Thomas Abbt (1738—1766) betreten wir zuvörderst das kirchlich-religiöse Terrain. Er hatte sich den Willen seiner Eltern zufolge in Halle der Theologie ergeben, sagte sich jedoch bald wieder von ihr los, um sich gänzlich der Philosophie und den humanistischen Studien zu widmen, weil die unwissenschaftlichste der sogenannten Wissenschaften weder seiner Neigung von Hause aus entsprach, noch solche durch die abgeschmackte und pietistische Haltung ihrer Halleschen Vertreter erwecken konnte. Gewisse Spuren, daß er sich vorübergehend unter die Theologen verirrt, konnte er gleichwol nie verleugnen. Wir gewahren dieselben theils in seinem Stil, der in einer unverkennbaren Abhängigkeit von der Bibel steht, sowol in einzelnen specifisch biblischen Wendungen und Ausdrücken, wie in der besondern Vorliebe, die er für Beispiele und Bilder aus der biblischen Geschichte, vornehmlich des alten Testamentes, zeigt; theils in der lebendigen Theilnahme, die er sich auch später, obgleich mit ganz andern Studien beschäftigt, für die Entwicklung des theologischen Lebens bewahrte; theils endlich in jener gewissen Reizbarkeit, in jenem spöttischen, beinahe geringschätzenden Tone, welchen er anzunehmen liebt, wo er auf das Gros der Theologen, den gewöhnlichen Haufen der Geistlichen zu sprechen kommt*).

Wie er die Theologen im Auge behielt, dafür hat die Geschichte der komischen Literatur einen Nachweis in seiner Spottschrift: „Erfreuliche Nachricht von einem hoffentlich bald zu errichtenden protestantischen Inquisitionsgericht und dem inzwischen in Effigie zu haltenden erwünschten evangelisch-lutherischen Auto da Fe" (Hamburg [Berlin] 1766, vermischte W. Berl. 1768—81 V., und in demselben Theile der Frankfurt-Leipziger Ausgabe). Abbt schleuderte dies beißende, indeß mit vieler Laune gewürzte

*) S. den trefflich geschriebenen Aufsatz über Abbt von Prutz in d. literarhist. Taschenbuche, Jahrg. IV., und zu obiger Stelle S. 383 f.

Ludibrium, das er mit Unrecht selber ein Pasquill nannte, gegen einige Häupter der zelotischen Orthodoxie noch als Professor zu Rinteln und kurz vor seinem Abgange nach Bückeburg in die Stellung eines Regierungs- und Consistorialraths. Jene Häupter und Ketzerrichter sind der vielgenannte Hauptpastor Goeze in Hamburg, damaligem Vorort pfäffischer Agitation, Ziegra, Teller (Bruder Abraham Teller's), Winkler, Paulsen, Trescho und Bahrdt, der damals noch enragirte Gläubige und Verfolger; dann aber auch Crusius und Reinhard. Diese verhängen unter dem Vorsitz des Erstgenannten das Auto da Fe über alle, welche an der Dogmatik Aenderungen vorzunehmen sich erdreistet, und insonderheit über den Rector Damm in Berlin, Teller in Helmstädt und Basedow in Altona; zum zweiten über diejenigen, welche der traditionellen Autorität der Bibel mit philologischer Kritik und philosophischen Untersuchungen zu Leibe rückten, wie Michaelis in Göttingen, Ernesti in Leipzig, Semler in Halle und Spalding in Berlin; zum dritten über solche, „welche ohne erleuchtet, ja sogar ohne einmal Christen zu sein, eine bloße sich selbst gelassene Vernunft zu speculativen Kenntnissen in der Philosophie anwenden, und das Blendwerk damit gar so weit treiben, daß sie die von einer christlichen Akademie nur für Christen ausgesetzt sein sollenden Preise über philosopische Materien erhaschen, welches nicht ohne geheime Absichten gegen das Christenthum geschehen kann. Dahin gehört denn der in Berlin wohnende Judengenosse Herr Moses Mendelssohn". Endlich über alle Spötter wie Klotz und die Verächter der Crusiusschen „gründlichen theologischen Philosophie".

Bei dieser Ceremonie soll es nun so zugehen: Die Einführung des Auto da Fe machen Se. Hochwürden der Herr Senior Goeze mit einem recht langen Gebete; worauf Dieselben denn die symbolischen Bücher unserer Kirche hervorholen, alle Anwesenden darauf schwören lassen, und nach abgelegtem Eide eine Rede halten, darin unumstößlich bewiesen wird, daß in den gesammten symbolischen Büchern unserer Kirche nichts Dunkeles noch Falsches vorkomme; und wenn auch ungläubigen Augen eins oder das andere dunkel scheinen sollte: so sei zwar niemand verbunden solches zu verstehen, müsse es aber doch vestiglich glauben, wenn er nicht zum Teufel fahren wolle, in den gräulichen Schwefelpfuhl, aus dem ewiglich keine Erlösung sein wird, — was auch einige Theologen, die mit ihrer unweisen Vernunft prahlen, dawider einwenden möchten. Daher, obgleich, wie Se. Hochwürden ungern gestehen, die Inquisiten mehrentheils alle Anzeigen der Wahrheitsliebe, der aufrichtigen Schätzung

des Christenthums und einer wirklichen Rechtschaffenheit blicken lassen: so könne ihnen doch dieses alles nichts helfen, da ja bei der geringsten Abweichung von den theuern symbolischen Büchern und der einmal eingeführten orthodoxen Lehre kein reiner Glaube, und folglich auch keine Gottseligkeit stattfinden könne. Im Beschluß der Rede wird dann angezeigt, wie muthwillig blind also alle diejenigen sein müssen, welche von dem so theuern Schatze der symbolischen Bücher abweichen. Sobald die Rede geendigt ist, tritt der Herr Canonicus Ziegra hervor, küßt dem Hamburgischen Aaron den Rock, und spricht: Amen; und alle Anwesende sprechen: Amen!

Sofort wird von zween Küstern das Bildniß des Rectors Damm hervorgetragen. Oben auf dem Bildnisse steht ein Kopf des Socinus gemalt, und anstatt der Glorie sind Flammen. Dieses Bildniß wird geradezu in's Feuer geworfen, dessen dieser verwegene Ketzer um so viel mehr ohne Erbarmung würdig ist: da er in seiner vermaledeiten Uebersetzung und Anmerkungen zu dem neuen Testamente sich nicht wie andere Neuerungssüchtige der Gründe der gesunden Vernunft und solcher Erläuterungen, die aus einer gelehrten Kritik fließen, bedienet, sondern sich vielmehr mit willkürlichen Erklärungen, feierlichen Machtsprüchen, seitenlangen Erbauungsformeln, ja wol gar zuweilen mit Schimpfwörtern beholfen, und also heimtückischer Weise solche Waffen gebraucht, welche von Rechtswegen nur für orthodoxe Theologen gehören, so daß ihn Einfältige, die die Gefährlichkeit seiner Sätze nicht verstehen, seines langweiligen Vortrags wegen, wol gar für einen alten orthodoxen Dorfprediger halten könnten.

Darauf folgt das Bildniß des D. Tellers. Es wird getragen von seinem vortrefflichen Herrn Bruder, dem Herrn Magister Teller, und von dem Herrn Magister Bahrdt. Dieses Bildniß wird nur vor das Feuer hingestellt (aus Rücksicht, daß Herr Teller zum geistlichen Stand gehört); darnach tritt der vortreffliche Herr Magister Teller auf, und beweist in einer pathetischen Rede, daß sein leiblicher Bruder die Flammen ganz wohl verdient habe, dagegen er seine eigene Orthodoxie versichert, und zum Beweis seines dazu schicklichen Herzens sich auf sein ganzes bisher gegen seinen Bruder beobachtetes Betragen beruft. Sobald diese rührende Rede geendigt ist: geben des Herrn Senior Goezens Hochwürden dem Herrn Magister Teller und dem Herrn Magister Bahrdt bündige Recommandationsschreiben an ihre Gönner zu höhern Beförderungen, wofür sich diese durch einen Handkuß bedanken.

Nun erscheinen des Herrn D. Winklers Hochwürden auf einer Seite, auf der andern Seite Herr Paulsen, und von ihnen wird getragen das Bildniß des Professors Basedow. Sobald dieses näher kömmt, wenden des Herrn Seniors Goeze Hochwürden Dero Antlitz aus Wemuth weg. Herr Canonicus Ziegra tritt vor, zerreißt das Bildniß, und tritt es mit einem tiefen Seufzer und gen Himmel gehobenen Augen unter seine Füße; dieser ganze Vorgang aber geschieht stillschweigend, damit die empfindlichen Herzen der Anwesenden von gerechtem Eifer nicht zu sehr angegriffen werden.

Anstatt der Bildnisse des Herrn Michaelis, Semler, Ernesti und Spalding, wird man ihre Schriften darbringen lassen; und sobald sie auf einen dazu bereiteten Tisch gelegt sind, wird einer von den Herrn Predigern in Hamburg (welcher es sein mag) eine Predigt halten, darin er Kritik, Exegesis und Eloquenz nach seiner Art anbringt: um den Unterschied zu zeigen, zwischen der Arbeit eines rechtschaffenen rechtgläubigen Lehrers, und zwischen der Arbeit solcher naseweisen Gelehrten, die sich blos deswegen einbilden klüger zu sein als Leute die vor hundert und mehr Jahren gelebt haben, weil sie Kritik, Philologie und Philosophie verstehen, welche ja doch nur eitle Menschensatzungen sind. Die Predigt wird mit einer herzlichen Danksagung zu Gott beschlossen: daß er alle Anwesende vor dergleichen Ausschweifungen und menschlicher Gelehrsamkeit bewahret und ihnen die Augen eröffnet habe, das Wahre allenthalben zu sehen. Der geistliche Redner wird darauf aus den Hamburgischen „Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" die Verwerfungsurtheile gegen die Schriften jener vier Männer zusammen vorlesen, die Namen aller derer anzeigen, welche die Kriege des Herrn gegen sie geführt (leider oft, ohne von der leichtsinnigen Welt gehörig geschätzt zu werden), und den Herrn Canonicus beschwören, ihre Schriften allzumal zu brandmarken, und die Einfältigen davor zu warnen brüderlich. Herr Pastor Trescho verspricht dies im Namen des Herrn Canonicus Ziegra, und liest eine Art von Formular ab *), darin den besagten vier Gelehrten vorgeschrieben wird: wie sie künftig denken, reden und schreiben sollen, wofern sie nicht von der Gemeinde hier zeitlich und dort ewiglich wollen ausgeschlossen, und für Socinianer, Arrianer, Pelagianer und Semipelagianer geschimpft werden.

Dem Herrn Magister Bahrdt hat man es auf sein Begehren überlassen, die gefährlichen und zum Atheismus abzielenden Schriften des Juden Moses Mendelssohn zu schildern, und besonders seine von der berlinischen Akademie gekrönte Preisschrift, worin ganz deutliche Spuren seines Hasses gegen die christliche Religion anzutreffen sind, in ihrer Blöße darzustellen. Er wird sich in seiner Rede besonders an die Akademisten in Berlin wenden, und ihnen zu Gemüthe führen: wie ehemals ein König von Spanien wegen seines für Ketzer bezeugten Mitleidens sogleich sich eine Ader öffnen und etwas von dem Blute verbrennen lassen; welche durchgängige akademische Aderlässe zwar jetzt (in Rücksicht, daß wir der gedachten königlichen Akademie nicht zu befehlen haben) nicht verlangt, dagegen aber in sie gedrungen werde, daß sie doch ja das gegebene Aergerniß: die Vernunft eines Juden der Vernunft getaufter und erlöster Christen gerade hin vorzuziehen **), so viel an ihnen wäre ver-

*) Es könnte dies allenfalls ein Auszug aus den herrlichen Briefen des Herrn Professor Trescho über die theologische Literatur sein, worin der Herr Verfasser so viel Witz und Gelehrsamkeit zeigt, daß die orthodoxe und unorthodoxe Welt recht darüber erstaunt ist.

**) Man besehe hievor den durch viele Anmerkungen verbesserten, oder wie die Spötter sagen im Wasser ersäuften „Christen in der Einsamkeit." (Vergl. 1. 1. 425.)

bessere, und dagegen ein erbauliches Beispiel geben wolle. Dazu nun der vortreffliche Herr Magister Bahrdt vorschlagen wird: daß sich die Akademie bei jeder Sitzung eine Predigt aus der Anzahl derer die in unsern „Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" angerühmt werden, wolle vorlesen lassen; aber dies nicht in den warmen Sommermonaten, welche leicht zu fleischlichem Mißbrauch Anlaß geben könnte, sondern den Winter hindurch.

Hernach bittet der Herr Magister, daß die Akademie den Juden Moses zwingen solle, jährlich einen Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion anzuhören: der aber nicht so eingerichtet sein solle, daß man mit der Vernunft darüber nachdenken könne, dergleichen schon ein Addison, Sack und andere geliefert; sondern einen solchen (eben zur Demüthigung dieses stolzen Vernünftlers), der blos und allein für den Glauben und gar nicht für den Verstand sein solle; indem es ja ohnehin ausgemacht wäre, daß nur der Mangel am Glauben und das böse Herz alle Schuld am Irrthume solcher verstockten Juden habe. Würde er nun durch diesen Beweis nicht überzeugt werden: so müsste man seine Hartnäckigkeit höhern Ortes angeben, und die Obrigkeit um Hülfe ansprechen, damit eine Seele errettet würde. Der Herr Magister Bahrdt beschließt seine Rede einestheils mit dem herzlichen Wunsche: daß doch ja einmal Könige und Fürsten an die Bekehrung der Juden auch mit schärfern Mitteln ernstlich denken wollen; anderntheils, daß man die Austheilung der akademischen Preise in Zukunft nur geprüften Geistlichen anvertrauen möge. Sich selbst empfiehlt er nochmals allen Anwesenden, die ihm dagegen versprechen, ihn zu höhern Beförderungen, wie schon in unsern „Nachrichten" geschehen, bestens zu empfehlen.

Weil das Vorhergehende schon viel Zeit weggenommen: so wird man auf den Professor Klotz und seine Recensenten nur wenige Augenblicke verwenden können. Herr Canonicus Ziegra wird nochmals das Stück seiner Zeitung vorlesen, darin der Professor Klotz der Sünde wider den heiligen Geist geziehen und überwiesen wird. Und da ja überdem bekanntermaßen die gottlosen „Briefe die neueste Literatur betreffend" von reinen Geistlichen gar nicht gelesen werden, als welche in unsern Nachrichten eine weit körnigere Literatur finden: so wird man sich mit solchem Geschmeiße, das ohnehin dem leidigen Teufel in den Rachen läuft, gar nicht lange aufhalten.

Noch vor dem Beschlusse des ganzen Actus treten die berühmten Herren Crusius und Reinhard auf, und geben der Versammlung die höchstwichtige Nachricht: daß die Leibnitzische Philosophie diesen kläglichen Verderb in der Theologie vornehmlich veranlasse, und daß keine gründliche Besserung zu hoffen, ehe und bevor die Lesebücher des hochberühmten Herrn D. Crusius, die leider nur von so wenigen gelesen werden, in aller Hände kämen, und die Crusianischen Lehren die Oberhand hätten.

Den Beschluß endlich machen des Herrn Seniors Hochwürden auf gewohnte Art vortrefflich, mit dem rührenden Seufzer: daß es doch die

evangelische Kirche bald erhalte, ihren Arm gegen Spötter, Verächter und Abtrünnige, Kritiker, Philologen, Philosophen, Witzlinge und Freigeister gestärkt zu sehen; und daß der Eifer der Leviten auflodern dürfe und verzehren Alle, die sich gegen Moses und Aaron auflehnen!

Wir hoffen, daß dieser Plan zur allgemeinen Erbauung vieles beitragen, und in der Stille, wenn es auch noch nicht öffentlich geschehen darf, viele Nachahmungen erwecken werde: bis die gewünschte evangelisch-lutherische Inquisition vollkommen zu Stande sein wird, und unsere patriotische Geistliche das Vergnügen haben werden, in papiernen mit Teufeln bemalten Mützen alle die den Flammen zu überliefern, die sich unterstehen, das geringste an ihren Aussprüchen auszusetzen. Dann werden (wie in dem güldnen mittlern Zeitalter geschah) vor dem Augenwinke eines Hohenpriesters die Säulen des Staates zittern; dann wird das auf sein Antlitz hinfallende Volk, von gutem Gewissen und innerer Rechtschaffenheit so eindringend nicht als von dem blindausgetheilten Segen eines auf den Schultern frommer Sklaven herumgetragenen Seelenhirten beglückt werden; dann wird die zujauchzende Gemeine von einem starkbeleibten Patriarchen im Ernst sagen, was itzt der Spötter Dreyer von unserm Hamburgischen Aaron aus heillosem Scherze sagt:

Da steht er! Seine fette Wange
Färbt keine Schaam mehr roth;
Und Hamburg, abergläubisch bange,
Horcht fromm auf sein Gebot;
Verehrt mit knechtischem Entsetzen
Den von ihm selbst erhöhten Mann.
So schuf sich Juda seinen Götzen,
Ein güldnes Kalb, und betet's an.

Die Satire machte das größte Aufsehen. Binnen wenigen Wochen waren zwei Auflagen verkauft, und welche immense Wirkung es auf die Getroffenen hervorbrachte, die ihren Züchtiger damals nicht ahnten, ist u. a. aus den beiden Gegenschriften zu ersehen: „Freie Untersuchung, ob die unter dem vorgegebenen Titel in Hamburg gedruckte kleine Schrift: Erfreuliche Nachricht &c. eine witzige Satyre oder ein niederträchtiges Pasquill sey?“ und: „Christherzliche Danksagung für die Erfreuliche Nachricht von einem bald zu errichtenden Auto da Fé“ (1766). Einige Stellen waren von Abbt's Verleger Nicolai willkürlich abgeändert, worüber ersterer seine Unzufriedenheit zu erkennen gab, da sie nicht charaktertreu gehalten worden seien. Nicolai hingegen meinte, dem Schriftchen an Schärfe zugethan zu haben. (Verm. W. V. 178. f.) Zur dritten Ausgabe verhieß Abbt Varianten; sie sind aber weder erfolgt, noch in seinem handschriftlichen Nachlaß vorgefunden.

Niemand wird dieser Satire Kraft und glückliche Züge abzuleugnen vermögen; allein der Diction nach ist sie so wenig wie Abbt's übrige Schriften ein Meisterwerk. Worauf schon Prutz hingewiesen: gerade in die untergeordnetste und problematische Seite seiner Thätigkeit hat man das größte Verdienst gelegt; man hat ihn immer vornehmlich als Stilisten, als Wiederhersteller und Meister einer reinen, gedrängten und körnigen Schreibart verehrt. Man hieß das Publicum die Kühnheit seines Vortrags bewundern, man machte ihm glaubhaft, daß unsere Prosa mit seinem Tode viel verloren. Noch in unserer Zeit ward die größte Aehnlichkeit zwischen seinem Stil und dem des Tacitus gefunden. Aber man lese wo man wolle, in seinen größeren oder kleineren Aufsätzen, überall wird man völlige Correctheit vermissen, kein einziger wird die Elasticität und Versatilität aufweisen, welche Mendelssohn und noch mehr Lessing eigen waren, kein einziger die packende oder anheimelnde Gewalt unserer Mutterlaute. Des so Frühverstorbenen Bedeutung, welche wir hier nicht festzustellen haben, wird nur dann erkannt, wenn man sich nicht an das hält, was er geleistet und wie er es geleistet, sondern dazwischen sucht, was er gewollt. Sein Wollen gesellt ihn den Besten des Jahrhunderts bei, sein kurzes Leben zum Können nur den Schriftstellern mittlern Ranges.

In einer wunderbaren Eingebung von Weisheit wollte ein Literarhistoriker dieser Tage die Trefflichkeit obiger Satire schon dadurch beglaubigt sehen, daß sie noch heute, ein volles Jahrhundert nach ihrem Erscheinen, nicht veraltet sei! Was das sagen will, begreift Jeder; aber ein so pueriles Urtheil als Geschichtsschreiber und Kritiker unserer Zeit fällen zu können, das begreift wol Niemand, der ihn nicht eines Anfalles von purer Gedankenlosigkeit zeihen möchte. Paradox würde es sein, die satirische Literatur für die Fortdauer der Einrichtungen und Zustände verantwortlich zu machen, gegen welche sie sich kehrt; doch unter gewissen Umständen ließe sich über diese Zumuthung noch reden. Nimmer hingegen kann dieser Fortbestand vernünftigerweise zu dem innern Gehalt einer satirischen Erscheinung in Beziehung gesetzt werden. Wir haben in der Weltliteratur eine Menge stofflich längstveralteter Satiren, unter welchen die Abbtsche wie das Sandkorn neben Edelsteinen verschwindet; und eine Menge dem Stoffe nach scheinbar unsterblicher, welche selbst nur er-

Hier ist zuvörderst auf jene kühne Satire hinzuweisen, die sich in treffenden Zügen gegen den Troß der Kanzelredner seiner Zeit kehrte, und unverkürzte Wiedergabe verdient (Verm. Schr. 389—396).

Die Homileten.

Quis? Quid? Ubi? Quibus auxiliis?
Cur? Quomodo? Quando?

Was hör' ich? Welch ein Schall? Es rauscht von allen Thürmen
Durch die erbebte Luft der Glocken wildes Stürmen,
Das rege Pflaster brüllt, es zittert jedes Haus;
Zu Wagen und zu Fuß eilt man zur Thür hinaus.
Seht, eine Wagenburg von prächtigen Carossen
Hält jedes Gotteshaus als eine Burg umschlossen.
Mit Haufen bringt das Volk zu allen Thüren ein,
Nothwendig muß sein Trieb ein großer Endzweck sein.

In's erste Gotteshaus, durch die geputzte Menge,
Treibt mich die Neubegier bei tödlichem Gedränge;
Der Eingang ist besetzt, kaum kann ich haußen stehn,
Noch muß ich mit Gewalt in diesen Tempel gehn.
Allein ich geh' nicht selbst, ich werde hoch getragen,
Ich muß hinein, und sollt' ich Leib und Leben wagen.
Man bringt mich halb erdrückt auf ein erfülltes Chor.
Ein tausendfacher Schall betäubt mein brausend Ohr.
Man hebt die Augen auf, man schlägt sie seufzend nieder;
Man singt — doch nein — man schreit erbärmlich schöne Lieder;
Zu meiner größten Lust beschließt man den Gesang.
Dort kommt ein weiser Mann durch einen engen Gang,
Er naht der Kanzel sich mit orthodoxen Schritten,
Zween Schwarze führen ihn, und er geht in der Mitten.
Wohin, du Gottesmann? Ich seh', er steigt hinan,
Nachdem er einen Blick nach dem Zenith gethan.
Er kommt, jetzt fängt er an mit ausgestreckten Händen
Das Homiletenmaaß — die Sanduhr umzuwenden.
Gleich einem Diamant steht er in Gold gefasst.
Ein dicker Pfeiler hält ihn und der Kanzel Last.
Jetzt fängt er wie entzückt, trotz andern Homileten,
In dulci jubilo höchst geistreich an zu beten.
Der Anfang ist gemacht, nun geht das Uhrwerk fort — —
Wie, täuscht mich Morpheus Kunst? Wo ist, wo bleibt der Ort?
Ja, ja, ich war entzückt, ich habe nichts gesehen.
Doch die Erscheinung sei mir nicht umsonst geschehen:
Ein homiletisch Bild hat meinen Geist entzückt.
Jetzt sah ich in mir selbst; doch hab' ich nichts erblickt

Als was mein Auge sonst von außen oft empfindet,
Wenn es die Homilie in allen Tempeln findet.

Wohlan! ich will einmal ein Homilete sein.
Was homiletisch ist, soll sich an mir erfreun.
Ich will bei dieser Kunst, wie meine Brüder pflegen,
Das Wer? Was? Wo? Wodurch? Warum? Wie? Wann? **erwägen.**
Du Geist der Homilie steh meiner Schwäche bei,
Damit mein Heldenlied recht homiletisch sei!
Ihr Brüder! Helft mir doch zu eurem Ruhme singen!
Getrost! Jetzt heb' ich an. Mein Werk wird mir gelingen.

Wer ist ein Homilet? Ein ehrenwerther Mann,
Der lesen, schreiben, schrei'n und memoriren kann,
Ein Mann, der gründlich weiß in fast vierhundert Tagen
Mehr als zweihundertmal mit Vielem Nichts zu sagen;
Ein Mann, der ein geübt mechanisch Mundwerk hat;
Ein tiefgelehrter Mann, der an der Einsicht Statt
Durch sein Gedächtniß sich bis auf den Stuhl erhöhet,
Auf und durch welchen er in Aaron's Ansehn stehet.
Es ist ein würdig Glied von der berühmten Zunft,
Die Schluß und Denken scheut, die Wahrheit und Vernunft
Den Grüblern überläßt, die sich bemühn durch Schlüssen
Das, was man glauben soll und Gott selbst sagt, zu wissen.
Kurz, Jeder, welcher nicht die Redekunst versteht
Und auf der Kanzel lärmt, der ist ein Homilet.

Was ist die Homilie? Ein Ausbund schöner Künste,
Ein dampfendes Gefäß gefüllter Grillendünste,
Das manchen edlen Geist, den sonst kein Reiz erweckt,
Durch den Geruch gereizt und tödlich angesteckt.
Sie ist ein heilsam Werk voll witzerfüllter Lehren,
Der Einfalt Aberwitz durch Dunkelheit zu mehren;
Durch Worte zu erbau'n, durch Seufzer nachdrucksvoll,
Durch Töne stark zu sein, so wie ein Redner soll.
Sie ist die große Kunst dem Text in's Maul zu greifen,
Gebete mit Gebet und Spruch mit Spruch zu häufen;
Ein geistlich Schaugericht, mit Griechisch und Latein
Und mit Hebräischem recht bunt zu überstreun.
Sie lehrt den, der sie sucht, mit ruhigem Gewissen
Erbauung und Beweis vom Reden auszuschließen.
Sie spricht: Macht ja dem Volk des Textes Wortverstand
Durch S c h v a, K a t e p h p a t h a c h und S o p h P a s u k bekannt!
Sagt ob das Wort in K a l, ob dies in H i p h i l stehe,
Nach welchem A o r i s t dies Wort in T i p t o gehe.
Dann leitet Lehr' und Trost aus Wort und Silben her.
Denn wißt, ein biblisch J o d ist tausend Centner schwer.

Red't bis die Sanduhr winkt, dann schließt in Gottes Namen
Mit einem gläubigen und nachdrucksvollen Amen.
So ziert man und verlässt die Kanzel ohne Müh'.
Die Kunst, die dieses lehrt, das ist die Homilie.

Wo wohnet diese Kunst? wo wird sie ausgeübet?
Wo tritt der Redner auf, der Wahn und Einfalt liebet?
Wo füllt ein leerer Schall manch' hintergangnes Ohr,
Wo öffnet das Geschwätz dem Laster Thür und Thor?
Da, wo die Andacht Gott als gegenwärtig ehret,
Da, wo der Pöbel glaubt, daß er Gott reden höret,
Wenn jeder Plaudrer schwatzt und manchen schwachen Geist
In's Reich der Finsterniß mit stolzer Frechheit reißt;
Da, wo man betend sich nicht Gott zu lästern scheuet,
Wo die Unwissenheit mit Bann und Flüchen dräuet,
Wenn sich in der Vernunft ein kluger Zweifel regt,
Ob den, der hirnlos schwatzt, auch Gottes Geist bewegt; —
Da wohnt die Homilie, wo man den Weg zum Leben,
Um dessen Kenntniß sich die meisten falsch bestreben,
Durch klugen Unterricht geschickter Redner sucht.
Doch aber, ist dies wol des frommen Eifers Frucht?
Nein, hier wird Dunkelheit mit Finsterniß vertrieben,
Hier lernt in Ewigkeit kein Mensch die Tugend lieben.
Wie? in den Tempeln nicht? Dies glaubt die Einfalt nie.
Doch ist es wahr; warum? Hier wohnt die Homilie.

Wodurch kann nun ein Mensch zum Homileten werden?
Durch was für Zauberei wird Bav ein Licht auf Erden?
Was macht's, daß mancher Star sich bis dahin verirrt,
Wo er der Klugen Spott, des Pöbels Abgott wird?
Dadurch, daß er entzückt die goldnen Regeln lernet,
Wodurch ein Redner sich von Geist und Kraft entfernet,
Mit Silben ewig zankt und die Beredsamkeit
Als frommer Seelen Gift von ganzen Herzen scheut.
Hört fleißig doch den Kern der ältsten Homileten,
So habt ihr, was ihr braucht, in euren Kanzelnöthen.
Ihr, deren Redekunst durch eure Ohren zieht,
In das Gedächtniß kommt und aus dem Munde flieht,
Wollt ihr mit Ehren einst den Predigtstuhl besteigen:
So macht euch Herberger's geistreiche Einfalt eigen,
Nur lest den Mosheim nicht. Durch alles das entsteht
Ein Ding das plaudern kann, das ist: ein Homilet.

Warum erfüllet man mit leerer Worte Schalle
Des Tempels Innerstes bis in die äus're Halle?
Warum will jeder Tropf, der lesen, schreiben, schrei'n
Und memoriren kann, ein heil'ger Redner sein?

Darum, weil man hiedurch mit spielendem Bestreben
Amt, Weib und Geld erlangt, in Ehr' und Würden leben,
Und durch ein schwarzes Kleid den Himmel stürmen kann;
Drum macht die Homilie so manchen Gottesmann.
Nicht daß des Volkes Herz der Worte Kraft empfinde,
Nicht daß die Christenheit den Weg zum Himmel finde,
Nein, daß der träge Geist der Arbeit bald entflieh
Und dennoch glücklich sei, drum lernt man Homilie.

Wie macht man so ein Ding, das einer Predigt gleichet?
Durch folgendes Recept wird dieser Zweck erreichet.
So merkt denn! Recipe: den Text, der Predigt Grund,
Der füllt euch das Gehirn, der öffne euch den Mund.
Sucht in der Concordanz die Anzahl gleicher Wörter,
Zerlegt der Silben Bau, erklärt die schweren Oerter,
Die Vav, kä, ho, hi, to so schrecklich dunkel macht;
Nur werde kein Beweis mit auf's Papier gebracht.
Schreibt das Gesangbuch aus, nehmt hundert Bibelsprüche,
Erfindet nach der Kunst ein Dutzend heil'ge Flüche,
Mit Segen temperirt; schreibt hin, und endlich lest
Ein paarmal das Concept. Es hilft. Probatum est.
So ist das Werk vollbracht, die Predigt ist geboren.
Sie ist vortrefflich schön. Sybille hat geschworen,
Daß sie, wenn sie sie hört, vor Freuden weinen muß.
Ich sage, so ein Ding gleicht einem Polypus:
Wie dieser seltne Wurm nie Tod noch Schaden leidet,
Wenn Tremblay's *) zarter Stahl ihn fünfzigmal zerschneidet,
Sich Kopf und Bauch und Schwanz aus jedem Schnitt erhebt,
Und ein vollkommner Wurm in allen Theilen lebt;
So gleicht in Predigten den Theilen auch das Ganze,
Dem Kopfe Bauch und Schwanz, und Kopf und Bauch dem Schwanze;
Man trenne Theil um Theil, noch immer leben sie.
Seht, solche Predigten gebiert die Homilie.

Wann übt ein Homilet die Kunst die er verehret?
So oft er zu der Zeit die Glocken rufen höret;
Wenn man durch seine Kunst im Tempel andachtsvoll,
Um stets beglückt zu sein, den Willen bessern soll;
Zu lauter heiligen, der Andacht werthen Zeiten,
Die Gott und Frömmigkeit des Herren Dienste weihten;
Wenn jeder Augenblick ihr allzuschnell vergeht,
Verschwatzt die goldne Zeit ein wahrer Homilet.

Und also hätt' ich denn auf einem halben Bogen
Der Homileten Werth in Einfalt kurz erwogen.

---

*) Abraham Tremblay (1710 — 1784): Memoires sur les Polypes. Par. 1744.

Fürwahr! ein wichtig Werk hat meine Hand vollbracht,
Ihr Brüder! sagt mir doch, hab' ich es recht gemacht?

Fade Witzeleien über Religionsverbesserer enthält das durch Nicolai's Sebaldus Nothanker veranlasste „Neue Wörterbuch auf eine andere Manier, von dem Nothankerischen Schulmeister. Kosmopolis 1776".

Eine aufsehenerregende Satire gegen schlechte Prediger und Asceten schrieb unter dem Titel: „Nachrichten von Klostersachen" (Augsb. 1777) der Katholik Joseph Milbiller, geboren zu München am 5. October 1753, gestorben den 28. Mai 1816 zu Landshut; Doctor der Theologie und Philosophie, geistlicher Rath und Professor der Geschichte, Geographie und Statistik: ein freisinniger, friedlicher, von aller Parteiliebe und Verfolgungssucht gänzlich entfernter Mann, — Eigenschaften, welche in Baiern unter den damaligen Theologen nicht häufig waren. Als die Illuminaten verfolgt wurden, zu denen man ihn fälschlich zählte, vertrieb man ihn ebenfalls. Auf ähnliche Weise verlor er 1794 seine Professur in Passau, worauf er in Leipzig, Halle und Wien lange privatisirte. In der Gabe, das Verkehrte seines Standes und seiner Zeit aufzufassen, steht er Anton von Bucher, über den bereits abgehandelt worden (I. 1. 107 ff.), nicht blos nicht nach, in einer später zu berücksichtigenden Schrifft übertrifft er ihn noch in Colorit und Beweglichkeit der Darstellung.

Ohne Zweifel sind auch die „Satiren eines Kapuziners über sein Zeitalter, vor seinem Eintritt in den Orden niedergeschrieben" (1789) von einem Katholiken. Wäre aber der Verfasser dieser verschiedenen Aufsätze wirklich ein Kapuziner gewesen, so könnte man sie allerdings als Rüge mönchischen Aberglaubens und Bemühungen um religiöse Aufklärung schätzen, doch wäre dann nur schwer begreiflich, was ihn bewogen haben könnte in den Orden zu treten. Rein literarisch betrachtet sind sie sehr winzigen Werthes, den die incorrecte Schreibart noch schmälert.

Ungewiß, ob aus katholischer oder protestantischer Feder, bleibt die „Reise nach dem Fegefeuer, sämmtlichen Ketzern zur Belehrung" (1790). Der unermittelte Verfasser schickt seine Seele mit einem Passe vom heiligen Petrus ausgestellt nach dem Fegefeuer. Dort trifft sie Menschen aller Stände, vornehmlich Mönche, Jesuiten, Cardinäle und Päpste an, vernimmt aber von einem

ihm begegnenden Geiste, daß das Fegefeuer eben jenen Individuen allein seine Existenz verdanke. Das Ganze (84 Seiten in 8.) ist in der Weise des Pater Martin von Cochem abgefasst, und hatte offenbar nur für die untersten Volksschichten Bestimmung. Bei der Menge beißender Wahrheiten indeß konnte diese Satire in jenen Tagen unmöglich wirkungslos bleiben.

Gegen die Vorurtheile und Lächerlichkeiten der katholischen Clerisei schrieb auch der gelehrte Beda Mayr, unbekümmert um die Verdrüßlichkeiten, die er sich damit namentlich bei den Jesuiten bereitete. Er wurde am 15. Januar 1741 zu Daiting in Oberbaiern geboren, bereitete sich für den geistlichen Stand in der Benedictinerabtei Scheyern in Oberbaiern, dann in Augsburg, München und Freysing vor, trat 1762 in den Benedictinerorden des h. Kreuzklosters Donauwerth, empfing 1766 die Priesterweihen, 1772 die Pfarrei Mündlingen und 1776 das Priorat des Klosters Benedictbaiern, das er aber nach Verlauf eines Jahres niederlegte. Von da ab bald hie bald da zu geistlichen Functionen verwendet und fortwährend literarisch thätig, starb er am 28. April 1794. Hier ist von ihm zu erwähnen „Der Spazierstock in seinem Glanze, d. i. Dank- und Ehrenrede auf die Spazierstöcke von Sebastian Leo, A. A. L. L. et Phil. Bacc. und Stadtgrutalant in München" (München 1769), und „ein Päckchen Satiren aus Oberdeutschland" (ebd. 1770). Bucher und Milbiller sind jedoch von ihm nicht erreicht, und andererseits seine Satiren etwas stark localisirt.

Ob die derbe anonym erschienene, schon durch die Aufschrift erklärte Verspottung: „Neue Legende der Heiligen" (Salzb. 1784) von einem Katholiken herrühre, muß ich dahin gestellt sein lassen.

Alle von katholischen wie protestantischen Schriftstellern insonderheit gegen das Mönchswesen gerichteten Angriffe und Satiren überbot Ignaz von Born, geboren am 26. Dezember 1742 zu Karlsburg in Siebenbürgen, gestorben als wirklicher Hofrath bei der Hofkammer für Münz- und Bergwerkswesen zu Wien am 24. Juli 1791, — eine Zeit lang Mitglied des Jesuitenordens, übrigens berühmter Metallurg. Alle Literaturen aus dieser Zeit zusammen haben nur wenige Ergüsse des satirischen Geistes aufzuweisen, welche größern Anspruch auf intensive Perforation, bezaubernde Originalität der Idee, glückliche Durch-

führung und wahrhaft köstliche, vollständig gleichmäßige Laune erheben können, dies Alles in noch höherm Grade in sich vereinigen als der von Born unter dem Namen Joannes Physiophilus, leider in lateinischer Sprache ausgegangene. Der Titel desselben ist ein unsäglich langer, da ich ihn aber nirgend ganz richtig und vollständig angegeben finde, wolle der Leser einen langen Athemzug thun: „Specimen Monachologiae, methodo Linnaeana, tabulis tribus aeneis illustratum, cum adnexis thesibus e Pansophia P. P. P. Fast, A. A. L. L. et Phil. Doctoris, Curati Primarii, Magistri Chori et Rectoris ecclesiae metropolitanae Viennensis ad S. Stephanum, quas Praeside A. R. P. Capistrano a Mulo Antonii Lectore Theologiae Ordinario, XXVI. Maji hora IV. post prandium in vestibulo refectorii conventus defendent P. Tiburtius a Vulnere Theresiae et P. Theodatus a stigmatibus Francisci, fratres Conventualium minorum. Augustae Vindelicorum, sumtibus P. Aloysii Merz, Concionatoris ecclesiae cathedralis". (1783, 54 S. in gr. 4.) In Kürze also: Versuch einer Naturgeschichte der Mönche nach Linnéschem System.

Der Verfasser leitet seinen Versuch mit einigen Bemerkungen ein, in denen er zunächst darauf hinweist, daß die Natur nirgend Sprünge mache, sondern in allen ihren schöpferischen Bewegungen die strengste Regelmäßigkeit, Abgemessenheit und Einförmigkeit beobachte. Läge zwischen zwei Provinzen ihres Reiches auch nur die unbedeutendste Kluft, so rufe sie sofort, um ja nicht in ihrem Gange den Fuß einmal höher heben zu müssen, eine ganz neue Art von Wesen aus dem Nichts hervor, welche sie gleichsam als Brücke benutze. Ihre Trägheit sei schlechterdings nicht wegzuleugnen. Trägheit habe aber niemals gute Früchte getragen, und so wäre es der Natur ebenfalls geschehen. Um vom Affengeschlecht zum Menschen zu gelangen habe sie die Mönche erschaffen. In frühern Zeiten freilich, wo das Studium der Naturgeschichte noch in den Windeln gelegen, wären die Mönche immer zu den Menschen gezählt worden. Erst der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sei die Erleuchtung gekommen die auffallendsten Verschiedenheiten zwischen den Menschen und jener Race zu erkennen, und nun hätten die Naturforscher die Mönche alsbald in die Klasse der Affen gestellt. Damit sei man aber aus einem Extrem in's andere gerathen. Die Wahrheit läge auch hier in der Mitte. Dies zu entdecken sei

erst ihm, dem Joannes Physiophilus vorbehalten gewesen, und um den Beweis zu führen, wolle er einige Mönchsorden naturhistorisch zergliedern, wonach dann Niemand mehr zweifeln werde, daß die Mönche einen Platz zwischen Mensch und Thier ein nähmen Eine vollständige Naturgeschichte dieser Mittelrace zu liefern verhinderten ihn leider amtliche Geschäfte. Doch überzeugt, daß er sich schon mit seiner Skizze die Anerkennung aller Zeitgenossen erworben, wolle er wenigstens den Plan zu einer ausführlichen Naturgeschichte des Mönchsthums vorausschicken.

Das Geschlecht der Mönche zerfällt in drei Hauptfamilien: In Fleisch-, Fisch- und Pflanzenfresser.

Die besondern Kennzeichen sind vom Kopfe, von den Füßen, dem Podex*), der Kapuze und der Tracht abzuleiten.

Der Kopf ist entweder haarig oder borstig oder geschoren. Abweichend davon ist die Haarhalbrunde, die behaarte oder gefurchte Stirn, das bärtige oder bartlose Kinn.

Die Füße sind entweder ganz oder halbbeschuht oder nackt.

Die Kapuze leicht wendbar, weit, oder hin und her flatternd; außerdem zugespitzt, trichterförmig, herzförmig, kurz, lang, stutz- oder pfriemzipflich 2c.

Der Podex ist entweder nackt, halb oder ganz bedeckt.

Bei der Tracht ist auf Ober- und Untergewand zu achten, auch auf Stoff, Farbe, Enge und Weite. Bei dem Scapulier ob es eng oder weit, flatternd oder festanliegend, grob oder fein. Bei dem Kragen ob er am Rocke angenäht, weit, steif, oder gar nicht vorhanden. Bei dem Schild oder Kapuzenbehang ob er zur Brust oder zum Nacken gehörig, und dessen ganze Figur. An den Aermeln untersuche man ob sie eng oder weit, gleichmäßig zugeschnitten, sackförmig u. s. w. Am Mantel ob er lang, kurz, faltig, gleichmäßig sei; an der Unterkleibung Hemd, Brustlatz 2c. Am Gürtel ob er breit, geschlank**), wollen leinen, ledern, geknotet 2c.

Ferner beobachte man am Geschrei oder Ton, ob er melodisch oder widrig, singend oder betend, gurgelnd oder näselnd, heulend oder murmelnd, weinerlich oder fröhlich, grunzend oder bellend u. s. w. Am Gange, ob er schleppend, schwerfällig, eilig oder sonst wie sei. Am Habitus des ganzen Mönchs, ob er streng oder üppig, fettleibig oder hager, bäurisch oder geschmeidig, schwermüthig oder leichten Sinnes, demüthig oder gleißnerisch sei, und so fort. In Betreff seiner Gewohnheiten die Zeit des Geschreies, des Schweigens, die Zeit der Probe und der Beschäftigung. Sobann Speise und Trank, Geruch, Wohnung, Veränderungen, auch die Zwittergattungen, z. B. den nordländischen Servi-

*) anus.

**) teres.

ten, und die Abweichungen unter verschiedenen Klimaten. Endlich füge man zu die Geschichte der Gattung, des Ursprungs, der Vertilgung und der Geschlechtsverschiedenheit.

Hieran schließt sich die Erklärung der beigegebenen drei Kupfertafeln mit unterschiedlichen Mönchs- und Nonnengesichtern und Bekleidungsstücken. Drastisch ist namentlich die dritte Tafel mit den Abbildungen der drei Ansichten, welche das Hintertheil einer Mönchsbekleidung bieten könne: nämlich die Ansicht „eines fast unerkennbaren Afters in einer vollständigen Sammthose", dann „eines Dickarsches in halber Tuchhose", und drittens „eines Schmalafters in Leinwandumhüllung".

Auf die explicatio tabularum folgt:

Der Mönch überhaupt.

Erklärung. Der Mönch ist ein menschenähnliches, bekuttetes, bei Nacht heulendes und immer durstiges Thier.

Beschreibung. Der Mönchskörper ist zweifüßig, aufrecht, im Nacken gebogen, gesenkten Kopfes, immer bekuttet und allenthalben bekleidet. Bei einigen Arten indeß sind Kopf, Poder, Füße und Hände bloß. Im Uebrigen ist der Mönch ein geiziges, stinkendes, säuisches, ewig durstiges und so träges Thier, daß es lieber den größten Hunger ertragen als sich irgendwelcher Arbeit unterziehen will. Bei Auf- und Niedergang der Sonne, vornehmlich aber bei Nacht, versammeln sich die Mönche, und sobald einer zu heulen anhebt stimmen alle in das Geheul ein. Glockenklang ist das Zeichen ihres Zusammenlaufens. Fast immer schreiten sie paarweise einher. Sie kleiden sich in Wolle, leben von Raub und Wucher*), sprengen aus die Welt sei blos ihretwegen erschaffen, halten Winkelversammlungen, meiden die Ehe, setzen ihre Kinder aus, befeinden sich gegenseitig, und stellen ihren Widersachern hinterlistig nach.

Das andere Geschlecht unterscheidet sich kaum von dem männlichen, nur daß der Kopf bei ihm beständig bedeckt ist. Doch ist die Mönchin**) reinlicher, weniger trinksüchtig, und verläßt niemals ihre Behausung, welche sie säuberlich hält. In ihrer Jugend liebäugelt sie mit Allem, was in ihre Nähe kommt, und für die Männer namentlich hat sie süße Worte, sanftes Neigen. Erwachsen aber und an Jahren gereift wird sie bitter und bösartig, und gereizt reißt sie die Kiefern zum Verschlingen weit auf. Gerufen antworten die Mönchinnen stets Ave! Mit besonderer Erlaubniß plaudern sie bisweilen untereinander; aber beim Klang der Glocke brechen sie plötzlich ab und verstummen.

Unterschiedenheit. Der Mensch hat Sprache, Vernunft und Willen. Der Mönch ist zeitweise ganz stumm, hat weder Urtheilskraft noch

---

*) quaestus.

**) Monacha könnte hier nur unfein mit Nonne übersetzt werden.

Willen, vielmehr regiert ihn die Willkür Höherer. Des Menschen Haupt ist aufgerichtet, um den Blick zu den Sternen zu heben; der Mönchskopf ist gebeugt, zur Erde gesenkten Blickes. Der Mensch sucht im Schweiße seines Angesichts sein Brot; der Mönch wird als Müßiggänger aufgefüttert. Der Mensch wohnt unter Menschen; der Mönch sucht die Einsamkeit, lichtscheu sich verbergend. Und also ist es klar, daß der Mönch ein vom Menschen wohl zu unterscheidendes Säugethier sei, ein Mittelding zwischen Mensch und Affe, diesem am nächsten, kaum noch durch Stimme und Nahrung von ihm getrennt.

Simia quam similis
Turpissima bestia vobis!

Nutzen: Füllung der Erdoberfläche und Fressen.

Nach dieser allgemeinen Schilderung kommt die specielle der Benedictiner, Dominicaner, Camaldulenser, Franciskaner, Kapuziner, barfüßigen Augustiner, Trinitarier, beschuhten Carmeliter, barfüßigen Carmeliter, Serviten, Trappisten und Paulaner.

Einige dieser wollen wir doch die Revue passiren lassen.

Der Benedictinermönch.

Der Benedictinermönch ist bartlos, geschornen, borstigen Hauptes und mit einer Furchenkrone. Seine Füße sind beschuht, sein Podex vollständig behoft. Die Kleidung ist schwarz, wollen, den ganzen Körper und die Füße umwallend; die Kutte weit, gerundet und in die Breite fallend; das Scapulier pendelnd, flach, nach der Breite des Bauchs; der Kragen steif und weiß ausgeschlagen; der Gürtel weit, wollen oder kameelhaaren; der Mantel schwarz, bis auf die Knöchel reichend. Die Unterkleider sind gleichfalls meistens schwarz: ein Aermelhemd, die Aermel an der Handwurzel dicht anschließend, ein wenig hervorragend.

Seine Leibesbeschaffenheit ist eine schwächliche, der Gang schleppend, der Kopf nicht sehr gesenkt.

Er schreit drei oder viermal des Tags und um Mitternacht, bisweilen erst um die Zeit des Hahnschreis, in tiefem, retardirenden Tone; dazu bekleibet er sich mit einem gekräuselten und gefalteten, weiten und pluderärmeligen Rock, und bedeckt sein Haupt mit einem viereckigen Baret.

Er ist ein Generalfresser, fastet sehr selten, empfindet in der vierten Stunde nach Tisch bedeutenden Durst, von dem ihn der alsbaldige Ruf zur Tränke erlöst. Am meisten aber plagt ihn ein unersättlicher Hunger nach Gold. Sorglich sucht er Alles, was Münze heißt, zusammen und häuft es in seiner Truhe auf. Einige vegetiren blos, Andere ergötzen sich an Studien wie Maurus' Congregation in Frankreich.

Außer dem Hause legt er die Kutte ab und bindet das Scapulier mit dem Gürtel. (Er ist — die Natur macht einmal keinen Sprung — das Bindeglied zwischen den kuttenlosen Geistlichen und den bekutteten

Mönchen.) Den Kopf verwahrt er sich gegen widrige Witterung mit einem Pfaffenkäpchen und einem zweikrempigen Hute.

Das Weibchen verbirgt das Haupt in einem unterhalb weißen, oberhalb schwarzen Schleier, — Stirn, Wangen und Brust mittelst eines weißen Schweißtuches.

Die Verschiedenheiten beider Geschlechter sind unendlich, man muß sie an ihren Stammorten beschreiben, da man sonst ihre wahren charakteristischen Kennzeichen verfehlt.

Er wohnt meist auf Anhöhen, denn **Benedictus liebte die rundlichen Hügel!** In Städten ist er ein Fremdling. Natürlich lebt er nach der Regel Benedicts, des Vaters der Möncherei im Abendlande.

Der Dominikanermönch.

Der Dominikanermönch ist bartlos und geschornen Kopfes, die Corolla dagegen haarig, breit und zusammenhängend. Seine Füße sind beschuht, der Poder völlig behoft, die Kutte von Wolle, gewebt, weiß, mit drei Finger breitem Riem umgürtet, die Kapuze wendbar, gegen den Nacken höckerig mit schooßförmiger Randvertiefung, nach der Spitze zu abgestutzt. Der Kapuzenbehang oder der Schild ist auf der Brust zugerundet, auf dem Rücken zugespitzt, mit einer Längennaht, welche beide Schilde theilt. Die Aermel sind gleichweit übergeschlagen, der Kragen weiß und kaum sichtbar, denn das fette Kinn und des Nackens Schmeervordrang quellen darüber hinaus und in den Körperrumpf über.

Geht der Dominikaner aus, so ist sein Anzug ein langer, schwarzwollner Mantel; Kapuze, Brust und Rückenschild sind ebenfalls schwarz und bedecken den Unterleib. Die Unterkleider sind meist weiß, der Brustlatzärmel eng und vor dem weitern hervorragend.

Die Laienbrüder sind ohne Mäntel. Kapuze und schwarzes Scapulier legen sie nie ab.

Der Dominikaner ist ein gleißnerischer Gesell, wollüstigen Ganges und perfiden Blickes. Um Mitternacht bellt er mit ekelhafter, rauher Stimme.

Eigen ist ihm eine überaus feine Nase: er wittert Wein und Ketzerei wer weiß wie weit. Unaufhörlich hungert der Vielfraß. In Hunger besteht die Prüfung für die jungen Mönche. Die Alten hingegen hängen alle Sorge an den Nagel, und jedwede Beschäftigung von sich haltend machen sie sich gute Tage, nähren sich mit den saftigsten und kräftigsten Speisen, ruhen gemächlich und sanft, schlafen in den Tag hinein, und bewirken denn bei solcher Saumast, daß aller Fraß sich an ihrem Leibe in Schmeer und Speck umwandelt. So sehen wir denn vor jedem Dominikaner einen Kolossalwanst vorherschnaufen, und je gewaltiger sein Bauch ist um so höher steht er in Achtung. Die Keuschheit hassen sie, weit lieber sind sie geneigt sich in der tollsten Hurerei zu verderben.

Dem Menschengeschlecht und der gesunden Vernunft sind sie eine grundverderbliche Race, bei deren Entstehung der Schöpfer der Natur keine Genugthuung gefühlt hat. Aus ihren Schlupfwinkeln hervor lun-

gern sie nach Raub, und wenn ein Unglücklicher ihnen in den Wurf kommt, da stürzen sie über ihn her, daß sie ihn mit List und Gewalt verderben. Und während die Einen ihn vor sich her treiben zum Tode, umringen ihn Andere lechzend nach Blut und Mord, hohnlachend über das arme Opfer, Beifall brüllend und jauchzend ob seiner Qualen, und gierig den Raub unter sich theilend. Der grausamste Aller, sagt man, sei der Großinquisitor: schon sein Anblick tödte. Die bösartigsten leben in Spanien, Portugal und dem mittägigen Amerika. Indeß auch die hierländischen sind nicht frei vom Gifte, und werden, unter heiße Himmelsstriche versetzt, todbringend. Bunthäutig, bald weiß bald schwarz gekleidet, wollte die Natur, daß sie, Allen gefährlich, von Allen gefürchtet würden. Doch dem Uebermaße ihres Wüthens zu steuern, gab der gnädige Schöpfer dem Menschengeschlechte noch Herrscher, diese Gattung entweder auszurotten oder durch Beschwörungen unschädlich zu machen.

Das Dominikanerweibchen hat außer dem schwarzen Schleier und reinern Sitten kein Unterscheidungszeichen vom Männlein.

Er lebt nach den Gesetzen des Spaniers Dominicus, des Ersten, der mit päpstlicher Genehmigung gegen das Menschengeschlecht wüthete, und damit es nimmer an Verbreitern dieser heillosen Wuth fehle, im dreizehnten Jahrhundert einen Mönchsorden stiftete, welcher mit Feuer und Schwert seine Lehren predigte.

Das Sinnbild dieser Species ist ein rasender Hund, eine Fackel vor sich her tragend und mit Folter, Scheiterhaufen und Mord drohend.

Der Franciskanermönch.

Der Franciskanermönch ist bartlos und geschornen Kopfes, die Corolla haarig und zusammenhängend. Seine Füße sind halb beschuht, sein Podex halb bedeckt, die Kutte von braunem Tuche, das Hängegewand zum Umschlagen, ein wenig herzförmig und kurz, mit einer brustwärts halbrunden, rückwärts dreizipfligen Kapuze, die auf den weißen, dreiknotigen und zweimal um den Bauch geschlungenen Flachsstrick hinabfällt. Die Aermel sind schnurgleich und geräumig genug die Hände darin zu verbergen. Er hat kein Scapulier, dagegen einen braunen Mantel, der unterhalb des Podexes endet und auf der Brust mittelst einer knöchernen Spange zusammen gehalten wird. Statt des Hemdes reibt eine Tuchjacke seine Haut; daran schließt sich ein längeres Tuchkleid, das ziemlich zur Knie reicht.

Die Manieren des Franciskaners sind bäurisch, sein Gang gemessen. Die Kutte hat er voller Taschen: im Hangkleide zum Unterbringen von Eßwaaren, in den Achseln Beutelchen für Tabak, Brustsäckchen für Dosen, Aermeltaschen für's Schnupftuch. Er stinkt auf zehn Meilen wie ein Bock und ist ein Verächter edler Metalle. Seine ganze Sorge concentrirt sich um seinen Bauch: diesen stopft er zweimal des Tages mit Fischen oder Fleisch voll; darnach geht er müßig und wiederkäuend umher. Auf dem Bettelgange wirft er sein Hängekleid ab, und für alle

seine Wohlthäter hält er eine Prise Schnupftabak bereit. Er ist ein ganzer Kerl: kleine Bilder, Lucaszettel, Amulete und anderes dummes Zeug dieses Schlags verwandelt er auf wunderbare Weise in Wein und Brot. Im Uebrigen balgt er sich mit seines Gleichen, und nicht selten bringt er seinen Feind hinterlistig um's Leben.

Sowol bei Tage zum öftern als auch um Mitternacht gegen die Morgendämmerung hin pflegt er mit lauter, schallender Stimme zu singen.

Die Leibeskräfte der Jüngern werden ein Jahr lang geprüft; eine Afterart, die sich aus Irland herschreibt, cultivirt sogar ihren Verstand.

Das Franciskanerweibchen verschleiert den Kopf mit einem schwarzen Flore, treibt es im Uebrigen aber ganz nach der Männer Weise.

Der Verschiedenheiten der Angehörigen dieses Ordens sind unzählige, sowol an Kleidung und Sitten und sonstigen Beschaffenheiten; allein sie sind weniger bekannt.

Sie halten sich in Städten und Flecken auf.

Sie sind des heiligen Franz ächte Söhne und natürlich auch ewig, falls man dem Vater der Franciskaner Glauben beimessen will, welcher gottbegeistert weissagte: eher würde das Menschengeschlecht zu Grunde gehen als diese Art. Vielleicht hat er schon darum wahr gesprochen, weil ja sonst die Haushaltung der Natur gestört würde; denn ginge auch nur eine einzige Sorte von Wanzen verloren, so wäre ja, wie Jeder einsieht, die Kette durchbrochen, welche alle Creaturen unter einander verbindet.

Der erste Gehilfe des heiligen Franz war ein Schwein. So steht es in den Jahrbüchern dieser Race. Denn unentschlossen, wie er Innocenz III. zur Approbation seiner Lebensweise überreden möchte, sah er just ein Schwein sich im Kothe wälzen. Dieser Anblick zog ihn mächtig an. Er warf sich gleichfalls in den Koth, verließ seine Genossen, und stellte sich kothig wie er war dem Papste vor, den solche Verdemüthigung dermaßen rührte, daß er Franzens Ordensregeln approbirte (Anfang des dreizehnten Jahrhunderts). So fallen Perlen unter die Schweine!

Der Kapuzinermönch.

Der Kapuzinermönch ist an Kinn Wangen und Oberlippe bebartet, auf dem Kopf geschoren, in der am Vorderkopfe getheilten Corolla aber behaart. Seine Füße sind halbbeschuht, Podex und Hals nackt. Die Kutte ist von braunem Tuch, allenthalben mit verschlissenen Lappen beflickt, und hat zwei Bauchfalten. Die Kapuze ist schiebbar, länglich, trichterförmig, am Ende abgestutzt, mit gleichmäßigen weiten Aermeln, welche die haarigen Arme decken. Das Scapulier fehlt ihm. Der Strick ist weißleinen und dreiknöpfig; der Mantel, am Podex abgestumpft, dient blos dem Rücken, dem Bauche und den Händen. Unterkleider besitzt er — keine.

Das Wesen des Kapuziners ist ein sehr erbärmliches; sein Gang träge, das Gesicht wüst, am ähnlichsten einem Satyr aus dem Affenge-

schlecht. Es ist nicht gut sich ihm zu nahen, denn er lässt einen fürchterlichen Gestank von sich. Allen Vorrath verwahrt er am Leibe in Säckchen. Rücksichten kennt er nicht, ohne Weiteres schlägt er die Kutte in die Höhe und scheist und brunzt*) ohne den geringsten Anstand, — dann wischt er sich den Podex mit dem Stricke am Leibe ab. Sein Rücken ist ungemein biegsam, es kostet seinem Obern einen Wink und er wirft sich zur Erde nieder. Gold und Silber lässt er unberührt, aber um so erpichter ist er auf die Jagd nach Läusen, die ihn sehr plagen, welche er gleichwol nicht tödtet, sondern nur wegwirft. Hin und wieder walkt er seine geistlichen Brüder ab. Ist er sehr zornig, so braucht man nur seinen Bart zu streicheln, den er mit äußerster Sorgfalt pflegt.

Zu bestimmten Stunden des Tages und der Nacht heult er in näselndem, widrigem Tone.

Er frisst und säuft Alles was ihm vor's Maul kommt. Bisweilen ist ihm Schweigsamkeit auferlegt, Gedanken hat er selten. Ist er hungrig, so geht er aus um sich Speise zu erbetteln. Sein Lager ist ein Strohhaufen.

Die Kapuzinermönchin trägt einen oberhalb schwarzen, unterhalb weißen, immer aber gegen die Stirn zu etwas herzförmigen Schleier; den Hals bloß, die Brust mit einem weißen Schweißtuche verschanzt.

Die jüngern Kapuziner tragen Holz, reinigen die Hausgeräthe, kehren den Mist aus und säubern den Erdboden. Und dies ist ein ganzes Jahr hindurch ihre Probe, damit es sich zeige, ob sie zum Esel taugen**).

Die Brüder dritten Grades haben einen borstigen, einer Larve ähnlichen Kopf, das Mönchswesen noch nicht an sich, und auch keine Kapuzenkutte.

Sie halten sich meist in Flecken auf, sind aber auch schon in die Städte eingedrungen.

Sie sind Abkömmlinge des heiligen Franz, von Matthäus Bassi reformirt.

Der barfüßige Augustinermönch

ist bartlos, auf dem Kopfe geschoren, in der Corolla ununterbrochen haarig, hat das Haupt mit einem schwarzen, runden, fünftheiligen Hütchen bedeckt, den Podex halb, den Hals gar nicht, und eben so wenig die Füße. Seine Kutte ist von schwarzem Tuch, ziemlich weit, um die Lenden herum mit schwarzen Riemen zusammengezwängt, wovon ein überflüssiges Stück in der Gegend des Nabels bis an das Knie herabhängt. Das Hängekleid ist sehr handlich, kurz, herzförmig, die Kapuze brustwärts zugerundet, rückwärts in einen spitzen Winkel eingepresst, die Aermel

---

*) cacat et mingit. Der Leser begreift, wie wenig verblümte Uebersetzung angemessen.

**) „Quid valeant humeri,
Quid ferre recusent.“

gleichlaufend, an der Vorderhand übergeschlagen. Der Mantel ist schwarz und über die Hüften fallend; das Hemd von Wolle.

Die Beschaffenheit des barfüßigen Augustinermönchs ist eine schwächliche; sein Gesicht versoffen, sein Gang wackelnd. Bei Tage sowol als bei Nacht pflegt er unterweilen in hohem, melodischem Tone zu singen. In der Zwischenzeit aber schleppt er sich zwischen Faulheit und Rausch umher. Der Wiener verwahrt die balsamirten Eingeweide seiner Landesfürsten.

Er ist ein Fleischfresser, von unersättlichem Durste geplagt. Wasserscheu haßt er Alles, was im Geringsten an Wasser erinnert; will er aber den brennenden Durst, der ihn peinigt, mit Wein löschen, so wächst ihm immer ein neuer Durst. Im Wein begraben träumt er vom Weine. Naht die Zeit, wo der Rebenstock Aeuglein ansetzt, singt der Augustiner viel muntrer.

Vom Weine, den er allzu reichlich genießt, sind ihm gewisse Partien seines Leibes gänzlich erschlafft, so daß er das andere Geschlecht völlig vernachlässigt. Daher sind denn auch Klöster mit Augustinerinnen sehr selten, und im traubenreichern Deutschland findet man gar keins.

Er hält sich in Städten und Dörfern in waldigen Gegenden auf.

Seine Regel ist die des heiligen Augustin, welche ein gewisser Thomas, ein Portugiese, im sechszehnten Jahrhundert in's Bessere oder Bösere reformirt hat.

Der Trinitarier.

Der Trinitariermönch ist bartlos; sein Kopf in einer Haarhalbrunde geschoren; seine Füße und Podex halbbedeckt; die Kutte von weißem Tuch, mit einem schwarzen bis zum Rande des Scapuliers vorragenden Riemen gebunden; der Ueberhang weit, weiß, mit einer vorn kurzen, zugerundeten, rückwärts aber längern und zugespitzten Kapuze. Das Scapulier ist über die kürzere Tunica zusammengezogen und gezeichnet. Die Aermel sind gleichlaufend und übergeschlagen. Der Mantel braun, nach der Hüfte zu herabfallend, mit braunem Ueberhange, der den weißen Ueberhang der Kutte bedeckt. Scapulier und linke Seite des Mantels sind mit rothem und blauem Kreuze gezeichnet, Hemd und Unterkleid von Wollenstoff.

Das Wesen des Trinitariermönchs ist ernst, sein Gesicht fremdländisch, sein Gang eilig. Um Mitternacht schreit er mit dissonirender, widerlicher Stimme. Daheim ist er ein Fischfresser, außerhalb des Klosterbezirks ein Allesfresser. Er nährt sich auch von den Eingeweiden der Thiere und heißt deshalb in Frankreich mange trippes (Kaldaunenfresser). Er hat einen ganz eigenen Appetit auf Menschenfleisch, und treibt Menschenhandel. Er beraubt die Europäer, und führt die Beute den Seeräubern in Afrika und Asien zu, um Sklaven zu kaufen. Wenn er aus dem Orient zurückkehrt, bringt er ein hohes Alter oder einen Bart mit.

Nach Art der Pilgrime und Jahrmarktskrämer hat er kein eigenes Weib, es wäre denn im heißen Klima Spaniens. Deshalb bedient er sich der Frauen Anderer. Der Ehemann, dessen Haus ein Trinitarier betritt, erinnere sich stets des geweihvollen Hirsches, welcher die Väter dieser Species, Johann von Matha und Felix von Valois, beständig begleitet, und Jedermann vor der bevorstehenden Gefahr warnt. Diese Väter hatten ihre Genossen, welche von den übrigen Mönchen in Lebensweise und Sitten schon erheblich abgewichen, im zwölften Jahrhundert abgesondert und einer eigenen Klasse zugethan.

Nach vollbrachter Wanderung überwintert er in Städten.

Der beschuhte Carmelitermönch.

Der beschuhte Carmelitermönch ist bartlos, auf dem Kopfe geschoren, in der Corolla vollständig haarig. Seine Füße sind, wie bemerkt, beschuht, sein Podex behost. Die Kutte ist von braunem Tuch, der Ueberhang weit und breit; die Kapuze brustwärts kurz und rundlich, hinterwärts dreieckig, mit der Spitze den Podex berührend; der Kragen ebenfalls von braunem Tuch. Die Aermel sind weit und gleichmäßig; der Riem schwarz, am Nabel unterm Scapulier geschlossen. Der Mantel von weißem Wollenstoff, mit der Kutte gleichlaufend, nebst einem bequemern Ueberhange und einem hinten und vorn weißen Schilde, bedeckt die untere Kutte sammt Zubehör. Das Hemd ist leinen, die Jacke von Tuch.

Der Carmeliter ist von robuster Gestalt, sein Gesicht munter, die Stirn frech, hat breite Schultern und derben Gang.

Seine Mast ist Fleisch. Er schreit bei Tage wie bei Nacht mit rauher Kehle.

Raufsüchtig und wollüstig sucht er Händel und Schlägereien, in jedem Augenblicke gerüstet mit Individuen seiner Species anzubinden. Ihm zu begegnen wenn ihn der Zorn gepackt hat, ist gefährlich. Nie abgeneigt ist er nächtlichem Scandal und vornehmlich Liebeskämpfen. Mit den größten und stärksten Zeugungsgliedern ausgestattet, zumal in Frankreich, thut er Weibern leichtlich Gewalt an. Auch mit der Mönchin der barfüßigen Carmeliter begattet er sich.

Den Aufenthalt wählt er in Städten.

Seine Abkunft schreibt er vom Berge Carmel her, prahlend, daß er ein Sohn des Elias und Elisäus sei. Nie aber ist einer von den erhabenen Tugenden seiner Väter so abgewichen denn er!

Der Servitermönch.

Der Servit ist unter mildem Himmelsstriche bartlos, in nordischen Ländern bärtig und zwar zwickelbärtig, häufig feuerroth. Sein Kopf hat Scheitelschur, die Corolla, am Vorderblatt gespalten, fadenförmiges Haar. Der Hals ist bloß, der Fuß beschuht, der Podex behost. Die Kutte besteht aus schwarzem Tuch, mit beweglichem, herzförmigem Ueberhang und vorn kurzem, abgerundetem, hinten dreieckig angenähtem Schilde. Das

Scapulier ist breit und lose, unten abgestumpft. Die Aermel sind gleichlaufend und übergeschlagen. Der schwarze Ledergürtel hängt zum linken Fuß hinunter. Das Pallium von schwarzem Tuch erscheint an der Hüfte gleichsam abgerissen. Der Hut ist weit, vollständig rund, den ganzen Kopf und die Schultern beschattend.

Das Aussehen des Serviten gleicht täuschend einem Juden; sein Gang ist träge.

In Speise und Trank kennt er keinen Unterschied: er greift nach allem Genießbaren. Zur Nachtzeit scheucht er seine Nachbarn durch ein gurgelndes und zitterndes Geschrei aus dem Schlafe.

Geiz und Geilheit haben in dieser Species ihren Sitz aufgeschlagen. Ein Wucherer durch und durch, scharrt der Servit auf tausend Weisen Geld zusammen und bewacht es mit Todesängsten. Sein Aeußeres verkündet freilich Armseligkeit, aber ein Geizhals darbt immer. Mittwochs und Freitags peitscht er zur Sühne seiner Wucherei und Wollust mit knotiger Geißel und unbarmherziger Faust seine schuldlosen Arschbacken *).

In Italien unbärtig nahm er in Deutschland den Bart an, um den Kapuziner Joseph Barchi, den Vertrauten der verwittweten Erzherzogin Marie Juliane, welche den Serviten aus Italien nach Deutschland verpflanzt hatte, zu seiner Heerde zu locken, — wohlwissend, daß der Bock zu keiner fremden Heerde verschnittenen Bartes gehe **). So vereinigte sich denn der Kapuziner mit dem mittägigen Serviten, aus welcher Verbindung die Zwitterart der hierländischen Serviten entsproß.

Er ist ein Bigamus, denn er unterhält zweierlei Mönchinnen. Die Einen heißen die Freien ***), die Andern die Regulirten; jene sind vom Servitenmönche lediglich durch den Schleier unterschieden, sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht, sondern wachsen wie die Lilien auf dem Felde; letztere tragen einen blauen Stern in der Stirngegend, und einen rothen Fleck in der Gegend der linken Brustwarze. Sie sind Götzendienerinnen, denn sie feiern am 6. Januar jedes Jahres und am 26. jedes Monats — die Mysterien des Priapus †).

Der Aufenthalt der Serviten ist in Städten.

Ihren Ursprung verdanken sie sieben italienischen Kaufleuten, woraus sich ihr Hang zum Geiz und Wucher erklärt. Das erste Kloster dieser Gattung ward in einer der Vorstädte von Florenz errichtet, und so begreift man ihre Geilheit.

Der Paulanermönch.

Der Paulanermönch hat keinen Bart, den Kopf behaart, blos auf dem Wirbel eine runde Rasur; die Füße beschuht, den Podex behost;

---

*) clunes. In der ersten Ausgabe aber expertem anum.

**) Plinius Hist. nat. I. 28. c. 13.

***) reseratae.

†) S. „Regelbüchel zum Gebrauch des Regelhauses. Insbruck 1614“.

die weite Kutte aus schwarzem Halbtuch. Die tuchene Kapuze ist dreieckig, beweglich, buntschuppig, steif, mit doppelten Nähten, so daß der Kopf, wenn die Kapuze darüber gezogen worden, geharnischt zu sein scheint. Der Kragen ist schwarz und weiß ausgeschlagen; die Aermel sind weit, an der Handwurzel zurückgewendet, am Ellenbogen sackig, plump fast zum Knie herabhängend. Das Scapulier ist breit, unten abgerundet, vorn zur Knie, hinten über das Kniegelenk hinabreichend, weitumfangend, auch auf beiden Seiten mittelst einer Längennaht in zwei gleiche Hälften getheilt und überzwerch von einer dreieckigen Naht durchschnitten, welche vorn den Winkel gegen die Brust, hinten gegen den Podex kehrt. Der Gürtel, an der linken Brustseite zusammen gebunden, ist von Wolle, rund, mit einer über den rechten Fuß streifenden fünfknotigen, doppelt geknüpften Schnur, Kutte und Scapulier anschließend. Hemd, Brustlatz und auch die Kutte, die der Paulaner weder bei Tag noch Nacht ablegt, riechen nach dem Oele, welches der Körper ausschwitzt.

Sein Aussehen ist gelblich*), sein Gang ungeschickt, schwankend. Unaufhörlich dünstet er einen ekelerregenden, zum Erbrechen reizenden Dampf aus wie ranziger Speck am Feuer. Nichts aber stinkt teuflischer als der Furz, den er läßt**). Von Läusen, Flöhen und allen Arten Ungeziefers, die den Oelgeruch fliehen, ist er frei.

Er singt um Mitternacht mit schreiender Stimme. Am Tage schnarcht er oder ergiebt sich dem Müßiggange. Alles Bemühen ihn aus seiner Faulheit zu reißen ist verloren.

Fleisch-, Milch- und Eispeisen verwirft er. Fische und Vegetabilien, in Oel gesotten, sind seine Hauptnahrung. Dieser stänkrigen Küche verleiht er einige Mannigfaltigkeit durch Wasservögel, wie Schwarztaucher, Weißtaucher und Krukenten; sodann durch Frösche, Schildkröten und dergleichen Gethier, das er unter die Fische rechnet.

Seine Hauptplagen sind unversiegbarer Durst und immerwährender Drang nach Befriedigung des Geschlechtstriebes. Da man jedoch noch kein anderes Geschlecht entdeckt hat, ist er entweder Hermaphrodit oder Onanist.

Die Laienbrüder unterscheiden sich durch ein vorn längeres, hinten kürzeres Scapulier.

Er nistet in Städten und Flecken.

Erzeugt ward diese Species in Calabrien, der Heimat des Oeles, durch Franciscus von Paula im fünfzehnten Jahrhundert, und Papst Alexander VI. verrichtete den Hebammendienst bei der Geburt. Daß dieser Franciscus, durch und durch mit Oel getränkt, auf dem Wasser dahin geschwommen, plärren die Paulaner als ein Wunder aus. Jedes Kind weiß aber, daß Oel auf dem Wasser schwimmt.

*) luridus.

**) — crepitu ventris quem explodit.

Die zum Schluß mitgetheilten sechszehn Thesen alias Beweisthümer können wir überschlagen.

Natürlich blieben Anfeindungen auf diese Verhöhnung der Mönche als Thiergattungen nicht aus, denen Born eine „Defensio Physiophili“ und eine „Anatomia Monachi“ entgegensetzte (1784). Die beachtenswertheste Ankämpfung enthält die Schrift: „Philantropi Specimen Antimonachologiae“ (1783). Um sich jedoch eine Vorstellung zu machen, in welcher Weise obige Satire zündete, genügt schon die Thatsache, daß sie vierzehnmal, mit Abweichungen in Einzelheiten, nachgedruckt worden. Born selbst veranstaltete blos zwei Ausgaben. Deutsche Uebersetzungen erschienen zu München 1784 von Ignaz Lojola Kutenpeitscher, welchen Pseudonymus Weller's „maskirte Literatur“ irrig für Born hält, und eine unvollständige, wol nach einem Nachdruck gefertigte zu „Frankf. u. Leipz.“ 1802. Eine englische Lond. 1784, eine französische Monachopoli 1784. 1786.

In der Absicht die Ungereimtheit und Abgeschmacktheit der Heiligengeschichten zu geißeln, schrieb Heinrich Gottfried von Bretschneider (I. 1. 542), doch ungenannt, einen „Almanach der Heiligen auf das Jahr 1789 mit 13 saubern Kupfern und Musik. Mit Erlaubniß der Obern. Gedruckt zu Rom [Leipzig] und zu haben in allen Buchhandlungen Deutschlands“. Veränderter Nachdruck ebd. 1790. München 1803. Leipz. 1816.

Dieser Almanach ist nicht blos das witzigste und launigste der Producte Bretschneider's, wie es schon Eduard Heyden in seiner „Galerie berühmter und merkwürdiger Reußenländer“ schätzte, er war auch ein Epispasticum, wie es der unterköthigen Haut des katholischen Obscurantismus kaum beißender applicirt werden konnte, näherer Untersuchung seiner Ingredienzen werth.

In drastischer Weise sucht der Pharmakopöus zunächst zu erklären, daß er überhaupt gewagt habe, so vielvermöglichen Himmelsbürgern, wie doch ohnstreitig die Heiligen sein müssten, ein Zugpflaster beizubringen, das sie schwerlich ohne Trachten nach Wiedervergeltung auf sich sitzen lassen würden. Wie aber unter den Menschen so auch unter den Heiligen: einer sei immer mächtiger als der andere, und wer die gewaltigsten Schutzpatrone zur Seite habe, könne den schwächern schon eins versetzen. Nur daraus enträthsele sich z. B. die Enthauptung des h. Kilian durch die Frau des Frankenherzogs Hetanis und des-

sen Beerdigung in einem Marstalle, was zwar den Pferden Verstopfung und Harnstrenge zugezogen, daß sie hinfort s. v. weder misten noch stallen konnten, der Herzogin hingegen nicht das Mindeste geschadet. Einen alten deutschen Dichter habe dieser Vorfall zu folgendem Sang begeistert:

Es lies dem Täufer St. Johann
Herodis Weib das Haupt abschlan.
So hat den heilgen Kilian
Gisela auch ermorden lan
Und jm durch vile Messerstich
Umbringen ganz erbermetlich.
Man grub sin heiliges Gebein
Unter einem Marstall ein.
Darinne wurd den Rößlein weh
Bekamen das Miserere.
Des Herzogs Fraw die jm erstach
Hett jren Stulgang vor wie nach —
So armes Vieh entgelten muß
Der Frawen Mord und böse Lust.

Da unser Pharmakopöus nun die Heiligen Lucian und Cervantes zu Schatzpatronen habe, so könne ihm von den andern nichts Schlimmes widerfahren. Freilich dürften jene bei Vielen als wunderliche Heilige gelten, allein man solle nur das christliche Büchlein: „Andachten in Kriegs- oder andern schweren Zeiten" (Wien 1778) lesen, und man müsse dann unbedingt eingestehen, daß seine Heiligen keineswegs so apokryphisch seien als etliche der dort angerufenen.

Dem Prolog folgt der gewöhnliche Zeitweiser nebst Bemerkungen für den jüdischen Kalender, und eine kurze Anweisung über den Gebrauch der Heiligen. Akatholiken können sich merken, daß der h. Fiacre gegen die Franzosen hilft, St. Romanus Unsinnigkeit beseitigt, St. Erasmus Bauchweh, St. Brixius heimliche Leiden, die hh. Nicasius und Ulrich die Mäuse vertreiben, Antonius von Padua gestohlne Sachen zurückschafft, die h. Margarethe Geburtsschmerzen stillt, die h. Agatha böse Brüste heilt. Damit ist übrigens die Zahl der ärztliche Praxis treibenden Heiligen keineswegs voll, im Gegentheil sind deren zwanzig und acht approbirt, welche sich in die Cur der anderweitigen Gebreste theilen. Aja und Expeditus sind unfehlbare Rechtsanwälte, Johannes von Nepomuk hilft bei Wassersgefahr und Verleumdung,

Thecla gebietet dem Erdbeben, Barbara erleichtert die Sterbestunde, St. Florian dirigirt auf Verlangen die Feuerwehr.

An diese Tabelle schließen sich elf bildliche Darstellungen von Scenen aus dem Leben verschiedener consecrirter Hörigen der alleinseligmachenden Kirche, Scenen welche meistentheils aus Werken katholischer Scribenten erläutert und von unserm Satiriker dann in deutschen, geflissentlich vulgären Reimen sammt dazu erfundenen Singweisen lächerlich gemacht werden.

So citirt er über den h. Stephan eine Stelle aus des Jesuiten Stephan Katona „Historia critica Regum Hungariae Stirpis Apadianae" etc. (Pest, 1779 Tom. I. p. 189 sq.), und persifflirt sie in folgenden epigrammatisch zugespitzten Versen:

O lieber heil'ger Sanct Stephan!
Du apostolscher König!
Hör' meine fromme Bitte an —
Ich bat von dir noch wenig.

An deiner Tafel flogen Pfau'n
Gebraten von dem Teller;
Für dieses Wunder gäb ich, traun!
Nicht einen rothen Heller.

Es macht dir keine größre Müh',
Und mir viel mehr Vergnügen —
Laß du gebraten Federvieh
Auf meine Teller fliegen.

Ich opfre deiner heil'gen Hand*) —
Hier hast du Brief und Siegel,
Von jedem, das ich mürbe fand,
Die Knochen und die Flügel.

Legt man nun, wie der Verfasser will, diese Verse nachstehender Melodie unter, so tritt der darin enthaltene Sarkasmus offenbar in den Gipfelschwung.

*) Diese heilige Hand ward als Reliquie in Ofen verehrt. Der berühmte Geschichtschreiber Pater Brey hat davon eine sehr gelehrte Abhandlung geschrieben: S. F. De Sancta dextra Sti Stephani Dissertatio.
v. B.



Die Legende vom heiligen Franz, wie er einen Wolf bekehrte, ist nach dem „**Liber conformitatum Vitae B. Francisci ad Vitam J. C. Mediolani, apud Gothardum, Ponticum 1510**“ in folgende Reime geschmiedet:

Heil'ger Franz, der nun am Ruder
Von des Himmels Schiffe sitzt!
Bitt' für uns! von deinem Bruder
Spielet meine Harfe itzt.

Er zerriß mit tollem Grimme
Was ihm in die Zähne lief,
Bis ihn Franz mit heil'ger Stimme
Einst vertraulich zu sich rief.

„Bruder Wolf! laß mit dir reden;
Signo Crucis † heil' ich dich,
Aber du darfst nicht mehr töben“.
Bruder Wolf verneigte sich.

„Fromme Bürger soll'n dich speisen,
Führ' dich nur bescheiden auf.
Willst du niemand mehr zerreißen?
Gieb mir deine Pfote drauf!“

Bruder Wolf gab ihm die Tatze,
Schmeichelte dem alten Herrn.
Spötter halten das für Fratze,
Aber Fromme glaubens gern.

„Bruder Wolf! sei hübsch gelassen,
Folge mir“, sprach Vater Franz.
Und er folgt ihm durch die Gassen
Zahm und wedelnd mit dem Schwanz.

Kinder, Weiber, Pfaffen, Bürger
Gafften dieses Wunder an,
Weil sie jetzt den Menschenwürger
Wie ein Lamm spazieren sah'n.

Vater Franz stieg auf die Kanzel,
Thier und Menschen hörten zu,
Denn es war der heil'ge Franzel
So beredt als Bourdaloue.

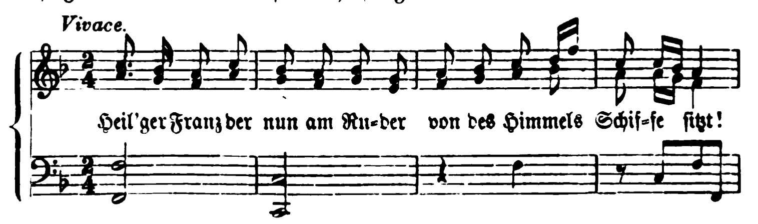
„Bruder Wolf, ihr könnt mir's glauben,
Läßt euch alle unversehrt,
Will nicht morden oder rauben
Wenn ihr ehrlich ihn ernährt.

Wollt ihr's thun?“ — Ach ja, Herr Pater!
„Bruder Wolf! was sagest du?“
„Ich will fromm sein, heil'ger Vater!“
Nickte Bruder Wolf ihm zu.

Leckte züchtig ihm die Hände,
Gab ihm noch einmal die Klau —
Und es meldet die Legende
Er hielt den Contract genau.

Mach' doch, Franz, zu unsern Zeiten
Viele deiner Söhne fromm!
Daß ich bald von ihren Häuten
Einen guten Pelz bekomm'.

Musikalisch Gebildete werden erkennen, daß die vom Reimer vorgeschriebene triviale Singweise und Begleitung die Possenhaftigkeit wiederum wesentlich steigern.





Minder geglückt sind die Darstellungen der Fabeleien vom heiligen Christophorus vulgo großen Christophel und heiligen Ulrich. In und mit dem Liede von der heiligen Ursula und den elftausend Jungfrauen aber, dem man sammt der ironischen Einleitung hier ebenfalls Platz gönnen möge, kehrt die frühere derbe Aetzung wieder.

Diese erbauliche Geschichte — beginnt unser Satiriker — hat der böse Geist schon auf mancherlei Art verdächtig zu machen gesucht, und gewiß, wenn nicht das Corpus delicti, die heiligen Gebeine zu Cöln am Rhein Jedermann gezeigt würden, er hätte seine Absicht beinahe erreicht. Vor etwa hundert Jahren stand ein Heiligenstürmer in Frankreich auf und leugnete schlechterdings, daß jemals irgendwo elftausend Jungfrauen existirt hätten, und er wusste das Ding recht fein vorzumalen. Er meinte, die Namen S. Ursula et Undecimilla Virgg. Martyr., so wie sie in dem alten Almanach der Heiligen stehen, hätten nur zwei Jungfern bedeutet, nämlich die Ursula und die Undecimilla, welches ein Weibsname sei gerade wie Quartilla im Petron und Andere; die dummen Mönche aus dem mittlern Zeitalter hätten nun daraus undecim millia, elftausend gemacht. Ja — wenn die Knochen nicht noch da wären! — Jener Maler mag wol auch so gedacht haben, der die elftausend Jungfrauen auf einen Groschen malen sollte. Er malte eine Stadtmauer mit zwei Thoren und vor jedem Thor eine Jungfrau, gleichsam als wenn die übrigen 10,998 noch in der Stadt in Prozession wandelten, und die erste eben zu dem einen Thore herausträte, die letzte aber im Begriff wäre hineinzugehen.

Es giebt übrigens so vortreffliche Bücher, die die Ehre der heiligen Ursel und ihrer Jungfern retten, daß man nicht daran zweifeln kann ohne schwere Sünde.

Bei nachstehendem Liede hat man sich bedient des herrlichen Büchleins: Vita S. Ursulae per Rev. Dn. Gerlacum Unitorem. Erf. s. a.

Nur einige Stellen sind aus andern glaubwürdigen mit Erlaubniß der Obern gedruckten Büchern genommen.

Lied einer keuschen Jungfrau zur heiligen Ursel und den Elftausend.

Von den elftausend Jungfrau'n zart.
Und ihrer großen Wasserfahrt —
O heil'ge Ursel! bitt für mich,
Von deinen Wundern singe ich.

Du warst von königlichem Stamm,
Und zogst zu deinem Bräutigam;
Der war ein Heid' und Königssohn
Weit weg vom Lande Albion.

Er liebte Jungfern, die er fing
Und sammelte wie Schmetterling',
St. Ursel bracht' ihm, was sie fand,
Elftausend Stück aus Engelland.

Sie zogen, wie ein Bienenschwarm,
Mit Haubenschachteln unterm Arm,
Mit Rosenkränzen in der Hand
Aus ihren Häusern nach dem Strand.

Sie fuhren glücklich über's Meer,
Wovon viel zu erzählen wär';
Viel Abenteuer und Schiffbruch
Steht in der Ursel Tagebuch.

Gnug, jede dieser Jungfern zart
Hat ihre Keuschheit wohl bewahrt,
Und selbst die heil'ge Ursel kam
Ganz unbefleckt zum Bräutigam.

Sobald der die Elftausend sah
Nebst seiner lieben Ursula,
So ließ er, das versteht sich schon,
Sogleich sich taufen sans façon.

Nun hat ihn erst die Ursel lieb,
Die immer Braut und Jungfer blieb;
Und er nahm nun den ganzen Zug
Und ging nach Cöln — das war nicht klug.

Der Hunnen König, ein Tyrann,
Die schöne Ursel lieb gewann;
Und seinem tapfern Kriegesheer
Gefielen die Elftausend sehr.

Ihm lüsterte nach ihrem Fleisch,
Allein die Damen waren keusch,
Da half kein Bitten oder Drohn,
Sie strebten nach der Martyrkron.

Der Hunne war ein grober Knopf,
Er schlug den Bräut'gam vor den Kopf,
Und ging der Ursel brav zu Leib.
Sie aber wurde nie sein Weib.

Das kostete ihr ihren Hals
Und den Elftausend ebenfalls,
Denn alle wurden — unberührt!
An einem Tage massacrirt.

Nun glänzet noch zu Cöln am Rhein
Mit Wundergaben ihr Gebein,
Und hat besonders große Kraft
Bei Sturm und Drang der Jungferschaft.

O heil'ge Ursel! steh mir bei
Wenn ich in Keuschheitsnöthen schrei —
Halt' mir ein Sprachrohr vor's Gesicht,
Sonst, liebe Ursel! hört man's nicht.


Melodie.



Vom heiligen Fiaker.

(Dictionnaire françois p. Pierre Richelet. p. m. 360.) „Fiacre, s. m. nom d'homme (St. Fiacre) Fiacre, Carosse de louage, au quel on a donné ce nom a cause de l'enseigne d'un logis de la rue St. Antoine de Paris, où l'on a prémierement loué ces sortes de Carosse. Ce logis avoit pour Enseigne un Saint Fiacre (prendre un fiacre pour se promener à Paris.)"

Moreri erzählt ein Langes und Breites von einem St. Fiaker, der eines Königs Sohn war, und dessen Gebeine seit 1662 zu Meaux liegen, weil sie an dem Orte, wo sie vorher lagen, nicht sicher waren.

„O frommes Volk! das Heiligen Knochen stiehlt. Dieser heilige Fiaker ist mein Mann nicht; seine Existenz versteigt sich zu sehr in's graue Alterthum; ich kenne einen neuern, der mir besser gefällt — welcher aber von den beiden Heiligen eigentlich dem Lohnkutscher den Namen gegeben hat, das mögen die großen Männer untersuchen, die Geschichtschreiber und Alterthumsforscher, die so viel Mühe anwenden, den Ursprung des Namens Kutsche zu entdecken; die können prendre un fiacre pour se promener à Paris, das Haus Rue St. Antoine aufsuchen, das Costüm auf dem Gemälde vergleichen und Inschriften entdecken. Es ist eine Erzstufe, aus der sich langer Drath ziehen läßt."

Der heilige Fiaker, von dem ich rede, war keines Königs — sondern eines Besenbinders Sohn von Marly, und hieß eigentlich Denys Antheaume. Sein Leben kam 1722 heraus: „La vie du vénérable frère Fiacre Augustin dechaussé, contenant plusieurs traits d'Histoire et faits remarquables arrivés sous les Regnes de Louis XIII. et Louis XIV. à Paris chez Robert Marc d'Expilly."

Der sehr ehrwürdige Bruder Fiaker war, wie man sich leicht einbilden kann, von Kindesbeinen an fromm, demüthig, keusch, mäßig. Wie er gegen den Willen seiner Eltern in's Kloster ging, durch manche harte Prüfung seinen Beruf bewährte, endlich ein Heiliger ward und Wunder that, — das findet man Alles in diesem Buche. Er war zuerst Koch im Kloster, weil dieses Amt Geduld und Nächstenliebe erfordert. Hier leistete er nützliche Dienste, denn er verschaffte bisweilen Essen wenn nichts da war. Er ward Klosterbettler (Quêteur), und schenkte die Hälfte seines Mantels einem andern Bettler, der verschwand. Sein Biograph sagt: „Frère Fiacre a toujours cru, que ce pauvre étoit J. C."; aber das alles ist nichts gegen das Haupt- und Staatswunder, durch welches er der Anna, Gemahlin des dreizehnten Ludwig, die zwanzig Jahre unfruchtbar war, einen Sohn verschaffte. Sein Biograph sagt: „Ihr einen Sohn, der Kirche einen Beschützer, verjagten Königen eine Zuflucht, Europa einen Schiedsrichter, und den Ketzern eine Geißel." Bruder Fiaker betete so herzlich zu der heiligen Jungfrau, daß sie ihm endlich mit dem Dauphin auf dem Arm erschien, den Tag anzeigte, an dem die Königin empfangen hatte u. s. w. P. Sirmond, des Königs Beichtvater, ein Jesuit, verkündigte das Wunder dem Hofe, und siehe da! es traf alles richtig ein. Ludwig XIV., dem es Bruder Fiaker

schon vor seiner Geburt auf dem Arm der heiligen Jungfrau angesehn hatte, daß er die Ketzer einst verjagen würde, kam durch seine Vorbitte auf die Welt, und Bruder Fiaker hatte das Glück, noch zu sehen wie er den Endzweck, zu dem er ihn erbeten hatte, treulich erfüllte. Lasst uns diesem Heiligen zu Ehren ein Lied anstimmen:

Mel.: Nun ruhen alle Wälder.

O heiliger Fiaker!
Du hast recht brav und wacker
Manch Wunderwerk gethan.
Daß Karr'n mit magern Thieren
Auch deinen Namen führen,
Geht deiner Heiligkeit nichts an.

Es bringt dir keine Schande:
Bei deinem schlechten Stande
Kennt dich Europa doch;
Denn deine Wunderthaten
Durchströmten ganze Staaten,
Und Frankreich fühlt sie jetzo noch.

Verdanken die Franzosen
Nicht Ludewig den Großen
Nur deiner Wunderkraft?
Hast du der Mutter Anne
Und ihrem trägen Manne
Nicht endlich noch ein Kind verschafft?

Du frommer Kirchendiener,
Zum Sturze der Calviner
Gabst du ihr einen Sohn.
Denn dieser Landesvater
Vertilgte nebst dem Pater
La Chaise eine Million.

Das ist ja was Bekanntes,
Wie das Edict von Nantes
Er christlich wiederrief;
Sein siegreich Schwert bekehrte,
Und was es nicht verzehrte
Von Hugenotten — das entlief.

Wer Freitags Fleisch wollt' speisen,
Der wanderte nach Preußen;
Und so hast du gestifft',
Daß jetzt in vielen Stücken,
An Künsten und Fabricken
Berlin die Dreckstadt übertrifft.

den seien. Es wäre zu wünschen gewesen, daß er ihn einer verschärftern Behandlung unterworfen hätte.

Vom heiligen Gangulph und seinem Eheweibe heißt es im Fasiculus temporum per Guerner Bollwink Westphal. Imps. Colon. p. Henr. Quentel A° MCCCCLXXXI. fol. sub A° 754: „Gengulphus claret miraculis. In Gallia fontem emit quem in Burgundia oriri fecit. Fuit itaque separatus ab uxore sua adultera, cuius anus cantavit eo quod derideret miracula eius."

Ueber diesen Passus lautet die Persifflage:

Im Temporum fasciculus
Kann jeder Leser lesen,
Wie fromm der heil'ge Gangulph war,
Wie bös sein Weib gewesen.

Als Wittwe ward sie Sängerin,
Mit Gunst, daß ich's erzähle,
Sie sang mit ihrem Hintern so
Wie Mara mit der Kehle.

Gäng's unsern Operistin' so,
Seufzt hier der fromme Dichter,
Ich hörte nicht, ich schaute nur
Die fleischernen Gesichter.

Vom h. Rayner erzählt die Legende der Heiligen durch P. Martin Cochem: „Da er achtzehen Jahr alt worden, zwunge sein Vater ihm zur Heyrath, er aber bate Gott, daß er ihm sein Jungferschaft erhalten wolle. Am Tage der Hochzeit aße seine Braut so viel Küchlein, daß sie in folgender Nacht daran erstickte."

Diese wunderbare Geschichte begeistert unsern Dichter zu dem Sang:

Ihr jungen Leute, zwingt man euch
Etwa zum Frei'n,
So dürft ihr nur Sanct Raynern gleich
Recht heilig sein.

Der hat sich in der ersten Nacht
Durch Betenskraft
Die Frau, die man ihm zugedacht,
Vom Hals geschafft.

Durch sein Gebet allein geschah's,
Daß seine Braut

Viel kleine Kuchen, die sie aß,
Nicht hat verdaut.

Dran starb sie in der Hochzeitsnacht.
So hat er dann
Sich heilig und sie todt gemacht,
Der fromme Mann.

Ihr Mädchen, die ihr Bräute seid,
Nehmt euch in Acht,
Daß ihr nicht einen Heil'gen freit
Der's auch so macht.

Um aber den vollen Genuß burlesker Entweihung zu haben, ist es nöthig, daß dies Lied nach der vorgeschriebenen Melodie gesungen werde.



Ebensowenig kann die Abstriegelung der Lege den vom h. Ulrich, Johannes Capistranus, Vincentius Ferrarius u. a. ihre Wirkung verfehlen.

Zur Verhöhnung der Sanctification der Maria Magdalena hat sich unser Satiriker mit dem Abdruck zweier Lieder des in halber Verrücktheit katholisirenden Grafen Nicolaus Ludwig von Zinzendorf begnügt, wie er sie im zwölften Anhange zum ältesten Herrnhutschen Gesangbuche vorgefunden*). Und in der That würde ihm eine Ueberbietung dieser grotesken Auspfeiferei citra

*) „Gesangbuch der Gemeine in Herrnhut, nebst 8 Anhängen", Löbau 1735. Neunter Anhang (o. O.) 1741, zehnter bis zwölfter Anhang, nebst vier Zugaben (o. O.) 1741—45.

voluntatem kaum möglich gewesen sein. Solche Hymnologie gleicht doch ganz der Ehesegnung der Kaffern- und Hottentotten-Priester, welche die Verlobten mit frischem Urin besprengen. Entheiligendere Heiligung aber, um dies Oxymoron zu gebrauchen, stellt sich nicht als Erforderniß dar.

Man höre nur das erste jener Lieder:

Mel.: Nun ist die Mahlzeit auch vollbracht.

Wer die Syrenen*) observirt,
Von reizenden Geberden,
Die, wenn die Sünd' den Tod gebiert,
Darnach sich schämen werden,
Der fragt: Wo ist die Schöne her?
Und kriegt zur Antwort, von ter Beer,
Von Danzig, Schwoll et cet'ra.

Die große Stadt Jerusalem
Hatt' auch auf ihren Gassen
Wol mehr als einen solchen Schäm,
Von gar verschiednen Klassen;
Theils hatten ihren Lohn gekriegt,
Und eine lag in Gott's Gericht,
Und hatte sieben Teufel.

Sie bettelte bald da bald hie,
Der Greu'l, woher, wie heißt er? —
Ich bin die Magdelsche Marie.
Als einst ein braver Meister
Den Rabbi Jesus zu sich bat,
Ihm aber keine Ehr' anthat,
So meld't sich auch so eine.

Nimmt Jesus Füße von dem Bett,
Wäscht sie in ihrer Thräne,
Ihr Haar vertritt das Serviet,
Der Herr bedankt sich schöne.
Der Doctor denkt: Er kennt sie nicht,
Hat der Prophet kein größer Licht? —
Sie kennten sich doch beide.

Die Liebe dieser Hure hie
Zu diesem Tugendbilde,
Und seine Liebe gegen sie
Macht auch die Jünger milde;

*) Unter Syrenen sind gewöhnliche Gassenhuren zu verstehen.

Allein sie hör'n nur desto eh'r,
Wie sehr er seine Sünder ehr',
Die Laster und die Herzel.

Und als das Lämmlein wie ein Dieb
Den Galgen musste schmücken,
Und bald kein Mensch mehr bei ihm blieb,
Und's Zeit war zum Beschicken,
Sogleich war sein Mariechen da,
Und wusch und zog ihn an und sah
Wo sie ihn hin begruben.

Wie sie will nach der Leiche sehn,
Ist keine mehr zu finden;
Sie kann nicht aus dem Garten gehn,
Sie geht sich krümm'n und winden;
Auf einmal ruft sie was Marie!
Sie sieht sich um: Herr Jesus, i!
Nun sag ich nichts mehr. Amen.

Eine Predigt des Paters Abraham a Sancta Clara, welche sich über die Geschichte verschiedener geistlicher Orden verbreitet, schaltet Bretschneider auszugsweise als „Beitrag zur Statistik der Heiligen" ein. Diesem Zwecke kann allerdings damit etwas gedient werden; gleichwol erscheint der Auszug weder als das bestgewählte Mittel noch im nothwendigen Zusammenhange mit dem übrigen Inhalte des Almanachs. Er ist sogar ganz geeignet uns aus dem Aequinoctium der Stimmung zu verscheuchen, in welcher uns die Satire bis dahin erhalten. Indeß nur momentan: die darauf folgende köstliche Geschichte von der Haut des heiligen Dorotheus oder „actenmäßige Erzählung des Rechtsstreits der Urseliner-Nonnen zu Macon entgegen die Väter der Gesellschaft Jesu ebendaselbst" macht das Zeichen des Krebses, unter welchem man sich plötzlich sah, wieder verschwinden.

Die Legende der Heiligen sagt: „S. Dorotheus Martyr, Cnbili Regis Nicometiae Praepositus, vivus excoriatus est" — „der heilige Dorotheus, erster Kammerherr des Königs in Nikomedien, ist lebendig geschunden worden." Die Haut dieses heiligen Martyrs, welche sich noch bis jetzt in dem weit und breit zerstreuten Reliquienschatze der Kirche erhält, kam nach dem glorreichen Tode des sel. Kammerherrn in die Hände Simons des Gerbers, der sie gerbte, zu der Nachwelt andächtigem Gebrauche auf ewige Zeiten zubereitete, und mit besondern hieroglyphischen Zeichen stempelte, die bei der Reinigkeit der ersten Zeiten jeder christliche

Handwerksmann verstand, der sich nachdem die Priscilianisten und Gnostiker anmaßten, und die jetzt nur noch den Obern der geheimsten Gesellschaften bekannt sind. Die Schicksale dieser Haut und wie sie durch mancherlei Zeitläufe endlich zu den Urseliner-Nonnen in Macon gekommen ist, weiß Niemand, als vielleicht der Heilige, der sie auf der Welt zurückgelassen hat. So viel ist historisch gewiß, daß in den Kriegen zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts viele Edelleute, Prälaten, Kirchen und Klöster ihre Kostbarkeiten nach Macon in das veste Urselinerkloster flüchteten; — es kann sein, daß dieses Kleinod damals zurück geblieben und mit dem Tode seiner alten Besitzer vergessen worden ist. Die eigentliche Wiederfindung fällt in die letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts und hatte folgende Veranlassung: Die hochwürdige Mutter Thekla, Oberin, war eine Klosterfrau in ihren besten Jahren, die weit entfernt von allzuklösterlicher Strenge und Eingezogenheit sich bisweilen mit ihren Schwestern in Ehrbarkeit einen guten Tag machte. Sie war großmüthig und freigebig, es fiel kein heiliger Feiertag ein, wo sie nicht am Vorabende allen geistlichen und weltlichen Freunden des Klosters, vom Bischof herunter, Geschenke schickte an Zuckerwerk, feiner Nonnenarbeit, Brieftaschen, Nadelkissen, gestickten Schachteln, Calotten, Priesterkragen, Schlafmützen, genähten Manschetten und andern Nonnen-Erzeugnissen, wogegen sie manchen artigen Dank empfing und von frommen Lippen manches Gegrüßt seist du ꝛc. und Vaterunser zum Besten ihrer Seele gewann. Diese ehrwürdige Mutter, die zur Schonung der zarten Finger ihrer Schwestern solche schöne Sachen aus andern Klöstern und aus Kramläden kaufen ließ und mehrere schwere Ausgaben hatte, merkte einen Verfall der Klosterfinanzen und bemühte sich als kluge Frau Rath zu schaffen; sie durchsuchte fleißig den Schatz des Klosters, befreite ihn nach und nach durch den Weg der Versilberung von allen aus der Mode gekommenen Kostbarkeiten, und drei Schwestern, Modesta, Crescentia und Cunigunda, ihre Vertrauten, waren gar nicht bedenklich, beim Aufsuchen und Veräußern hilfliche Hand zu leisten. Die wachsende Nothdurft und der abnehmende Vorrath führten sie in die verborgensten Winkel, in deren einem sie ein Kästchen entdeckten, darin zu ihrem Erstaunen nichts als eine gegerbte, wohlerhaltene Menschenhaut lag, die bei näherer Besichtigung der Nonnen ganzes Blut in Bewegung setzte. Es fand sich dabei nicht die mindeste Anzeige, kein Document und nichts was ihnen von der Geschichte dieses Leders hätte Nachricht geben können; nur auf den Arschbacken waren zwei runde Stempel mit schwarzen Figuren, die sie nicht verstanden.

Der unerwartete Fund einer Mannshaut, vor der sie sich anfänglich fürchteten, wurde in der Folge ihre tägliche Unterhaltung; sie machten sich damit so bekannt, daß sie sie auseinander breiteten, befühlten und endlich gar in Lebensgröße mit Baumwolle ausstopften, alles insgeheim und mit einer gewissen Eifersucht, um ihren Schatz vor den andern Schwestern zu verbergen. Nachdem sie sich so wie mit einer männlichen Modepuppe lange Zeit daran ergötzt hatten, bethörte sie ihr Fleisch zu allerlei Muthwillen, den der heilige Eigenthümer mit Ehren nicht dulden konnte;

er strafte erst die weiblichen Sünder mit schweren Träumen in der Nacht, die sie sich aber durch bessern Genuß des Tags zu erleichtern wussten. Die Strafen erhöhten sich stufenweis wie die aegiptischen, und dann bis zu allerlei Plagen an heimlichen Orten, die die Nonnen zwangen ihre gewöhnliche Zuflucht zu ergreifen und zu beichten. Ihr Beichtvater, der hochwürdige Pater Ignatius von der Gesellschaft Jesu, etwas über 15 Jahre alt, ein Noster, gesalbter und in der Casuistik wohlgesattelter Priester, wurde begierig die Haut zu sehen. Er, einer von den wenigen, die die Hieroglyphen auf dem Stempel noch verstehen, war gleich zu Hause, bechiffrirte die Figuren und fand die große Geschichte des Heiligthums und der Verdienste des Gerbers Simons; er verbarg den Weibern das Geheimniß und legte ihnen in der Absolution auf, ihm die Haut, an der sie sich versündigt hatten, auszuliefern. Das geschah — und die Nonnen wurden gesund.

Zweiter Abschnitt.

Nun erhob sich ein neuer Streit mit der heiligen Haut; auf einmal erscholl ein Ruf durch das ganze Land von der Haut des h. Dorotheus bei den Jesuiten zu Macon. Päpstliche Confirmationsbullen über die Aechtheit der Reliquie, Ablaßbriefe, Indulgenzen und mehrere Begünstigungen der Seele und des Leibes waren in der Stille zu Rom ausgewirkt worden; die heilige Haut wurde bei den Jesuiten öffentlich verehrt, Wallfahrten zu ihr angestellt, eine Bruderschaft a Sancto Corio errichtet und die ganze christkatholische Welt dazu eingeladen und in Bewegung gesetzt. Die Herren Jesuiten ließen an ihrer Kirche eine eigne Capelle für die heilige Haut erbauen, setzten ihr aus ihrer Mitte einen Custos, schlugen Einladungszettel an alle Kirchthüren und des Verehrens, Aussetzens, der Andachtsübungen und Wunder war kein Ende. Zuletzt ließen sie ein besonderes Bruderschaftsbüchelchen drucken, worin die Geschichte der heiligen Haut, ohne der letzten Besitzer zu gedenken, weitläufig beschrieben war, und worin 797 namentliche, authentische und mit Zeugen bestätigte Wunderthaten von ihr erzählt wurden.

Die Nonnen a Sancta Ursula waren nicht die letzten, denen alle diese Dinge zu Ohren kamen; ihr Kloster war nicht weit von den Jesuiten entfernt, sie konnten von der Zinne ihres Tempels die Prozessionen der Wallfahrten mit ansehen und das laute Gebet des Volks hören.

Mutter Thekla nebst den Schwestern Modesta, Crescentia und Cunigunda, merkten was sie gethan hatten und empfanden die heftigsten Gewissensbisse, ihr eignes Kloster einer so kostbaren Reliquie beraubt zu haben. Sie wendeten sich zuerst wieder an ihren Beichtvater, der dreist genug war die ganze Sache abzuleugnen und vorzugeben, daß das eine ganz andere Haut sei, ob ihm gleich der Kupferstich mit den Stempeln in der gedruckten pompösen „Beschreibung von der wunderthätigen Haut des heiligen Dorotheus bei den R. R. P. P. Soc. Jes. zu Macon (Antwerpen 1693. 12.) auf das Gründlichste widerlegte. Mutter Thekla hatte

keine Ruhe in ihren Gebeinen, die Angst ihres Herzens wurde groß, und sie ergriff endlich das Mittel sich an den Bischof zu wenden. Der war zu ihrem Glücke ein Jansenist, und freute sich des Anlasses; er gab den Klosterfrauen nun einen andern Beichtvater, der kein Jesuit war, und befahl ihnen, die Jesuiten vor seinem Consistorio in puncto furti et doli förmlich zu belangen. Die Nonnen wollten zwar nur an den Pater Ignaz, allein der Bischof belehrte sie, daß man nie mit einem einzelnen Jesuiten streiten könnte, sondern das Ganze und Einzelne bei ihnen so verwebt sei wie bei den Polypen; er versah sie also mit einem Anwalte und sprach in seinem Consistorio nach verschiedenen Verhandlungen in erster Instanz den Nonnen die heilige Haut zu; die P. P. Soc. Jesu sollten sie mit öffentlicher Prozession in die Kirche der Urseliner-Nonnen zurückliefern und P. Ignaz sich wegen Mißbrauch seines Beichtigeramts vor dem Consistorio stellen. V. R. W.

Man müsste gar keinen Begriff von der nun aufgehobenen Gesellschaft Jesu haben, wenn man glauben könnte, daß sich die Jesuiten dieser Sentenz gefügt hätten; sie appellirten an den Erzbischof und so weiter stufenweis bis an den Papst, brauchten alle Künste, ließen ihren General arbeiten und wendeten alles an, was Leute thun, die in einem verjährten Besitze sind, allezeit Recht zu haben; allein wider ihr Vermuthen schlug diesmal alles fehl. Der Spruch erster Instanz wurde durch alle folgenden in aufsteigender Linie bestätigt, und der größte Brückenmacher Pontifex maximus befahl im Final-Urtheile die Haut zurück zu geben, doch mit der Moderation, daß der Actus retraditionis nur in der Stille geschehen solle. Und das erfolgte denn endlich auch nach mancherlei Ausflüchten, Drehen und Windungen, und würde nie geschehen sein, wenn der Bischof nicht Jansenist gewesen wäre und Macht und Herzhaftigkeit genug besessen hätte, den Willen Sr. Heiligkeit mit Kraft und Nachdruck zu unterstützen. Allein damit war die Sache noch lange nicht aus, sondern es erfolgte ein neuer Prozeß, wovon der folgende Abschnitt handelt.

Dritter Abschnitt.

Die Nonnen hatten inzwischen Zeit genug gehabt sich zur Wiederaufnahme ihres verlornen Schatzes vorzubereiten und es auch auf eine feierliche und verständige Weise gethan; der Ort, wo dieser heilige Depot künftig in ihrer Kirche ruhen sollte, war zierlich und kostbar geschmückt, mit krystallenen Fenstern versehen und unter einem Altare angebracht, der blos für den h. Dorotheus neu erbaut worden. In einer Sommernacht wurde die heilige Reliquie um zehn Uhr den Urselinern zurückgeliefert; der Bischof selbst empfing sie mit seinem Capitel aus den Händen der Jesuiten und legte sie in das bestimmte Behältniß. Die Klosterfrauen auf dem Chore begleiteten den feierlichen Act mit einer sanften Musik und konnten kaum erwarten, bis der Bischof mit den übrigen

Männern abzog und die Kirche geschlossen war. Kaum schallte der letzte Riegelschub, so waren sie schon alle vor dem Altare des h. Dorotheus; die Oberin nahm die Haut mit geziemender Andacht und Ehrerbietung aus dem krystallenen Behältniß, breitete sie aus und erlaubte den Schwestern sie anzurühren. Schwester Modesta, voll heiligen Feuers und Geist, durchlief das Heiligthum kraft alter Bekanntschaft mit schnellen Fingern und ließ auf einmal einen lauten Schrei von sich hören, der alle Nonnen in Erstaunen setzte. Sie erholte sich nur langsam und zog Mutter Thekla, Crescentia und Cunigunda auf die Seite, um ihnen etwas insgeheim zu sagen. Die drei überzeugten sich dann selbst durch den Sinn ihres Gefühls von der Nachricht der Modesta, und flüsterten den übrigen Schwestern in's Ohr, daß die Jesuiten unredlich gehandelt und wesentliche zu einer Mannshaut gehörige Stücke zurückbehalten hätten. Nun war in dieser Nacht im ganzen Kloster an keinen Schlaf zu denken. Die vier Schwester berathschlagten sich bis zum Chore, und vom Chore bis zum hellen Tage über den Verlust, und die andern Nonnen quälten sich mit Nachsinnen, was das eigentlich sein müsse was der h. Haut abgänge? Sobald der Caplan mit der Frühmesse fertig war, übergab ihm die Oberin ein versiegeltes Schreiben an den Bischof, unterschrieben von ihr und den vier Vertrauten, welche alle auf ihr Gelübde betheuerten, daß sie vormals in der Haut gleich bei der ersten Findung und während des Besitzes in der Folge sehr oft in der Gegend der Mitte zwei dem äußerlichen Gefühle nach fast runde, ausgetrocknete Küchelchen mit leiblichen Händen gegriffen hätten, welche dermalen nach der Zurückgabe gänzlich mangelten, folglich entgegen der heiligsten Sentenz des Papstes von den Jesuiten zurückbehalten und vielleicht gar gewaltthätigerweise mit Messern ausgeschnitten worden wären. Sie, die betrübten Schwestern nebst dem ganzen tiefgebeugten Kloster fühlten diesen Verlust um so mehr, weil das Heiligthum nun seine schönste Zierde verloren habe, und sie zu einer verstümmelten und eines so wichtigen Unterscheidungszeichen beraubten Reliquie weder Trieb zur Andacht noch Lust und Freude haben könnten.

Der Bischof und das Capitel ließen sich die Klagen der spoliirten Nonnen rühren und Untersuchungen anstellen, wovon die Acten im Capitulararchiv zu Macon eine ganze Wand bedecken. Es ist unmöglich alle Ausflüchte der Beklagten zu wiederholen; sie leugneten das Factum, beschuldigten die Nonnen eines sündlichen aus ihrer fleischlichen Einbildungskraft entsprossenen Selbstbetrugs, und wußten den Prozeß auf's Neue nach Rom zu spielen, endlich auch von da ein Decisiv-Urtheil zu erwirken, das sie zwar nicht völlig befriedigte, aber auch den Urselinerinnen nicht Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Da dieses päpstliche Urtheil viel Wesentliches des Prozesses enthält, einige der jesuitischen Gründe anführt und das merkwürdige Schicksal

des Corporis delicti entscheidet, so wird es hier mit Auslassung des Ueberflüssigen mitgetheilt.

In causa der Ursulinernonnen zu Macon contra die R. R. P. P. Sos. Jesu ebendaselbst ꝛc.

Ob zwar die Klosterfrauen der heiligen Ursula zu Macon, Kläger, entgegen die P. P. Sos. Jesu daselbst, Beklagte, gründlich erwiesen haben, daß Kläger bei erster Ueberlieferung der Haut des heiligen Dorotheus den Beklagten die aufgetrockneten testes dieses Heiligen zugleich mit übergeben haben, und daß solche bei der nach der Sentenz Sr. Heiligkeit erfolgen Zurücklieferung von der P. P. Sos. Jesu zurückbehalten worden sind, so kann jedoch den Ansuchen der Kläger um Wiedererstattung des Fehlenden aus folgenden Gründen nicht willfahrt werden:

1) Haben die Beklagten, P. P. Soc. Jesu, in den bei den Achis sub signo Σris beigebrachten anatomischen Gutachten der medicinischen Facultät zu Peking, einer heidnischen und folglich ganz unparteiischen Akademie, deutlich und klar erwiesen, daß die testes eines Mannes nicht zur Haut, sondern zu dem Leibe gehören, daß diese also in hoc casu nur abusive an der Haut hängen geblieben sind und also den Klägern zwar der Besitz der Haut, keineswegs aber ein Anspruch an diese eigentliche zum Leibe gehörige Vasa verstattet werden kann.

2) scheinet zwar der verjährte Besitz beides der Haut nebst den annexis für die Nonnen zu sprechen und ihnen das Eigenthumsrecht über beides zu versichern; nachdem aber ausgemacht ist, daß diese annexa eigentlich zum Leibe gehören, und sich der Leib oder dessen zeitliche Besitzer über kurz oder lang darum melden könnten, so steht es lediglich in der Macht und Willkür des heiligen Vaters den tertium locum zu benennen, wo inzwischen, bis zur Erscheinung des wahren Eigenthümers die benannten Stücke aufbewahrt werden sollen.

Se. Heiligkeit entscheiden demnach, erkennen für Recht und empfehlen: daß, nachdem aus der Kirchenhistorie sattsam bekannt ist, daß der heilige Ignatius von Loyola in der Belagerung von Pampelona den einen testem verloren hat, also soll den Patribus seiner Societät dafür der eine des heiligen Dorotheus zurückgelassen werden, um damit den heiligen Leib ihres Stifters in integrum zu restituiren; der andere soll nach Rom abgeliefert werden, um in dem Falle, wenn etwa ein Cardinal oder, welches die heilige Jungfrau verhüten wolle, der heilige Vater selbst den halben Theil des Schatzes der Mannheit durch irgend einen menschlichen Zufall verlieren sollte, der lädirte nach der canonischen Vorschrift zur Vollgiltigkeit der Priesterschaft mit einem zweiten versehen sei, den er in einem Säckchen bei sich tragen kann; jedoch alles nur insofern und bis zu der Zeit, wann sich die etwaigen künftigen oder gegenwärtigen

Besitzer des heiligen Leibes oder er selbst durch ein Wunder darum bei dem päpstlichen Stuhl gebührend melden sollten.

Dahingegen wolle Se. päpstliche Heiligkeit aus väterlicher Liebe und gerührt durch den Schmerz und das bittere Klagen der Urselinerinnen zu Macon, diesen ihren Töchtern den Verlust, den sie durch diese Finalsentenz zu erleiden vermeinen, aus päpstlicher Macht und Autorität zu ersetzen geruhen, und ihnen gegen Erlegung der gewöhnlichen Taxe an die apostolische Kammer zur Einverleibung in dem leeren Ort zwei geweihte Muskatnüsse senden, die sowol durch ihre physische härtere Consistenz als auch die heilige wunderthätige Kraft, die ihnen der heilige Vater ertheilt hat, den erlittenen Abgang vollkommen ersetzen, zugleich aber die Schwestern vermahnen, mit Beseitigung aller Nebengedanken die heilige Haut als unverletzt anzusehen und mit eifriger Brunst und Andacht ferner zu verehren ꝛc.

Die armen Ursulinerinnen mussten sich diesen Ausspruch gefallen lassen, aber die heilige Haut und unzählige Wunderthaten, die sie noch gestiftet haben würde, sind dadurch für die Welt verloren gegangen, weil den Nonnen von der Zeit an des päpstlichen Zuredens ungeachtet Andacht, Lust und Freude zu dieser Reliquie verging, so daß sie noch jetzt wie jedes andere Kirchen-Ornament ohne weitere Verehrung unter dem Altare liegt.

Es giebt Leute, denen es aber nicht nachzureden ist, welche behaupten, daß die Urselinerinnen sich im ersten Zorn durch den Satan haben verführen lassen, die zwei geweihten Muskatnüsse zu reiben und vertheilt an alle Schwestern in einem Chaudeau zu trinken.

Darnach werden mit Hilfe des „andächtigen, theologisch-historisch-poetischen, tragikomisch-burlesken Meisterstücks: Auserlösenes Gewürz Stämblein des himmlischen Phönix Nösts" in den „Mutter-Marien-Cultus" Blasen getrieben, und schließlich (als Appendiculum) aus einem zu Rom erschienenen officiellen Manual verschiedene Taxen bekannt gemacht, „durch deren Entrichtung man Gnade im Himmel und auf Erden erlangen kann, damit ein jeder orthodoxer Leser bemerken möge, theils wie aufmerksam die Oberhäupter der christlichen Kirche auf solche Fälle waren, die ohne Dispensation des heiligen Stuhls ein stets unruhiges Gewissen veranlassen würden, theils aber auch, um sich einen kleinen Begriff von dem Finanzsystem zu bilden, durch welches die Kirche vorzüglich ehemals in den Stand gesetzt ward, alle die ungeheuren Ausgaben zu bestreiten, die der Glanz und die Hoheit des untrüglichen Statthalters Christi auf Erden erforderten". In diesem Register sind u. a.

als loskäuflich verzeichnet: Die Sünde des Umgangs mit Excommunicirten und Ketzern; der Ausstellung falscher Zeugnisse; der Ausübung des Coitus innerhalb gottesdienstlicher Gebäude; des fleischlichen Umgangs mit Mutter, Schwester und andern Blutsverwandten, und zwar unter verhältnißmäßig sehr billigem Ansatz. Theurer ist die Erlaubniß zur Entjungferung, in gleichem Preise mit Meineid und Mißhandlung einer schwangern Ehefrau durch ihren Gatten, daß ihr davon die Frucht todt abgeht oder lebend vor der Zeit zur Welt kommt. Ebensoviel zahlt auch eine Frauensperson, welche einen Trank genommen oder irgend eine Handlung verrichtete, wodurch die Frucht ihres Leibes geflissentlich zerstört ward. Eltern-, Gatten- und Verwandtenmord haben mit Fälschung und Hurerei in Kirchen einerlei Taxe. Die höchste Summe muß ein Priester entrichten, der sich die Hoden ausschneidet. „Schon diese wenigen, allein äusserst wichtigen Dispensationsfälle werden die Vortrefflichkeit des ganzen Werks, so wie die unwidersprechliche Weisheit seiner Urheber hinlänglich erweisen."

Noch ist zu erwähnen, daß die in andere Religionsbekenntnisse eingeschlichene mönchische Superstition wenigstens nicht ganz und gar in heiler Haut gelassen wird.

„Die Juden haben auch keinen Mangel an neuern Heiligen und besingen sie so gut als die Christen. Auch haben sie Stoff dazu, denn es fehlt nicht an Wundern, nur mit dem Unterschiede, daß die jüdischen Heiligen nach ihrem Tode etwas sparsamer damit sind als die christlichen. Doch hat man Beispiele von frommen Rabbinern, die ganze Discurse im Grabe mit ihren draufsitzenden Verehrern geführt haben. Nach den vernünftigen und jetzt allgemein beliebten Grundsätzen der Toleranz sei es uns erlaubt einen jüdischen Heiligen zu besingen."

Vom beschnittenen Wundermann Mayer.

Mel.: Vacat.

Kommt her zu mir, ihr Juden,
Aus Hallen und aus Buden!
Ich hab' euch nie geflucht,
Nicht höhnisch euch verachtet,
Nicht euern Zoll gepachtet,
Noch euch mit Speck versucht.

Was Rares sollt ihr hören,
Das ich in allen Ehren
Aus euern Liedern nahm;
Dort über jener Schwämme
Da sind noch zehnthalb Stämme
Vom Samen Abraham.

Sambatjon heißt das Ufer;
Davon schreibt zwar nichts Cluver,
Nichts Büsching oder Schatz,
Doch liebes Völklein warte!
In meiner neuen Karte
Bekommt es seinen Platz.

Dort haben die Hebräer
Leviten, Priester, Seher
Und Opfer mancherlei;
Da giebt es noch Rabbiner!
Der Prager und Berliner
Sind gegen sie nur Spreu.

Das Land liegt überm Meere, —
Ja, wenn das ruhig wäre,
Da führ' man ab und zu;
Es stürmt und rast sechs Tage,
Und ist zu eurer Klage
Am Schabas nur in Ruh.

Und da dürft ihr nicht fahren.
In alten Zeiten waren
Die Juden einst in Noth,
Es schwur ein böser König
(Sein Name hilft uns wenig,)
Dem ganzen Volk den Tod.

Ein Mönch, ein Hexenmeister,
Zwang alle bösen Geister
Und stand dem König bei;
Er forderte zum Streite
Die Kühnsten eurer Leute
Auf Kampf in Zauberei.

War nun der Zaubrer stärker,
So warf man euch in Kerker,
Das stand im Fehdebrief.

Das Volk kam in die Klemme,
Bis es die zehnthalb Stämme
Zum Glück zu Hülfe rief.

Man weiß wol: Noth bricht Eisen,
Es mußte einer reisen
Am Schabas über's Meer,
Und als er kam zu Lande
Stand schon das Volk am Strande
Und wusste sein Begehr.

Ihn kannten alle Buben
Von Simeon und Ruben,
Von Naphtali und Dan;
Sie nannten ihn mit Namen
Und alles Volk sprach: Amen!
Als er die Bucht gewann.

„Steig aus dem Kahn, Herr Bruder!
Gieb diesem Mann das Ruder,
Der wird der Retter sein."
(Das war ein armer Schneider,
Einäugig, krumm, und leider
Auch bucklich, lahm und klein.)

Der wird den Mönch schon trillen:
Doch alles zu erfüllen
Bleibt er beständig dort;
Sein Weib wird hier die Deine,
Und Deine dort die Seine,
So bleibt's — und der fuhr fort.

Der Schneider hieß Sanct Mayer,
Und hat manch Abenteuer
Dem Zaubrer angestellt;
Auch endlich gar den Pfaffen,
Den Juden Ruh zu schaffen,
Hoch in die Luft geprellt.

Crepirt ist er dort oben.
Den Mayer woll'n wir loben,
Er hat sein Volk gerächt.
Und blieb im Land und flickte
Bis ihn der Tod entrückte.
Noch blühet sein Geschlecht.

Hiezu gehört die mit Nr. 6 bezeichnete Caricatur, welche das Dutzend Darstellungen von Heiligenscenen voll macht. Das dreizehnte Kupfer hingegen, in allen ächten Exemplaren dem Titel angeheftet, präsentirt einen Hausirer, der mit Heiligenbildern, Tractätchen, Rosenkränzen und Amuleten handelt, wobei er schreit: „Kauft's, kauft's! oder ich schmeiß's weg!"

Letztlich aber wird auch noch Luther's Glaube und Versuchung vom Teufel satirisirt.

Ach! meine sel'ge Mutter
Hat mir gar oft erzählt,
Wie sehr den Doctor Luther
Der Teufel hat gequält.

Er schrieb die deutsche Bibel
Zu Wartenburg im Schloß,
Das nahm der Teufel übel
Und ging keck auf ihn los.

Da kam er an den Rechten:
Es warf dem armen Tropf
Lutherus unter Fechten
Das Tintenfaß an Kopf.

Der Teufel rieb die Stirne,
Stank gräßlich und verschwand:
Blut, Tinte und Gehirne
Klebt jetzt noch an der Wand,

Da hilft kein Uebertünchen,
Es bleibt zu Luther's Ruhm!
So findet man den München (Mönch)
Auch noch im Lutherthum.

Eine ähnliche Verspottung der Legenden und des Pfaffentrugs schrieb Pistorius (?) in der parodirenden Manier Blumauer's unter dem Titel: „Chronik der Heiligen" (1787), doch erreicht sie weder die Schärfe obigen Almanachs noch der „Neuen Legende der Heiligen."

Luther's Ansichten von der Hölle, sein Glaube an die Persönlichkeit des Teufels und seine Anfechtungen durch diesen sind ausdrücklich der besondere Stoff der zwar sehr derben, in-

deß wirklich genialen und ergötzlichen dramatisirten Satire: „Doctor Luther auf'm Abtritt. Ein Geniestreich von Pater **Ignatius Rivero**" (Berlin 1786, mit fünf meisterhaft ausgeführten entsprechenden Kupferstichen). Des Verfassers Pseudonymität ist meines Wissens noch unenträthselt, die Farce selbst auch in so unverdientem Dunkel geblieben, daß, ganz abgesehen von ihrer bibliographischen Rarität, sich deren vollständige Aufnahme hier rechtfertigt, zumal sie bei mangelndem dramatischen Interesse und dramatischen Zwecke im Abschnitte vom Lustspiele und der Posse keinen Platz erhalten kann.

Die redend eingeführten Personen sind Luther, Katharina von Bora, die drei Teufel Beelzebub, Alraun und Spuk, Satan und dessen Räthe, drei Hexen, ein Wehrwolf und ein Vampyr.

Erster Aufzug.

Luther's Speisezimmer.

Spuk. Alraun.

Spuk. Mich hungert.

Alraun. Mich noch nicht.

Spuk. Woll'n doch sehn, ob's bei Luthern nichts zu naschen giebt, bis wir unsern Hokuspokus anfangen.

Alraun. Da steht ein Teller mit Erbsen und Speck, aber alles himmelskalt, das ist nichts für dich, armer Junge!

Spuk. Hu! wenn ich drauf bliese mit Höllenlunge, wollt ich's bald siedend haben, aber so was mag ich nicht, weil's mir viel zu fade ist.

Alraun. Ich auch nicht: besonders wenn ich so den Bauch voll Basiliskenpfeffer habe.

Spuk. Gelt! Du hast wieder an Satans Cavaliertafel gefressen? Ich merk's am Geruche.

Alraun. Das glaub' ich! Immer wenn ich was Desparates aufführen soll, invitirt er mich. Wir hatten auch gebackne Tarantelfüße, hm?

Spuk. Du machst mir's Maul ganz ölich.

Alraun. Drachenkaldaunen!

Spuk. Barmherzigkeit! oder ich freß Dir die Ohren weg.

Alraun. Höllenpfuhlforellen in Vitriolsauce!

Spuk. Du mordest mich!

Alraun. Und dann zum Dessert — was meinst Du wol?

Spuk. Daß Du des Himmels wärest!

Alraun. Ein Dutzend ausgebrannte Seelen in aqua regis!

Spuk. Schweig, Höllenhund! oder ich pfetze Dir ein Stück Schwanz weg, eh' Du Dir's versiehst!

Alraun. Nicht so mißgünstig, Bursche! laß Dir's nicht so leid drum sein! Ich hab' einen Durchfall drauf bekommen, dessen Getöse die tiefsten Hallen der Hölle durchschmettern konnte. Alles, was von mir geht, ist Lava und brennender Schwefel, blau wie Himmelsgewölbe. Kannst Dir vorstellen, wie einen das den After kitzelt! Und wenn ich mein Wasser abschlage, sieht's wie ein Bogen glühenden Stahls aus. Mein Magen ist noch nicht feuerfest wie Deiner.

Spuk. Ein hypochondrischer Ohrenwackler bist Du, und nichts anders — bildest Dir immer ein, es fehle Dir etwas und ist doch alles nichts. Was Du mir da erzählst, ist ja alles ganz höllennatürlich! Hätt' ich nur Deine Gerichter im Leib, was schör ich mich um Deinen Durchfall.

Alraun. Du bist immer ein grober Socius gewesen, das weiß die ganze Höll! Aber was verheulplappern wir hier die Zeit. Schau! (er nimmt Menschengestalt an) wie gefall' ich Dir? Kann ich so zu Luthern?

Spuk. Aber doch nicht mutternackt, will ich hoffen?

Alraun. Ja so! Hol' mir geschwind Melanchthon's Hosen, Erasmus Mantel, Holbein's Hut und des Königs in Engelland Fingerring, denn ich will mal was Recht's vorstellen, Hemde, Schuh und Strümpfe u. s. w. kannst Du bei der alten Hexe auf'm Blocksberg entlehnen, wo wir gestern um Blindschleichen spielten. In fünf Minuten musst Du wieder hier sein!

Spuk. Ja wohl! hätt' ich nur was Warmes im Leib!

Alraun. Ich zahl dir, so wahr ich rauch bin, noch heute Abends einen Schoppen Sodomsfeuer, vom alten Gewächs nämlich; kann Dir aber nichts zu essen vorsetzen, als eine kalte gespickte Kröte, wenn Dir damit gedient ist?

Spuk. O herrlich, herrlich! Ich werde durch die Luft stürzen wie elektrisches Feu'r. Geht's nordwärts, so sattle ich mir unsern großen Magnet, das versteht sich von selbst.

Alraun. Gut! nur mach' daß Du geschwind wieder hier bist.

(Spuk fährt ab.)

Alraun. Einen infamern Zustand, glaub' ich, könnte das abgefeimteste Wesen in der ganzen weiten Schöpfung nicht mehr ersinnen, als den eines subalternen Teufels, der allen Satansphantasien und Astaroths-launen nachgeben, und beständig auf den Beinen sein muß, um dieser Herren ihre krokodillmäßigen Inventionen auszuführen. Ich will mich selbst holen, oder alle Engel sollen mich in Stücken zerreißen, wenn mir am Papst, an Luthern und an allen Zankhämmeln in der Religion so viel gelegen ist, als an einem Stückchen brennenden Zunder. Als ich noch ein verachteter Lehrjunge war, und kaum verstand wie man ein paar Seelen im bloßen Wasser absiedet, war ich weit glücklicher als jetzt, da ich manchmal stundenlang mit Satan in seinem Kabinet arbeiten und die Zeit auf das Elendeste zubringen muß. Wie gern wär ich heut auf die Trachenjagd gegangen, oder hätte mit Spuken eine Partie Billard

mit feurigen Kugeln auf'm Blocksberg gemacht; aber so muß ich mich jetzt zu diesem elenden Geschäft gebrauchen lassen! Gelingt's nicht, so werd' ich auf's gräßlichste gestraft, das ist ausgemacht, Aber wo mag doch Spuk so lange bleiben! Ich muß ihm pfeifen. (Er pfeift zwei oder dreimal durchdringend) Ein guter Bursch ist Spuk, ich kann mit ihm machen was ich will, und ihn um die Klauen winden; aber er ist langsam wie der Wind. Doch da ist er ja!

Spuk (mit einem großen Paquet Kleider unter dem Arm, das er zu Boden wirft.) Puh! hurr! Das war mir ein Reisen! Ich schwitze siedenden Schweiß. Mit des Königs von Engelland Fingerring ward ich bald fertig; den stipitzte ich ihm geschwinde weg, weil er sich eben die Hände wusch. Mit Holbeins Hut hatt's eben so wenig Schwierigkeiten; denn ich riß'n ihm vom Kopf ohne viel Komplimente zu machen. Aber Erasmus Mantel, der gab mir zu schaffen. — Hör! als ich in Basel auf dem Petersplatze anlangte, bat ich jemand mir des Erasmus Haus zu zeigen: da hieß es, er sei jetzt in Rotterdam. Husch, ich durch die Luft wie ein Lichtstrahl! Mein Spuk frug, wo der Erasmus wohne? Er sei in Amsterdam: Bataillon Engel und Michael! rief ich, das ist ja zum Tollwerden! Aber da kriegte ich Dir'n auch zu packen; da fuhr ich ihm, als er im Hafen spazirte, wie ein gewaltiger Sturm unter'n Mantel, und riß'n ihm herunter, daß ihm Hören und Sehen verging: er sucht'n gewiß noch. Drauf hörte ich Dein Pfeifen, und riß durch die Luft wie Satan selbst, als mir der verdammte Pater de Lana mit seinem Luftschiff begegnete. Ich konnte ihm nicht so geschwind ausweichen; schoß in die Segel hinein, stürzte durch, und blieb wol den achten Theil einer Sekunde mit dem rechten Beine stecken.

Alraun. Hurtig mit mir auf den Hausboden, und hilf mir mich ankleiden.

(Alraun und Spuk fahren durch die Stubendecke hinaus.)

Zweiter Aufzug.

Drei Hexen tummeln sich einige Minuten auf Besenstielen und Ofengabeln herum.

Erste Hexe. Kling und Klang!
Sing und Sang!
Heute kommt Alraun, und du,
Lieber Spuk kommst auch dazu.

Zweite Hexe. Husch! den Kessel über's Feu'r
Ratzendreck und Otternei'r!
Gebt die Eidexlebern her,
Schierling, und des Guten mehr!

Dritte Hexe. Blast die halb verloschne Glut
Auf zu Flammen bis von Blut
Eure blassen Wangen glühn,
Und den geilen Teufeln blühn.

Alraun. Nicht so mißgünstig, Bursche! laß Dir's nicht so leid drum sein! Ich hab' einen Durchfall drauf bekommen, dessen Getöse die tiefsten Hallen der Hölle durchschmettern konnte. Alles, was von mir geht, ist Lava und brennender Schwefel, blau wie Himmelsgewölbe. Kannst Dir vorstellen, wie einen das den After kitzelt! Und wenn ich mein Wasser abschlage, sieht's wie ein Bogen glühenden Stahls aus. Mein Magen ist noch nicht feuerfest wie Deiner.

Spuk. Ein hypochondrischer Ohrenwackler bist Du, und nichts anders — bildest Dir immer ein, es fehle Dir etwas und ist doch alles nichts. Was Du mir da erzählst, ist ja alles ganz höllennatürlich! Hätt' ich nur Deine Gerichter im Leib, was schör ich mich um Deinen Durchfall.

Alraun. Du bist immer ein grober Socius gewesen, das weiß die ganze Höll! Aber was verheulplappern wir hier die Zeit. Schau! (er nimmt Menschengestalt an) wie gefall' ich Dir? Kann ich so zu Luthern?

Spuk. Aber doch nicht mutternackt, will ich hoffen?

Alraun. Ja so! Hol' mir geschwind Melanchthon's Hosen, Erasmus Mantel, Holbein's Hut und des Königs in Engelland Fingerring, denn ich will mal was Recht's vorstellen, Hemde, Schuh und Strümpfe u. s. w. kannst Du bei der alten Hexe auf'm Blocksberg entlehnen, wo wir gestern um Blindschleichen spielten. In fünf Minuten musst Du wieder hier sein!

Spuk. Ja wohl! hätt' ich nur was Warmes im Leib!

Alraun. Ich zahl dir, so wahr ich rauch bin, noch heute Abends einen Schoppen Sodomsfeuer, vom alten Gewächs nämlich; kann Dir aber nichts zu essen vorsetzen, als eine kalte gespickte Kröte, wenn Dir damit gedient ist?

Spuk. O herrlich, herrlich! Ich werde durch die Luft stürzen wie elektrisches Feu'r. Geht's nordwärts, so sattle ich mir unsern großen Magnet, das versteht sich von selbst.

Alraun. Gut! nur mach' daß Du geschwind wieder hier bist.

(Spuk fährt ab.)

Alraun. Einen infamern Zustand, glaub' ich, könnte das abgefeimteste Wesen in der ganzen weiten Schöpfung nicht mehr ersinnen, als den eines subalternen Teufels, der allen Satansphantasien und Astaroths-launen nachgeben, und beständig auf den Beinen sein muß, um dieser Herren ihre krokodillmäßigen Inventionen auszuführen. Ich will mich selbst holen, oder alle Engel sollen mich in Stücken zerreißen, wenn mir am Papst, an Luthern und an allen Zankhämmeln in der Religion so viel gelegen ist, als an einem Stückchen brennenden Zunder. Als ich noch ein verachteter Lehrjunge war, und kaum verstand wie man ein paar Seelen im bloßen Wasser absiedet, war ich weit glücklicher als jetzt, da ich manchmal stundenlang mit Satan in seinem Kabinet arbeiten und die Zeit auf das Elendeste zubringen muß. Wie gern wär ich heut auf die Drachenjagd gegangen, oder hätte mit Spuken eine Partie Billard

mit feurigen Kugeln auf'm Blocksberg gemacht; aber so muß ich mich jetzt zu diesem elenden Geschäft gebrauchen lassen! Gelingt's nicht, so werd' ich auf's gräßlichste gestraft, das ist ausgemacht. Aber wo mag doch Spuk so lange bleiben! Ich muß ihm pfeifen. (Er pfeift zwei oder dreimal durchdringend) Ein guter Bursch ist Spuk, ich kann mit ihm machen was ich will, und ihn um die Klauen winden; aber er ist langsam wie der Wind. Doch da ist er ja!

Spuk (mit einem großen Paquet Kleider unter dem Arm, das er zu Boden wirft.) Puh! hurr! Das war mir ein Reisen! Ich schwitze siedenden Schweiß. Mit des Königs von Engelland Fingerring ward ich bald fertig; den stipitzte ich ihm geschwinde weg, weil er sich eben die Hände wusch. Mit Holbeins Hut hatt's eben so wenig Schwierigkeiten; denn ich riß'n ihm vom Kopf ohne viel Komplimente zu machen. Aber Erasmus Mantel, der gab mir zu schaffen. — Hör! als ich in Basel auf dem Petersplatze anlangte, bat ich jemand mir des Erasmus Haus zu zeigen: da hieß es, er sei jetzt in Rotterdam. Husch, ich durch die Luft wie ein Lichtstrahl! Mein Spuk frug, wo der Erasmus wohne? Er sei in Amsterdam: Bataillon Engel und Michael! rief ich, das ist ja zum Tollwerden! Aber da kriegte ich Dir'n auch zu packen; da fuhr ich ihm, als er im Hafen spazirte, wie ein gewaltiger Sturm unter'n Mantel, und riß'n ihm herunter, daß ihm Hören und Sehen verging: er sucht'n gewiß noch. Drauf hörte ich Dein Pfeifen, und riß durch die Luft wie Satan selbst, als mir der verdammte Pater de Lana mit seinem Luftschiff begegnete. Ich konnte ihm nicht so geschwind ausweichen; schoß in die Segel hinein, stürzte durch, und blieb wol den achten Theil einer Sekunde mit dem rechten Beine stecken.

Alraun. Hurtig mit mir auf den Hausboden, und hilf mir mich ankleiden.

(Alraun und Spuk fahren durch die Stubendecke hinaus.)

Zweiter Aufzug.

Drei Hexen tummeln sich einige Minuten auf Besenstielen und Ofengabeln herum.

Erste Hexe. Kling und Klang!
Sing und Sang!
Heute kommt Alraun, und du,
Lieber Spuk kommst auch dazu.

Zweite Hexe. Husch! den Kessel über's Feu'r
Ratzenbreck und Otternei'r!
Gebt die Eidexlebern her,
Schierling, und des Guten mehr!

Dritte Hexe. Blast die halb verloschne Glut
Auf zu Flammen bis von Blut
Eure blassen Wangen glühn,
Und den geilen Teufeln blühn.

Alle drei zugleich. Abends wenn die Eulen schrein
Wird's ein herrlich Tanzen sein;
Dann beim blassen Mondeslichte,
Wilden Taumel im Gesichte,
Sei uns bei Rohrdommeln Sang
Kling und klang,
Walzens Drang,
Stets willkommen.
Eins genommen!
Schierlingssaft,
Der giebt Kraft.

(Sie trinken alle Schierlingsaft.)

Ein Vampyr. Ein Wehrwolf. Die Vorigen.

Vampyr. Holla! heh! Da gehts ja verdammt lustig zu. Grüß euch die Höll', ihr schönen Jungfern! Da geht's ja an ein Kochen und Braten, an ein Sieden und Sprudeln und Frikassiren, daß einem der Magen im Leibe lacht. Bitt' auch um einen Schierlingstrunk für'n armen durstigen reisenden Vampyr, schöne Jungfern!

Wehrwolf. Ja! da hat sich's was zu Jungfern, Du Narr, Du!

Erste Hexe. (Reicht Vampyren zu trinken.)
Trink du, armer Teufel, du!
Willst du was, so sprich nur zu.
In der Welt sind schlechte Zeiten;
Doch des Blocksbergs Fröhlichkeiten
Strömen herrlich auf uns zu.
Trink, du armer Teufel, du!

Vampyr. Dank tausendmal! Das ist ein herrlicher Trunk, wenn man kein Blut zu saugen findet. Ich bin gestern Nacht das ganze römische Reich durchgestrichen, und hab' keinen Menschen gefunden, der die Zehen zum Bett hätte herausstrecken wollen. Die Leute sind auf der Hut, und die Profession wird immer schlechter.

Wehrwolf, (dem man auch einen Trunk gereicht hat). Dank's auch! (zu Vampyren) Gieb's Handwerk auf und nimm was andres vor; 's giebt ja noch tausend andre Sachen. Ich will's Wehrwolfen auch an den Nagel hängen; denn gestern ist mir 'n verdammter Streich begegnet. Ich werd' mein Lebenslang daran denken.

Vampyr. Was war's denn?

Wehrwolf. Stell' Dir vor; gestern als ich, weil ich nichts allein wagen wollte, mit dem wüthenden Heer in dem Thüringer Wald herumvagirte, und wir an den Kreuzweg kamen, du weißt wohl, worüber wir nicht können; da mussten wir linksum machen. Kaum waren wir unten am Hügel beim Galgen, da kamen zwei Jägerburschen daherspazirt. Wir machten zwar'n Höllenlärm, um sie zu schrecken; sie aber, weil sie besoffen waren, fürchteten sich vor nichts, und schossen auf uns, daß uns grün und gelb vor den Augen ward. Ich kam am übelsten an;

denn sie haben mir eine Portion Hagel in den Hintern praktizirt; oh, das brennt! Die Flinten sind ihnen zwar natürlich gesprungen; aber da frugen die rohen Kerls wenig nach, und lachten sich noch den Buckel voll.

Vampyr. Ach ja! es begegnet einem heutzutage alle Augenblicke was Verdrüßliches. Aber warum werden hier so erstaunliche Zurüstungen gemacht? Ich glaube gar, der Ball soll mit faulem Holz illuminirt werden; denn auf dem Wagen, den die zwei Pferdegerippe dort heraufziehn, ist ja, wo mir recht ist, lauter Scheinholz geladen?

Wehrwolf. Ueber das alles können Dir die schönen Fräulein Hexen Auskunft geben, wenn sie so gut sein wollen. Ich weiß nichts davon.

Erste Hexe. Die Sache ist kurz. Alraun und Spuk sind vom Satan abgeschickt, um den Doktor Luther zu bereden, daß er das Reformiren aufgiebt, und den Papst mit seinen Mönchen schalten und walten läßt, wie er will. Geht's ihnen von statten, so geben wir ihnen hier einen prächtigen Ball. Alraun ist klug genug dazu. Er ist ein verschlagner Teufel; nur fürcht' ich, er hab' ein wenig zu viel getrunken.

Vampyr. Ja! da zählt auf mich, daß nichts draus wird. Ich kenne Luthern, ich! der ist verschlagen wie'n Fuchs und bös wie'n Drache. Letzt wollt' ich ihm auch über'm großen Zehen her, und hatte schon angesetzt; als er plötzlich aufwachte, und mir einen so derben Stoß mit dem Fuß unter die Nase versetzte, daß ich zehn Schritte zurückfuhr, und in meinen Leben da nicht wieder anbeißen will.

Erste Hexe. Ich hab' noch immer gute Hoffnung, daß Alraun seine Sache gut macht.

Dritter Aufzug.

Eine Kammer mit einem offenen Abtritt, auf welchem Luther sitzt.

Luther. Katharine von Boren.

Luther ruft. Kätterle! Kätterle!

Katharine, (die die Thüre halb aufmacht.) Gleich! gleich! Ich will nur erst den Jungen die Ruthe geben, weil er schon wieder in die Stube gemacht hat, sonst vergisst er, warum? und geschwind auskehren.

Luther. Hätt' er's dem Papst auf seine Antichristsnase gemacht, so brauchtest du's nicht abzuwischen. Da wollten wir's ihm hübsch sitzen lassen, und dem Jungen eine Trompete kaufen und'n hölzern Roß. Bring mir den Plautus!

Luther allein. Ja, ja! ich will dir eins zwischen die Ohren versetzen, daß dir deine drei Krönlein wackeln sollen, du alter Bullenschmied und Bannstrahlbrechsler! Der Teufel mag dir immer an die Hand gehn wie ein Bäckersknecht seinem Meister. Er wird meinem Päpstlein schon den Ofen mal mit Ablaßpapier heizen. Das wird prasseln! Hinein mit ihm wie mit einem Scheit in Ziegelofen! Wie gefällt dir das,

Päpstlein? Ich will den Teufel schon wegbeten, ich! Lasst ihn nur kommen, ich will ihn schon kennen weß Geistes Kind er ist. Ich steh wie ein Bettler vor des lieben Gottes Thür, und singe und klinge so lange bis er mir aufmacht, und den Widersacher von mir wegpeitscht. Ach, das Gebet, das Gebet! wenn's recht aus Herzensgrund kommt, was kann's nicht ausrichten! — Heute werd' ich's wol ein wenig lange treiben müssen, hier wo ich sitz. — Kätterle! Kätterle!

Katharine kommt. Hier ist ein lateinisches Buch, Mann! es wird wol recht sein. Aber mach doch, daß Du fertig wirst; denn es ist schon über eine Stunde, daß Du hier sitzest, und drunten wartet ein feiner Herr, der sich für einen Magister ausgiebt, und gern mit Dir reden möchte.

Luther. Alles Ding hat seine Zeit; Steine sammeln und Steine zerstreuen — Erbsen essen und Erbsen von sich geben. Wenn der Mann durchaus mit mir zu reden hat, so laß ihn nur hierher kommen. Ich werde mit ihm hier schon reden können, und bin noch lange nicht fertig. Ich habe schon mit Prinzen auf'm Abtritt disputirt und gezankt. Naturalia non sunt turpia.

Luther. Alraun.

(Alraun tritt mit vielen Komplimenten und Kratzfüßen herein, und hat seinen Pferdefuß mit Fellen umwunden, damit man meine, er habe das Podagra.)

Alraun. Seid mir gegrüßt, Meister, und Hochgelahrter Herr! Ich komme von fernen Landen mit euch ein wichtig' Gespräch zu halten, und von euch zu lernen; denn die ganze Welt sagt, es sei des Wissens viel bei euch.

Luther. Willkommen, willkommen, Herr Magister! aber treibt nicht mit mir Narrentheidinge oder Scherz. Ich bin ein armer unwissender Sünder, der sich heut' schändlich mit Erbsen und Speck überfüllt und seinen Bauch zum Gott gemacht hat. Lasset nur die Kratzfüße unterwegs, denn ich bin dessen nicht werth. Setzet euch dort auf den Stuhl, und achtet nicht des Abtritts, auf welchem ich sitze.

Alraun. Ich selbst bin heute ein wenig unmäßig gewesen, und habe an eines großen Herrn Tafel des Dings fast zu viel gethan.

Luther. Ach ja! so ist's mit uns armen Sündern. Vier Tage in der Woche geht's gut mit mir; da glaub' ich zu leben, daß ich's vor Gott und Menschen verantworten kann: Aber am Donnerstag, da ist Gans- und Krauttag, und dem vermag ich nicht zu widerstehn; ist's aber vollends Erbsen- und Specktag wie heut', so wart' ich meines Leibes und Wanstes so fast und baß, daß er oft geil wird. Aber wolltet ihr wol so gut sein, Herr Magister, und ein wenig wegrücken; denn ihr habt einen so strengen Athem! Es ist als ob der Apotheker eine Schublade voll Teufelsdreck hervorzöge. Nehmet mir's nicht übel, Herr Magister!

Alraun. Ich habe heute sehr gewürzte Speisen zu mir genommen.

Luther. Das muß ein desperates Gewürz gewesen sein! Also wie gesagt, bis am Freitag geht's noch ziemlich gut; aber dann merk'

ich, daß ich in Sünden empfangen und geboren bin; da nehm' ich Erbsen und Speck zu mir, daß ich zerbersten möchte, und trinke Merseburger- und Braunschweiger-Mumme, was das Zeug halten mag. Deutlich kann ich's merken, wie an solchen Tagen der Böse mehr Gewalt über mich hat; da quält er mich mit kleinmüthigen Gedanken; zieht mir die Narrenkappe über die Ohren; macht daß ich mich schier vor's Päpstlein und seinem Anhang fürchte. Aber wart' nur bis der Merseburger verraucht ist, da will ich dir die Höll' noch heißer machen, Satanas! Aber warum zieht ihr euren Hut ab, Herr! oder habt ihr etwa zu heiß?

Alraun. Er ist schon wieder auf. Ihr macht einem so warm mit eurem kräftigen Diskurs; es lebt und webt ja alles in euren Worten.

Luther. Ihr scherzt, ihr scherzt, Herr Magister! Ich bin der Ehre nicht werth! Ich bin ein armer, schwacher Mensch, das sag ich euch; aber ich werd' angefochten als ob ich an Geist ein Riese wär. Gestern noch ging's über mich her; da wollt' mir der Teufel Handschellen anlegen, daß ich nicht mehr gegen den Papst schreiben sollte. 'Ne brave Ohrfeige kriegte er auch! Aber wart' nur, ich will dir noch ganz anderst hinauszünden, Satanas, Satanas! — Zum Henker, Herr, lasst doch euer Baret sitzen! Es sieht ja aus als ob ihr vor dem Teufel Respekt hättet!

Alraun. Ach, ich muß wol, ich muß wol! wegen der erschrecklichen Hitze! Ich will's lieber gar nicht mehr aufsetzen.

Luther. 'S wär auch besser. Aber was habt ihr denn eigentlich für ein Anliegen?

Alrauu. Ach laßt mich noch, ehe wir zur Sache kommen, ein wenig an euren anmuthigen und weisen Reden mich ergötzen! Ich kann viel von euch lernen, Meister!

Luther. Ja! wenn's noch meine Tischreden wären! Aber meine Abtrittsreden, die wär's besser, es hörte sie niemand.

Alraun. Sie sind auch herrlich; jegliches in seiner Art.

Luther. Beliebt euch etwa eins zu trinken, Meister?

Alraun. Ach ja! ich hab' Höllendurst.

Luther. Befehlt! was wär' euch zu Diensten?

Alraun. Ach! dürft ich um einen Schoppen So —

(Er hält plötzlich mit erschrockner Miene ein.)

Luther. Einen Schoppen So — Einen Schoppen So — Was ist das?

Alraun. Einen Schoppen so vom stärksten, wenn ich bitten darf?

Luther. Mumme? Wollt ihr? Ich hab' in Krügen abgezogen: oas sauset und brauset!

Alraun. 'S wär mir zu schwach.

Luther. Ei, ei! Brantewein?

Alraun. Möcht' etwas schärfers.

Luther. Spiritus Vini?

Alraun. Dank' zum Höchsten! Der Durst ist schon ziemlich ver-

gangen. (vor sich) Wenn man selbst Sodomsfeuer im Keller hat, und Saumsweise, frägt man solchem schalen Zeug wol wenig nach.

Luther. Nun wie's euch beliebt. Was wär' denn eigentlich euer Anbringen?

Alraun. Sehr wichtig, Herr! sehr wichtig! und eine fröhliche Botschaft für euch. Ein sehr großer und mächtiger Fürst, der aber in dieser Sache nicht bekannt sein will, trägt große Freundschaft für euch, und läßt durch mich bei euch anfragen: Ob es euch nicht bedünke besser zu sein, fortan euer Leben glücklich und ruhig, ohne Kummer, in Reichthum und Ehre, ohne alle Mühe und Sorgen zuzubringen.

Luther. Müßiggang ist des Teufels Ruhebank.

Alraun. Hört nur weiter, Meister! Ihr seid nicht mehr jung; habt Weib und Kinder — Oh! wie würd' euch das so gütlich thun, und so behaglich zu sein dünken, wenn ihr Geld und Guts genug hättet, und für nichts sorgen und arbeiten dürftet! Mein Herr, der mich an euch gesandt hat, ist ein reicher, gewaltiger Fürst; dem sind tausend Thaler wie euch ein Groschen. Bedenkt das!

Luther. Euer Fürst mag wol ein feiner, wohlthätiger Herr sein; aber wenn er so viel Thaler im Kasten hat, so geb' er's lieber den Armen, die nichts zu beißen und zu brechen haben, den' Krüppeln und Lahmen, oder vertheilt' unter die armen Fürsten in Deutschland, die auch am Hungerdarm saugen. Ich hab' Gottlob genug, das heißt, so viel als ich brauche. Die vielen Geldsäcke möchten mir hernach nur vor der Himmelsthür stehn, daß ich nicht herein könnte, und drüber stolperte, und über Hals und Kopf zur Hölle herunter burzelte.

Alraun. (vor sich) Wart', ich will dir schon helfen! (laut) Ihr müsst wissen, Doktor, daß ihr meinem Herrn lieber seid als alle Fürsten und Grafen, und alle Lahme und Krüppel. Ach! vielleicht kommt bald die Zeit, daß er sich darf zu erkennen geben, und euch um und bei sich haben kann, wie er's wünscht! Oh! wie werdet ihr dann so hübsch warm bei ihm am Ofen sitzen; der hat Holz zum einheizen! An einer warmen Kammer soll's euch nicht fehlen, Meister, das versprech ich euch; mein Herr kann durchaus so kalte Stuben, wie eure hier, nicht leiden.

Luther. Mir ist sie warm genug. Aber ich möcht' doch auch gar zu gern wissen, was euer Fürst eigentlich mit mir will? Etwas muß doch dahinter stecken. Heutzutage thut man nichts umsonst. So kramt doch einmal euer Anliegen aus; ich hab' noch andere Sachen zu thun.

Alraun. Nun, ich will's euch nur kurz sagen. Mein Herr hat große Länder und Staaten, und denen thut euer Reformiren eben nicht gar wohl, aus gewissen Gründen. Es geht ja alles drunter und drüber in der Welt, und wir fürchten, wir möchten in unsern Ländern zuletzt auch noch Krieg und Kriegsgeschrei auf den Hals kriegen. Kurz von der Sache, Meister, meinem Herrn steht euer Reformiren ganz und gar nicht an, und denn muß ich euch sagen, daß mein Herr ein gewaltiger Fürst ist, und euch zuletzt auch wohl zwingen könnte, wenn ihr nicht mit Gutem wollt.

Luther. Dem Papst, dem Kaiser, dem König in Frankreich, und vielen andern Fürsten steht mein Reformiren auch gar nicht an, und klopften mich gern auf die Finger, wenn sie nur könnten. Ich kehr' mich aber an nichts. Ich will reformiren, so lange als das Zeug halten mag. Sagt nur eurem Fürsten, wenn er nichts bessers vorzubringen hat, so kann er seine Propositionen nur wieder einpacken. Uebrigens vermeldet ihm meinen höflichen Gruß und Dank, und lasst euch bei ihm daheim recht wohl und warm sein.

Alraun. Höret nur, Doktor! Ich hab' hier die Bedinge auf einen Zettel geschrieben. Es ist das Gleiche, was ich euch schon gesagt habe; das dürfet ihr nur unterschreiben: seht, ich hab' hier tausend Kronenthaler in Gold im Seckel, die nehmt einmal auf Abschlag; unten vor'm Hause steht noch ein Karren mit Geld, das lasst nur herauf holen; oder soll ich's euch bringen?

Luther. Packt ihr nur wieder auf mit euren Quadrupeln, das Ding wird mir immer verdächtiger.

Alraun. Ich bitt' euch, Meister, seid so gut und nehmt's an; seid euch doch nicht selbst im Weg mit euren Bedenklichkeiten und Alfanzereien. Da nehmt's und schreibt!

Luther. Fort, fort, mit euch und eurem Mammon! ihr habt mir schon lang' den Kopf mit eurem Schwatzen warm gemacht. Packt euch hurtig — fort!

Alraun. Ist das euer letztes Wort?

Luther. Ja! Ja!! Ja!!! Knöpft doch die Ohren auf!

(Das Zimmer verfinstert sich nach und nach; man hört draußen donnern; der Wind heult; Alraun kriegt feurige Augen; die Lumpen fallen ihm vom Pferdefuß; seine Hände werden Klauen, u. s. w.)

Luther. Der Teufel — Gott sei bei uns! Fort, fort! Betet es fort, das Scheusal! — Licht! Käterle! Licht!

Alraun. Kennst Du meinen Herrn, den Gewaltigen? Satan ist sein Name! (er zeigt Luthern die Klauen.)

Luther. Der hat keine Gewalt über mich. — Herr, verlaß mich nicht in der Stunde der Anfechtung!

Alraun. Seine Linke hält Rache, und seine Rechte den Tod! Seine Befehle sind lauter Donner, und sein Schelten ist wie das Brüllen des Hekla zur Stunde der Feuergeburt!

Luther. Fahre aus, du unreiner poetischer Geist!

Alraun. Er kann Dich zermalmen an glühenden Felswänden, Dich zerreißen, und Deine flammenden Gebeine durch den unermeßlichen Raum der Schöpfung schleudern, und wieder aufraffen, und wieder auslöschen, und wieder zusammenfügen, und Dich zu neuen Martern sparen.

Luther. Oremus! (er zieht seine beiden Pantoffeln aus, und hält sie Alraun als ein Kreuz vor.)

Alraun, der sich ein wenig zurückzieht. Seine Augen sind brennende Fackeln des Todes! Er kann dich — —

(Hier wirft Luther Alraun das Tintenfaß an den Kopf. Ein Blitz fährt durch die Stubenthür herein, und schleudert Alraun zum Fenster heraus. Es donnert noch, und wird stockfinster.)

Luther allein. Ist die Stunde der Anfechtung vorüber? Meine Gebeine beben! Diese stockfinstre Nacht dünkt mich ein offenes Grab —

(Katharine von Bore kommt mit einem Licht herein.)

Katharine. Hast 'n gehört, Mann! den Donnerschlag? fürchterlich war's, als wenn das ganze Haus zerschmettert würde. Gottlob! es brennt doch nirgends. Wo ist der fremde Herr Magister hingekommen?

Luther. Ja, ein schöner Herr Magister! der leibhafte Teufel war's.

Katharine. Ach, Du armes Männchen! bist schon wieder versucht worden! wie Du noch zitterst! Aber ist der Gott sei bei uns auch gewiß fort, oder steckt er etwa wie neulich noch hinter dem Schaft? (sie leuchtet hinter den Schaft) Nein, da ist nichts. Ich will doch auf allen Fall mit dem Besen nachfühlen. Aber was ist das? der Fußboden ist kohlschwarz! da liegt's Dintenfaß auf dem Boden! was ist das?

Luther. Ich hab's dem Satan in die Augen geworfen, und damit ist er fort.

Katharine. Ach, Du hätt'st ihm lieber den Plautus an den Kopf werfen sollen! da hab' ich jetzt acht Tage zu scheuren und zu fegen. Ja hör! Ueber das Hühnerhaus nach dem Garten zu flogen zwei feurige Scheiben nahe bei einander schnell durch die Finsterniß.

Luther. Da waren des Magisters Augen.

Katharine. Komm, Männchen! ich will Dir einen Teller mit Erbsen und Speck wärmen; das soll Dich wieder stärken!

(Der Vorhang fällt, und man hört eine Symphonie, worin heftig gedonnert wird. Nach geendigter Symphonie wird der Vorhang wieder aufgezogen.)

Vierter Aufzug.

Der Schauplatz ist in Satans Palast.

Beelzebub und viele andere vornehme Teufel sitzen in einem halben Zirkel, in dessen Mitte ein Thron von Eisen steht. Die Teufel haben alle Ordenszeichen. Es ist noch ein Platz neben dem Thron leer. An einem Tisch sitzen Pucks und Lurian, und haben Dinte und Feder vor sich. Ueber dem Thron liest man die Aufschrift: Nemo audiatur Die Thür öffnet sich, und ein Pedell kündigt Satan an. Alle stehn auf.

Satan tritt, auf **Judas** gestützt, herein.

Satan. Wie kommt es, Heiße, Siedende, Brennende und Getreue! daß die Verbrecher noch nicht hier sind?

Einer von den Räthen. Großer, lodernder, funkelnder, flammender, feuerspeiender, und ärger wie der Hekla brüllender Beherrscher! Die Wege sind so schlecht in der Luft — sie ist so dick und kalt, daß man mit den Equipagen fast nicht durchkommen kann. Gestern wollte ich auf mein Landgut fahren, aber die Luft war so dick wie Brei; darum kehrte ich wieder zurück.

Satan. Morgen soll über den Oberweginspektor Gericht gehalten werden.

Alle Räthe zugleich. Ganz wohl, Funkelnder! Flammender!

Satan. Ein streng' Gericht, sag' ich!

Alle. Ganz wohl, Lodernder!

Satan. Bei dem muß man nicht durch die Klauen sehen!

Alle. Ganz wohl, Brüllender!

Satan zu Pucks und Lurian. Minutirt das!

(Pucks und Lurian schreiben, während das Satan, dem seine Pfeife ausgelöscht ist, dieselbe an Judas Bart anzündet, was er etlichemal wiederholt.)

Einer von den Räthen. Ich höre ein Gepfeife!

Beelzebub. Das werden Alraun und Spuk sein. Ich befahl, sie mit Ketten von Salamandern zu fesseln; damit ihnen nicht etwa die eisernen am Leib zerschmölzen; die Kerls sind außerordentlich heißer Natur.

Satan. Immer übertriebne Vorsicht, Herr Vetter! Immer etwas zu meinen Befehlen hinzugekünstelt, als wenn ich euch die Regierung abgetreten hätte. Ich verlang' nur Gehorsam, und keine Extension meiner Befehle!

(Vier Teufel schleppen die gefesselten Spuk und Alraun bei den Hörnern und Ohren herein. Sie heulen.)

Satan. Wenn man noch einmal vergisst, die Verbrecher zu knebeln, so soll man mit Schnee gerieben werden, so lange bis es nicht mehr zischt. (Die Sekretärs schreiben.) Brennende und Getreue! Wir haben uns vorgenommen über diese beiden Verbrecher selbst zu urtheilen; verbieten euch also über diesen Casum zu votiren, als welches wir als ein Crimen laesae Majestatis infernalis anzusehn geruhen dürften. Wir sind von allem sattsam unterrichtet, durch unsere eigene feurige Weisheit. Auch verbieten wir, aus sehr weisen Absichten, den Verbrechern sich zu verantworten, weder durch die anwesenden Sachwalter, noch eigenmündig.

Alle. Ganz wohl, Brüllender! (Spuk und Alraun heulen.)

Satan. Nach unsrer unmöglich zu übertreffenden Weisheit, haben wir den Verbrecher Alraun, welcher unser Zutrauen und funkelnde Gnade auf's schändlichste gemißbraucht, auf unsere sehr detaillirte Befehle keine Attention gehabt, sich an unsrer Kavalierstafel aufs schändlichste überfressen und hernach auf dem Blocksberg pöbelhaft vollgesoffen; sodann, wie leicht zu erachten, mit Luthern nicht fein und teuflisch, sondern blos viehisch geredet hat: so daß unsere lodernden und höchst zu achtenden Projekte dadurch fehlgeschlagen, folgendes Urtheil zu fällen uns belieben lassen: Erstlich sollen demselben die Ohren abgeschnitten, und die Wunden mit Schnee gerieben werden. Sein Schwanz soll ihm gelähmt werden. Dann soll er aus unsern herrlichen Gegenden, wo in rabenschwarzer Nacht meilenhohe Flammen mit brennender Hitze erquicken, und die hinreißende Harmonie von Wolfsgeheule, Eulengeschrei und Fledermauspfeifen, eure Ohren so oft bezaubert hat, hinausgepeitscht, und in jene jammervollen Gefilde, wo nichts als ein ewig heiterer, kühler Frühling herrscht; wo nichts als laue Weste streichen, wo nichts als schlechte Nach-

tigallen singen; ja! wo er beständig verzeiflungsvoll auf grünen Fluren wandeln muß, und vergeblich nach glühendem Sande schreit: hineingestoßen werden auf hundert Jahre! (Alraun heult erbärmlich.) Was Spuk anbelangt, so soll derselbe, da er Alraun in seinem so schlecht gelungenen Vorhaben noch so ziemlich an die Klau gegangen, auch mäßig gewesen ist; nur auf ein Jahr eingesperrt und mit Fröschen gespeiset werden. Die ganze Wirthschaft aber auf dem Blocksberg, befehlen wir euch, Getreue! noch heute Abends zu zerstören, um mehrern Unordnungen vorzubeugen. Die Hexen sollen alle um Mitternacht hiehergebracht, und unsere fernere Willensmeinung in Ansehung derselben erwartet werden. Wie findet ihr dieses Urtheil, Vetter! und übrige Siedende, Brennende?

Alle. Gerecht, streng' und weise!

(Der Vorhang fällt. Man hört noch einige Zeit Alraun und Spuk heulen.)

Sehr epochemachend war ihrer Zeit die Satire: „Ankündigung einer ritterlichen Reise um und durch die Welt" (1787). Sie ging auf die Bemühungen verschiedener protestantischer Gelehrter, Spuren von Kryptokatholicismus in Deutschland zu finden; dann auch auf Infarctus und Visceralklystiere, wie auf Alle, welche sich dieses Mittels bedienten. Um aber zu begreifen, wie diese heterogenen Dinge sich hier vereinigen konnten, muß man der Verfasser selbst gewesen sein. Die Satire an sich ist höchst ärmlich, und die Ursache ihrer Sensation war ohne Zweifel nur das freie Umspringen mit damals berühmten Persönlichkeiten.

Die sophistische Scholastik der Theologen und Philosophen, in deren goldenem Zeitalter der famose Scholastiker Duns sein theologisches Unwesen trieb, ist Gegenstand der „Dunsias des Jahrhunderts, oder der Kampf des Lichts und der Finsterniß. Ein heroisch-komisches Gedicht in zwölf Gesängen" (Berl. 1793). Zur Grundlage nahm der Dichter den unter Friedrich II. Regierung in Preußen vorgefallenen, sattsam bekannten Gesangbuchsstreit. Und der Hauptzweck der Satire war Darstellung eines treuen Gemäldes theologischer Kniffe und Spitzfindigkeiten, wie der Narrheiten und Verderblichkeiten, welche fanatischer Religionseifer erzeugt, wobei die Geißel über die Thorheiten von Jahrhunderten, vornehmlich des achtzehnten geschwungen wird. Der Dichter erhöhte das Interesse, indem er sich selber über Secten und Parteien erhob, über Katholicismus wie Protestantismus, ohne allen positiven Glauben über Bord zu werfen. Für

ihn gab es noch entschieden himmlische Wahrheiten und einen persönlichen Gott, welche Befangenheit aber der Wirkung seiner Satire keinen Eintrag thun konnte. Im Gegentheil würde sie sich ohne das Durchleuchten positiver, um die Wirklichkeit eines absoluten Einzelwesens concentrirter Religiosität, damals selbst den Stab gebrochen haben. Noch einige Striche mehr durch die Dogmatik, und er hätte es nicht mehr wagen dürfen religiöse Mißbräuche blutrünstig zu schlagen. Seine Vorbilder sind übrigens offenbar hauptsächlich Persius und Juvenal gewesen, woher auch seine Vorliebe für den reimlosen Jambus. Allein in den sieben letzten Gesängen herrscht doch durchgängig ein ziemlich hudibrastischer Ton; hier springen, um einen Tropus zu verwenden, Scenen, Gemälde und Charactere aus dem Molossus zum Dactylus hinüber, das Burleske bemächtigt sich des Gravitätisch-Komischen. Hin und wieder hat die Gedankenfülle den Ausdruck stark übervortheilt, doch ist man gern geneigt letzteren deshalb nicht in strenge Rechenschaft zu ziehen. Zur Oekonomie des Ganzen aber — elf Gesänge gewissermaßen Vorbereitung und ein einziger Handlung, ein tempus immensum gleichsam um Himmel und Hölle, Phantome und Wesenheiten, Geister und Menschen, Geweihte und Profane, Geistliche und Laien in Bewegung zu setzen und durcheinander wirbeln zu lassen, und nur einige Tacte für das Finale der Walkmühle, in welcher die großen Helden und Heiligen mürbe gestampft werden, — ich sage, zu dieser Oekonomie leitete den Dichter vor Allem die Erreichung seines Hauptzweckes. Aber in diesem Plane lag unzweifelhaft auch eine Anspielung auf das Wesen der Theologie, welche ein Feuer aufwirft als ob es der Bereitung von Hekatomben gälte und doch nur einen Breitiegel ansetzt. Viele Mittel — wenig Zweck, heißt es eben so fein als treffend, viel Vorbereitung — wenig That, großer Anfang — kleines Ende ist das Motto jeder — heroisch-komischen Dichtung!

Nach der Versicherung des Herausgebers (F. L. v. B.), der den Text mit mehreren nicht ganz unbrauchbar gewordenen Noten wie mit einem Vorbericht versah, war der Dichter dieser „Dunsias" Prediger auf einem seiner Güter. Die Gründe inzwischen, warum er den Namen verschwiegen, sind nicht einzusehen, und seine Angabe erscheint blos als Verhüllung der eigenen Autorschaft.

Gegen Freimaurerei, Illuminaten, Rosenkreuzer, Tempelherren, Jesuiten, Adepten und Geheimnißkrämerei aller Art kehrten sich die „Freimaurerischen Wanderungen des weisen Junkers Don Quixote von Mancha und des großen Schildknappen Herrn Sancho Pansa. Eine Jahrmarktsposse. Deutschland, ohne Erlaubniß der Obern" (1787. 1788. 192 S. in den ächten Ausgaben). Don Quixote und Sancho Pansa wandern, wiederauferstanden, nach Deutschland, um hier mancherlei Abenteuer gegen Unwissenheit und Aberglauben zu bestehen, zunächst feierliche Aufnahme in einer Freimaurer-Winkelloge erlangend, wobei Sancho's Benehmen drastisch lächerliche Auftritte herbeiführt, wie denn dieser Character überhaupt am unterhaltendsten gezeichnet ist. Darnach ziehen sie denn aus auf Avantüren, die auch nicht lange auf sich warten lassen, übrigens aber stets handgreiflich auf Vorgänge und Erscheinungen der Zeit hinweisen. Jovialität waltet von Anfang bis Ende und die theilweis dramatische Einkleidung war ein glücklicher Griff zur Verstärkung des Colorits. Störend allein ist mancher niedrige Ausdruck.

Beachtenswerth ist dann noch ein satirischer Aufsatz, welchen Erhard's Journal „Amalthea" gegen die zu Ende des neunten Jahrhunderts auf den höchsten Gipfel der Lächerlichkeit gestiegene Narrheit der sogenannten Jesuitenriecher aufnahm, die in Versuchung geriethen sich selbst für Jesuiten zu halten, sobald sie sich im Spiegel erblickten. Es sind die „jesuitischen Wanderungen und wichtigen Entdeckungen des großen Ritters Wunibald" gemeint (I. 2. St. 30—93). Wie jedoch der Herausgeber schon dem ungenannten Verfasser vorhielt, wenn jene Thoren und Nachbeter in vollstem Maaße Spott verdienten, so ging er darin zu weit, daß er ohne Ausnahme und Einschränkung Jeden lächerlich machte, der nur jemals der Jesuiten geheime Plane für möglich oder wahrscheinlich erachtete, die läppischen Nachschreier nicht von denen sonderte, die viel zu gescheidte Männer waren, als daß sie das Publicum auf ein bloßes Gespenst erhitzter Einbildungskraft hätten aufmerksam machen sollen. Anspielungen auf Gedicke, Biester u. A. erwiesen am deutlichsten, wie der Verfasser das Kindlein in der Lauge des Spottes ersäufte, statt es darin zu reinigen.

Unter der Menge selbständiger Schriften aber, welcher die Aufhebung des Jesuitenordens Boden bereitete, wuchs nur Eine

Satire empor, die hier Beachtung verdient. Das vor mir liegende Exemplar derselben ist ein Flugblatt von vier Seiten, ohne Titel wie ohne Angabe des Druckorts und Jahres. Des ersteren Stelle nimmt ein Kupferstich ein, der den Papst auf seinem Throne unter einem Baldachin darstellt, in vollem Ornate mit der Tiara und den Schlüsseln St. Peters und in segenspendender Attitüde. Ihm zur Seiten stehen zwei Soldaten, und vor ihm drei Kardinäle, beschäftigt einige Jesuiten durch ein Sieb zu werfen, das von verschiedenen Ordenshörigen umgeben ist. Ein Jesuit liegt bereits auf dem Boden des Siebes, die Hände nach einem zweiten ausstreckend, der eben hineinfällt. Ein dritter versucht die Umkehrung des Siebes. Abgeworfene Jesuitengarderobe wird von einem wachehaltenden Soldaten über dem Arm getragen. Das ganze Bild aber erklärt das folgende, auf der zweiten Seite beginnende Gedicht:

Magnis stare diu Purcarum lege negatum est;
  Fortunae arbitrio maxima regna cadunt.
Dum summo certat romana potentia coelo,
  deficit et vires immolut ipsa suas.
Crescendo minui firmissima quaeque videmus,
  alternasque sequi mox peritura vices.
Divitiis onerata suis corrumpisur arbor,
  perque suos partus prodiga mater obit.
Despectas fugiens ignitum missile terras
  rumpitur et lucis funera coeca gemit.
Sic quo splendidius lumen boreale coruscat,
  hoc propius finem spectar habetque suum.
Luditur et ludit fatuum sors coeca per orbem,
  jam pandit famulus ubera plena suis!
Jam claudit furiosa sinum; pro lacte venena
  porrigit, et tragicas evomit ore minas.
Diffugiunt tituli, stellaeque, crucesque recedunt,
  Codrus et est subito, qui modo Croesus erat.
Ordinibus sacris etiam sua fata minantur,
  et subito casu, qui viguere, ruunt.
Lojolae praeclara phalanx (quis credere posset?)
  projicit emerita patria tela manu:
Ista potens acies, qua nulla paratior unquam,
  indixit stigiae bella sacrata ferae;
Quae virtute domum solis complevit utramque,
  quae feriit meritis sidera celsa suis,
Dediscit jam pace duces et jussa quiescit,
  solvitur, exspirat, desinit esse, fuit.

Signiferi Jesu signis spoliantur et armis;
magnis exulibus vix datur orbe locus.
Frustra respiciunt miseri sua templa domosque,
quas habuere prius, quae coluere prius.
Quod fuit argenti, quicquid superaverat auri
tollitur, ereptis flet domus orba bonis.
Splendida gemma migrat digitis arsura superbis,
arserat in claustro quae Deus! ante tuo.
Majestas veneranda jacet, tristisque sub hasta
arguit emptoris lucra pudenda sui.
Quod prius effigiem sanctorum expresserat aurum,
sorte repentina principis ora refert.
Attonitum volitant numismata sacra per orbem,
(auri sacra fames hinc puto nomen habet.)
De tot jam villis superest non unica cespis,
non superest culti parvula gleba soli.
Quicquid erat pecoris, quicquid superabat agrorum,
continuit gremio quod nemus, alter habet.
D...tur: haec mea sunt, veteres migrate coloni!
is, ite! valete! bonis.
·bis tauri sudatis aratro;
.ı vobis vellera fertis oves.
olucres sic mollia tecta paratis;
non vobis mellificatis opes
·riae fines, et dulcia linquitis aeva,
ra vestra, piae dilaniantur opes
Hic pietatis honos, sic vos in sceptra reponunt;
haec merces vestrae sedulitatis erat?
Haec pro tam multo modo sanguine bona refertis?
haec de discipulo dona magister habet?
Quae regio in terris vestri non plena laboris?
nominat egregios orbis uterque viros.
Inclita gens! quae tot sanctos transscripserat astris,
o Jesu socii, ter veneranda cohors.
Tu pro sacrata quae religione tulisti,
ardentes chalybes, vulnera, flagra, cruces,
In te mors flammis, in te mors saeviit undis,
et tormentorum depluit omne genus.
Ut coecas gentes baptismi fonte lavares,
non mare, non tellus obstitit ulla tibi.
Extremos portas Christi vexillo per Indos,
ejicis ex templis numina vana suis.
Ex brutis homines divino dogmate formas
Christi dumque fidem per crucis arma doces.
Fraena juventutis ter fausta lege gubernas,
Tu monstras veram, quam decet ire, viam.

Modification des Kantianismus, und beide Systeme nichts als veränderte Sprößlinge des alten Idealismus, wie er bei den Griechen zu den Zeiten der Platonianer, bei den Franzosen zu den Zeiten der Descartes und Malebranche, bei den Engländern zu den Zeiten des Berkeley stattgefunden.

Nachdem der Kampf eigentlich schon geendet war, stellte sich noch Jean Paul mit der „Clavis Fichtiana seu Leibgeberiana" (Erf. 1800) ein, um die Wissenschafslehre lächerlich zu machen. Sie ist an sich eine seiner besten Schriften; gleichwol zeigte sie ganz deutlich, daß er selber nicht einmal zu den Propyläen der kritischen Philosophie den Schlüssel gefunden, und daß er der Letzte, der die Mysterien derselben im Ernst oder im Spott zu entriegeln inneres Verständniß erwerben konnte. Mit blos witzigen Einfällen, sinnreichen Gedanken, geschickten Punctirungen und drolligen Zusammenraffungen, und wenn man deren noch so viel in seinem Vorrathshause angesammelt hat, erlangt man keine philosophische Kampftüchtigkeit: mit solchen Waffen hauptsächlich versetzt man den philosophischen Ideen wol die Pritschenschläge des Harlekins, aber man überwindet sie damit nicht, und wenn darüber die Lacher herbeilaufen, so gilt das Gelächter dem Schlagenden, nicht den Geschlagenen, — dieser geht unversehrt weiter. Dies vorläufig. Jean Paul's schriftstellerischer Charakter wird erst weiterhin Aufgabe. Hier nur noch einige Proben von der an sich ganz interessanten, doch objectiv unangemessenen Art der „Clavis".

Was ist Wahrheit? Diese Frage warf ich im Klosterhof, nicht in der Klosterbibliothek zu Prag auf, als ich da im Passionsspiele den Ponzius Pilatus machte; es verdroß mich aber den andern Tag, daß ich (meiner Rolle gemäß) fortgegangen war, ohne anzuhören, was der Prager darauf versetzte, den ich geißeln und kreuzigen ließ. Jetzt lass' ich den Prager Prager sein. Denn da ich nach meiner Wissenschaftslehre doch nichts von ihm erfahren kann als meine eigenen Dictate, und da ich der Pilatus und Gekreuzigte zugleich bin, ja sogar der Vater des letztern, nämlich die unbedingte und unendliche Realität selber: so enthalt' ich als Unendlicher alle Wahrheiten in mir und vor dem Enthalten mach' ich sie erst. Die Wissenschaftslehre beweiset, daß ich das könne; und wenn ich's kann, so kann ich die Wissenschaftslehre selber setzen und machen, welches ein rein vollendeter Zirkel ist.

Zirkel. Alle Zirkelschmiede und Sphärometer, nämlich die Philosophen, beschreiben in ihren obersten Grundsätzen stets einen Zirkel; ihre Systeme zeichne ich gern wie die Architekten in ihren Baurissen die Ab-

Befremdlich mager ist innerhalb der hier gesteckten Grenzen die komisch-satirische Aussaat auf den specialwissenschaftlichen Feldern, zu denen, wie angedeutet, die Theologie — diese Entretenüe aller Wissenschaften — nicht zählt; und wen einzig nach Hesperiens goldenen Früchten gelüstete, der ginge ohne Ernte aus. Kümmerliches Farrengewächs ist die „Kritik der reinen Vernunft von einem Neger", Fez [Leipz.] 1790, und eine zwar anmuthige, aber doch blos halbreife Waldbeere das „Schattenspiel der Welt", in welchem Carl Ferdinand Hommel die Leibnitzsche prädestinirte Uebereinstimmung äfft. Hommel war ordentlicher Professor der Rechte, Decemvir und Rath der Universität Leipzig wie auch Domherr des Stifts Merseburg, geboren zu Leipzig am 6. Januar 1722, gestorben am 16. Mai 1781. Die genannte Frucht ruht in dem Allerlei heiterer und ernsthafter, satirischer, kritischer und philosophischer Gedanken, das unter dem Titel: „Einfälle und Begebenheiten" (Leipz. 1760) an den Tag trat, vermehrt und verbessert als: „Kleine Plappereien" (1773). Johann Jacob Engel (1741—1802) stattete seinen „Joseph Timm" im „Philosophen für die Welt" mit der Tendenz aus, Fichte's philosophisches System lächerlich zu machen und die Anhänger desselben als Narrenhäusler zu specificiren, aber die Ausführung verkrüppelte. Auffälliger Weise hat sich in den turbulenten und ruhmlosen Kampf selber, den eine Horde bornirter Gelehrter und pfäffischer Zeloten im Bunde mit prohibitorischen Regierungen gegen die Fichtesche Philosophie und deren vermeintlichen Atheismus geführt, auch nicht Eine Schrift gemischt, welche das Prädicat satirisch-komisch verdient. Beachtenswerth ist blos der lustige Anhang, mit dem die Söldner und Miethlinge der Dummheit und Aftergelehrtheit bewirthet wurden in den „vertrauten unparteiischen Briefen über Fichte's Aufenthalt in Jena, seinen Character als Mensch, Lehrer und Schriftsteller; nebst einer Beurtheilung aller für und gegen ihn erschienenen Schriften, nnd einer Würdigung der Herderschen Metakritik. Mit Fabeln, Distichen, Orakeln und Kupfern." (1799.) Der ganze Kampf aber, der auch die Person Fichte's nicht unverschont ließ, und die Aufmerksamkeit des gesammten lieben deutschen Reichs in Anspruch nahm, ist lächerlich, um so lächerlicher für uns, je mehr wir zugestehen müssen, daß die Fichtesche Philosophie doch nichts weiter war, als eine tiefer aufgegriffene

Zeit (jetzt bis in's achtzehnte Jahrhundert herein) — was in beiden ist — die Welten — was auf diesen ist — die drei Reiche der Natur — die lumpigen königlichen Reiche — das der Wahrheiten — das der kritischen Schule — und sämmtliche Bibliotheken!" — Und mithin auch die paar Bände, die Fichte geschrieben, weil ich ihn erst setzen oder machen muß, ehe er eintunken kann — denn es kommt auf meine moralische Politesse an, ob ich ihn leben lassen will — und zweitens weil wir beide, wenn ich mich auch dazu verstehe, als Anti-Influxionisten doch nie unsere Ichs behorchen können, sondern jeden selber das erfinden muß, was er vom andern lieset, er meinen Clavis, ich seine Drucksachen. Daher nenn' ich die Wissenschaftslehre keck mein Werk, und den Leibgeberianismus, gesetzt auch, Fichte wäre und hegte ähnliche Gedanken; er würde hier nur der Newton mit seinen Fluxionen sein und ich der Leibniz mit der Differentialrechnung, zwei ähnliche große Männer! So giebt es auch eben so viele philosophische Messiasse (Kant und Fichte), und eben so viele jüdische, wovon der erste der Sohn Josephs, der andere der Sohn Davids sein soll.

Vielgötterei oder Viel-Icherei. Andere Götter oder Ichs neben mir zu haben verbietet der mosaische Dekalogus, eben so scharf als es der Fichtische gebietet. Der Verfasser dieses Clavis muß es allen, die ihn lesen und rezensiren, rund heraus bekennen, daß er, als strengconsequenter Theoretiker, unmöglich mehrere Wesen glauben kann als sein eignes weil durch dasselbe alles hinlänglich erklärt und producirt und integrirt wird, worüber man fragte und focht, das Dasein des vorgestellten und des vorstellenden Universums und das Handeln des reinen Ichs oder der Gottheit. Ohne Noth werden sonst die Wesen — und noch dazu die unendlichen — vervielfacht, da an Einem Schöpfer und Primas aller Dinge genug sein kann. Millionen, Trillionen absolute Ichs, primae causae, causae sui aliorumque, unbedingte Reali- und Ascitäten oder Gottheiten — z. B. Weimaraner, Franzosen, Russen, Leipziger, Pestizer, Irokesen, Menschen aus allen Ländern und Zeiten — diese höchste Wesen kommen alle und wachsen unaufhörlich nach und bringen ihre eignen Universa mit (die ich noch dazu für vidimirte Copien des meinigen kaufen soll); aber wozu und mit welchem Recht und unter welchen Grenzen ihrer Volksmenge und Mitbelehnschaft, frag ich, als schärfer Unitanier und Singularis? — Ich bitte, find' ich besagte Ichs anderswo als in der von mir gesetzten natura naturata, in meinem breiten Nicht-Ich als eingewirkte Figuren dieser unendlichen Haute-de-lisse Tapete, als Einschränkungen und Bestimmungen meines Noumenons, aber keines selber? — Und geb ich's zu, so können sie, diese meine eignen Emanationen und Drillings- oder vielmehr Sextillionen-Geburten mich, wenn sie wollen, zu ihrem Fechser und Derivativum und Adjectivum herabsetzen, zum Stiftchen in der Mosaik ihres Nicht-Ichs? Und die alte Frage Augustin's, ob der Sohn auch Gott den Vater zeugen können würde repetirt und bejaht. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein für alle Male sei übrigens bemerkt, daß in allen Fächern eine reichliche Anzahl von Schriften existirt, deren Titel leichtlich Täuschung veranlassen. So schrieb, um wenigstens ein Beispiel anzuführen, Immanuel Berger unter dem Namen Hieronymus Eusebius Augustinus „Briefe über die allerneueste prophetische Guckkastenphilosophie des ewigen Juden (1797), von denen man nun satirische Haltung erwartet, welche inzwischen eine energische und sogar grobe Abfertigung des Nicolaischen Raisonnements über philosophische Gegenstände sind, wie man es im elften Bande seiner Reisebeschreibung verfolgen kann. Freilich sagt Berger, er habe in seinen Briefen schließlich das difficile interdum est satyram non scribere bestätigt erhalten, doch selbst ein mikroskopischer Blick wird nichts davon gewahr werden.

Künzli, Schulrector in Zürich, war ein Tabaksdosenfabrikant aber kein Bernini in der Satire, welche er als Magister Kinderlieb wider die Gegner von Sulzer's Versuch einiger vernünftigen Gedanken von der Auferziehung und Unterweisung der Kinder fertigte. Und die „Pillen zur Verdauung einer guten Erziehung" (Leipz. 1785) sind keineswegs magenstärkend, eher magenerweichend. Der verborgene Quacksalber war Christian Ludwig Japel, gestorben 1791 als Pfarrer zu Donndorf bei Wiehe. Gegen dieses schale After-Medicament sind das „wohlgemeinte Project zur Verbesserung des Informationswesens, mit patriotischen Rücksichten entworfen und bereits zur Hälfte ausgeführt, von Nathanael Gastripheres", und „Asmodi, eine pädagogische Erzählung für Frauenzimmer", wahrhaft hydrotisch, obschon sich fast nichts von scharfem und beißendem Spotte darin findet. Sie bilden einen Theil des Inhalts der „satirischen und scherzhaften Aufsätze, herausgegeben von einem berühmten Journalisten" (Leipz. 1787), welche auf dem Grunde vorwiegend guter Laune und lachender Ironie in leichter Diction emporwuchsen. Johann Benjamin Michaelis' Satire über „die Kinderzucht" (Werke Wien 1791. I. 126—139) hat mit dem Komischen nichts gemein. Der beste Preis gebührt den „pädagogischen Kriegsliedern von M. C. F. Ungenannter (Stiehl), Carthago" [Frankf.] 1790. Neue Ausgabe 1792 — Satiren auf Knigge's und Campe's Streitigkeiten über Erziehung.

Zeit (jetzt bis in's achtzehnte Jahrhundert herein) — was in beiden ist — die Welten — was auf diesen ist — die drei Reiche der Natur — die lumpigen königlichen Reiche — das der Wahrheiten — das der kritischen Schule — und sämmtliche Bibliotheken!" — Und mithin auch die paar Bände, die Fichte geschrieben, weil ich ihn erst setzen oder machen muß, ehe er eintunken kann — denn es kommt auf meine moralische Politesse an, ob ich ihn leben lassen will — und zweitens weil wir beide, wenn ich mich auch dazu verstehe, als Anti-Influxionisten doch nie unsere Ichs behorchen können, sondern jeden selber das erfinden muß, was er vom andern lieset, er meinen Clavis, ich seine Drucksachen. Daher nenn' ich die Wissenschaftslehre keck mein Werk, und den Leibgeberianismus, gesetzt auch, Fichte wäre und hegte ähnliche Gedanken; er würde hier nur der Newton mit seinen Fluxionen sein und ich der Leibniz mit der Differentialrechnung, zwei ähnliche große Männer! So giebt es auch eben so viele philosophische Messiasse (Kant und Fichte), und eben so viele jüdische, wovon der erste der Sohn Josephs, der andere der Sohn Davids sein soll.

Vielgötterei oder Viel-Icherei. Andere Götter oder Ichs neben mir zu haben verbietet der mosaische Dekalogus, eben so scharf als es der Fichtische gebietet. Der Verfasser dieses Clavis muß es allen, die ihn lesen und rezensiren, rund heraus bekennen, daß er, als strengconsequenter Theoretiker, unmöglich mehrere Wesen glauben kann als sein eignes weil durch dasselbe alles hinlänglich erklärt und producirt und integrirt wird, worüber man fragte und focht, das Dasein des vorgestellten und des vorstellenden Universums und das Handeln des reinen Ichs oder der Gottheit. Ohne Noth werden sonst die Wesen — und noch dazu die unendlichen — vervielfacht, da an Einem Schöpfer und Primas aller Dinge genug sein kann. Millionen, Trillionen absolute Ichs, primae causae, causae sui aliorumque, unbedingte Reali- und Ascitäten oder Gottheiten — z. B. Weimaraner, Franzosen, Russen, Leipziger, Pestizer, Irokesen, Menschen aus allen Ländern und Zeiten — diese höchste Wesen kommen alle und wachsen unaufhörlich nach und bringen ihre eignen Universa mit (die ich noch dazu für vidimirte Copien des meinigen kaufen soll); aber wozu und mit welchem Recht und unter welchen Grenzen ihrer Volksmenge und Mitbelehnschaft, frag ich, als scharfer Unitanier und Singularis? — Ich bitte, find' ich besagte Ichs anderswo als in der von mir gesetzten natura naturata, in meinem breiten Nicht-Ich als eingewirkte Figuren dieser unendlichen Haute-de-lisse Tapete, als Einschränkungen und Bestimmungen meines Noumenons, aber keines selber? — Und geb ich's zu, so können sie, diese meine eignen Emanationen und Drillings- oder vielmehr Sextillionen-Geburten mich, wenn sie wollen, zu ihrem Fechser und Derivativum und Adjectivum herabsetzen, zum Stiftchen in der Mosaik ihres Nicht-Ichs? Und die alte Frage Augustin's, ob der Sohn auch Gott den Vater zeugen können würde repetirt und bejaht. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Zusatz.

§. 6.

Es giebt auch alte junge Herren.

Anmerkung.

§. 7.

Weil die Exempel hievon heut zu Tage etwas rar sind, so will ich den Horaz nennen, welcher sich deswegen selbst straft, da er sagt:

— — desine, dulcium
Mater saeva cupidinum,
Circa lustra decem flectere mollibus
Jam durum imperiis.

III. Erklärung.

§. 8.

Ein Müffchen ist ein hohler, inwendig und um die Ränder mit Pelzwerk gefütterter, und auswendig mit Sammet überzogener Cylinder.

Anmerkung.

§. 9.

Vor diesem bediente sich nur das Frauenzimmer der Müffchen, im Winter die Hände darin vor der Kälte zu verwahren: itzo aber brauchen sie alle junge Herren zu gleicher Absicht. Ja sogar auch Mannspersonen, die keine junge Herren sind, tragen selbige.

Zweite Erfahrung.

§. 10.

Wenn es gegen den Winter kommt, so sieht man, daß die jungen Herren Müffchen zu tragen anfangen. Und sie legen sie erst wieder ab, wenn der Sommer heran kommt.

I. Grundsatz.

§. 11.

Wer da weiß, wenn es warm und kalt, Sommer und Winter ist, der besitzt eine starke physikalische Einsicht.

Anmerkung.

§. 12.

Da ich diesen Satz einen Grundsatz genennet habe, so habe ich mir die Mühe erspart ihn zu beweisen.

I. Lehrsatz.

§. 13.

Die jungen Herren besitzen eine starke physikalische Einsicht.

Ebenso dürftig ist die Vegetation auf naturwissenschaftlichem und medicinischem Boden. Ein wahres Prachtgewächs, das den besten satirischen Erzeugnissen der Zeit zur Seite gestellt werden kann, und dessen volle Beschauung wir uns nicht versagen dürfen, zog allein Christlob Mylius in den „Anfangsgründen der Physikopetitmaitrik" (Vermischte Schr. 268—279), dieser plastisch-unwiderstehlichen Kreuzigung des Dilettantismus in der Naturforschung wie der mit der Toga schwerfälligster Systematik behangenen Spielereien und absurden Ausartungen in derselben.

Anfangsgründe
der
Physikopetitmaitrik.

I. Erklärung.

§. 1.

Die Physikopetitmaitrik ist eine Wissenschaft von der physikalischen Einsicht der jungen Herren.

II. Erklärung.

§. 2.

Ein junger Herr ist ein Mensch, dessen höchstes Gut schöne Kleider, die neusten Moden, verliebte Frauenzimmer und dicke Waden sind.

1. Anmerkung.

§. 3.

Ein junger Herr heißt auf französisch petit maître, und hievon hat gegenwärtige Wissenschaft ihren Namen.

2. Anmerkung.

§. 4.

Es versteht sich, daß ein junger Herr männliches Geschlechts sein muß, da er ein Herr ist, und verliebte Frauenzimmer sein höchstes Gut sind. Hütet euch aber, daß ihr nicht meinet, alle Mannspersonen wären junge Herren.

Erste Erfahrung.

§. 5.

Wenn ihr auf alle Leute wohl Achtung gebet, so werdet ihr wahrnehmen, daß auch Mannspersonen von 40, 50 bis 60 Jahren einen großen Gefallen an schönen Kleidern, neuen Moden, verliebten Frauenzimmern und dicken Waden haben.

klar, daß derjenige, welcher physikalische Versuche macht, ein Naturkundiger sei. W. Z. E. W.

II. Lehrsatz.

§. 20.

Küsse sind physikalische Versuche.

Beweis.

Man findet ihn in den Anfangsgründen.

Anmerkung.

§. 21.

Elektrische Versuche sind physikalische Versuche. Daß aber Küsse elektrische Versuche sind, daß beweist die Veneranda Venus in pice, d. i. die ehrwürdige Venus auf dem Peche. Wer diese Anmerkung nicht versteht, der soll sie auch nicht verstehen.

III. Lehrsatz.

§. 22.

Die jungen Herren sind Naturkundige.

Beweis.

Die jungen Herren können küssen (§. 16.) und küssen auch wirklich (§. 17.). Küsse sind physikalische Versuche (§. 20. 21.). Wer also küsst, der macht physikalische Versuche. Wer aber physikalische Versuche macht, der ist ein Naturkundiger (§. 19.). Dannenhero sind die jungen Herren Naturkundige. W. Z. E. W.

V. Erklärung.

§. 23.

Wenn Dinge ein gehöriges Verhältniß zu einander haben, so stimmen sie mit einander überein.

VI. Erklärung.

§. 24.

Die Symmetrie ist die Uebereinstimmung der Theile eines Ganzen mit einander.

VII. Erklärung.

§. 25.

Schön nennt man ein Frauenzimmer, wenn dessen Gliedmaßen eine Symmetrie haben.

Anmerkung.

§. 26.

Hieher gehört auch die Farbe der Gliedmaßen.

Beweis.

Wer da weiß, wenn es warm und kalt, Sommer und Winter ist, der besitzt eine starke physikalische Einsicht (§. 11.). Die jungen Herren aber wissen, wenn es warm und kalt, Sommer und Winter ist: (§. 8. 9. 10.) demnach besitzen die jungen Herren eine starke physikalische Einsicht. W. Z. E. W.

IV. Erklärung.

§. 14.

Wenn eine verliebte Person männliches oder weibliches Geschlechts seine Lippen auf die Lippen oder einen jeden Theil des andern drückt und sie mit einigem Geräusch derselben wieder davon wegnimmt, so heißt dies küssen, und die Handlung des Küssens wird ein Kuß genannt.

Anmerkung.

§. 15.

Ich weiß zwar wohl, daß ein Vater seinen Sohn aus väterlicher und eine Schwester ihren Bruder aus schwesterlicher Liebe küßt: aber dies sind keine verliebte Personen, und ihre Küsse sind also nach meiner Erklärung keine Küsse*).

Heischesatz.

§. 16.

Verliebte Frauenzimmer kann man küssen.

Dritte Erfahrung.

§. 17.

Die jungen Herren küssen das verliebte Frauenzimmer.

Anmerkung.

§. 18.

Was hier die Erfahrung a posteriori lehrt, kann man auch a priori daraus erkennen, daß man küsst was man liebt.

Lehrsatz.

§. 19.

Wer physikalische Versuche macht, der ist ein Naturkundiger.

Beweis.

Täglich vor Augen schwebende Beispiele zeigen, daß Leute, welche weder etwas anders thun noch etwas anders können als physikalische Versuche machen, Naturkundige genennet und blos ihrer Versuche wegen in berühmte physikalische Gesellschaften aufgenommen werden. Daher ist

---

*) Ich lasse hier drei angeflochtene geschmacklose Strophen weg.

der Hände, der Aerme, des Halses, des Kopfes, der Augen, der Ohren, der Stirne, des Mauls, der Nase u. s. w. eines Frauenzimmers, welches ihr überhaupt für schön haltet.

3. Messt den Leib, die Schenkel, die Brust, die Nase u. s. w. eines Frauenzimmers, dessen Schönheit ihr untersuchen wollt; welches am füglichsten mit seidner Schnure geschehen kann, damit es dem zu messenden Frauenzimmer nicht beschwerlich sei.

4. Knüpft überall einen Knoten in die Rundschnüre, wo das genommene Maß aus ist. Merkt euch aber ja wohl, welche Knoten für jedes gemessene Glied gehören, damit ihr nicht die Größen mit einander verwechselt, und z. E. die Länge der Schenkel, für die Länge der Nase anseht.

5. Vergleicht die genommenen Maße mit den Maßen eben derselbigen Glieder auf eurem Maßstabe und sprecht:

> Wie sich verhält die Größe eines Gliedmaßes eines schönen Frauenzimmers überhaupt zu der Größe eines jeden andern Gliedmaßes eines schönen Frauenzimmers überhaupt, so verhält sich die Größe eben dieses ersteren Gliedmaßes an dem gemessenen Frauenzimmer zu der Größe eben dieses letzteren Gliedmaßes an dem gemessenen Frauenzimmer.

Ist nun das letztere Verhältniß viel größer oder kleiner, als das erstere, so ist wenig schönes an dem gemessenen Frauenzimmer. Kommen aber beide Verhältnisse einander sehr nahe, oder sind einander gar gleich: so ist dasselbe sehr schön, wenn nämlich dies bei allen Theilen zutrifft. Ihr habt also die absolute Größe der Schönheit gefunden: welches das erstere war.

6. Vergleicht das Verhältniß der Gliedmaßen des Frauenzimmers, dessen Schönheit euch der Größe nach unbekannt ist. Welches Verhältniß nun den Verhältnissen auf eurem Maßstabe am nächsten kommt, das zeigt eine größre Schönheit an, und umgekehrt. Und dieses macht euch die relative Größe der Schönheit bekannt; welches das andere war.

Es sei z. E. die Schönheit eines Frauenzimmers in Ansehung des Mundes und der Nase zu suchen. Die Länge der Nase sei zur Breite des Mundes wie 4^a zu 3^a: ihr befändet aber diese Größe bei einem gegebenen Frauenzimmer in dem Verhältniß $6^a : {}^a$; so wäre, weil $\frac{6^a}{a} = 6$ hingegen $\frac{4^a}{3^a} = 1^1/_3$, das erstere Verhältniß dem letztern sehr ungleich, und euer ausgemessenes Frauenzimmer würde sehr häßlich sein, denn ihre Nase wäre fast 6 mal so groß als ihr Mund. Es wird also $6 - 1^1/_3 = 4^2/_3$ die absolute Größe der Schönheit dieses Frauenzimmers in Ansehung ihrer Nase und ihres Mundes zu erkennen geben.

Fändet ihr bei einem andern Frauenzimmer diese absolute Größe $\frac{1}{1000}$: so würde dasselbe sehr schön und weit schöner sein, als das vorhergehende. Nämlich die Größen beider Schönheiten werden sich umgekehrt verhalten, wie die Differenzen zwischen dem Quotienten von den Verhältnissen der Größen auf dem Maßstabe. Es sei die Größe der

erstern Schönheit = m, die Größe der letztern = n: so ist m : n = $\frac{1}{1000}$: $4^2/_3$. Man sieht hieraus, daß die absoluten Größen desto kleiner sind, je größere Zahlen selbige ausdrücken, und umgekehrt.

Anmerkung.

§. 34.

Es ist nicht gewöhnlich in Auszügen aus Anfangsgründen mathematischer Wissenschaften zu allen Auflösungen der Aufgaben den Beweis zu setzen, wenn er gleich oft sehr nöthig ist. Meine Leser könnten denken, ich verstände die mathematische Methode nicht, wenn ich alles beweisen wollte.

Zusatz.

§. 35.

Die physikalische Erkenntniß der jungen Herren ist mathematisch, da sie schöne Frauenzimmer lieben (§. 32. 2.), die Schönheit aber zu kennen große mathematische Einsicht erfordert wird (§. 33.).

II. Aufgabe.

§. 36.

Den körperlichen Inhalt einer Wade zu finden.

Auflösung.

1. Nehmt einen jungen Herrn, legt ihn auf den Bauch, bindet ihn an ein Bret, daß er nicht um sich schlage, und haltet ihm den Mund zu, auf daß er nicht schreie und einen Lärm unter den Hunden erwecke.

2. Ziehet ihm an einem Fuße den Schuh und den Strumpf aus.

3. Gießet geschmolzenen Siegellack über den nackten Fuß, so, daß ihr eine Form von der Wade bekommt.

4. Wenn der Siegellack hart und kalt geworden, so nehmt ihn ab, und gießt in die Form der Wade geschmolzenes Wachs.

5. Wenn dieses kalt worden, so nehmt es heraus und bringt es in die Form einer Kugel; endlich

6. Multiplicirt den Durchmesser und den größten Cirkel dieser Kugel ineinander, und dies Product multiplicirt in $^1/_6$ des Durchmessers: so habt ihr was ihr verlangt. Z. E. der Durchmesser wäre = a, der größte Cirkel = b und der gesuchte Inhalt = x: so ist x = $\frac{a^2b}{6}$.

Beweis.

Weil die Kugel einer Pyramide gleich ist, deren Grundfläche der ganzen Kugelfläche, die Höhe aber der Hälfte ihres Durchmessers gleich ist: so muß der kubische Inhalt der wächsernen Kugel auf angebrachte Weise gefunden werden. Der körperliche Inhalt dieser Kugel ist aber gleich dem körperlichen Gehalte der Wade (per constr.): folglich erhält

man auf beschriebene Weise den körperlichen Inhalt einer Wade. W. Z. E. W.

Zusatz.

§. 37.

Die jungen Herren verstehen sich gut auf die dicken Waden (§ 2.); weil aber zu dieser Wissenschaft viel Mathematik gehört (§. 38.): so ist wiederum klar, daß dieselben mathematische Einsicht bei ihrer Naturwissenschaft besitzen.

V. Lehrsatz.

§. 38.

Die physikalische Einsicht der jungen Herren ist gründlich.

Beweis.

Eine mathematische Einsicht ist gründlich. Der jungen Herren physikalische Einsicht ist mathematisch (§. 35. 37.) und also gründlich. W. Z. E. W.

1. Anmerkung.

§. 39.

Die Theorie vom Chapeaubasgehen, vom Trillern, und der Aufführung der jungen Herren bei Frauenzimmern und in ernsthaften Gesellschaften ist in den Anfangsgründen zu treffen, welche ich ehestens, mit vielen Worten weitläufig ausgeführt, herausgeben werde: aber nicht lateinisch und in Quart, sondern französisch und in Duodez.

2. Anmerkung.

§. 40.

Diese Anmerkung mache ich, damit die Zahl 40 voll werde. —

Der formalen Behandlung nach hat diese Satire nur in Riedel's Sphalmatologie ein Seitenstück erhalten, an welche man sich sofort erinnert haben wird. Ungemein sticht dagegen das Sendschreiben an den Herrn von Z. ab, „worin einige Vorschläge zum Aufnehmen der Naturlehre enthalten sind". Aber es gleicht dennoch einem Stiefmütterchen, das man nicht am Wege unbeachtet stehen läßt oder zertritt, sondern gern pflückt, um es dem Strauße farbenprangender und duftströmender Blüten beizubinden. Die kleinen Stacheln dieses bescheidenen und nicht ebenmäßig gewachsenen Pflänzchens ritzen ebenfalls den Dilettantismus und Charlatanismus innerhalb der Naturwissenschaften.

Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie behaupten, daß die Naturlehre in unsern Zeiten nicht so erwünschten Fortgang hat, als man

erstern Schönheit = m, die Größe der letztern = n: so ist m : n = $\frac{1}{1000}$: $4^2/_3$. Man sieht hieraus, daß die absoluten Größen desto kleiner sind, je größere Zahlen selbige ausdrücken, und umgekehrt.

Anmerkung.

§. 34.

Es ist nicht gewöhnlich in Auszügen aus Anfangsgründen mathemathischer Wissenschaften zu allen Auflösungen der Aufgaben den Beweis zu setzen, wenn er gleich oft sehr nöthig ist. Meine Leser könnten denken, ich verstände die mathematische Methode nicht, wenn ich alles beweisen wollte.

Zusatz.

§. 35.

Die physikalische Erkenntniß der jungen Herren ist mathematisch, da sie schöne Frauenzimmer lieben (§. 32. 2.), die Schönheit aber zu kennen große mathematische Einsicht erfordert wird (§. 33.).

II. Aufgabe.

§. 36.

Den körperlichen Inhalt einer Wade zu finden.

Auflösung.

1. Nehmt einen jungen Herrn, legt ihn auf den Bauch, bindet ihn an ein Bret, daß er nicht um sich schlage, und haltet ihm den Mund zu, auf daß er nicht schreie und einen Lärm unter den Hunden erwecke.
2. Ziehet ihm an einem Fuße den Schuh und den Strumpf aus.
3. Gießet geschmolzenen Siegellack über den nackten Fuß, so, daß ihr eine Form von der Wade bekommt.
4. Wenn der Siegellack hart und kalt geworden, so nehmt ihn ab, und gießt in die Form der Wade geschmolzenes Wachs.
5. Wenn dieses kalt worden, so nehmt es heraus und bringt es in die Form einer Kugel; endlich
6. Multiplicirt den Durchmesser und den größten Cirkel dieser Kugel ineinander, und dies Product multiplicirt in $^1/_6$ des Durchmessers: so habt ihr was ihr verlangt. Z. E. der Durchmesser wäre = a, der größte Cirkel = b und der gesuchte Inhalt = x: so ist x = $\frac{a^2b}{6}$.

Beweis.

Weil die Kugel einer Pyramide gleich ist, deren Grundfläche der ganzen Kugelfläche, die Höhe aber der Hälfte ihres Durchmessers gleich ist: so muß der kubische Inhalt der wächsernen Kugel auf angebrachte Weise gefunden werden. Der körperliche Inhalt dieser Kugel ist aber gleich dem körperlichen Gehalte der Wade (per constr.): folglich erhält

man auf beschriebene Weise den körperlichen Inhalt einer Wade. W. Z. E. W.

Zusatz.

§. 37.

Die jungen Herren verstehen sich gut auf die dicken Waden (§ 2.); weil aber zu dieser Wissenschaft viel Mathematik gehört (§. 38.): so ist wiederum klar, daß dieselben mathematische Einsicht bei ihrer Naturwissenschaft besitzen.

V. Lehrsatz.

§. 38.

Die physikalische Einsicht der jungen Herren ist gründlich.

Beweis.

Eine mathematische Einsicht ist gründlich. Der jungen Herren physikalische Einsicht ist mathematisch (§. 35. 37.) und also gründlich. W. Z. E. W.

1. Anmerkung.

§. 39.

Die Theorie vom Chapeaubasgehen, vom Trillern, und der Aufführung der jungen Herren bei Frauenzimmern und in ernsthaften Gesellschaften ist in den Anfangsgründen zu treffen, welche ich ehestens, mit vielen Worten weitläufig ausgeführt, herausgeben werde: aber nicht lateinisch und in Quart, sondern französisch und in Duodez.

2. Anmerkung.

§. 40.

Diese Anmerkung mache ich, damit die Zahl 40 voll werde. —

Der formalen Behandlung nach hat diese Satire nur in Riedel's Sphalmatologie ein Seitenstück erhalten, an welche man sich sofort erinnert haben wird. Ungemein sticht dagegen das Sendschreiben an den Herrn von Z. ab, „worin einige Verschläge zum Aufnehmen der Naturlehre enthalten sind". Aber es gleicht dennoch einem Stiefmütterchen, das man nicht am Wege unbeachtet stehen lässt oder zertritt, sondern gern pflückt, um es dem Strauße farbenprangender und duftströmender Blüten beizubinden. Die kleinen Stacheln dieses bescheidenen und nicht ebenmäßig gewachsenen Pflänzchens ritzen ebenfalls den Dilettantismus und Charlatanismus innerhalb der Naturwissenschaften.

Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie behaupten, daß die Naturlehre in unsern Zeiten nicht so erwünschten Fortgang hat, als man

allerlei Erfahrungen in Ansehung der Hebel anzustellen als die Renommisten. Die Sache ist so klar, daß ich nicht nöthig habe mich deutlicher darüber zu erklären. Da ferner die Renommisten ein so großes Vergnügen daran finden, sich zerhauen und zerstechen zu lassen: so würde es der Chirurgie und Medicin nicht geringen Vortheil verschaffen, wenn ihnen auferlegt würde, so lange einander so zu zerfetzen, bis sie ohnmächtig oder sonst wehrlos gemacht würden. Denn dadurch würde man erfahren, wie viele und große Wunden in verschiednen Körpern tödtlich wären, oder diese oder jene Veränderung bei einem Menschen verursachten.

Doch wenn ich mich noch ferner bei besondern Gattungen von Leuten aufhalten wollte: so würde ich in meinen Vorschlägen kein Ende finden. Ich will also, mit Ihrer Erlaubniß, noch einiger allgemeinerer Gattungen gedenken.

Sie sind überzeugt, daß das, was zum Aufnehmen der Mathematik gereicht, auch die Naturlehre befördert. Sie wissen, was für eine unbeschreibliche Geduld dazu gehört, die Logarithmen auszurechnen. Man hat sie zur Zeit noch nur bis auf 10,000 und nur mit 18 Figuren. Ob nun gleich diese zu allen bisher vorgekommenen Berechnungen hinlänglich gewesen sind: so kann man doch nicht wissen, ob nicht künftig etwa weit subtilere Größen durch Rechnungen zu bestimmen nöthig sein möchten, zumal da sich, wenn meine Vorschläge Beifall finden sollten, künftig die Anzahl der Naturkundigen stark vermehren würde. Es wäre also ganz dienlich, wenn sich Leute fänden, die ein Vergnügen daran hätten, die Logarithmen bis auf eine Million und mit 50 Figuren auszurechnen. Ich zweifle nicht, daß diese Arbeit für einen Geizigen ein bloses Kinderspiel sein würde. Denn was ist ihnen geläufiger als das Rechnen?

Diejenigen Geizigen, welche sich über den Adam Riese nicht weit verstiegen haben, und zwar zählen aber nicht rechnen können, würden der Botanik getreue Dienste leisten, wenn sie in einer jeden Blume, einer jeden Pflanze die Stamina und Pistilla sorgfältig zählten. Da sie sich, zumal wegen des sehr oft unkenntlichen Gepräges alter Münzen, gemeiniglich an die Brillen gewöhnt haben: so würden sie sich derselbigen hier zu größerem Vortheile der gelehrten Welt bedienen, wenn sie durch dieselben die fast unsichtbar kleinen Blumen mancher Pflanzen betrachteten und die benannten Theile in denselben zählten. Sie würden besonders den berühmten Herrn Linnäus sich verbindlich machen, wenn sie ihm Nachricht gäben, wie viel sie zum Exempel in der Phyllis Stamina und Pistilla gezählt hätten. Denn so lange er die Anzahl derselben nicht zuverlässig weiß, kann er sie unter keine Classe von seinen Pflanzen bringen. Aus beiden angeführten Exempeln erhellt, wie nützlich die Geizigen der naturverständigen Welt werden könnten, wenn ihnen bei hohen Geldstrafen auferlegt würde, Mathematikverständige und Naturforscher zu werden.

Die Ehrgeizigen, welche ihren Witz zeitlebens mit thörigen Erfindungen martern, wie sie ihren Ruhm verewigen wollen, und dennoch, durch Aufwendung unzähliger Kosten, weiter nichts erhalten, als daß sie nur von denjenigen, welche eben so verkehrte Begriffe von der Ehre haben als wie sie, so lange nach ihrem Tode verehrt werden, als die morschen Denkmäler ihrer eingebildeten Thorheiten dauern, würden ihren Endzweck weit sicherer erhalten, wenn sie ihre Kosten auf Erbauung vortrefflicher astronomischer Observatorien, auf Anlegung mit allen Arten von Pflanzen versehener botanischer Gärten, auf Besoldung geschickter und bedürftiger Naturforscher, und dergleichen kostbare Dinge mehr, wendeten. Würde nicht ihr Name bei der spätesten Nachwelt in rühmlichstem Andenken sein, wenn dieselben mit goldnen Buchstaben und in Marmor gegraben an den Eingängen dieser Tempel nnd Heiligthümer der Natur bis an das Ende der Welt von viel tausend Menschen gelesen würden? Würden sie nicht mit einem weit allgemeinern und vernünftigern Beifalle für große Leute gehalten werden, als wenn sie den Ueberfluß ihres Goldes und Silbers an die Decken, Wände und Dielen ihrer Hörsäle, Speisezimmer und Gartenhäuser kleben? oder wenn sie gar nur die ohnedem ungeheuren Lasten ihrer mit Ruhme schwangern Leiber mit unschätzbaren Edelsteinen und Metallen behängen, und einen Theil derselben endlich noch, wenn sie sich begraben lassen, ihren gleich prächtig geschmückten Gräbern und eben dadurch der ewigen Vergessenheit übergeben?

Eben dies könnte man den thörigsten unter allen Thoren, den Verschwendern, welche nur Geld ausgeben damit sie es ausgeben, und weiter keine Absicht bei ihren größten Unkosten haben, als daß die Leute von ihnen sagen mögen, daß sie Verschwender sind, zur Pflicht machen, wenn nicht die Folgen davon für sie vernünftig und ihrer Absicht zuwider wären. Man lasse sie also ihr Geld, welches sie so wenig leiden können, auf Ausgaben wenden, deren Nutzen sehr ungewiß ist, der Naturlehre aber doch zufälliger Weise zum Aufnehmen gereichen kann. Man lasse sie ihr Geld auf die Besoldung einer Anzahl Reisender wenden, welche die Welt die Länge und Quere durchreisen und durchschiffen, und, wenn es das Glück will, allerlei physikalische und zur Naturgeschichte gehörige Entdeckungen machen. Man lasse auf ihre Unkosten Luftschiffe bauen und den Erfolg auf ein Gerathewohl ankommen. Die Ausführung solcher Unternehmungen trage man irrenden Rittern, Don Quixoden und Wagehälsen auf, und erwarte mit Vergnügen und Gelassenheit, ob die Naturlehre dadurch mit neuen Erfindungen und Lehrsätzen wird bereichert werden. Die Sache mag so übel ausschlagen als sie will, so werden doch weder die physikalischen Wissenschaften noch ihre uneigennützigen Handlanger einigen Schaden davon haben.

Gleich itzo fällt mir noch eine ganz besondre Art von Leuten ein, welche mit Gewalt in der Naturlehre groß werden wollen. Es sind unsre geschworne Elektrificanten. Weil diese der Elektricität alles nachsetzen, was man sonst in der Naturlehre auch für keine Spielwerke hält,

und der Elektricität zu Liebe auch ihrer Weiber und Glieder nicht schonen: so ist zu vermuthen, daß sie sich es für eine besondre Ehre schätzen würden eines elektrischen Todes zu sterben. Ich gebe Ihnen also den Rath, einander durch die heftigste Verstärkung der elektrischen Kraft so nachdrücklich zu elektrisiren, daß sie davon ihren Geist aufgeben. Man würde daraus wenigstens lernen, wie hoch man künftig das Elektrisiren menschlicher Körper treiben könnte, ohne der Naturlehre mehr Menschen aufzuopfern. Im Vorbeigehen will ich auch erinnern, daß man hernach auch künftig das Elektrisiren zu einer neuen Art von Todesstrafen machen könnte, welche sich wenigstens für die vorwitzigen und spielenden Naturforscher schicken würde. Wenn aber alsdann die elektrischen Maschinen zu Werkzeugen der Scharfrichter würden: so stünde ich nicht dafür, daß nicht, zu unersetzlichem Verluste der Naturlehre, die ganze Elektricität aus den physikalischen Lehrbüchern und Hörsälen verbannt würde.

Noch einen merkwürdigen elektrischen Versuch könnten unsre Elektricanten anstellen, wenn sie in allen Ländern aller Welttheile zu hunderten, an verschiedenen Orten, die Erdkugel mit aller Macht elektrisirten, und sähen, ob dieselbe Goldblättchen anziehen, Funken geben und stechen würde. Wenn sie es alsdann aber gar zu arg machten: so wollte ich sie und mich lieber auf den Saturn wünschen.

Es giebt eine gewisse Art Leute in der Republik, welche für das Geld, das sie Amts wegen bekommen, kaum alle acht Tage einmal etwas thun, die übrige Zeit aber mit Müßiggehen oder unnützen Geschäften zubringen. Diese sind meines Erachtens sehr geschickt die Naturalienkammern zu vermehren. Es würde ohne einigen Zeitverlust für sie geschehen, wenn ihnen anbefohlen würde, alle Jahre eine gewisse Anzahl Fliegen, Spinnen, Käfer, Schmetterlinge und alle Arten von Insecten zu fangen und an gehörigen Ort zu liefern. Ueberhaupt könnten sie genöthigt werden alles zu sammeln, was nur einigermaßen zu einer physikalischen Sammlung gehört, und wenn sie es auch fuderweise in die öffentlichen Naturalienkammern liefern müßten. Es würde doch wol etwas darunter sein, das der Mühe werth wäre. Man darf mir nicht einwenden, daß dergleichen Beschäftigungen dem Amte und Ansehen solcher Leute nachtheilig wären. Habe ich doch oft gesehen und gehört, daß sie hinter dem Pfluge und Heuwagen hergegangen sind, ja gar die Gänse gehütet haben. Ja ich kenne einen, welcher, nachdem er die ganze Woche über mit den Bauern in der Schenke Contra gespielt, zu Anfang der neuen Woche die dadurch erworbnen Schulden von denselben öffentlich amts- und pflichtmäßig eintreibt. Ist er aber unglücklich gewesen: so wissen es die Bauern ganz gewissenhaft von den Gebühren abzuziehen. Welches ist nun anständiger für dergleichen Männer: die erzählte Aufführung oder das Insectenfangen?

Je länger der Brief wird, je mehr heilsame Vorschläge zum Aufnehmen der Naturlehre fallen mir ein. Doch ich will erst gegenwärtige Ihrer Prüfung unterwerfen, ehe ich Ihnen die übrigen mittheile. Ich erwarte bald Antwort von Ihnen und bin mit der größten Hochachtung &c.

Die Ehrgeizigen, welche ihren Witz zeitlebens mit thörigen Erfindungen martern, wie sie ihren Ruhm verewigen wollen, und dennoch, durch Aufwendung unzähliger Kosten, weiter nichts erhalten, als daß sie nur von denjenigen, welche eben so verkehrte Begriffe von der Ehre haben als wie sie, so lange nach ihrem Tode verehrt werden, als die morschen Denkmäler ihrer eingebildeten Thorheiten dauern, würden ihren Endzweck weit sicherer erhalten, wenn sie ihre Kosten auf Erbauung vortrefflicher astronomischer Observatorien, auf Anlegung mit allen Arten von Pflanzen versehener botanischer Gärten, auf Besoldung geschickter und bedürftiger Naturforscher, und dergleichen kostbare Dinge mehr, wendeten. Würde nicht ihr Name bei der spätesten Nachwelt in rühmlichstem Andenken sein, wenn dieselben mit goldnen Buchstaben und in Marmor gegraben an den Eingängen dieser Tempel und Heiligthümer der Natur bis an das Ende der Welt von viel tausend Menschen gelesen würden? Würden sie nicht mit einem weit allgemeinern und vernünftigern Beifalle für große Leute gehalten werden, als wenn sie den Ueberfluß ihres Goldes und Silbers an die Decken, Wände und Dielen ihrer Hörsäle, Speisezimmer und Gartenhäuser kleben? oder wenn sie gar nur die ohnedem ungeheuren Lasten ihrer mit Ruhme schwangern Leiber mit unschätzbaren Edelsteinen und Metallen behängen, und einen Theil derselben endlich noch, wenn sie sich begraben lassen, ihren gleich prächtig geschmückten Gräbern und eben dadurch der ewigen Vergessenheit übergeben?

Eben dies könnte man den thörigsten unter allen Thoren, den Verschwendern, welche nur Geld ausgeben damit sie es ausgeben, und weiter keine Absicht bei ihren größten Unkosten haben, als daß die Leute von ihnen sagen mögen, daß sie Verschwender sind, zur Pflicht machen, wenn nicht die Folgen davon für sie vernünftig und ihrer Absicht zuwider wären. Man lasse sie also ihr Geld, welches sie so wenig leiden können, auf Ausgaben wenden, deren Nutzen sehr ungewiß ist, der Naturlehre aber doch zufälliger Weise zum Aufnehmen gereichen kann. Man lasse sie ihr Geld auf die Besoldung einer Anzahl Reisender wenden, welche die Welt die Länge und Quere durchreisen und durchschiffen, und, wenn es das Glück will, allerlei physikalische und zur Naturgeschichte gehörige Entdeckungen machen. Man lasse auf ihre Unkosten Luftschiffe bauen und den Erfolg auf ein Gerathewohl ankommen. Die Ausführung solcher Unternehmungen trage man irrenden Rittern, Don Quixoden und Wagehälsen auf, und erwarte mit Vergnügen und Gelassenheit, ob die Naturlehre dadurch mit neuen Erfindungen und Lehrsätzen wird bereichert werden. Die Sache mag so übel ausschlagen als sie will, so werden doch weder die physikalischen Wissenschaften noch ihre uneigennützigen Handlanger einigen Schaden davon haben.

Gleich itzo fällt mir noch eine ganz besondre Art von Leuten ein, welche mit Gewalt in der Naturlehre groß werden wollen. Es sind unsre geschworne Elektrificanten. Weil diese der Elektricität alles nachsetzen, was man sonst in der Naturlehre auch für keine Spielwerke hält,

ganz werthlose, aber zu weitschweifige „satirisch-moralische Abhandlung von den Krankheiten der Frauenspersonen“ (Glogau 1756, II.) schrieb Christian Tobias Ephraim Reinhard, geboren am 26. Mai 1719 zu Camenz in der Oberlausitz, gestorben am 27. Februar 1792 als erster Stadtphysikus zu Sagan in Schlesien, — nie fürstlich Lobkowitzescher Hofgerichtsassessor, wie in Streit's Verzeichniß aller im Jahre 1774 in Schlesien lebenden Schriftsteller irrig angegeben. Ueber die Theorie der weiblichen Befruchtung durch Samenhauch spöttelte Heinrich Ludwig von Heß in dem Aufsatze „Juno abortans“, an den sich der „Crater Helenae“ schließt. Beide, in der Sammlung: „Satirische und ernsthafte Schriften, herausgegeben durch S.“ (Hamb. 1767.), sind von der niedrigsten Lustigmacherei, aber auch niemals in dieser Haltung zum Druck bestimmt gewesen, sondern, wie die ganze Sammlung, wider Willen und Wissen des Verfassers veröffentlicht worden. Heß stammt aus Pommern, war erst dänischer Justizrath, dann schwedischer und herzogl. Zweibrückscher Regierungsrath in Stralsund. Ohne amtliche Stellung finden wir ihn von 1775 bis 1782 in Hamburg, und die letzten anderthalb Jahre in Berlin, wo er am 11. April 1784 im Alter von 65 Jahren starb. Die 1746 von ihm veröffentlichte „Glückseligkeit der ungerechten Richter, nach mathematischer Lehrart bewiesen“ ist nichts weiter als ein Pasquill gegen den Stralsunder Magistrat, mit welchem er in Conflict gerathen, und das er öffentlich widerrufen musste. Dessenungeachtet schleuderte er jene Invectiven 1775 zum andern Male hinaus, vermehrt und verbösert, nicht aber verbessert, wie es auf dem Titel heißt. Seine übrigen Schriften entziehen sich unserer Beachtung. „Der Zauberer in der Flasche, aus dem Spanischen des Quevedo“ (1781) ist nach Erduin Koch eine Originalsatire gegen eine Münstersche Medicinalverordnung. Die Wunderdoctoren verlacht die „Geschichte des ächten, philosophischen Verschönerungssalzes, seine Kräfte und Wirkungen, von Philogynus Silberling“ (s. „satirische und scherzhafte Aufsätze“ 1787). Ungleich witziger aber sind: „Einige wohlgemeinte Vorschläge, wie ein medicinisches Collegium auf die zweckmäßigste und vollkommenste Weise einzurichten sei. Eine Rede, gehalten in einer Versammlung rechtgläubiger Aerzte von einem rechtgläubigen Arzte. Herausgegeben, zum Drucke befördert und also an's Licht gestellt

von Simon Ratzenbergern dem Jüngern, Ludimagister und Küster an der Kirche St. Blasii allhier. Gedruckt in diesem Jahre" (o. O. 1798, 76 S.). Unter localen Anspielungen, für deren Verständniß en detail wir keinen Anhaltepunkt mehr haben, was indeß unser Interesse keineswegs beeinträchtigt, da Leben und Treiben der Aerzte jener Zeit (— besonders in Baiern —) an einem Orte genau so wie in hundert andern beobachtet werden und zu Satiren Veranlassung bieten konnte, und kleine abweichende Züge die Physiognomie des heilkünstelnden Haufens im Wesentlichen unverändert lassen, unter solchen Anspielungen also wird in belustigender Weise die Organisation einer förmlichen Heilzunft in Vorschlag gebracht, bei welcher Jeder incorporirt sein müsse, um sich überhaupt als praktischer Arzt zu geriren, es sei denn, daß er als Lehrling oder Geselle eines Mitgliedes dieser Zunft angenommen worden. Jede Stadt soll eine solche Corporation haben, und welche Berechtigung ein Einzelner zur Aufnahme in solche immerhin besitze, wenn er kein geborner Bürger der betreffenden Stadt, soll er nicht zugelassen, und falls er sich unterfinge dennoch zu prakticiren, als Pfuscher verschrien und verfolgt werden. Der Aufnahme in die Zunft geht ein Examen voraus, das nach ergötzlichen Regeln erfolgt, und wobei der Aspirant mit den herrschenden Ansichten über ein gutes medicinsches Collegium sich einverstanden erklären, auch streng nach den Gesetzen desselben zu handeln verpflichten muß. Untersagt sollten vornehmlich alle eigenmächtigen heilkünstlerischen Neuerungen sein; wer sich derselben irgendwie unterfinge, Laxative und Vomitive aber nicht als non plus ultra respectire und anwende, müsse unnachsichtlich ausgestoßen werden.

Verfasser war der ehemalige Regierungsrath zu Augsburg Christian Jacob Wagenseil aus Kaufbeuern (1756—1839), bekannt als Erneuerer des Simplicissimus.

Kaum zu bewältigenden humus boten der Satire Rechtsleben und Rechtswissenschaft dar; wenn sie indeß von ihm verwendete, geschah es, außer der Verarbeitung für das Epigramm und die Fabel, meist in epischer und dramatischer Form, so daß wir denn hier eine Benutzung antreffen, welche in jeder Hinsicht von gänzlicher Unfruchtbarkeit kaum unterscheidbar. Hommel's „de iure arlequinizante Oratio" (Byruthi 1761) ist streng genommen nur ein humoristisches Fragment über etliche juristische Nar-

renpossen und legislatorische Gaukeleien. Ebenso haben seine „**Brutalia iuris** für alle Menschenkinder, besonders aber für die Fakultisten und Schöppen lustig und lieblich zu lesen" (Cöln 1779) — falls sie wirklich von ihm herrühren — keineswegs den Zweck strafender Satire. Um so mehr verfolgt diesen, doch unter schier völliger Verdrängung eines für uns unentbehrlichen Bestandtheils: des Lächerlichen, „das Schicksal der Frau Justitia bei allen Höfen Europens" (o. O. [Wien] 1787, 75 S.), von dem durch seine Gefangenschaft unter Friedrich II. von Preußen und sein Ende in Paris allbekannt gewordenen Friedrich Freiherrn von der Trenck (1726—1794). Auch dessen Wochenschrift: „Der Menschenfreund" (Aachen 1772—1775) geht der Justiz einigemale hart zu Leibe, allein in so roher, ungeschlachter Weise, daß wir uns widerwillig abwenden. Weppen brachte in den „Briefen eines Beamten über das Justizwesen" (1800) Schwächen und Mißbräuche der Rechtsverwaltung in blos oberflächlich launiger Manier mit eingestreuten Anekdoten aus der Justizpraxis zur Darstellung.

Die praktischen Bedenken, welche hier noch ungleich mehr als auf dem Felde der Theologie und des religiösen Lebens überhaupt nackte, unumwundene Entfaltung der komischen Satire hinderten, fielen natürlich gegenüber der schriftstellerischen und künstlerischen Bethätigung an sich hinweg. An dieser versetzen wir uns gleichsam aus einem öden Hag in eine dicht bestandene Baumschule, die freilich eines Theils blos den Sarkophag unserer Erwartungen und Wünsche überschattet, andrerhälfts aber unter ihrem Laubdache saftvolles Grün, stellenweis kräftigsten Humors, umsprudelt von Cascadellen treffendsten und labendsten Witzes, gedeihen läßt.

Chronologisch eröffnet den Reihen, wie beim Epigramm, Friedrich von Hagedorn. Angeborner Neigung zur Satire hat er uns mehrfache Proben derselben hinterlassen, welche im Einklange mit seiner Gemüthsbeschaffenheit und Lebensanschauung vorwiegend den Charakter einer feinen Gutmüthigkeit und ironischen Jovialität tragen, fast gänzlich frei von jeglicher Bitterkeit. Der Preis aber von allen gebührt dem wirklich trefflichen Gedicht: „Der Gelehrte" (Hamb. 1740. Werke Wien 1790, I. 100 ff. Hamb. 1800, I. 79 ff.), das urbanen Spott in der glücklichsten Weise manifestirt. Schwebte ihm auch eine be-

stimmte Persönlichkeit dabei vor, passte es doch auf eine ganze Klasse von Beispielen.

Der Gelehrte.

Beglückt ist der, zu dem sein Vater spricht:
Sohn, sei gelehrt! und der den Vater höret,
Und nur auf Ruhm, auf Meisterschaft erpicht,
Bald vieles lernt, und endlich alles lehret,
Mit gleichem Muth bejahet und verneint,
Beweisen darf, und zu beweisen scheint.

Sein Ernst verschmäht, was Höfen stets gefiel:
Den Ueberfluß geschmückter Freudenfeste,
Die frühe Jagd, den späten Tanz, das Spiel,
Das Nachtgepräng erleuchteter Paläste,
Der Masken Scherz, wo Mummerei und List
Verliebte paart, Gepaarten günstig ist.

Ihn reizen nie der Waffen Glanz und Pracht,
Der Edlen Muth, der Enkel tapfre Ahnen,
Der Helden Lust, die feuervolle Schlacht,
Der stolze Sieg, der Ruhm erfochtner Fahnen,
Das Kriegsgeschrei, das donnernde Metall,
Der kühne Sturm, und der erstiegne Wall.

Er mehrt auch nicht den zu geheimen Rath,
Der um den Thron erhabner Fürsten sitzet,
Und sonder ihn, den anvertrauten Staat
Bewacht, versorgt, erweitert und beschützet.
Er will, er kann (wie oft trifft beides ein!)
Kein Cineas von einem Pyrrhus sein.

Was ihn bemüht, verherrlicht und ergetzt,
Sind weder Pracht, noch Kriegs- noch Staatsgeschäfte:
Es ist ein Buch, das er selbst aufgesetzt,
Es ist ein Schatz von ihm beschriebner Hefte,
Ein Kupferstich, der ihn, mit Recht entzückt,
Indem Er sich, mit Ruhm verbrämt, erblickt.

Es ist sein Krieg ein schwerer Federkrieg
In dem durch ihn Beweise stehn und fallen;
Und er betritt, auf den erhaltnen Sieg,
Dem Helden gleich, des Ehrentempels Hallen,
Und stellet dort sich seiner Leser Schaar,
Der Setzerzunft, und den Verlegern dar.

Ja! dreifach groß und furchtbar ist der Mann,
Der muthig schreibt, bis Neid und Gegner schwinden.
Er trifft in sich mehr als neun Musen an,

Er wird in sich mehr als den Phöbus finden,
Und ist im Streit, wie Ajax beim Homer,
Des Heeres Schutz, ja selbst ein ganzes Heer.

Erwünschter Preis gelehrter Ritterschaft!
Dein Lorbeer krönt den, so der Muth erhoben:
Doch braucht auch der nicht stets der Waffen Kraft;
Er lobet auch, damit ihn andre loben,
Und lohnt dem Ruhm, den er im Lenz erhält,
Mit Gegenruhm, noch eh die Blüte fällt.

Es keimt und sprosst die Saat der Dankbarkeit
In Zeitungen, und wächst in Monatsschriften.
Ein werther Freund belehrt die Folgezeit
Und zeigt uns selbst, wie viel wir Gutes stiften,
Und dich ermahnt sein süßes Lobgedicht,
Germanien! zu der Bewunderungspflicht.

Oft ist der Ruhm, der Schriftverfasser hebt,
Ursprünglich schwach; doch hilft die Gunst ihm weiter.
Der Gönner Huld, nach der die Zuschrift strebt,
Macht Kleine groß, und dunkle Namen heiter,
Und wer zuerst um Nachsicht bitten muß,
Gebeut zuletzt, und ist ein Pansophus:

So wie ein Bach, der träg und dürftig quillt,
Durch Kies und Schlamm trüb und verächtlich fließet,
Sich krümmt und schleicht, von fremden Wassern schwillt,
Dann rauscht und glänzt, sich stolz in's Land ergießet,
Dort Bächen folgt, hier Bäche selbst regiert,
Und endlich gar des Stromes Namen führt.

Des Beifalls Kraft begeistert den Verstand
Mit allem Witz der Neuern und der Alten,
Wird zum Beruf, heißt jeden, der ihn fand,
Das Richteramt auf dem Parnaß verwalten,
Und macht den Mann, den Muth und Glück erhöh'n,
Oft zum Virgil, noch öfter zum Mäcen.

Sein Haß entehrt. Warum? Weil seine Gunst
Kaum weniger als mancher Pfalzgraf adelt.
Nur er versteht, wie meisterliche Kunst
In Zeilen lobt, in ganzen Blättern tadelt
Sein Ausspruch nur, der stets die Regel trifft,
Entscheidet schnell den Werth von jeder Schrift.

Die Ungeduld der Fremden, ihn zu schaun,
Spornt ihren Fuß auf den gelehrten Reisen.
Sie müssen sich aus seinem Mund erbaun,

Und ihm, ihm selbst, sich und ihr Stammbuch weisen,
Vergleichen ihn mit seinem Kupferstich,
Sehn, wie er lacht, freun und empfehlen sich.

Er lehrt die Welt. Sein Ton, sein Vorrang steigt,
Und seine Stirn umstrahlt der Glanz der Ehre.
Das, was er sagt, und das, was er verschweigt,
Ist, wie ein Licht und Nebel seiner Lehre,
Das, wann er will, der Schlüsse Band entdeckt,
Der, wann er muß, des Bandes Grund versteckt.

Der Körper Stoff, was ihre Kraft erhält,
Wie jede wirkt, sieht Er von allen Seiten.
Sein Witz durchstreift so gar die Geisterwelt,
Das dunkle Land entlegner Möglichkeiten,
Und spähet dort mehr Dinge seltner Art,
Als ein Ulyß bei seiner Höllenfahrt.

Der Wahrheit Reich macht er sich unterthan.
Er herrscht allein, mit sieggewohnten Schätzen.
Empöret sich des Zweiflers kecker Wahn,
So kann doch das sein Ansehn nicht verletzen.
Umsonst erregt ein Aeol Sturm und Flut:
Neptun erscheint, und das Gewässer ruht.

Doch wann er sich von jenen Höhen schwingt,
Wo ausser Ihm, den größten Weisen träumet,
So reizt auch ihn, was uns Thalia singt;
Er spielt ein Lied, ein leichtes Lied, und reimet:
Wie Sokrates, der so viel Geist besitzt,
Zur Werkstatt eilt und Huldgöttinnen schnitzt.

Dann übt er oft, die Musen zu erfreun,
Die Wissenschaft, ein Lob recht auszuzieren,
Die Fertigkeit, viel Glück zu prophezei'n,
Die strenge Kunst empfindlicher Satiren,
Und gleicht an Witz, an Einsicht, an Geschmack,
Dem Despreaux, fast wie ein Cantenac.

Sein Ruhm wird reif, und güldner Zeiten werth,
Der dankbaren, doch längst vergessnen Zeiten,
Wo den Petrarch das Capitol verehrt,
Und Dichter noch auf Elephanten reiten.
O großer Tag! o altes Heldenglück!
Kommt wiederum, doch nur für Ihn, zurück!

Ein eifriger und beharrlicher Freibeuter im weiten Reiche des Lächerlichen und Thörichten war Johann Heinrich Gottlob von Justi aus Brücken in Thüringen, eine Zeit lang Pro-

fessor der Beredsamkeit und Landesökonomie am Theresianum zu Wien, zuletzt (1768) preußischer Berghauptmann und Director der königlichen Glas- und Stahlfabriken in der Mark Brandenburg, gestorben als Staatsgefangener zu Küstrin am 20. Juli 1771. Was er aber auf seinen mannigfachen Streifzügen „im Dienste der Vernunft" — wie er sie selbst legitimirt — als gute Prisen kaperte und aufstapelte, besteht großen Theils in bloßem Ballast; dennoch nicht in dem Umfange, daß er bei einer Musterung sonder Unrecht gänzlich ignorirt oder bagatellmäßig abgefertigt werden dürfte, wie von den meisten Literarhistorikern geschehen, freilich überwiegend aus Unkenntniß und jenem berufsmäßigen Schlendrian, der die Kunz nicht gackern läßt, wo die Hinz nicht gluckten. Denn sonst hätte der äußere Erfolg seiner literarischen Thätigkeit, und vornehmlich der Umstand, daß er auf andern Gebieten, wie der Politik, Volks- und Staatswirthschaftslehre, sich unbestrittene Verdienste erwarb, zu wenigstens einigermaßen eingehender Beleuchtung auch seiner satirischen, moralischen und philosophischen Schriften Anreiz bieten müssen *).

Er gehört hieher zunächst durch die allegorische Charakteristik der poetischen Production seiner Zeit: „Die Dichterinsel, nach ihren verschiedenen Landschaften und den darin befindlichen Einwohnern sowol, als nach derselben Gottesdienst, Staats- und Kriegsverfassung unparteiisch beschrieben" (Leipz. u. Wittenb. 1745). Mit dieser begann er seine schriftstellerische Laufbahn, und die Aufmunterungen und Lobeserhebungen strömten ihm alsbald von allen Seiten so zu, daß er sich berufen hielt die eingeschlagene Richtung zu verfolgen. Als er seine „scherzhaften und satirischen Schriften" gesammelt erscheinen ließ (Berl., Stett. u. Leipz. 1760**), III.), war es gerade die Dichterinsel, allerdings

---

*) Wie schlecht auch Flögel über ihn unterrichtet ist, geht schon daraus hervor, daß er seine Preisschrift über die Monaden (Halle 1748) als Erstlingsschrift bezeichnet, und außer der „Dichterinsel" nichts von ihm anzuführen weiß.

**) Mir ist kein Ort bekannt, wo diese Sammlung nicht fälschlich mit 1760—63 oder 65 verzeichnet worden wäre: erklärlich, da Einer dem Andern, wie so häufig, nachgeschrieben und sich um das Werk selbst nicht weiter bekümmert hat. Es existirt nur die obige Ausgabe, welche in Wahrheit 1759—1760 erschienen.

mehrfach verbessert, welche den vollständigen Absatz des ersten Bandes, in welchem sie wieder aufgenommen (235—352), in der kurzen Frist von zehn bis elf Wochen bewirkte, trotzdem die Auflage eine sehr starke und die Zeit dem Bücherverkauf doch nichts weniger als günstig war.

Justi's Dichterinsel enthält die Landschaften Knittelhartland, Reimland, Spielwerk, Schwulst und das Land der reinen Dichtkunst. Ich führe den Leser in die beiden ersten zur Kenntniß der Art ihres Entdeckers. Dann folgen noch die beiden besten Stücke der ganzen Sammlung, das „Schreiben an einen neuangehenden Arzt“ (II. 3—19. Ausgew. Schr. Berl. 1772, 111—123.) und „der Tempel der Ehren“ (II. 391—418. Ausg. Schr. 140—161), da nichts entgegen steht, in dem Kreise, in welchem wir uns jetzt bewegen, die Summe seines Wesens und Wirkens als Satirographen zu ziehen.

Aus der „Dichterinsel“.

— — Die Stadt, von der ich sage, daß ich sie erblickt habe, wird Sprachverderb genannt. Es ist solche eine weitläufige Stadt, die beinahe zwei Tagereisen im Umfange hat. Sie ist die Hauptstadt ihrer Landschaft und auf 37 Hügeln erbauet. Ihre Häuser aber sind sehr elend, und die Bauart ihrer Gassen ist so unordentlich, daß man sie eher für Horden eines Stammes asiatischer Tartaren, als für eine ordentliche Stadt ansehen sollte. Sie hat nicht einmal Mauern, sondern sie ist bald mit einem Stück Zaun, bald mit einer Leinenwand, bald mit einer gewissen Art spanischer Reuter, bald mit einem Stück schlechter Mauer umgeben.

Man wird leicht erachten, daß bei dergleichen Beschaffenheit eine Vevestigung unmöglich statthaben könne; dennoch aber sind die Einwohner so thöricht, sich vor allen feindlichen Anfällen sicher zu halten. Sie sind niemals bekriegt worden; und hieraus wird vermuthlich ihre Zuversicht erwachsen. Sie scheinen sich aber auch auf eine schlechte Schanze zu verlassen, die gegen Mittag liegt. Sie wird Nebelreim genannt. Niemals hat man wider die Regeln der Kriegsbaukunst so sehr gesündigt, als bei Aufwerfung dieser Schanze. Kaum hat sie eine entfernte Aehnlichkeit mit der unsrigen. Sie haben öfters aus zwei Werken, deren jedes für sich höchstnöthig ist, ein einziges gemacht. Da man nun die Bauart von beiden wunderlich untereinander vermischt wahrnimmt, so ist es in der That sehr lächerlich anzusehen. Man findet große Blößen, wo die Werke nicht hinreichen; und vor diese Oeffnungen haben sie eine kleine Linie gezogen, die sehr wunderlich aussieht. Diese Linie ist ihre eigene Erfindung, und daher in unsrer Kriegsbaukunst gar nicht bekannt. Sie wird Lein genannt. Ich werde unten von der Besatzung dieser

Schanze reden: und man wird finden, daß sie sich hierauf noch weniger zu verlassen haben. Es ist also sehr sicher, daß ein Feind nicht eine Viertelstunde daran zubringen würde. Unterdessen können sie doch in großer Sicherheit leben; und ihre Zuversicht ist nicht ohne Grund. Denn es ist sehr gewiß, daß sich niemand die Mühe nehmen werde sie zu bekriegen.

Stadt und Schanze liegen an dem Flusse Dumm. Dies ist unstreitig der größte Fluß in der Welt, aber auch ohne Zweifel der häßlichste. Sein Wasser ist so trübe und unrein, daß alle Sachen, so damit befeuchtet werden, deutliche Merkmale der Unreinigkeit an sich behalten; und der Geruch dieses Wassers ist auch nicht der angenehmste. Wie ich mir habe sagen lassen, so soll der Fluß Dumm auf dem Berge Einfalt entspringen, und einige unterirdische Zuflüsse aus dem Meere Unsinn haben, das an die Küste dieser Landschaft stößt. Ich glaube aber wahrscheinlicher, daß alle Unreinigkeiten der heimlichen Gemächer in den übrigen Landschaften dieser Insel sich durch unterirdische Gänge in dieser Gegend zusammenziehen, und diesen Fluß zuwege bringen. Nichts hat mir demnach mehr Verwunderung erregt, als daß unter etlichen Millionen Einwohnern, die in dieser Landschaft leben, kein einziger seinen Abscheu bezeigt, seine Speisen aus diesem Flusse zu kochen. Sie genießen dieselben so vergnügt, als wir es bei Beobachtung aller unsrer Reinlichkeit kaum sein können.

Die Landschaft Knittelhartland ist sehr unfruchtbar. Es wird hier nichts gezeugt als Eicheln und eine Art unschmackhafter Rüben. Die Schuld ist aber nicht dem Boden beizumessen, der gewiß so fruchtbar wäre als irgend ein andrer in dieser Insel; sondern es ist lediglich die Nachlässigkeit der Einwohner hieran Ursache.

Diese ehrlichen Leute sind mit dem, was die Natur selbst hervorbringt, sehr vergnügt. Sie bitten einander zu Gaste, und sind bei ihren elenden Speisen so vergnügt, als wir es bei unsern kostbaren und prächtigen Gastmalen kaum bezeigen können. Sie gestehen ein, daß sie kein herrliches Leben führen. Sie haben es aber auch niemals führen wollen. Und wenn es in dem Reichthume nur darauf ankommt, daß wir unsere Begierden erfüllen können, so sind sie sehr reich. Dabei sind sie ungemein demüthig. Hier gebiert die Armuth ihre rechte Wirkung. Ein Fremder ist bei ihnen in der größten Achtung, sonderlich sind es die aus den andern Landschaften dieser Insel. Sie bewundern ohne Unterschied alles, was ihre Armuth übertrifft, und also auch dasjenige, was wir für sehr gering und elend halten. Man kann ihnen dies unmöglich verdenken, wenn man ihre elende Lebensart erwägt, und wenn man weiß, wie beträchtlich uns ein kleines Vermögen scheint, wenn wir selbst sehr arm sind.

Dieses Volk ist gar nicht neidisch, und ich bin sehr versichert, daß sie es mit vielem Vergnügen geschehen lassen würden, wenn die ganze Welt auf einen Tag ihr Bürgerrecht annehmen wollte. Sie haben hierin eine den andern Einwohnern dieser Insel ganz entgegengesetzte

Gemüthsart. Diese sind gemeiniglich sehr neidisch, und sie machen es demjenigen blutsauer, welcher ihr Bürgerrecht erlangen will. Alles ist über einen solchen her, und die Probe, so er ablegen muß, wird erbärmlich gerichtet. Dieser Neid entspringt aus ihrem Hochmuthe, oder vielmehr aus ihrer Eigenliebe. Nach solcher hält sich ein Jeder nur allein würdig, ein Bürger seiner Landschaft zu sein; und es folgt daher ganz natürlich, daß er denjenigen verfolgt, der so unverschämt ist und seinen Eigenschaften so viel zutraut, daß er sich ihm gleich setzen will. Ein Knittelhartländer aber ist von dieser Leidenschaft ganz frei; und in der That, er hat auch nicht die geringste Ursache dazu, weil er keinen Abbruch besorgen darf. Sein Land bringt Eicheln und Rüben in großem Ueberflusse hervor, und da sie niemandes Kauf sind, so kann er sich mit seinem Vorrathe keinen Nutzen schaffen.

Unterdessen sage ich doch nicht, daß alle Einwohner dieser Landschaft durchgängig dergleichen billige Gemüthsneigung haben. Es ist unmöglich, daß ein ganzes Volk in der Welt einerlei Sinnes sein sollte. Was ich gesagt habe, versteht sich nur von den meisten. Denn es giebt einige eigensinnige Köpfe unter ihnen, die sich sehr hoch dünken, und die allen Fremden mit Verachtung begegnen. Sie sagen, daß ihre Vorfahren die ersten und rechtmäßigen Besitzer gewesen wären, und sie heißen die Einwohner der andern Landschaften Aufrührer und Neulinge. Und wahrhaftig! wenn es uns nicht erlaubt ist von der Einfalt und den Sitten unsrer Vorfahren abzugehen, so haben sie recht. Es ist sehr gewiß, daß in den ältesten Zeiten alle Einwohner dieser ganzen Insel eben dergleichen Lebensart geführt haben, als itzo in Knittelhartland noch herrscht. Es haben aber einige durch Reisen in fremde Länder die Ergiebigkeit ihres Landes eingesehen, und es nach und nach in den Stand gesetzt, in welchem es sich itzo befindet. Diejenigen aber, die so eigensinnig gewesen, die andern auszulachen, oder denen die Arbeit, die jene anwenden müssen, zu sauer erschienen, haben sich in diese Landschaft zusammen gezogen, und ihre Nachkommen genießen noch itzo das Vergnügen, das ihnen ihre Armuth giebt, in Ruhe.

Dieses Land ist, wie die meisten Kreise dieser Insel, eine Demokratie, und ein jeder Bürger hat an der Regierung des Landes Antheil. In der That aber fallen bei ihnen gar keine wichtigen Dinge vor. Denn da sie noch niemals weder Krieg geführt, noch Bündniß mit den Auswärtigen geschlossen haben, und da sie mit niemand Handel treiben, so bleibt ihrer Berathschlagung fast gar nichts übrig. Und wenn sie Gesetze über ihre eigne Lebensart machen, so pflegen sie gemeiniglich der Meinung derer ohne weiteres Nachsinnen beizutreten, die sich einiges Ansehen unter ihnen erworben haben. Diese treuherzigen Leute haben aber demohngeachtet nicht zu besorgen, daß ihre Regierungsform sich jemals verändern werde. Denn wenn jemand das höchste Ansehen unter ihnen erlangt hat, so pflegt er sich von hier wegzubegeben, und sich in Reimland, oder in irgend einer andern Landschaft dieser Insel häuslich niederzulassen.

Ich habe viel Dinge erzählt, ohne daß ich gesagt habe, daß ich einen Fuß in die Stadt gesetzt habe. Meine Leser werden mir dies aber so wenig übel nehmen, als ich glaube, daß ihnen etwas daran liegen wird, zu wissen, ob ich zu diesem oder jenem Thore hinein gekommen bin, ob ich zu Mittag in der Sonne gespeist, oder zur Nacht in dem Monde geherbergt habe. Ich habe mir auch vorgesetzt in der ganzen Beschreibung meiner Dichterinsel also fortzufahren: und ich werde meiner selbst nicht eher erwähnen, bis es der Zusammenhang der Erzählung erfordern wird. Ich komme nunmehr auf den Gottesdienst dieses Volks.

Man verehrt in dieser Landschaft die Göttin Einfalt, und hat zu ihrem Dienste in der Hauptstadt einen Tempel erbaut. Es ist ein weitläufiges und altes Gebäude, das den Einfall droht; und ich vermuthe, daß es weit über tausend Jahre gestanden haben müsse. Die Zeit hat an verschiedenen Orten schon Lücken darein gemacht; man ist aber bemüht gewesen, solche mit einer Art bunten Steinen wieder auszubessern. Ich habe mir sagen lassen, daß sie in Frankreich gebrochen werden. Weil sie aber durch die Ferne des Weges öfter in kleine Stücken zerbrochen, so tragen sie zur Ausbesserung des Tempels wenig bei. Es ist die gemeine Sage, daß ihn die ersten Ankömmlinge in dieser Insel, welches vermuthlich ein Schwarm Gothen oder Wenden gewesen, erbaut haben. Und es ist dies um so eher zu glauben, weil die Zeit der großen Wanderung der Völker mit dem Alter dieses Tempels übereinzustimmen scheint. Die innern Wände des Tempels sind mit alten Bildnissen ausgeziert: meines Erachtens Abbildungen der heidnischen Druiden, oder der Barden. Die Einwohner halten sie in großen Ehren, denn sie geben vor, daß sie die ersten Gesetzgeber und Errichter ihrer vortrefflichen Republik gewesen sind.

Auf der Seite gegen Morgen sieht man die Göttin Einfalt auf einem von Rasen aufgerichteten Altar. Sie stellt ein kleines Mädchen vor, welches auf einem Affen reitet. Ihr Haupt ist mit einer papiernen Mütze geziert, woran ungefähr zehn bis zwölf Schellen hängen. In der einen Hand hat sie eine Klapper, in der andern aber ein Stückchen Glas, welches sie mit großer Aufmerksamkeit zu betrachten scheint. Die Einwohner erzählen so viel Wunderdinge von diesem Glase, daß ein witziger Schriftsteller einen starken Folianten davon schreiben könnte. Wenn ich aber die verschiednen Farben ausnehme, so sehe ich nichts, was es von gemeinem Glase unterscheiden könnte.

Der Gottesdienst dauert ohne Aufhören in diesem Tempel. Die Art aber, womit sie ihn verrichten, hat etwas besonders, und ich besorge nur allzusehr, daß sie meinen Lesern gar lächerlich scheinen werde. Es hat nämlich jeder Bürger ein geheiligtes Horn welches unsern Kuhhörnern sehr ähnlich ist. Wenn ihm nun einfällt der Göttin seinen Dienst zu verrichten, so naht er sich dem Bildnisse der Göttin und bläst darauf viel oder wenig, je nachdem er Eifer zu ihrem Dienste hat. Er lacht sodann überlaut, und küßt den Affen der Göttin. Diese aber pflegt

alsdann ihr Vergnügen durch die Klapper, oder durch Neigung des Haupts, wobei sich die Schellen hören lassen, kund zu geben. Man sieht es für einen größern Beifall der Göttin an, wenn sie mit dem Kopf nickt, als wenn sie klappert, und ich habe bemerkt, daß dieses nicht selten Ursache zum Neide unter ihnen gegeben.

Oefters pflegen die Einwohner der übrigen Landschaften zur Lust anhero zu reisen. Sie unterlassen alsdann nicht, zum Zeitvertreib den Tempel der Göttin zu besuchen, und auf entlehnten Hörnern den Einwohnern dieser Landschaften nachzuahmen. Die Göttin aber ist viel zu klug, als daß sie diesen Spöttern ihres ehrwürdigen Dienstes Beifall geben sollte. Die Eingebornen des Landes hingegen bilden sich ein, daß dies ein Vorzug sei, den die Göttin nur allein ihnen angedeihen lasse.

Da diese Landschaft weder Krieg zu befürchten hat, noch von jemand in Bündniß aufgenommen wird, so kann man leicht erachten, daß ihre Kriegsverfassung sehr schlecht beschaffen sein müsse. Ich habe oben bereits die Schanze Uebelreim beschrieben, und daher nur noch von deren Besatzung zu reden. Weil ich sie einigemal habe auf die Wacht ziehen sehen, so bin ich um so eher im Stande eine genaue Nachricht davon zu ertheilen. Es ist solches der unordentlichste Haufe von der Welt. Ich habe zwar noch keine Aufrührer gesehen, die wider ihren rechtmäßigen Oberherrn die Waffen ergriffen hätten, allein nach der Abbildung, die ich mir von ihnen mache, müssen sie mit den Soldaten dieser Schanze große Aehnlichkeit haben. Sie waren weder an Kleidung noch an Gewehr einander gleich, und ein Glied kam selbst in dieser Unordnung nicht mit einander überein. Hier sah man einige mit Feuergewehr bewaffnet, und in dem Gliede hinter ihnen etliche, die mit Mistgabeln große Heldenthaten zu verrichten glaubten. Auf dem rechten Flügel sah man etliche mit großen Panzern: und man hätte aus ihrem Roste und aus ihrer Verfertigungsart muthmaßen können, daß diese fürchterlichen Rüstzeuge vielleicht schon unter Aetius bei der großen Niederlage der Hunnen gute Dienste gethan hätten. Hinter diesen geharnischten Männern aber wurde man halbnackte Menschen gewahr, die aus einem Kriegsheere des Negers die Flucht ergriffen zu haben schienen. Ueberhaupt halten es ihre Kriegshäupter für keine Nothwendigkeit, in ein Glied so viel Soldaten zu stellen als in das andere. Sie stellen sie, ohne einigen Ueberschlag auf ihre Anzahl zu machen: und wenn zuletzt einige übrig bleiben, so müssen diese so dicht ineinander rücken, daß sie kaum etwas mehr Platz einnehmen als ein einzelner Mann.

Ich bin schon im Begriffe Knittelhartland zu verlassen, und ich glaube, daß meine Leser diese Eilfertigkeit nicht mißbilligen werden. Es ist in der That verdrüßlich, von nichts als armen Leuten zu hören: und ich weiß aus der Erfahrung, daß die Nachricht von andrer Leute Elend ein schlechter Spaß ist. Wenn ich nicht besorgt hätte, meine Nachricht unvollkommen zu machen, und der Pflicht, der ich mich unterzogen, zuwider zu handeln, so hätte ich Knittelhartland aus meiner Dichterinsel sogar weggelassen. Man sieht also, daß es nicht bei mir gestanden hat:

und man wird es meiner Liebe zur Wahrheit vergeben, daß ich meine Nachricht mit unangenehmen Dingen anfangen müssen. Ich schmeichle mir aber, daß ich im Stande sein werde, die Herren, so mir die Ehre anthun meine Schrift zu lesen, in der Folge mit angenehmen Erzählungen unterhalten zu können.

Es giebt in dieser Landschaft noch einige Städte und eine ziemliche Menge Dörfer. Ich werde aber kaum ein paar Städte nennen, solche nämlich, die ich für würdig halte, angeführt zu werden. Die übrigen wird man auf der Karte von dieser Insel mit leichter Mühe nachschlagen können. Es ist nicht nöthig, daß ich versichere, daß sie richtig sei, denn es ist meine Schuldigkeit, eine dergleichen zu liefern. Ich kann aber doch nicht unerwähnt lassen, daß sie mir unbeschreibliche Mühe gekostet hat. Man wird sich nämlich nicht einbilden, daß ich sie zwanzigmal ändern müssen, ehe sie mir auf die Art gerathen ist, wie sie itzo vor Augen liegt.

Ich kann hier unmöglich den Streit verschweigen, den ich bei Gelegenheit dieser Karte mit meinen Leidenschaften gehabt habe. Wenn ich nämlich den ersten Regungen meines Ehrgeizes gefolgt hätte, so würden meine Leser diese Karte nicht wie itzo vor dem Titelblatte, sondern bei dem Anfange der Beschreibung von Knittelhartland finden: und statt dessen würden sie vor dem Titel mein liebreiches Angesicht nach dem Leben in Kupfer gestochen erblickt haben. Ich bin ein Mensch; und, was ich den geneigten Leser anzumerken bitte, voritzo ein Schriftsteller: es fehlte demnach nicht ein Haar, daß mich die Begierde, berühmt zu werden, nicht überwunden hätte. Und wahrhaftig, meine Thorheit wäre eben so gar auslachenswürdig nicht gewesen, wenn man bedenkt, daß ich darin schon so viele Vorgänger gefunden. Zum wenigsten rieth es mir ein guter Freund ernstlich an: und, wie ich schon damals wusste, so war er willens, einige Verse voller Lobeserhebungen über mich, mir unwissend, darunter zu setzen. Allein ich habe endlich alle diese Regungen überwunden, und ich hoffe dagegen, daß meine Bescheidenheit bei meinen Lesern Gerechtigkeit erlangen werde. Mein vornehmster Bewegungsgrund war, weil ich meinen Namen verschweigen wollte, um den Neid zu vermeiden, den berühmte Scribenten allemal zu gewärtigen haben.

Nach dieser kleinen Ausschweifung komme ich wieder zu den Städten, die in Knittelhartland noch zu beschreiben sind.

Verworren ist eine ziemlich große Stadt, fast ebenso groß wie die Hauptstadt. Sie ist aber eben auch so unordentlich als dieselbe, und man kann sich daher ihre Beschaffenheit leicht vorstellen. Sie liegt acht Meilen von der Hauptstadt gegen Mittag.

Weiberreim, eine mittelmäßige Stadt, vier Meilen von der Hauptstadt gegen Abend, liegt an dem Flusse Ausgelassen, welcher endlich in den Dumm fällt. Die Weiber haben hier besondre Freiheiten, die sie in den andern Städten dieser Landschaft nicht haben. Eine jede hat das Bild der Göttin Einfalt in ihrem Busen: und verrichtet daher den Gottesdienst, wann es ihr beliebt. Sie sind weit eifriger als die

Männer. Diese gebrauchen nur Hörner im Tempel. Allein die Weiber haben auch ihre Mahlzeiten dem Dienste der Göttin gewidmet. Sie segnen nämlich ihre Speisen, sonderlich die Lebern, der Göttin zu Ehren ein, und gleichergestalt verfahren sie mit dem Getränke. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß die Männer nicht auch hieran Theil nehmen sollten. Ich bin aber sehr versichert, daß es nur dem schönen Geschlechte zur Gefälligkeit geschieht. Da ich die Ehre gehabt habe, mich einige Tage in dieser Stadt aufzuhalten, so könnte ich die Einsegnungsworte von beiden hierher setzen. Ich kann auch nicht leugnen, daß sie in meinem ersten Aufsatze schon ihren Platz gefunden haben. Allein gewohnt, meine tägliche Arbeit meiner Köchin vorzulesen, sagte diese mir ausdrücklich, daß jene Worte dumm wären, und daß ich eben so närrisch handelte, wenn ich sie meiner Schrift einverleibe. Ich bin nicht gewiß, ob sie nicht für ihr Geschlecht geeifert hat. Unterdessen, da ich auch das Urtheil der Geringsten scheue, so habe ich ihr gefolgt. —

Meine Reise geht nunmehr in die Landschaft Reimland.

Diese Landschaft ist ungleich besser angebaut, als die vorige. Man findet daselbst alle Früchte, die zur menschlichen Nothdurft erfordert werden. Demungeachtet genießen die Einwohner der Bequemlichkeit des Lebens nicht so, wie sie wol könnten. Sie bearbeiten zwar das Feld, aber nicht in solchem Maaße, als es zur Hervorbringung guter Früchte nöthig ist. Denn sie pflügen den Acker nur etwa Finger tief; das Getreide, welches sie zeugen, ist also nicht das beste. Ihr ganzer Vorzug und alle ihr Ehrgeiz besteht darin, daß sie eine Arbeit hurtig vollenden können. Es wird hier für eine große Ehre gehalten, wenn man zwanzig Acker in einem Tage pflügen kann. Aber ob tüchtig und auf die erforderliche Art gearbeitet sei, darauf wird nicht gesehen. Man giebt sich auch hier keine Mühe, die Früchte, die ohnedem nicht sonderlich gut hervorgebracht werden, in der Zubereitung schmackhafter zu machen. Sie mahlen das Getreide nicht, sie stampfen es nur; und dann ist es gut genug, ihr Brot daraus zu verfertigen. Auf gleiche Weise verfahren sie mit allen andern Früchten.

Ich bin unvermerkt auf die Natur der Einwohner gerathen, da ich nur die Beschaffenheit ihres Landes erzählen wollte. Ich werde aber nunmehr fortfahren. Neben der Hurtigkeit, die sie lieben, sind es sehr lustige Leute, und ich glaube, daß niemand die Mühseligkeit des Lebens weniger empfindet als sie. Alles, was sie verrichten, geschieht mit Vergnügen: und ich will wetten, daß man noch niemals einen Traurigen oder Schwermüthigen unter ihnen wahrgenommen hat. Die Beobachtung der Reinlichkeit und der Zierlichkeit macht ihnen kein Bekümmerniß. Sie sind zufrieden, wenn man ihrer Haushaltung eine mäßige Ordnung nicht abspricht. Hierbei sind sie die geselligsten Leute von der Welt. Sie beobachten nicht nur unter sich alle Pflichten einer zärtlichen Freundschaft, sondern sie möchten auch, wenn es möglich wäre, der ganzen Welt Freunde sein. Man wird kaum zwei oder dreimal in ihrer Gesellschaft gewesen sein, so werden sie uns schon ihren besonderen Freund nennen.

Und diese ehrlichen Leute sind nicht zufrieden, daß sie in der Stille ihre Neigung damit schmeicheln können: sie wollen uns auch öffentliche Merkmale ihrer Hochachtung geben. Ob ich gleich gestehen muß, daß ich mit dem Kennzeichen ihrer Zärtlichkeit gern verschont sein möchte. Denn in der That, die Art, mit der sie ihre Freundschaft zu Tage zu legen vermeinen, hat mir sehr lächerlich geschienen, und ich will es meinen Lesern insgeheim sagen: es haben mir mehr als einmal die Ohren davon weh gethan. Wenn man sich nämlich einen Hut kauft, der einen bessern Filz hat als andrer Leute Hüte; wenn sie an unsrer Perücke einen Zipfel mehr als sonst wahrnehmen; oder wenn wir aus einem Zimmer in das andere ziehen, so werden sie sich im Angesicht aller Leute vor unser Haus stellen, und auf kleinen Flöten, die nicht viel besser sind als die Pfeifen unsrer Lumpensammler, ihr Vergnügen darüber zu erkennen geben. Sie würden sodann aufhören unsere Freunde zu sein, wenn man nicht machte, daß sie ihre Krause mit Bratenfett beträufeln und einen Trunk mehr als sonst thun könnten.

Ich will mich nun zu ihrer Hauptstadt wenden. Sie heißt Gedankenarm. Es ist eine sehr große Stadt. Sie liegt in einer Ebene, dergleichen ich mich nicht erinnere jemals gesehen zu haben. Denn es ist auch sechs Meilen weit um sie herum kein Hügel, der sie nur einen Augenblick unserm Gesicht entzöge. Die Häuser in dieser Stadt sind zwar aneinander gebaut und scheinen ordentliche Gassen auszumachen. Man wird aber kein einziges finden, das mehr als ein Stockwerk habe. Sie sind dabei so klein und eng, daß man auf einen Blick die Vorder- und Hinterthüre im Gesicht hat. Die Einwohner glauben zu dieser Bauart guten Grund zu besitzen. Sie sagen, daß ein Haus mit erforderlichen Seiten- und Hintergebäuden ihnen so viel Platz und Zeit wegnehmen würde, als der Bau einer ganzen Straße. Dieses wäre ihnen aber ungelegen. Sie wären zufrieden, wenn sie wohnen könnten und man ihren Straßen die Ordnung nicht abspräche. Es ist wahr, daß jede Straße für sich in einer geraden Linie gebaut ist. Wenn ich aber den Zusammenhang aller Straßen in der Stadt betrachte, so ist es der verwirrteste Klumpen von der Welt, und ein Fremder hat in der That alle Aufmerksamkeit nöthig, daß er sich nicht verirre. Man braucht aber noch mehr Mühe, wenn man ein besonderes Haus finden will. Alle Häuser sind einander so ähnlich wie ein Ei dem Andern, und man findet in der ganzen Stadt kein großes Gebäude, dabei man seinem Gedächtniß zu Hülfe kommen könnte. Ich habe bemerkt, daß weder das Rathhaus noch ihre Börse ein besser Ansehen gehabt, als ein Bürgerhaus.

Diese Stadt hat Mangel an benöthigtem Wasser, denn der Fluß Mager, der mitten durchfließt, ist nicht groß genug, allen Einwohnern hinlänglich Wasser zu verschaffen, und zu gewissen Zeiten des Jahres trocknet er ein. Er ist so klein und so seicht, daß man aller Orten den Grund sehen kann. Und obgleich sein Wasser sehr klar ist; so ist es doch nicht das gesundeste. Denn ich wäre selbst im Stande unterschie-

dene Fremde zu nennen, die sich hier Erbrechen und den Schnupfen zuzogen. Dagegen betrifft dies die Einwohner nicht; denn es ist bekannt, daß die Gewohnheit alle Sache gut macht.

Man verehrt in dieser Landschaft die Göttin Unwissenheit, und in dieser Stadt befindet sich ihr Tempel. Es ist ein langes schmales Gebäude, eben so niedrig als alle übrigen Häuser. Er hat etliche kleine Eingänge, die nicht größer sind als die Thüren der Bürgerhäuser, und keinen andern Zugang des Tageslichts, als was ihm diese Eingänge mittheilen. Es herrscht also dicke Finsterniß in dem Tempel, und man würde die Gottin selbst nicht sehen können, wenn nicht Tag und Nacht eine Lampe vor ihr brennete. Der Schein dieser Lampe aber ist dennoch nur ganz mäßig. Er erleuchtet nur einen kleinen Raum um den Altar herum, und kann keinen weitern Nutzen schaffen, als die Göttin zu erkennen.

Die Göttin Unwissenheit ist wie eine andere Weibsperson gebildet. Sie scheint ungefähr in einem Alter von 17 bis 18 Jahren zu sein, hat große Augen und den Mund solchergestalt offen, wie eine Person, die aus Mangel an Erziehung über eine noch nie gesehene Sache vor Verwunderung aus sich selbst ist. Ihr Leib zeigt sich völlig nackend; nur ihr Schooß ist mit einer schwarzen Binde umgeben. Ihr Haupt ist mit einem Kranze von Eichenlaub geziert, und ihre Nase mit einer ungeheuren Brille belästigt. Sie hält in der einen Hand ein Buch von unbeschriebenen Blättern, in der andern aber eine Papageienfeder. Die Einwohner glauben einmüthig, daß sie die Herrschaft über die ganze Insel behaupten werden, sobald die Göttin dieses Buch vollgeschrieben haben wird. Sie hoffen dies vermöge einer uralten Prophezeiung; und ich wollte es niemand rathen, daß er hierüber einigen Zweifel bezeigte. Wenigstens würde er sich der Gefahr aussetzen, von den Lehrjungen gesteinigt zn werden.

Aus den Brüsten dieser Göttin fließt ein gewisser Saft; und ungeachtet man ihn für eine heilige Sache ansieht, so läßt man doch geschehen, daß er von einem unermeßlichen Schwarm Mücken verzehrt wird. Die Einwohner halten dagegen dieses Ungeziefer im hohen Werth. Der Gottesdienst selbst ist mit demselben unzertrennlich verknüpft, und alles Ansehen, aller Unterschied des Standes entspringt daher. Indem man vor der Göttin niederfällt, so geschieht es ganz gewöhnlich, daß man von einer oder mehr Mücken gestochen wird. Was für ein Glück ist es nicht für denjenigen, der auf solche gesegnete Art verletzt wird! Er geht hin und zeigt sein Mahl dem Oberpriester. Dieser zeichnet solch' gültiges Ehrenzeigen in ein dazu vorhandenes Buch auf, und giebt dem von seiner Göttin geliebten Bürger eine Muschel, wie sie am Strande des Flusses trocken in großer Menge gefunden, und mit des Oberpriesters Petschaft bezeichnet werden. Man hängt sie sodann an einem rothen Bande über die linke Schulter, und ich habe wahrgenommen, daß einer, der nur zwanzig Muscheln hatte, vor einem andern, der mit dreißig

Muscheln geziert war, acht bis zehn Schritte zuvor, ehe er an ihn kam, den Hut abnahm.

Von dem Gottesdienste dieses Landes ist es natürlich auf desselben Priester zu kommen. Es giebt deren zween Orden. Den ersten nennt man den Orden Zurlust, den andern aber den Orten Umsbrot. Ich werde itzo von dem ersten reden. Die Priester dieses Ordens halten sich Tag und Nacht im Tempel auf, und erklären Fremden und Einheimischen alle Dinge, die ihnen zu Gesicht kommen. Sie werden uns über eine Thüre des Tempels, über einen Kieselstein, über ein Gänseblümchen, über einen Nesselstrauch Gedanken hersagen, die uns nimmerhin eingefallen wären. Ich habe in der That einstmals in Gefahr gestanden, über einen Stockknopf eine weitläufige Beschreibung anhören zu müssen. Ich entzog mich aber dieses Verdrusses, als ich ihm sagte, daß ich alle seine Tugenden schon wüsste; und daß er mir dagegen einen größern Gefallen erzeigen würde, wenn er mir etwas zum Lobe seiner Göttin erzählte. Er versprach mir dieses ein andermal zu thun; mithin wurde ich ihn los. Denn ich muß nicht vergessen zu gedenken, daß man die Religion und alle Höflichkeit über den Haufen werfen würde, wenn man diese ehrlichen Leute nicht anhören wollte.

Mit dem Orden Umsbrot hat es eine ganz andre Bewandniß. Es sind wohl erst zwanzig Jahre, daß die Reimländer diesen Orden zur Zierde ihres Landes aufrichten dürfen. Es war vorher ein Vorzug der Spielwerkianer, denselben in ihrem Lande zu haben. Nach 17jährigem blutigen Kriege aber zwischen diesen beiden Landschaften, haben die Spielwerkianer diesen Orden den Reimländern überlassen müssen, nachdem ihnen die letztern im Kriege so vielmal obgelegen waren.

Die Priester dieses Ordens kommen nicht in den Tempel. Es hat aber ein jeder seine Hauskapelle, in welcher die Göttin Unwissenheit auf einem prächtigen Altare aufgestellt ist. Hier nehmen sie von Fremden und Einheimischen Besuch an. Die Fremden sind entweder aus der Liebes-, oder aus der Freuden- oder aus der Trauerinsel gebürtig, und denselben zu Gefallen errichten sie ihren Gottesdienst. Die Einheimischen führen sich nur als andächtige Zuschauer dabei auf. Sobald sie sich erkundigt haben, woher die Fremden gebürtig sind, fangen sie ihre Andacht an. Sie richten sich aber nach der Landesbeschaffenheit eines jeden, der sie besucht. Wohnt man in der Liebesinsel, so belästigen sie sich selbst an Händen und Füßen mit Ketten; sie scheinen verzweifeln zu wollen; sie ergreifen einen Dolch, und machen Miene, sich solchen unter vielen Seufzern in die Brust zu stoßen. Scheint ihnen der Fremde etwas beträchtlich, so bedienen sie sich noch einer andern Ceremonie. Diese würde allen Beifall bei mir finden, wenn sie nicht schon zu gemein wäre. Sie wissen ein Kunstfeuer zu machen, welches die fleischigen Theile unsers Körpers nicht versehrt, und nicht die geringste schmerzhaftige Empfindung macht. Dieses nimmt der Priester in den Mund, und lässt vermittelst dessen helle Flammen herauslodern. Kommt der Fremde aus der Freudeninsel an, so wissen sie

auf eine artige Art zu lachen. Sie tanzen, sie hüpfen, und leisten ihrer Göttin mit tausend krummen Sprüngen ihren geheiligten Dienst. Ist aber der Fremde aus der Trauerinsel gebürtig, so fängt sich ihr Gottesdienst mit neunmal ach! und zehnmal weh! an. Sie wissen in eine Ohnmacht zu fallen, die man fast für natürlich halten sollte: wenn sie nicht zu Ende des Gottesdienstes das gebräuchliche Opfer mit der größten Gemüthsruhe annehmen könnten. Denn derjenige, dem zu Gefallen die Andacht verrichtet wird, opfert sodann der Göttin, oder vielmehr dem Diener der Unwissenheit eine Gabe, die sich aber selten über 16 Groschen unsrer Münze erstreckt.

Diese beiden Orden, von denen ich itzo geredet habe, hegen eine unversöhnliche Feindschaft gegen einander. Der Zurlust wirft dem andern niederträchtige Gewinnsucht vor, und dieser rückt dem ersten vor, daß es noch schändlicher sei, gar nichts zu verdienen, sondern blos von andrer Leute Gnade und Almosen zu leben. Gleichwie nun diese Landschaft eine Demokratie ist, und jeder Orden in der Regierung des Landes gleichviel zu sagen hat, so werden durch ihre Uneinigkeit viele weise Rathschläge gehindert. Und ich zweifle sehr, daß dieses Volk werde im Stande sein, künftig seinem Feinde Widerstand zu thun, geschweige denn selbst Eroberungen zu machen. Die Spielwerkianer haben also gewiß einen klugen Staatsstreich gespielt, da sie dieser Landschaft gedachtermaßen den Orden Umsbrot in Frieden überlassen haben. Denn ob diese gleich jener an Größe und Macht weit überlegen ist, so hat doch Spielwerk weiter nichts zu fürchten; weil die innerliche Uneinigkeit in Reimland ohne Aufhören dauern wird.

Reimland steht in keiner guten Kriegsverfassung. Die Hauptstadt Gedankenarm ist an sich gar nicht bevestigt. Sie ist nur mit einer schlechten Mauer umgeben; und die Vestung, so außerhalb derselben gegen Morgen liegt, halte ich gar nicht für beträchtlich. Sie wird Nurreim genannt. Die Einwohner glauben zwar, daß sie die ganze Stadt hinlänglich beschützen könne, meine Leser aber werden befinden, daß man allzuviel von dieser Vestung rühme. Sie ist von zerbrochenen Ziegelsteinen aufgeführt. Man kann sie aber in Ansehung andrer Vestungen nur halb bevestigt nennen. Sie hat keine Minen, keine Ausfälle, und nichts, was ihren Soldaten zur Bedeckung dienen könnte.

Die Soldaten selbst sind nicht danach beschaffen, daß sie einem geübten Feinde Widerstand thun könnten. Man nimmt hier jedermann zu Kriegsdiensten auf, ohne dabei auf seine Stärke, Muth und Tapferkeit einigen Betracht zu nehmen. Alte Greise und junge Knaben, große und kleine Leute, Krüppel und starke untersetzte Kerle sieht man hier Dienste verrichten. Wenn sie nicht einerlei Gewehr und Kleidung hätten, so würde es eben ein so unordentlicher Haufen sein, als die Besatzung der Schanze Uebelreim. Man findet zwar zuweilen etliche unter ihnen, die vollkommene Soldaten sind: allein, wenn man sich genau nach ihnen erkundigt, so wird man erfahren, daß es Ausgerissene aus den übrigen Landschaften der Dichterinsel sind. Denn die Reimländer bemühen sich

begierig dergleichen Leute in ihre Dienste zu bekommen. Sonderlich stellen sie den Soldaten aus Dichtkunst und Schwulst sehr eifrig nach, und sparen deshalb keine Mühe noch Kosten.

Die Stadt Wortreich, so in dieser Landschaft vier Meilen von der Hauptstadt gegen Mitternacht liegt, hat zwar gleichfalls den Namen einer Vestung; allein sie verdient ihn sehr wenig. In der That, wenn die überflüssigen Außenwerke eine Stadt bevestigen, so kann man ihr diesen Namen nicht absprechen. Wortreich ist damit zu seiner eignen Last überhäuft. Kein Werk hat mit dem andern den geringsten Zusammenhang, noch viel weniger sind sie dergestalt angelegt, daß eines das andere beschützen könnte. Es ist also sehr sicher, daß sich kein Feind vor dieser vermeinten Vestung eine halbe Stunde aufhalten würde. Die Besatzung dieser Stadt würde noch weniger Heldenthaten verrichten. Sie haben nicht einmal einerlei Kleidung und Gewehr. Nur deshalb scheinen sie Soldaten vorzustellen, weil sie eine unzählbare Menge Patronen bei und um sich haben. Ich habe mir aber für gewiß sagen lassen, daß sie lediglich mit Pulver gefüllt sind und kein Blei in sich halten.

Die Stadt Niedrigkeit liegt sechs Meilen von der Hauptstadt gegen Abend. Es ist eine mittelmäßige Stadt von sehr elenden Gebäuden. Man redet hier die Sprache des Landes am schlechtesten; und der Ausdruck ist von dem, den man in den Dörfern findet, wenig unterschieden. Ihre Einwohner sind sämmtlich Pöbelvolk. Denn ob sich gleich einige für vornehm halten, sind sie es doch in der That nicht.

Reimtrost ist eine kleine Stadt und Schloß, sieben Meilen von der Hauptstadt gegen Mittag gelegen. Der Fluß Mager entspringt eine Stunde von dieser Stadt. Sie ist eines Zauberers wegen berühmt, der eine Viertelstunde von hier auf dem Gebirge in einer großen Höhle wohnt. Sein Name, wie ich mir habe sagen lassen, ist Register. In den andern Landschaften dieser Insel wird er von dem Lande, in welchem er sich befindet, Reimregister genannt. Zu diesem berufenen Unhold nimmt das ganze Land in zweifelhaftigen Fällen seine Zuflucht, und fragt ihn um Rath. Wahrhaftig! die Macht des Teufels in den Kindern des Unglaubens muß groß sein. Denn ich kenne viele Einwohner dieses Landes, die sich in sehr verwirrten Umständen befunden haben, und dieser Hexenmeister hat ihnen doch durch seinen Rath glücklich herausgeholfen. Nicht allen aber kömmt diese Zauberei so glücklich zu statten. Ich kenne auch einige, deren Sachen vollends ganz und gar verdarben, da sie diesen Unhold zu Rathe zogen. So viel als ich jedoch von dieser Zauberei habe erfahren können, so muß es viel auf die eigne gute Urtheilungskraft dessen, der sich bei ihm Raths erholen will, ankommen. Ich will es meinen Lesern mittheilen, was mir von den Umständen dieser Hexerei wissend ist. Man schreibt die Sache, die uns Kummer verursacht auf einen Zettel, und übergiebt ihn dem Zauberer. Dieser, nachdem er einen Kreis gemacht, und viele unverständliche Worte hergemurmelt, giebt uns einige andre Zettel zurück: und

auf einem jeden steht ein Wort geschrieben. Nun kommt es darauf an, daß man witzig genug sei, einen Zettel zu erwählen, dessen Inhalt unsere verwirrte Umstände zu recht bringen kann.

Ich besorge nur allzu sehr, daß mir diesesmal viele meiner Leser nicht glauben werden. Der Unglaube hat leider nun so weit überhand in der Welt genommen, daß man alle Geschichten verwirft, in welchen Hexen oder Gespenster vorkommen. Es ist ein Glück für diese Herren, die über alles lachen was nach Erscheinungen und Wundern schmeckt, daß sie nicht zu den Zeiten unsrer Väter gelebt haben. Ich wollte nicht einen Pfennig verwetten, daß man nicht mit ihnen selbst nach dem Scheiterhaufen zugewandert wäre. Und man vergebe es mir, man hätte hieran so sehr Unrecht nicht gethan. Denn was ist wol billiger, als der Verdacht, daß derjenige selbst ein Hexenmeister sei, der vielleicht nur darum nicht zugeben will, daß eine dergleichen Art Menschen in der Welt sei, damit er selbst desto eher unentdeckt bleibe. Ich will aber liebreicher mit ihnen reden. Wenn doch diese Herren nur zurück denken wollten, wie viel wahrhaftige und tröstliche Geschichte ihnen in ihrer Kindheit die Wartefrau und der alte Schulmeister erzählt haben. Wenn sie, sage ich, diese nur gegen die Ursachen halten wollten, die sie haben, dergleichen nicht zu glauben. Ich bin versichert, der Unglaube würde verschwinden; und sie würden aufhören, diese ehrlichen Leute in ihrer Gruft zu kränken, die sich so viel Mühe gegeben, diesen so nöthigen Glauben beizeiten in ihnen hervorzubringen.

Drei Meilen von der Grenze von Spielwerk liegt das prächtige Lustschloß Quodlibet. Ich habe versprochen, daß ich an der Eitelkeit der Einwohner keinen Theil nehmen will: ich muß es also frei heraus sagen, daß dieses sogenannte prächtige Lustschloß ein wahrhaftiges Tollhaus sei. Meine Leser werden sich erinnern, was ich oben sagte, daß die Reimländer sehr lustige Leute seien; allein zu gewissen Zeiten überschreiten sie die Grenzen der Lust. Sie sind über die Maaßen ausgelassen und unverschämt, und in der That ihrer Sinnen nicht recht mächtig. Es geschah daher öfters, daß sie sich bei den Fremden sehr lächerlich machten, und sich also viele Verachtung zuzogen. Die vornehmsten aus Reimland gingen hierüber zu Rathe, und suchten ein Mittel ausfindig zu machen, die Tollheit, die alle Reimländer zu gewissen Zeiten überfällt, zu bemänteln. Man schlug vor, daß sie sich binnen dieser Zeit der Affenjagd in den Grenzen von Spielwerk bedienen möchten; und man fing schon an, diesen Vorschlag in's Werk zu setzen. Allein es entstand hierüber ein Krieg, dessen Ausgang war, daß die Reimländer von diesem Vorhaben abstehen mussten. Man brachte endlich hierauf in Vorschlag, ein Lustschloß in ihren Grenzen zu erbauen, wohin sich ein jeder Reimländer während der Raserei begeben und nach aller Freiheit schwärmen könnte. Dieser Vorschlag wurde zu Werke gerichtet, und man gab diesem Lustschlosse, oder vielmehr Tollhause, den Namen Quodlibet. Hierher reisen demnach die Reimländer, wenn ihnen die Raserei ankommt, und sie in größter Freiheit närrisch thun

wollen. Sie bemänteln indessen ihren Unsinn mit einer Lustreise. Allein sie richten bei verständigen Ausländern damit nicht mehr aus, als daß man ihnen zugesteht, daß sie die Freiheit haben, zur Lust närrisch zu sein. In der That, man muß das unglückliche Schicksal dieses Volks bedauern, wenn man ihren Handlungen gelassen zusieht. Sie sind nicht vermögend, zehn Worte in einem richtigen Zusammenhange zu sagen. So sehr sind ihre Sinne verrückt. Itzo reden sie zwei Worte von der Pracht eines königlichen Thrones: den Augenblick fangen sie von dem Hinterviertel eines Esels an. Man kann demnach leicht erachten, wie ihre übrigen Handlungen beschaffen sein müssen. Bei nichts geberden sie sich aber närrischer, als bei ihren Mahlzeiten, und ich glaube, daß ihnen der Unsinn den Geschmack ganz und gar geraubt habe. Denn sie schütten alle Gerichte unter einander, und mischen öfters ganz unflätige Dinge darunter. Sie schlagen mit den Händen darin herum, und geberden sich überhaupt so übel, daß ein vernünftiger Zuschauer vor Mitleiden über ihre Tollheit weinen möchte. — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Schreiben an einen neuangehenden Arzt.

Hochgeehrter Herr Vetter!

Weil mir Ihre Wohlfahrt lieb war, ist es nicht mit meinem Willen geschehen, daß Sie die Arzneikunst erwählten, als Sie sich einer der höhern Wissenschaften zu widmen im Begriff standen. Sie wissen, daß ich Sie auf das Ernstlichste davon abmahnte: und ich habe hierzu hauptsächlich folgende Gründe. Ich glaubte, daß man so viel als möglich eine Lebensart vermeiden müsse, worin unser Ruf und Ansehn nicht lediglich von unserer Gelehrsamkeit abhängt, sondern Zufälle den größten Einfluß haben: und ich vermeinte in der Heilkunst vor andern Wissenschaften solche Beschaffenheit zu finden. Lassen Sie einen Arzt alles, was zu seiner Wissenschaft erfordert wird, vollkommen begriffen haben, wenn er sich jetzt an einem Orte niederläßt, um seine Kunst auszuüben; so wird es nicht blos auf den großen Umfang seiner Wissenschaft ankommen, sich Ruhm und Ansehn zu erwerben, die zu seinem Lebensunterhalt unumgänglich nöthig sind. Vieles, und vielleicht das Meiste, wird von dem Leben oder Tode der ersten Kranken abhängen, die unter seine Hände gerathen: und wenn er so unglücklich ist, daß die ersten sechs oder sieben, die er in Cur gehabt, sterben, so wird innerhalb geraumer Zeit, und vielleicht auf immerdar an diesem Orte für ihn nichts weiter zu thun sein. Ist denn aber der Arzt Herr über Leben und Tod? Kann alle Wissenschaft das Scheiden der Seele aus einem Körper verhindern, der für sie untauglich geworden? Indessen frägt die Welt darnach nicht: und wer will es ihr verdenken, daß sie unsere Fähigkeiten nach ihren Wirkungen beurtheilt? Alle Gelehrsamkeit eines Arztes hat doch lediglich die Heilung der Krankheiten zum Endzweck: und die Welt, deucht mich, fordert nicht ganz und gar mit Unrecht, daß sich ihre

Wirkung hierin gerade offenbaren soll. Sie sehen also, daß man sich in dieser Kunst auf seine Gelehrsamkeit nicht sehr verlassen kann, daß sie unser Glück bereiten werde, ohne daß man die Welt ungerecht heißen darf: und ich glaubte, daß man solchen Lebensberuf so leicht nicht erwählen müsste.

Mein anderer Grund war, daß die Arzneikunst ihrem Jünger wenig Ehrenstellen bieten könne. Auf jeder Universität sind nur zwei oder drei Professoren der Medicin, und an jedem Hofe ein oder zwei Leibärzte, deren Bedienungen wirklich ansehnlich sind, und die sich einen hinlänglichen Unterhalt von ihrer Wissenschaft versprechen können: doch auch diese Ehrenstellen sind an diesen Orten ungemein genau zugeschnitten. Und gegen die häufigen Aemter und Bedienungen, welche Gottesgelahrtheit und Rechtsgelehrsamkeit bieten, mit denen größtentheils sehr reichliches Einkommen verknüpft ist, sind sie für gar nichts zu rechnen. Ich weiß zwar, daß sich mein hochgeehrtester Herr Vetter, wie alle anderen jungen Leute, von ihrem Glück die süßeste Vorstellung machen; allein der Erfolg stimmt oft wenig damit überein; und ich versichere Sie, daß Alle, welche jetzt Elend und Armuth bedrückt, ebenso gedacht haben.

Endlich war eben diese Armuth der meisten Aerzte mein dritter Grund, der mir Ihre Wahl nicht annehmlich machte. Man durchgehe alle Städte. Wenn sechs Aerzte in einer Stadt befindlich sind, werden höchstens zwei von der Ausübung ihrer Kunst sehr bequemlich leben können. Von den andern wird kaum einer fünfzig bis hundert Thaler jährlich verdienen, und wenn er sonst kein eigenes Vermögen besitzt, wird es sehr leer in seiner Küche aussehen. Die Ursachen hiervon fallen in die Augen. In keine Wissenschaft wird mehr hineingepfuscht, als in die Heilkunst, und das gemeine Volk, worunter doch der Menge nach die meisten Kranken sein müssen, verarmt immer mehr.

Ich leugne nicht, daß mir vollends für Ihre künftige Wohlfahrt entsetzlich bange ward, als man anfing von der Electricität einen für die Aerzte so gefährlichen Gebrauch zu machen. Wenn es wahr wäre, daß die Electricität, wie uns Viele versichern wollen, die Heilung der meisten Krankheiten zu befördern vermöge, so möchte der größte Theil unserer Aerzte nur bei Zeiten den Wanderstab ergreifen, um sich in Kleinasien und Aegypten niederzulassen, wo es an Meistern der Heilkunst sehr fehlen soll. Denn wenn die bemittelten Leute bei ihren Krankheiten auf den Einfall gerathen sollten sich electrisiren zu lassen, so würden die meisten Aerzte kaum einen Thaler jährlich einnehmen.

Ich weiß zwar, daß Sie mir einwenden, es käme in jeder Lebensstellung auf gutes Glück an, und vielleicht werden Sie noch hinzu zu setzen belieben: auf unsern Fleiß und die gute Meinung, die wir unsern Nebenmenschen von uns beizubringen wissen. Ich weiß auch Ihre übrigen Einwürfe. Und es ist wahr, es giebt so viele arme Advokaten und unbeförderte Candidaten der Gottesgelahrheit als bedürftige Aerzte in der Welt sind, da Gelehrsamkeit und Verdienste nicht allemal zu den Dingen gehören, welche einen Gottes- und Rechtsgelehrten empor brin-

gen. Allein es bleibt doch allemal noch übrig, daß man hier die Welt einer Ungerechtigkeit beschuldigen kann, die indessen bei einem in seinen Curen unglücklichen Arzneiverständigen wegfällt. So viel kann ich Ihnen auch gern einräumen, daß sich ein angehender Arzt vor der Electricität eben nicht bange sein lassen darf. Es giebt in der gelehrten Welt wie in der bürgerlichen gewisse Moden, die gräulichen Lärm machen, so lange sie was sind, in kurzer Zeit aber kaum noch im Gedenken der Jahrbücher bestehen. Vielleicht würde es der Electricität bereits ebenso ergangen sein, hätten sie die Muschenbroeckschen Versuche nicht wieder erneuert. Gedulden Sie sich aber nur, in einigen Jahren hören Sie wenig oder nichts mehr davon.

Unterdessen sei es wie es will. Mögen Sie wohl oder übel gewählt haben, die Sache lässt sich nunmehr nicht ändern. Sie haben bereits den medicinischen Doctorhut empfangen, und mit dieser Würde lässt sich nicht wohl ein Ueberläufer zu andern Wissenschaften oder ein Anfänger darin werden. Alles was ich noch thun kann beschränkt sich in dem Wunsche, daß die Ausübung der Kunst, die Sie jetzt beginnen, zu Ihrer Wohlfahrt ausschlagen möge. Sie kennen den Antheil, den ich an Ihrem Glücke nehme, und es würde mir weh thun, wenn ich meine Abneigung vor dem Heilgeschäft an Ihnen bestärkt finden sollte. Ich will mir demnach die Freiheit nehmen, Ihnen mit einigen Regeln an die Hand zu gehen, welche Sie in Ihrem Berufe anwenden wollen: ich getraue mir fast Gewähr zu leisten, daß kluge Beobachtung derselben den Fehler verbessert, der möglicherweise in der Wahl Ihrer Laufbahn vorgegangen ist. Wenigstens kenne ich Männer genug, die dadurch große und berühmte Aerzte geworden sind. Aus den Beobachtungen des Wandels dieser Männer eben sind meine Regeln geschöpft, denn Sie wissen, daß ich selber kein Arzt bin. Immer aber ist heilsamer aus fremden Erfahrungen Nutzen zu ziehen, als die eigenen Lebensbegebenheiten abzuwarten. Hoffentlich ist die Mühe, die ich mir gebe, nicht umsonst.

Ohnfehlbar werden Sie vermuthen, daß ich eine vortreffliche Gelehrsamkeit in der Heilkunst und den damit verwandten Wissenschaften Ihrerseits voraussetze. Bewahre mich der Himmel, daß ich daran zweifeln sollte! Allein Sie irren sich dessenungeachtet: ich werde niemals auf den wunderlichen Gedanken fallen, das zu fordern. Es ist hier gar keine Rede von Ihrer Gelehrsamkeit, sondern von Ihrem Glück und dem reichlichen Lebensunterhalte, den Sie in der Welt finden sollen: und es müsste arg hergehen, wenn Sie in der Meinung stünden, daß die Gelehrsamkeit hiezu eben etwas Sonderliches beitrüge. Nein, mein Herr, es werden zu dem Glück, das die Welt bietet, ganz andere Geschicklichkeiten erfordert, als wahrhafte Gelehrsamkeit, und gewisse Kunstgriffe nutzen zu unsrer Beförderung und Wohlfahrt stets mehr, als ein mit den nützlichsten Wissenschaften bereicherter Kopf. Sehen Sie nicht alle Tage in der Gottes- und Rechtsgelahrtheit Leute in der Welt ihr Glück machen, die nichts weniger als große Gelehrsamkeit besitzen? Dennoch ist es ganz und gar ausgemacht, daß in allen Arten von Bedienungen, die man in

diesen Wissenschaften erlangen kann, der Mangel an Gelehrsamkeit nur allzu sehr in die Augen fällt. Wie viel weniger wird sie also in der Ausübung der Arzneikunst erfordert werden, die nach dem Urtheile aller vernünftigen Leute am meisten geeignet ist die Stümper in ihr zu verbergen. Wer untersucht die Arzneien gerichtlich, ob sie zu dieser Krankheit heilsam oder schädlich gewesen sind: und wer entscheidet, ob der Arzt die Krankheit recht begriffen und erkannt habe? Wird nicht auch der allergrößte privilegirte Mörder hinter der Unvermeidlichkeit des Todes die sicherste Schutzwehr und hinlängliche Entschuldigung finden?

Nur in dem Falle, wenn Ihre Gelehrsamkeit eben nicht die größte wäre, was ich aber nimmermehr hoffen will, weil diese Sache, obgleich zu unserm Glücke keineswegs unumgänglich nöthig, dennoch auch nicht schädlich ist, müssten Sie sich niemals von der eiteln Begierde hinreißen lassen, der gelehrten Welt durch vortreffliche Schriften bekannt zu werden. Ich kenne große Doctoren der Arzneikunst, deren Ansehn selbst an dem Orte ihres Aufenthalts gefallen ist, seitdem sie sich von diesem wunderlichen Kitzel stechen ließen. Wenn Sie dies heilig beobachten, so verspreche ich Ihnen, daß Sie der größte und berühmteste Arzt werden sollen, der sich jemals in einem Umkreise von drei Meilen befunden hat, angenommen Ihre Gelehrsamkeit wäre noch so mittelmäßig. Setzen Sie nur die Regeln, die ich Ihnen ertheile, niemals außer Augen. Doch es ist Zeit, daß ich damit einmal anfange.

Vor allen Dingen, mein Herr, müssen Sie einen angemessenen Aufwand zu machen suchen. Vieles, und vielleicht das Meiste hängt von dem ersten Auftritt ab, mit dem wir in der Welt erscheinen: eine widrige Meinung, zu der wir der Welt im Beginn unsrer Lebensweise Gelegenheit gegeben haben, lässt sich oftmals für alle Folgezeit nicht wieder tilgen. Die Welt bewundert nichts, als was in die Augen fällt, und eine wohl versorgte Küche und etwas Prunk wird Ihnen mehr Hochachtung erwerben als alle Ihre Gelehrsamkeit. Sonderlich ist dies bei einem Arzte unumgänglich nothwendig. Die Eitelkeit, uns eines angesehenen Mannes in den Krankheiten unsrer Familie zu bedienen, hat an unsrer Wahl oft mehr Antheil als die Kenntniß von seiner Wissenschaftlichkeit und das Vertrauen zu dieser. Das letztere ist auch eine unzertrennliche Folge des Ansehns: und wie kann die Welt zu einem Arzte Vertrauen haben, der durch seine Haushaltung zu erkennen giebt, daß er kaum fünfzig Thaler jährlich verdient? Je mehr Sie in der Welt eine angesehene Rolle spielen, je mehr werden Sie sich Freunde erwerben und in auserlesene Gesellschaften gezogen werden. Wie kann die Welt eines Menschen Freundschaft suchen, der nicht bemüht ist weder sich selbst noch seinen Tisch beträchtlich zu machen! Man wird sich also oftmals aus Freundschaft Ihrer Hilfe bedienen, gesetzt, daß man keine andern Beweggründe hätte. Sie werden zwar einwenden, daß Ihnen dies binnen einigen Jahren Ihr ganzes Vermögen kosten könne. Allein lassen Sie sich den Verlust desselben nicht dauern. Besser ist, daß Sie sich in den Stand setzen Ihre ganze Lebenszeit hindurch etwas ordentliches zu er-

werden, als Ihr Vermögen zu erhalten, ohne irgend etwas zu verdienen. Gar nicht zu gedenken, daß der Aufwand, den Sie treiben, bei andern Gelegenheiten, z. E. bei Ihrer Verheirathung, gute Dienste leisten wird.

Wird in dem Lande, in welchem Sie sich niederlassen, eine Vermögenssteuer ausgeschrieben, so sehe ich gern, daß Sie Ihr Einkommen so hoch veranschlagen, als es sich nur ohne unverschämte Uebertreibung thun läßt. Dies gehört mit zu den Kunstgriffen des äussern Lebens, und Leute, die es von ohngefähr erfahren, werden sicher angereizt ihre Zuflucht zu einem Manne zu nehmen, der so berühmt ist, weil er so viel verdient. Wenigstens werden Sie sich durch Eifer für das gemeine Beste berühmt machen. Ich kenne einige Advokaten, die ihren jährlichen Verdienst auf dreihundert Thaler angeschlagen haben, obgleich er in der That kaum vierzig betrug: und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie auf die eine oder andere Art ihren Zweck erreichten.

Demnächst müssen Sie die Vorsicht brauchen, sich fleißig auf den Straßen sehen zu lassen. Mein Gott! was für Vertrauen kann man doch zu einem Arzte haben, der sich beständig zu Hause befindet? Ich will Ihnen hier abermals das Beispiel vieler Advokaten als Muster anpreisen, die alle Tage Vormittags mit den Akten im Busen auf's Rathhaus und in die Gerichtsstuben laufen, und seit vier Wochen immer nach einer einzigen Sache fragen.

Obgleich ich weiß, daß Sie ganz von selbst geneigt sind, dem schönen Geschlecht alle ersinnliche Aufmerksamkeit zu erweisen, so kann ich Ihnen doch zur Beförderung Ihres Ruhms dies nicht genug empfehlen. Suchen Sie sich ja auf's Aeusserste bei ihm einzuschmeicheln. Ihr munterer und scherzhafter Geist wird dies auf tausenderlei Art bewerkstelligen können. Lassen Sie sich immer die Anordnungen gefallen, die ein Frauenzimmer im Hause bei dem Kranken macht: und wenn Sie so glücklich sind, daß sie von ihnen selbst zu Hilfe gerufen werden, so widersetzen Sie sich ihren Neigungen und Eßlüsten ja nicht! Das Weib beurtheilt Sie nicht nach Ihrer Wissenschaft, sondern nach den Gefälligkeiten und Rücksichten, die sie ihm erweisen: und Niemand ist unserm Ruhme förderlich zu sein mehr geschickt als das schöne Geschlecht. Die Vorzüge eines Arztes sind Gegenstände, die in ihren Unterhaltungen Platz finden; und auch der eigensinnigste Mann wird nachgeben müssen, wenn es gilt einen Meister Ihrer Kunst zu wählen.

Dagegen müssen Sie sich, mein Herr, gegen die Männer und alle Leute geringen Standes eine vornehme und ehrwürdige Miene angewöhnen. Jugendlichkeit ist keinem schädlicher als einem Arzte. Ist diese nun gar mit einer alltäglichen Gesichtsmiene vergesellschaftet, so wird das bischen Vertrauen vollends ganz und gar erstickt, das vielleicht Jemand zu Ihnen haben könnte. Sie verstehen mich schon; ich wünsche, daß Ihnen Jedermann den Doctor der Heilkunst sogleich ansehen möchte. Wenn Sie Ihren Spiegel fleißig zu Rathe ziehen, so werden Ihre Bemühungen vielleicht keinen unglücklichen Erfolg haben. Die Sprache muß

hier gleichfalls gute Dienste thun. Sie müssen wenig, aber nachdrücklich wie ein Doctor reden. Wenigstens werden Sie bei allen Bauern, die Arznei von Ihnen entnehmen, ehrerbietige Bewunderung erwecken. Ich weiß allerdings, daß viele junge Aerzte große Freundlichkeit und Beredsamkeit gegen diese Leute verschwendet haben. Allein ich habe auch gefunden, daß sie ihren Ruhm damit wenig förderten. Denn gemeiniglich schließen diese Leute ziemlich natürlich, daß es mit einem solchen Arzte wenig zu bedeuten habe, der seine Freude über ihr Kommen nicht bergen kann, und sie bringen ihn dann wohl in den Ruf eines freundlichen lieben Herrn, niemals aber in den eines großen Arztes.

Nöthig ist ferner, daß Sie den gemeinen Leuten, welche Arzneien bei Ihnen abholen, noch auf andere Art zu erkennen geben, was Sie für ein vortrefflicher Mann sind. Fallen Sie ja nicht auf den Gedanken, mein werther Vetter, daß Ihnen eine öffentliche Prahlerei gute Dienste leiste. Der Bauer ist nicht immer so einfältig Ihnen auf Ihr bloßes Wort zu glauben, und Sie erreichen also oftmals ganz entgegengesetzte Wirkung. Nein! Sie müssen es auf eine weit feinere Art anfangen. Ich will Ihnen hier einen Kunstgriff verrathen, den ich der Vertraulichkeit eines alten siebzigjährigen Arztes verdanke, und der ihm nach seinem eigenen Geständnisse zu großem Ruhme, und was noch besser, zu großem Vermögen verholfen hat. Als dieser die Arzneikunst auszuüben anfing, hielt er stets einen Brief mit sechs bis sieben Louisd'or in Bereitschaft, den seine Frau ihm in Gegenwart fremder Personen, welche Medicin empfingen, einhändigen musste, als wäre er in seiner Abwesenheit eben eingegangen. Immer kam er von einem Edelmann, einem Hofrathe oder Amtmann, und gemeiniglich war es ein Geschenk über den Werth der Arzneien, für die wunderbaren Curen, die er an ihnen verrichtet hätte. Denken Sie ja darauf, mein Herr, diesen nützlichen Einfall nachzuahmen. Das Geld lässt sich zu diesem Zwecke unzählige Male gebrauchen, ohne daß es abgenutzt wird.

Ich würde hieraus Veranlassung nehmen Ihnen vorzustellen, wie wünschenswerth es sei, daß Sie sich fein bald nach einer liebenswürdigen Frau bemühen möchten, wüsste ich nicht, daß dies eine der wichtigsten Ursachen zu Ihrer eilfertigen Erlangung des Doctorgrades gewesen. Unterdessen kann ich mich doch nicht entbrechen, Sie in Ihrem guten Vorsatz zu bestärken. Denn Sie sehen selbst, wie unentbehrlich eine Frau zum Ruhme eines Arztes sei, und vielleicht wird Ihnen dies aus dem Folgenden noch mehr einleuchten. Ich setze voraus, daß Sie der Gewohnheit aller Aerzte folgen, und aus dem Urin der Kranken einen Haufen merkwürdiger Erscheinungen entdecken. Sie dürfen mir nicht sagen, daß Sie eben so wenig als ich darin wahrnehmen. Es ist vollkommen genug, daß es zu Ihrem Rufe ganz unentbehrlich ist. Denn ein Arzt, der eingestehen wollte, daß er aus dem Urin die Krankheiten nicht erkennen könne, würde von dem gemeinen Manne eben so wenig geachtet werden als ein Kalender, worin das Wetter nicht vermerkt wäre. Da ich Ihnen nun sehr gern glaubte, daß Sie nichts darin sehen können,

werben, als Ihr Vermögen zu erhalten, ohne irgend etwas zu verdienen. Gar nicht zu gedenken, daß der Aufwand, den Sie treiben, bei andern Gelegenheiten, z. E. bei Ihrer Verheirathung, gute Dienste leisten wird.

Wird in dem Lande, in welchem Sie sich niederlassen, eine Vermögenssteuer ausgeschrieben, so sehe ich gern, daß Sie Ihr Einkommen so hoch veranschlagen, als es sich nur ohne unverschämte Uebertreibung thun läßt. Dies gehört mit zu den Kunstgriffen des äussern Lebens, und Leute, die es von ohngefähr erfahren, werden sicher angereizt ihre Zuflucht zu einem Manne zu nehmen, der so berühmt ist, weil er so viel verdient. Wenigstens werden Sie sich durch Eifer für das gemeine Beste berühmt machen. Ich kenne einige Advokaten, die ihren jährlichen Verdienst auf dreihundert Thaler angeschlagen haben, obgleich er in der That kaum vierzig betrug: und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie auf die eine oder andere Art ihren Zweck erreichten.

Demnächst müssen Sie die Vorsicht brauchen, sich fleißig auf den Straßen sehen zu lassen. Mein Gott! was für Vertrauen kann man doch zu einem Arzte haben, der sich beständig zu Hause befindet? Ich will Ihnen hier abermals das Beispiel vieler Advokaten als Muster anpreisen, die alle Tage Vormittags mit den Akten im Busen auf's Rathhaus und in die Gerichtsstuben laufen, und seit vier Wochen immer nach einer einzigen Sache fragen.

Obgleich ich weiß, daß Sie ganz von selbst geneigt sind, dem schönen Geschlecht alle ersinnliche Aufmerksamkeit zu erweisen, so kann ich Ihnen doch zur Beförderung Ihres Ruhms dies nicht genug empfehlen. Suchen Sie sich ja auf's Aeusserste bei ihm einzuschmeicheln. Ihr munterer und scherzhafter Geist wird dies auf tausenderlei Art bewerkstelligen können. Lassen Sie sich immer die Anordnungen gefallen, die ein Frauenzimmer im Hause bei dem Kranken macht: und wenn Sie so glücklich sind, daß sie von ihnen selbst zu Hilfe gerufen werden, so widersetzen Sie sich ihren Neigungen und Eßlüsten ja nicht! Das Weib beurtheilt Sie nicht nach Ihrer Wissenschaft, sondern nach den Gefälligkeiten und Rücksichten, die sie ihm erweisen: und Niemand ist unserm Ruhme förderlich zu sein mehr geschickt als das schöne Geschlecht. Die Vorzüge eines Arztes sind Gegenstände, die in ihren Unterhaltungen Platz finden; und auch der eigensinnigste Mann wird nachgeben müssen, wenn es gilt einen Meister Ihrer Kunst zu wählen.

Dagegen müssen Sie sich, mein Herr, gegen die Männer und alle Leute geringen Standes eine vornehme und ehrwürdige Miene angewöhnen. Jugendlichkeit ist keinem schädlicher als einem Arzte. Ist diese nun gar mit einer alltäglichen Gesichtsmiene vergesellschaftet, so wird das bischen Vertrauen vollends ganz und gar erstickt, das vielleicht Jemand zu Ihnen haben könnte. Sie verstehen mich schon; ich wünsche, daß Ihnen Jedermann den Doctor der Heilkunst sogleich ansehen möchte. Wenn Sie Ihren Spiegel fleißig zu Rathe ziehen, so werden Ihre Bemühungen vielleicht keinen unglücklichen Erfolg haben. Die Sprache muß

licher werden können. Vergessen Sie aber nicht die Hoffnung anzuhängen, daß Sie dessenungeachtet mit Gottes Hilfe und Ihrer Wissenschaft dem Kranken zu seiner Gesundheit wieder verhelfen würden. Stirbt der Kranke, kann es Ihrem Ruhme nicht viel schaden, da Sie die Gefährlichkeit der Krankheit vorhersagten. Wird er aber wieder gesund, so wird Ihr Ruhm um so mehr zunehmen, weil Sie einen Menschen retteten, der dem Tode gewissermaßen schon in den Klauen war.

Ueberhaupt setzen Sie die löbliche und althergebrachte Methode, Krankheiten zu heilen, nie außer Augen. Wie leicht könnten Sie Ihr Gewissen verletzen, wenn Sie davon abweichen wollten, und das Unglück fügte es eben, daß der Kranke stürbe? Es sind bereits so viele Millionen Menschen nach hergebrachter Methode gestorben und gesund worden, daß Sie es immer dabei lassen können. Stirbt der Kranke ja, so haben Sie wenigstens den Trost, daß er methodisch gestorben ist, und das muß zur Beruhigung Ihres Gewissens stets ausreichend sein.

Gern sehe ich, mein Herr, wenn Sie sich nicht allzusehr zum Aderlassen neigen. Die Verwegenheit der Franzosen, welche einen Kranken in einer einzigen Nacht neun bis zehnmal zur Ader lassen und dennoch am Leben erhalten, findet zwar ohnedem in Deutschland wenig Beifall. Allein Sie können auch in dem, was unter uns gebräuchlich ist, nicht behutsam genug sein. Es ist wahr, Krankheiten die von Unordnungen des Geblüts herrühren, können öfter durch schleunige Oeffnung einer Ader schnell gehoben werden. Allein, werther Herr Vetter, sind Sie wohl vermögend den Ursprung der Krankheit allemal unzweifelhaft zu erkennen: und kann nicht durch Blutlassen, wenn die Krankheit aus andern Ursachen entspringt, großes Unheil und sogar der Tod erfolgen? Weit sicherer ist also, Sie gehen hierin ungemein behutsam. Lassen Sie auch den Kranken vier Wochen länger als nöthig zubringen, Sie werden trotzdem Ihr Gewissen nicht verletzen und gleichzeitig trägt Ihr Beutel keinen Schaden davon.

Es giebt sodann zu unsern überklugen Zeiten Leute, die es für Pflicht eines vernünftigen Menschen halten, die Beschaffenheit seines Körpers und die darin vorgehenden Veränderungen kennen zu lernen, auch solchen, so weit nöthig, vorzubauen. Die Aerzte dürfen sich zwar gar nicht bange sein lassen, daß sich viele Menschen dieser Arbeit unterziehen werden, noch weniger aber viele, die sie mit gutem Erfolg bewerkstelligen. Unterdessen erfordert doch ihre Schuldigkeit, die Sorge für ihre Wohlfahrt und die Aufrechthaltung ihres Berufs, daß sie diesem schädlichen Unterfangen auf alle Art entgegen zu treten suchen. Wozu braucht ein Mensch, der nicht Arzt ist, seinen Körper zu kennen? Und wozu wären denn die Aerzte? Vereinigen Sie also, mein Herr, Ihr Bemühen mit dem Eifer vieler Ihrer Mitbrüder. Sie werden sehr wohl thun, wenn Sie die Kenntniß des menschlichen Körpers bei denen, welche keine Arzneiverständige sind, für eine unmögliche Sache ausgeben.

Ich weiß zwar genau, daß Sie zur Mäßigung der Eßgelüste und Beobachtung einer guten Diät ohnedem nicht geneigt sind, weil ich wahr-

so muß Ihnen eben Ihre Frau die geeigneten Dienste thun. Sie verstehen mich schon, Herr Vetter; der Herr Doctor darf sich nicht sogleich sehen lassen, bis die Frau Gemahlin den Boten erst unvermerkt ausgeforscht hat. Alsdann werden Sie den armen Bauer in das äusserste Erstaunen, sich selbst aber in den Ruhm eines großen und vortrefflichen Arztes setzen können.

Ich überlasse Ihnen zwar die Vorsorge, wie die Arzneien zubereitet werden müssen, die Sie als trefflicher, berühmter Arzt einmal nun selbst machen sollen. Allein ich kann doch nicht unerinnert lassen, daß darunter unumgänglich Medicamente von Ihrer eigenen Erfindung sein müssen. Was würden die Leute wol für ein Vertrauen zu einem Doctor der Arzneikunst hegen können, der sich nur mit denjenigen Hilfsmitteln behelfen wollte, die bekannt und allgemein sind, und bei deren Gebrauch jährlich hunderttausend Menschen dahinsterben. Nein! Sie müssen noch besondere Arzneien haben, die Sie als Geheimnisse für sich verwahren. Stellen Sie sich die Sache ja nicht schwer vor. Durch Mischen und Zusammensetzen kommen allerlei Dinge heraus; und gesetzt, daß es schon tausendmal in der Welt auf eben die Art geschehen wäre, Sie haben doch nicht die geringste Verbindlichkeit dies Jedermann auf die Nase zu hängen. Genug, daß Sie besondere Arzneien verabfolgen, und daß es die Welt glauben muß. Wenn Sie aber in der That etwas ausfindig machen könnten, das noch nicht auf diese Art zusammengesetzt worden wäre, und wodurch folglich Ihr Name in den Apotheken bekannt werden müsste, so würde es freilich ungleich besser sein. Denken Sie darauf, Herr Vetter. Ich wenigstens würde lebhaft gerührt werden, wenn ich Ihren werthen Namen mit einigen halbgriechischen Wörtern auf den Apothekenbüchsen erblicken könnte. Einen guten Gesundheitsthee von Ihrer eigenen Erfindung wollen Sie gleichfalls nicht vergessen. So gering diese Dinge scheinen, so unentbehrlich sind sie doch zum Ruhme eines Arztes.

Es ist zwar in unsern ungläubigen Zeiten keinem Arzte zu rathen, daß er sich mit der Erfindung einer Universalmedicin vor der gelehrten Welt an's Licht wage. Indessen kann es doch nicht schaden, wenn er sich einer solchen gegen Ungelehrte als ein hohes und sonderliches Geheimniß rühmt. Ich kenne verschiedene Aerzte, die durch dies Vorgeben großen Ruf erlangt haben. Es wäre auch gar nicht zu verachten, wenn Sie in der That auf ein allgemeines Heilmittel sännen, um solches zu seiner Zeit, wenn Sie alt sind, zum Heil des gemeinen Haufens und zur Verherrlichung Ihres Namens bekannt zu machen. Mich dünkt, daß das keine großen Schwierigkeiten haben könne. Untersuchen Sie doch die Kräfte einer wohlzubereiteten Eisenschwärze. Vielleicht ist sie wegen ihrer vitriolischen und salzigen Theilchen genau so heilsam als Theerwasser.

Lassen Sie sich auch die Klugheit anempfohlen sein, alle Krankheiten für sehr gefährlich auszugeben, deren Heilung man Ihnen anvertraut, selbst wenn sie gar nicht viel zu bedeuten haben. Sie sind hiezu berechtigt, weil es gar wohl möglich ist, daß sie in der Folge gefähr-

licher werden können. Vergessen Sie aber nicht die Hoffnung anzuhängen, daß Sie dessenungeachtet mit Gottes Hilfe und Ihrer Wissenschaft dem Kranken zu seiner Gesundheit wieder verhelfen würden. Stirbt der Kranke, kann es Ihrem Ruhme nicht viel schaden, da Sie die Gefährlichkeit der Krankheit vorhersagten. Wird er aber wieder gesund, so wird Ihr Ruhm um so mehr zunehmen, weil Sie einen Menschen retteten, der dem Tode gewissermaßen schon in den Klauen war.

Ueberhaupt setzen Sie die löbliche und althergebrachte Methode, Krankheiten zu heilen, nie außer Augen. Wie leicht könnten Sie Ihr Gewissen verletzen, wenn Sie davon abweichen wollten, und das Unglück fügte es eben, daß der Kranke stürbe? Es sind bereits so viele Millionen Menschen nach hergebrachter Methode gestorben und gesund worden, daß Sie es immer dabei lassen können. Stirbt der Kranke ja, so haben Sie wenigstens den Trost, daß er methodisch gestorben ist, und das muß zur Beruhigung Ihres Gewissens stets ausreichend sein.

Gern sehe ich, mein Herr, wenn Sie sich nicht allzusehr zum Aderlassen neigen. Die Verwegenheit der Franzosen, welche einen Kranken in einer einzigen Nacht neun bis zehnmal zur Ader lassen und dennoch am Leben erhalten, findet zwar ohnedem in Deutschland wenig Beifall. Allein Sie können auch in dem, was unter uns gebräuchlich ist, nicht behutsam genug sein. Es ist wahr, Krankheiten die von Unordnungen des Geblüts herrühren, können öfter durch schleunige Oeffnung einer Ader schnell gehoben werden. Allein, werther Herr Vetter, sind Sie wohl vermögend den Ursprung der Krankheit allemal unzweifelhaft zu erkennen: und kann nicht durch Blutlassen, wenn die Krankheit aus andern Ursachen entspringt, großes Unheil und sogar der Tod erfolgen? Weit sicherer ist also, Sie gehen hierin ungemein behutsam. Lassen Sie auch den Kranken vier Wochen länger als nöthig zubringen, Sie werden trotzdem Ihr Gewissen nicht verletzen und gleichzeitig trägt Ihr Beutel keinen Schaden davon.

Es giebt sodann zu unsern überklugen Zeiten Leute, die es für Pflicht eines vernünftigen Menschen halten, die Beschaffenheit seines Körpers und die darin vorgehenden Veränderungan kennen zu lernen, auch solchen, so weit nöthig, vorzubauen. Die Aerzte dürfen sich zwar gar nicht bange sein lassen, daß sich viele Menschen dieser Arbeit unterziehen werden, noch weniger aber viele, die sie mit gutem Erfolg bewerkstelligen. Unterdessen erfordert doch ihre Schuldigkeit, die Sorge für ihre Wohlfahrt und die Aufrechthaltung ihres Berufs, daß sie diesem schädlichen Unterfangen auf alle Art entgegen zu treten suchen. Wozu braucht ein Mensch, der nicht Arzt ist, seinen Körper zu kennen? Und wozu wären denn die Aerzte? Vereinigen Sie also, mein Herr, Ihr Bemühen mit dem Eifer vieler Ihrer Mitbrüder. Sie werden sehr wohl thun, wenn Sie die Kenntniß des menschlichen Körpers bei denen, welche keine Arzneiverständige sind, für eine unmögliche Sache ausgeben.

Ich weiß zwar genau, daß Sie zur Mäßigung der Eßgelüste und Beobachtung einer guten Diät ohnedem nicht geneigt sind, weil ich wahr-

genommen habe, daß Sie selbst so unordentlich leben als nur möglich ist. Allein ich will Ihnen doch anrathen, daß Sie auch allen andern Leuten die Einhaltung von Ordnung im Essen und Trinken im Geringsten nicht anpreisen. Ich habe Aerzte gekannt, welche den Grundsatz aufstellten, daß Alles unschädlich sei, wozu uns unser Appetit anreize. Sie werden nicht übel thun, mein Herr, wenn Sie dieser Ansicht beitreten und sie jedem empfehlen, der Sie hierin um Rath frägt. Wenn Sie sich auch nur auf einige seichte Gründe vorbereiten, so dürfen Sie versichert sein von Jedermann Beifall zu erlangen. In dem, was den Neigungen der Menschen schmeichelt, hat man niemals große Ueberredung nöthig. Vielleicht werden Sie einsehen, wie dringend die Ausbreitung solcher Grundsätze ist, da man sich sonst zu Ihrem eigenen Nachtheile weit weniger Ihrer Hilfe zu bedienen braucht.

Wenden Sie alle Geschicklichkeit an, von alten bemittelten Leuten zum beständigen Rathgeber in Angelegenheiten ihrer Gesundheit berufen zu werden. Sicher finden Sie Ihre Rechnung dabei, wenn Sie sie überreden können, daß sie nur mit Ihrer Fürsorge ihr Leben lange zu erhalten vermögen. Und wenn sie keine Kinder haben, wird es Ihnen nicht schwer fallen, sich zum Miterben ihrer Verlassenschaft zu machen.

Dies sind die Regeln, die ich zu Ihrem neuangehenden Lebensberufe für nöthig halte, und deren sorgfältige Beobachtung ganz gewiß den Fehler gut macht, der vielleicht in deren Wahl vorgegangen. Ich will hoffen, daß Sie dieselben niemals außer Augen setzen. Ihre Wohlfahrt hängt lediglich davon ab. Dies und mein Antheil können schon zu großen Anreizungen dienen. In dieser Hoffnung wünsche ich Ihnen zu Ihrer nunmehr beginnenden Ausübung der Heilkunst mit lebhaftem Vergnügen Glück, und werde ich niemals aufhören zu sein Ihr

treuergebener
Vetter und Diener.

Der Tempel der Ehren.

Nichts ist so häufig in der Welt anzutreffen als Ehre. Wo sich nur das Auge hinkehrt, finden wir Menschen, die Ehre für sich haben: und die Geringsten und Unwürdigsten unter den Menschen halten sich an ihrer Ehre angegriffen, wenn sie beleidigt sind. Sie müssen also unumgänglich voraussetzen, daß sie Ehre besitzen. Bei dieser unaussprechlichen Menge der Ehre, die in der Welt anzutreffen ist, bin ich noch nicht im Stande gewesen, den Grund der Ehre ausfindig zu machen. Bald kann ich nicht anders schließen, als daß alle Handlungen der Menschen ohne Unterschied den Grund der Ehre ausmachen müssen: bald werde ich überzeugt, daß dieser Grund in zufälligen Dingen besteht, und bald muß ich auf die Gedanken fallen, daß die Ehre gar keinen Grund habe, sondern den Menschen von Natur eigen sei. Diejenigen von meinen Lesern, welche die Gestalt der Welt aufmerksam betrachten, werden vielleicht in eben diese Verwirrung gerathen, wenn sie den Grund der Ehre untersuchen wollen.

Wenn alles seinen zureichenden Grund haben muß, so kann freilich die Ehre desselben nicht beraubt sein. Allein, ich habe beschlossen mir hierüber den Kopf niemals zu zerbrechen. Ich bin auch ein viel zu wahrhaftiger Freund des menschlichen Geschlechts, als daß ich durch eine mühsame Untersuchung vielleicht einen Grund heraus bringen sollte, der sich etwa nicht auf alle Menschen schickte, und folglich einem guten Theil derselben die Ehre absprӓche. Ich bin also sehr wohl zufrieden, daß das menschliche Geschlecht so glücklich ist, daß alle seine Mitglieder Ehre besitzen.

Allein mitten in dieser angenehmen Ehre, die sich alle Menschen zueignen, gesteht man noch einigen Menschen eine besondre und vorzügliche Ehre zu. Ungeachtet ich sonst alle Grundsätze von Herzen gern billige, welche die Welt einmal angenommen hat, so werde ich doch beständig wider meinen Willen von einem starken Zweifel hingerissen, ob auch diejenigen Handlungen, weshalb man vielen Menschen eine sehr vorzügliche Ehre einräumt, so beschaffen sind, daß sie in der That Ehre verdienen. Je mehr ich mich dieses thörichten Zweifels zu entschlagen suchte, je mehr wurde ich davon eingenommen. Es ist mir immer, als wenn mir jemand in die Ohren murmelte: Keine Handlung der Menschen verdient Ehre, als wenn sie lobenswürdig ist, keine That aber ist lobenswürdig, als die gerecht ist. —

Ich bitte meine Leser sehr inständig, daß sie mir den Beweis dieser Worte nicht zumuthen wollen. Da ich um nichts eifriger bemüht bin, als diese unglücklichen Sätze aus meinem Gedächtnisse auszurotten, die mich aus derjenigen ruhigen Gelassenheit heraustreiben, mit der ich die Meinungen der Menschen ansehe, und bei der ich mich so wohl befinde, so können sie leicht erachten, daß ich mich um die Wahrheit derselben niemals bekümmert habe. Gesetzt, daß mir auch die verwegenen Gedanken eingefallen wären, durch eine weitläuftige Demonstration die Wahrheit dieser Worte herauszubringen, so würde ich demungeachtet hiedurch meine Seele nicht beruhigt haben. Ich bin gar nicht von derjenigen Art Menschen, die sich klüger dünken, als ihre vernünftigen Nebengeschöpfe: und ich bin allzuwohl überzeugt, wie betrüglich unsre elende Vernunft ist, wenn sie sich den wohlgegründeten Meinungen und löblichen Gewohnheiten der Welt entgegenstellen will. Ich sehe also sehr gut ein, daß ich mir von dieser Seite wenig Beruhigung in meinem Zweifel zu versprechen habe.

Unterdessen ist es doch nicht rathsam, daß ich mich mit einem Zweifel, der sich täglich erneuert, ewig quäle. Alles aber, was ich zu Hebung desselben ausfindig machen kann, ist, daß ich wünsche, den Tempel der Ehren selbst in Augenschein zu nehmen. Ich habe von diesem Gebäude so viel in den Schriften der Dichter gelesen, daß ich ohnedem neugierig bin, denselben zu besehen: und wenn sich alle diejenigen in der That darin befinden, welche die mächtigen Dichter dahin versetzt haben, so bin ich auf die allervollkommenste Art überzeugt, daß man vielen Menschen mit höchstem Rechte eine sehr vorzügliche Ehre beilegt,

und alle meine Zweifel werden dadurch auseinander gewickelt werden, und die unglücklichen Einblasungen aufhören. Ja ich getraue mir alsdann zu versichern, daß die Welt noch viel zu karg in Beilegung einer vorzüglichen Ehre ist. Wohlan denn, es sei gewagt, ich will die Reise nach dem Tempel der Ehren unternehmen, um mich dadurch zu beruhigen: und weil es nicht unmöglich ist, daß sich viele meiner Leser in einer ähnlichen Beschaffenheit mit mir befinden, so werde ich die Nachrichten von meiner Reise getreulich mittheilen, und auch die geringsten Umstände nicht verschweigen, gesetzt, daß sie mit der Ursache meiner Reise keine Verwandtschaft hätten. Es ist dies die Pflicht eines Reisebeschreibers: und vielleicht werden meine Nachrichten nicht ohne Nutzen sein.

Es sind mir vielerlei Wege bekannt, wodurch man in Länder gelangen kann, von welchen man einen Haufen Wunderdinge erzählen will. Wenn ich sonst wollte: so könnte ich zu Schiffe gehen. Ich könnte einen gewaltigen Sturm erregen und mich nach erlittenem Schiffbruche an ein unbekanntes Land antreiben lassen. Wer wollte es mir verwehren, wenn ich Lust hätte, eine allegorische Gottheit herbei zu rufen, um mich durch sie hinbringen zu lassen, wohin ich wollte: und wenn ich tyrannisch verführe, so könnte ich gar die Fama zwingen, welche die ordentliche Post nach dem Lande und dem Tempel der Ehren ist, daß sie mich auch wider ihren Willen dahin schaffen müßte.

Allein, ich habe beschlossen, mich für diesmal des allereinfältigsten Weges nach dem Tempel der Ehren zu bedienen, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß dies andern witzigen Schriftstellern zu keinem Nachtheile gereiche. Ich werde zu Fuß dahin gehen: und ich hoffe nicht, daß ich mich verirren werde. Es sind mir aus den Dichtern alle Wege und Stege nach dem Tempel so genau und eigentlich bekannt, wie ich alle Fußsteige eine Meile Weges um meinen Geburtsort im Kopfe habe. Ich weiß eine so nahe Straße, daß ich kaum fünfhundert Schritte werde zu gehen haben, um die Grenze des Landes der Ehren zu erreichen. Itzo begebe ich mich auf die Reise, und nun habe ich die Grenze des Landes schon überschritten. Ich kann also mit meinen Nachrichten ohne Verzug den Anfang machen.

Das erste, was mir aufstieß, nachdem ich die Grenzen des Landes erreicht hatte, war ein Haufen Volk, der sich seiner Kleidung nach in etwas von dem Pöbel zu unterscheiden schien. Wenn mir recht ist, bestand er größtentheils aus solchen Personen, die man in der Welt ganz feine Leute zu nennen pflegt. Sie beobachteten einen Haufen Ceremonien und Wortgepränge gegen einander: und erwiesen sich unter einander alle ersinnliche Ehrenbezeigungen.

Weil mir der kleinstädtische Gebrauch, daß diejenigen einander grüßen, die sich doch nicht kennen, niemals gefallen hat, so ging ich vor ihnen vorbei, ohne den Hut abzunehmen. Wie es schien, so nahmen sie mein Verfahren sehr übel auf. Einige lächelten, einige husteten, einige redeten einander heimlich in die Ohren. Endlich ging mir einer aus der Gesellschaft nach.

Um Vergebung, mein Herr, rief er, wo gedenken Sie hin? Ich antwortete, ich wäre willens den Tempel der Ehren zu besuchen. Ei! sagte er, warum unterlassen Sie denn der Gesellschaft die gewöhnlichen Ehrenbezeigungen zu machen? Mich deucht doch, daß Leute von unsrer Beschaffenheit schon so viel Ehre verdienten. Sie würden erfahren haben, daß wir Ihnen ein klein wenig Ehrenbezeigung mit reichem Wucher wieder erstattet hätten.

Weil der vermuthlich Abgeordnete des Haufens mein Bezeigen nicht wegen der Sitten der Welt, noch wegen der gewöhnlichen Höflichkeit tadelte, so versetzte ich, daß ich meine Reise unternommen hätte, um mich von dem Grunde der Ehre zu unterrichten. Weil er nun für seine Gesellschaft Ehrenbezeigung von mir forderte, so würde ich sehr vergnügt sein, wenn er die Gütigkeit haben wollte, mir den Grund der Ehre anzuzeigen, auf welche seine Begleitung Anspruch mache. Ei Possen! erwiederte derselbe, sind Sie nicht ein wunderlicher Mensch? Von was für einem Grunde der Ehren reden Sie? Ist es Ihnen denn nicht genug zu sehen, daß alle ganz feine Leute sind, denen Sie begegnen? Er verließ mich hierauf, dem Anschein nach mit einigem Unwillen, und ich setzte meinen Weg gleichergestalt fort.

Kaum ein paar hundert Schritte weiter gegangen, begegnete mir ein Haufen von Personen beiderlei Geschlechts, an welchen ich insgesammt angenehme und zum Theil recht schöne Gesichter wahrnahm. Die Mannspersonen sangen Lieder zum Lobe der Schönheit, worin sie behaupteten, daß die Vollkommenheit der Natur allein Ehre verdiene. Weil ich nun durch die vorige Begebenheit um einen guten Theil klüger geworden war, so nahm ich meinen Hut sehr tief ab. Vielleicht war auch das Gesicht eines schönen Frauenzimmers, das mich vor allen andern einnahm, der Bewegungsgrund meiner fertigen Hochachtung.

Man erwiederte meine Ehrenbezeigung auf eben diese Art: und weil man vielleicht mit meiner guten Kenntniß der Verdienste zufrieden war, so umringten mich einige aus der Gesellschaft. Sie werden vermuthlich nach dem Tempel der Ehren reisen, redete man mich an. Wenn Sie unserm Rathe folgen wollen, so kehren Sie mit uns um. Wir versichern, daß Sie nichts darin finden, was Ihrer Aufmerksamkeit würdig wäre: und überdies werden Sie nicht einmal eingelassen. Machen Sie sich aber deshalb keinen Kummer. Der Tempel der Ehren verdient nicht, daß man einen Schritt darnach thut. Wir verlangen niemals hinein zu gehen. Dennoch genießen wir von denjenigen, welche die Vorzüge der Schönheit erkennen, alle Ehre, die wir nur verlangen können. Ich bezeigte ihnen meine Verbundenheit für die Nachrichten, die sie mir zu geben sich bemühten, gab ihnen aber zu verstehen, daß ich eben deshalb den Tempel der Ehren in Augenschein nehmen wollte, weil er es nicht verdiene. Sie lachten, und ich wandelte meinen Weg unbeirrt weiter.

ein Bürgerlicher, mein Herr, redete mich der eine an, als ich bei ihnen vorbei gehen wollte. Ich antwortete mit: Ja. Sagen sie uns doch, fuhr er fort, ob Sie glauben, daß ein Bürgerlicher Ehre verdient? Ohngeachtet mir bei dieser Frage angst und bange zu werden begann, so hatte ich doch noch so viel Herz, daß ich versetzte: Weil die Ehre nach meinem Erachten in den Kennzeichen der Hochachtung bestünde, die uns unsre Nebenmenschen, wegen unsrer lobenswürdigen Handlung erzeigten, so glaubte ich nicht, daß die Bürgerlichen davon ausgeschlossen werden könnten, wenn sie in der That lobenswürdige Handlungen ausgeübt hätten.

Ja, ja, Herr Bruder! Hier hast du die bürgerlichen Grundsätze, redete er hierauf zu seinem Gesellschafter mit einem bittern Lächeln. Wisset! fuhr er fort, indem er sich gegen mich kehrte, daß euer Stand nicht der geringsten Ehre fähig ist. Wer macht denn den Höfen der Könige und der Fürsten Ehre, vielleicht, wenn ihre vornehmsten Bedienungen mit Bürgerlichen oder neugebackenen Edelleuten besetzt sind? Nein, guter Freund, ich bin es immer noch, gegen den der aufgebrachte Herr redet, der gute Adel ist es, der ihnen Ehre macht. Wenn man euch und eures gleichen in die höchsten Bedienungen setzt, so werdet ihr doch dadurch keine wahrhaften Edelleute: und man wird wenig Ehre von euch zu gewarten haben. Gehet nur hin in den Tempel der Ehren, es soll euch erlaubt sein. Nachdem ich itzo mit meinen Augen gesehen habe, daß ein Bürgerlicher eingelassen worden ist, so wird kein Edelmann mehr Verlangen tragen eingelassen zu werden. Bei meinen Ahnen, Herr Bruder, (er redete seinen Begleiter wiederum an), ich will öffentlich bekannt machen, daß es kein rechtschaffner Edelmann ist, wer hinein geht.

Die erzürnten Junker verließen mich endlich: und ohngeachtet ich wider ihre Grundsätze vieles einzuwenden gehabt hätte, so hielt ich es doch für rathsamer, ihren Zorn gegen die Bürgerlichen nicht weiter zu reizen. Ich war vielmehr zufrieden, daß ich aus diesem gefährlichen Handel noch mit einem blauen Auge kam, und ich reiste auf meiner vorhabenden Straße weiter.

Der Tempel zeigte sich bereits von Ferne: und ich glaubte nunmehr allen Gefährlichkeiten entrissen zu sein. Dennoch war bereits der Augenblick vorhanden, der mich in den Abgrund einer neuen Gefahr, und zwar in eine der allergrößten stürzen sollte, die ich auf meiner Reise ausgestanden habe.

Ich ging nahe an einem Walde vorbei. Wie ich hernach erfahren habe, so wird dieser Wald Ehrenzwang genannt: und es hat mit demselben folgende Bewandniß. Neben dem Tempel der Ehren ist der geheiligte Palmen- und Lorbeernwald, woraus die Gerechtigkeit die Kränze der Ehren windet und die Palmenzweige bricht, womit sie diejenigen vorher schmückt, die sie für würdig erkennt, in den Tempel der Ehren einzulassen. Kein Sterblicher hat noch diesen Wald betreten; sondern die Hand der Gerechtigkeit bricht die Zeichen der Ehre selbst, die sie austheilt.

erforderte, ehe man sie einlassen wollte. Ungeachtet sie nun zwar demselben beständig aus Verachtung den Rücken zugekehrt hätten, so glaubten sie doch, daß ihrer Ehre noch etwas abginge, wenn sie nicht einen Tempel der Ehren in ihrer Gewalt besäßen, worin sie sich der Nachwelt zur Bewunderung darstellen könnten. Sie hätten sich daher zu diesem neuen Gebäude entschlossen. Sie müßten aber einen sehr ungeschickten Platz erwählt haben, weil man seit viel Jahrhunderten noch nicht mit dem Grunde hätte zu Stande kommen können. Denn ehe man den Grund an einem Orte ausgebessert, würde er an einem andern schon wieder schadhaft. Einige erfahrne Baumeister hätten ihnen zwar den Vorschlag gethan, daß sie den Grund mit einer Art Steinen legen sollten, welche Verdienste und lobenswürdige Handlungen genannt würden. Allein, weil sie sehr mühsam zu brechen wären, so hätten sie sich noch wenig Mühe deshalb gemacht. Ich bedauerte, daß ein so rühmliches Vorhaben Hindernisse fände: und ich verfolgte nun mit eilfertigen Schritten meinen vorhabenden Weg.

Noch war ich von dem Palaste der Reichen nicht weit entfernt, als mir eine Menge Menschen von gutem Ansehen aufstießen. Sie trugen an ihren Hälsen kostbare Bänder, woran allerlei theils gedruckte, theils geschriebene Papiere hingen, die mit großen Siegeln bestärkt waren. Indem ich nun an ihnen vorüberging, umgab mich der ganze Haufe und nöthigte mich mit großer Höflichkeit, daß ich ihre Schriften lesen sollte. Ich entschuldigte mich sehr demüthig, daß ich niemals gewohnt wäre, mich um die Angelegenheiten andrer Leute, die mich nichts angingen, zu bekümmern, und bat daher gehorsamst, daß sie mich damit verschonen möchten. Allein, alle meine Entschuldigungen halfen mir nichts.

Man zwang mich, jedoch mit der äußersten Höflichkeit, daß ich auch wider meinen Willen lesen mußte: und man gab mir zu verstehen, daß man mich meines eignen Bestens wegen unmöglich ungelesen fortgehen lassen könnte, weil ich sonst gar leicht in eine Menge Injurienprocesse verfallen könnte. Da es nun nothwendig gelesen sein mußte, so las ich: und ich fand, daß der eine Theil wegen seiner besondern Gelehrsamkeit zu Doctoribus, Licentiaten und Magistern gemacht: der andre Theil wegen seiner rühmlichen Eigenschaften zu allerlei Räthen, Commissarien, Procuratoren, Consulenten, und ich weiß nicht zu was mehr in höchsten Gnaden ernannt worden. Nachdem ich endlich alle Schriften mit Angst und Zittern gelesen, und einem jeden die schuldige Höflichkeitsbezeigung, wiewohl wegen der Zerstreuung, in welcher ich mich befand, ziemlich verwirrt gemacht hatte, so war es mir nun erlaubt, meine Straße fortzuwandern.

Ich glaubte nunmehr ohne weitere Hindernisse bei dem Tempel der Ehren anzulangen. Allein, ich irrte. Es ist in diesem Lande gefährlicher zu reisen, als ich vorher dachte. Kaum hatte ich mich von meiner Angst in etwas erholt, als mir zwei angesehene Herren mit einer hoffärtigen Miene und großen Federbüschen begegneten. Sie schienen ziemlich entrüstet zu sein, und ihr Gespräch war sehr eifrig. Sind Sie

ein Bürgerlicher, mein Herr, redete mich der eine an, als ich bei ihnen vorbei gehen wollte. Ich antwortete mit: Ja. Sagen sie uns doch, fuhr er fort, ob Sie glauben, daß ein Bürgerlicher Ehre verdient? Ohngeachtet mir bei dieser Frage angst und bange zu werden begann, so hatte ich doch noch so viel Herz, daß ich versetzte: Weil die Ehre nach meinem Erachten in den Kennzeichen der Hochachtung bestünde, die uns unsre Nebenmenschen, wegen unsrer lobenswürdigen Handlung erzeigten, so glaubte ich nicht, daß die Bürgerlichen davon ausgeschlossen werden könnten, wenn sie in der That lobenswürdige Handlungen ausgeübt hätten.

Ja, ja, Herr Bruder! Hier hast du die bürgerlichen Grundsätze, redete er hierauf zu seinem Gesellschafter mit einem bittern Lächeln. Wisset! fuhr er fort, indem er sich gegen mich kehrte, daß euer Stand nicht der geringsten Ehre fähig ist. Wer macht denn den Höfen der Könige und der Fürsten Ehre, vielleicht, wenn ihre vornehmsten Bedienungen mit Bürgerlichen oder neugebackenen Edelleuten besetzt sind? Nein, guter Freund, ich bin es immer noch, gegen den der aufgebrachte Herr redet, der gute Adel ist es, der ihnen Ehre macht. Wenn man euch und eures gleichen in die höchsten Bedienungen setzt, so werdet ihr doch dadurch keine wahrhaften Edelleute: und man wird wenig Ehre von euch zu gewarten haben. Gehet nur hin in den Tempel der Ehren, es soll euch erlaubt sein. Nachdem ich itzo mit meinen Augen gesehen habe, daß ein Bürgerlicher eingelassen worden ist, so wird kein Edelmann mehr Verlangen tragen eingelassen zu werden. Bei meinen Ahnen, Herr Bruder, (er redete seinen Begleiter wiederum an), ich will öffentlich bekannt machen, daß es kein rechtschaffner Edelmann ist, wer hinein geht.

Die erzürnten Junker verließen mich endlich: und ohngeachtet ich wider ihre Grundsätze vieles einzuwenden gehabt hätte, so hielt ich es doch für rathsamer, ihren Zorn gegen die Bürgerlichen nicht weiter zu reizen. Ich war vielmehr zufrieden, daß ich aus diesem gefährlichen Handel noch mit einem blauen Auge kam, und ich reiste auf meiner vorhabenden Straße weiter.

Der Tempel zeigte sich bereits von Ferne: und ich glaubte nunmehr allen Gefährlichkeiten entrissen zu sein. Dennoch war bereits der Augenblick vorhanden, der mich in den Abgrund einer neuen Gefahr, und zwar in eine der allergrößten stürzen sollte, die ich auf meiner Reise ausgestanden habe.

Ich ging nahe an einem Walde vorbei. Wie ich hernach erfahren habe, so wird dieser Wald Ehrenzwang genannt: und es hat mit demselben folgende Bewandniß. Neben dem Tempel der Ehren ist der geheiligte Palmen- und Lorbeernwald, woraus die Gerechtigkeit die Kränze der Ehren windet und die Palmenzweige bricht, womit sie diejenigen vorher schmückt, die sie für würdig erkennt, in den Tempel der Ehren einzulassen. Kein Sterblicher hat noch diesen Wald betreten; sondern die Hand der Gerechtigkeit bricht die Zeichen der Ehre selbst, die sie austheilt.

Gleichwie aber die verwegene Ehrsucht der Menschen alles in der Welt versucht, diejenige Ehre dennoch zu erhalten, die ihnen öfters der Ausspruch der Gerechtigkeit versagt, so hat es auch mehr als einmal tollkühne Menschen gegeben, die wider das ausdrückliche Verbot der Gerechtigkeit in den geheiligten Palmen- und Lorbeernwald einzubringen versucht haben. Diejenigen, die wichtige Ehrenstellen ohne Tugenden und Verdienste besitzen, haben gemeiniglich die Frechheit, daß sie sich mit Gewalt mit den Zeichen der Ehre auszieren wollen. Allein, die Gerechtigkeit weiß wider diese Verwegnen geschwinde und kräftige Hilfsmittel zu gebrauchen. Sie schlägt dieselben mit Blindheit. Anstatt, daß sie also glauben in den geheiligten Palmen- und Lorbeernwald einzudringen, gerathen sie in den ohnweit davon liegenden Wald Ehrenzwang: und es sind Eichen- und Weidenzweige und Disteln, womit sie ihre Hände schmücken.

Bei diesem Walde war es, da ich eine neue gewiß sehr harte Gefährlichkeit ausstehen sollte. Ich ging, wie ich bereits gesagt habe, nahe an demselben vorbei: und fast in einem Augenblick sah ich mich von einer Menge Männer umgeben, die alle Weidenzweige in den Händen hielten, und mit Kränzen von Eichenlaube geschmückt waren, und die ich ihrer prächtigen Kleidung und wohl frisirten Staatsperücken nach, für vornehme Leute halten mußte. Versuche der Herr von meinen Pillen, redete mich einer nach dem andern an. Es sind die Pillen der Ehrerbietung. Ich bin geheimer Rath, Canzleidirector, Hofrath, Amtmann, Bürgermeister, hörte ich ein verwirrtes Getöne vor meinen Ohren, und ich weiß nicht, was sie alle mehr für ansehnliche Bedienungen nannten. Schlucke der Herr diese Pillen nur ein, fuhren sie fort; sie sind ihm sehr nöthig: und sie werden eine herrliche Wirkung über ihn haben.

Ich stellte ihnen allerseits sehr wehmüthig vor, daß sich mein Körper in vollkommner Gesundheit befände, und daß ich daher keinerlei Art von Arzneien nöthig hätte. Allein, meine Vorstellungen fanden nicht das geringste Gehör. Man befahl mir, daß ich nur ohne Umstände den Mund aufsperren sollte, oder man würde sich hierzu zweier Zangen bedienen, die man gleich bei der Hand hätte, und die Unterdrückung und Verfolgung genannt würden. Man machte bereits Miene, mit diesen fürchterlichen Instrumenten über mich herzufahren: als ich es endlich rathsamer befand, mich gutwillig hierzu zu bequemen. Ich verschluckte also die Pillen der Ehrerbietung: und den Augenblick empfand ich ein gräuliches Reißen in meinem Unterleibe, dergestalt, daß ich mich eine lange Zeit sehr tief bücken mußte. Meine Herren Aerzte schienen mit der Wirkung ihrer Arznei zufrieden zu sein, und verließen mich mit einer halbvergnügten und halb erhabenen Miene.

Nach einer so schlimmen Begebenheit, die mir noch Angst und Bangigkeit verursacht, wenn ich daran gedenke, eilte ich um desto mehr, daß ich den Tempel erreichen möchte. Denn ich hoffte doch wenigstens daselbst mehr Sicherheit zu finden, als auf den öffentlichen Straßen. Ich langte auch in der That endlich ohne weitern Anstoß bei demselben an.

Da ich noch so viel wichtige Dinge zu erzählen habe, die ich hier gesehen, so werde ich mich mit Beschreibung des Gebäudes selbst nicht aufhalten. Es ist genug, wenn meine Leser wissen, daß der Tempel der Ehren ein zwar altes, dennoch aber ein vortreffliches Gebäude ist, woran sich Ordnung und Schönheit allenthalben zu erkennen geben. Alle Tugenden und löbliche Eigenschaften, weshalb uns sonst unsre vernünftigen Nebenmenschen Kennzeichen der Hochachtung erweisen, sind an demselben in den schönsten Bildern aufgestellt, die man auf den ersten Blick für dasjenige erkennt, was sie vorstellen sollen.

Der Tempel der Ehren hat nur einen einzigen Eingang: und die Gerechtigkeit befindet sich an demselben, um alle diejenigen zurück zu weisen, welche die Einlassung verlangen, ohne die erforderlichen Eigenschaften und Verdienste zu besitzen. Ich wurde gar bald überzeugt, daß die Gerechtigkeit in ihrer Untersuchung sehr streng verfuhr, und ich verlor demnach gleich anfangs die Hoffnung, alle diejenigen im Tempel der Ehren anzutreffen, welche die gefälligen Dichter dahin zu versetzen die Gütigkeit gehabt haben. Unterdessen sollen meine Leser selbst hiervon urtheilen, indem ich ihnen von allem, was ich gesehen habe, hinlängliche Auskunft geben werde.

Der Vorhof des Tempels war mit einer großen Menge Volks erfüllt. Ich stellte mich in einen Winkel nahe an dem Eingange, wo ich nicht allein den ganzen Vorhof übersehen, sondern auch ganz eigentlich hören konnte, was an der Pforte vorging. Kaum hatte ich einige Augenblicke gestanden, als sich ein kleines Männchen mit seitwärts hängendem Haupte dem Eingange näherte. Ich erkundigte mich bei einem Nebenstehenden, wer dieses sei: und ich erfuhr, daß es Alexander der Große wäre, der bereits mehr als zwei Tausend Jahre in dem Vorhofe herum gewandelt hätte. Wohlan! strenge Göttin, redete er die gerechte Richterin der Ehre an, willst Du mir nicht einmal die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und mir diejenige Stelle im Tempel der Ehren gönnen, die mir die Schriftsteller und die nach mir folgenden Zeiten längst eingeräumt haben? Nein, versetzte die Gerechtigkeit, ich würde eben so viel Grund haben, einen berüchtigten Räuber, der viele Länder mit Räubereien und Mordthaten erfüllt hätte, als Dich einzulassen. Dennoch würdest Du ihm den Vorrang lassen müssen. Denn es ist mir unter den grausamsten Häuptern der Räuber niemand bekannt, der so viel Thorheiten ausgeübt, der seine vertrautesten Freunde ermordet, und seine besten Spießgesellen hätte umbringen lassen. Ich merke, ließ sich Alexander der Große vernehmen, daß ich die Schwierigkeit des Eingangs auf keine andere Art werde heben können, als ich den gordischen Knoten aufgelöst habe. Erinnere Dich, Alexander, erwiederte die Gerechtigkeit lächelnd, daß Verwegenheit und Tollkühnheit hier nicht die geringste Wirkung haben.

Eine lange ansehnliche Person war dem Alexander auf dem Fuße gefolgt. Wie ich von den Umstehenden erfuhr, so war es Julius Cäsar, der, gleichwie er sich Alexandern in seinem Leben zum Vorbilde seiner

Ehrbegierde erwählt hatte, auch demselben allemal nach dem Eingange des Tempels folgte, in der Hoffnung, daß der Augenblick, in welchem Alexander eingelassen würde, auch vielleicht für ihn günstig wäre. Werde ich nicht glücklicher sein, grausame Göttin, redete er die Gerechtigkeit an. Vielweniger ließ sich die Gerechtigkeit vernehmen. Du bist weit tadelnswürdiger, fuhr sie fort, weil Du deine räuberische Hand gegen die Republik ausgestreckt hast, der Du doch, als ein Bürger, Ehrerbietung und Gehorsam schuldig warest. Pompejus zwang mich hierzu, entschuldigte sich Julius Cäsar. Aber auf keine andre Art, erwiederte die Gerechtigkeit, als weil Du ihm den Raub der Freiheit der Republik nicht gönnetest, den Du dir selbst vorgesetzt hattest. Ihr seid nicht anders, fuhr sie fort, als zwei große Räuber, die sich über den Raub nicht vertragen konnten, und von denen der Verwegenste dem andern den Hals gebrochen hat.

Pompejus, der nicht weit davon stand, ging bei Anhörung dieser Worte mit niedergeschlagenem Gesichte hinweg. Julius Cäsar konnte sich aber noch nicht entschließen zu weichen. Er redete die Gerechtigkeit von neuem an: Ich habe aber zwei und dreißig Feldschlachten gewonnen, und was kann man mir bei meinen Siegen über die Gallier und Deutschen zur Last legen? Dieses, antwortete die Göttin, daß Deinen Siegen die Reinigkeit des Endzwecks ermangelte; und wisse, daß die Ehre der vorhergehenden löblichen Handlungen der Menschen durch ihre nachfolgenden ungerechten Thaten wieder ausgelöscht wird. Cäsar schien mit dieser Antwort wenig zufrieden zu sein. Er entfernte sich aber dennoch.

Indessen war Augustus herbeigekommen. Aus diesen Worten schöpfe ich Hoffnung, große Göttin, fing er zur Gerechtigkeit an. Weil die nachfolgenden ungerechten Thaten die Ehre der vorhergehenden lobenswürdigen Handlungen wieder auslöschen, so werden auch wohl die vorigen ungerechten Thaten der Ehre den nachherigen lobenswürdigen Handlungen wenig schaden: und die Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten, die ich in meinem Triumvirat begangen habe, werden folglich durch meine nachherige Reue und Güte völlig ausgetilgt sein.

Keinesweges, versetzte die Gerechtigkeit: Die Ehre erfordert zu allen Zeiten lobenswürdige Handlungen; wenigstens muß man ihr niemals niederträchtige oder grausame und unmenschliche Thaten entgegenstellen können. Du hast aber in dem Triumvirat mehr Räubereien und unmenschliche Mordthaten ausgeübt, oder wenigstens Deine Einwilligung dazu gegeben, als zehn Erzräuber niemals begangen haben, die man der schändlichsten Todesstrafe unterworfen hat. Deine Besserung und Reue sind auch mehr eine Heuchelei zu nennen. Denn da Du Deinen Hauptraub, nämlich die Freiheit, der Republik niemals zurückgegeben hast, so kann sie niemand für ernstlich halten.

Die Republik hat sie nicht wieder annehmen wollen, entschuldigte sich Augustus. Weil sie wußte, daß es Dein Ernst nicht war, erwiederte die Gerechtigkeit, und erinnere Dich noch der Ausschweifungen und Ungerechtigkeiten in der Wollust, die Du mitten in Deiner anscheinenden Bes-

serung und löblichen Thaten begangen hast. Augustus seufzte hierbei, und begab sich wieder in den Vorhof des Tempels.

Ich sah hierauf unterschiedne Helden aus den neuern Zeiten, denen man in der Welt eine sehr vorzügliche Ehre zugestanden hat, und welche die schmeichlerischen Dichter nicht allein in den Tempel der Ehren, sondern gar unter die Sterne versetzten, an dem Eingange des Tempels erscheinen. Sie wurden aber von der Gerechtigkeit sämmtlich zurückgewiesen. Ich hörte, wie sie dem einen vorwarf, daß er durch seine ungerechten Kriege Millionen Menschen aufgeopfert, und arm und unglücklich gemacht hätte; dem andern, daß er die Pflichten der Natur verletzt, und denjenigen in's Elend gejagt hätte, dem er Ehrerbietung und Erhaltung schuldig gewesen; dem dritten, daß ihn seine verdammliche Rachsucht zu unterschiedenen unmenschlichen Grausamkeiten verleitet hätte: und ich vernahm, daß sie hinzusetzte: Erinnere dich der Flammen von A..., die Du entweder befohlen, oder doch gebilligt hast. Viele andre wurden ganz kurz abgewiesen, weil es offenbar war, daß sich ihre wenigen lobenswürdigen Handlungen durch weit mehr Laster ausgetilgt befanden.

Ungeachtet dieser Zurückweisung so vieler großen Helden wurde doch das Gedränge nach dem Eingange des Tempels allgemein. Ich hörte, daß der eine die Einlassung aus dem Grunde forderte, weil er bei seinem gnädigsten Fürsten und Herrn in die zwanzig Jahr geheimer Kammerrath gewesen sei, und die hochfürstlichen Einkünfte mit 10,000 Rthlr. jährlich vermehrt hätte. Ein andrer verlangte den Eingang aus der Ursache, weil ihn das ganze Land als einen Abgott hätte verehren müssen, indem er das Herz seines gnädigsten Landesherrn gänzlich in Händen gehabt hätte. Ein dritter begehrte den Eintritt in den Tempel der Ehren, weil er das Recht besessen, über mehr als hundert elende Bauern zu tyrannisiren, die ihm und seiner Peitsche alle Ehre erzeugt hätten, die nur möglich wäre. Wieder ein andrer vermuthete nichts gewissers, als die Einlassung, weil er einen Haufen gedruckter Gedichte in Händen hielt, worin ihn seine Schreiber, die Lehrmeister seiner Kinder und andre Schmeichler, die etwa auf ein kleines Amt vertröstet waren, mit dem Tempel der Ehren und der Nachwelt schon ziemlich bekannt gemacht hatten: und eine Menge andre hatten eben so wichtige Gründe, warum sie den Eingang mit Recht fordern konnten.

Allein, die Gerechtigkeit jagte diesen Schwarm von sich, ohne sie einer Antwort zu würdigen: und als sich ein gewisser Parteigänger sehr trotzig benahm, unter dem Vorwande, daß man doch gleichwohl in allen Zeitungen von ihm geschrieben hätte, so antwortete ihm die Gerechtigkeit ganz kaltsinnig: Guter Freund, Dein Herr hat Dir Freiheit geben können, auf eine unschändliche Art zu stehlen. Dieses hat dich in seinen Berichten von aller Strafe ausgenommen. Allein, du irrest gewaltig, wenn Du Deine Thaten in den Augen der Gerechtigkeit für untadelnswürdig, zu geschweigen für ehr- und ruhmwürdig halten willst.

Kaum hatten diese Anforderer die Pforte des Tempels verlassen, als ein Mensch von einem barbarischen Ansehen in größter Eile auf den Tempel zugelaufen kam, und Miene machte, sich die Thüre ohne Anfrage zu öffnen. Wohin so eilfertig? rufte die Gerechtigkeit. Bedarf es auch noch einer Frage? antwortete der trotzige Herr. In den Tempel der Ehren, in welchen ich mehr als einmal Eingang verdient habe. Auf was für Art, guter Freund? fragte die Gerechtigkeit. Zum Henker, versetzte der böse Herr (denn ich merkte, daß er anfing zornig zu werden), ich bin Lieutenant gewesen, und habe siebzehn Feldschlachten und ein zwanzig Belagerungen beigewohnt, und zum Ueberfluß bin ich auf dem Bette der Ehren gestorben: sollte man mich bei dem Eingange in den Tempel der Ehren noch lange mit Fragen aufhalten?

Die Gerechtigkeit lächelte und sagte: gehe nur, kleiner Auswurf des Kriegsgottes! wisse, daß keine verwerflichere und unrühmlichere Lebensart ist, als derjenigen, die ohne Absichten auf die Gerechtigkeit der Sache nur des Soldes wegen streiten*). Ich hörte hierauf, daß der kleine Held allerlei Arten von Flüchen ausstieß. Allein die Gerechtigkeit wurde hiedurch wenig gerührt, und da er endlich mit äußerster Wuth davon ging, um mit Gewalt in den geheiligten Wald einzubringen, so vermuthete ich gleich, daß ihn die Göttin mit Blindheit strafen würde. Ich habe ihn auch in der That auf meiner Rückreise mit einer großen Distel in der Hand prangen sehen.

Zwei angesehene Männer gingen nunmehr mit langsamen und abgemessenen Schritten auf den Eingang des Tempels los. Man sagte mir, daß es zwei Gelehrte vom ersten Range wären: und ich erinnerte mich auch, den einen persönlich gekannt zu haben, ich vermuthete nichts gewissers, als daß ich itzo den Tempel einmal eröffnen sehen würde. Allein, meine Hoffnung schlug zu meiner äußersten Verwunderung fehl. Sie wurden beide abgewiesen. Ich hörte, wie die strenge Thürhüterin dem einen vorwarf, daß er seine Gelehrsamkeit zur Parteilichkeit gemißbraucht, und eine ganze Wissenschaft durch Verwirrung und Verfälschung der Geschichte allein in die Form des Nutzens und der Anforderungen seines Herrn zu zwingen versucht hätte: und dem andern wurde vorgerückt, daß sein Lebenswandel seinen vortrefflichen Lehren und Schriften wenig gemäß gewesen wäre; ein Mangel, wobei die größte Gelehrsamkeit ihrem Besitzer nicht die geringste Ehre bringen könnte. Diese beiden Gelehrten bezeigten so viel Gelassenheit, daß sie ohne Murren davon gingen.

Ich verspürte hierauf eine große Bewegung im Vorhofe des Tempels. Alles wendete sich nach der Seite des geheiligten Waldes zu:

*) Man wird diese Worte der Gerechtigkeit nicht zur Last legen. Viele vernünftige Männer, davon ich nur Grot. lib. 2. c p. 24. num. 9. seq. Ziegler. Jur. Majest. Lib. I. cap. 33. §. 58. anführen will, stimmen mit diesen Gedanken und Worten der Gerechtigkeit vollkommen überein.

und der Auflauf wurde immer größer. Ich war schon willens meinen Platz zu verlassen, um mich nach der Ursache dieses Lärmens zu erkundigen, als ich sah, daß man das Bild eines Menschen auf einer langen Stange empor trug, und damit nach dem Eingange des Tempels zueilte.

Ein Haufen Volk war mit diesem Bilde angekommen, und dieses hatte zu dem Auflaufe Gelegenheit gegeben. Ich hörte ein verwirrtes Geschrei von vielerlei Stimmen untereinander, und als sie näher kamen, so wurden mir endlich diese Stimmen deutlicher. Ich verstand ganz deutlich, daß man rufte: Es lebe Schach Nadir der Große, der Siegreiche, der Ueberwinder, Platz vor dem Sieger, groß ist die Ehre des Königs von Persien, macht die Thore in dem Tempel der Ehren weit; und was dergleichen Ausrufungen mehr waren, die ich nicht behalten habe.

Endlich gelangte der Schwarm vor dem Eingange des Tempels an: und als sich ihr Anführer gewundert hatte, daß er die Pforte noch nicht offen fände, so verlangte er einen Platz für das Bildniß seines siegreichen Königs in dem Tempel der Ehren, bis derselbe einmal zu seiner Zeit selbst kommen würde, um die ihm gebührende Stelle einzunehmen.

Ich erwartete, daß die Gerechtigkeit hier keine Schwierigkeit machen würde. Allein, ich irrte abermals. Sie antwortete: geht, ihr Elenden, und sucht euch einen Tempel der Ehren, wo man die ungerechten Sieger aufnimmt. Hier wird die Gerechtigkeit diejenigen niemals einlassen, die nur allein ihrer Ehr- und Herrschsucht wegen die Erde mit Menschenblut gefärbt, und die Länder mit Verwüstung erfüllt haben.

Der ganze Haufe war mit dieser Antwort schlecht zufrieden. Ich hörte ein verwirrtes Murmeln: und da sie die Siege ihres Königs übermüthig und verwegen gemacht hatten, so fingen sie an zu schimpfen, und den Eingang mit Gewalt zu versuchen. Allein, die Gerechtigkeit zuckte ihr glänzendes Schwert, von dessen Anblick meine Augen ganz geblendet wurden. Sie that einige Luftstreiche, und in einem Augenblick waren Bildniß und Ueberbringer nicht mehr vorhanden.

Ich zweifle, daß man sich einfallen lassen wird, die Gewalt noch einmal anzuwenden, weil die Nachrichten über Archangel mitgebracht haben, daß man allenthalben in den persischen Ländern kleine Tempel der Ehren erbaut hat, worin das Bildniß dieses Siegers mit vieler Pracht und vielen Lobeserhebungen aufgestellt worden ist.

Die Bewegung, die durch diese Begebenheit in dem Vorhofe des Tempels entstanden war, hatte sich nun wieder gelegt, als sich die zwei Cardinäle und Staatsminister von Frankreich, Richelieu und Mazarin nach dem Eingange des Tempels verfügten. Werden wir noch länger warten müssen? fragte Richelieu die Gerechtigkeit. Ewig, ohne Hoffnung auf Einlassung, antwortete diese gerechte Richterin der menschlichen Handlungen.

Wir haben aber Frankreich auf denjenigen Gipfel der Hoheit und der Macht gebracht, erwiederte Mazarin, womit es itzo ganz Europa fürchterlich ist. Unglückselige, versetzte die Gerechtigkeit, glaubt ihr denn, daß es in den Augen der Gerechtigkeit und der vernünftigen Menschen eine lobenswürdige Handlung ist, die Freiheit eines Volks zu unterdrücken, und die Unterthanen zu Sklaven des Regenten zu machen? Ihr irrt euch. Nein, dieses verdient eben so wenig Ehre, als die Kunst, Treu und Glauben zu verletzen, und die Nachbarn durch allerhand Versprechungen und falsche Ueberredungen hinter das Licht zu führen, die ihr so glücklich ausgeübt habt: und die so wenig Weisheit erfordert, daß man sie manchen Bauer in seiner Art gegen seinen Nachbarn eben so geschickt bewerkstelligen sieht, ungeachtet eure und vieler andrer Staatsminister ganze Geschicklichkeit, wodurch sie groß und berühmt in der Welt geworden sind, hierin allein beruhte. Vielleicht war die Wahrheit dieser Worte so mächtig, daß diese beiden großen Minister ohne Widerrede, und, wie es schien, einigermaßen beschämt, die Pforte des Tempels verließen.

Ich bildete mir schon ein, daß der Tempel der Ehren ganz und gar leer sein würde, als sich ein gewisser deutscher Reichsfürst, wie man ihn nannte, dem Eingange näherte. Die Gerechtigkeit kam seinem Verlangen zuvor. Sie sagte ihm, daß er würdig wäre, in den Tempel der Ehren einzugehen. Sie pries die lobenswürdigen Handlungen öffentlich, die er ausgeübt hatte. Die zärtliche Liebe für seine Unterthanen wurde ihm zum größten Verdienste angerechnet. Sie konnte es nicht genug rühmen, daß er lieber seine gerechten Anforderungen fahren, als seine Unterthanen die traurigen Wirkungen des Kriegs erfahren lassen. Sie lobte sein Verfahren, daß er lieber von seinem Hofstaate etwas einziehen, als seine Unterthanen mit neuen Abgaben beschweren wollen.

Nachdem sie sein Haupt mit einem Lorbeerkranze geschmückt hatte, so eröffnete sie die Thüre des Tempels, und befahl ihm, daß er sich an die Seite des Kaisers Antonius setzen sollte, der, um die Grenzen seines Reichs ohne Beschwerde seiner Unterthanen zu vertheidigen, alle sein kostbares Hausgeräthe in einem öffentlichen Ausrufe verkaufen lassen, und es nach seiner wahrhaftigen Liebe für sein Volk für rathsamer befunden hat, die römischen Bürger mit seinen Kostbarkeiten prangen zu sehen, als ihnen neue Lasten aufzulegen.

Ein berühmter Feldherr unsrer Zeiten erschien hierauf an dem Eingange des Tempels. Die Gerechtigkeit erklärte sich alsbald, daß er verdiene, in den Tempel der Ehren eingelassen zu werden. Sie rühmte, daß sein Muth allemal mit Klugheit vergesellschaftet gewesen wäre, und daß er den Ruhm der Tapferkeit, nicht wie viele andre, der Verwegenheit und dem ungefähren Glücksausschlage zu danken hätte. Sie lobte, daß er der ungerechten Sache niemals gedient, noch jemals in seinen Kriegsunternehmungen Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten ausgeübt habe. Sie sprach daher das Urtheil, daß er eines Platzes unter den wahrhaftigen

Helden vollkommen würdig wäre. Sie schmückte ihn mit Palmen und Lorbeeren: und nachdem sie die Thüre geöffnet hatte, so befahl sie ihm, den ihm gebührenden Platz auf der Bank der Heldem einzunehmen.

Ein alter ehrwürdiger Greis meldete sich hierauf bei der Pforte des Tempels. Man sagte mir, daß es ein alter Rath eines Fürsten wäre, der endlich abgesetzt worden sei, ungeachtet er dem fürstlichen Hause und dem Lande eine lange Zeit nützliche Dienste geleistet hätte. Die Gerechtigkeit war sogleich willig, ihn einzulassen. Sie erklärte, daß er sich durch seine wahrhaftige Gerechtigkeitsliebe, und durch den Schutz, den er Waisen, Wittwen und Bedrängten geleistet hätte, zu dieser Ehre längst würdig gemacht hätte, wenn auch nicht eine That hinzugekommen wäre, weshalb er die Hochachtung der Nachwelt besonders verdiente, nämlich, daß er sich den zum Verderben der Unterthanen gereichenden Anschlägen eines sogenannten Plusmachers männlich widersetzt hätte, und lieber seinen Dienst meiden und allerlei Schmach erdulden, als dieselben billigen wollen.

Nachdem sie ihn mit den gewöhnlichen Ehrenzeichen geschmückt, und den Eingang eröffnet hatte, so befahl sie ihm, daß er sich zwischen den römischen Rechtsgelehrten Papianus und den englischen Kanzler Thomas Morus setzen sollte, die beide lieber den Tod erwählt haben, als daß sie Ungerechtigkeit und Grausamkeit hätten gut heißen sollen.

Wie ich diese Beispiele der Einlassung vor mir hatte; so machte ich mich näher zum Eingange, um vielleicht bei einer neuen Oeffnung Gelegenheit zu haben, mich von der innern Beschaffenheit des Tempels zu unterrichten. Allein die Gerechtigkeit hatte meine Annäherung nicht so bald wahrgenommen, als sie mich anredete: Du bist ziemlich verwegen, guter Freund. Unter welcher Hoffnung näherst Du Dich? Ungeachtet ich über diese Anrede sehr bestürzt wurde, so erholte ich mich doch, daß ich folgendergestalt antworten konnte: Große Göttin, ich bin von meiner Unwürdigkeit nur allzusehr überzeugt. Ich habe daher diese Reise keiner andern Ursache halber unternommen, als die Dinge, die hier vorgehen, selbst wahrzunehmen, und die Welt als ein Geschichtschreiber davon zu unterrichten. Ist es mir nicht erlaubt, unvergleichliche Göttin, die innere Beschaffenheit des Tempels dieser Ursache wegen etwas in Augenschein zu nehmen?

Sie entgegnete mir aber, daß die Welt dieses mein Unternehmen vielleicht eben so verwegen finden würde, und sie rieth mir an, daß ich mich voritzo mit dem begnügen sollte, was ich gesehen hätte. Ich getraute mir nicht, diesem Rathe zuwider zu leben. Ich trat demnach ohne Verzug meine Rückreise an: und weil mir auf derselben nichts Merkwürdiges zugestoßen ist, so befinde ich mich itzo bereits wieder zu Hause. Auf die Fortsetzung der Beschreibung des Tempels der Ehren kann ich meinen Lesern keine andre Hoffnung machen, als mit dem Vorbehalte, wenn mir einmal die Gerechtigkeit erlauben werde, dieses Gebäude von innen zu beschauen.

Nach dem ungemeinen Erfolge der Dichterinsel, welche ihren Chorographen zwischen Nacht und Morgen aus der Namenlosigkeit zu einer literarischen Sommität emportauchen ließ, begann er sofort die Monatsschrift: „Ergötzungen der vernünftigen Seele aus der Sittenlehre und der Gelehrsamkeit überhaupt“, in den Jahren 1745—1748 zu 6 Bänden angewachsen und von ihm ganz allein verfasst. Zwar eröffnete er seinen Lesern Aussicht auf vierfache Mitarbeiterschaft, und wirklich tragen die einzelnen Artikel verschiedene Buchstaben am Fuße; aber es war nur Simulation zur Vorbeugung der Befürchtung langweilender Einförmigkeit. Diese Monatsschrift ist die Urthümlichkeit der nachmals gesammelten „scherzhaften und satirischen“ wie „moralischen und philosophischen“ Schriften, welche gleich hinterher ebenfalls verändert und verbessert, neben Arbeiten über Gegenstände der Metallurgie, Stadt- und Landwirthschaft, Geschichte und Rechtsgelehrsamkeit, folgten (1760/61). Beide Collectionen enthalten Alles, was er in Zeit von fünfzehn Jahren auf den bezeichneten Gebieten geleistet und großentheils bereits veröffentlicht hatte. Zur ersterwähnten kamen außer der Dichterinsel die „Fabeln und Erzählungen, Cöln 1759“. Blos das dem ersten Abdruck jener allegorischen Charakteristik angefügte, vom Verfasser nachdrücklichst desavouirte, „unreife“ und „unüberlegte“ Präconium auf den sächsischen Minister Brühl und einige andere schlechte Gedichte sind herausgeblieben*). Ungern hingegen vermisst man strenge Grenzziehung zwischen beiden Sammlungen; in jede sind der andern angehörige Stücke eingeheimst, und vergebens suchen wir nach Erklärung oder Begründung einer gerade inmitten der Satire ungemein störenden Verwischung, welche dem Autor doch keineswegs unwissentlich passirte. Uebrigens unterwarf er die satirischen Schriften während seiner politischen Haft in Küstrin einer abermaligen, freilich ungleichmäßigen, dennoch erheblichen, mitunter wahrhaft überraschenden Verbesserung, seine eigene „Anweisung zu einer guten deutschen Schreibart“ (1758) und Gottsched's Regelwesen, an welches er sich eine Zeit lang in der Hauptsache band, hin und wieder merkwürdig übertreffend. Doch scheint ihn der Tod

*) Das 1761 erschienene „Leben 2c. des Grafen von Brühl“ ist ihm fälschlich zugeschrieben worden.

in dieser Arbeit unterbrochen zu haben; denn wie weit immer deren Läuterung beabsichtigt gewesen sein mochte, nicht anzunehmen ist, daß sie bis zur Kürzung der Gesammtzahl von 103 Artikeln auf 25 hätte gehen sollen, welche in der neuen Gestalt unter dem bereits vermerkten Titel: „Ausgewählte satirische Schriften" von einem Ungenannten mit der ausdrücklichen Versicherung des alleinigen Vorfindens dieser herausgegeben wurden. Die drei obigen Stücke sind darin enthalten, und ihre Wiederaufnahme in der letzten Correctur war uns zweifelsohne Pflicht.

Wem Justi's zeitgenössische Scribenten gleichen Genres bekannt sind, dem muß sich bei Lesung seiner Schriften ganz unwillkürlich eine Vergleichung mit Rabener und Löwen aufdrängen. Und in der That gebührt ihm zwischen diesen beiden Asteroiden der Satirik Stellung. Ich sage zwischen, gebe also deutlich genug zu verstehen, daß diese Parallele eine Constellation des Neben- und Gegeneinander, keineswegs der schlechthinigen Ebensoheit bedeutet. Wirklich sind ihre Bahnen bald gleichartige oder gar durchschlingende, bald heterogene; und je nach dem Wechsel des Standpunktes unserer Betrachtung gewahren wir sie hier in proportionalem Lichte, dort einer den andern bewölkend, ohne jedoch einen an sich als Lichtborn, ohne sie anders als photosphärisch befinden zu können. Bei jedem bewegt sich die Satire meist in überengen Grenzen, innerhalb der Narren und Dummköpfe der mittlern gesellschaftlichen Schichten, unter kleinen Verirrungen wie unter Thorheiten und Schwächen, die allezeit, wenn auch in veränderten Formen, im Schwange sein werden. Man braucht nur die Ueberschriften der einzelnen Artikel bei Justi zu lesen, um zu erkennen, wie oft seine Phantasie in Minuterien ankerte, welch' großen Spielraum er den Bagatellen verstattete: Bagatellen, welche von jeher Alles, was eine satirische Ader hatte, scheuerte und rieb. Da präsentiren sich uns Schreiben über die Unfehlbarkeit der Gelehrten; über die Fähigkeit des Reichthums seinen Besitzer klug zu machen; über die Kunst junger Schönen die Männerwelt sich zu unterwerfen; über die Mode der Schnürbrüste und der Schönpflästerchen; Spöttereien auf Schmarotzer, Stutzer, heiratssüchtige Jungfern und Wittwen, Plauderei, Scheinheiligkeit, auf die Nutzlosigkeit der Klugheit; Betrachtungen über die Eitelkeit alter Leute,

über die Rechthaberei, den Schein der Laster; ironische Reflexionen über Mädchenjäger und Don Juans, wie über die Vortrefflichkeit der Rabulisten und schlechten Advokaten; Foppereien ob der Tagebücher der Frauenzimmer, und Vorschläge, wie Liebeserklärungen anzuhören sind; über die Erfindung der Kommoden u. s. f. Selbst einige geradezu nach tiefer und allgemeiner Erfassung drängende Themata, wie die Vorschläge zur Errichtung eines weiblichen Schöppenstuhls und der Gründung einer Zeitung von den Zeitungen, sind in eingeschränktester, ephemerster Manier abgethan. Stoffe höheren Ranges, welche sich abwenden von der Unverjährbarkeit kleinlicher, armseliger Eigenheiten und Bräuche des individuellen und bürgerlichen Lebens, dem Entwicklungsgange der Zeit im Großen und Ganzen wenig oder nichts bedeutend, hingegen offenes Auge für die transitorischen Culturleiden, für die Gesammtheit und das Nationelle haben, solche Stoffe treten bei Justi angesichts der Menge obiger Lappalien räumlich allzusehr in den Hintergrund. Aber sie sind doch vorhanden, abgesehen einstweilen von dem Wie, während wir dergleichen bei Rabener vergeblich suchen. Dahin gehören die Geißelungen der poetischen Production seiner Zeit, wie sie in der „Dichterinsel" vollzogen wird und in dem „Erweiß, daß die Dichtkunst nur eine Bemühung des schönen Geschlechts sein sollte"; dahin gehören die „Lobrede auf einen großen Eroberer" und die satirische Allegorie: „Staats- und Kriegsgeschichte der Bienen"; selbst einigermaßen der Inhalt des Tempels der Ehren. Und so behutsam und behandschuht er in beiden vorletzt genannten Stücken gekrönten Häuptern und sonstigen Machthabern an die Herzgrube tupft, Rabener's Courage bewegte sich höchstenfalls in Neckereien gegen Gelehrte, Pastoren, Rathsherren und Krautjunker. Wie weit Justi der Unmännlichkeit, der Feigheit dieses sächsischen Steuerraths entrückt war, hat er anderwärts in öffentlichen Urtheilen über Staatshandlungen des damaligen Herzogs von Würtemberg und selbst seines Landesherrn, Friedrich II. von Preußen, bewiesen. In den satirischen Schriften zeigte er freilich nirgend derweise die Zähne. Indeß ging er doch öfter über die einengenden Anforderungen der Zeit hinaus, nicht achtend deren Empfindelei und Magenschwäche. Ja was ihm in unsern Augen besondern Werth verleiht, was ihn theoretisch vor Löwen und Rabener ungemein

auszeichnet, das ist seine vollkommen stichhaltige Vertheidigung der persönlichen Satire und noch mehr der Berechtigung der politischen. Wir erinnern uns keines Zweiten aus dieser Zeit, der die politische Satire als einen Hebel des öffentlichen Lebens anerkennt, ihre Existenz und die Art derselben als eine untrügliche Signatur der Beschaffenheit der Staatsverfassung. Unter der Demokratie, deducirt er historisch ganz unanfechtbar, wie solchen Staatsformen, welche dem Volke Antheil an der Regierung einräumen, wird die Satire immer die größte Freiheit genießen und sich ihrer als eines disciplinarischen Mittels bedienen. Die Natur freier Verfassungen bedarf nothwendig der Satire. Beschränkungen und Verfolgungen gelangen in constitutionellen Staaten erst dann an die Tagesordnung, wenn bereits die aristokratischen Elemente die Präpotenz in der Regierung an sich gerissen haben. Dem zur Herrschaft emporgekommenen Adel war nie etwas empfindlicher und schmerzhafter als die Satire. Und in dem Grade, als sich die Unterdrückungen gegen sie mehren und steigern, in demselben Grade hat die Despotie den Sieg über die Rechte der Unterthanen und die gesunde Vernunft errungen. Löwen dagegen schrieb schier in derselben Stunde, daß man nicht genug gegen Leute eifern könne, welche sogar den Thron der Gesalbten anschrieen; ob es auch mit Munterkeit und Witz, ja sogar mit Feinheit geschehe, es bliebe immer abscheulich. Ihm ist der Witz Unvernunft, der sich in Welthändel mischt, die mit dem Degen geschlichtet werden. Kein wahrer Satirenschreiber dürfe sich an die Rechte der Geschichte wagen, und nicht die Satire, einzig und allein die Nachwelt sei zur Richterin der Gewaltigen berufen. Den Purpur der Fürsten mit dem Gifte der Satire zu entfärben sei ein bedaurenswürdiges Geschäft, und noch mehr einen Nero lächerlich zu machen, weil er ohnehin durch seine Thaten verhaßt genug wäre. Horaz, Juvenal, Persius und Boileau sind ihm in gewissem Betracht blose Pasquillanten, mustergiltig dermalen allein in der Schreibart: unter den Neuern Pope und Young allenfalls noch Schriftsteller, denen man folgen könne. Das höchste Muster jedoch ist seiner Kurzsichtigkeit der zahme, fettbürgerliche Steuerrath Rabener. Und die Furchtsamkeit dieses Mannes steckte denn wirklich der Tendenz der Satire das Feld so narrenmäßig enge ab, daß der eifersüchtigste Conservatismus sich schmunzelnd mit ihr be-

freunden konnte, daß aber auch in Bälde eine ganze Literatur schmachvollster Vernichtung heimgefallen wäre, hätte sie sich von solcher bornirten Charakterlosigkeit einkneten lassen und nicht nebenher am Pasquill eine zwar indirecte, jedennoch unaufhörliche Mahnung zur Erstarkung erhalten. Man höre nur einige der Kernsätze des von allen ästhetisch-verschrobenen und mittelmäßigen Köpfen seiner Zeit, zum Theil in wunderlicher Verwechslung des spießbürgerlich guten Menschen und Beamten mit dem Schriftsteller, am regsten empfohlenen Satirikers. „Wer den Namen eines Satirenschreibers verdienen will, dessen Herz muß redlich sein. Er muß die Tugend, die er Andern lehrt, für den einzigen Grund des wahren Glücks halten. Das Ehrwürdige der Religion muß seine ganze Seele erfüllen. Nach der Religion muß ihm der Thron der Fürsten und das Ansehen der Obern das Heiligste sein. Die Religion und den Fürsten zu beleidigen, ist ihm der schrecklichste Gedanke. — Viele gehen in ihrem Eifer, das Lächerliche der Menschen zu zeigen, gar zu weit und verschonen keinen Stand. Es ist wahr, es giebt in allen Ständen Thoren, aber die Klugheit erfordert, daß man nicht alle tadle. Der Verwegenheit derer will ich gar nicht gedenken, welche mit ihrem Frevel bis an den Thron des Fürsten dringen und die Aufführung der Obern verhasst oder lächerlich machen wollen. Ist es nicht ein innerlicher Hochmuth, daß sie in ihrem finstern Winkel schärfer zu sehen glauben, als diejenigen, welche den Zusammenhang des Ganzen vor Augen haben, so ist es dennoch ein übereilter Eifer, der sich mit nichts entschuldigen lässt. Sie haben selbst noch nicht gelernt, gute Unterthanen zu sein; wie können wir von ihnen erwarten, daß sie uns die Pflichten eines vernünftigen Bürgers lehren sollen? — Es giebt andere Stände, welche zwar so heilig nicht sind, daß es ein Verbrechen wäre, das Lächerliche an ihren Fehlern zu entdecken, bei denen aber doch die Billigkeit erfordert, daß man es mit vieler Mäßigung thue. Ich rechne darunter die Lehrer auf Schulen. Die Jugend ist ohnedem geneigt genug, das Fehlerhafte an denjenigen zu entdecken, deren Ernsthaftigkeit ihren Muthwillen im Zaume halten soll. Wollen wir sie durch bittere Satiren auf ihre Lehrer noch muth-

williger machen? Gesetzt, ein solcher Lehrer hat seine Fehler, welche verdienten bestraft zu werden! Vielleicht ist er eigennützig, vielleicht pedantisch, vielleicht ein elender Scribent. Es kann sein. Werfe ich ihm diese Fehler vor, stelle ich ihn dem Gelächter seiner Schüler bloß, gesetzt auch, daß ich es aus redlichem Herzen thäte, um ihn zu bessern; so werde ich allemal mehr schaden als nützen. Ich werde ihn vielleicht nicht bessern, und seine Schüler werden glauben ein Recht bekommen zu haben, demjenigen nicht zu gehorchen, welchen die Welt für lächerlich hält. So oft er sie ihrer Pflichten erinnert, so oft wird ihnen einfallen, daß sie von einem eigennützigen Manne, von einem Pedanten, von einem elenden Scribenten daran erinnert werden. Dieser Gedanke macht ihnen die wichtigsten Pflichten verächtlich; und ein Schüler, bei dem dieses Vorurtheil die Oberhand gewinnt, wird selten als ein redlicher Mann sterben. Bin ich nicht Schuld? Einen Pedanten habe ich nicht gebessert; dem Vaterlande aber habe ich an seinen Schülern hundert ungesittete Bürger gezogen. In der That erschrecke ich allemal, wenn ich sehe, daß ein Schulmann unter die Geißel der Satire fällt." Die Logik in dieser Ausführung ist unzweifelhaft eines Polichinells oder des Helden einer Berliner Posse würdig. Daß übrigens der Pedant, der elende Scribent, der Lächerliche, gar nicht Schulmeister zu sein braucht, gar nicht sein soll, daß gerade Schonung der Schulfuchserei Frevel ist, fällt dem guten Mann nicht ein. Ihn dünkt das Beste, daß solche Lehrer der Jugend fürchterliche Begriffe von der Satire beibringen, damit sie ruhig im Amte bleiben können. „Die Geistlichen aber haben gemeiniglich das Unglück, daß der Witz satirischer Köpfe auf sie am meisten anprallt. Ich bin sehr unzufrieden damit. Die Religion läuft Gefahr verächtlich zu werden, wenn man die Fehler desjenigen verächtlich macht, welcher gesetzt ist die Religion zu predigen. Hat er lächerliche Fehler, und wir finden es schlechterdings nöthig, diese zu züchtigen, so muß unsere Satire so allgemein sein, daß nur die Fehler lächerlich werden, seine Person aber, so viel es möglich ist, verdeckt und unerkannt bleibt. Ist er ein Ignorant und doch exemplarisch (denn es giebt viele exemplarische Ignoranten), so verehre man ihn wegen seines guten Wandels und verzeihe ihm seine Unwissenheit."

Von denen, welche die Dogmen der Confessionen zu erschüttern suchen, will er gar nicht reden, man soll sie ohne Weiteres in's Tollhaus stecken. Doch giebt es noch „gewisse Gebräuche in der Kirche, welche gleichgiltig sind, und zur Religion selbst nicht gehören; sie machen den geistlichen Wohlstand aus. Man hüte sich ja, diese lächerlich zu machen!" Natürlich finden dann auch die Schriftsteller, die ihren Humor auf äusserliche Parodirung der Bibel stützten, vor seinen Augen keine Gnade. Doch genug von dem, was er Langes und Breites über den Mißbrauch der Satire salbaderte.

Justi war keine drastisch witzig beanlagte Natur, er besaß nicht die unversiegbare Laune und den mikroskopischen Beobachtungsgeist Rabener's; von letzterem namentlich lassen sein bewegtes Leben und die Verschiedenartigkeit der von ihm eingenommenen Stellungen mehr erwarten als er bietet. Allein was ihm darin abging, ersetzten hin und wieder philosophische Bildung und Phantasie, deren Rabener ebenso wie jedes tiefern und allgemeinern geschichtlichen Blickes entrathen ist. Unliebsame Breite und Fläche der Anschauungen, ingleichen Mattheit, sind bei Justi nicht wegzuleugnen, aber einer so durchschnittlichen trivialen Durchsichtigkeit der Gedanken, einer so hausbackenen Säuerung ohnehin schon verknirpster Tendenz, wie sie Rabener eigen, können wir ihn nicht zeihen. Bei ihm treten uns sogar manchmal Gedanken und Wendungen entgegen unangemeldet und überraschend gleich Sonnenschein in's Zimmer. Wo aber wäre bei Rabener ein solches Vorkommniß! Im Ganzen jedoch halten Lebhaftigkeit des Verstandes und Geschmack hier und dort einander ziemlich die Wage. In der Form der Satire hingegen steht Justi hinter dem vorigen, während er in der Methode — der Leser hat Proben — größere Mannigfaltigkeit übte. Jener verwendete, in dieser Rüge herrscht Einstimmigkeit, fast nur die directe Ironie, und die Lectüre seiner gesammten Satiren heischt deshalb eine reichliche Dosis Ueberwindung. Am meisten wiegen sie durch Sauberkeit und Correctheit des Stils, und mögen darin in der That fruchtbringend gewesen sein. Justi und Löwen, an Talent Rabener weit überlegen, trifft der gerechte Vorwurf der Ungleichmäßigkeit der Schreibart. Nicht Unfähigkeit, Sorglosigkeit und Nachlässigkeit vielmehr unterbrechen und stören die Frische, Gewandtheit und Schmiegsamkeit, deren man

bei ihnen doch keineswegs gänzlich abredig sein darf. Es ist sehr bedauerlich, daß die letzte Hand, welche Justi an seine satirischen Schriften legte, nicht die erste war oder sein konnte.

Löwen und Rabener beschäftigen uns natürlich noch weiter.

Vortreffliche Begabung für das Feinkomische offenbarte „das Lob der noch lebenden unbekannten Schriftsteller in den berühmtesten Gegenden von Westphalen aus bewährten und unumstößlichen Urkunden zusammengezogen und aufgesetzt von einem Landmanne und patriotischen Verehrer ihrer großen Verdienste, B. G. R." Cöln (Berl.) 1751. Eine sehr anziehende Abstriegelung des verwahrlosten, jämmerlichen Zustandes der schönen Wissenschaften innerhalb jener Provinz, an welcher indeß schon Lessing (in der Berlinischen Zeitung) bemerkte, daß nach der primären Einsicht, die der Verfasser selber den Westphalen beilegte, seine Satire zu subtil war. Und auch darin hatte Lessing Recht, daß die specificirten Schriftsteller an sich unter aller Satire sind; ein elender Kanzelredner, ein abgeschmackter Polemicus, ein Reimschmied, der nichts als jämmerliche Hochzeitslieder oder chrienmäßige Traueroden voll schöner Sterbegedanken, die einen ehrlichen Menschen zur Verzweiflung treiben können, der Welt vorleiert, werden allerdings zu sehr geehrt, wenn man sich förmlich mit ihrem Tadel befasst: aber Lessing dachte nicht an den Zweck der Illustration des allgemeinen Angriffs. Der ihm unbekannte Satiriker war Johann Diederich Franz Ernst von Steinen, evangelischer Pfarrer zu Frömern ohnweit Unna in der Grafschaft Mark (1725—1797). Ein gewisser Gruner sah sich übrigens zur Vertheidigung seiner Landsleute bemüßigt, deren Nöthigkeit und Hinlänglichkeit Steinen in einer besondern Schrift untersuchte (Leipz. 1753), von welcher ich indeß nichts weiter zu sagen weiß. Weitere Nahrung hat er seinem Talente für das Komische nicht wieder geboten. Mit leidlicher Ironie, nur in zu schleppender Sprache, finden wir ferner eine „Vertheidigung der schlechten Schriftsteller" in den „vermischten kritischen und satirischen Schriften" (Altona 1758) von Johann Jakob Dusch, doch weist er die Autorschaft von sich ab und einem ungenannt sein wollenden Freunde zu. Kaum schwerer als diese negative Apologie fällt Löwen's Capitel über „die Vortrefflichkeit der Gedichte, die leicht zu lesen sind" in's Gewicht; gleichwol ist es eines der besten seiner

prosaisch satirischen Ergießungen, und ich bringe es auch darum zum Abdruck, als er, wir verstricken uns in keinen Widerspruch, ganz unbestreitbar den potenzirtesten komischen Schriftstellern des abgewichenen Jahrhunderts angereiht werden muß.

Die Vortrefflichkeit der Gedichte, die leicht zu lesen sind.

Ich hoffe gewiß, daß ich durch den Beweis dieses Satzes vielen Parteigängern des Parnasses einen Dienst erzeigen, und die Unsterblichkeit ihrer Werke wider den gottlosen Anfall der Kritik schützen werde, die in unsern Tagen so verwegen geworden ist, über den Nachruhm der Schriftsteller despotisch zu gebieten. Das Schwere ist nicht jedermanns Werk, am wenigsten in den Werken des Witzes. Leicht heißt, was nicht viele Mühe macht. Was nicht viele Mühe macht, ist angenehm. Was angenehm ist, ist auch vortrefflich. Ich fordere alle philosophischen Facultäten auf, so kurz und bündig, der leichten Gedichte zum Besten, Schlüsse zu machen. Es ist schon eine geraume Zeit, daß man den Beweis wagen wollte: Diejenigen Gedichte, die schwer zu lesen sind, wären allein vortrefflich. Allein man hat es in einer Schrift gethan, die unserm damaligen Geschmack, und den leichten Gedichten überhaupt, so nachtheilig gewesen ist, daß man nach der Zeit gar so unverschämt hat schließen können: Der stärkste Band Gedichte, die alle leicht zu lesen sind, ungeachtet sie von Breitkopfen gedruckt, und in mehr als einer deutschen Gesellschaft als Muster gepriesen werden, wären weiter nichts, als ein kräftiges Hülfsmittel für die Schlaflosigkeit. Man siehet deutlich, daß es denjenigen an einer gesunden Philosophie fehlet, welche die Vortrefflichkeit des Leichten in Zweifel ziehen. Ich für mein Theil habe in diesem Stücke gewaltig viel Philosophie. Es ist mir weit lieber, von einem reichen Vater geboren zu sein, als erst nach Ostindien zu reisen, und für meinen Reichthum mir den Kopf verrücken zu lassen. Man trägt sich zwar mit dem lächerlichen Gedanken, daß dasjenige allezeit schätzbarer, wichtiger und vortrefflicher sei, was man durch viele Mühe erworben hat. Allein, diese ängstliche Mühe gehöret nur für die plumpen, sklavischen Seelen, die wie die Lastthiere zu keinen leichten Verrichtungen erschaffen, sondern von der Natur zu ewig mühseligen Geschäften bestimmet sind, und von allen Vortheilen, die sie dadurch erhalten, nichts weiter genießen, als was der Esel in der Fabel von den Schätzen genießet, die er trägt, nämlich die Last. In wie vielen nützlichen Anmerkungen könnte ich hier ausschweifen, wenn ich nicht Willens wäre, blos aus Liebe gegen eine Menge unserer heutigen Dichter, denen man das Hinaufständeln zum Parnaß so grausam verwehren will, das Leichte ihrer Verse zu vertheidigen. Ich will ernsthafter sein und Beweise beibringen. Das Leichte ist sowol auf Seiten des Dichters als des Lesers vortrefflich. Der Dichter schreibt zu keinem andern Endzweck, als zu nutzen und zu belustigen. Et prodesse volunt, et delectare Poetae. Ich will des Nutzens, als der einträglichsten Seite, zuerst gedenken. Ein

jeder Poet schreibet für das Publicum. Warum sollte er sonst seine Verse drucken lassen? Allein, nirgends ist wol eine Auslegung richtiger, und dem Sinn der Worte, ob sie gleich dunkel zu sein scheinen, gemäßer, als diejenige, die man von dem Publico des Dichters, und meist aller Schriftsteller überhaupt, machen kann. Dieses einsichtsvolle, gelehrte und große Publicum ist gemeiniglich der kleine Verleger eines unendlich kleinen schönen Geistes. Je weitläufiger, allgemeiner und zuversichtlicher der Dichter von dem Publico spricht, je sichrer lässt er auf die Beschaffenheit seines Verlegers, und folglich auch seines Hungers, schließen. Ein Dichter, welcher eine zufriedene Miene gegen das Publicum mitbringt, will nichts mehr als die Zuversicht zu verstehen geben, daß sein Hunger bald und gewiß werde gestillet werden. Man wird diese Anmerkung als den sichersten Probirstein von den äußerlichen Umständen der Autoren ansehen können, die sie gemeiniglich in ihren Vorreden auf eine verdeckte und schamhafte Waise zu verstehen geben. Wenn der Dichter seine Vorrede mit den prächtigen Worten anfängt: Ich bin gewiß, daß ich nicht ohne Hochachtung für das Publicum gearbeitet, und überlasse alles dem Urtheile der Kenner: für die andern habe ich nicht geschrieben; so klingen diese Worte in ihrer Auslegung ungefähr so: Ich bin gewiß, daß ich nicht ohne Hochachtung für die Börse meines Verlegers ihm einige in Eile zusammengeschriebene Bogen zum Druck übergeben habe. Ich überlasse es nunmehr diesem wackern Manne, gleich nach dem Abdruck, und sobald die Messe vorbei ist, meinem Magen einige Bissen vorzuwerfen; aber für die andern Buchhändler, die meine Verse gar von sich weisen, oder sie höchstens ohne Rücksicht auf meinen Hunger wollen drucken lassen, für diese habe ich gar nicht geschrieben. Sehen wir einen Schriftsteller in einer gebückten Stellung vor den Augen des Publici herumkriechen, und hören ihn folgendermaßen stammeln: Geneigter Leser, nicht ohne Furchtsamkeit wage ich es, dir meine Versuche zu übergeben, und dich um die Nachsicht meiner Fehler zu ersuchen; so ist dies der Verstand: Barmherziger Verleger, nicht ohne Furchtsamkeit wage ich es, dir meinen Magen zu präsentiren, und dich zu ersuchen, mehr auf meinen Hunger, als auf diese wenigen Bogen, dein mildthätiges Auge zu richten.

Wie nützlich kann auf diese Art die Erfindung der Pressen nicht vielen Schriftstellern werden, die sich zu einer leichten, oder, welches einerlei ist, zu einer geschwinden Schreibart gewöhnt haben? Diese Erfindung errettet eine Menge Geschöpfe von dem Bettelstabe, wozu sie sonst greifen müssten, wenn sie nicht Mousquetiers oder Sänftenträger werden wollen. Aber, dem Himmel sei gedankt, itzt werden sie Autores. Sie hungern zwar mehr als mancher Stallknecht. Allein sie hungern doch als Söhne der Götter. Doch, was sage ich? Haben sie nicht ebensowol Hände, ihren Hunger noch leichter und öfterer zu stillen als ein Tagelöhner? Dieser muß beide Hände, und oft seinen ganzen Körper anstrengen, sein Brot zu erwerben. Unser Dichter aber braucht von seinem ganzen Körper nichts weiter als drei Finger aus seiner rechten

Hand; und mit diesen drei Fingern wird der fließende Poet mehr verdienen, als der schwere Dichter mit seiner ganzen Seele. Der Beweis ist dieser: Die leichtesten Verse kosten die wenigste Mühe. Der Poet hat nicht nöthig, seine Gedanken, oder besser, seine Zeilen zu schleifen, sie körniger und gedrungener zu machen. Er wird folglich in einem Tage mehr schreiben, als ein anderer in einem Jahre, folglich mehr Nutzen, und folglich auch mehr Sättigung des Magens haben. Die Ausrechnung ist richtig. Man bezahlt in Leipzig für einen übersetzten Bogen gemeiniglich anderthalb Thaler, auch wol gar einen Gulden. Ein Bogen Verse sollte zwar billig mehr gelten, wenn nicht die Sprache der Götter schon längstens die Sprache der Bettler geworden wäre. Wir wollen aber nur rechnen, daß der Poet für den Bogen seiner Verse höchstens zwölf Groschen erhalte. Jeden Tag einen Bogen schreibt er wenigstens. Nach allen christlichen Kalendern sind 365 Tage im Jahre. Wir wollen annehmen, daß er unter diesen 365 Tagen zehnmal das Kopfweh bekommt: denn wozu können die verdammten Verse nicht bringen! Sechszig Tage wollen wir aussetzen, da er verhindert wird zu arbeiten, weil er sich in der Zeit selbst liest, oder vermuthlich sich seinen Freunden vorlesen wird. Weiter wüsste ich für einen handvesten Poeten keine Abhaltung; es müssten denn noch vier Tage im Jahre vorfallen, da er vielleicht zur Beichte ginge. Es blieben also noch 291 Tage, die er den Musen widmet. Wenn er diese 291 Tage, oder, was einerlei ist, diese 291 Bogen Verse dem geehrten Publico, das heißt, dem mildthätigen Herrn Verleger, übergiebt, so trägt sein Verdienst mehr aus, als das ganze Honorarium vieler guten Schriftsteller zusammengenommen. Wenn der Dichter auch fünf Thaler für den Bogen erhält, und so billig hat wol leicht kein Verleger bezahlt, so wird er es mit allem seinem Fleiß doch nicht so weit bringen, weil er gewiß nicht jährlich alphabetweise, wie der andere Poet, die Welt beschenken wird.

Allein der Nutzen der leichten Gedichte auf Seiten des Dichters erstreckt sich noch weiter. Alle Autores schreiben, nebst der Sättigung des Magens, auch um Ruhm oder Beifall. Die Erfahrung lässt uns über die Größe desselben nicht lange zweifelhaft bleiben. Man hat schon die dritte, wo nicht gar die fünfte Auflage von manchen leichten und wässerigen Gedichten, wo der Poet vorn in einer wichtigen Knotenperücke sein eigner Apoll ist, statt daß man von Hagedorn's Werken erst zwo, von Withof's und Dusch's Lehrgedichten nur noch erst eine Auflage hat. Der Deutschfranzos und Picander werden noch in allen Winkeln von Deutschland gelesen und bewundert werden; aber Wieland und Gemmingen werden um diesen Beifall vergebens buhlen. Man werfe mir nicht ein, daß es oft besser sei, wenigen, als einer Menge zu gefallen. Hierzu sagt ein jeder Verleger nein, und diese Männer werden es doch wol verstehen, da sie den Maaßstab des Ruhms genauer kennen als jemand.

Der Nutzen der leichten Gedichte erstreckt sich auch auf den Leser. Die meisten lesen, wie die meisten nach Popens Ausspruch, kritisiren

weil sie sonst nichts zu thun haben, oder weil sie noch nicht schlafen können. Sie mögen den Kopf nicht anstrengen. Für die Gesundheit dieser Orgons in der Literatur sind die leichten und wässerigen Dichter brave Männer.

Ergast ist kein Feind der Schriftsteller. Er lieset, so oft er Muse hat, das heißt, so oft er heute keinem gnädigen Fräulein die Hände küssen, oder in einem Cirkel von Freunden sich im Burgunder um sein Bischen Antheil der Vernunft bringen kann. Was ist heute für Wetter? Sehr schlecht, Ihro Gnaden! — Hat die Fräulein Rosamunda kein Billet geschickt? Nein. — Auch nicht die dicke Gräfin? Nichts. — Hat mich der Commerzienrath nicht auf heute zu sich bitten lassen? — Eben schickt er her, sich nebst dem Herrn von F. und dem Herrn von Z. Ihro Gnaden zu empfehlen. Sie hätten insgesammt wichtiger Geschäfte halber auf acht Tage nach Hofe reisen müssen. — Der verdammte Hof! Was soll ich nun in diesen melancholischen Zimmern allein anfangen, Jonquille? Gehen Sie auf's Land, gnädiger Herr! Bist du toll? In der Jahreszeit? Und was soll ich auf dem Lande machen? Mich lebendig begraben, oder in der Gesellschaft der Eulen zum Einsiedler und Menschenfeind werden? — Ja, so weiß ich keinen andern Rath, als daß Sie Ihre Mahnbriefe registriren und Ihre Schulden bezahlen. — Was für ein magerer Einfall für einen Lakai, der drei Jahre in Paris gewesen! Lesen will ich, Bengel! Geschwinde hole mir ein Buch. — Hier haben Sie Hagedorn's Gedichte, die der Hofmeister des Grafen gestern an Ihro Gnaden zum Durchlesen gebracht hat. — Gieb her. Ich will das erste das beste sein lassen.

Horaz.

Horaz, mein Freund, mein Lehrer und Begleiter,
Wir gehn auf's Land.

Ja, das dachte ich wol. Der verdammte Kerl: In meinem Leben hat mir das Gewäsche nicht gefallen wollen, das man von dieser Landfigur gemacht hat. Horaz muß gewiß der Sohn eines Pächters gewesen sein. Der Adel in Rom bestand ohne Zweifel aus lauter Landjunkern, und Mäcen war gewiß Kammerrath bei dem Kaiser August. Ich wüßte sonst nicht, wie man diesen Versemacher, der sich besser zu einem Verwalter, als zu einem Galant Homme schickte, am Hofe hätte dulden können. Heut zu Tage würde man den Poeten ohne alle Barmherzigkeit mit Hunden die Schloßtreppe hinunter hetzen lassen, der sich zwischen dem Fürsten und dem ersten geheimen Rath an die Tafel setzen wollte. — Hole mir was Vernünftiges, was Lustiges her! — Hier haben Sie Faßmann's Todtengespräche, und Ihren Leibpoeten, den Hofmannswaldau. Was thut Ergast? Er liest nicht, er verschlingt. Der Perückenmacher kommt! Der verdammte Kerl muß ihn in seinen angenehmen Beschäftigungen stören. Laß ihn morgen wiederkommen. — Wer pocht? Zween Schuldleute, die Ergast heute befriedigen wollte. Ergast hat itzt keine Zeit; er studirt, und er hat von seinem Studiren mehr

Nutzen, als der tiefsinnigste Gelehrte, der die Geheimnisse des Euklides ergrübelt. Er braucht nicht, wie dieser, seine Seelenkräfte anzustrengen. Aber auch die Werke eines jeden andern Poeten würden für unsern Ergast ohne Nutzen sein. Er liest, ohne seiner Seele die beschwerliche Mühe zu machen, zu denken. Er liest, sich die Zeit zu vertreiben, und er gewinnt dabei den Vortheil, den so leicht keiner aus seinem Lesen ziehen wird, er liest alle seine Creditores zum Hause hinaus. Würde nicht Ergast, und viele, die ihm gleichen, vor langer Weile umkommen, oder in die Verlegenheit gesetzet werden, denken zu lernen, wenn es keine Gedichte gäbe, die für den Geschmack und für die Seelenkräfte dieser Ergaste zuträglich wären?

Es ist noch ein andrer Nutzen, den die übrigen Kenner des Geschmacks entbehren müssen, und es ist dieser: Sie bekommen viel und vielerlei zu lesen. Von leichten Dichtern, von anakreontischen Puppen wimmelt der Olymp immer mehr, als von philosophischen Poeten, die nur kaum für einen Winkel der Erde schreiben, und in diesem Winkel dennoch verschiedenen Urtheilen wider sich ausgesetzet sind. Dank sei diesen Leuten, daß sie ein Mittel ausgefunden, die trüben Winterabende der Leute von Geschmack zu erheitern. Cälia will itzt nicht mehr Kaffee trinken und lästern. Sie muß also lesen. Ach! wenn nur die Messe erst da wäre! Sie kommt endlich, diese für sie gewünschte Sündflut, und die schäumenden Wellen wälzen sich von dem Leipziger Weltmeer bis auf ihre Toiletten und auf ihren Nachttisch, wo allerlei Romanen, Oden und Lieder, scherzhafte Poesien und Sinngedichte ausgeworfen werden. Welch ein Chaos von verliebten Wünschen, seufzenden Schwüren, herzbrechenden Briefen, tändelnden Liederchen, handvestem Witze, und spielenden Zweideutigkeiten! Nun hat Cälia auf ein halbes Jahr Weisheit eingekauft. Von der Ode seufzet sie zum Romane. Hier wird sie unwillig, daß sich Rosalie von ihrem Ritter nicht hat entführen lassen, und fliegt zu einer Sammlung von Briefen, die ein Dichter ohne Crebillon's Geist in dem Geschmack des Crebillon geschrieben. Sie schläft über ihre Briefe ein, träumt von bezaubernden Schlössern, von verwünschten Fräulein, und hat den Nutzen, daß sie in der Gesellschaft von Stutzern und Hofdamen mehr mit der Belesenheit einer Arabella als einer Richardin gefallen, und sie viel anständiger mit einem witzigen Einfall aus dem Angola, als mit einem frommen Seufzer aus dem Cubach unterhalten kann.

Ich habe oben gesagt, der Zweck aller Gedichte bestehe auch darin, daß sie belustigen sollen, und hier soll der Beweis folgen, daß diejenigen Verse, die leicht geschrieben und leicht zu lesen sind, dies Merkmal sowol auf Seiten des Dichters als auch des Lesers haben. Die Poesie heißt ein Spiel, ein Zeitvertreib. Ein Reim, den man heute noch nicht haschen kann, und dessen Ausfüllung man bis morgen aufschieben muß, vergnügt den Dichter so außerordentlich, daß er ganze Nächte mit Vergnügen schlaflos zubringt. Er gleicht dem Jäger, und spürt den Reimen eben so geduldig nach, als dieser der Fährte des Wildprets. Sten-

tor, der bis um die Mitternacht in einem kalten Zimmer mit durchlöcherten Fensterscheiben, in einem zerlumpten Schlafrocke, halb im Mondenschein und halb bei einer düstern Oellampe, und einem Glase Wasser, Felder und Wälder, Jugend und Tugend, Sonne und Wonne mit einander vermählt, sitzt seit zwo Stunden einen Reim auf eine fremde Endsilbe zu finden. Der Mond geht unter, und seine Lampe verlöscht. Der arme Stentor! Was soll er thun? Er kriecht auf sein hartes poetisches Lager. Allein, wer glaubt wol, daß er schläft? Er läuft noch immer hinter seinem Reim her. Sein Vergnügen wird matt,

Wenn gleich der nächste Tag, so bald er ganz erwacht,
Des Fundes Werth mit Recht verdächtig macht.

Die Erfahrung lehret, daß ein jeder über seine wohlgerathene Arbeit ein innerliches Vergnügen empfindet. Allein, kein Vergnügen, das die Erde verspricht, kommt demjenigen bei, das Apollo und die Musen gewähren. Ich müsste in meinem Leben nicht zween Verse gemacht haben, wenn ich das nicht wüsste. Je mehr also ein Dichter schreibt, und die leichten Dichter schreiben gewaltig, desto mehr Vergnügen! Er giebt es sich gedoppelt, wenn er seine Geburten seinen Freunden vorliest. Denn das wird kein Dichter, geschweige ein Musensohn von diesem Schlage, unterlassen. Nun hat der liederreiche Stentor seinen Ballen Verse sauber abgeschrieben. Er hütet sich aber wohl, dieselben jemand anders, als seinen Freunden vorzulesen. Warum sollte sich der Mensch den größten Grad des Vergnügens selbst rauben? Das wird Stentor nicht thun. Er hatte mich neulich mit ein paar besoffenen anakreontischen Oden gequälet; und als er mit lächelnder Miene Beifall und Zufriedenheit von mir erwartete, so antwortete ich ganz kurz: Ihre Zeilen, mein Herr, sind nicht nüchtern genug. Sie machen Anakreon nicht zum Weisen, sondern zum Trunkenbold. — Ist denn nicht Wein und Liebe der Charakter dieser Lieder? fragte er mit einer dichterischen Amtsmiene. — Ja. Aber Sie müssen nichts, als die angenehmen, die ruhigen, freudenvollen und entzückten Empfindungen, darunter verstehen, die sich auch der Seele des Philosophen so gewaltig bemeistern, daß er, in Lauben voll Rosen, an der Seite der Liebe, mit dem Römer in der Hand, den Göttern für sein Dasein dankt, sein Leben genießt, und den flüchtigen Stunden mit fröhlicher Seele in's Meer der Ewigkeit nachsingt. Dies ist der wohlgezogene Charakter dieser unschuldigen Lieder. Stentor ließ seine Muse schweigen. Ohne mir zu antworten, verließ er mich mit höhnischer Miene, und hielt mich seiner Freundschaft und seines Beifalls unwürdig. Nun hat er sich eine Bude voll Witzlinge gepachtet: denn er ist kein armer Dichter. Diese zollen ihm wechselsweise mit einem: das ist schön! das ist göttlich! und mit einem feisten Händeklatschen ihren triumphirenden Beifall. In der Versammlung dieser Bewunderer sitzet dieser kleine Versegott, und sammelt allen Weihrauch ein, den Bave und Mäve an ihn verschwenden. Aber, wie wird er sich wundern, wenn die grausamen Journale in der nächsten Messe alle einmüthig den lieblichen

Geruch dieses Weihrauchs stinkend machen. Doch, sie wird es nicht vermögend sein, die gute Kritik! Dem liederreichen Dichter, der in seinem eigenen Beifall, und in dem Lobe seiner ihm ähnlichen Freunde, sein ganzes poetisches Vergnügen findet, wird kein Aristarch, keine Zeitung und kein Geschmack es jemals rauben können. Dreimal glückliche Poeten! Der Neid, welcher über eure Freude hohnlächelt, hat euch aus Verdruß zum Ungeziefer verdammt! Lasst ihn verdammen, den hämischen Feind eurer Glückseligkeit, der in boshaften Satiren eurer aus Mißgunst spöttelt. Ihr singt dennoch für die Welt; und den soll die Rache aller neun Musen verfolgen, welcher nicht diese Welt, der ihr zu Gefallen singt, in euch und in eure Freunde eintheilen wollte. Rüste dich, Stentor und schreib! Bave und Mäve reiben schon die Augen und lesen. Die witzige Cleanthe lernt von dir versemäßig buhlen, und die weingelehrte Rosalie lallt deine Trinklieder bei jedem Schmause dir nach. Ein Tisch voll Freunde drängt dich mit Gläsern, lässt deine Einfälle leben, und badet dich mit Wein, aus welchem Ströme des Vergnügens fließen. Dreimal glückliches Schicksal für euch, ihr leichten Gedichte! Dreimal glückliches Schicksal für dich, du liederreicher Stentor!

Mit Recht kann man alsdann behaupten, daß das Vergnügen dieser Versemänner sich auch auf die Welt erstrecke. Die Welt ist eine Schaubühne, auf welcher der Arlequin seine lustige Rolle mit mehr Beifall spielt, als der ehrwürdige Weise. Es giebt in jedem Stande und in jeder Beschäftigung des menschlichen Lebens Arlequine. Ein lustiger Possenreißer in Versen gewinnt, wie der Possenreißer auf dem Theater eine Menge Leser und Zuschauer. Man giebt diesen den verächtlichen Namen: Pöbel. Allein, wer alle diejenigen zum Pöbel zählen wollte, die über den Skaramuz lachen, daß ihnen der Bauch schüttert, und die bei einer Stelle im Hofmannswaldau ebenfalls vor Vergnügen außer sich sind, der würde selbst viele Prinzen, Ordensbänder, gnädige und gnadenleere oder bürgerliche Damen gewaltig herunter setzen. Ich kenne eine sehr gnädige Frau, die über die lustigen Schwänke ihres spashaften Picanders ebenso heftig lacht, als Leute von Geschmack über gewisse Züge im Rabener lächeln würden. Wie viel Vergnügen würde man dieser Dame und dem größten Theile derjenigen rauben, welche der Mode nach sich mit Lesen abgeben, wenn man ihnen dergleichen Poesien nehmen wollte! Lasst uns also die leichten Poeten aufmuntern, daß sie den einen Theil der Menschen nach Möglichkeit belustigen, und zugleich dem andern Theil die Gelegenheit geben, sich wiederum an sie belustigen zu können.

Löwen, eine durchaus geniale aber nicht gründlich genug durchbildete Individualität, hatte seine literarische Laufbahn mit einem Schäferspiele begonnen, und wenig glückversprechend Jahre lang mit zärtlichen Liedern und anakreontischen Scherzen und dergleichen, auch mit Studien über die Beredsamkeit des Leibes cultivirt, als er sich mit einem Schlage in die Sphäre versetzt

sah, in welcher zur Bedeutung zu gelangen er gleichsam prädestinirt war: nämlich in die Sphäre der Komik, die er unerwartet mit „einem halben hundert Prophezeiungen auf das Jahr 1756“ (Deutschland [Hamb.] 1755) bequartirte. Alle kritischen Stimmführer jener Periode erachteten ihn damit, was viel sagen wollte, als begabtesten Nachfolger Rabener's, und in der That waren sie, obgleich das damalige Aufsehen nicht verdienend, ungeachtet wesentlicher Mängel, zur Stellung höchst günstiger Prognose wohl geeignet. Um bei ihnen — den Prophezeiungen — eine Weile zu stationiren, so treffen sie theils besondere, theils ganz allgemeine Verhältnisse; erstrecken sich über Journalisten, Kritiker, Dichter, Theologen, Philosophen, Aerzte 2c., erheben aber andererseits alle Besonderheit auflösend ihre Stimme im tenuto gegen Verderbtheiten und Gebrechen, welche kein Fontanell aus dem Leibe der Gesellschaft jemals ziehen wird. Daneben trifft gerade sie, die durchweg lachende und frohmüthige Manier abgerechnet, der Vorwurf befremdlicher Ungleichmäßigkeit der Behandlung nach Inhalt und Ausführung, und der Charakter der Prophetie schwankt hin und her bis zum Verfall in das blos witzige Impromptü.

Einige bessern Sinnes markirende Vorhersagungen sind folgende.

2.

Aber es geschahe am ersten Tage des Monats Junii, daß ich einer nächtlichen Erscheinung gewürdiget und an den Fuß des Olymps gerücket wurde. Eine vernehmliche Stimme durchdrang meine Ohren, und sie sprach: Schauet her alle, die ihr Anspruch auf den Witz und auf den Nachruhm macht; es werden Jahre kommen, in welchen die Autores sagen werden: sie gefallen mir nicht. Da sahe ich die Göttin des Ruhms mit einigen von den Musen sich dem obersten Hügel des Olymps nahen; und indem sie gewahr wurde, daß zwei große Lastschiffe, mit Versen beladen, mit vollem Segel beschäftiget waren an dem Tempel des Ruhms anzulanden, der dem Olymp gerade gegenüber lag: so fiel sie aus Angst in eine Ohnmacht. Allein, Calliope riß ihr die Trompete weg und stieß mit voller Brust in dieselbe. Sogleich versanken zwei Schiffe mit Poeten und Versen in die Tiefe. Das waren diejenigen, sagte Calliope, welche beständig gewohnt waren, im Staube und unter dem Gewühle der Reime zu kriechen. Das Niedrige war ihr Element; wohlan! in der Tiefe des Meeres werden sie ihr Element wieder finden.

Bei dem zweiten Schalle der Trompete sahe man von den beiden andern Lastschiffen, welche mit Epopeendichtern angefüllet waren, die



Masten abgerissen, und die Segel flattern. Die Poeten wurden durch einen Wirbelwind in die Höhe fortgerückt, und in diesem Fluge hörte man sie verschiedene unordentliche Hexameter stammeln, bis sie endlich eine dicke Wolke verhüllte, und sich ein entsetzlicher Donnerschlag hören ließ; vermuthlich, weil sie auf Erden so oft von ihm gesungen hatten. Der Donner machte, daß mich der Schlaf plötzlich verließ, und meine Erscheinung unterbrochen wurde.

Ich thue nicht Unrecht, wenn ich diese Parabel als eine Vorbedeutung des Unglücks ansehe, das viele meiner Mitbrüder betreffen möchte. Da vielleicht verschiedene dieser Herren künftig mit ihren Arbeiten in den Tempel des Nachruhms gehen wollen, so prophezeie ich ihnen die Tiefe des Meeres, oder das Aeusserste des Aethers, weil der Ton der Calliope bei ihrer Annäherung ihre Ohren zu sehr erschüttern wird.

5.

Dies ist das Gesicht der künftigen Trübsalen über die gelehrte Welt, und was sie in dem kommenden Jahre von der Sündflut der Uebersetzungen aus fremden Sprachen wird auszustehen haben. Ich hörte im Schlafe eine mächtige Stimme, und sie sprach: Gehe hin, und überschwemme die undankbare Welt des Apollo mit den elendesten Chartequen des französischen Flittergolds. Sogleich erschien eine geistige Gestalt von grotesker Bildung und mit der Miene eines denkenden Bücherantiquarii. Sie schütteten aus einer beschmutzten Schale allerhand Memoires, Recueilles, Histoires und Oeuvres diverses. Eine Menge Uebersetzer von Profession mit flüchtigen Händen und schwerem zitterndem Haupte naheten sich diesen Schriften. Der Geist sprach: Setzet euch nieder, faltet Papier und schreibt. Schreibt: denn so ist der Befehl des deutschen Apollo, Deutschland mit einem Heere ausländischer Witzlinge zu strafen. Und ich sahe einen andern wohlgebildeten Geist, welcher in einer goldenen Schale die besten Werke der Engländer und der Franzosen hielt. Unter den englischen Schriften wurde ich ein sehr gründliches Werk gewahr. Diesem Buche nahete sich ein hurtiger Uebersetzer. Der Geist reichte es ihm zur Strafe Deutschlands, mit dem ausdrücklichen Befehl: Tödte! Und er ging weg, übersetzte und tödtete. In der andern Hand hielt der Geist die Schriften der besten neuesten französischen Comödienschreiber, und siehe da, es kam ein wackerer Uebersetzer, den Melpomene zur Strafe für das Publicum zum Schreiben verdammet hatte. Der Geist gab ihm eine Comödie, nnd sprach: Nimm hin und lies. Habe eine Sprache und sprich sie nicht. Uebersetze alle Worte und triff sie nicht. Und der Uebersetzer bekräftigte diesen Befehl mit einem deutlichen Ja, ging hin, hatte seine deutsche Sprache und sprach sie nicht, übersetzte alle Worte und traf sie nicht, und ließ seine Personen zur Strafe Deutschlands weder deutsch, noch natürlich, noch männlich reden.

13.

Endlich soll Deutschland den glücklichen Tag erleben, wo man die Vorurtheile verbannen, als freie Geschöpfe denken, und als denkende Wesen handeln wird. Der Schauplatz, den bisher nur ein kleines Häufchen vernünftiger Männer für eine Schule der Sitten angesehen hat, wird den großen Haufen Thoren ebenfalls zu vernünftigen Menschen machen. Die Tartüffe, die Geizigen, die Stolzen, die Thoren im Purpur und im Staube, alle werden sich da bessern, wo sie die Laster an andern getadelt finden, wo sie über andere lachen, und selbst nach dem Leben gezeichnet sind.

18.

Cleant, der Capitalist, welcher rechter Hand in der Straße neben mir wohnt, wird mit dem Anfange des künftigen Jahres seinen Plan zur Erbauung eines Hospitals für arme und unvermögende Autores der Obrigkeit übergeben. Die verarmten Schriftsteller wird er theils in dem Weinkeller, theils auch in den Speisezimmern wohnen lassen, damit ihr Hunger die Mäcenen nicht mehr anfallen möge. Für die unvermögenden Autores sind verschiedene sehr geräumige Behältnisse ausgedacht. Mein Capitalist theilet diese unvermögenden Schriftsteller in zwo Klassen; in die, welche die Jahre zu Invaliden gemacht, und in die, welche sich bei einigen dreißig Jahren, und wol noch früher, in ihren Schriften bereits selbst überlebt haben. Die erstern sollen alle Bequemlichkeit und allen Unterhalt genießen. Die andern wird man zur Handarbeit anhalten, da sie nicht mehr mit dem Kopfe arbeiten können. Weil die poetischen Invaliden gemeiniglich die hartnäckigsten sind, so wird man sie mit Gewalt in's Hospital schleppen, und ihnen die rechte Hand lähmen. Für die unbärtigen Autores, für die Kinder am Witze und die Säuglinge am Verstande wird man besondere Plätze bestimmen. Ein Knabe, der in dem künftigen Jahre Lehrgedichte drucken läßt, bekommt seinen Platz in diesem Hospitale, und beim Eintritte für jeden Vers zwanzig Ruthenstreiche von seiner Amme. Ein Kind, das Hexameter träumet und Heldengedichte faselt, wird auf das genaueste bewachet, wöchentlich zweimal geschröpfet und zur Ader gelassen, damit es bei zunehmenden Jahren wegen des überflüssigen Geblütes nicht eine Stelle im Tollhause zu gewarten habe. Wie leer wird alsdann nicht der Parnaß, wie wohlfeil das Papier, und wie müßig die Buchdruckerpressen sein!

20.

Die gnädige Weste des reichen Hofmannes Clitander wird in dem künftigen Jahre die andern Westen, die ihr ihre Ehrfurcht bezeugen, und die sie um Beförderung oder wenigstens um Fürsprache bei dem Fürsten demüthigst küssend anflehen, nicht mehr als einfältige Clienten= oder gar als Poeten=Westen betrachten. Die hochmüthige Weste des verbrämten Clitanders wird in Gold, das heißt ihren Verstand auf einige Augenblicke so sehr verleugnen, daß sie die wollenen Westen der Clienten nicht

für einfältig halten, viel weniger verdrängen wird. Die Weste des Clitanders wird beständig an das traurige Schicksal gedenken, daß sie in einem halben Jahre der schmutzigen wollenen Weste des Philintens gleich sein, und das auf dem Trödel werde zu gewarten haben, was uns allen nach dem Tode bevorstehet. Kurz, die gnädige Weste des Hofmannes wird mit ihren Strahlen das Dunkele der Clientenwesten erhellen, oder ohne Bilder: Alle Hofleute werden sich der Tugend annehmen, das Verdienst aus dem Staube hervorziehen, und der Wissenschaft im Kittel ihre Belohnung verschaffen.

21.

Alle Prinzen in Europa werden künftig ein scharfes Mandat wider diejenigen herausgeben, die nichts als die Kunst zu schmeicheln gelernet haben. Mein Gott, was wird alsdann aus den Hofleuten werden, wenn die Prinzen das nicht mehr von ihnen hören wollen, was doch ihre einzige Wissenschaft ausmachte!

25.

Geront, ein Mann, der weiter kein Verdienst hat, als daß er reich ist, und der es sich zu einer Schande rechnet, mein Verwandter zu sein, weil er ein Capitalist ist, und ich ein armer Autor bin, dieser Geront liebt keinen Tag seines Lebens so sehr, als den ersten Januar. Warum? Man wünschet sich alsdann eine gute Gesundheit und ein langes Leben, und darum ist es meinem Geront vornehmlich zu thun. Seiner Gesundheit hat er außer einem jährlichen Anfall von Podagra nichts vorzuwerfen, und ein langes Leben ist ihm der Himmel seines Gebets wegen gezwungen zu schenken. Das heuchlerische Gebet aller Wucherer: „Zweierlei bitt' ich von dir, die wollest du mir nicht weigern, ehe denn ich sterbe: Armuth und Reichthum gieb mir nicht"; dieses Gebet ist sein täglicher Herzensseufzer. Und wenn er so lange leben bleibt, bis der Himmel dieses Gebet erhöret; so hat er eine noch lange Hoffnung zum Leben. Was kann man Geronten leichter prophezeien, als daß er in dem folgenden Jahre viel rechnen, wuchern und beten, und dem allen ungeachtet es doch nicht gerne sehen wird, wenn der Himmel sein Gebet erhören, und ihm statt des Reichthums nur ein mäßiges Auskommen sollte zufließen lassen.

Selbstverständlich steigerten sich die Anforderungen an Löwen's künftige Productionen. Der den Prophezeiungen gespendete Beifall war im Grunde doch mehr Ermunterung als wohlerworbener Tribut. Was aber nun folgte: Die „Götter- und Heldengespräche" und „satirische Versuche" (Hamb. u. Leipz, 1760), blieb im Ganzen auf demselben Niveau, und eine diesen vorangegangene Dichtung: „die Marquise", war sogar total mißrathen. Die Strafe ereilte ihn denn für die getäuschten Erwar-

tungen auf dem Fuße, ja von einigen Seiten her mißhandelte man ihn förmlich, versuchte die Kritik an ihm Förderung schöner Kunst just so wie der Scharfrichter am Malefikanten Tugend. Nur zu häufig gewahren wir unter solchen Umständen eigensinniges, trotziges Verschließen gegen bessere Einsicht; den Löwen indeß nicht; er erkannte, daß ihm auf der bisherigen Straße Constantin's *ΕΝ ΤΟΥΤΩΙ ΝΙΚΑ* nimmer strahlen werde, die Nothwendigkeit des Einlenkens in andere Pfade, damit er innerhalb naturgemäßer Sphäre zu dem Ziele gelange, wo man seines Namens Gedächtniß mit Ehren sichert. Nicht widersprach die im nächsten Jahre (1761) veranstaltete Sammlung seiner poetischen Arbeiten, des Lebens bedingender Drang nöthigte sie dem Publicum noch einmal auf. Auch manche spätere Frucht zwangen ihm unausgetragen die Wehen stets nur dürftig unterbundener Subsistenz ab. Und die Lohe der Nahrungssorgen eben zeugte den Wurm, der das Mark seines Lebens vor der Zeit hinwegzehrte.

Von den „satirischen Versuchen" wäre noch anzumerken, daß der oben eingerückte Aufsatz über die Vortrefflichkeit leicht lesbarer Gedichte den Anfang macht, und die Prophezeiungen um sieben vermehrt, allein unwesentlich verbessert, darin wieder Aufnahme gefunden haben.

Auf jenem neuen Pfade, wo er den Passirschein zu den Höhen des Parnaß erlangte, muß er vorläufig ohne uns wandern.

Satiren auf Dichter, welche aus hyperbolischem Empfindungsdrange nichts empfinden, und gegen gedankenlose Uebersetzer enthält Willamov's schon erwähntes Magazin (S. 102). Die „Lobrede auf den Verleger, wodurch demselben bei übernommenen Verlage seiner Schriften seine Dankbarkeit bezeugte dessen ergebenster Diener und Freund", würde schwerlich erwähnenswerth sein, wäre nicht ein dem deutschen Oesterreich und dessen Aufklärungsepoche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unvergesslicher, hochverdienter Mann der Verfasser, nämlich Joseph von Sonnenfels aus Nicolsburg in Mähren (1733—1817. S'. gesammelte Schr. Wien 1765 I.). Ueber die hier gezogene Linie dringen die „Satirae tres" (Altenb. 1767) von Johann Friedrich Herel — dem Freunde Klotzens und vorübergehend Betheiligten an dessen Streitigkeiten (I. 1. 337), —

doch für gesonderte Betrachtung nicht weit genug. Sie enthalten eine „Oratio in laudem veterum librariorum. Amstelodami in solemni Criticorum consessu recitata“, zum andern „de statu Reipublicae Moropolitanae literario ad amicum epistola“, drittens „Epistola ICti Moropolitani ad filium in Academia commorantem“, und kehrten die Spitze vornehmlich gegen die Morosität, Pedanterie, Hoffart und Zanksucht der meisten Kritiker, wie gegen den leidigen Zustand der schönen Wissenschaften in Nürnberg sammt der Unwissenheit der dort im Verwaltungs- und Schulwesen Stimmführenden. Sie haben ihre Geschichte, sie waren öffentlichem Verbranntwerden wirklich nahe (vgl. I. 1. 422). Inzwischen wendeten diese Erstlinge unabhängig von der bezweckten localen Bewegung aller literarisch Gebildeten Beifälligkeit ihrem Urheber zu. Glücklichen Anstrebens der Vorbilder Juvenal, Curtius, Plautus, Persius, konnte man unmöglich abredig sein. Elegante Diction hob treffende Wendungen und feinen Witz oft überraschend heraus, jeweilige Abgenutztheit der Gedanken beschönigend, unvermiedenes Streifen im Pasquill seines herben Eindruckes benehmend. Das lateinische Gewand freilich, Niemand verhehlte es, bedingte schlechterdings ihren Werth, Entkleidung ohne Beraubung hätte einzig ein Lessing oder Sturz wagen dürfen. Weit Schlimmeres hingegen als Beraubung widerfuhr ihnen durch Schubart. Seine überaus elende, schnitzervolle Uebersetzung (1767) glich völliger Beschmutzung des Originals, und selbst principielle Widersacher der Satire verriethen Empörtheit höchsten Grades darob.

Herel, geboren den 24. August 1745, war der einzige Sohn eines angesehenen Nürnberger Arztes, bei vorzüglichen Anlagen auch sorgfältig erzogen, zu Altdorf, Göttingen und Halle wissenschaftlich gebildet. Ehrenhalber nahm er 1768 eine ordentliche Professur der humanistischen Gelehrsamkeit an der Universität Erfurt an, legte sie aber, durch die verwirrte Einrichtung jener Hochschule in seiner Wirksamkeit gehemmt (vgl. I. 1. 399), schon 1771 nieder, von da ab bis an das Ende seines Lebens, 7. April 1800, privatisirend. Erfurt war ihm übrigens so lieb geworden, daß er erst 1798 in seine Vaterstadt zurückkehrte. Dürfen wir Bahrdt trauen, verband er mit edler Denkungsweise sehr starke Neigung zum Geiz. Den lateinischen Satiren folgten keine Geschwister. Ueberhaupt schrieb er im Ganzen

wenig. Um Geld hatte er es allerdings nicht nöthig, denn sein Vater hinterließ ihm das erkleckliche Vermögen von achtzig tausend Thalern. Von Autorsucht andererseits sprach er sich selber gänzlich frei. Blos zu meinem eigenen Vergnügen, heißt es in Briefen an Meusel, Wieland u. A., treibe ich die Wissenschaften und zur Zerstreuung meiner angebornen Schwermüthigkeit. Ich will den Musen mein Leben in der Stille opfern.

Keine neuen Stoffe, sondern längst courante, wählte Johann Benjamin Michaelis für seine „Schriftsteller nach der Mode" („Fabeln, Lieder und Satiren", Leipz. 1766. Werke Wien 1791, I.), nämlich die Nachahmungssucht der Deutschen und das damit verbundene Uebersetzungsfieber. Lebendige Auffassung, fließende, ungezwungene Versification, verliehen dieser Satire aber ein ganz neues Interesse, das selbst mancherlei sinnerschwerende Unrichtigkeit des Ausdrucks, diese und jene scheinbar der Zeit eines Opitz heimfallende Wendung, einige Verstöße gegen die Quantität, wie die Behandlung der Trochäen als Jamben, ungeschmälert ließen. Ebenfalls in literarische Zustände griff die ältere und in obigen Ausgaben vorangehende Dichtung: „die Pedanten" ein. Sie jedoch versetzt uns unter den Eindruck der in der vielfach am meisten geschätzten Satire „die Kinderzucht" vollzogenen Verschmelzung des Geistes eines Juvenal und Persius schon so, daß die Komik blos einen geringen Antheil daran behält; aber immer einigen, denn durch allen finstern Unmuth bricht sich beständig wahrnehmbar Sonnenschein heiterer Laune Bahn. Küttner erachtete die drei Satiren jener beiden Römer vollkommen würdig. Welche Unterschiede indeß dabei auch geltend gemacht werden möchten, außer allem Zweifel sind sie hervorragende poetische Erzeugnisse, gerechtesten Anspruches auf bleibendes Andenken, das unsern Lesern der Abdruck beider erstbezeichneten nach der letzten, vom Dichter vorgenommenen Verbesserung erleichtere.

Die Pedanten.

Satyren — bist du toll? — In Bann mit dir, in Bann!
Damit man ungestraft den Lastern fröhnen kann.
Schon schimpft mich der Pedant, verbeut mein Buch den Schulen,
Und zittert mehr vor mir, als Rom vor den Herulen,
Die Kanzel donnert mir, daß ja kein Mensch entdeckt,
Wenn in dem schwarzen Rock ein alter Sünder steckt.

Und dieses ist der Grund, aus dem der Wechsler zittert,
Wenn über seinem Haupt des Satyrs Peitsche wittert?
Dies ist der Grund, aus dem Beatens Hand sich kreuzt,
Sobald der Schauplatz lacht, und Geller's Fabel reizt?
Glimpf, Kinder, hin! Glimpf her! Wenn gar nichts schrecken wollte,
Ich wüsste wahrlich nicht, was Thoren bessern sollte!
Ein einzler Narr geht an — doch wird sein Stand gemein,
Wer will in aller Welt noch fromm und weise seyn?
Die Geißel her! Schlagt zu! die Kinder mögen spielen!
Es muß gebessert seyn! er muß die Geißel fühlen!

Ins Licht mit dir, Pedant! Seht! wie der Schalk sich krümmt,
So bald mein Satyr ihm die tück'sche Larve nimmt,
Mich zauberisch beschwört, und alte Wörter keichet,
An deren Wege selbst Andronicus nicht reichet.
Er windet sich und weint: „Ich hab' euch nichts gethan!"
Nichts? war es nicht genug, daß dummkühn uns dein Wahn,
Der in dem wüsten Schutt zerfallner Sprachen wühlte,
Wie Klimm sein Unterreich für Pappelköpfe hielte?
War's nicht gnug deinem Staat, den Musen zum Ruin,
Pedanten, so wie du, und Stümper zu erziehn?
Und räubrischer als Lips, und wie die Schelmen heißen,
Den, so die Muse rief, der Muse zu entreißen?
„Doch las ich, seufzest du, bey einem schlechten Sold
So fleißig, als Virgil, aus alten Schriften Gold!" —
Das war also ein Mann, der sich zu sammeln plagte,
Wie viel Mal Ennius für illi olli sagte?
Und ich, ich zählte nicht noch heut im Opitz nach,
Wie oft er kimmt für kömmt, für darum darumb sprach?
Horaz las den Homer. Erwog er, wenn er nickte,
Ob ἢ γὰρ oder μὲν die Zeile besser flickte?
Gnug, daß Homer genickt, wie du Horazen drehst,
Ihn ewig commentirst und ewig nicht verstehst!
„Wie aber will man sonst, um aller Wahrheit wegen,
Den Zweifler Harduin nur leidlich widerlegen?
Und glaubt ein Neuer einst der Alten Alter nicht,
Wer schreibt ein Alphabet? wer kämpft? wer widerspricht?"
So willst du, um als Thor dem Thor zu widersprechen,
Des Neuen Schande seyn, den Alten radebrechen?
Du bist ein Kritikus? — Ernesti, Geßners Ruhm
Trug Fama durch die Welt! der Musen Heiligthum
Verehrt ihr würdig's Bild! Ein Mischmasch von Gedanken
Schuf dich zum Kritiker, wie zum Poeten Hanken.
Lies, was Ernesti uns, was Geßner kritisch schreibt,
Ob noch ein Kritikus ein Ungeheuer bleibt,
Das schreyend, herrschsuchtsvoll, mit riesenmäß'gen Händen,

Fern von Geschmack und Witz, in ungeheuern Bänden,
An jeder Messe sich zu Donnerwolken thürmt,
Sprachlehren auf uns kracht, und Wörterbücher stürmt.
Weit lieber will ich doch bei blutigen Gorgonen,
Harpy'n und Furien, als bei Pedanten wohnen.
Der unterird'sche Hund, der wilde Cerberus,
Ist grimmig: grimmiger ein falscher Kritikus.
Wagt sich ein Jüngling wohl den Pindus zu erklettern?
Neun Musen reißen aus, wenn zwey Orbile wettern!

Durchforsche mit Geschmack erst Rom und Griechenland;
Dann schreib uns Bücher zu, und bilde den Verstand.
Die lehrende Kritik hüpft nicht um seichte Stellen.
Sey mir ein Aristarch, und füchte die Marcellen.
Der Zeit genießen nur noch Bürger in dem Mond,
Da prügelnden Orbils die Ehrensäule lohnt,
Und Räuber voll Geschmack, und Räuber alt am Glauben
Dem großen Vincentin nicht Gut und Leben rauben.
„Kein Deutscher also soll die Alten mehr verstehn?
Der letzte Tag ist nah', die Welt muß untergehn.
Deutsch wird die junge Welt, und deutsch der Alte treiben,
Und, wo ein Römer schrieb, ein deutscher Michel schreiben."
Wie eine Pythia, durch Phöbus Geist geweiht,
Auf ihrem Dreyfuß kreischt und Schrecken prophezeyt:
So kreischend prophezeyt, mit überirdischen Mienen,
Mein Junker unsrer Welt Entzündung, Schlag, Ruinen.
Getrost, Pedant! getrost! Wenn Deutschland wieder liegt,
Und uns die Barbaren der alten Zeit besiegt,
Sollst du mit griech'schem Fleiß, umhüllt mit röm'schen Falten,
Dem ganzen deutschen Reich die Leichenrede halten!

Die Schriftsteller nach der Mode.

Freund, dein gesunder Witz, Geschmack, Gelehrsamkeit,
Ein junges fühlbar Herz und deutsche Redlichkeit
Der Freundschaft und der Welt und Dichtkunst anempfahlen;
Wie lange martern dich Germaniens Vandalen!
Vergebens schweigt Vernunft, wo tausend rasen, still.
Schreib auch! und mehr als sie, weil alles schreiben will.
Wähl dir ein Muster aus; verleugne Deutschlands Sitten;
Gebär' Hexameter und plündere die Britten.
Kann dann wol ein Journal dem Lobe widerstehn?
Ein Modetitel noch! so ist das Werk geschehn.
Empfindungen, Bardiet, Theater, Reverien,
Fragment, Bibliothek, Einfälle, Rhapsodien,

Museum, Wälder, Brief, Anthologie, Versuch*):
Aus diesen nimm ein Wort, und setz' es vor dein Buch;
Wenn dann vor seiner Stirn ein englisch Motto schmettert,
So wird dein Werk verlegt, bezahlt, gekauft, vergöttert.

Du Göttin, die, von Nacht und Erebus erzeugt,
Hans Sachse mißgebar und Stoppe großgesäugt,
Und manches Dichters Haupt, bei reimereichen Stunden,
Dein Mützchen aufgesetzt, und Schellen umgebunden:
O Dummheit! deren Stuhl die halbe Welt gehört,
Der West mit Beben fröhnt, der Nord mit Zittern schwört:
Und, liebe Mode! du, nach der in allen Ländern
Sich stündlich Witz und Volk, und Lob und Tadel ändern;
Du, die den Deutschen jetzt, in Schlamm der Seine taucht,
Jetzt mit dem Kohlendampf des ernsten Londons schmaucht;
Heut' unsern müden Fuß mit schweren Reimen plaget,
Morgen entfesselt der Welt auf stolpernden Silben entjaget:
Wie lang' belagert ihr den patriot'schen Rhein?

Die Deutschen wollen nicht, sie können alles sein;
Allein sie bleiben stets, in andrer Werth verloren,
Nachahmende Genies, originelle Thoren.
Zehn plappern närrisch nach, was einer weislich sprach.
So bald ein Deutscher denkt, schwärmt auch ein Deutscher nach;
Und wer am meisten gilt, erhält von Zeit und Mode
Lied, Epopee, Idyll, Erzählung, Fabel, Ode.

Ein Gellert tritt voll Ruhm in la Fontainens Gleis,
Und Fabeln macht das Kind, und Fabeln macht der Greis.
Gleim, Weiße, Müller singt, was Lieb' und Wein geboten,
Zehn Thoren wässern sie, und hundert schmieren Zoten.
Kaum schenkt an Geßner's Hand auf's neue die Natur
Sich einem jüngern Lenz, sich einer jüngern Flur:
Gleich druckt ein ganzer Schwarm auf seine Kosten Schwänke,
Macht Bauern zum Damöt, und zu der Flur die Schenke;
Und kaum daß Klopstock's Lied sich nach den Griechen mißt,
Flucht alles auf den Reim und wird Hexametrist,
Und glaubt, wenn die Vernunft barbarisch untergraben,
Gleich ihm ein Heldenlied voll Schwung posaunt zu haben.
Sobald die Grazie, die Weißens Lied beseelt,
Den tragischen Kothurn zum Eigenthume wählt;
In Lessing's Sara sich der Unmensch menschlich scheinet,

*) In der frühern Ausgabe steht:
Gedanken, Possen, Trost, Empfindung, Magazine,
Sammlung, Bibliothek, Einfälle, kom'sche Bühne,
Scherz, Klagen, Zeitvertreib, Zerstreuungen, Versuch; —

Aus Kodrus Cronegk's Tod, aus Brutus Brawens weinet;
Wird jedes Reimers Werk ein tragisches Gedicht,
So tragisch, daß man sich zu Dutzenden ersticht.
Uz singt — gleich, Vaterland! zerlechzt dein dürrer Boden,
Und speit aus seinem Schlund zu Legionen Oden.
Mein Gellert spielt dem Herrn, und Klopstock's Andacht glüht:
Und weil's die Mode will, heult Mäv ein geistlich Lied,
Der sicher, käm' es auf, eh' sich ein Mensch es träumte,
Zum Dienste Beelzebubs so viel, als Gottes, reimte.
Gewiß, wenn, was ich schrieb, nur einig's Lob erhält,
Läßt kühn sich durch mein Lob ein Theil der jungen Welt,
Der eben müßig ist und schreiben will, verführen,
Und kleckst so gut nach mir als Rabenern Satiren.
Ahmt nach! schreit Mann zu Mann: — nach Seculn kommt einmal,
Wenn alles glücklich geht, auch ein Original.

Doch nicht nur, daß wir blos mit Bruderwaffen stritten,
Erbetteln wir noch Rath von Franzen, Welschen, Britten;
Indem wir, kindischer als unser kleinstes Kind,
Bei allem span'schen Ernst stets Größrer Affen sind.
Seit über Miltons Werk die Britten selbst verzweifeln,
Schreibt, was nur schreiben kann, von Seraphim und Teufeln.
Young klagt — kein Jüngling ist, der nicht sogleich sich härmt,
Von Gräbern etwas lallt, vom Sterben etwas schwärmt.
Malt Thomson die Natur: von Böhmen bis Westphalen,
Von Sachsen bis zur Schweiz wird alles, alles malen,
Ein Mückenfuß — gemalt! ein Hühnerkorb — gemalt!
Ein Ziegenbart — gemalt! warum? es wird bezahlt.
So wollen wir durchaus mit britt'schem Zügel lenken,
Und auch thun was sie thun: eins ausgenommen — denken.
O W—, ist das dir gnug, den Unsinn einzusehn,
In dessen Fesseln jetzt so viele Deutsche gehn?
Schreib! spricht die Eitelkeit: sogleich entstehn Gedichte.
Vergeht! ruft die Kritik: sogleich sind sie zu nichte.
Trabt ja in diesem Schwarm ein bessrer Kopf einher,
Er folgt dem Haufen nach, war auch, und ist nicht mehr.

Sobald ein Kind dem Arm der Amme sich entrissen,
Gelenk in's Händchen kommt, die Fingerchen sich schließen,
Ergreift's ein Buch Papier, und schreibt mit vieler Müh'
Ein reimvoll Mischmasch hin, und das heißt Poesie.
Der Vater liest's und weint, und alle Tanten eilen,
Dem echten Sohn Apoll's ihr Salböl zu ertheilen.
In Freudenthränen schwimmt die schluchzende Mama,
Die ganze Sippschaft heult, bis auf den Großpapa.
Kaum kann der alte Thor sich vor Entzücken fassen,
Und will durchaus ihn schon in Kupfer stechen lassen.

Doch bleibt's vorjetzt beim Druck. Der erste zeiget sich.
Der Vater sieht ihn durch und weint bei jedem Strich.
So weint der feiste Herr des Dorfs voll magrer Bauern,
Wenn seine Junkerchen den ersten Fuchs belauern;
Ein Kaufmann, wenn sein Sohn, zum Wucher angeführt,
Aus Pescheck's Rechenbuch das erstemal addirt.
Indeß erscheint das Werk: auf jedem Titelbogen
Sieht sich das Kind so scharf als möglich abgezogen.
Nun geht das Jauchzen an! — O glückliches Genie!
Vor Freuden mauchzet Winz, vor Freuden heult Foli.
Welch' Wunder! spricht Johann, zum Kritiker erkoren,
Welch' Wunder! öffentlich; ganz heimlich: Welche Thoren!

Das Kindchen wächst heran: sein feuriges Genie
Verwünscht der Schule Staub, sucht die Akademie.
Hier wird sein Dichtertrieb weit stärker und weit reger;
Was sonst sein Vater war, wird jetzo sein Verleger.
Von Meß zu Meß gedingt, von Meß zu Meß verlegt,
In Zeitungen sein Lob nach Messen ausgeprägt,
Fängt unser Jüngling an sich endlich ganz zu fühlen,
Mißt andre schon nach sich, sich kaum noch nach Virgilen.
Doch wie des Wucherers verschwenderischen Sohn,
Nunmehr hochadligen, hochgnädigen Baron,
Satt, seine hohe Last auf eignem Fuß zu tragen,
Von Haus zu Haus zu ziehn, sechs Spanier sich plagen:
Schont nun sich auch mein Held, so viel er schonen kann,
Und spannt vor seinen Karr'n sechs alte Britten an.
Wohin nun diese gehn, wird denn auch er getragen.
Ausländisches Gespann, ein deutscher Narr im Wagen,
Der nichts vom Fuhrwerk weiß, oft kaum die Pferde kennt,
Und über Stock und Stein, durch Höll' und Himmel rennt! —
Platz! — vorgesehn! — er kommt — sein alter Milton bäumet.
Shakespear will nicht mehr fort, springt aus, und Dryden schäumet. —
Phlegmatisch steht er auf, sieht, wie das Fuhrwerk steht,
Und streichelt sie, und spricht: Geht, liebe Britten, geht! —

Freund! so verwelkt der Ruhm Germaniens in Kindern!
Man schreibt, noch eh' man denkt, und denkt man, um zu plündern.
Und welchen Schreiborkan schwemmt noch dazu ein Meer,
Ein unergründlich Meer von Uebersetzern her?
Kaum ist das erste Blatt in Frankreich abgezogen,
So feuchtet Deutschland schon zur Uebersetzung Bogen.
Jetzt macht der Franze gleich die letzte Correctur:
Zwölf Lagen schickt bereits der Deutsche zur Censur;
Und eh' ihn halb Paris nur ein Mal ausgepfiffen,
Ist zweimal unter uns sein göttlich Werk vergriffen.
Verleger, riegle doch den Laden auf! — Ei ja!

Zehn Uebersetzer stehn beim ersten Hahnschrei da,
Das Hütchen unterm Arm, gepudert zu Ergetzen,
Und schrein durch's Schlüsselloch: Ist was zu übersetzen?
Vergebens geißelt sie der klügre Journalist;
Der Uebersetzer denkt: „Kein Mensch weiß, wer du bist!
Gnug, daß dein letztes Werk was Ehrlich's eingetragen,
Weiß dein gewandter Rock und fastenloser Magen.
Ob dich ein Journalist vergöttert oder nicht!
Verschmäh'n ist seine Kunst, und Schreiben deine Pflicht.
Ihm soll dein nächstes Werk schon deine Härte zeigen.
Am Ende muß er doch, wenn gar nichts anschlägt, schweigen!"

Spott macht nur mehr verstockt, so wie im Recht der Schwur:
Oft ist ein schalkhaft Lob die sicherste Tortur.
Gelobt — sie werden sich aus ihren Höhlen wagen,
Und ganz Germanien den werthen Namen sagen.
Dann eilt! dann haltet sie! schlagt, weil ihr schlagen könnt!
Wohin sie sich verkriecht, wohin die Bande rennt,
Jagt nach und peitscht drauf los! — Sie zeige von den Hügeln
Der Vater seinem Sohn, und lehr ihm dran sich spiegeln!

Und warum setzt kein Fürst Censoren in sein Land,
Die, Ramler nach dem Kopf, und Menze nach der Hand,
Des Schmierens Mißgeburt im ersten Schrei vergäben;
Gay wär' noch unverhunzt, und Petrasch ohne Leben.
Wie eingeschränkt ist jetzt des armen Censors Recht!
Sein Vidi schmückt ein Werk, gut, mächtig oder schlecht!
Man darf nur wider Gott, Staat und Moral nichts schreiben;
Ein Schandfleck seines Volks mag einer ewig bleiben!
Wie sollten mir die Herr'n ein solches Urtheil scheu'n!
Wie schrecklich könnten auch der Sünder Strafen sein!
Ein Autor, der jetzt schlecht, sonst meisterhaft gewesen,
Der müsste zweimal mir den ganzen Nimrod lesen.
Der Dichter, der zerfließt in Mosch und Honigseim,
Der übersetzte mir Hans Sachsen ohne Reim.
Die überirdisch stets in Donnerwolken toben,
Die müssten wahrlich mir in Zür'ch den Hermann loben.
Und ich — ich — der ich dies zum Hohn den Thoren sang,
Was, Freund! was wäre wol für mein Project der Dank?
„Insinuire du der Autorzunft die Strafen" —
Erschreckliche Censur!
Nein! schlafen will ich, schlafen!

Ein allgemeines Urtheil über Michaelis, über sein gesammtes poetisches Schaffen fällen wir, sobald wir uns für immer von ihm verabschieden und den Leser selbst theilweise dazu geführt haben.

Die unklugen Nachahmer Young's und Yorick's, ingleichen die unberufenen Barden in ihrer Lächerlichkeit darzustellen, schrieb Johann Georg Jacobi seine „Dichter, eine Oper, gespielt in der Unterwelt“ (Halberstadt 1772. Werke 1770/74 III. 51 ff. 1807/11 II. 49 ff.). Anfänglich größtentheils mißverstanden und übel aufgenommen, fand er sich bei spätern Abdrücken zur Vorausschickung einer Inhaltserläuterung veranlasst, von welcher er richtig erkannte, daß sie außer der Beseitigung irriger Deutungen auch das Behagen daran unverkümmert erhalten werde. Sie folgt hier nach der letzten Ausgabe mit den Varianten der ersten.

Daß in dem finstern Tartarus
Den Jünglingen und Schönen
Noch Kränze blühen, Scherz und Kuß
Und Freudenstimmen tönen:
Das glaubten, ohn' es selbst zu sehn,
Die lieben Alten in Athen,
Und sagten's ihren Söhnen.

Ich selber . . . Ob in's Reich der Nacht
Mich, in verborgnen Gängen,
Ein goldner Zweig hinabgebracht,
Ob Zauber von Gesängen,
Ob nur ein Traum . . . Genug! ich sah*)
Bei Saitenklang zur Opera
Sich leichte Schatten drängen.

Die Bühne war**) ein Blumenfeld,
Gebaut von Schäferinnen:
Hier tanzten um ein***) kleines Zelt
Die nackten Huldgöttinnen,
Mit jedem Hirten-Ton vertraut;
Und Tempel wurden aufgebaut
Den holden Pierinnen.

Es ließen Mädchen um ihr Herz
Die Liebesgötter losen;
Der Jüngling klagte seinen Schmerz
Dem Frühling, unter Rosen;
Und unsre Sänger wurden nie

---

*) Ob . . . . . Aber kurz! ich selber sah ꝛc.
**) wieß.
***) ihr.

Durch eine lange Threnodie
Berühmte Virtuosen.

Sie konnt' ein ländlich frohes Spiel
Zum Lobgesang entzünden;
Sie priesen*), ohne das Gefühl
Der Engel zu ergründen,
Den Gott, den jede Nachtigall,
Das Veilchen und der Wasserfall
Einfältiglich verkünden.

Auf einmal trübte sich das Meer:
Gethürmte Wolken zogen,
Und Stürme taumelten daher
Auf himmelhohen Wogen:
Da kam von Sonnen-Untergang
Bei schrecklichem Trompetenklang
Ein Engel angeflogen.

Und meilenlange Worte rief
Des Engels blasse Lippe:
Memento mori schallte tief
In's Thal, von jeder Klippe.
Da wandelten die Säulen sich
An allen Tempeln, sichtbarlich,
In schauernde**) Gerippe.

Der Tempel Dächer trugen sie
Auf ihren Todenköpfen,
Und ragten, mit gesenktem Knie,
Hervor aus Aschentöpfen.
Mit kleinen Mumien im Arm,
An sie gelehnet, stand ein Schwarm
Von wimmernden Geschöpfen.

Die Lustgefilde waren stumm,
Die Klagen sonder Ende:
Man weinte, wußte nicht warum;
Und frommer Priester Hände
Bemalten, zu der Götter Ruhm,
In ihrem dunkeln Heiligthum
Mit Phosphorus die Wände.

So mancher Sänger schon fing an
Die Leier zu bekreuzen;

---

*) lehrten.
**) schaudernde.

Entfloh, durch seinen Talisman,
Der Liebe süßen Reizen;
Und hob in Thürmen voller Graus
Zum Zeitvertreibe Nester aus
Von Eulen und von Käuzen.

Mit Zaubertrommeln in der Hand
Durchliefen Myriaden
Gespenster das bedrängte Land,
Und warnten es vor Schaden;
Und sprachen von Kometenschein:
Die Liebesgötter, groß und klein,
Empfahlen sich zu Gnaden.

Man sah die guten Kinderchen
In Myrthenwälder hüpfen,
Und neben ihnen Grazien
In keusche Bäder schlüpfen.
Sie weihten sich des Jünglings Herz,
Und lehrten unbereuten Scherz
An hohe Weisheit knüpfen.

Den Liebesgöttern folgten bald
Die sanften Musen schüchtern
An ihren Quell, in ihren Wald,
Umtanzt von ihren Dichtern;
Und athmeten der Rosen Duft:
Da füllten Geisterchen die Luft
Mit gräßlichen Gesichtern.

Die machten sich ein Flügelpaar
Von schwarzgefärbten Federn,
Und eilten in gedrängter Schaar
Zu jenen stillen Bädern;
Belagerten der Freude Sitz
Mit künstlichem Theater-Blitz
Und großen Feuerrädern.

Ihr Feldherr saß auf einem Sphinx
Und wußte sich zu brüsten;
Als Räthe standen*) recht und links
Gelehrte Cabalisten:
Indeß in unbesorgter Ruh
Die Liebesgötter immer zu
Gen Himmel sahn und küßten.

---

*) Ihn unterhielten.

Der jüngste hob mit leichtem Schwung*),
Mit Einfalt in der Miene,
Sich aus der Büsche Dämmerung:
Und sieh! der kleine Kühne,
Den Hirtenknaben ähnlich, griff
Nach seiner Schäferflöte — pfiff ....
Verwandelt war die Bühne.

Gespenster trommelten nicht mehr;
Die Schanze war zerbrochen;
Die Krieger fürchteten sich sehr,
Und hatten sich verkrochen;
Und alle Lüfte wurden hell,
Und alle Tempel sanken schnell
Mit ihren Todenknochen.

Jedennoch rühmten hier und da
Propheten ihre Gaben,
Und drohten mit Anathema
Der Venus holden Knaben;
Sie waren voll geheimen Lichts,
Und wollten aller Orten nichts
Als ihre Weisheit haben.

Und überall, und überall
Die Regeln ihrer Stoa,
Und immer hohen Harfenschall,
Und Lieder von Eloa;
Und an der leichten Gondeln Statt
Die Cypria zum Fahrzeug hat
Den Kasten ihres Noah.

Den weisen Männern unterbrach
Die herrlichsten Sentenzen
Ein Mädchen, welches nach und nach,
In frisch gepflückten Kränzen.
Auf einer Wolke niederstieg:
Man sah der Liebe schönsten Sieg
Die offne Stirn umglänzen**).

Es schien ein Nektartropfen noch
Den Rosenmund zu netzen,
Und unser Erdenfrühling doch
Ihr Auge zu ergötzen;
Und ihr getreuer Blick verhieß

---

*) Und einer unter ihnen schwung 2c.

**) Um ihre Stirne glänzen.

Den Himmel, welchen sie verließ,
Mit allen seinen Schätzen.

Ihr Busen war zur Hälfte bloß;
Man sah zu ihren Füßen,
Mit weißen Täubchen in dem Schooß,
Sich zarte Sylphen küssen;
Doch sollten edle Seelen nur*),
Vertraut mit Unschuld und Natur,
Im Stillen sie begrüßen.

Umsonst! Es tönte gleich darauf
Ihr Name zehnfach wieder;
Es nannte sie der Bäche Lauf,
Sie nannten alle Lieder.
Empfindung rauschte jedes Thal;
Die jungen Sänger allzumal
Umarmten sich wie Brüder.

Sie redeten geheimnißvoll
Mit jedem Amorettchen;
Sie brachten reichlich ihren Zoll
Von Thränen jedem Blättchen;
Und machten sich in freier Luft,
An irgend einer Felsenkluft,
Bei Mondenschein ihr Bettchen.

Dann irrten sie durch Busch und Feld,
Und suchten neue Spuren,
Und tappten in der Unterwelt
Nach höheren Naturen;
Und schnitten, wachend und im Traum,
Empfindungen in jeden Baum,
In mystischen Figuren.

Sie fanden alles minder schön,
Und wollten alles bessern,
Allmächtig ihr Gefühl erhöh'n,
Und jeden Wald vergrößern.
Es floß der Quell, die Wachtel schlug,
Es blieb nicht zauberisch genug
Der Zephyr an Gewässern.

Ein Schüler der Urania
Kam her aus dunklen Fernen;

---

*) Doch wenig edlen Seelen nur
Vergönnten Unschuld und Natur
Im Stillen sie zu grüßen.

Er trug ein Oergelchen, und sah
Bei Tage nach den Sternen,
Und spielte Nachtigallen vor:
Die sollten nun im höhern Chor
Von ihm Gesänge lernen.

Ein andres Männchen, schwarz von Haar,
Von Gang und Rede munter,
Empfand — und malte, Paar bei Paar,
Die Wiesenblumen bunter;
Und pries den schöpferischen Mai;
Allein es ging auf sein Geschrei
Die Sonne plötzlich unter . . . .

In Opern eilt die längste Nacht
Vorbei wie schnelle Wetter.
Wohlan! der Morgen war erwacht,
Vergoldet Gras und Blätter;
Und zwischen Lorbeerhainen stand,
Erbaut vom alten Griechenland,
Ein Tempel aller Götter.

Voll Einfalt trug das Pantheon
Die Bilder und Altäre
Der Götter eines Xenophon,
Zu Delphos und Cythere
Durch einen Phidias geweiht,
Umstrahlt von der Unsterblichkeit
Der Pindar und Homere.

Den hohen Zeus, der Riesen schlägt,
Und vor dem Amor zittert,
Der sein ambrosisch Haar bewegt,
Und Berg und Meer erschüttert;
Gezähmt von Musen, neben ihm
Den Adler, der das Ungestüm
Entfernten Schlachten wittert.

Den Jugend athmenden Apoll,
Von Grazien geschmücket,
Der, seiner Götterfreuden voll,
Auf Schäferhütten blicket;
Der, ewig schön, mit starker Hand
Die Leier und den Bogen spannt,
Und sieget und entzücket.

Die kleine Venus, die den Streit
Der Elemente störet —

Die, wenn sich der Olymp entzweit,
Die Erde sich empöret —
Herab auf ihren Gürtel lacht,
Und zwischen Göttern Frieden macht,
Und Menschen Weisheit lehret.

Den Weingott .... Aber Schlachtgesang
Und kriegrisches Getümmel,
Und ungewohnter Harfenklang
Durchwanderte den Himmel.
Der Musen Tänze hörten auf,
Und Dichter liefen schon zu Hauf
In drolligem Gewimmel.

Da fuhr in meiner Dichter Haar
Ein Wirbelwind urplötzlich;
Ihm waren Bilder und Altar,
Und Lorbeer unverletzlich;
Doch Wolken überzogen ganz
Der Haine Grün, des Tempels Glanz,
Und donnerten entsetzlich.

Der Vorhang wich: Man sah das Chor
Der Musen, ohne Schrecken,
Im Pantheon mit leichtem Flor
Die Bildnisse bedecken.
Die Sänger gingen, ohne Hut,
Mit schweren Kränzen, wohlgemuth,
In kurzen Waffenröcken;

Und hießen Barden, Söhne Teut's,
Und schleppten große Lanzen
Umher, und übten sich bereits
Im Harnische zu tanzen;
Verachteten den Lorbeerhain,
Und wollten, Tohros werth zu sein,
Nur Eichenwälder pflanzen.

Für Adelheid und Irmengard
Vertauschten sie die Namen
Der Mädchen, welche, weiß und zart,
Mit Sonnenschirmen kamen;
Sie rüsteten in aller Eil
Mit Schwert und Bogen, Spieß und Pfeil
Die zephyrlichen Damen.

Die Barden fragten jeden Stern
Nach himmlischen Gestalten,

Und blickten nach dem Monde gern,
Ob Wölkchen ihn umwallten;
Sie sprachen mit Gespenstern viel,
Bis daß von ihrem Harfenspiel
Die Tannen widerhallten.

Es waren Töne seltner Art,
Den Feind zu schlagen mächtig,
Durch lange Verse wohlgepaart,
Ein wenig rauh, doch prächtig:
Walhalla, Thuisko, Wodan, Ur:
In wenigen Gesängen nur
Den Musen unverdächtig.

Nun wollte man die Melodie
Der Musen selbst verdammen:
Da stürzte schnell, ich weiß nicht wie,
Das Opernhaus zusammen.
Auf seine Trümmer setzte sich
Ein aufgedunsner Büsterich,
Und hauchte Feuerflammen.

Johann Heinrich Merck ertheilte, wie bereits Flögel kurz und bündig bemerkte, unter dem Namen Reimhart der Jüngere nach einer swiftschen Idee den deutschen Dichtern Regeln der Klugheit in der „Rhapsodie" (o. O. 1773. Taschenb. f. Dichter V. und Rheinischer Most 1775, 1. H.), die bei der kritischen Bedeutung des Verfassers der Vergessenheit entrissen zu werden wohl verdient.

Der Herrn Poeten giebt es viel;
Zehn fehlen, Einer trifft das Ziel.
Mein liebes Deutschland hast du denn
Drei Dichter auf einmal gesehn?
Es trägt in fünfzig Jahren kaum
Ein Sprößchen unser Lorbeerbaum;
Doch greift darnach ein jeder Thor,
Als käm's auf allen Hecken vor.
Mein sagt: was mag die Ursach sein
Von diesem wunderlichen Schrei'n?
Der Bär ja doch nicht fliegen will,
Das Pferd nicht will die Wand hinauf,
Der Hund ja gerne stehet still
Beim breiten Fluß im vollen Lauf:
Allein das arme Menschenthier
Zankt sich mit der Natur herum,

Und wenn sie ruft: Nicht weiter hier!
So kehrt es darum doch nicht um.
Wo sein Genie nicht will, just dort
Will es; allein es kann nicht fort.

Wer herrschet über Reich und Land
Von hier aus bis nach Samarkand —
Bei der Gesetzcommission
Als Präses, — auf der Russen Thron
Den Frieden zu Fokşany macht —
Und hat auf die Kometen Acht,
Und sieht sie um eintausend Jahr
Auf seinem Blatt Papier vorher;
Der hat Genie, und braucht's, fürwahr!
Allein der Dichter braucht noch mehr!

Der Junge von Zigeuner Art,
Der unterm Baum empfangen ward,
Und der auf einem Bauholz zart
Kam an das Licht der Welt hervor;
Der Findling auf dem Mist — am Thor;
Der junge, muntre Savoyard,
Der künftig Schuh und Schornstein fegt,
Die Butte, die Muskete trägt;
Die jungen Herren allzumal,
Die kommen, glaubet meinem Wort,
Im Audienz-, im Richtersaal,
Auf Kanzel, Pult und jedem Ort,
Gewißlich eher alle fort,
Als wen in seinem Zorn Apoll
Zum Dichter schaffen will und soll.

Nach eurer Waare fragt man nicht.
Wo kommt euch nun die Kundschaft her?
Und was man braucht, das habt ihr nicht,
Gesetzt, man̄ frag' euch ohngefähr.
Für Kirche, Hof und Stadt und Land
Sind eure Schachteln alle leer;
Und von euch Herren ist's bekannt,
Ihr sorget für die Zukunft schwer.
Ihr kriecht, stehlt und betrügt nicht gern,
Euch mögen nicht die großen Herrn;
Von Staatsaffairen schwatzt ihr nicht,
Und schmeichelt keinem in's Gesicht:
Drum sag' ich euch: Ihr braucht nicht mehr;
Lernt immer etwas neben her.

O eure Mühe lohnt man schlecht!
Da kommt mir just ein Gleichniß recht.

Lob oder Tadel ungerecht.
Denn alle Tage sehen wir,
Den Namen bellt's nur an das Thier
Vom hyperkritischen Geschlecht.
Gieb ja den Herr'n in allem Recht;
Doch plauderst du, so bist du hin,
Und dein Credit auf einmal all'.
Herr Duns! grüßt man dich überall,
So lange du am Pranger stehst,
Bis dich ein andrer abgelöst.

Tritt nun dein Werkchen Ballenweise
Incognito die weite Reise
Als Emballage glücklich an,
So sei nur auch ein braver Mann,
Der nicht beim ersten rauhen Wind
Sich hinsetzt, auf Kalender sinnt.
Von Einem Hiebe fällt kein Baum.
Die Welt hat für uns alle Raum.
Gieb bei dem zweiten Schritt nur Acht,
Was die Kritik in Harn'sch gebracht.
Seh, wo es mit dem Gleichniß steckt,
Wie's mit dem Stil, dem Dialekt,
Dem Spaß, Charakter, Malerei,
Im Ganzen noch beschaffen sei? —
Wie's mit den Epitheten ist?
Ob alles paßt und alles schließt?
Sonst geht's, ist das nicht recht bestellt,
Als wie, wann in der großen Welt
Ein Krüppel seinem kurzen Fuß
Durch einen Absatz helfen muß.
Es kommt mir auch alsdann so vor,
Als wie zwei Hunde, die im Moor
Zugleich an einer Kuppel ziehn,
Der eine her, der andre hin.
So hilft sich auch der Geograph
Bei unbekannten Ländern brav,
Wie zum Beweis bei Afrika,
Und hat er keine Städte da,
So setzt er Elephanten hin.

Geht's nun noch nicht nach deinem Sinn,
So wirf nicht gleich die Feder hin;
Quäl' dich nicht um den Ruhm zu todt,
Sei klug und schreibe für das Brot.
Wag dich an Hof mit leisem Tritt,
Bei Hof geh'n alle Verse mit.

Die unklugen Nachahmer Young's und Yorick's, ingleichen die unberufenen Barden in ihrer Lächerlichkeit darzustellen, schrieb Johann Georg Jacobi seine „Dichter, eine Oper, gespielt in der Unterwelt" (Halberstadt 1772. Werke 1770/74 III. 51 ff. 1807/11 II. 49 ff.). Anfänglich größtentheils mißverstanden und übel aufgenommen, fand er sich bei spätern Abdrücken zur Vorausschickung einer Inhaltserläuterung veranlasst, von welcher er richtig erkannte, daß sie außer der Beseitigung irriger Deutungen auch das Behagen daran unverkümmert erhalten werde. Sie folgt hier nach der letzten Ausgabe mit den Varianten der ersten.

Daß in dem finstern Tartarus
Den Jünglingen und Schönen
Noch Kränze blühen, Scherz und Kuß
Und Freudenstimmen tönen:
Das glaubten, ohn' es selbst zu sehn,
Die lieben Alten in Athen,
Und sagten's ihren Söhnen.

Ich selber . . . Ob in's Reich der Nacht
Mich, in verborgnen Gängen,
Ein goldner Zweig hinabgebracht,
Ob Zauber von Gesängen,
Ob nur ein Traum . . . Genug! ich sah*)
Bei Saitenklang zur Opera
Sich leichte Schatten drängen.

Die Bühne war**) ein Blumenfeld,
Gebaut von Schäferinnen:
Hier tanzten um ein***) kleines Zelt
Die nackten Huldgöttinnen,
Mit jedem Hirten-Ton vertraut;
Und Tempel wurden aufgebaut
Den holden Pierinnen.

Es ließen Mädchen um ihr Herz
Die Liebesgötter losen;
Der Jüngling klagte seinen Schmerz
Dem Frühling, unter Rosen;
Und unsre Sänger wurden nie

---

*) Ob . . . . . Aber kurz! ich selber sah ꝛc.
**) wieß.
***) ihr.

Durch eine lange Threnodie
Berühmte Virtuosen.

Sie konnt' ein ländlich frohes Spiel
Zum Lobgesang entzünden;
Sie priesen*), ohne das Gefühl
Der Engel zu ergründen,
Den Gott, den jede Nachtigall,
Das Veilchen und der Wasserfall
Einfältiglich verkünden.

Auf einmal trübte sich das Meer:
Gethürmte Wolken zogen,
Und Stürme taumelten daher
Auf himmelhohen Wogen:
Da kam von Sonnen-Untergang
Bei schrecklichem Trompetenklang
Ein Engel angeflogen.

Und meilenlange Worte rief
Des Engels blasse Lippe:
Memento mori schallte tief
In's Thal, von jeder Klippe.
Da wandelten die Säulen sich
An allen Tempeln, sichtbarlich,
In schauernde**) Gerippe.

Der Tempel Dächer trugen sie
Auf ihren Todenköpfen,
Und ragten, mit gesenktem Knie,
Hervor aus Aschentöpfen.
Mit kleinen Mumien im Arm,
An sie gelehnet, stand ein Schwarm
Von wimmernden Geschöpfen.

Die Lustgefilde waren stumm,
Die Klagen sonder Ende:
Man weinte, wußte nicht warum;
Und frommer Priester Hände
Bemalten, zu der Götter Ruhm,
In ihrem dunkeln Heiligthum
Mit Phosphorus die Wände.

So mancher Sänger schon fing an
Die Leier zu bekränzen;

*) lehrten.
**) schaudernde.

Entfloh, durch seinen Talisman,
Der Liebe süßen Reizen;
Und hob in Thürmen voller Graus
Zum Zeitvertreibe Nester aus
Von Eulen und von Käuzen.

Mit Zaubertrommeln in der Hand
Durchliefen Myriaden
Gespenster das bedrängte Land,
Und warnten es vor Schaden;
Und sprachen von Kometenschein:
Die Liebesgötter, groß und klein,
Empfahlen sich zu Gnaden.

Man sah die guten Kinderchen
In Myrthenwälder hüpfen,
Und neben ihnen Grazien
In keusche Bäder schlüpfen.
Sie weihten sich des Jünglings Herz,
Und lehrten unbereuten Scherz
An hohe Weisheit knüpfen.

Den Liebesgöttern folgten bald
Die sanften Musen schüchtern
An ihren Quell, in ihren Wald,
Umtanzt von ihren Dichtern;
Und athmeten der Rosen Duft:
Da füllten Geisterchen die Luft
Mit gräßlichen Gesichtern.

Die machten sich ein Flügelpaar
Von schwarzgefärbten Federn,
Und eilten in gedrängter Schaar
Zu jenen stillen Bädern;
Belagerten der Freude Sitz
Mit künstlichem Theater=Blitz
Und großen Feuerrädern.

Ihr Feldherr saß auf einem Sphinx
Und wußte sich zu brüsten;
Als Räthe standen*) recht und links
Gelehrte Cabalisten:
Indeß in unbesorgter Ruh
Die Liebesgötter immer zu
Gen Himmel sahn und küßten.

---

*) Ihn unterhielten.

Der jüngste hob mit leichtem Schwung*),
Mit Einfalt in der Miene,
Sich aus der Büsche Dämmerung:
Und sieh! der kleine Kühne,
Den Hirtenknaben ähnlich, griff
Nach seiner Schäferflöte — pfiff ....
Verwandelt war die Bühne.

Gespenster trommelten nicht mehr;
Die Schanze war zerbrochen;
Die Krieger fürchteten sich sehr,
Und hatten sich verkrochen;
Und alle Lüfte wurden hell,
Und alle Tempel sanken schnell
Mit ihren Todenknochen.

Jedennoch rühmten hier und da
Propheten ihre Gaben,
Und drohten mit Anathema
Der Venus holden Knaben;
Sie waren voll geheimen Lichts,
Und wollten aller Orten nichts
Als ihre Weisheit haben.

Und überall, und überall
Die Regeln ihrer Stoa,
Und immer hohen Harfenschall,
Und Lieder von Eloa;
Und an der leichten Gondeln Statt
Die Cypria zum Fahrzeug hat
Den Kasten ihres Noah.

Den weisen Männern unterbrach
Die herrlichsten Sentenzen
Ein Mädchen, welches nach und nach,
In frisch gepflückten Kränzen.
Auf einer Wolke niederstieg:
Man sah der Liebe schönsten Sieg
Die offne Stirn umglänzen**).

Es schien ein Nektartropfen noch
Den Rosenmund zu netzen,
Und unser Erdenfrühling doch
Ihr Auge zu ergötzen;
Und ihr getreuer Blick verhieß

*) Und einer unter ihnen schwung ꝛc.
**) Um ihre Stirne glänzen.

Den Himmel, welchen sie verließ,
Mit allen seinen Schätzen.

Ihr Busen war zur Hälfte bloß;
Man sah zu ihren Füßen,
Mit weißen Täubchen in dem Schooß,
Sich zarte Sylphen küssen;
Doch sollten edle Seelen nur*),
Vertraut mit Unschuld und Natur,
Im Stillen sie begrüßen.

Umsonst! Es tönte gleich darauf
Ihr Name zehnfach wieder;
Es nannte sie der Bäche Lauf,
Sie nannten alle Lieder.
Empfindung rauschte jedes Thal;
Die jungen Sänger allzumal
Umarmten sich wie Brüder.

Sie redeten geheimnißvoll
Mit jedem Amorettchen;
Sie brachten reichlich ihren Zoll
Von Thränen jedem Blättchen;
Und machten sich in freier Luft,
An irgend einer Felsenkluft,
Bei Mondenschein ihr Bettchen.

Dann irrten sie durch Busch und Feld,
Und suchten neue Spuren,
Und tappten in der Unterwelt
Nach höheren Naturen;
Und schnitten, wachend und im Traum,
Empfindungen in jeden Baum,
In mystischen Figuren.

Sie fanden alles minder schön,
Und wollten alles bessern,
Allmächtig ihr Gefühl erhöh'n,
Und jeden Wald vergrößern.
Es floß der Quell, die Wachtel schlug,
Es blieb nicht zauberisch genug
Der Zephyr an Gewässern.

Ein Schüler der Urania
Kam her aus dunklen Fernen;

---

*) Doch wenig edlen Seelen nur
Vergönnten Unschuld und Natur
Im Stillen sie zu grüßen.

Als klatscht' ihm eine Welt entzückten Beifall zu.
Das heiß' ich Ruhmbegier, so wie sie Meistern ziemet!

Noch klaget ihr? Hat Euch dies Beispiel nicht beschämt? —
Steigt auf das Musenpferd und sprenget auf und nieder,
Bis Gicht und Krampf ihm alle Schenkel lähmt!
Man läſſt euch Platz — verlangt ihr mehr, o Brüder? —
Man läſſt euch Platz und — sieht euch zu.

Nimm Köcher, Bogen, Pfeil, Apoll! und strafe Du
Dies böse Dichtervolk, wie einst Achajens Söhne!
Du hülltest dich in Nacht, mit schreckendem Getöne
Fuhr tödend dein Geschoß auf Maulthier, Roß und Hund;
So thue deinen Zorn itzt Deutschlands Barden kund!
Verhülle dich in Nacht; mit schreckendem Getöne
Tödt' ihnen Maulthier, Hund, Pferd, Esel — Dichtergeist!
Lass sich, statt Grazien, statt Nymphen, Amarillen,
Ihr ganz Gehirn mit Jus und mit Rezessen füllen!

Ihr Unzufriednen, hört! vernehmt des Gottes Willen,
Der euch langmüthig schont, itzt Pfeil und Bogen weist,
Ihn spannt, und wird nicht schnell sich jede Klage stillen,
Euch, den Cyklopen gleich, niefehlend niederschießt.

Ihr Thoren! ruft der Gott; wenn ihr gleich Schweiß vergießt,
Den Magen leer, den Kopf euch wirblicht singet,
Und euer Lied doch nie zum Ohr der Mächt'gen dringet,
Wenn Reim und Silbe nie, doch oft das Brot euch fehlt
Wenn ihr zuletzt Apoll und Musen fluchet,
Den Reim zum Teufel schickt und euch ein Aemtchen suchet,
Wo Vers und Hunger nicht, doch jeder Narr euch quält,
Ihr auf Patenten schlaft und in Beschwerden wühlet,
Aus Pflicht nur wässrig schreibt, aus Pflicht nicht denkt, nicht fühlet,
Wenn ihr in eurem Lied nur Heben, Daphnen küſſt,
Mit Nymph und Göttin scherzt, und doch zuletzt sie schmähet,
Und wie ein Sterblicher, der Geld bei sich vermiſſt,
Um Schmergelinen kriecht, bis sie, von euch erflehet,
Euch zum Kassirer wählt, den Titel — Mann euch schenkt,
Wenn ihr den Vers mit Gold und Edelstein belastet,
Auf Demant Demant häuft, euch stolz mit Nektar tränkt,
Und doch, sobald ihr in natura fastet
Mit eurem Manuscript zum Bücherhändler lauft,
Und um civilen Preis den ganzen Schatz verkauft:
Ist das nicht eure Schuld? — Ihr irrt vom Mittelpfade:
Im weiten Mantel steif, im Stutzerocke fade,
Weiß dieser nicht genug, und jener gar zu viel;
Zur Sonne fliegt ihr bald, bald spielet ihr im Grase,
Bald fließt ihr wie ein Bach, bald strömt ihr wie der Nil;

Die, wenn sich der Olymp entzweit,
Die Erde sich empöret —
Herab auf ihren Gürtel lacht,
Und zwischen Göttern Frieden macht,
Und Menschen Weisheit lehret.

Den Weingott .... Aber Schlachtgesang
Und kriegrisches Getümmel,
Und ungewohnter Harfenklang
Durchwanderte den Himmel.
Der Musen Tänze hörten auf,
Und Dichter liefen schon zu Hauf
In drolligem Gewimmel.

Da fuhr in meiner Dichter Haar
Ein Wirbelwind urplötzlich;
Ihm waren Bilder und Altar,
Und Lorbeer unverletzlich;
Doch Wolken überzogen ganz
Der Haine Grün, des Tempels Glanz,
Und donnerten entsetzlich.

Der Vorhang wich: Man sah das Chor
Der Musen, ohne Schrecken,
Im Pantheon mit leichtem Flor
Die Bildnisse bedecken.
Die Sänger gingen, ohne Hut,
Mit schweren Kränzen, wohlgemuth,
In kurzen Waffenröcken;

Und hießen Barden, Söhne Teut's,
Und schleppten große Lanzen
Umher, und übten sich bereits
Im Harnische zu tanzen;
Verachteten den Lorbeerhain,
Und wollten, Tohros werth zu sein,
Nur Eichenwälder pflanzen.

Für Adelheid und Irmengard
Vertauschten sie die Namen
Der Mädchen, welche, weiß und zart,
Mit Sonnenschirmen kamen;
Sie rüsteten in aller Eil
Mit Schwert und Bogen, Spieß und Pfeil
Die zephyrlichen Damen.

Die Barden fragten jeden Stern
Nach himmlischen Gestalten,

Hier, Vater Phöbus, nimm Satir' und Scherz zurück!
Gieb mir Absurdens Kopf, gieb mir Absurdens Glück!
Wohlmeinend gabst du mir: Du gabst, wie Potentaten;
Sie geben gern, was sie am leichtesten entrathen —
Wie uns Erasmus lehrt — ein Lob, ein gnäd'ger Blick!
Ihr geht, vom Dank entflammt, und bringt in eure Zelle
Den Kopf mit Stolze voll, die Hände leer zurück. —
Satire, fort! verschaff' mir auf der Stelle
Ein Geisterprivilegium!
Wo nicht, so lebe wohl! und sei auf ewig stumm!

Schätzbarer noch, weil intensiver, ist seine „Appellation der Vokalen an das Publikum" (Frankf. u. Leipzig 1778), gegen die Geniesucht gerichtet, die es in der Dichtung doch nicht über klägliche Nachahmung, zum Theil blos äußerer und sogar verwerflicher Sprachmanieren brachte. Hier eine Probe über die Art der Behandlung:

Wir haben schon längst mit der tiefsten Wehmuth wahrgenommen, daß unter den Leuten, die deutsche Wörter auf weiß Papier drucken lassen, eine Rotte entstanden ist, die sich mit so einstimmiger Wuth zu unsrer Vertilgung verschworen hat, und uns von den Plätzen, die wir seit vielen hundert Jahren rechtmäßig erworben und besessen haben, so grimmig vertreibt, daß sich in kurzer Zeit kein Vokal im ganzen heiligen römischen Reiche ohne einen besondern öffentlichen Sicherheitsbrief wird sehen lassen dürfen. Welche Ungerechtigkeit! Welche Undankbarkeit! Wir haben uns die Mühe gegeben, die steifen schwerfälligen deutschen Wörter, die eine Tortur für sanfte Organe waren, geschmeidig zu machen, ihnen Gelenkigkeit und weniger Rauhigkeit zu verschaffen, daß sie sich in anständiger Gesellschaft, und nicht blos unter Stallknechten und Eseltreibern, konnten hören lassen; wir suchten sogar deutsche Töne für die überfeinen Ohren unsrer Nachbarn erträglich zu machen, daß ein armer Franzose oder Italiener nicht mehr vor Schrecken zusammenfuhr, wenn ihm von ungefähr ein deutsches Wort auf das Trommelfell fiel; wir gingen in unserm Eifer so weit, daß wir die Konsonanten, die fast allen Raum allein eingenommen hatten, und so zahlreich und dicht auf einander saßen, wie die Fliegen um einen Milchtopf, theils zu verdrängen, theils weiter von einander zu entfernen, und dadurch ihre barbarische Obergewalt zu schwächen hofften: mitten unter den süßen Entwürfen und herrlichen Thaten aber, die wir auszuführen anfingen, fährt den Leuten am Rhein, Main und Neckar die Eroberungssucht in den Kopf; sie stürzen sich stromweise, wie ehmals ihre rohen Vorfahren in die römischen Länder, auf die polizirten Gegenden der deutschen Literatnr los, bringen ihnen ihre Sprache und Denkart auf, und nichts fühlt ihre Raubbegierde und ihr Schwert so sehr, als wir arme Vokalen. Man verachtet unser

Verdienst, verschont uns als weiche Wollüstlinge, rottet uns aus, und macht die deutsche Rede, die unter unsern Händen zu dem sanften Ton einer Flöte verfeinert werden sollte, zu einer Musik von Kuhhörnern und Heerpauken. — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

— Man hat bemerken wollen, daß seit der häufigen Erscheinung der Apostrophen in deutschen Büchern nüchterner, gesunder Menschenverstand, richtige, wahre, unaffectirte Empfindung, Natur, angemessener, edler Ausdruck und ungesuchte Beredsamkeit immer seltner geworden sind, und Leute, die sich auf's Prophzeien verstehen, verkündigen uns so zuversichtlich eine allgemeine Theurung an diesen zu einem Buche sonst so unentbehrlichen Ingredienzen, wenn die Anzahl der Apostrophen zunehmen sollte, — so zuversichtlich, als der Landmann sich ein schlechtes Jahr weissagen kann, wenn die Mäuse überhandnehmen. — — — — Wenn die Vokalenwürger Empfindung äussern wollen, so trinken sie Brannteweîn; und da sie blos Liebhaber von starken, erschütternden Affecten sind, bei welchen man es nebst den Leuten um uns ein paar Tage noch hinterdrein fühlt, daß man im Affecte gewesen ist, von Leidenschaften, die wenigstens ein paar Hälse, Aerme und Beine zerbrechen, und von Begebenheiten, zu deren Ausführung wenigstens eine halbe Nation, ein halbes Jahrhundert Zeit, und ein paar Meilen Raum nöthig ist, so sollen sie das eigne Kunststück besitzen, ihrem Unterleibe eine solche Menge Blähungen beizubringen, daß der aufsteigende Dunst ihre Köpfe so heftig berauscht, als die Pythonisse der Dampf, wenn sie auf dem Dreifuß saß. Durch so gewaltsame Mittel bewiesen sie an sich, statt Empfindungen, Konvulsionen, statt eines gewöhnlichen vernünftigen Zitterns, das Beben im kalten Fieber, und man will mit Gewißheit erzählen, daß einer dieser dramatischen Unmenschen sich die Strafe des Himmels zugezogen habe, und an einer keuschen Lukretia wirklich gestorben sei, als er die Saiten so hoch spannte, und sie mit Gift, Strang und Dolch zugleich hinrichten wollte. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Die Mißgriffe der sogenannten Volksdichter damaliger Zeit sammt deren Enthusiasten lächerlich zu machen, und nebenher Volkslieder von wahrer Naivetät aus der Verborgenheit zu ziehen, bewerkstelligte der unvermeidliche Christoph Friedrich Nicolai mit glücklichster Laune und trefflich affectirter Alterthümelei die Sammlung: „Eyn feyner kleyner Almanach vol schönerr echterr liblicher Volckslyder, lustigerr Reyen vnndt kleglicherr Mordgeschichten, gesungenn von Gabriel Wunderlich, weyl. Benckelsengernn zu Dessav, herausgegebenn von Danyel Seuberlich, Schusternn ȥu Ritzmück an der Elbe" (2 Jahrg. Berl. u. Stettin 1777/78). Mit Vergnügen wird der Leser die folgenden

Lieder daraus vernehmen, bevor wir ihrer nächsten Veranlassung Raum gönnen.

Eyn feyn Jegerlied.

Ym Ton: Esz rytten drei Rewter zum Tor hinaus.

Ich hör eyne wunderliche Stym:
Gucug!
Von ferrn ym Echo ich vernymm,
Gucug!
Wie oft ich diese Stym anhör
Macht myrs almal noch Frewde mer:
Gucug! Gucug! Gucug;

Den Vogel muszʒ ych treffen ann,
Gucug!
Weyl er so lyblych syngen kan,
Gucug!
Solt ych denn Wald uff aller Seyt,
Vnndt auch dj Büsche awslawsenn hewt,
Gucug! Gucug! Gucug!

Wz schaw ych dort ynn grünem Graszʒ?
Gucug!
Ist eszʒ eyn Fwchs oder ists eyn Haszʒ?
Gucug!
Ich weiszʒ nicht sol ych schieszʒen dreyn,
Oder sol ychs noch laszʒen seyn?
Gucug! Gucug! Gucug!

Ich bynn zwar eyn gut Jegersmann,
Gucug!
Vnndt trawe mych doch nicht heran,
Gucug!
So eyn gar junges schönes Thir
Hab ych noch nicht getroffen hir.
Gucug! Gucug! Gucug!

Weil nun dz Schiszʒen Jegers G'brauch,
Gucug!
So wyll ych endlich schieszʒen awch,
Gucug!
Myn Büchsen dj sind schon geladt,
Dz eszʒ dyr nicht am Leben schad't.
Gucug! Gucug! Gucug!

Nun ligst du Vogel getroffenn hir,
Gucug!
Komm immerfort ynn meyn Revyr,
Gucug!

So oft ich dych ym Waldt erblick,
So schiesz ich dich durch dünn vnndt dyck.
Guckug! Guckug! Guckug!

Der Vogel hat mych recht erfrewt,
Guckug!
Vmbs Pulver ists myrs gar nicht leyd,
Guckug!
Wen ich jn nur vermercken tue,
So schrey ich jn den Namen tzu.
Guckug! Guckug! Guckug!

Eyn Tagewehsz
von eym jungen Knaben.

Wach uff meyn Hort,
Vernimm mein Wort,
Merck uff, wz ich dir sage,
Meyn Hertz dz schwebt,
Nach deym G'mut,
Schön' Fraw, du wollst esz wagenn.
All meyn Begier,
Trag ich tzu dir,
Dz glaub du myr,
Deyn Lieb' lasz mych genieszenn.

Deyn stoltzen Leyb,
Du myr verschreyb,
Unndt schleusz myr uff dein Hertze,
Schleusz mich dareyn,
Zart Frewleyn feyn,
Vnndt wendt myr meinen Schmertze,
Den ich yetz han;
Dz ich nicht kan
Bey dir stets seyn,
Ist wider meynen Willen.

„Ach junger Knab,
„Deyn Bitt lasz ab,
„Du bist myr vil tzu wilde,
„Vnndt wenn ych tet
„Nach deyner Bet
„Ich furcht du schweygst nicht stille.
„Ich danck dir fast
„Meyn werter Gast,
„Wenn Trewe hast,
„Die du myr gönnst von Hertzen.“

Ach Fraw mit nicht,
Bin ich gericht,

Dz ich euch woll betrugen,
Ob eyner kem,
Von myrs vernem;
Dz must er warlich lugen;
Darauff du baw,
Vnndt myr vertraw,
Du reynes Weyb,
Laß dich den Schimpff nicht rewen.

„Ach junger Knab,
„Nun zeuch dich ab,
„Bleib hewt bey myr on Sorgen,
„Kein frewndlych Lieb,
„Soll sparen nit,
„Bisz an den hellen Morgen,
„Deyn lieblych Wort
„An diesem Ort
„Die gern myr nah,
„Erweychen myr meyn Hertze.“

Da lag'n dj zwey,
On Sorgen frey,
Die lange Nacht ynn Frewden,
Bisz vb'r sie scheyn,
Der Tag hereyn.
Noch sol mein Trew nicht leyden,
Noch für vnndt für,
Lieg ych ann dyr,
Dz trawe myr,
Lasz mych deyn Lieb genieszen.

Der Wechter ann
Der Zinnen stand:
Leyt yemandt hier verporgenn,
Der mach sich uff
Vnndt ziee davonn,
Dz er nicht kum ynn Sorgen.
Nymm Urlaub von
Dem schönen Weyb,
Denn esz ist Zeyt,
Esz scheynt der helle Morgen.

Die Fraw do ann
Dem Fenster standt
Jr Lieb der wolte scheyden,
Sie küst jn ann
Sein rotenn Mvndt,
Frewntlych thet er s' umbfahen,

Do macht sie jm,
Eyn Krentzleyn feyn,
Von Perlen weiß
Mit prauner Seyd'n umbwunden.

Von dann' er sich schwang.
Hub ann vnndt sang
Wie es ihm wer ergangenn,
Mit eynem Weyb,
Jr stoltzer Leyb,
Hett jn mit Lieb umbfangenn,
Hett jn verpflicht,
Hub an vnndt dicht,
Eyn Tageweysz
Vonn eyner schönen Frawen.

Eyn Türyngisch Pawren-Lyd.

Kum Grite gyb myr flucks an Schmatz
Soſt byſt du nimmermie mey Schatz,
Kum flucks, vnndt thucks geschwind,
Du schienes Engelskynd.
Wen ych doch munt deyn Moan,
Wen gyngs denn ſoſt was oan,
Vnndt wenn dj Mutter schmäle will,
Frag sie, wie jr dz Ding as Brawt gefyl.

An Schmatz verweert der Farrer nich,
Vnndt thät häs og, ſo säte ych:
Herzt't jr doch ewre Brawt
Un wert noch nicht getrawt
Wenn eener ſiſt niſcht tut,
Do isz dos Deng schon gut,
Denn durch ä besgen Mewler-Knall
Brengt eener myr de Mächen nech zom Fall.

Ich wesz og, dz du verlych biſt,
Vnndt dychs dj Stunde noch verdrieszt,
Do Nackbars Töffel kam,
Vnndt dych beym Flittche nam.
Tut hä mers nuch anmoal
Huol mych der Rübezoahl,
Ich schloa der'n yn di Fräsze 'neyn
Hä soll dyr blut' wie'n Hacksch vnndt wie ä Schwein.

Weil hä a besgen g'tantze koan,
So sien hen alle Mächen oan,
Un säht hä nur ä Wort,

Pump gien se met en fort.
Stiet der Hewbuden uff,
Su zerrt hä sie mit nuff,
Da soll a Mensch bj Kermse sien,
Do mog ders recht verflucht vnndt tomm zugien.

To ho ych gantz an annern Sinn,
Wenn ych anmoahl tzun Tantze bin,
Do thu'ch ä bischen jungk,
Vnndt mach an krummen Sprungk.
Es's Zeyt tzun Hemegien,
Bleyb ych nych loange stien,
Un siee mych nych nach annern üm,
Bist du myr gut, wz schär ych mych denn drüm.

Nächste Veranlassung also gab ihm Bürger hiezu, der im zweiten Abschnitt des Aufsatzes: „Aus Daniel Wunderlichs Buch“ im „deutschen Museum“ (1774, I. 440—450) die Volkspoesie in der That als die Quelle aller wahren Dichtung mit unzweideutiger Ueberschwänglichkeit pries. Warum, predigte er, sollte Apoll und seine Musen blos auf dem Gipfel des Pindus ihr Wesen haben, warum ihr Gesang einzig die Ohren der Götter entzücken oder der wenigen, welche zum Erklettern der steilen Zinnen des Olymps Athem und Kraft genug hätten? Sollten sie nicht herunter kommen und auf Erden wandeln wie Apoll vorzeiten unter Arkadiens Hirten gethan? Sollten sie nicht ihre Strahlengewänder, bei deren Anblick so oft das irdische Auge erblinde, droben lassen und des Menschen Natur anziehen, unter den Menschenkindern, sowol in Palästen als Hütten, ein- und ausgehen, und gleich verständlich, gleich unterhaltend für das Menschengeschlecht im Ganzen dichten? Das sollten sie freilich. Aber wie wenig noch hätten es die deutschen Musen gethan! Statt den Naturkatechismus daheim auswendig zu lernen, statt sich der Popularität zu befleißigen, ginge die deutsche Muse auf gelehrte Reisen. Wo stünde geschrieben, daß sie keine deutsche Menschensprache, sondern vel quasi eine Göttersprache stammeln solle, die oft nichts anderes als rauhes Löwen- und Stiergebrüll, Roßwiehern, Wolfsgeheul, Hundegebell und Gänsegeschnatter sei! Statt des Gesanges Strom, vom mähligen Abhang, distincten, vernehmbaren Wohlgetöns dahin strömen zu lassen, stelle man sich auf eine schroffe Felsenspitze, werfe unter gräßlichen Verzuckungen den Kopf in den Nacken,

verdrehe die Augen und stürze sein Krüglein mit unvernehmlichem, verwirrendem Geräusch hurlepurl hinab, und am Ende sei es dennoch nicht so viel, daß eine Mücke sich daraus satt trinken könne. Diesem Unheil abzuhelfen, solle man das Volk im Ganzen kennen lernen, seine Phantasie und Fühlbarkeit erkunden, um jene mit gehörigen Bildern zu füllen, für diese das rechte Caliber zu treffen. Alsdann den Zauberstab des natürlichen Epos gezückt, alles in Gewimmel und Aufruhr gesetzt, vor den Augen der Phantasie vorbeigejagt und die goldenen Pfeile abgeschossen, — dann werde es anders werden. Am leichtesten wäre dieser Zauberstab noch in unsern alten Volksliedern zu finden, denen erst wenige ächte Söhne der Natur auf die Spur gerathen. Diese alten Volkslieder böten reisenden Dichtern ein sehr wichtiges Studium der lyrischen und epischlyrischen Kunst dar. Freilich habe die mündliche Tradition oft Manches hinzugethan und weggenommen, und dadurch viel lächerlichen Unsinn hineingebracht. Wer jedoch Gold von Schlacken zu scheiden wisse, werde keinen verächtlichen Schatz erbeuten. Und außerdem wäre es wol der Mühe werth, mit hemsterhuysisch-kritischer Nase den heterogenen Anflug wegzunehmen, und die alte verdunkelte oder verlorene Lesart wieder herzustellen. In solcher Absicht habe sein Ohr dem Zauberschalle der Balladen und Gassenhauer unter den Linden des Dorfs, auf der Bleiche und in den Spinnstuben gelauscht. Selten sei ihm ein sogenanntes Stückchen zu unsinnig und albern gewesen, daß es ihn nicht wenigstens einigermaßen erbaut hätte. Möchte endlich ein Sammler dieser Volkspoesien erstehen! Unter den Bauern, Hirten, Jägern, Bergleuten, Handwerksburschen, Kesselführern, Hechelträgern, Bootsknechten, Fuhrleuten, Trutscheln, Tyrolern und Tyrolerinnen cursire eine erstaunliche Menge von Liedern, worunter so leicht kein einziges sein werde, woraus der Volksdichter nicht etwas lernen könne. Solch' eine Sammlung, was möchte er nicht dafür geben!

Daß diesem Herzenserguß der Almanach sein Entstehen zunächst verdankte, stellten dann die hohnneckenden Vorreden zu beiden Jahrgängen außer allem Zweifel. Sie haben sich allerdings manches platten und groben Ausfalles nicht enthalten, doch stören sie weder Farbe noch Wirkung im Ganzen. Herder nannte die Sammlung in Bausch und Bogen „eine Schüssel voll

Woll'n's nach Gefallen besud'ln.
Ich lob' mir's deutsche Vaterland
Mit allen seinen Gecken,
Hab'n's Witz, hab'n's halter Unverstand
Was Dummes auszuhecken.

Trinklied eines Bauern.

Brauer! kum to Bair, un laht üsch supen,
Sich eis, wo deck doch dei Brailsse schühmt,
Schell ek ook up allen vairen krupen,
Bliew ek bet dat Fat is uperühmt.
Laht se in der Stat man jümmerst jaulen,
Dat Schampanjer bäter sih,
Könt se doch darnach nich bäter schraulen,
Suhpt se sek mich dicker doch as wih.

Wihwer wet den hogen dicken Haaren,
Dei sau kruhs, sau bunt tau Barge stahl,
Schlehpt sei dek in Kakelbunten Kaaren,
Wenn de Kehrels hen tom supen gaht.
Wih nehmt use Greitje mit tom Kören,
Sühst du dat wih klänker sind!
In der Stat da gift et drum ook Hören,
Heft sei länger es en jährig Rind.

Strikt un giegt nu Michel up der Fiddel
Bäter es de veelen Kehrels dort,
Faht ek mihne Greitje bih dat Middel,
Schlühr se over Stock un Steine vort.
Wilt se in Hannauwer mahl eis danßen,
Farwt se seck de Rösen swart,
Welke bunt von Klatern un von Franßen,
Welke met en groten Juden Bohrt.

Hihr kan Hans un Greitjen Döhnken singen,
Dort makt sei sek spitze Mühler tau,
Laht sek wol up söwen Dänße dingen,
Un de Kehrels segget nicks datau.
Mihne Greitje schöll sek mahl eis muken,
Schleug ik ör de Jacke vull.
Seigstu eins dat ükerwensche Huden,
Glöwestu se wören alle dull.

Hör! dort gift et deck der Kehrls en Hupen,
Dei von nicks as Rhinschen Wine singt;
Singt davon, un mötet Water supen,
Bet eis einer öre Lire dingt.
Davor smekt us use Brailße bäter;

Deutschlands Nachahmer.

Ich lob' mir's deutsche Vaterland
Mit allen seinen Gecken;
S'besitzen Witz, Kunst und Verstand,
Was alt ist neu zu lecken.
Da giebt's der Fäuste groß und klein
Gar mächtig viel zum Schmieren;
Manch' Büble will ein Barde seyn,
Manch' Bard' wie's Weible zieren.
— — — — — — —

Sieh'st s'bald auf hohen Stelzen gehn,
Ueb'r Stock und Steine poltern,
Bald kriech'n und an der Krücke gehn,
Das deutsche Ohr zu foltern.
'Swar'n Mann, hieß Young, hatt' viel Verstand,
Schrieb finstre Nachtgedichte,
Davon sah'st in dem Affenland
Gar allerliebste Früchte.
Sie winselten auf'm Leichenstein,
In wahren Tollhaustönen;
Auch sang da manches Dichterlein
Im gleichen Ton den Schönen.
Als drauf ein Stern' empfindsam ward,
Ging'n Männchen zuckersüße
Auf Reisen aus, hatt'ns zwar keinen Bart,
Doch ein Paar gute Füße.
Das war dir eine feine Zucht,
Konnt'ns weinen, konnt'ns auch lachen.
— — — — — — —

Drauf folgt der alten Barden G'sang,
Hör'st's wie Tuisco schallen;
Kam Sindre, Nidhoggur in Schwang,
Konnt'ns von Walhalla lallen.
— — — — — —

Zuletzt ahmt's Englands Pöbel nach,
Schreib'n's kurz, sprech'n's viel von Minne,
Glaub'n's schier, daß unsre arme Sprach'
Durch Striche viel gewinne.
Der Gellert! — Strich — das war ein Mann —
War's — Strich — nicht mehr — gewesen —
— — — — — — —

Ist's nun in höhern Ton gebracht,
Klingt's wie Musik der Sphären;
Drehn's hin, drehn's her, zerrn's schief, zerrn's krumm,
Könn'n schön die Sprach' verhudeln;
Gehn's wie mit einer Hure um,

Woll'n's nach Gefallen besud'ln.
Ich lob' mir's deutsche Vaterland
Mit allen seinen Gecken,
Hab'n's Witz, hab'n's halter Unverstand
Was Dummes auszuhecken.

Trinklied eines Bauern.

Brauer! kum to Bair, un laht üsch supen,
Sich eis, wo deck doch bei Brailsse schühmt,
Schell ek ook up allen vairen krupen,
Bliew ek bet dat Fat is uperühmt.
Laht se in der Stat man jümmerst jaulen,
Dat Schampanjer bäter sih,
Könt se doch darnach nich bäter schraulen,
Suhpt se sek mich dicker doch as wih.

Wihwer wet den hogen dicken Haaren,
Dei sau kruhs, sau bunt tau Barge staht,
Schlehpt sei dek in Katelbunten Kaaren,
Wenn de Kehrels hen tom supen gaht.
Wih nehmt use Greitje mit tom Kören,
Sühst du dat wih klänker sind!
In der Stat da gift et drum ook Hören,
Hest sei länger es en jährig Rind.

Strikt un giegt nu Michel up der Fiddel
Bäter es de veelen Kehrels dort,
Faht ek mihne Greitje bih dat Middel,
Schlühr se over Stock un Steine vort.
Wilt se in Hannauwer mahl eis danßen,
Farwt se seck de Nösen swart,
Welke bunt von Klatern un von Franßen,
Welke met en groten Juden Bohrt.

Hihr kan Hans un Greitjen Döhnken singen,
Dort makt sei sek spitze Mühler tau,
Laht sek wol up söwen Dänße dingen,
Un de Kehrels segget nicks datau.
Mihne Greitje schöll sek mahl eis mucken,
Schleug ik ör de Jacke vull.
Seigstu eins dat ükerwensche Hucken,
Glöwestu se wören alle dull.

Hör! dort gift et deck der Kehrls en Hupen,
Dei von nicks as Rhinschen Wine singt;
Singt davon, un mötet Water supen,
Bet eis einer öre Lire dingt.
Davor smekt us use Brailße bäter;

beider Jahrbücher liegt auf der Hand: dort waren es Theologen, über welche Revue gehalten wurde, hier sind es nahe an anderthalbhundert damals lebende oder unlängst verstorbene schönwissenschaftliche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die alphabetisch vor Gericht geladen werden. Manche Erkenntnisse treffen den Nagel auf den Kopf, in der Mehrzahl tritt jedoch widrige Unreife mit abstoßender Nüchternheit der Abfassung, und sogar empörende Rohheit zu Tage, um so empörender, wenn man bedenkt, daß der Richter noch nicht das zwanzigste Lebensjahr überschritten hatte. Humoristisch-satirisch sind darin blos die Monatstabellen nebst den Witterungsanzeigen und Nativitätsstellungen. Der Antheil eines gewissen K. F. W. Erbstein erstreckt sich auf die „Beilage". Gänzlich ignoriren müßten wir die in schlechten Knittelversen hingeleierte Satire: „Die Wiener Büchlschreiber nach dem Leben geschildert von einem Wiener" (deutsch. Mus. 1783, II. 274—283), wäre nicht irrthümlich Sonnenfels als Verfasser betrachtet worden. Vortrefflich dagegen ist Ratschky's Spottgedicht: „Der junge Odendichter" (deutsch. Mus. 1788, II. 260 ff., die Nachahmer Klopstock's, Vossen's, Denis' und der beiden Stolberge züchtigend, „welche in hochtrabendem Unsinn durch gezwungene Wortversetzungen und sesquipedalia verba dem Trivialsten Würde zu verleihen glaubten, Schwulst und Gezwungenheit für Erhabenheit ansahen".

Der junge Odendichter.

In einer Feierabendstunde,
Als Titans röthlich goldner Strahl
Sich allgemach bergunter stahl,
Macht' ich jüngst um den Wall die Runde:
Da stieß mir in gespornten Lauf
Ein junger Musenzögling auf.

Willkommen, Bruder! sprach der rasche
Bartlose Dichterling zu mir,
Und zog ein Blättchen aus der Tasche.
Welch' Glück für mich, daß ich Sie hier
Zu so gelegner Zeit getroffen!
Sie sollen über ein paar Strophen,
Die ich, Gottlob! so eben nun
Nach langem schmerzlichen Bestreben
Zur Welt gebar, den Ausspruch thun.
Der Neugebornen Tod und Leben

Vertrau' ich Ihrer Willkür an;
Denn, Freund! Sie sind ein wackrer Mann,
Der selber aus dem Quell der Dichter
Gern der Begeistrung Wonne schlürft,
Und dem als einen biedern Dichter
Mein Geist sich willig unterwirft.
Entscheiden Sie als Freund und Kenner,
Ob diesem kleinen Lobgedicht
Der Stempel des Genies gebricht.
Die dreimal dreifach großen Männer,
Die unsrer königlichen Kunst
Als Häupter vorstehn, sind, mit Gunst,
Der Gegenstand von meiner Ode!
Ich suchte nach der neusten Mode
Die Sprach' ein Bischen zu verdrehn,
Und Worte, die hübsch nervig klingen,
Die Backen, wie ein Segel, blähn,
Und stürmend um die Ohren wehn,
In's Silbenmaaß hineinzuzwingen;
Denn Dichter, die bis zu den Höh'n
Der Sonn' empor auf Adlerschwingen
Die Muſ' erhebt, muß unter zehn
Nur einer halb und halb verstehn.
Die Zeit ist hin, wo unsre alten
Reimstümper Uz und Hagedorn
Trotz ihrem schlechten Schrot und Korn
Für ächte gute Münze galten.

Bei diesem drolligen Prolog,
Womit mein Männchen mit Emphase
Für seinen Unsinn focht, verzog
Ich Auge, Stirne, Mund und Nase,
Um des Gelächters Ungestüm,
So gut ich konnte, zu bekämpfen;
Denn eines jungen Dichters Grimm
Ist, wie bekannt, gar schwer zu dämpfen,
Und flammet gleich verdorrtem Stroh
Im Augenblicke lichterloh.

Ich suchte weislich mich zu fassen,
Und musste halb aus Bruderpflicht
Und halb aus Furcht durch sein Gedicht
Mein Trommelfell erschüttern lassen.
Mit tollen, seltsamen Grimassen
Fing unser junger Ossian
Nun seinen rauhen Päan an,
Und zog mit seinem Versgepolter

Mein Ohr, wie ein Domitian
Die Christen, schrecklich auf die Folter.
Geneigter Leser, hör' auch du,
Wie ich es that, mit ernster Stille
Dem skandinavischen Gebrülle
Des Herolds deutscher Skalden zu.

Dreimal drei Sonnenwenden vergeudet' ich
Die Midasohren Geistesverschnittener
Durch Reimgetön zu kitzeln. Nimmer
Fröhn' ich dem Schellengeklingel förder.

Fleug Odenflug, mein kühner Gesang, hinfür!
Sternschnuppen gleich scheuß stolz durch den Aether hin!
Sprich Hohn dem weichen Brautlenzreihnsang!
Schalle nur donnernden Feldschlachtzornlaut!

Wer ist der Erstling, den du, mein Saitenspiel!
Mit Windesbrautssturmkraft schnell wie Gedankenflug
Zum Sternenozean hinanhebst? ....
Edle Dynasten des königlichen

Dreidrillingsbundes, ihr seid des Barden Stoff:
Euch hebt die Tuba bis an den Sternenkamp;
Ihr seid die sicheren Piloten
Aufschlußerwartender Lichtumsegler.

Ihr seid der tausendarmige Strom, der, ein
Leitfaden, strömt durch's mystische Labyrinth:
Ihr seid der Pfeiler, der die große
Ampel des strahlumströmten Lichtes trägt.

Ihr seid der Pfeiblitz, welcher den Waller durch
Gewitternachtgraun wonnige Pfade führt:
Ihr seid der Aar, der unterm Fittig
Seiner befiederten Kindlein Brut schirmt.

Lobtönt, Posaunen! lispelt, o Harfen, Dank!
Psalmt Preis, ihr Zymbeln! jubelt, Trompeten! feirt
Laut von Aeon hin zu Aeon die
Ehre den Erben des Lichtstrahlquellstroms!

Vortrefflich! rief ich, meisterlich!
Sie lassen, wär's um eine Wette
Zu thun, selbst Pindarn hinter sich.
O pulchre, bene, recte! ..... Hätte
Mir die Natur auch einen Mund
Von Stahl und Eisen, einen Schlund
Von Kupfer, tausend eh'rne Zungen
Und tausend adamantne Lungen,
Ihr Loblied kundzuthun, verliehn,

Nie reichten meine Kräfte hin;
Denn höher, feuriger und kühner
Schwang wahrlich keiner noch vom Chor
Der Odensänger sich empor .....
Ich bin Ihr ganz ergebner Diener.

Nicht sowol gegen Nicolai's Person, vielmehr gegen ihn als Reisebeschreiber richtete der Philosoph Johann August von Starck aus Schwerin (1741—1816): „C. Nicolai, Buchführers in Bebenhausen, wichtige Entdeckungen auf einer gelehrten Reise durch Deutschland. Bebenhausen [Manh. N. A. 1789]". Denselben Zweck, nur in rein scherzhafter Weise, verfolgte: „Aennchen von Wensikendorf. Ein Anhang zu Nicolai's Beschreibung von Berlin" (Berl. Monatsschr. 1790, XVI. 184 ff.).

Aennchen von Wensikendorf.

Mel.: Wer sagt mir an, wo Weinberg liegt?

Da bin ich mit Herzmuttern letzt
Rauf nach Berlin gelaufen;
Sie hat sich hin zu Markt gesetzt,
Und ich ging 'rum verkaufen.
O Jemine! o Jemini!
Das ist 'ne Welt, ich weiß nicht wie.

Vorm Thore schon geht's kunterbunt.
Man kann vor Sand kaum weiter:
Und doch kommt's hier zu rennen; und
Dort seitwärts jagt ein Reiter;
Und überall da fährt's drauf ein,
Das arme Vieh möcht' Zeter schrein.

Kommt man denn nun hinein in's Thor,
So — muß man stille stehen.
Dann tritt ein Herr Vis'tirer vor,
Als wollt' er einen flöhen;
Allein er sucht nach keinem Floh,
Nur Konterband — und Gott weiß wo!

Mich fing mein Gang schon an zu reu'n;
Da rief Herzmutter: „Aenne!
Kiek' wo 'ne Straß'! Geh nur nicht
Wie eine blinde Henne!"
Nein! sprach ich; und mit einemmal
Da war's auch wie ein Bildersaal.

Du liebste Zeit: ich wußte nu
Vor Freuden kaum zu bleiben.

Ich ließ die Mutter immer zu
Ihr Wirthshaus mir beschreiben.
Geht nur, das Sieb das find ich wohl!
Rief ich, und lief umher wie toll.

Gar lustig sind gleich oben an
Die Plätze anzuschauen.
Auf dem stehn Generals, die ha'n
Von Marmel sie gehauen;
Der wimmelt von Soldaten ganz,
Und Einer tanzt den Spitzruthtanz.

Hernach sind auch die Brücken schön
Und kostbar anzusehen.
Auf einer thut der Kurfürst stehn,
So stolz als wollt' er krähen;
Ein' andre wieder weiset euch
Das schönste alte Kleiderzeug.

Auch ist es prächtig überall.
Rund um an allen Ecken
Giebt's Häuser gleich wie von Krystall,
Man möchte fast erschrecken;
Doch gehet man nur dreist hinein,
So schenkt ihr Herr oft Brantewein.

Bei uns der arme Handwerksmann
Hat weder Schild noch Zeichen;
Hier trefft ihr lauter Schilder an,
Die ha'n nicht ihres gleichen.
Zwei große Löwen stehn richt auf.
Und zeigen Bretzel zum Verkauf.

Dies sag' ich nur im Rampe gleich;
Sonst kann von allen Dingen,
Und wol aus jedem Viertel, euch
Auch Aennchen noch was singen.
Sie macht es nicht wie mancher Taps,
Der kommt zur Stadt und trinkt nur Schnaps.

Ganz majestät'sch von Positur
Erhebt sich zum Exempel
Des Königs Schloß: ihr denket nur
s'ist Salomonis Tempel;
Und was das allerschönst' ist doch,
Dicht bei ist eine Mühle noch.

Geht wer nun nach der Neustadt 'naus,
So sieht er die Paläste
Der Prinzen, und ein mächt'ges Haus,

Nie reichten meine Kräfte hin;
Denn höher, feuriger und kühner
Schwang wahrlich keiner noch vom Chor
Der Odensänger sich empor .....
Ich bin Ihr ganz ergebner Diener.

Nicht sowol gegen Nicolai's Person, vielmehr gegen ihn als Reisebeschreiber richtete der Philosoph Johann August von Starck aus Schwerin (1741—1816): „C. Nicolai, Buchführers in Bebenhausen, wichtige Entdeckungen auf einer gelehrten Reise durch Deutschland. Bebenhausen [Manh. N. A. 1789]". Denselben Zweck, nur in rein scherzhafter Weise, verfolgte: „Aennchen von Wensikendorf. Ein Anhang zu Nicolai's Beschreibung von Berlin" (Berl. Monatsschr. 1790, XVI. 184 ff.).

Aennchen von Wensikendorf.

Mel.: Wer sagt mir an, wo Weinberg liegt?

Da bin ich mit Herzmuttern lezt
Rauf nach Berlin gelaufen;
Sie hat sich hin zu Markt gesetzt,
Und ich ging 'rum verkaufen.
O Jemine! o Jemini!
Das ist 'ne Welt, ich weiß nicht wie.

Vorm Thore schon geht's kunterbunt.
Man kann vor Sand kaum weiter:
Und doch kommt's hier zu rennen; und
Dort seitwärts jagt ein Reiter;
Und überall da fährt's drauf ein,
Das arme Vieh möcht' Zeter schrein.

Kommt man denn nun hinein in's Thor,
So — muß man stille stehen.
Dann tritt ein Herr Vis'tirer vor,
Als wollt' er einen flöhen;
Allein er sucht nach keinem Floh,
Nur Konterband — und Gott weiß wo!

Mich fing mein Gang schon an zu reu'n;
Da rief Herzmutter: „Aenne!
Kiek' wo 'ne Straß'! Geh nur nicht
Wie eine blinde Henne!"
Nein! sprach ich; und mit einemmal
Da war's auch wie ein Bildersaal.

Du liebste Zeit: ich wußte nu
Vor Freuden kaum zu bleiben.

Erst liegt's denn da so dick wie Heu,
Doch bald fliegt es umher wie Spreu.

Die andern Viertel in der Stadt
Hab' ich nicht gnug durchlaufen,
Um von zu reden; denn ich hatt'
Nun nichts mehr zu verkaufen.
Wo immer so viel Hunde bell'n
Weiß ich wol noch, das ist in Köln!

Herzmutter that mir herzlich leid;
Die hat auf mich gelauert
Von früh bis fast zur Schlafenszeit,
Und schon für sich getrauert:
Ich wär' gedrängt wo von der Brück',
Und hätt' am Leib kein heiles Stück.

Weiß aber Gott auch wie es ging;
So sehr zum Sieb ich eilte,
So kam doch stets ein neues Ding,
Wobei ich mich verweilte.
In einer Gass', das war gar nett,
Da tanzten Hunde Menuett.

Wo anders lag auf einem Tisch
Ein Berg voll Honigkuchen;
Rings würfelten viel Menschen frisch
Ihr Glück sich zu versuchen.
Dem Einen war's auch recht bescheert,
Der kriegt' ein großes Kuchenpferd.

Zuletzt gar schrie ein Mann: „Kommt her!
Hier seht ihr unsre Erde;
Das Paradies, Thal, Berg und Meer;
Die Kön'ge all zu Pferde —
Zum Schluß das kunst'ge Weltgericht!
Zwei Dreier nur, mehr zahlt ihr nicht!"

So lang' ich lebe — Jedermann
Will ich den Rath ertheilen,
Wenn er Berlin mal sehen kann,
Mag er nicht lange weilen.
O Jemine! o Jemini!
Das ist 'ne Welt — ich weiß nicht wie.

Johann Gabriel Bernhard Büschel, geboren 1758 zu Leipzig und am 7. März 1813 als pensionirter Regimentsquartiermeister daselbst gestorben, bot in dem vielbehandelten Thema: „Ueber die Charlatanerie der Gelehrten, seit Menken" (Leipzig 1790) wenig Neues, und gelangte daher auch nicht im

Entferntesten zu dem Aufsehen der Orationes des genannten großen Vorgängers. Das seltene „Lexikon aller Anstößigkeiten und Prahlereien, welche in den zu Berlin in 15 Bänden erschienenen sogenannten Schriften Friedrich II. vorkommen (o. O. [Prag] 1790)" darf wenigstens theilweise hieher gerechnet werden, wie die folgende satirische Umbildung u. a. erweist. Im Ganzen aber war es die perfideste Manifestation österreichischen Nationalhasses gegen Preußens größten König.

Glaubensbekenntniß Friedrich des Großen.

Ich glaube an Gott Mars, den allmächtigen Schöpfer meines Schlesiens. Und an seine vielgeliebten Söhne, meine Preußen; die empfangen sind von nervigten Männern und geboren von Jungfrauen; gelitten unter mir und meinen Generalen bei Kollin, bei Jägersdorf, bei Breslau, bei Kay, bei Kunersdorf, gehenkt (weil die Racker immer davon laufen wollten), zerschossen, zerhauen, zerfetzt, gestorben, begraben, zum Teufel gefahren, wieder auferstanden von den Todten*), mir auf's Neue statt der Spielmarken**) gedient, und endlich in ihre Heimat gezogen sind, von dannen sie kommen werden, zu plündern die Lebendigen und die Todten. Ich glaube an die heilige Politik, an die Geschicklichkeit meiner Spione, und an meine eigene Betrügereien, eine Gemeinschaft der Länder (meine gegenwärtige Besitzungen ausgenommen, die ich mir allein vorbehalte), Vergebung der Schnitzer und Sottisen, keine Auferstehung des Fleisches und kein ewiges Leben, Amen!

Nicht aus eigener Anschauung kennen wir: „Blumauer bei den Göttern im Olympus über die Travestirung der Aeneis angeklagt, oder Tagsatzung im Olympus, Virgilius Maro contra Blumauer in puncto labefactae Aeneidis. Herausgegeben von einem P*" (Leipzig u. Grätz 1792). Allein die dieser humoristisch-satirischen Apologie, der Travestie auch im Allgemeinen, in der Kritik zu Theil gewordene Aufnahme macht sie unserer Beachtung würdig. Virgil bekommt — dies der Verlauf der Dichtung***) — im Elysium die von Blumauer travestirte Aeneide zu Gesicht, und wird äusserst aufgebracht darüber.

Er springt herum und rast
Gleich einem wilden Löwen,

---

*) Die Zahl der Todten sei immer geringer angesetzt worden.
**) Friedrich sagt an einer Stelle, wenn die Könige um Provinzen spielen, pflegen die Unterthanen Spielmarken zu sein.
***) S. Allg. Lit. Z. 1792, II. 307 f.

und beschließt, seine Beschwerde vor Jupiters Thron zu bringen. Zu seinem Anwalt wählt er den berüchtigten Casuisten Sanchez, und beide reiten per Post nach dem Olymp. Dort gelingt es ihnen die Juno auf ihre Seite zu bringen, die ihnen Fürsprache bei Zeus verheißt. Inmittelst erfahren die übrigen Götter und Göttinnen von der Angelegenheit, und spinnen sofort Gegenkabale. Bei der nächsten Götterversammlung kommt die Sache zur Sprache. Juno versteht es den Gemahl in Flammen zu setzen.

Er brüllt, als wie ein Schweizerstier
Und sagt: „Vulkan, geh', eile
In deine Schmiede, hole mir
Zwei Dutzend Donnerkeile.“
Vulkan bracht sie mit eigner Hand.
Zeus schrie: „Es sei ganz Wien verbrannt,
Wo man der Götter spottet!“

Und ohne daß man's hindern kann
Ergreift er schon zwei Keile,
Zünd't sie an einem Wachslicht an,
Und schleudert sie in Eile.
Doch Venus ließ, schnell wie ein Pfeil,
Ihr Söhnchen pissen auf die Keil',
So daß das Feu'r erlöschte.

Venus bewegt auch die Götter, die Sache im Wege Rechtens untersuchen und entscheiden zu lassen. Merkur muß den Beklagten aus Wien nach dem Olymp holen, worauf Sanchez seines Clienten Beschwerden in lateinischen Knittelversen vorträgt, nicht ohne tiefsten Eindruck auf Jupiter. Nun aber erscheint Momus als des Beklagten Sachwalter, und vereitelt alle Bemühungen seines Gegners. Er liest der Versammlung einige Stellen aus dem corpus delicti vor, und die Götter wollen vor Lachen sterben.

Blumauer, rief nun Zeus, komm her,
Küss' mich, Dein Freund ist Jupiter,
Hast's gut gemacht, Du Schlingel:
— — — — — — —
Dicht' immer in dem muntern Ton;
Wer Dich verhöhnt ist ein Kujon,
Der Deinen Werth nicht kennt.

Geh' heim, nimm den Ovidius,
Den schleichenden Verführer,

Den Tasso, den Horazius,
Lukrezen, den Sektirer,
Den Luzian, den Juvenal,
Und travestir' die Dichter all'
So schnakisch, wie den Maro.

So lang Du lebst, so schad' in Wien
Von dieser Stund' kein Wetter.
Dein Dichtergeist ist Medizin
Für lange Weil' der Götter.
Lass' Dich's nicht reun, befleiße Dich,
Und liefre bald was Neues, ich
Pränumerir' auf alles.

Das Vaterland des Verfassers verrathen die Idiotismen, die Härte der Versification, eine Art von Possenhaftigkeit, die gewisse eigensinnige Leute Possenreißerei, eine Natürlichkeit, die sie Ungezogenheit nannten; noch charakteristischer aber ist der ächt homerische Drang, bei jeder schicklichen und unschicklichen Gelegenheit eine gute Mahlzeit oder ein Trinkgelag zu schildern. So beschreibt der Verfasser im ersten Buche eine Collation von Schinken; im dritten ein Chocoladen-Frühstück, desgleichen eine Mittagsmahlzeit; im vierten ein Dejeuner bei der Juno, von dem Virgil und Sanchez halb nüchtern, halb betrunken nach Hause wandern; im sechsten ein großes Göttersouper, und im neunten endlich ein Diner bei Blumauer, dem Merkur und die Grazien beiwohnen. Der Anhang enthält einige launige Strophen von Blumauer selbst, worin er dem Verfasser für seine Vertheidigung dankt. — Mit ungemein kräftiger Persifflage und Laune ist das im Gothaer „Theaterkalender auf das Jahr 1794" abgedruckte „Sendschreiben eines Amtmanns an das schaulustige Publicum" gewürzt, umherziehende Schauspieler und deren Accomodation betreffend. Eine Satire auf die Polygraphen war der „Versuch über die Kunst gut und viel zu schreiben, in vertrauten Briefen eines Vaters an seinen Sohn auf der Universität. Zum Besten angehender Schriftsteller, Recensenten und Buchhändler herausgegeben (Jena 1796)". Die Schalkhaftigkeit, die hier die Maske väterlichen Biedersinns anlegte, musste vornehmlich Eingeweihte fesseln. Inmittelst konnten auch Fernstehende sich nicht über die Art beklagen, wie hier die geheimen Schliche der Buchfabrikanten entnestelt wurden. — Goethe verspottete allbekanntermaßen die Natürlichkeitspoesie Friedrich Wil-

helm August Schmidt's zu Werneuchen in dem Gedicht „Musen und Grazien in der Mark“ (Schiller's Musenalm. f. 1797) auf's Ergötzlichste, allein nicht mit jeglicher Berechtigung. Denn daß, wie Karl Gödeke bündig und schön hervorhebt, in jenem kahlen und öden Gebiete deutscher Verse durch die Fülle lebendiger Wechselbeziehungen zur freien Natur dennoch ein poetischer Hauch zittert, daß diese Genügsamkeit an dem Aermsten und Einfachsten eine gewisse stille Befriedigung gewährt, wird eingeräumt werden müssen, auch daß es dem märkischen Dichter gelingt, die in seinen kleinen Bildern gezeichneten Gestalten durch eine Menge kleiner der Wirklichkeit abgenommener Züge zu beleben und zu bewegen. Gegen die vielen thränenschweren, von Abendroth und Philomelentönen sich nährenden Mondscheinpoeten ist die markige Natur jenes alles Idealismus baaren Predigers trotz Goethe's Spott wahrhaft kräftigend. „Homer und die Homeriden (Hamb. 1798)“, weder Erzählung noch Parodie im eigentlichen Verstande*), sondern Allegorie, machten sich vornehmlich über Friedrich August Wolf's Untersuchung über die Entstehung der homerischen Gedichte lustig, deren Einheit, wie Philologen wissen, die berühmten „Prolegomena“ nebst den Briefen an Heyne (1797) bestritten. Aristarch schleppt einen Schatten vor die Versammlung der Dichter, Philosophen, Gesetzgeber und Helden auf dem Parnaß, klagend, daß er ihn angetroffen wie er unter allen Schatten des Pindus ausgesprengt habe, nicht Homer, sondern ein Dutzend anderer Burschen wären die Verfasser der ersterern zugeschriebenen Gedichte. Voltaire findet diese Sache höchst bedenklich, denn man könne eben so leicht einmal auf den Einfall gerathen, die Henriade sei nicht das Werk Eines Mannes; Rousseau beruhigt ihn inzwischen mit der Bemerkung, es würde niemals ein Mensch existiren, der nicht geneigt wäre zu glauben, daß zur Dichtung der Henriade auch ein halber Mann schon vollkommen hinreichend gewesen sei. Unterdessen will Aristarch mit seinem Gefangenen zum Apoll vor Gericht; Lykurg und Solon wenden jedoch ein, daß erst gehört werden müsse, ob er nichts zu seiner Entschuldigung vorbringen könne. Und dies war denn allerdings der Fall. „Es sind ihrer viele in der gelehrten Welt, sagt der Schatten u. A., welche den Homer aus

*) Vgl. Oberd. Lit. Z. XI. 2. 516 ff.

dem Homer vertreiben wollen, und sie streiten sehr darüber, welcher am Ersten diese herrliche Entdeckung gemacht habe. Allein es habe sie nun gemacht wer da will, so bist Du doch immer selbst, o Vater der Dichtkunst, an allem Unheil Schuld! Denn zuerst musst Du doch selbst gestehen, daß Deine Gedichte viel zu schön sind, als daß ein Mensch, wenn er nicht größer ist als alle Menschen, so etwas hätte machen können. Da nun in unsrer Philosophie alle Tage bewiesen wird, daß Alles was nicht so in dem gemeinen Gange des Lebens geht, daß Jeder das Nämliche erfahren könne, nicht wahr ist; und da uns bei den vielen Dichtern, die wir haben, doch noch keiner bekannt ist, der ein Werk wie die Deinigen sind, zu Stande gebracht habe, so musst Du es schon einmal für eine in der geläuterten Philosophie ausgemachte Wahrheit halten, daß unmöglich ein einziger Mensch ein solches Werk habe vollbringen können, sondern daß es etwa wie eine ägyptische Maus von selbst entstanden ist, oder daß Mehrere pro rata daran Theil gehabt haben." Dem Einwurf, daß die Alten, ja selbst Aristarch Homer's Gedichte für ächt anerkannten, obgleich sie die Orphischen, Musäischen u. a. für unterschoben erklärten, wird ironisch entgegengesetzt: „Ihr waret, wie in Allem, so insbesondere in der Kritik doch immer nur Kinder gegen uns." Dies nimmt Alexander ungemein übel auf; er will den Anmaßenden mit dem Spieß umbringen, der den Clitus durchbohrte, und den er zur Strafe beständig mit sich führen muß. Aristarch aber bricht in förmliche Raserei aus. „Du Hirschherz und Hundegesicht", schreit er, „hältst Du mich auch für ein Kind in der Kritik gegen euch?" „ὤποποι!" antwortet der Schatten gefasst, „Du bist eine Sonne unter den Kritikern Deiner Zeit gewesen, und wärest Du in die Zeit der kritischen Philosophie gefallen, nicht ein Vers in dem ganzen Homer wäre mehr von Dir übrig geblieben." Da fragte Sokrates, was denn das für eine Philosophie sei. „Ach Sokrates! diese Philosophie ist die herrlichste Erfindung, der Stolz unseres Zeitalters. Ihr Alten waret zufrieden, wenn euch eure Philosophie dürftig einige Waffen reichte, um den Aberglauben und den Unsinn zu bekämpfen. Uns giebt unsere Philosophie Waffen gegen den Glauben und den Menschensinn selbst. Sie macht uns zu lauter Verstand." „Dann," entgegnete Sokrates, seid ihr wol nahe an der Grenze der Narrheit?" Alexander

hingegen stieß Aristoteles an, ihm vorhaltend: „Hast Du nicht auch einmal so etwas vorgehabt?“ Aristoteles antwortet: „Nahe bei; und wenn die Leute wirklich so glücklich sind, den Glauben und den Menschensinn zum Schweigen zu bringen, so mag sich unter ihnen nicht übel philosophiren lassen.“ Da rief Hesiod laut, daß der Vorige es vernehmen musste:

Μηκετ' επείτα ϑελοιμι εγω τοισὶν μετειν
Nie mehr möcht' ich, o nein! mit Leuten leben, wie diese.

Sokrates hätte gern noch mehr von dieser Philosophie erforscht, allein Aristarch forderte Homer auf, in seiner Begleitung den Lästerer vor Gericht zu führen. Homer indeß sprach gelassen:

Αφρων δη κεινος γε και ουτιδανος πελει ανηρ,
῾Οστις τοιοισι εριδα προφερηται αεϑλω.
Sinnlos müsste gewiß und keines Werthes der Mann sein,
Der um den Preis des Ruhms mit Leuten kämpfte, wie diese.

Doch Aristarch wollte schlechterdings fort. Auch Aristoteles, dem seine Poetik und Einfachheitslehre einfällt, wollte aufstehen und mit ihm gehen. Indem verkündete himmlischer Glanz Apoll's Ankunft. Pindar schritt vor ihm her, singend:

᾿Οσσα δε μη πεφιληκε
Ζευς, ατυζονται βοαν
Πιεριδων αΐοντα.
Welchen nicht liebte
Zeus, der knirschet,
Wenn er die Stimme
Höret der Musen.

Als die Gottheit sich niedergelassen, wollte Aristarch seine Klage vorbringen und der kleine Schatten bebte. Apollo aber sprach: „Schweig, ich weiß was Du klagen willst. Aber es ist nicht Frevel der Menschen, sondern Strafe der Götter, worüber Du klagst. Wisse! Die Leute haben sich an ihrem Herzen versündigt, darum schicke ich ihnen falsche Propheten, die ihnen, da sie selbst nichts Schönes machen können, auch das Schöne, das sie ererbt haben, verderben müssen! Bei denen, die nicht sündigen, bleibt Homer's Name immer unbefleckt.“ Mit diesen Worten erhob sich Apoll zum Olymp, und Pindar sang:

Αλλ' αινον εβα χορος
Ου δικα συναντομενος, αλ-

λα μαργων ὑπ' ανδρων
το λελαγησαι ϑελων,
κρφον τε ϑεμεν εσϑλων, κακοις
εργοις.
Neid begleitet den Ruhm,
Gegen das Recht: Er
Freut sich zu klappern im Munde
Hämischer Leute;
Freut sich mit loser That
Tief zu hüllen in Nacht
Alles, was schön ist.

In Verwandtschaft mit dieser Allegorie steht eine Satire, welche sich gegen Vossen's gewaltsame Eingriffe in den Sprachgebrauch bei seiner Uebersetzung des Homer wendet*). Sie führt den Titel: „Der Scholiast zum deutschen Homer, oder Journal für die Kritik und Erklärung des Voßischen Homer's. Des ersten und letzten Bandes erstes und letztes Stück. Im sechsten Jahre der Voßischen Sprachumwälzung (1798)". Das Ganze zerfällt in zwei Haupttheile, in erkläreude Anmerkungen zum deutschen Homer, welche neben lobenswerthen Einsichten in beide Sprachen viel beißenden Spott enthalten, und in dramatische Formen verschiedener Art, Voß als Uebersetzer zum Gegenstand des Gelächters machend. Dieser Theil hat hinsichtlich treffenden Witzes das meiste Verdienst. Hier findet man Göttergespräche, satirische Dramen, Epigramme, Gespräche von Kritikern aus der andern Welt, Redeübungen u. dgl., alles um Voß sich drehend und aus dessen Homer künstlich zusammengestellt, daß man oft zu heller Lache aufschlagen muß. Homer indeß spricht zu Voß, als er bei ihm in der Studirstube zu Eutin sitzt:

Aber warum, mein Söhnchen, erhub sich solch ein Gedanke (Od. 2, 364.)
Dir im Geist? — Wohlan denn, ich rathe dir, weiche mir eilig (Od. 2, 265. Il. 17, 30.)
Unter die Menge zurück, und scheue dich, mir zu begegnen. (Il. 17, 31.)
Und nun hat so ein Ding, so ein elender Wicht, so ein — Redner, (Od. 9, 515. Il. 2, 246.)
Dessen Herz mit vielen und thörichten Worten erfüllt war, (Il. 2, 213.)
Geist und Leben geraubt, und trägt die prangende Rüstung. (Il. 9, 334.)
Hätt' ich vielmehr gefunden den Tod, und das Schicksal vollendet
Dort in Aegyptos! Denn Unglück harrte nur meiner! (Od. 14, 274. 275.)

*) Vgl. Oberd. Lit. Z. XII. 1. 199 ff.

— — wieder hat dir in die Hand mich gesendet
Böses Geschick! Wohl muß ich dem Vater Zeus ja verhasst sein, (Jl. 22, 82. 83.)
Der dir wieder mich gab, — des kläglichsten Todes zu sterben! (Jl. 21, 84. Od. 23, 79.)

Endlich ziehe ich noch in unsern Kreis die mit reichlichen komischen Beispielen drapirte, im allgemeinen literarischen Anzeiger von 1799 (Nr. 448) enthaltene Abhandlung „über Uebersetzermißgriffe", und aus demselben Journal (Nr. 149—151) „über den Deus Risus der Alten". Verfasser beider Artikel war Friedrich Dominicus Ring aus Straßburg, geboren am 24. Mai 1726, gestorben den 8. Februar 1809 als Badischer geheimer Rath zu Karlsruhe. —

Der Erscheinungen auf politischem Gebiete können wir vorderhand nur wenige namhaft machen. „Der Milchtopf, ein altes Gedicht" (o. O. 1775) ist in der Hauptsache eine alterthümelnde, Ausdrucksweise und Orthographie des 15. Jahrhunderts ziemlich geschickt imitirende Satire in Knittelversen auf kleine Reichsstände, die sich mit großem messen wollen. Die „polit'sche Gespräke öwern Krieg, mit allerhand schnaaksch'n Leederkens vermengt" (Berl. 1779) haben ihr Bestes im Dialekt. „Historia des Bombardements des weltbekannten und schrecklich gefürchteten Raubnestes Algier. Von Anshelmo Marcello Thuring" (Berl. 1784) ist eine mittelmäßige Persifflage auf die verunglückte Unternehmung des Don Barcelo gegen Algier, in Knittelversen, zwei Gesängen und vier Gesprächen, von Christian August Vulpius (1763—1827). „Das Handbillet des Hanswursts, eine politische Satire" (Wien 1786, aber nur in wenigen Exemplaren verbreitet, dann bei Archenholz, N. L. u. V. I. 1. 155 ff), überweisen wir des Lesers eigener Prüfung.

Das Handbillet des Hanswurstes.

Eine Beilage zur Regierung des Hanswurstes.

Liebe, getreue Minister und Räth'
Und wer sonst in meinem Gnadenbrot steht — —

Wer nur immer die Finger kann rühren
Fängt jetzt an ein Handbillet zu scribuliren.
Will also auch ein Handbillet schreiben,
Und meine Räth' ein wenig untereinander treiben.
Weiß zwar vorher, daß's nicht viel wird nutzen,

Und daß sich manche den Hintern dran putzen —
Mit der Copia nämlich; denn's Original mit Respect
Bleibt im Archiv für d'Mäuse ein Confect.
Thut nichts — d'Welt wird doch darüber erstaunen,
Und d'Zeitungsschreiber werden's ausposaunen
Was für ein Glück so ein Land genießt,
Wo der Monarch den Räthen d'Leviten liest.
Will also in Gott's Namen die Predigt anheben
Und euch allergnädigst zu erkennen geben
Wo euch der Schuh drückt. S'ist schon lange Zeit,
Daß mich Essen, Trinken und Caressiren nicht freut.
Ihr seht selbst, wie ich von früh Morgen
Für das Wohl meiner Unterthanen thu sorgen.
Durch Steuer und Gaben wird d'Industrie erregt,
Deswegen hab' ich sogar auf d'Luft eine Steuer gelegt;
Und wenn ihr Geld alles in meine Cassa marschirt,
So geschieht's, weil's Geld nur zur Ueppigkeit verführt.
D'Bevölkerung laß ich dabei nicht aus den Augen,
Und helf ihnen wol selbst, so lang' ihre Weiber was taugen.
Kurz, ich lieb' sie, und wenn sie ihre Steuern richtig geb'n,
So laß ich sie aus Huld und Gnaden — sogar leben.
Und doch wollen meine Unterthanen ihr Glück nicht erkennen,
Und bombardiren mich mit Klagen und Thränen.
Das Saug'sind hat sogar den Respect gegen mich verloren
Und sagt mir die gröbsten Impertinenzen in d'Ohren;
Dem hat d'Parforcejagt s'Fruchtfeld zertreten —
Der ihr Mann liegt wegen einer Wildsau in Ketten;
Den andern hat's Gericht von Haus und Hof vertrieb'n,
Weil er d'Nasensteu'r schuldig geblieben, —
Und mehr dergleichen Hundsföttereien,
Mit denen sie mir täglich d'Ohren voll schreien.
Ja, ich kann nicht einmal auf's Häusl gehn
Ohne daß zehn mit einer Bittschrift dastehn.
Um also der Secatur los zu werden,
Befehl ich euch hiemit, den Beschwerden
Meiner Unterthanen abzuhelfen, so gut ihr könnt.
Das heißt: ihr müsst ihnen erklären, daß ein Regent
Kein Mensch sei; denn wir sind, wo nicht Götter,
Doch wenigstens unsers Herrn Gotts seine Vetter,
Der uns, wie's im Jure gar schön wird erklärt,
Statt seiner zum Regieren herabschickt auf d'Erd!
Wir mögen also noch so miserabl regieren,
So darf uns doch Niemand tadeln und kritisiren;
Und gesetzt auch, daß ein Regent ein Dummkopf wär'.
So bleibt er doch von den übrigen Dummköpfen der Herr.
Denn wie ich euch schon gesagt, unsre Macht kommt von oben —

Und was daher kommt muß man ehren und loben —
Kurz, wir erkennen kein Gesetz als unsern Will'n
Und keine Pflicht, die uns nicht beliebt zu erfüll'n.
Dies müsst ihr also meinen Unterthanen einzuprägen suchen,
Und sind sie, wie ich hoffe, keine Ruchen,
So werden ihnen wol die Augen aufgehn
Und sie die Narrheit von ihrem Murrn einsehn.
Dabei wär's gut, wenn ihr ihnen die Fabel erzählet
Von den Fröschen, die einen König erwählet
Der ein Stück Holz war, und der sodann
So gut regiert, als nur immer ein König regieren kann.
Die dummen Frösch' aber waren mit ihm nicht zufrieden,
Und fingen an allerhand böse Anschläg' zu schmieden;
Sie liefen zum Jupiter hin und schrien ihm die Ohren voll
Um einen andern König. Der ward endlich toll,
Und weil ihm die Narren nicht einen Augenblick Ruh gaben,
So sagt er: Gut! ihr sollt einen andern König haben,
Und da hat er ihnen im Zorn einen Storchen geschickt,
Der sie in einer Nacht mit Haut und Haar geschlückt.
Durch diese Fabel könnt ihr meine Unterthanen,
Falls ihr keine Ochsen seid, zur Geduld ermahnen.
Wenn ihr ihnen nämlich auf gute Art probirt,
Daß ich's Stück Holz und mein Nachfolger der Storch sein wird.
Meine Unterthanen sind nicht vor den Kopf geschlagen,
Und werden gern ihre Last wie d'Mühlesel tragen,
Sobald sie nur denken an's grössere Ungemach;
Denn d'Fabel lehrt: es kommt selten was Bessers nach.
Ihr habt hier also meinen Willen vernommen —
Ich hoffe, ihr werdet demselben getreulich nachkommen:
Denn hör' ich von meinen Unterthanen noch eine Klag',
So heißt mich was, wenn ich euch nicht zum Teufel jag'!
Und nun will ich schließen. Es plagt mich der Durst.

Ich bin,

Liebe, Getreue

Euer affectionirter Hanswurst.

Blos theilweise empfehlen sich: „Satirische Skiographien für Freunde der Wahrheit und Politik. Philadelphia [Wittenb.] 1797". In „Saul II., genannt der Dicke, König von Kanonenland" (Berl. u. Potsd. [Erfurt] 1798) verzapfte der talentvolle und fruchtbare Roman- und Schauspieldichter Johann Friedrich Ernst Albrecht aus Stade (1752—1816) eine Sorte von Spott gegen den König Friedrich Wilhelm II. von Preußen und dessen Regierung, welche nur wenig wählerischer Geschmack mit Befriedigung hinnehmen konnte. Von allen auf diesem Ge-

biete jetzt zu nennenden Hervorbringungen aber ist die bedeutendste: Ratschky's „Melchior Striegel, ein heroisch-episches Gedicht [in 6 Gesängen] für Freunde der Freiheit und Gleichheit" (Wien 1794/95. Leipz. 1799.). Man pflegte es bisher als Spottgedicht auf die französische Revolution zu bezeichnen. Allein nicht gegen deren Berechtigung, nicht gegen den großartigen Charakter jener Bewegung an sich ist es gerichtet, sondern vielmehr gegen die allerdings mit jeglicher gewaltsamen Katastrophe verbundenen lächerlichen und jämmerlichen Ausartungen. Es faßt den Heroismus der Zeit in der kehrseitigen Erscheinung, auf der Folie kleinlicher Motive und kleinlicher Resultate. Die vom Dichter dabei gehandhabte Waffe des Witzes bedünkt uns oft eine sehr verbrauchte und wohlfeile; indeß täuscht uns die eigene Schule, die wir besonders seit 1848 durchlaufen. Unvermeidlich ist, daß man das Gewöhnliche unserer politischen Laufkorbjahre irrig auf jene Zeit übertragend die reiche Ader des originellen Witzes und übersprudelnder Laune der Striegeliade zu verkennen geneigt wird. Der von feigen und freiheitsfeindlichen Gemüthern ihr freigebigst gespendete Beifall mag übrigens am meisten verschulden, daß sie, eine unserer besten komischen Dichtungen überhaupt, dermalen kaum mehr als dem Namen nach bekannt ist.

Der Leser wird hier in den ersten Gesang vom 40. Verse an, und in den zweiten vom 181. bis 336. eingeführt.

Erster Gesang.

— — — — — — —

An Deutschlands südsüdöstlichem Rand
Liegt, noch durch keinen Büsching verrathen,
In einem Kessel von hohen Karpathen
Das durch sein Kommerz mit dem Honigseim
Des Apfelmosts blühende Schöpsenheim.
Hier hauste seit Jahren Herr Willibald Striegel,
Inhaber des Gasthofs zum rothen Igel,
Und wegen der stattlichen Corpulenz
Des Schmeerbauchs und seiner Omniscenz
Im unerschöpflichen Fache der Pitte
Amtsrichter des Dorfs ad dies vitae.
Die Weisheit und Klugheit, mit der er den Staat
In guten und schlimmen Zeiten vertrat,
Erwarb ihm vom Pater Fink, dem jocosen

Herrn Pfarrer des Orts, den gloriosen
Beinamen Pater Patriae.
Mit Ruhm gekrönt, und von der Fee
Fortuna mit Baarschaft so reichlich gesegnet,
Als hätt' es Dukaten bei ihm geregnet,
Dünkt er in seinem Amtsdistrict
Sich Königen gleich, und war beglückt.
Sein Schöpfenheim war ihm ein Otaheite,
Ein Eldorado, und nannten's die Leute,
Die ihn zuweilen am Kirchweihfest
Besuchten, ein elendes Ratzennest,
So lief vor Aerger die Gall' ihm über.
Kurz, Cäsar's bekanntes Sprüchlein: Lieber
Der erste im Dorf als der zweite in Rom!
War ihm ein politisches Axiom.

Nicht minder zufrieden mit ihrem Loose
War seine geschäftige Baucis, Frau Rose.
Die Sorgfalt, daß das Zinn hübsch blank
Gescheuert war, und im Speiseschrank
Die Mäuse nicht nisteten, nebst der Verwaltung
Des Hühnerhofs, der Aufrechterhaltung
Der weiblichen Zucht und dem steten Bemühn,
Durch eine strenge Disciplin
Den Zwietrachtsgeist unter den Sanscülotten
Des Heerds und des Waschtrogs auszurotten,
War, seit sie das Küchenkommando bekam,
Das einzige, was sie zu Herzen sich nahm.

Aus dieses trauten Ehpaars Liebkosung
Entstand, berufen zum Herold der Losung
Der Freiheit und Gleichheit des Menschengeschlechts
Und des im Naturstand gegründeten Rechts
Der Sänftenträger und Ochsentreiber,
Der Scherenschleifer und Hökerweiber,
Mein Wunderheld, Namens Melchior.
Zum Zeitpunkt seiner Geburt erkor
Des Schicksal die letzte Fastnachtswoche
Zwei Dutzend Jahre vor jener Epoche,
Als, von dem heftigen Paroxism
Der neuen Krankheit, genannt Civism,
Ergriffen, auf einmal das rappelköpfisch
Gewordne Paris mit sauertöpfisch
Ernsthaftem Gesicht, wie es Cato schnitt,
Das republikanische Steckenpferd ritt,
Und Völkern, die es sonst frisirte,
Die ächte Regierungskunst docirte.

Nach der bewährten Erziehungsart
Der weislichen Urgroßmütter ward,
Gleich einem seltnen exotischen Schößling
Im Treibhaus der hoffnungsvolle Sprößling
Des weltberühmten Strieglischen Stamms
Als Säugling (geschnürt in ein dichtes Wamms,
Gefüttert mit süßen Zuckerplätzchen.
Und überhäuft von unzähligen Schmätzchen)
Mit zärtlicher Sorgfalt gehegt und gepflegt.
Das ganze Haus ward aufgeregt,
Um jeder Laune des kleinen feisten
Trotzköpfchens stracks Genüge zu leisten,
Und nichts, was dem lüsternen Gaumen behagt,
Blieb je dem geliebten Abgott versagt.
Wüchs' es auch auf den kanarischen Inseln
Und noch viel weiter, so durft' er, wenn Winseln
Nicht half, nur aus voller Kehle schrein,
So musste sein Wille befriediget sein.

Acht Jahre blieb er im vollen Besitzthum
Der Jugendfreiheit, und zeigte, so blitzdumm
Er auch sich beim ABCbuch benahm,
Sobald er nur auf die Gasse kam,
Als Meister sich in den Rudimenten
Der Raufkunst, und wenn es Gäns' und Enten
Zu jagen, und Schweine zu hetzen gab,
Gewann er's allen Jungen ab.
Um nun so unverkennbare Gaben
Des Geistes nicht fruchtlos zu vergraben,
Beschlossen Herr Striegel und sein Gespons,
Auf ihres trauten Herzenssohns
Erziehung den letzten Heller zu wenden,
Und ihn auf die hohe Schule zu senden.
Flugs nahm man mit Vater Finks Consens
Ein Kraftgenie, das unversehns
Mit seinem Bündel durch Schöpsenheim trollte,
Und alles konnte, was man nur wollte,
Als Melchiors künftigen Mentor in Sold.
Beglückte Wahl! denn Wunderhold
(So hieß der Mann) hatt' im ultima Thule
Des römischen Reichs auf einer Schule
Der Pädagogik das neue System
Kunstmäßig erlernt, wie man ganz bequem
Aus Ignoranten in wenigen Monden
Allwisser macht, die Paris und Londen
Mit ihren berühmten Akademien
Hervorzubringen umsonst sich bemühn.

Sein Grundsatz war: Viel Lernen ermüde
Die Wißbegierde des Lehrlings, und schmiede
Den Geist in Fesseln. Unverhunzt
Von ängstlicher Erziehungskunst,
Gelange die Jugend, vom Selbstgefühle
Geleitet, viel früher und näher zum Ziele,
Und alles Gängeln und Modeln sei
Ein Hochverrath an der Natur, wobei
Der Lehrer sich sammt dem geplagten Kinde
In einem gewaltsamen Zustand befinde.

Durch solche Floskeln zu jeder Licenz
Berechtigt, und seines Temperaments
Sulphurischem Feuer sich ohne Zügel
Ergebend, lebte der junge Striegel
Mit Wunderhold innigst zufrieden dahin,
Und beide waren ein Herz und ein Sinn.
So sieht man vertraut zwei Vokale in einen
Sich unter dem Namen Diphthong vereinen.

Zur Herzensfreude der Aeltern zog
Nun Melchior und sein Pädagog
Mit ihm, auf die Pflanzstadt der Gelehrten,
Wo man von lockern Schulgefährten
In Extrastunden für billigen Preis
Oft mehr lernt, als der Professor weis.
Hier übt' er sich durch vier mal vier Jahre
Mit Eifer im amo amas amare
Und im berühmten quae maribus,
Ward nachher Rhetor und Logicus,
Verwandte sich sehr auf das Jus Naturae,
Und haschte dann beim Examen ex Jure
Civili sowohl als Gentium
Ein stattliches Testimonium.
Der öftre Transport von fetten nnd schönen
Rebhühnern, Fasanen und Schnepfen, an denen
Frau Rose den Mägen der Lehrer es nie
Gebrechen ließ, erspart' ihm die Müh',
Die übrigen Schüler durch Kopfzerbrechen
Und Federkäun aus dem Sattel zu stechen.
Indessen wurde nach und nach
Der Schöpsenheimer Telemach
Durch Fügung der ihm holden Gestirne
Von seinem Mentor (in dessen Gehirne
Der ungestüme Poltergeist,
Der insgemein Demagogik heißt,

Seit längerer Zeit gewaltig spuckte).
Belehrt, was bisher man schrieb und druckte,
Und lehrt' und glaubte, sei bloßer Quark:
Der Stein der Weisen, des Wissens Mark
Steck in den politischen Wunderblättern
Der Franken, wo man den Erdegöttern
Und ihren Satelliten den Text
So wacker liest, daß, wie behext,
Die Sterblichen alle verstummen und staunen,
Und höchstens ein Wörtchen in's Ohr sich raunen.
Von Stund' an war Striegel des Lernens satt:
Sein Studium war nun ein Zeitungsblatt,
Das er von dem Geld, das die öfters genannte
Frau Rose freigebig für Bücher ihm sandte,
Aus Frankreich verschrieb, und so gierig verschlang,
Als wär es Manna. Es währte nicht lang,
So glich ihm an Königshaß kein Jakobiner.
Sein Abgott war Chabot, der Excapuciner,
Dann Marat, des Volkes Busenfreund.
Auch Manueln den erbitterten Feind
Der heil'gen drei Könige, nebst dem Bräuer
Und Feldherrn Santerre hielt er werth und theuer.
Nicht minder gefiel der edle Trotz
Des biblischen Anacharsis Kloots,
Des muthigen Redners des Menschengeschlechtes.
Was diese sagten, war ein ächtes
Orakel vom delphischen Dreifuß für ihn,
Und, ihnen gleich, hieb, beispiellos kühn,
Sein Mund die Fürsten bei einer Kanne
Voll Mosler zu Dutzenden in die Pfanne.
So metzelt' im grauen Alterthum
Ein Eselskinn unter Philistern herum.
Die antimonarchischen Diatriben
Des enthusiastischen Striegels blieben
Nicht lang ein Geheimniß. Fama eilt,
Sie kundzuthun, und Parteigeist theilt
Die Stimmen. Die Gönner der Tyranniciden,
Die wegen des Sprüchleins der Mäoniden:
Εἷς κοίρανος ἔστω, εἷς βασιλεύς!
Im Recensententon Bavs und Mävs
Den alten Griechen heruntermachen,
Vergleichen ihn mit den beiden Gracchen,
Mit Brutus und Gott weiß mit wem:
Allein die Herren vom alten System
Vermaßen sich der bekannten Phrase,
Es fehl' ihm fünf Finger hoch über der Nase.

Zwei Helden kennt der Leser nun schon:
Itzt schreit' ich zur dritten Hauptperson.

Mit Melchiorn und dem Pädagogen
War noch ein Ehrenmann ausgezogen,
Der, ob er im Strieglischen Hause zwar
Roßwärter nur und nichts weiter war,
Und nun bei dem jungen Erbfeind der Fürsten
Das Amt, die Kleider rein zu bürsten,
Und Schuh und Stiefel zu wichsen, vertrat,
Nichts desto weniger Thaten that,
Womit ich gesinnt bin, nicht hinter dem Berge
Zu halten. Georg (schlechtweg Görge)
Krummschnabel benamst ihn sein Taufcreditiv:
Gewöhnlich aber, wiewol abusiv,
Hieß man ihn immer den Schneckenbereiter,
Ameisenritter und so weiter.
Aus einem kürbismäßigen Kopf,
Gestützt auf einen elastischen Kropf,
Und einem Schlotterbauch, strotzend von Talge,
Der einem gigantischen Blasebalge
In mehr als einer Rücksicht glich,
Bestand sein animalisches Ich.
Sein Wissen erstreckte sich auf die Regeln
Der unvergleichlichen Kunst zu kegeln,
Und auf die herkulische Kunde des Stalls.
Im Uebrigen war er am Gräul des Verfalls
Der Sitten und Staaten mit nichten schuldig,
Genügsam, züchtig und geduldig,
Ein Freund des alten Kirchengebrauchs
Des Hexenbanns und Gewitterrauchs,
Nebstbei stets munter und in der Schenke
Berühmt durch allerhand Schnaken und Schwänke,
Auch auf dem Schlachtfeld ein Held voll Bravour,
Doch menschlich dabei, denn er durfte nur
Blut fließen sehn, so brach ihm der Schweiß aus,
Und weislich nahm er beizeiten Reißaus.
War aber, was man wagte, blos
Ein Faustschlag oder Rippenstoß,
Und konnt' er dadurch ein paar Groschen erhaschen,
Um sich beim Wirthe die Gurgel zu waschen,
So gab er nicht leicht das Fersengeld,
Und zog selbst wider den Teufel zu Feld.

An diesen würdigen Candidaten
Des glorreichen Ordens der Dulokraten

Vertheilte bei Gründung der Republik
Der Schöpfenheimer das Geschick
Nicht eine der geringsten Rollen,
Und soll einst, wie wir nicht zweifeln wollen,
Der Freistaat Schöpfenheim neben Athen
Und Rom in den Weltannalen stehn,
So werden Kind und Kindskind es lesen,
Daß Görge mit unter den ersten gewesen,
Die Hand an's Werk gelegt; denn es ward
Durch ihn in Wunderhold's Gegenwart
(Begleitet von einer mystischen Schachtel,
Die wenigstens mit einem Achtel-
Pfund dreifach gefärbten Siegelwachs
Sorgfältig verklebt war) eines Tags
Dem Sohn der Frau Rose das Schreiben behändigt,
Das endlich, wie uns die Geschichte verständigt,
Des zögernden Helden Freiheitsdrang
Zur Reife bracht', und also klang:
„Heil dir, ruhmwürdiger Beschirmer
Der Freiheit und Gleichheit! Heil, edler Bestürmer
Des Vorurtheils der Unterthanspflicht
Und knechtischer Ordnung! Es werde Licht,
Scholl's aus dem Munde der Demagogen,
Und sieh! der Erde Bewohner erwogen,
Daß eigentlich dann erst die Menschheit florirt,
Wenn niemand gehorcht, und jeder regiert.
Die Welt ist erleuchtet, die Menschen sind mündig,
Und ihrer ursprünglichen Rechte kündig.
Schon sinken und stürzen fern und nah,
Erschüttert vom magischen Ca ira,
Die tausendjährigen Throne der Kaiser
Und Könige nieder wie Kartenhäuser.
Schon schütteln die Völker Sattel und Zaum
Vom Rücken, und bald wird der Freiheitsbaum
Bei den Maratten und Kamtschadalen,
In Nova Zembla und in Bengalen,
In Madagascar und Paraguay,
In Lappland und an der Hudsonsbai,
Am äußersten Capo di bona Speranza
Und weiter, wo Cook nur Eis statt Land sah,
Am Senegal und Nutkasund,
Am Pico di Teneriffa und
Am Kaukasus feste Wurzeln schlagen.
Auf! säume nicht länger! nimm Theil an den Tagen
Der Wiedergeburt des Menschengeschlechts
Und am Triumph des natürlichen Rechts,

Und fördre des großen Werks Vollendung!
Zum Merkmal deiner erhabenen Sendung
Empfängst du in diesem Schächtelchen hier
Des Volksfreunds unvergängliche Zier,
Die dreimal geheiligte rothe Mütze.
Begeistert von dieses Kleinods Besitze,
(Deß Ehrfurcht erweckender Aspekt
Der Erde Gebieter von fern schon erschreckt,
Als sähen sie einen Medusenschädel)
Verbreite, des Lehnrechts alten Trödel
Verrufend, das Evangelium
Der Freiheit und Gleichheit und ärnte den Ruhm,
Dein Vaterland aus den schimpflichen Ketten
Der leibigen Sklaverei zu retten!
Laut schalle der Machtruf: Tyrannenmord
Und Völkerglück! und dein Losungswort
Sei: Fehde dem Schloß, das Wohlstand verkündet,
Doch Friede der Hütte, wo man nichts findet!"
Wer diese kühne Philippik schrieb,
Und ob er damit nur Kurzweil trieb,
Ob'r ernstlich es meinte, werd' ich im weitern
Verlauf der Erzählung gehörig erläutern.
Was man inzwischen pro hic et nunc
Zu wissen braucht, ist, Melchior sunk
Im Taumel der Wonne beinah vom Sessel.
„Traun!" rief er, „ich will sie zerbrechen, die Fessel.
In der unrühmlich mein Vaterland ächzt.
Herbei, herbei, wer nach Freiheit lechzt!
Nicht Einem allein, zwei, drei oder vieren,
Nein, allen und jeden geziemt's zu regieren.
Wer ein Gesetz, das ihm nicht gefällt,
Für rechtlich und verbindlich hält,
Und andern als sich, wenn's auch nur im Schlafe
Geschähe, huldigt, ist ein Sklave,
Ein Speichellecker, der den Werth
Der Menschheit frevelhaft entehrt,
Und, weil er sich zu gehorchen erkühnet,
Wie billig, eo ipso verdienet,
Daß jeder, der seiner habhaft wird,
Als vogelfrei ihn massacrirt.
O glücklichste der Metamorphosen,
Wenn jeder einst frei und ohne Hosen
Einhergeht, und alles, was leibt und lebt,
Das souveraine Haupt erhebt!
Ha! wenn dann, allerwärts schnurgleich gestutzet,
Die ganze weite Welt sich dutzet,

Und kein Tyrann mehr übrig ist,
Der, wie die Schrift sagt, die Wand bepißt,
Dann steht in der Chronik der Abenteuer
Der heldenmüthigen Völkerbefreier
Mein Name gewiß nicht untenan:
Als einem ewig unsterblichen Mann
Giebt künftig vielleicht ein Plutarch mir zum Lohn das
Gerechte Zeugniß, daß Epaminondas
Vor Alters für Theben, und Wilhelm Tell
Für Glarus, Zug und Appenzell
Nicht mehr gethan, als für Schöpfenheims Bürger
Held Melchior, der Tyrannenwürger.
Wohlan denn, Wunderhold! frisch an das Werk!
Ihr weiser Rath sei mein Augenmerk!
Auch deiner bedarf ich, mein Görge! Werde
Mit Ruhm aus einem Leiter der Pferde
Ein Leiter des Volks, der, unbeschränkt
Von Furcht, die Menschen zum Freiheitsziel lenkt!
Froh wirst du dann einst mit der Lorbeerkrone
Der göttlichen Timoleone,
Begleitet von einem Tyrannenrumpf,
Einherziehn, und alles wird rufen Triumph!"
Der Mentor, obschon er mit Leib und Leben
Bisher der Freiheit und Gleichheit ergeben
Gewesen, wollt' itzt aus der Schlinge sich ziehn:
Allein umsonst war sein Bemühn.
Krummschnabel hingegen, dem, was ihm zu Ohr kam,
Nicht klarer, als wär es chaldäisch, vorkam,
Verstand sich willig zu allem, und sprach:
„Ich meinerseits frage zwar wenig darnach,
Welch tolles Zeug das Gezücht der Nomarchen,
Melonen, Plutonden und Epaminarchen,
Wie Euer Gestrengen sie nannten, beginnt:
Falls ihrer jedoch nicht zu viele sind,
So lass' ich mich ein, und wagt es das Raben-
Gesindel, uns etwas anzuhaben,
So soll sie der Guckuck! . . . . Diese Faust
Hat manchen feindlichen Haarschopf zerzaust,
Manch' Auge mit rothen Streifen geschmücket,
Und manche Nase zum Bader geschicket,
Und war noch immer, wenn sie ganz
Allein stritt, oder in Allianz
Mit ihrem Bundesgenossen und Freunde,
Dem Prügel, zu Feld ging, ein Schrecken der Feinde."
Nach diesen und andern in gleicher Manier
Geführten Gesprächen nahm Striegel Papier

Und Feder zur Hand, und elaborirte
Das nachher in Schöpfenheim publicirte
Vortreffliche Freiheits-Manifest,
Mit dem, da er alles weit hinter sich läßt,
Was je vom Polyb bis zu Geusau erschienen,
Wir hier den Leser wörtlich bedienen
„Kund und zu wissen sei hiemit,
Daß künftighin aller Unterschied
Des Stands und des Rangs, der die Menschheit schändet,
Für ewige Zeiten sich überall endet.
Das Reich der Knechtschaft ist vorbei:
Die Menschen sind alle gleich und frei.
In diesem glücklichen goldenen Alter
Sind Grundherr, Landgerichtsverwalter,
Dorfrichter, Schulzen und Schöppen, die euch,
Ihr wackern Schöpfenheimer, gleich
Den Schafen schoren, nicht mehr und nicht minder,
Als alle übrigen Menschenkinder.
Diplom und Wappen und all' das Zeug
Sind aristokratischer Sauerteig.
Die lebenslänglichen Aemter und Würden
Sind Völkerplagen und Landesbürden,
Und laufen dem alten Document,
Das man Gesellschaftsvertrag benennt,
Und Urkund dessen wir Alles als Brüder
Gleich theilen sollen, schnurstracks zuwider.
Von nun an sei also die Schusterin
Geachtet, wie sonst die Königin:
Das Staatskleid sei fürder nicht mehr, als der Kittel,
Der Degen nicht vornehmer, als der Knittel.
Wer diesem zu Trotz von Dignität
Und Adel ein Wörtchen nur muckset, begeht
Ein crimen laesae nationis
Und wird in casu quaestionis
Zuerst um einen Kopf kürzer gemacht;
Und giebt er dann nicht besser Acht,
Zum zweitenmal, wo er nur immer gefunden
Zu werden vermag, lebendig geschunden.
So strafet das ewige Grundgesetz
Der Menschenrechte die Volksmajestäts-
Verbrecher mit unerbittlichem Arme:
Drum hüte sich jeder vor Schaden und Harme!
Gegeben im ersten Jahre des Reims
Der Freiheit und Gleichheit Schöpfenheims."
Stolz auf dies Kunstwerk seiner fünf Finger,
Und trunken vor Freude, wies Wunderholds Jünger

Es seinem Meister, der jauchzend ihm
Das Zeugniß gab, es sei höchst sublim.
Doch eh' ich erzähle, was weiter geschah, muß
Der Leser (denn paulo majora canamus)
Dem Sänger der Striegliade nun
Großgünstig gestatten, ein Bischen zu ruhn.

Zweiter Gesang.

— — — — — — — —

Und nun, o Muse der kunstreichen Dramen
Des Kreuzerspiels, nenne der Helden Namen
Die in der Taberne des goldenen Lamms
Aus Ost und West mit zerrissenem Wamms,
Beschmierten Mützen und struppichten Haaren
Gedrängt gleich Miltons Geisterscharen
Im Saale des höllischen Parlaments,
Sich sammelten, um die Quintessenz
Der Offenbarung der Demagogen
Von Striegels begeisterten Lippen sogen!
Von allen Gliedern des Strieglischen Clubs
Erwähn' ich in capite libri Procops,
Des Ausbunds aller Schustergesellen.
Als Haupt der Deisten für einen Rebellen,
Ruhstörer und Volsaufwiegler erklärt,
Und selbst durch die Suade des Stocks nicht belehrt,
Musst' er aus seinem Vaterland Böhmen
Bei Nacht und Nebel einst Reisaus nehmen.
Lang unstät und flüchtig, kam er zuletzt
Nach Schöpsenheim, und leistete jetzt
Den Rechten der Menschheit als der kühnste
Aus allen Clubbisten die nützlichsten Dienste
Nach ihm war der würdigste Monsieur le Cocq,
Ein Baderssohn aus Languedoc.
Pairs (sagt' er) und Prinzen vom Geblüte
Erwiesen ihm einst in Paris die Güte,
Ihm ihre Bärt' und ihrer Fraun
Und Kebsfraun Entbindungswerk anzuvertraun:
Auch hatt' er die Ehre, gewisse Beulen
Des Herzogs von Orleans zu heilen.
Kurz, er befand sich am Gipfel des Glücks,
Allein die Verwegenheit eines Dücs,
Der gegen ihn sich das Wörtchen Canaille
Erlaubte, verflocht ihn in eine Bataille.
Corbleu! rief er wüthend, und machte sich frisch
An's Werk mit seinem Flederwisch!
Doch da er dem Gegner im Zorne die Fuchtel

Zu tief in den Leib stieß, so zwang die verfluchte l'
Art d'égorger son prochain, wie Voltair
Es nennt, ihn zur Flucht. Er wandte nunmehr,
Weil nebst der Kunst, französisch zu grunzen,
Er auch die Sprache Teuts zu verhunzen
Verstand, sich eilends über den Rhein,
Und traf zuletzt in Schöpfenheim ein.
Hier hört' er, daß es auch in der von Tyrannen
Rings strotzenden Heimath der Alemannen
Zu der von seiner Nation
Erfundnen Regeneration
Des Menschengeschlechtes kommen sollte,
Erinnerte seines Berufs sich, und wollte,
Aus kosmopolitischem Point-d'-honneur
Beim Wiedergeburtsact als Accoucheur
Die genre humain im Vorbeigehn der feisten
Madam Germania Beistand leisten.
Ihm folgte zunächst im Range mit Recht
Veit Zagel, ein schwäbischer Fleischerknecht.
Er hatte dem gemeinen Wesen
Im Musensitz Reutlingen*) mit dem Besen
Drei Jahre lang und drüber gedient,
War dann in der freien Reichsstadt Gmünd
Zu einem so hohen Ansehen gelanget,
Daß er vor dem Thor in effigie pranget,
Und privatisirt' itzt incognito
In Striegels berühmtem Geburtsort, wo
Ein Plätzchen im Gleichheitsconventikel
Ihm ein höchst glückliches Vehikel,
Um fremde Beutel mit seinem in
Ein Gleichgewicht zu setzen schien.
Der vierte in meinem Clubbistenregister
Ist Leberecht Drischel, einst Ludimagister
In Schöpfenheim, ein wahrer Pansoph
In jedem wissenschaftlichen Stoff.
Als Staatsmann wich ihm mit seinem nosce
Te ipsum Solon, und der an der Ostsee
Docirende Kant in der Philosophei.
Trotz dieser Gründlichkeit war er dabei
Ein witziger Kopf in der strengsten Bedeutung
Des Worts. In der Neuwieder Zeitung
Steht manches politische Product

*) Außer Karlsruhe der berüchtigtste Nachdruckerort, oder, wie Ratschky sagt, „um die Verbreitung der Producte unserer beliebtesten schönen Geister vorzüglich verdienstlich."

Von seiner Meisterhand abgedruckt:
Auch liefert' er manche handgreifliche Streitschrift
Zur jüngst verblichenen Wiener Zeitschrift,
Und manches Shakspearische Ritterdram
Nebst manchem poetischen Sträußchen kam
Aus seiner stenographischen Feder.
Mit solchen Verdiensten zum Dorfskatheder
Erniedrigt, ward er, wie jedes Genie,
Ein Erbfeind der Schulpedanterie,
Kam von dem Wahlspruch festina lente
Am Ende zur Praxis des far niente,
Und machte sein Schulamt sich so bequem,
Daß man ihm den Laufpaß gab. Seitdem
Beschäftigt' er sich, dem Volk in der Schenke
Für einige Nößel vom Cybergetränke
Zu predigen, was in Paris und Genf
Passir', und seinen politischen Senf
Hinzu zu fügen, für kleine Gebühren
Gevatterbriefe zu concipiren,
Und einem vierschrötigen Abälard,
Wenn sein Heloischen ihm untreu ward,
Für etliche Batzen Heroiden
Voll O und Ach zusammen zu schmieden.
Der fünfte Clubbist war Claus Hasenfuß,
Ein peregrinirender Roscius.
Bei ihm ging, ob er's an Convulsionen
Gleich manchen tragischen Histrionen
Zuvorthat, die Kunst so sehr nach Brot,
Daß er zuletzt (o Schimpf!) aus Noth
Und Jammer bei hölzernen Skaramuzen
Genöthigt war die Lichter zu putzen.
Vor Hunger und Durst und Hypochondrie
War Hamlets To be or not to be
Sein tägliches Schalamat*), und so eben
Wollt' er durch den Strang aus der Welt sich begeben,
Als er a tempo durch Drischeln erfuhr,
Es habe in Schöpfenheim kürzlich nur
Ein Gastwirthssohn als ein neuer Heiland
Der unterdrückten Menschheit, wie weiland
Der Leidner Hans, sich hervorgethan,
Der durch sein Wort in Marcipan
Des Bettlers Haferbrot verwandle,
Und Fürsten, wie Beutelschneider, behandle,
Nebst diesen fünf stattlichen Koryphä'n.

---

*) Orientalische Gebetsformel.

Von denen im Nothfall jeder für zehn
Zu rechnen ist, zählte der Strieglische Club der
Geringeren Glieder noch praeter propter
Ein Dutzend. Sie sämmtlich nach Gebühr
Per longum et latum historisch hier
Zu mustern, bedürft' es neun eherner Zungen
Und eben so viel stählerner Lungen,
Und bloße Homerische Litanei'n
Von Namen schläfern den Leser nur ein.
Drum nenn' ich blos noch den Scherenschleifer
Scherwenzel, und Bartheln, den Dudelsackpfeifer.
Mit einem so auserlesenen Corps
Von Helden versehn, sah Melchior
Des Menschengeschlechs Regenerirung
Und aller Despoten Dethronisirung
Nunmehr für so nah und so unfehlbar an,
Als mangelt' auch nicht ein Jota mehr dran
So ist (o du, der du bald die Falten
Des innersten Herzens aus den Gestalten
Der Nasen und Waden eruirst
Und bald die Gewissen magnetisirst
O Wundermann Lavater, verzeih ihm
Und leit' ihn zum wahren ארח־החיים!*)
So ist des Messias ein Israelit
Gewärtig, oder ein Exjesult
Der Wiedergeburt der Jünger Loyolens
Die Ganganelli nolens volens
Gleich irrenden Schäfchen weit und breit
Zerstreute, doch nur auf kurze Zeit.
Bald werden sie Königen wieder ad latus
Sich setzen: bald wird durch ihren Status
In Statu von neuem (wie sich's gebührt,
Wenn's gut gehen soll) die Welt regiert.

Allgemeine Sitten und Zustände der Zeit, allgemein menschliche Schwächen und Gebrechen oder doch Verhältnisse von allgemein menschlicher Bedeutung sind das Element der nun folgenden Gruppe, in Connex gesetzt mit den vorigen Gebieten durch Aufnahme von Schöpfungen, deren äusserer Charakter zwar ihnen dort schon mehrfach Stellung anwies, welche ihnen aber zur Verhütung erschwerender Trennung und in Folge der

---

*) Orachchajim — Weg zum Leben.

innern Nothwendigkeit zusammenhängender Betrachtung vorenthalten ward, eines Zusammenhangs, der ihnen wenigstens theilweise den Stempel der erstbezeichneten Producte aufprägt.

Der Zeit nach hätten wir an Albrecht von Haller anzuknüpfen. Flögel berücksichtigte ihn in der That in seiner Geschichte der komischen Literatur; doch sein Recht dazu war volles Unrecht, denn mit der Satire finstern Ernstes, der tragischen Hoheit und Würde hat die Komik keinerlei Gemeinschaft, und jene nur fand an Haller einen Vertreter.

Erinnert man sich der Meisterschaft dieses poetisch übrigens ganz impotenten Mannes, so dürfte die Erwähnung der Schrift: „Hermes bei der Ruthe des Satyrs" (1749) von Wolrath Ungenannt (unaufgelöstes Pseudonym) beinahe drollig erscheinen, und lediglich der Vollständigkeit halben schieben wir den Titel nicht bei Seite. Sehr lesenswerth dagegen ist: „Die Nutzbarkeit und Glückseligkeit der Thoren" (1750) von Philipp Ernst Bertram, ehemaligem Pagenhofmeister in Weimar, bekannter als Uebersetzer von Batteux' Principles de littérature ou Cours des Belles Lettres. Besonders gelungen ist ihm die Geißelung gelehrter Narrheiten. Blos einzelne treffende Züge in zwar nicht durchaus correcten aber unterhaltenden Reimen bietet das „poetisch-moralisch-satyrische Intelligenzblatt" aus „Nirgendshausen" (1751). Ebenfalls blos zur partiellen Gelungenheit brachten es „die Studentenmoral" (Jena 1753) des Kriegsraths Christian Ludwig Troschel aus Berlin (1735—1802), und „der Kalender" (Jena 1753) des berühmten Numismatikers Johann Christoph Rasche aus Scherbda im Eisennachschen (1733—1805. S. I. 1, 486.) Johann Michael von Loen aus Frankfurt a. M. (1694—1776) fällt in die Kategorie der Lückenbüßer. („Ges. Schr." Frankf. 1749—52, IV. u. a, „Lob der Bankerutirer".) Unter der Form von „Träumen" (Halle 1754) schilderte Johann Gottlob Krüger aus Halle (1715—1759), vielleicht durch Moscherosch angeregt, die mannigfaltigsten Erscheinungen des äußern und innern Lebens, deren Mängel und Gebrechen er oft mit glücklichem Witze und entsprechender Heiterkeit darstellte. Man könnte, sagt Kurz, in dessen Urtheil wir hiebei einstimmen, seine kleinen Bilder, die auch durch ihre einfache und doch erschöpfende Behandlung Lob verdienen, füglich zu den Parabeln rechnen, wenn nicht die Absicht zu strafen und zu

bessern zu offenbar hervorträte. Die Darstellung ist freilich nicht ohne Schatten, insonderheit zeigt sich hie und da grelle Geschmacklosigkeit, aber das hindert keineswegs ihre Anreihung an die hervorragenden Erscheinungen der Zeit. Welches Aufsehen sie machten beweist das Erforderniß von 4 Auflagen, deren letzte (1785) Johann August Eberhard erheblicher Sichtung und Verbesserung unterwarf. Johann Gotthelf Lindner (1729—1776), uns hinlänglich bekannt (I. 1, 308), schrieb ein ironisches „Lob der Kaffeehäuser" (1761). G. Hindenberg's „moralische und satirische Versuche" (Bresl. 1762) genossen die unverdiente Ehre kritischer Vernichtung durch Lessing. Willamov's Allerlei: „eine Bildergallerie" und das Gespräch in Prosa: „der Ritter ohne Ahnen" (Magazin 1763) sollen wenigstens von Redegewandtheit zeugen, was von dem „moralisch-satyrischen Allerlei" (IV. Lindau 1764) Johann Georg Geßler's (1734—1789) keinesfalls behauptet werden darf. „Die Maskeraden" (Lübeck 1764) vertheidigten diese Lustbarkeiten satirisch, gerade als die Geistlichkeit jener freien Reichsstadt am heftigsten wider die Faschingsfeste eiferte. Die kleine Schrift ist so vortrefflich, daß deren geringe Ausdehnung (2½ Bogen) wohl bedauert werden konnte. Sonnenfels versuchte sich in Beiträgen zu einem deutschen Wörterbuche, welche sich selbst als Nachahmungen ankündigten, indeß wie mehrere seiner Artikel in Wochenschriften durch achtbare Freimüthigkeit und heitere Laune bemerkenswerth sind. (Ges. Schr. Wien 1765, I., nicht identisch mit der Ausg. 1783—87.) Joachim Heinrich Campe's (1746—1818) „Satyren" (Helmst. u. Magdeb. 1768) gehören zu den Kleinigkeiten, die man nur mit Rücksicht auf anderweitige Leistungen und sonstige Bedeutung eines Mannes vom Staube der Vergessenheit etwas befreit. Und Campe war ja, wie jedes Kind weiß, ein baumlanger pädagogischer Wegweiser, dem noch heute mancher Dorfschulmeister päpstliche Unfehlbarkeit vindicirt: jedes Kind, sage ich, denn noch immer zwingt man unsere Jugend die längst abgestandene Kalteschale seiner von vornherein geschmacklosen Zubereitung des Defoeschen Robinson Crusoe zu schlürfen. Albrecht Friedrich Gustav Rautenberg, gestorben 1780 als Kriegssecretair in Hannover, veröffentlichte ohne seinen Namen „moralische und satyrische Versuche" (Leipz. u. Zelle 1771) von denen einige ganz vorzüglich,

andere aber für unser Verständniß zu localer Natur sind. Die Wesensmerkmale der Satiren Gottlieb Wilhelm Rabener's (1714—1771) haben wir schon gekennzeichnet. Wir sahen in ihnen keine Quelle rieseln, der wir durstgestillt gleich des Tarentinus Aristokles einen Becher weihen mochten. Ganz und gar entfernt von einer Verkennung seines Talents, das freilich bei Weitem nicht an das eines Liscow hinanragte, erklärt sich der große Beifall, den er gefunden, nicht sowol durch den Inhalt seiner Satiren, obgleich ihnen die Hütung der damaligen socialen Empfindlichkeit und Gesinnungsschwäche, welche ihm wunderlich genug spätere Kritiker zur Entschuldigung anrechneten, außerordentlich zu Statten kam, vielmehr durch die Leichtheit und Correctheit der Schreibart. In dieser Hinsicht mögen sie — um es zu wiederholen — fruchttragende Erscheinungen gewesen sein. Wer ihn jedoch den deutschen Swift nannte, kannte oder verstand Swift nimmer. Seine Satiren (Leipz. 1751—55, VI. 8. Aufl. 1764. 10. Aufl. 1772. Werke durch C. F. Weiße 1777, VI.) unter einander bemessen, gebührt übrigens so mancher kleinen Piece eine Auszeichnung, welche am mindesten herausgehoben worden. Dahin rechne ich die beiden Briefe der „Klage wegen der kurzen deutschen Schreibart," deren erster in der ursprünglichen Fassung (Belust. d. Verst. u. Witzes Jahrg. 1741) gelesen werden mag.

Hochedler Herr,
Hochgeehrtester Herr,

Welchergestalt Eure Hochedlen gleich Anfangs derer Belustigungen des Verstandes und Witzes, daß alle muntere Köpfe dieses großen deutschen Reichs die Freiheit haben sollten, diese Sammlung durch ihren Beitrag zu befördern, hochgeneigt, und günstig erlaubt, nicht minder, daß Denenselben sie bie wohlgerathenen Proben von der Stärke ihres Geistes, und der Gründlichkeit ihres Verstandes zur Bekanntmachung anvertrauen möchten, zugleich ersucht: Solches muß Ew. Hochedlen noch wohl erinnerlich sein, erhellet auch aus der Vorrede de dato Leipzig, den 1ten des Heumonats 1741 pag. 15 allenthalben in mehrerm.

Nachdem nun von meinem hochgeehrtesten Herrn hierdurch ich befehliget zu sein glaube, dasjenige, so zur Ausbesserung der deutschen Sprache dienet, treufleißigst und pflichtschuldigster Maßen beizutragen, mithin den Vorwurf mit Grunde nicht befürchten darf, quod culpa sit, immiscere se rei ad se non pertinenti, l. 36. D. de R. I., wenigstens wider den klaren Inhalt der Gesetze laufen würde, wenn Jemand, daß ich mir diese Freiheit nehme, übel deuten wollte, quia quotiens

dubia interpretatio libertatis est, secundum libertatem respondendum erit, l. 20. ibid., und aber in denen bisherigen Monaten obmentionirter Belustigungen ich mißfällig wahrnehmen müssen, daß dieselben uns zwar von verschiedenen Arten der Gelehrsamkeit Regeln und Proben mitgetheilet, im Gegentheil, wie die Schreibart männlich und bündig einzurichten sei, nicht alleine geflissentlicher Weise keine Anleitung gegeben, eius enim est non nolle, qui potest velle, Ulpianus I. 1. ad Sabin., sondern auch zum mehresten solche Stücke uns vorgelegt, in welchen oftermals die gründlichsten Sachen durch eine widrige Schreibart ekelhaft, die Leser bei denen bündigsten Beweisen durch eine verdrüßliche Weitläufigkeit müde gemacht, und dasjenige in fünfzig Perioden eingehüllet worden, was doch auf die angenehmste und deutlichste Art in einem einzigen Satze vorgetragen werden können, sollen oder mögen iniustus enim videtur, qui per ambages exponit, quod una formula comprendere potest, Pyrrhus Mauritius, de Satisf. et fidej. Et illa actio est optima, quae brevissima, vid. Lanfrancus de Oriano, de dilat. cf. Mantico de convent. it. Loriottus de transact. et Caccialupa de off. advoc.,

Als habe Ew. Hocheblen solches ich nicht bergen mögen, mit dem Ermahnen, Sie wollen, daß solchem allem abhelfliche Maße gegeben, und die bisherige weitläufige Schreibart geändert, auch alles in einer beliebigen Kürze abgefasset werden möge, gebührende Sorge tragen, oder, entstehenden Falls, daß ich dieserhalb nach gegenwärtiger Probe eigene Regeln entwerfe, und Denenselben zur Bekanntmachung schierstkünftig übersende, Sich unfehlbar gewärtigen. Und Denenselben bin ich übrigens angenehme Freundschaft zu erweisen, vor die Person stets willig.

Der ich verharre

Ew. Hocheblen

ergebenster

Meissen, CAJUS JAVOLENUS
den 9. November J. U. D. Advocatus et Not. Publ.
1741. Caes. cor. Reg. El. immatr.

Karl Emil Freiherr von der Lühe (1751—1801) war als Hymnendichter begabter denn als Satiriker, so weit die unvollendet gebliebene, in Prosa mit eingestreuten Versen geschriebene „Dunciade der Teutschen" (Leipz. u. Helmst.) das Kriterium dafür abgiebt. Höchst roh sind die „Lieder für die Söhne der Dummheit" (Meropolis [Marb.] 1774), welche unerwähnt gelassen, wäre nicht hie und da irrthümlich Heinrich Leopold Wagner (I. 1, 564.) als Verfasser genannt worden. Der wirkliche Verfasser war der unter den Epigrammatisten aufgeführte Heinrich Wagner aus Cassel (I. 2, 155). Immer noch lesenswerth, obgleich in meist entlehnten Umrissen, bisweilen auf Kosten der

Sprachreinheit bewerkstelligter Versification, sind die „moralischen mit Scherz untermischten Versuche" (Straßb. 1774). Leider ist aber auch bei einigen Satiren die Bedeutung nicht mehr zu entziffern. „Diogenes in ** oder satyrisch-moralische Maculatur" (Berl. 1774) hat verschiedene beifällige Stimmen erworben, wir konnten jedoch zu keiner Einsicht derselben gelangen. Wilhelm Friedrich Hermann Reinwald aus Wasungen im Meiningenschen, zuletzt Rath und erster Bibliothekar in Meiningen (1737—1815), verdient um das Studium der skandinavischen Sprachen, opferte auch auf dem Altare der Musen, und legte dort u. a. „poetische Launen" nieder (Frankf. u. Leipz. 1776, mit Briefen und Miscellaneen vermehrt Dessau 1782), welche mehr Beweglichkeit und künstlerische Abrundung zu wünschen übrig ließen. Das Beste darunter ist das Gedicht über die Wirkungen des Humors. Blum's gepriesene Epistel an den Rittmeister von Bismarck („Sämmtl. Ged." Leipz. 1776 II. 324 ff.) ist nur theilweise und obenein sehr matte Satire gegen das Officierleben im Frieden. Schilderungen der Wiener Sitten, wie sie einem simpeln Tropf aus der Provinz in Aug' und Ohr fielen, entwarf in burlesker Bauernsprache, mit erfreulicher Beobachtungsgabe, keinem geringen Witz und oft juvenalischer Schärfe, Joseph Richter unter dem Titel: „Briefe eines Eipeldauers an seinen Herrn Vettern in Kakran über d'Wienstadt" (1778—1797, 40 Hefte), Daran schloß sich: „Die Wahrheit in Maske" (Wien 1798, 4 Hefte) worin man aber den Verfasser jener Briefe vergebens wieder sucht. Niemand erwartet solch' fruchtloses Ringen nach Witz und Humor, wie es hier wahrgenommen wird. Auch seine Briefe des „wieder aufgelebten" und „jungen" Eipeldauers (Wien 1799—1813, fortgesetzt bis 1821 von Gewey und Bäuerle), zeigten nirgend Wiedererwachung oder Verjüngerung des alten Geistes, im Gegentheil unverkennbare Symptome der Schwäche und des Absterbens. Reinhold Lenzens „Matz Höcker, Schulmeister in B. im St—l, an die Damen, die Kunstrichter, und an's ganze menschliche Geschlecht; eine Chrie, von dem Verfasser selbst unter beständigen Gesticulationen der linken Hand in einer zahlreichen Gesellschaft vorgelesen" (Flüchtige Auff. Zürich 1776. Werke II. 310 ff.) — hat weder die eigentliche Tendenz der Satire noch der Invective, sondern ist eine derbe grotesk humoristische Abstriegelung der

falschen Cultur in Kunst, Wissenschaft und Leben, unter glücklicher Anwendung zwangloser hanssachsischer Versart.

Ein Schulmeister bin, Matz Höcker genannt,
Bin fleißig gewesen, ist Gott bekannt,
Drum darf, Gottlob! mich jetzund nicht entblöden,
Mit meiner gnädigen Herrschaft zu reden.
— — — — — — — —

Also denn, gnädige Frauen verzeihn,
(Die Herren schließe hier mit ein,
Wie es die Mode thut mit sich führen),
Wenn mich verfehle im Deklamiren,
Und anbei noch was schüchtern thu,
Wegen meiner zerrissnen Schuh.
Und nit viel Capriolen darf schneiden,
Weil meine Finanzen es nit wohl leiden,
Wie der Philosophus Sokrates that,
Als er getanzt beim Kallias hat.
— — — — — — —
— — — — — — —

D'Bücher nu 'nd die Gesellschaften heuer,
Sind oder gar schlecht oder gar theuer,
Bin hie und da doch rumgekommen,
Habs aller Orten so vernommen,
Der Nachdruck und die Buhlerei'n,
Sagt man, sie sollen Schuld dran seyn;
Und weilen die Bücher doch s'Oel sollen geben,
Zur Gesellschaft und bürgerlichem Leben,
Meint ich, die hohe Obrigkeit
Steuerte der Landplag zu rechter Zeit,
Sonst die Gelehrten, die recht studiren,
Alle müssen Hungers krepiren.

Hab auch Bücher ohn' Ende gesehn,
Alle gedruckt und gestochen schön,
Süßer Wörter und Strich' die Menge,
Brachten mir allen Verstand ins Gedränge,
Daß ich am Ende, wie 'ne W—laus
Gar nit wüsste ein oder aus.
Habe des Specks so viel gefressen,
Verlor allen App'tit zum Essen,
Dankte Gott und meinem Bart,
Daß ich im Dorf Schulmeister ward.
— — — — — — —
— — — — — — —

Hätt' ich viel Geld zusammen geschrieben,

Ging ich aufs Dorf, ein Maibel zu lieben,
Weil man eure grünen Augen in der Stadt,
Und Wallnußgesichter doch nicht gern hat.
Und wär' ich ein altes Maibel geblieben,
Ging ich aufs Dorf, einen Schulbuben lieben,
Kauft ihm Kleider und Näscherei'n,
Würde gewiß erkanntlich seyn.
Ließe die Gecken darüber lachen,
Die sonst nix g'scheiders wissen zu machen,
Und sich cultiviren krumm und blind,
Bis sie selbst zum Gelächter sind
— — — — — — —

Hier findt ihr auch noch Wörter regieren,
Die ihr längst thätet verbannisiren,
Und euern Umgang gemacht so arm,
Wie eine Dorfgeig' mit einem Darm.
Hier nimmt der Leib und seine Glieder
Sein' alten freiherrlichen Rechte wieder.
Hier ist unserer Dirnen Brust
Noch der Augen und Ohren Lust,
Hier steht man ohne Respect auf den Füßen,
Darf Nahrung und Kleid nit verbrämen, versüßen,
Rücket den Strohhut über das Ohr,
Als ein Biedermann herzhaft hervor,
Denkt nit an die verwandten Ideen,
Darf dem Schelm auf d'Perücke sehen.
— — — — — — — —

Bei euch wird die Liebe so geistlich getrieben,
Plato selbst wird confus bei euerm Lieben,
Ihr pfeift stets feiner und höher hinaus,
Und pfeift sie am Ende zum Schornstein 'raus.
Ist das ein ewiges Reimen und Singen,
Ein ewiges lächerliches Feilschen und Dingen,
Jeder des andern im Herzen lacht,
Wenn er ihn treuherzig gemacht.
Die Herren wollen nur ihren Stil exerciren,
Die Dames wollen für schön passiren,
Und käm' man bis auf den Herzensgrund,
Sie liebten sich beide wie Katz und Hund.
Bei uns ein Handdruck, ein Stoß mit'm Knie
Ist unsre ganze Poesie. (2c.)

Sein Fragment: „Menalk und Mopsus, eine Ekloge nach der fünften Ekloge Virgils“ (Werke III. 67 ff.) spottet der Unberufenen, die sich in der Kunst an Alles wagen, und

„— — — — — von Idealen
Die Genitalien nur malen."

Ein solcher Unberufener war auch Innocenz Wilhelm von Beust aus Schwerin, weiland gothascher Landkammerath und Mitglied der deutschen Gesellschaften zu Göttingen und Jena (1736—?). Seine „satyrisch=moralischen Gedichte" (o. O. 1777) sind fischblütig, marklos, vergleichbar in welkem Schooß gezeugten und im Siechenhause gebornen Kindern, deren Dasein mit der Greisenhaftigkeit beginnt. Demohnerachtet fanden sie gefällige Pfleger und Lobredner, so daß sie ihr Leben durch vier Auflagen schleppten, jedesmal frisch geputzt, geschminkt und mit Schönpflästerchen beklebt, und doch nie mehr als pathologische Präparate. Welch' eine Wohlthat, von diesem Chaussée-Steinklopfer in die Heimstätte eines Benvenuto Cellini zu gelangen, ich meine den geistreichen Fragmentisten Helfrich Peter Sturz aus Darmstadt (1737—1779). Von jenem zu ihm nur ein Schritt, ein Griff für uns, und dennoch eine wahre Himmelfahrt! Leider können wir nur wenige von seiner Meisterhand gefasste Edelsteine unserer Sammlung anordnen; aber auch diese wenigen sind Beweise feiner Beobachtung, leichtbeweglichen und gleichwol gehaltvollen Witzes und einer ihn den besten deutschen Prosaisten zugesellenden Musterhaftigkeit und Eleganz der Darstellung, deren den Franzosen abgewonnenes, damals ungewohntes Parfüm so berauschte, daß ihn Viele allen übrigen großen Schriftstellern vorzogen, in ihm den ersten erkennend, den man den Nachbarn am andern Ufer des Rheins entgegen zu setzen vermöge. Gesammelt erschienen seine Schriften Leipz. 1779—1782. München, Frankf. u. Leipz. 1785. Leipz. 1786. II. Ich verweise auf die zwei letzten Ausgaben, da mir die erste nicht zu Gesicht gekommen. Nach der Zeitfolge treten an uns zuerst die „Menechmen oder zwey Wochenschriften von gleicher Statur in vier Aufzügen. Mit einer Liste von Druckfehlern und einem Titel, vielleicht auch mit einer Vorrede versehen, und des Spaßes wegen dem Publicum Preis gegeben" (Kopenhagen 1767. Werke 1785. II. 14—67. 1786 weggelassen): eine Satire auf die Kopenhagener Wochenschrift „der nordische Sittenfreund". Aus eigenster Erfahrung entstammte das „Fragment aus den Papieren eines verstorbenen Hypochondristen" (Deutsch. Mus. 1776. II. 595—600. W. 1785. I. 164—171. 1786. I. 338—352), worin

die verschiedenen ärztlichen Heilmethoden aufgezogen werden. „Die Mode" (Deutsch. Mus. 1776. II. 601 ff. W. 1785. II. 227 ff. 1786. II. 355 ff.), eins der vier in Versen behandelten Stücke, erklärt sich durch sich selbst. Dann der kleine satirische Aufsatz: „Herrn Paridon Zeisigs Klageschrift an das Publicum", des Kaufmannes, der seit manchen Jahren keinen Aufwand und keine Mühe gescheut, sich über seinen Stand zu erheben (Deutsch. Mus. 1778. II. 548 f. W. 1785. II. 320 f. 1786. II. 349 f.). Und letzlich: „Briefe eines deutschen Edelmanns, der auf dem Lande durch zwei theuer verschriebene Hofmeister gebildet ist, und nun der Nation in der Fremde Ehre macht" (Deutsch. Mus. 1778. II. 86 ff. 1—3. Br. W. 1785. II. 322 ff. 1786 weggelassen). Von diesen (fünf) köstlichen kleinen Bildern, die nichts weniger als Caricatur des ehemaligen Krautjunkerthums sind, sondern durchaus charakterisirend, halten wir dem Leser die vier ersten Zug um Zug vor.

1.

Frankfurt am Main, den 10. Mai 1777.

Hochwohlgeborner
Gnädiger Herr Papa,

Ich hoffe, daß Sie diese Zeilen noch bei guter Gesundheit antreffen, denn ich bin auch noch wohl auf; aber ich habe eine beschwerliche Reise gehabt, und Frankfurt am Main ist eine schöne Stadt.

Auf des Postillons Rath trat ich in der besten Herberge ab, wo man elend isst und theuer bezahlt.

Hier hab' ich mit Heinrich dem Hausknecht das Merkwürdigste besehen: die Kirche, wo sie den Kaiser gemacht haben, der sich aber nun in Wien aufhält, die güldne Bulle, die aber nicht von Gold ist, und den Römerberg, der nicht wie ein Berg, sondern wie ein Marktplatz aussieht.

Morgen geht meine Reise nach Frankreich mit dem Postwagen vor sich. Ich habe mit Micheln alles wohl überlegt und meine Reisekutsche verkauft, denn das Geld ist am besten in der Tasche, wie Ew. Hochwohlgebornen Gnaden zu sagen pflegen, und auf dem Postwagen ist gute Gesellschaft, so daß mir die Zeit nicht lang werden wird. Ich grüße meine Schwester, Fräulein Lieschen, und die Tante, und Hans Jürgen, und verbleibe jederzeit

Ew. Hochwohlgebornen Gnaden
gehorsamer Diener und Sohn.

2.

Paris in Frankreich, den 3. Jun. 1777.

Mon reverend Pere.

Werden aus dem Titel ersehen, daß ich nun endlich in Paris angekommen' bin. Ich dachte, daß es mit dieser Stadt kein Ende nehmen sollte. Ich glaube, daß der Umfang wohl 1000 Last Rocken Einfall hält.

Wir reisten Tag und Nacht, durch eine Menge Städte und Dörfer; der Henker mag alle die Namen behalten.

In Straßburg traf ich im Wirthshaus zum Geist zwei junge Edelleute aus Sachsen an, der eine ein geputzter und gepuderter Bursch, der seine Muttersprache vergessen haben will; der andere eine sauertöpfische Art von Kerl, hat in Göttingen studirt, und fragte mich: ob ich die Alten kennte? Mein Alter, sagte ich, ist der Baron Hunter auf Wildesheim, und ich heiße Junker Fritz, das werden Sie, denke ich, so gut wissen als ich. Hier hätten Sie das alberne Gelächter hören sollen.

Auf der Dielschanze von Straßburg nach Paris fand ich drei artige französische Herren. Der eine sprach gut deutsch, und war mit einem Prinzen als Hom de Schamber (ist eine Hofbedienung) auf Reisen gewesen; der andere war der vornehmste Komödiant in Straßburg, der alles versteht, was die andern nicht wissen, denn ich hab' es mit meinen Augen gesehen, daß er den Kopf aus der Diele steckte, und ihnen jedes Wort einblies. Der dritte war königlicher Tabackscommissarius und Visiteur. Außerdem war noch ein Frauenzimmer da, die mir mit ihren schwarzen Augen nicht übel gefiel, nur hätte ihre Wäsche reinlicher sein können. Sie ist, wie sie sagt, von einer vornehmen Familie, und hat eine Menge Bekannte unter den Offizieren in der Garnison.

Man kann nicht höflicher sein, als es meine Reisegefährten waren. Wenn ich lachte, so lachten sie mit; wenn ich gähnte, so rissen sie den Kinnbacken auf, und wenn ich nieste, so zogen sie die Hüte vom Kopf. Niemand hatte bessre Tage als Michel. Der Hom de Schambre kämmte mich zurecht, und der königliche Commissarius trug mir die Sachen vom Wagen; ich musste darum höflich sein und die Herren frei halten. Aber das Geld ist nicht weggeworfen, denn ich habe dreimal mehr Französisch dafür gelernt, als der Bettel werth ist, und Michel lernt's umsonst mit. Sie wundern sich alle über mein Genie, wie sie es nennen.

Mit nächstem Berichte ein mehreres. Eins ärgert mich in Paris: ich wollte heute früh auf die Feldhühnerjagd gehen; das, sagt man, ist verboten. Sie müssen hier noch nicht wissen, wer ich bin, und daß wir die hohe und niedere Jagd haben; aber das will ich ihnen zeigen, und ich verbleibe u. s. w.

3.

Paris, den 20. Juni 1777.

Monsieur,

mon très aimable Pere.

An unserm Tische speisen feine Leute, drei Offiziere mit dem Ludwigsorden, zwar in zerrissenen Kleidern, aber Männer von Geburt und Ehre, ein lahmer, berühmter Tanzmeister, und ein geschickter Zahnarzt, der sich seine eignen Zähne, wie er sagt, ohne Schmerzen ausgerissen hat. Ihr Essen ist wunderliches Zeug, und schmeckt nach allerhand und nach nichts. Niemand versteht hier ein rechtliches Gericht westphälischer Klümpe zu kochen; das macht, die Kerle wissen nichts.

In der Oper bin ich auch gewesen. Wenn ich unsern Pudel ins Ohr kneipe, so singt er meiner Ehre besser. Doch bunt und drollig sieht das Ding aus, wie ein großer Raritätenkasten, wenn sie in lauter Gold und Silber in einer Wolke niederschaukeln; auch blitzen und donnern sie gut, und, wenn nicht alles Blendwerk ist, so mögen die Menscher hübsch sein.

Im Trauerspiel war ich gestern, geh' aber da nicht wieder hin, ob ich gleich nichts davon verstehe. Ein alter Kerl neben mir weinte wie ein Kind. Möchte wissen, warum jemand sein Geld dafür hinträgt, daß ihm wird, als wenn er Schläge kriegte. — Lieber geh' ich nach dem deutschen Kränzchen, da schmeckt kein hungriger Franzmann hin, und man vergisst seine Muttersprache nicht.

Vorige Woche bat mich der Gesandte zum Essen. Er macht mir zu viel Complimente, und will mich, wie er sagt, in gute Häuser führen; aber ihre besten Häuser gefallen mir nicht; sie sind so groß wie die Kirchen, und der Hof sieht einem Gottesacker ähnlich, wo man weder Hühner, Tauben noch Hunde, noch irgend eine lebendige Seele gewahr wird. Er fragte mich, ob ich nicht französisch lernen wolle? Wenn ich Zeit dazu habe, gab ich ihm zur Antwort. Warum lernen auch die Monsieurs nicht deutsch? Ich sollte des Kaisers Schwester sein! Auch Frauenzimmer waren da, alle übertüncht und befirnisst. — Ich habe noch nie ein ächtes Fleckchen Weiberhaut gesehen. Wenn ich hier heirathen sollte, so würde ich die Braut durch Lauge ziehen, um zu sehen, ob sie Farbe hielte.

Nach dem Tisch gab es doch einen Schnaps, aber in Gläsern wie Fingerhüte. Ich bat mir ein Trinkglas voll aus, darüber lachten die Affen.

Hier trägt der Kutscher einen Haarbeutel, und der Herr fährt ungekämmt Visiten. Flohcouleur ist jetzt die Leibfarbe; kommt wohl die Reihe auch an das andere Ungeziefer.

4.

Paris, den 1. Aug. 1777.

De l'empire libre haut et bien né Monsieur,
Haut ordonnant et gracieux Seigneur Pere!

Nun hab' ich endlich Ihren rechten Titel rein französisch herausgebracht, und hat mich auf Ehre Mühe gekostet, alles aus dem Wörterbuche zusammen zu finden, denn die Franzosen sind nur kahle Monsieurs, und was Reichs-Frei-Hochwohlgeborne für Thiere sind, begreift ihrer keiner. Ihro Gnaden sehen hieraus, daß ich mitunter die Sprache treibe, ohne meine Muttersprache zu vergessen, wie das einigen von meinen Landsleuten in drei Monaten begegnet ist.

Würden doch das Lachen nicht halten, wenn Sie mich in meinem Aufzug erblickten. Sie haben mich in eine kurze Jacke gesteckt, in der alle meine Glieder wieder festquellen; darunter wird ein Wams getragen, heißt Henri quatre, mit einer Quaste auf der Brust, die einer Schafglocke ähnlich sieht.

Michel wird hier krank und mager. Ihm will die dünne Kost nicht gedeihen, und er sieht aus, als wenn er sich mit lauter Fröschen gefüttert hätte. Dazu hat er sein Unschlittgesicht in ein Paar weißgepuderte Locken gesteckt, daß es erbärmlich anzusehen ist.

Heute ging ich durch einen von ihren Rues, heißen Straßen bei uns, und fand da in einer Bude ein Paar Kupferstiche, die ich für Eure Gnaden übersende. Eines ist der König von Frankreich, das andre, das mir in seiner Art besser gefällt, stellt eine Mißgeburt vor.

Ich halte mir auch einen Tanzmeister hier. Er ist wohl mit mir zufrieden, und versichert, daß kein Franzos so viel Kraft in den Knochen hat, um, wie er's nennt, ein à plomb zu machen, oder, deutsch zu reden, auf einem Beine zu stehen. Der Kerl ließ sich gelüsten mich fest zu schrauben, um mir die Füße auswärts zu drehen, aber da ließ ich ihn übel anlaufen, und wir sind nun einig geworden, daß es bei der Natur bleibt.

Hin und wieder seh' ich auch etwas, das einen Nutzen bringt. Gestern bin ich in der Bastille gewesen, und morgen will ich das große Tollhaus besuchen.

Von der Nation wollen Sie allerlei wissen? Alle Franzosen sind schwarz und hager, nehmen ewig Schnupftabak, schwatzen unaufhörlich und hören nie zu, lachen sich satt und fressen sich hungrig. Alle Fremden grinsen sie an; alle fragen sie aus, als wenn sie über den Katechismus verhörten. Von ihren Sitten wäre manches zu sagen; hier ist das Hauptsächlichste: ein Franzos braucht mehr Puder als wir, salbt und badet sich mit Riechereien und erspart es wieder am Wein. In ihrer Dienerstube müssen ihre Gäste essen, ihre Krebse werden kalt aufgetragen, ihre Messer sind stumpf, und unsre Hühnerleiter ist reiner als ihre Treppen.

Seit einem Paar Tagen bin ich mit dem Grafen Nivello, einem freundlichen Italiener, bekannt, der zwar nicht das reinste Deutsch, aber doch vernehmlich spricht, ungefähr wie ein Mausefallenkrämer.

Im letzten Briefe entpuppt sich der genannte Graf als abgefeimter Gauner, der unsern Junker mit Hilfe lüderlicher Dirnen und falschen Würfelspiels um Baarschaft und alle geldwerthe Habe prellt, so daß er kaum die Rückreise bewerkstelligen kann, von welcher ihn nun nichts mehr in der Welt abzuhalten vermag, da er nur zu deutlich erkennt, wie nicht sein bester Freund, die ehrliche Haut, der Graf Novello, sondern die Pariser Luft an seinem Unglück Schuld sei. Der eine Trost ist ihm jedoch dabei geblieben, daß er — und wir haben es gelesen — für die gehabten Unkosten viel Neues im Kopfe heimbringe, und die Welt so kennen gelernt, um nun seinem Vaterlande erfolgreich dienen und seinen Erzeuger zum Großvater machen zu können. Die einst zahlreiche Klasse solcher Junker ist vielleicht ausgestorben, aber noch immer — wer hätte nicht daran gedacht? — fliegen Gänse über den Rhein, und kehren als Gänse wieder heim, wähnend sie seien in Truthähne verwandelt.

Sturz ward am häufigsten mit Justus Möser (I. 1, 514) verglichen, dem er trotz wesentlicher Unterschiede in der That sehr ähnelt, vornehmlich in der praktischen Richtung, und so bemerken wir gleich hier von diesem, was die Geschichte der komischen Literatur von ihm hauptsächlich zu bemerken hat, nämlich: daß in seinen „patriotischen Phantasieen" und den damit verwandten kleinen Stücken volksthümliches Element in humoristischer Grundfärbung zur Geltung gelangt, und sein „Harlequin, oder Vertheidiguug des Groteske-Komischen" (Werke IX. 63 ff.) ein trefflicher Beleg inniger Schätzung des Komischen als selbständiges und important bewegendes Literaturmoment ist*).

Der wirksamsten, geniereichsten und merkwürdigsten Schriftsteller einer, wirksamer noch als Möser, war Wilhelm Ludwig Wekhrlin. Aber man hat fast nur Zerrbilder über ihn in Umlauf gesetzt, indem man sein die Barrieren spießbürgerlicher Solidität und socialer Convenienz oft, wirklich guter Sitten jeweilig eclatant überspringendes Leben ohne Rücksicht auf die

---

*) Vgl. Marggraff I. 41.

Eigenartigkeit des Genies beurtheilte, und seinen moralischen Widerwillen des Mannes Leistungen entgelten ließ. Uebertreibung gerieth dabei in vollen Zug, gerechte Zugeständnisse über den Haufen werfend. Spottsucht, Rachsucht, Trunksucht, Wollust, Cynismus im Aeußern und Innern, frivole Freigeisterei — was wäre ihm nicht vorgeworfen worden! Wenn er auferstünde könnte er sagen wie Swift von sich im Tritical Essay upon the faculties of the mind: Ich bin in den Schriften dieser Leute hingestellt mit so vielen Wunden als ein Aderlaßmann im „hinkenden Boten". Und da er gleich diesem großen englischen Satiriker auf guten Schein so wenig Eifersucht empfand, daß er zur Vermeidung aller ihm verhaßten Heuchelei lieber einen bösen oder verdächtigen provocirte, hat sich's mit ihm eben so zugetragen, daß von wenigen Menschen mehr Nachtheiliges nicht allein gesprochen, sondern auch geglaubt worden ist. Selbst seine geschmeidige Liebenswürdigkeit im geselligen Umgange strich man mit hämischen Farben an, und von seiner Wohlthätigkeit gegen Bedürftige, seiner Zuvorkommenheit gegen Fremde, seiner unbegrenzten, das eigene Ich hintansetzenden Freigebigkeit, seinem glühenden Patriotismus, wovon ehrliche Zeitgenossen zu reden wussten — darüber schweigen die Geschichtsschreiber à la Gervinus.

Drängte sich an uns schon früher das Bedürfniß einer Betrachtung der häufigen Incongruenz zwischen dem individuellen Gebahren des Genies und seiner Leistungen, so bedünkt sie uns jetzt kaum noch abweisbar: eine Betrachtung, von der man glauben sollte, sie wäre nachgerade überflüssig, die aber wie so viele andere im lieben Deutschland zur Nothwendigkeit ewiger Wiederanstellung bestimmt zu sein scheint. Frauenstädt hat sie uns übrigens in einer Beantwortung der nicht genug beachteten „ästhetischen Fragen"*) so leicht gemacht, daß wir nur anzuknüpfen brauchen.

Wie ist es also zu erklären, daß zwischen dem Leben und den Werken des Genies oft ein greller Contrast obwaltet, indem in seinen Werken sich Maaß und Plan, Gesetz und Harmonie offenbaren, während es im Leben excentrisch, unordentlich und lüderlich ist, dumme Streiche begeht, aus einem Extrem

*) Dessau 1853, 197 ff.

in's andere fällt? — Ein Anderes ist im Genie der objectiv anschauende, die Dinge im Lichte der Idee erkennende und darstellende Geist, und wieder etwas Anderes der individuelle Wille, das Fleisch. Das Genie ist gewohnt, sich an keine äußere Regel und Richtschnur zu binden, sondern lediglich seinem innern Genius, seinem angebornen Drang und Trieb zu folgen. Aber gerade dieses Handeln aus Inspiration, wodurch das Genie zu großen geistigen Werken befähigt wird, die dann wieder zur Regel und Richtschnur für Andere werden, führt im praktischen, individuellen Leben leicht zur Zucht- und Sittenlosigkeit. Was dort nützt, schadet hier. Denn der objective, schöpferische Geist des Genies darf wol ohne Schaden seinen Eingebungen folgen, nicht aber so der subjective, fleischliche Wille. Denn jener trägt die rechte Norm in sich selbst; dieser hingegen bedarf moralischer und vernünftiger Grundsätze, die ihn zügeln. Was bei der objectiven geistigen Production das Genie in seinem freien Aufschwung hemmen, es bedenklich und ängstlich machen würde, die Rücksicht auf äußere Regeln und Vorschriften, dies ist gerade den subjectiven Willensgelüsten gegenüber nothwendig und ersprießlich. Doch sind es meist nur die herrschenden conventionellen, oft sehr unvernünftigen und unnatürlichen Sitten und Gebräuche, gegen die das Genie verstößt. Die ächt sittlichen Prinzipien kann es in seiner Gesinnung nicht verneinen. Es kommt wol vor, daß sich das Genie eine Weile, wie Faust, gleichsam dem Teufel überlässt, aber nur, weil es zum Voraus die tiefe Selbstgewissheit in sich trägt, daß es ihm nicht ganz zur Beute werden kann, daß derselbe nur über seine Außenseite Macht hat, nicht aber über sein Inneres, die Gesinnung. Darum sagt es getrost, wie Faust zu Mephistopheles:

> Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
> So sei es gleich um mich gethan!
> Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
> Daß ich mir selbst gefallen mag,
> Kannst du mich mit Genuß betrügen;
> Das sei für mich der letzte Tag!

Es giebt überhaupt eine Art von ideeller Größe, in welcher man sich selbst überlegen ist, in der Idee über der eigenen Realität steht, über deren Schwächen und Gebrechen ist, sie daher

wie etwas Fremdes von sich absondert und mit Verachtung auf sie hinabsieht. Diese ideelle Größe besitzt das Genie.

Jeder große geniale Mann ist in der Realität oft klein, hat mancherlei Schwächen und Gebrechen, ist manchen niedrigen Regungen unterworfen. Ist er aber nur in der Gesinnung nicht klein, so wird er seinen eigenen gemeinen Willen eben so verachten, wie den der Andern, und er wird, obwol äußerlich noch manchmal von ihm gefesselt, doch innerlich sich von ihm frei fühlen, und darum werden ihn auch seine Schwächen und Gebrechen nicht innerlich beunruhigen. Nur wer seine eigenen Schwächen und Gebrechen nicht als solche anerkennt, sondern sie zu rechtfertigen sucht oder sie wol gar für Tugenden ausgiebt, der ist wirklich niedrig und gemein. Er ist wie ein Buckliger, der uns den Buckel als eine Schönheit anpreisen will; während der Bucklige, welcher die Häßlichkeit seines Buckels anerkennt, unsere Hochachtung verdient.

Aus der ideellen Erhabenheit über sich selbst lässt es sich erklären, daß geniale Männer in ihren Selbstbiographien mit größter Unbefangenheit von ihren eigenen Schwächen und Fehlern sprechen, als wären es fremde. Hingen sie wirklich noch mit ihrer Gesinnung an denselben, wäre ihr Innerstes davon ergriffen, so wäre dies ganz unmöglich. Aber da sie sich innerlich frei davon wissen, so sehen sie sie wie ein Naturereigniß an, das an ihnen vorgeht, aber nicht in ihnen. Ob Rousseau's Selbstbekenntnisse in diesem Sinne aufzufassen seien, bleibe dahin gestellt. Manchem wollte scheinen, als seien dieselben mehr von einer gewissen Eitelkeit, die selbst mit Flecken und Fehlern noch coquettirt, eingegeben, als von jener innern Erhabenheit, von der hier die Rede.

Aber daß die oft seltsame Mischung von Größe und Kleinheit, Erhabenheit und Niedrigkeit, bei genialen Männern nur auf die angegebene Weise zu erklären, kann Niemand abstreiten.

Der, der diesen Unterschied zwischen ideeller und reeller Größe, zwischen der Größe der Gesinnung und der äußern Erscheinung nicht achtet, der also im zerlumpten Gewande nicht den gebornen König wieder zu erkennen vermag, den müssen freilich oft die ärgerlichen scandalösen Geschichten, die er aus dem Leben der Genies erfährt, im Genusse ihrer Werke stören.

Jean Paul hat diesen Gegenstand in einem Aufsatz „über schriftstellerische und über priesterliche Sittlichkeit im Leben — und über die ärgerlichen Chronikenschreiber berühmter Menschen" zur Sprache gebracht*). „Gewisse Lästerreden, sagt er, werfen wie Harpyien noch in späten Zeiten ihren Unrath auf den Göttertisch, an welchem der Dichter seine Größe durch höhere Götterkost zu etwas Höherem nähren will. Am giftigsten werden Jünglinge und Leserinnen im trunkenen Anbeten des Guten und Schönen vom ärgerlichen Chroniker getroffen und besudelt, zumal da sie den einen Irrthum, daß, wer eine Messiade singe, ein Messias sei, so plötzlich gegen den entgegengesetzten hingeben müssen, daß der ein Judas sei, anstatt allenfalls ein Petrus. Der Verfasser dieß erinnert sich noch seiner Jünglings-Schmerzen — solchen ähnlich, wie die eines Sohnes sein müssen, dem sein Vater oder Lehrer geschlossen am Pranger fortlehrend dastände — als er zwischen seinem Erglühen durch die geistigen Geschöpfe und zwischen dem Einfrieren durch deren Schöpfer peinlich wechseln musste. Man erinnere sich an die Trauer über den sein Bestes verrathenden Selbst-Judas, J. J. Rousseau, welchen man von allen Sünden lieber absolviren wollte, als von seiner Beichte derselben (confessions), zumal da diese fast deren Nachwinter und Widerspruch ist. Dem Jüngling geht in diesem gifthauchenden Zwiespalt zwischen Schreiben und Leben entweder der Werth des Autors, oder die Kraft des Werks, oder gar Er sich selber verloren, indem durch eine Ausgleichung zwischen hohem Geschöpf und niedrigem Schöpfer sich eine Mischlings-Sittlichkeit zusammen gährt, welche statt der Halbgötter Halbteufel losspricht. Gleichwol packen die Anekdotenkrämer (aber nicht als Ablaßkrämer) in ihren Reisebüchern unbesinnend Alles aus, was sie Böses über berühmte Menschen unterwegs von stillen Schleichhändlern der Städte eingehandelt" u. s. w.

Jean Paul giebt aber den „Dünkel-Richtern und geistigen Portraitmalern und Ineffigie-Hängern höherer Menschen" Folgendes zu bedenken: „Gegen den höhern Menschen müssen ewig die Sturmleitern der bösen Nachrede zu kurz ausfallen, welche sogar an niedere Vestungen nicht auflangen. Erräth doch zuweilen die höhere Natur kaum die innern Grubenwetter der

*) Morgenblatt 1812. Aug.

tiefern: wie will diese, der an jener nicht einmal die hellen Sonnenfackeln erscheinen, vollends die fernen Sonnenflecken erblicken? Ein höherer Mensch hat ganz andere Fehler, als der kleine begreift und erräth. — Ferner: Jeder welcher, es sei schreibend oder lebend, bewiesen, daß er im Allerheiligsten höhere Gottheiten gesehen, als im Heiligen oder Heidenvorhof angebetet oder abgebildet werden, wird in diesem nicht andere Götter eintauschen und abtrünnig werden; er kann fallen, aber dann wird er knieen und auferstehen. Im Vertrauen auf die selbstgewisse innerliche Anbetung des Besten setzt zuweilen der begeisterte Mensch muthvoll und sorglos seinen äußern Schein auf's Spiel und glaubt, bewaffnet vom innern Gott, sich gegen äußere Götter und Teufel gedeckt und verdeckt."

So viel zum Verständniß der oft verschrieenen Lüderlichkeit und Unsittlichkeit der Genies. Schon Helvetius hat auf die Vernächlässigung des äußern Scheines als auf einen wesentlichen Charakterzug des Genies aufmerksam gemacht. Denn in seinem Werke de l'Esprit (discours IV. Chap. I. du Génie) sagt er: „Tout homme absorbé dans des méditations profondes, occupé d'idées grandes et générales, vit, et dans l'oubli de ces attentions, et dans l'ignorance de ces usages qui font la science des gens du monde: aussi leur paroit-il presque toujours ridicule. Peu d'entre les gens du monde sentent que la connaissance des petites choses suppose presque toujours l'ignorance des grandes; que tout homme qui mene à peu près la vie de tout le monde, n'a que les idées de tout le monde; qu'un pareil homme ne s'éleve point au dessus de la médiocrité."

Den eigentlichen Grund aber, warum das Genie sich so auffallend von den gemeinen Weltleuten oder, wie man sie auch bezeichnen könnte, von den Philistern unterscheidet, hat erst Schopenhauer aufgedeckt, indem er gezeigt, wie das Genie in einer ganz anderartigen Erkenntniß lebt, als die Philister, bei welchen letztere stets im Dienst ihres persönlichen Willens bleibt und sie daher zwar fähig macht, die Relationen der Dinge zu ihrem Willen, gemäß dem Causalitätsgesetz, zu verstehen, aber unfähig, die Dinge nach ihrer objectiven Beschaffenheit in's Auge zu fassen, während umgekehrt das Genie, in seiner objectiven Geistesrichtung, die subjectiven Beziehungen der Dinge zu seinem persönlichen Interesse übersieht, woher die Unklugheit und Unver-

nünftigkeit der Genies. „Da scharfe Auffassung der Beziehungen gemäß dem Gesetze der Causalität und Motivation eigentlich die Klugheit ausmacht, die geniale Erkenntniß aber nicht auf die Relationen gerichtet ist; so wird ein Kluger, sofern und während er es ist, nicht genial, und ein Genialer, sofern und während er es ist, nicht klug sein. — Endlich steht überhaupt die anschauliche Erkenntniß, in deren Gebiet die Idee durchaus liegt, der vernünftigen oder abstracten, welche der Satz vom Grunde des Erkennens leidet, gerade entgegen. Auch findet man bekanntlich selten große Genialität mit vorherrschender Vernünftigkeit gepaart, vielmehr sind umgekehrt geniale Individuen oft heftigen Affecten und unvernünftigen Leidenschaften unterworfen. Der Grund hiervon ist dennoch nicht Schwäche der Vernunft, sondern theils ungewöhnliche Energie der ganzen Willenserscheinung, die das geniale Individuum ist, und welche sich durch Heftigkeit aller Willensacte äußert, theils Uebergewicht der anschauenden Erkenntniß durch Sinne und Verstand über die abstracte, daher entschiedene Richtung auf das Anschauliche, dessen bei ihnen höchst energischer Eindruck die farblosen Begriffe so sehr überstrahlt, daß nicht mehr diese, sondern jener das Handeln leitet, welches eben dadurch unvernünftig wird: demnach ist der Eindruck der Gegenwart auf sie sehr mächtig, reißt sie hin zum Unüberlegten, zum Affect, zur Leidenschaft" (Die Welt als Wille und Vorstellung I. §. 36. u. II. Cap. 31.)

Uebrigens, so sehr die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit dem Genie für sein persönliches Wohl nachtheilig wird, so nothwendige Bedingung ist sie doch für seine objectiven Leistungen. Ohne Leidenschaft kein Genie. Wer sich darüber belehren will, der lese besonders noch in Helvetius de l'Esprit, discours III. chap. 7: „de la supériorité d'esprit des gens passionés sur les gens sensés," und chap. 8: „On devient stupide des qu'on cesse d'être passioné." Diese beiden Capitel leitet Helvetius in dem vorhergehenden Capitel de la puissance des passions", mit folgenden Worten ein: „C'est en tout genre que les passions doivent être regardées comme le germe productif de l'esprit: ce sont elles qui, entretenant une perpetuelle fermentation dans nos idées, fécondent en nous ces mêmes idées, qui, stériles dans des ames froides, seroient semblable à la semence jettée sur la pierre.

„Ce sont les passions qui, fixant fortement notre attentions sur l'objet de nos desirs, nous le font considérer sous des aspects inconnus aux autres hommes; et qui font, en consequence, concevoir et exécuter aux héros ces entreprises hardies, qui, jusqu'a ce que la réussite en ait prouvé la sagesse, paroissent folles et doivent réellement paroître telles à la multitude.

„Voilà pourquoi, dit le cardinal de Richelieu, l'âme foible trouve de l'impossibilité dans le projet le plus simple, lorsque le plus grand paroît facile à l'âme forte; devant celles — ci les montagnes sabaissent, lorsqu'aux yeux de celle-là les buttes se metamorphosent en montagnes.

„Ce sont en effet les fortes passions, qui, plus éclairées que le bon sens, peuvent seules nous apprendre à distinguer l'extraordinaire de l'impossible que tes gens sensés confondent presque toujours ensemble; parce que n'étant point animés de passions fortes, ces gens sensées ne sont jamais que des hommes médiocres: proposition que je vais prouver, pour fair sentir toute la supériorite de l'homme passioné sur les autres hommes et montres qu'il n'y a réellement que les grandes passions qui puissent enfanter les grands hommes."

Zwar spricht Helvetius hier nur von den praktischen Genies; aber auch von den theoretischen, wissenschaftlichen, künstlerischen Genies gilt im Wesentlichen dasselbe, wie von jenen, daß nämlich ihr Geist der Leidenschaft als eines Hebels bedarf, der ihn in Bewegung setzt. Ohne Begeisterung (ἐνϑουσιασμός) für seinen Gegenstand wird ein theoretisches Genie eben so wenig ein großes Werk der Kunst oder Wissenschaft, als ein praktischer Held eine große That vollbringen. Und wie sollte namentlich das ästhetische Genie im Stande sein, uns in Kunstwerken die Affecte und Leidenschaften treu zu schildern, als Liebe, Haß, Zorn, Rache, Verzweiflung in Statuen, Gemälden, Dichtungen oder Tonwerken wahr auszudrücken, wenn es nicht selbst innerlich für dergleichen Affecte und Leidenschaften empfänglich wäre. Glaubt man, daß Goethe seinen Werther oder Faust gedichtet hätte, wenn er nicht innerlich von denselben Qualen, denselben Gemüthsbewegungen und Erschütterungen wäre heimgesucht worden, als seine Helden?

Helvetius sagt in dieser Hinsicht (de l'Esprit, discours IV. chap. 2. de l'imagination et du sentiment) sehr wahr: „Le senti-

ment est l'âme de la poésie, et surtout de la poésie dramatique. Avant d'indiquer les signes auxquels on reconnoît, en ce genre, les grands peintres et les hommes à sentiments, il est bon d'observer qu'on ne peint jamais bien les passions et les sentiments, si l'on n'en est soi-même susceptible. Place-t-on un héros dans une situation propre à développer en lui toute l'activité des passions; pour faire un tableau vrai, il faut être affecté des mêmes sentiments dont on décrit en lui les effects, et trouver en soi son modele. Si l'on n'est passionné, on ne saisit jamais ce point précis que le sentiment atteint, et qu'il ne franchit jamais: on est toujours en deçà ou ou delà d'une nature forte.

„D'ailleurs, pour réussir en ce genre, il ne suffit pas d'être en général susceptible de passions, il faut, de plus, être animé de celle dont on fait le tableau. Une espece de sentiment ne nous en fait pas deviner une autre. On rend toujours mal ce que l'on sent faiblement. Corneille, dont l'âme etoit plus élevée que tendre, peint mieux les grands politiques et les héros qu'il ne peint les amants.“ —

Von dieser Digression, welche strengsten Verstandes keine, und, ihren Zweck ganz zu erreichen, in spätern Fällen noch an sich rückerinnert sehen möchte, nun zu Wekherlin's äusserm Lebensgange*) und literarischer Thätigkeit.

Er wurde den 7. Juli 1739 zu Bothnang im Würtembergschen geboren. Seine erste Erziehung leitete der Vater, der anfänglich dort, nachher in Obereßlingen als Geistlicher fungirte. Nur ein paar Jahre genoß er den Unterricht der Gelehrtenschule in Stuttgart, worauf er die Universität Tübingen bezog um sich der Rechtswissenschaft zu widmen, mit deren unwissenschaftlichen Schlendrian sich sein beweglicher Geist indeß so wenig befreunden konnte, daß er noch vor vollendetem Cursus sie aufgab, und eine Erzieherstelle in Straßburg annahm. Von da ging er nach Paris, wo er einige Jahre verweilte, bei Mangel an eigenen Subsistenzmitteln zu jedem ihm dargebotenen Broterwerb sich erhebend und herablassend. Hier faßte er seine hervorstechende Liebe zur französischen Literatur, hier studirte er die Voltaire, Linguet, Diderot, Montesquieu, sein Lieblingsautor

---

*) Vgl. hiezu Deutsche Monatsschr. 1794. Juni. Schlichtegroll, Suppl. I. 250 ff. Baur IV. 457 ff. Jördens V. 207 ff.

in der Folge, Raynal und andere Geistesverwandte, die gleichzeitig seinen angebornen Hang zur Satire entwickelten. Nicht Noth, welche niemals großen Eindruck auf ihn machte, nicht Veränderungssucht, sondern laut eigener Versicherung Liebe zum Vaterlande trieb ihn dahin zurück. Er ging nach Wien, Schriftstellerei zum ausschließlichen Berufe wählend. Er verfasste Zeitungen, schrieb Gelegenheitsgedichte, Pro- und Epiloge u. dgl., und da er sich als einen Mann von tüchtigen Kenntnissen und feiner Weltbildung zeigte, geschah es, daß er mehrseitigen Anerbietungen nachkommend nebenher auch Unterricht ertheilte. An das leichte, ungenirte französische Leben aber gewöhnt, fand er sich in der höfischen Steifheit und pedantischen Etiquette der distinguirten Kreise Wiens für die Länge nichts weniger als behaglich, und er konnte eben so wenig Unterdrückung seines Satyrs über sich gewinnen, der sich in den „Denkwürdigkeiten von Wien" in allen Phasen tummelte. So viele Entrüstung sie auch hervorriefen, er nahm keinen Anstand sich allwärts als Verfasser derselben zu erklären. Feigheit war nie seine Schwäche. Er stand stets für seine Meinung ein. Diesmal liefen die Resultate jedoch gegen seine Berechnung; man verurtheilte ihn zu einer halbjährigen Gefangenschaft und wies ihn dann aus der Stadt. Sein Ziel hieß nun Regensburg, das er bald mit Augsburg vertauschte, da ihn die diplomatische Atmosphäre dort anwiderte. In Augsburg waren Alle zur höchsten Anerkennung seiner Talente und sonstigen guten Eigenschaften bereit. Es heißt, man trug ihn auf Händen, man öffnete ihm freudig Herz und Börse. Mächtiger freilich als Dankbarkeit war in ihm der Widerwille gegen Beschränktheit, Unwissenheit und althergebrachte sociale Convenienz, mächtiger der Drang ihm durch Witz und Spott, wobei er weder wählerisch noch glimpflich verfuhr, Luft zu machen. Er war eine Durchbruchsnatur, die schlechterdings selbst auf die Wohlmeinendsten gewitterhaft niederplatzen musste, sobald sich der Stoff dazu in ihr angesammelt hatte. Die Veranlassung, die sein Verweilen in Regensburg plötzlich endete, ist nicht recht klar. In einem Pasquill gegen einen angesehenen Bürger soll die Sünde bestehen, welche ihm alle Gnade verwirkte, wofür er dann wieder ganz Augsburg „Anselmus Rabiosus" (Nördlingen 1778) zur Buße verurtheilte. Doch erstreckt sich der Inhalt desselben auch auf Oesterreich, die Sitten-

geschichte und Regierung dieses Landes unter Maria Theresia, auf den österreichischen Provinzialcharakter, Literatur und Journalistik 2c., schildert Land, Wesen und Leute von Niederbaiern, Würtemberg und Baden, und bei einiger Kenntniß der allgemeinen Zustände muß man gestehen, daß von einem Manne wie Wekhrlin ein solches Buch nicht eben unerhört sein, noch ganz unverdient genannt werden konnte. Uebrigens bewegt es sich vielfach in Details, welche uns Verständniß und Urtheil nur bruchstückartig ermöglichen. Der Rath zu Augsburg verhängte die Confiscation darüber, und nöthigte den Verleger in Nördlingen zur Auslieferung sämmtlicher Exemplare gegen mäßige Entschädigung. Durch diese Maßregel aber stieg das Aufsehen der Schrift in's Ungemeine, und in kurzer Zeit fanden drei Auflagen reißenden Abgang. In Nördlingen, wohin er sich gewendet, spielte das alte Lied von Neuem. Kaum hatte er sein „Felleisen", eine politische Zeitung, begonnen, als er mit dem Verleger in geschäftliche Differenzen gerieth, welche allmälig stattkundig wurden. Wie über alle unsere modernen Begriffe unmeßbar der Zopf des süddeutschen Städtelebens jener Zeit, wie lächerlich und jammervoll dort der Geist des Bürgerthums, können wir schon aus der constatirten Thatsache erkennen, daß die Nördlinger sofort deshalb gegen ihn Partei nahmen, weil er ein Fremder, ein blos Geduldeter sei, dem es nicht wohl anstehe, sich mit Bürgern zu überwerfen oder gütlicher, nachgebender Ausgleichung zu entziehen. Als er sich dann vollends mit dem Bürgermeister entzweite, der ihm manchen Widerspruchs ungeachtet Domicil in Nördlingen verschafft, da unterlag es gar keinem Zweifel mehr, daß Wekhrlin ein böser, unverträglicher Mensch, unwürdig des genossenen Schutzes. Uns hingegen ist es nichts Befremdliches, wenn er die Stadt eine nasenlange Welt, die Bürger Cimmerier schalt und sie die Geißel seines Unwillens empfindlich fühlen ließ. Natürlich schnitt er sich damit die Wege zur Aussöhnung ab, ihn traf des Rathes Ausweisungsbefehl. Ueberdrüssig einer Welt, deren gleißende Hohlheit und Erbärmlichkeit er hinreichend geschmeckt hatte, eines Lebens, in das sich sein unabhängiger, oppositioneller Sinn so wenig zu schicken vermochte, zog er sich nach Baldingen, einem fürstlich wallersteinschen Dorfe in Nördlingens Nachbarschaft zurück. Hier im Genusse der schönen Natur, im Umgange mit seinen Büchern und

einigen wenigen Landleuten, sammelte sein Geist eigenthümliche Ideen über das Wesen der Religion, Staaten und Geschichte, und kam zu dem Entschluß diese in freien Heften zu veröffentlichen, um, so viel an seinem Theil, Aufklärung über alle Gebiete des menschlichen Lebens zu verbreiten und Deutschlands politische Umgestaltung zu fördern. Das Bedürfniß einer angenehmen Unterhaltung blieb dabei nicht unberücksichtigt. So entstand das periodische Werk „Chronologen" (Frankf. u. Leipzig [Nürnberg] 1779—1781, XII.), das er unter dem Titel: „Graues Ungeheuer" (1784—1787, XII.), dann als „Hyperboräische Briefe" (1788—1790, VI.) fortsetzte, und als „Paragraphen" (1791. II.) beschloß. Ich republicire aus diesen 32 Bänden die nachfolgenden Stücke: über den deutschen Genius; die ausbezahlten Alterthumsforscher; die Schenkhäusl-Monarchen; das mehr scherzhafte als satirische „Er und Sie"; die treffliche Satire auf den Hochmuth des Menschen, sich für der Welt vorzüglichstes Geschöpf zu halten und Unsterblichkeit in Anspruch zu nehmen: Monolog einer Milbe; und: Simson's Biographie.

Ueber den deutschen Genius.

Todengespräch.

Magister Schönfleck. Mein Herr, können Sie mir nicht sagen, wo die Wohnungen des Cicero, des Plato, des Julius Cäsar und anderer großen Geister sind?

Ein Schatten. Auf der südlichen Seite des Erebus, 1274300000 Meilen von hier. Ich bin dahin auf dem Wege: kann ich Ihnen zur Gesellschaft dienen?

Magister Schönfleck. Sie scheinen sehr höflich zu sein, mein Herr. Ich bin Magister Sigismund Eduard Schönfleck, Comes Palatinus, Mitglied der deutschen Gesellschaften zu Jena, Helmstädt und Greifswald, Correspondent der deutschen Gesellschaft zu Göttingen: einer von den Mitarbeitern der allgemeinen deutschen Bibliothek. Was Sie betrifft, mein Herr?

Der Schatten. Cornelius Tacitus.

Magister Schönfleck. Ergebener Diener. Ich kenne Sie, Sie haben, wo ich mich nicht irre, eine Art von Geschichte geschrieben? Ich hatte mir in der That vorgenommen, Ihnen, wenn ich hier ankommen würde, im Vorbeigehen einen Besuch zu geben.

Tacitus. Ich bin allemal erfreut, einen Germanier zu sehen. Ich kann nicht aufhören Antheil an den Angelegenheiten einer Nation zu nehmen, deren Geschichte ich geschrieben habe. Da Sie, wie ich höre, verschiedentliche Aufträge von der Nation haben, so kann man von Ihnen

viel Neues vernehmen. Der Zufall, Ihnen zu begegnen, ist für mich schmeichelhaft.

Mag. Schönfleck. Niemand kann Ihnen bessere Nachrichten geben als ich. Ich war sogar einmal an der Idee, eine Geschichte von Deutschland zu geben, worin ich die Sottisen, die Sie und Julius Cäsar machten, verbessern wollte. Allein die Arbeit war nicht nach meinem Geschmack: ich überließ sie dem Professor Häberlin.

Tacitus. Vermuthlich hat sich seit meinen Zeiten sehr viel geändert. Sind die Teutonen, die Rhätier, die Cimbrer noch immer so große, starke Leute, mit blauen Augen, von gesundem, vestem Körper, welche Arbeit, Kälte und Hunger ertragen?

Mag. Schönfleck. Arme Leute in Deutschland müssen das letztere noch immer ausstehn: aber es geschieht nicht mit ihrem guten Willen. Die vesten Körper sind außer Mode gekommen. Man findet sie blos noch an den Hausthüren der Großen und in den Betten der Damen. Der Nationalgeschmack ist ein freies, schmächtiges und leichtes Wesen.

Tacitus. Und die Sprache — die ist immer noch so stark und tonvoll wie zu Hermanns Zeiten? Damals liebten die Deutschen eine harte und tönende Sprache so sehr, daß sie die Schilde vor den Mund hielten, um sie durch den Widerhall zu verstärken.

Mag. Schönfleck. Die Sprache ist nicht so, wie ich wünsche. Sie hängt noch zu sehr am Einklang. Ihre Töne sind nicht sanft, nicht verflößt, nicht melodisch genug. Es gehen ihr wenigstens anderthalb Octaven in der Höhe ab.

Tacitus. Unterdessen richteten die Deutschen große Dinge mit ihrer unförmlichen Sprache aus. Sie bedienten sich derselben zu Gesängen, wenn sie die Götter ehren, oder Helden loben wollten. Alle wichtigen Unternehmungen bei ihnen wurden mit Gesang begleitet.

Mag. Schönfleck. Was dies betrifft, so singen wir noch zuweilen im Wirthshaus oder in der Opera. Einer von unsern Schöngeistern, der sich sterblich in Ihre Beschreibung verliebt hat, warf ein Barbiet, worin er den Gebrauch, den Sie anführen, nachzuahmen gedachte. Es fand sich ein anderer, der eben so enthusiastisch von der Musik der Alten eingenommen war, als jener von ihrer Dichtkunst. Dieser nahm sich vor, das Barbiet in Noten zu setzen. Die Unternehmung war von beiden Seiten interessant. Die Nation lag in einer der ängstlichsten Erwartungen. Glücklicherweise fanden sich beide Autoren im Irrthum. Der Poet hatte die Scene in die freie Luft verlegt. Nachdem die Musik völlig fertig war, so fehlten die Kehlen und Lungen, welche stark genug waren die Chöre, so man entworfen hatte, auszuführen. Dies rettete die Nation von einem großen Rückfalle.

Tacitus. Die Verfeinerung des Tons ist, wie ich vermuthe, einer von den Gegenständen, welche Sie, und die Gesellschaften, wovon Sie Mitglied sind, beschäftigen?

Mag. Schönfleck. Sie irren sich. Die Melodie der Sprache, die Verbindung ihrer Töne, ist ein Gegenstand, welchen man den jungen Candidaten, die auf den Kanzeln sprechen, den Aerzten und Schauspielern und Nachtwächtern übergeben hat. Der Vorwurf der deutschen Gesellschaft ist edler — er betrifft die Verfeinerung des Geschmacks.

Tacitus. Dies war meine und Horazens Bemühung. Die Götter verleihen, daß es Ihrer Gesellschaft so gut gelinge — — —

Mag. Schönfleck. Keine Vergleichungen, wenn ich bitten darf! Man erkennt den Werth Ihrer Bemühungen: aber man hat sich von den Vorurtheilen der Barbaren losgerissen. — Wie konnten Sie auf den Einfall kommen, an Ihrer Geschichtstellen einer zu behaupten, die Sprache hätte einen Einfluß auf die Denkungsart und auf die Sitten der Menschen?

Tacitus. So war die Meinung der Weisesten unter den Römern. Sie hielten dafür, daß die Vollkommenheit der Sprache in die Denkungsart, die Sitten, die Erziehung, die Gesetze, den Witz und den Muth, kurz in Alles, was die Glückseligkeit eines Volks bestimmen oder erweitern kann, einen so anziehenden Einfluß hätte, daß es wider die Staatsklugheit laufe, die römische Sprache in den eroberten Provinzen einzuführen.

Mag. Schönfleck. Hi, hi, hi, hi.

Tacitus. Hierin liegt die Ursache, warum die Römer den Nationen, welche sie überwanden, ihre eigene Sprache ließen. Wenn es jemals so weit kommt, daß ein sklavisches Volk seinen Witz zur Verbesserung seines Zustandes anwendet, so ist es auf dem Wege zur Freiheit. Die Güte der Sprache ermuntert zum Gebrauch der Seelenkräfte.

Mag. Schönfleck. Hi, hi, hi, hi.

Tacitus. Sie flößt edle Neigungen ein. Die durch die Sprache aufgelösten Empfindungen des Wahren und des Schönen erweichen die natürliche Härte des menschlichen Stoffs. Sie gewöhnen die Tugend zu lieben. Der Geschmack, in sofern er eine Wirkung zur Verbesserung der Sprache ist, reinigt die Begriffe von Ehre und Tugend von den Vorurtheilen. Diese Begriffe erheben die Seele; und wenn die Macht nichts mehr ausrichten kann, so werden jene zwei Beweggründe noch immer zu großen Unternehmungen dienen.

Mag. Schönfleck. Sie werden warm, wein Herr Tacitus. Echauffiren Sie sich nicht vergebens: wir sind in der Hauptsache einig, daß witzige Leute eine andere Sprache haben müssen, als der Pöbel. — Aber in der That, einer so metaphysischen Entwicklung hätt' ich mich nicht versehen. Hui!

Tacitus. Wie! Sollte Ihr Jahrhundert diese Grundsätze mißkennen? — Die Größe der römischen Republik hat ihren Schwung größtentheils einer Sprache zu danken, in welcher die Camille, die Scipionen und ein Cato redeten.

Mag. Schönfleck. Sie sind ein Bischen ein Schwärmer, Freund, so viel ich merke. — Ihre Laune gefällt mir. Beruhigen Sie sich. Man hat das Alles eingesehen, was Sie hier sagen; ja, ich darf behaupten, wir haben es vor Ihnen gewußt. Der Unterschied zwischen uns und den weisen Männern, die Sie anführen, beruhet blos darauf, daß sie eine gute Maxime nicht am rechten Ende zu fassen wußten. — Begreifen Sie mich, Herr Tacitus?

Tacitus. Nicht völlig. Ihre Aufklärung, wenn ich bitten darf — —

Mag. Schönfleck. Nicht wahr, Sie wollen den Geschmack durch die Sprache verbessern? Wir greifen es klüger an, wir verbessern die Sprache durch den Geschmack. Hier haben Sie ohnschwer das Räthsel.

Tacitus. Und wie geschieht das?

Mag. Schönfeck. O, durch das leichteste Mittel von der Welt.

Tacitus. Zum Beispiel?

Mag. Schönfleck. Die Schaubühne. Unter dem Titel einer Schule des Geschmacks und der Sitten lehren uns die Schauspieler, wie wir uns ausdrücken sollen.

Tacitus. Ich gestehe, in diesem Falle sind die Grundsätze meines Jahrhunderts dem Ihrigen entgegengesetzt. In Rom schrieb man den Gauklern vor, wie sie reden sollten. Man würde dieses Geschlecht allzusehr verachtet haben, um von ihnen die Regeln der Sprache zu lernen.

Mag. Schönfleck. Sie sehen, wie sehr sich die Denkungsart geändert hat. — Sind Sie begierig, eine Probe vom neuesten Geschmack des heutigen Jahrhunderts zu vernehmen?

Tacitus. Ohne Ihre Gefälligkeit zu mißbrauchen.

Mag. Schönfleck. (Dritter Akt. Trompeter von außen.) Götz — A, Ha! 'n rothröckigter Schurke, der uns die Frage vorlegen wird, ob wir Hundsfötter sein wollen. (Trompeter redet.) Götz — Mich ergeben; Sag' deinem Hauptmann, vor dem Kaiser habe ich allen schuldigen Respect. Er aber kann mich im Arsch lecken. (Schmeißt das Fenster zu.)

Tacitus. Dies ist, wie ich aus Ihren Geberden urtheile, eine Stelle aus einem Schauspiel?

Mag. Schönfleck. Aus einem der berühmtesten der Nation.

Tacitus. Ist's möglich! Man kann nicht sittenloser sprechen. So war der Geschmack der römischen Sänftenträger.

Mag. Schönfleck. Gleichwohl sagen die Kunstrichter unseres Jahrhunderts, daß es die feine Natur sei — vornehmlich bei einem deutschen Landjunker.

Tacitus. Darf man bitten, was Sie durch einen Kunstrichter verstehen? — Eine Profession, die zu Rom völlig unbekannt war.

Mag. Schönfleck. Die Kunstrichter sind die Factoren des Geschmacks und der Empfindung. Sie lehren, wie man lesen und urthei-

len soll. Sie bestimmen auf's genaueste das Verdienst und Nichtverdienst eines Schriftstellers.

Tacitus. Was muß man nicht hören!

Mag. Schönfleck. Leute, die ein Haar in sechs Theile zu schneiden wissen.

Tacitus. Vortrefflich!

Mag. Schönfleck. Die genau zu bestimmen wissen, was ein Schriftsteller nicht hätte sagen sollen.

Tacitus. Desgleichen was er hätte sagen sollen — —

Mag. Schönfleck. Dies ist nicht ihr Fait. Indem sie für Andere denken und urtheilen, so kann man nicht verlangen, daß sie für sich selbst erfinden sollen.

Tacitus. Wie Sie belieben.

Mag. Schönfleck. Alle Werke des Witzes und des Genies, welche erscheinen, müssen zuvor auf ihre strenge Wage, ehe sie im Publikum debütiren. Ein Kunstrichter ist im Reiche der Literatur geborner Richter.

Tacitus. Nicht doch!

Mag. Schönfleck. Ich selbst, wie Sie mich hier sehen, bin zuweilen ein Kunstrichter.

Tacitus. Sie erregen meine Ehrerbietung.

Mag. Schönfleck. Mehr als ein Autor hat meinem Schutze sein Aufkommen zu danken.

Tacitus. Ich bewundere einen Beruf, welcher den edlen Vorzug hat, ein doppeltes Gutes zu stiften: die Menschen zu erleuchten und Glückliche zu machen.

Mag. Schönfleck. Wenn Sie glauben, daß sich jemals ein Kunstrichter von diesen schwärmerischen Grundsätzen habe leiten lassen: so irren Sie sich. Der Endzweck der Krittlerei ist, sich ein gewisses Air zu verschaffen. Eigentlich aber ist sie ein Mittel wider die Verzweiflung. Man kennt Kunstrichter, welche sich zu diesem Berufe entschlossen haben, weil sie ungewiß waren, ob es besser wäre, an der Landstraße zu arbeiten, oder an einem Journal.

Tacitus. Ich fühle, daß man nicht satt werden kann Sie zu hören, und sich bei Ihnen zu unterrichten. Ich habe Sie noch über tausend Gegenstände zu fragen, welche die Regierungsform, die Sitten und Wissenschaften meiner ehemaligen Lieblinge, der Teutonen, betreffen. Wie sehr bedaure ich, daß wir dem Orte unsrer Bestimmung so nahe sind. — Sie sehen dort jene Hütten von Schilfrohr?

Mag. Schönfleck. Was bedeuten sie?

Tacitus. Es sind die Wohnungen Charons.

Die ausbezahlten Alterthumsforscher.

Bei dem Abräumen des Platzes um die Gegend Montmartre zu Paris, welche von der Polizei im gegenwärtigen Jahre*) veranstaltet

---

*) 1779.

wurde, entdeckte man einen Stein mit einer Inschrift aus lateinischen Buchstaben.

Sie ist diese:

J. C.
J.
L.
E.
C. H.
E. M.
J. N.
D. E.
S. A. N. E. S.

Man überlieferte dies Denkmal der königlichen Akademie der Inschriften und schönen Künste, als einen ihr gehörigen Tribut.

Die Akademie verordnete sogleich Commissare aus ihren Mitteln, den Sinn dieses merkwürdigen Alterthums aufzusuchen und zu entziffern. Es erfolgten eine Menge Sitzungen. Verloren waren die Talente der berühmtesten Alterthumsforscher in Frankreich. Die Inschrift blieb ohnauflöslich.

Der Ruf den dieser Fund in der Gegend machte, bewog unter andern den Schulzen zu Montmartre zur Neugierde, nach der Akademie zu gehen und diesen wunderbaren Stein zu schauen.

Kaum hatte er die Brille aufgesetzt und den Stein genau betrachtet, so erkannte er ihn augenblicklich. Er gab der Akademie ohne Schwierigkeit die Erklärung.

Der Stein stand ehemals an der Ecke eines Hauses zu Montmartre, wo der Weg zu den Steinbrüchen vorbeiging, woraus man die Quader zum Pflaster der Stadt Paris zu holen pflegt. Als das Haus vor einigen Jahren abgebrochen wurde, so versank er in dem Schutt unter die Erde.

Es geht ein doppelter Weg in die Steinbrüche zu Montmartre. Der eine ist für die Karren, und der andere für die Esel, die man zum Herbeitragen der Steine gebraucht.

Die Inschrift besagt also:

JCJ LE CHEMJN DES ANES
zu Deutsch
Hier ist der Weg für die Esel.

Die Schenkhäusl-Monarchen.

Bei den Eisentröblern in der Straße la Megisserie zu Paris findet man ganze Magazine von alten Schildern für Wirthshäuser und Schenken. Hier schlafen alle Monarchen von Europa neben einander. Ludwig XVI. und Georg III. küssen sich brüderlich: der König in Preußen liegt auf der Kaiserin Theresia: der Kaiser fraternisirt mit den sieben oder neun Kurfürsten: kurz hier gilt der Turban so viel als die dreifache Krone.

Irgend ein Zapfenwirth kommt, stößt die gekrönten Häupter mit dem Fuß durcheinander, und wählt endlich den König von Polen. Er giebt zwölf Sous für den Beherrscher Sarmatiens, und trägt ihn zu einem Anstreicher. „Ueberwischen Sie das Ding ein wenig", spricht er, „und setzen Sie mir darunter: zum Eroberer."

Ein anderer Winkelschenke hat Lust zu einer Königin. Wenn sie nur einen vollen Busen hätte! Er kauft sie, und befiehlt dem benachbarten Maler, ihr zwo Brüste hinzumalen, die ein Blinder auf eine Meile weit unterscheidet.

Der dritte findet einen Cäsar, der ihm gefällt. „Wie machen wir einen Louis XVI. daraus?" fragt er den Maler. Dieser wischt mit Einem Pinselstrich den Bart weg, und setzt auf den Kahlkopf eine Perücke. Hier ist Ludwig XVI. in Natura.

Alle diese königlichen Gestalten führen einen trotzigen Blick. Nicht Einer lächelt das Publicum an. Eine heroische Nase, ein Paar starre Augen, eine mächtige Stirne, dies ist die Physiognomie des Einen wie des Andern.

Der Pöbel zecht und tanzt unter dem erlauchten Auge dieser Monarchen, die sich zu ihrer Lebenszeit öfters nur bekriegen, weil sie, wie ein gewisser Herzkündiger spricht, niemals das Glas zusammenstoßen.

Wenn ich nun diesen Tröbelkram betrachte: wenn ich so sehe, wie die Könige ohne Rang untereinander liegen, wie man sie zerrt, feilscht, und in die freie Luft hängt; wenn ich ihr Schicksal erwäge, von einer Schenke zur andern zu wandern, und ihre Zeit in der Gesellschaft von Lumpenhunden und Bootsknechten hinzubringen; wenn ich auf die drollichten Namen blicke, die sie sich von den Anstreichern (den gebornen Feinden der Orthographie) geben lassen müssen; wenn mir dann ihre letzte Bestimmung einfällt, zu Wegweisern für die Trunkenbolde und Fidelgeiger zu dienen: so stelle ich mir vor, wie es lauten müsste, wenn diese entpurpurten Prinzen in ein Gespräch mit einander träten.

Möchte es, zum Beispiel, nicht ungefähr so ausfallen?

Dialog
zwischen den hohen Häuptern
in der Straße Megisserie zu Paris.

Königin Kleopatra.

Wie ist Euer Liebden zu Muthe?

König Salomo.

Uf!

Die Vorige.

Nicht wahr: eine grausame Metamorphose!

König Pharao.

Noch leidentlich, wäre sie die einige! .. Aber! ...

Kleopatra.

Ich verstehe Sie, durchlauchtigster Vetter. Wie, wenn uns die Geschichte so schilderte, wie diese Klexer! Hm!

Pharao.

Dies ist's, wovor ich zittere.

König Salomo.

Beruhigen wir uns, einst muß der wahre Maler kommen.

König David.

Desto schlimmer!

Die Königin.

Schach Salomo meint nicht den, der den Pinsel führt, sondern die Feder.

König David.

Hui! Eben dies ist's, womit uns das unbarmherzige Schicksal droht. Das ganze Jahr über die Sonne und den Regen im Nacken zu haben, an einer Windstange zu schaukeln, die Vorübergehenden anzublöken, ist noch erträglich gegen die Gefahr unter eine Feder zu fallen.

Die drei Mohren.

Man muß gestehen, der Gedanke an die Nachwelt ist terribel. Was uns aber trösten muß ist, daß die Schriftsteller niemals unter sich einig sind: der ewige Widerspruch, der unter ihnen besteht, lässt sie den wahren Gesichtspunkt verlieren.

Der Papst.

Ach! Sie würden ihn in der Stimme des Volks wieder finden, diesem eben so getreuen als unerbittlichen Richter der Großen. — Sehen Sie, Söhne, dort bei jener berühmten Brücke die Bildsäule Heinrich IV.? welcher Unterschied zwischen der Miene, die sie macht, und der unsrigen.

Der reiche Salomo.

Zwischen dem Schicksal in die Hand eines Pigal zu fallen und in die Hand eines Schmierers muß freilich ein Unterschied sein.

Papst.

Täuschen Sie sich nicht, König, betrachten Sie die göttliche Verehrung, die dieses Bild seit länger als einem Jahrhundert vom Publicum erhält: sie müsste immer eine nachdrückliche Lection für Prinzen sein, wenn es auch keine Feder gäbe.

Ein Unbekannter.

Fatales Loos der Könige! Geschichtschreiber, Maler, Nachwelt, Anstreicher, Publicum: wie viel Furien, die euch am Ufer Acheron's erwarten!

Alexander Magnus.

Und gleichwol finde ich noch eine schmeichelhafte Idee in unsrer Situation.

Kleopatra.

Scherzen Sie, Vetter?

Alexander.

Es ist die, daß die Welt noch nicht darauf gefallen ist, uns mit Stillschweigen zu übergehen. So grausam es auch ist, nach seinem Tod entthront zu werden, und entweder als Tyrann oder als Narr bald auf einem Schild, bald in einem Buch da zu stehen: so ist's noch weit unerträglicher, vergessen zu sein. Der schlimmste Streich, den das Schicksal für die Herrscher aufgehoben hat, ist der, wenn sich die Geschichte einst entschließt, ihren Namen auszustreichen — ein Zug, der die Strafe der Nerone, der Tibere, der Philipp von Castilien, der Karl IX. selbst noch übertreffen müsste.

Er und Sie.

E. Sie heißen doch schwache Werkzeuge!

S. Weil sie vom Manne genommen sind. Die Männer sollten über diesen Gemeinplatz erröthen. Es ist eine Satire auf sie. Denn, entweder müsst ihr eingestehen, daß wir nicht schwach sind, weil wir von euch kamen; oder ihr müsst aufhören stark zu sein, weil ihr itzt von uns kommt. Wählen Sie.

E. „Und er soll dein Herr sein."

S. So lautet nun freilich der Priesterspruch am Altar: aber Dingrecht bricht Landrecht. Der Besitz, den Adam von diesem Recht im Paradies nahm, indem ihm Eva den Apfel reichte: ist wenigstens sehr unvollkommen.

E. „Ihr Weiber seid unterthan euren Männern."

S. Nichts ist billiger. Aber der Spruch: ihr Männer seid diskret: der unmittelbar vor jene Stelle gehört: „denn das Weib ist des Mannes Ehre," fehlt vermuthlich durch den Unfleiß der Abschreiber.

E. Das Unheil kommt nicht vom Manne, sondern vom Weib.

S. Hierüber lässt sich Manches reden. Erstlich ging das Verbot nur Adam an; denn es scheint, daß das Weib noch nicht erschaffen war, wie er's empfing. Wenigstens wissen wir gewiß, daß sich Gott nur zum Manne ausdrückt: „davon ich Dir gebot und sprach, Du sollst nicht davon essen." Hernach ist die Ausrede Adams, „das Weib betrog mich", trotz ihrer Unhöflichkeit sehr fad, denn sie konnte ihn doch nicht zwingen. Freiwilligen aber geschieht nicht Unrecht. Ueberhaupt liegt hier eine für Sie, meine Herren, sehr kritische Alternative zugegen. Entweder war das schöne Geschlecht schon erschaffen, und dann scheint's, Gott habe die Vollkommenheit desselben zu sehr eingesehen, um ein Verbot gegen die fatale Frucht nöthig zu finden, weil er's nur dem Mann gab; oder wir waren noch nicht da, und dann musste Adam die unverzeihliche Sottise begangen haben, Even nicht gut vom Baum zu unterrichten. Das erstere ist noch wahrscheinlicher als das zweite: Gott spricht: „Adam möchte sich gelüsten lassen." Von Even besorgte er's nicht.

E. Aber die Folgen bewiesen, daß die Schuld auf sie fiel.

S. Wie so? Lassen Sie uns die Sachen gegen einander abwägen. Wir wurden zu Geburtsschmerzen verdammt: dies ist nur eine vor-

beigehende Strafe. Ihnen ist lebenswierige Arbeit dagegen auferlegt. Diese Strafe ist doch offenbar härter. Erinnern Sie sich, daß Er zur Verantwortung gezogen ward, nicht sie.

E. Aber beide wurden ausgetrieben.

S. Wer weiß es? Vielleicht fragte sie der Engel: Madam, wollen Sie nicht Ihrem Herrn Gesellschaft leisten?

Monolog einer Milbe im siebenten Stockwerk eines Edamerkäses.

Auf einem silbernen Teller befand sich einst ein Edamer Käs, und nahe dabei ein Talglicht, welches den Käs bestrahlte. Milben hatten sich, durch die innere Gährung seiner organischen Partikeln, im Käse erzeugt.

Unter ihnen war eine Philosophin, welche dem Ursprunge und der Bestimmung des Käses und der Milben nachdachte. Jemand, der den Käs zu essen im Begriff war, belauschte ihren Monolog mit dem Ohr jener Geniemänner, welche die Sphären singen, die Nerven stimmen, die Flöhe husten hören.

Man frage mich nicht, wie das möglich war. Die Frage über das Wie der Dinge ist oft indiscret, und wir könnten eher allgemeine Zweifler werden, als sie in jedem Falle beantworten.

Genug, dieser Fürwitzbeutel vernahm die Milbe so reden:

„Wie lieblich duftet dieser Käs! Wie ambrosisch ist sein Geschmack! Wie nahrhaft diese Speise! Wie bequem meine Wohnung! Eine unermeßliche, durchaus eßbare Welt!

Wie mächtig, wie wohlthätig muß Der sein, der den Käs machte, ihn für Milben schuf! Unser Sein war sein Wille, unser Wohlsein sein Zweck. Denn vom Nutzen eines Dings schließen wir auf seine Absicht.

Ich gehe weiter. Dieser Käs ist der beste unter allen möglichen. (Der Eigenthümer hielt ihn für versalzen.) Der Beweis ist simpel. Hätte der Urheber einen bessern machen können, so würde er ihn vorgezogen haben. Warum sollte er das Vollkommene dem Mittelmäßigen nachsetzen!

Jener glänzende Körper, der aus ungemessener Ferne meinen Käs bestrahlt (hier lächelte die Milbe gegen das Talglicht): was kann er sein, als unsere Laterne? Wie erquickend, wie wohlthätig ist sein Licht! Wie anpassend der Organisation meiner Augen! Ja, das Licht ist um der Milben willen gemacht!

Glückliche Milben! Ihr seid Mittelpunkt — Endzweck aller Combinationen der Welt. Euch erfreuet das Licht, Euch duftet der Käs, Euch laden seine fetten Partikeln zum Genuß ein.

Aber eben darum, weil Milben der Zweck sind, dem die Natur alle ihre Werke, als Mittel, subordinirt hat; eben darum, erhabene Milben, ist diese ephemerische Existenz nicht das ganze Erbtheil, welches die Natur euch beschieden hat.

Sollte sie nicht ewige Zwecke lieben? Sollte der Zirkel der Allnatur ohne seinen Mittelpunkt, worauf alle Strahlen sich beziehen, be-

stehen können? Nimmermehr! Milbeh: ihr seid zu den erhabensten Aussichten bestimmt. Eure Existenz in der Höhle des Käses ist nur der rosenfarbne Morgen eines schönen Tags, dessen Mittag eurer wartet.

Die sublimen Gedanken, welche itzt meinen Geist beschäftigen, sind mehr als Wirkungen meiner Organisation. Es ist wahr, ich kenne meinen Körper, die innere Natur seiner Elemente, die Art ihrer Zusammensetzung beinahe gar nicht. Aber dennoch kann ich a priori bestimmen, welche Wirkungen aus dieser Zusammensetzung möglich sind, und welche nicht."

So eben wollte die Rednerin von der Zukunft weissagen, und die Natur der Käse, welche sie künftig bewohnen und zum Theil essen würde, aus unzähligen, wie sie meinte unumstößlichen Grundbegriffen der Milbenmetaphysik zu demonstriren beginnen, als der Zuhörer, vom Mitleid über ihre Mühe gerührt und um ihr eine langwierige Reihe Syllogismen zu ersparen, die Rednerin sammt dem Katheder, worauf sie stand, in den Mund steckte und verschlang.

Man sagt, sie habe noch zwischen den Zähnen des Würgers behauptet, ihre Erhaltung, ihr Wohl sei der Endzweck der Natur.

Simson's Biographie.
Eine Plaisanterie über Knittelverse.

Einst lebte vom Geschlechte Dan
Und zwar in Zarea — ein Mann
Der hieß Manoah, und das Weib,
Das er sich nahm zum Zeitvertreib,
War unfruchtbar, gebar ihm nichts,
Allein — das Buch der Richter spricht's! —
Hört an! — ein Engel Gottes kam
So überzwerch hin zur Madam.
Der sprach (wer weiß, warum sie bat?
Und was Er noch zum Sprechen that?)
Dir wird — dein Flehen ist erhört —
Im neunten Mond ein Sohn bescheert.
Doch trink' bei Leibe keinen Wein;
Iß nur was kauscher ist und rein,
Und keinem Messer sei's erlaubt
Zu scheren deines Buben Haupt:
Denn ein Verlobter Gottes ist
Der Knabe schon, der Brei noch frisst.
Da kam das Weib und sprach zum Mann:
Mein Herr aus dem Geschlechte Dan:
Mir hat in der vergangnen Nacht
Ein Engel gute Botschaft bracht.
Ich fragt' ihn nicht: wohin? woher?
Es war ein derber Engel. Er
Sah scheuslich aus: mir graute sehr.

Er sprach: wirst einen Sohn gebären,
Doch darfst du ihm den Kopf nicht scheren.
Er wird ein Liebling Gottes sein;
Iß nichts Unreines! trink' nicht Wein!
Manoah war ein guter Tropf,
Ihm wurmt' es nicht in seinem Kopf;
Er bat — nicht etwa: Herr Gott sei
Doch gnädig einem — — Hahnerei!
Nein! laß den Mann doch wieder kommen,
Der Trost zu meinem Weibchen sprach,
Und dann — der Unfruchtbaren Schmach
So gnädig ihr hat abgenommen.
Der Herr erhört ihn. Zu dem Weib
Kam noch einmal zum Zeitvertreib
Der Engel. Sie war ganz allein.
— Wird wol die Schäferstunde sein? —
Doch schlich sie endlich, rief den Mann,
Da kam ihr Herr — vom Stamme Dan,
Und frug: was mach' ich mit dem Knaben,
Den ich, wie du versprichst, soll haben?
Der große dicke Engel sprach:
Kommt meiner Vorschrift pünktlich nach,
Nie ess' er Schinken, nur was rein,
Ist ihm erlaubt. Durchaus kein Wein!
Manoah und sein Weibchen baten
Den Engel auf Salat und Braten;
„Die Kraft, die du — — wegprophezeit,
Wird durch den Braten dir erneut! —
Allein der Engel acceptirt
Den Bock nicht, den sie offerirt.
Zuletzt wird denn der Sohn geboren,
(Es blieb der Kopf ihm ungeschoren)
Bei Esthaol und Zarea
Trieb ihn der Geist des Herrn! Sela!
Nach Timnath ging Papa, Mama
Mit ihm, wo er ein Mädchen sah,
Von dem der Geist des Herrn ihm sagt,
Es sei gerad für ihn gemacht.
Hier reißt er eine Katz' entzwei
Und schwört, daß es ein Löwe sei.
Drauf zog nun flugs ein Bienenschwarm
In dieser todten Katze Darm.
Doch Simson nahm den Raub und fraß
Den Honig aus des Murners Aas.
Nun gab er Räthsel auf. Ihn trieb
Der Geist des Herrn. Zu Asklon hieb

Er dreißig Männer kurz und klein,
Doch trank er weder Punsch noch Wein.
Noch konnte Simson nimmer ruhn.
Er fing dreihundert Füchse nun,
Und kehrte einen Schwanz zum andern,
Und ließ mit Feuerfackeln sie
In's Kornfeld der Philister wandern.
Dreitausend Männer zogen nun
Nach Etham, um ihm Leids zu thun;
Sie banden ihn. Allein den Strick
Riß er entzwei im Augenblick.
Bald fand er einen Eselsbacken,
Der faul war. Sie zu schabernacken
Schlug er damit wol tausend Mann,
Daß keiner wieder aufstehn kann,
Die hielten alle mäuschenstill
So lang der Esel schlagen will.
Drauf ward er durstig. Welche Noth!
Da schrie er auf zu seinem Gott.
Der spaltete ihm einen Zahn
Im Eselsbacken — Lobesan!
Und Wasser quoll mit einem Sprung
Hervor, dem Held zum Labetrunk.
Zu Gasa hurte er. Man passt
Hier auf den ungebetnen Gast.
Da hob er gar das Stadtthor aus
Und trugs auf einen Berg hinaus.
Drauf schlief er nun am Bach Sorek
— Denn er war ein verliebter Geck —
Bei einer Jungfrau Delila.
Hier riß er zu der Seiler Trost
Der Stricke viel entzwei erbost,
Weil man den starken Bengel band,
Wenn man ihn in flagranti fand.
Das Allersonderbarste war,
Daß seine Kraft saß in dem Haar.
Nun stach man ihm die Augen aus,
Und zwang ihn, unter einem Haus
Zu musiciren. Auf dem Dach
Befanden sich dreitausend Mann,
Die Fiedler Simson spielen sah'n.
Da that es plötzlich einen Krach,
Er packte die zwo Säulen an,
Worauf das Haus stand — lobesan!
Und bückte sich — gewachsen war
Nun abermals sein Wunderhaar —,

Das Haus stürzt ein; zerschmettert sind
Dreitausend und — Manoah's Kind.

Inzwischen lebte Wekhrlin zu Baldingen in der ungezwungendsten Weise. Sein Spott traf Alles, was er erreichen konnte, aber die unschuldigsten Scheidemünzen seines Witzes hatten fast immer die Wirkung vergifteter Pfeile, oder wurden als solche verleumdet und verketzert. Die Kirche des Dorfes besuchte er allerdings blos, um die gehörte Predigt Abends vor den Bauern im Wirthshaus zu kritisiren und persiffliren, so daß, wie es in Nördlingen von Mund zu Mund ging, die Baldinger beinahe ohne Ausnahme zu Freigeistern wurden. Sonst, hieß es dort, pflege die Freigeisterei aus den Städten auf das Land zu wandern, hier dagegen ziehe sie vom Lande in die Stadt. Witzelnd und scherzend nannte er Baldingen sein Rittergut, denn er lebte ja dort wie ein Freiherr in des Wortes engster Bedeutung, und es machte ihm oft Vergnügen gerade in Briefen an Edelleute zu sagen, er verbringe just alle Zeit auf seinem „Rittergute". Es traf dann wol, daß sich dieser und jener Correspondent persönlich zu dem vermeintlichen Rittergutsbesitzer führen ließ. Dann erstaunte er natürlich, wenn er in eine von allem Comfort gänzlich entblößte Wohnung trat, wo kaum vier Menschen Platz fanden, und den berühmten und berüchtigten Bewohner, der mit demselben Gleichmuthe wechselsweise wie Aristipp und Diogenes, lucullisch und fastend, wie Epikur und der h. Rayner lebte, in der nachlässigsten und armseligsten Bekleidung erblickte: einen breitkrempigen Tyrolerhut auf dem Kopf, ein grobes Halstuch locker umgeschlungen, enganliegende Beinkleider mit Strümpfen bis über das Knie, massive Schuhe mit zerlumpten Bändern, und einen völlig verschlissenen Rock. Waren es heimliche Gegner, entwarfen sie die abschreckendste Beschreibung von seinem faunischen und höhnischen Wesen, allgemein aber verschrie man jenen harmlosen Scherz als einen Ausfluß seines frechen Lügengeistes. Einige verglichen seine äußere Erscheinung mit einem Besen, worauf man hätte erwiedern können, was Lady Berkeley zu ihrem Erstaunen eines Tags in Boyle's Meditationen las — der Schalk Swift hatte es hineinpracticirt — daß gerade die schmutzigsten Hände einen Besen angriffen, und der schmutzigste Besen immer noch bestimmt sei andere Dinge zu fegen und zu reinigen.

Gewöhnlich traf man Wekhrlin im Bette. Hier las er Bücher und Blätter, excerpirte markante Stellen, hier kam ihm der Impuls zur Arbeit, die literarische Begeisterung. Bisweilen, wird erzählt, producirte er während einer Woche nichts. Wenn dann aber die glückliche Stunde des Geistesflusses schlug, war ein Stück in einer Zeit gefertigt, wo es Andere kaum zu lesen vermochten.

So vergingen zehn Jahre. Unterdessen muß ihm die benachbarte Stadt neuen Anlaß zu Spott und Zorn gegeben haben, denn plötzlich ließ er in Straßburg (1788) eine bittere Invective gegen den Nördlinger Magistrat drucken und in einzelnen Packeten durch die Post an die Bürgerschaft versenden. Es ist nicht glaubhaft, daß er sich blos, wie behauptet worden, für die alte Unbill habe revanchiren wollen. Dazu wartet ein Mann, den man der Rachsucht beschuldigt, nicht zehn Jahre, zumal das Mittel dasselbe war, was ihm ja gleich zu Gebot stand. Es sind schlechterdings neue Motive vorauszusetzen: ich sage, vorauszusetzen, da wir von der Schrift selber nichts kennen noch Positives anderwärts finden. So gern, heißt es, der Magistrat die Sache unterdrückt und seinen ganzen Verkehr durch dessen Verweisung vor zehn Jahren als beendigt angesehen hätte, so laut forderte die Klugheit und die Art des Angriffs zur Ahndung auf. Denn nicht nur einige der angesehensten Personen der Stadt wären in der Schrift empfindlichst bloß gestellt, sondern auch die Bürgerschaft schier unverhüllt zur Empörung aufgefordert worden Der Rath ließ daher die Schrift öffentlich verbrennen, und den Fürsten von Wallerstein bitten, den Verfasser in Untersuchung zu nehmen. Der Fürst schätzte aber Wekhrlin, und ließ ihn lediglich zum Schein verhaften uud nach dem Oberamtsschlosse Hochhaus abführen. Nicht wie ein Gefangener, sondern wie ein geehrter Gast sah er sich dort behandelt, mit aller Freiheit der Bewegung und des Thuns. Indeß bekümmerte er sich auf den Wunsch des Fürsten fernerhin nicht weiter um die Nördlinger. Er lebte hier vier Jahre unter schriftstellerischen Arbeiten und schärfster Beobachtung des Ganges der französischen Revolution, wie es scheint, auch in einer der frühern ganz entgegengesetzten äußern Weise. Erst die preußische Besitznahme von Anspach (1792) und das blitzschnell in ihm auftauchende Project einer großen, von dort aus zu betreibenden politischen Zei-

tung, brachte Veränderung in seine bisherige Existenz. Er stellte sich dem Minister von Hardenberg, der seiner Thätigkeit alle Achtung zollte, vor, bekam die Erlaubniß zur Ausführung seines Plans, übertrug einem Anspachschen unternehmenden Gastwirth Verlag und Spedition, und trat, mit beträchtlichen Vorschüssen von diesem versehen, eine Reise nach Straßburg und Paris an, um Correspondenten zu gewinnen. Er kam zurück; seine Freunde warnten ihn einstimmig, sie sahen die größten Verdrüßlichkeiten für ihn und keinen langen Bestand des Unternehmens voraus. Brachten ihn indeß die gutgemeinten Rathschläge von der Sache nicht ab, bewirkten sie doch einen modificirten und moderirten Charakter derselben, und auch erst nach langem Zaudern (im Juli) begann er die Zeitung unter dem Titel: „Anspachische Blätter“, um sie wider Berechnung und Willen im October schon mit Nr. 34 zu schließen. Das Vorhergesehene erfüllte sich in unvorhergesehener Weise. So lange er nämlich unter dem Schutze des Ministers stand, hatte es keiner seiner Gegner gewagt offen gegen ihn hervorzutreten; als dieser aber einstmals abwesend war, entstand plötzlich das leere Gerücht, die Franzosen seien im Anmarsch, und Wekhrlin, ihr Correspondent, habe die Stadt verrathen. Der aufgewiegelte Pöbel rottete sich gegen ihn zusammen, er erhielt Stubenarrest und alle seine Papiere wurden in Beschlag genommen, um der strengsten Untersuchung als Unterlage zu dienen. Sie erwies sich vollkommen unbegründet. Gram und Zorn aber über alle diese Vorgänge bemeisterten sich seiner, er verfiel in Krankheit und erlag den 24. November 1792.

Wekhrlin ist häufig als Zeitungsschreiber im modernen Sinne betrachtet worden. Allein das Felleisen, die Chronologen und deren periodische Fortsetzungen sind allenfalls nur Uebergänge zu den eigentlichen Zeitungen (die „Anspachischen Blätter“ können unmöglich den Ausschlag geben), und er selber lehnte jenen Namen bescheiden und entschieden von sich ab. Um die Annalen der menschlichen Republik zu schreiben, müsse er das Talent eines Smith, Linguet's Genie und Sterne's Laune besitzen, und damit die Einbildungskraft eines Möser, den Reichthum und das Interesse eines Schlözer, Wieland's Geschmack, Mendelssohn's Stil und die Eleganz eines Sturz vereinigen. Seine Schriften sollten Fragmente, Kinder des Zufalls, der au-

genblicklichen Eingebung und der Phantasie sein: Jettons, rief er denen zu, welche der Name „Chronologen" befremdete, Spielpfennige an der Schnur der heutigen Geschichte; denkwürdige Geschichtsfälle mit einem Raisonnement begleitet, historische Discurse, Recensionen aus der neuesten Geschichte ꝛc. Man sage übrigens Prolog, Monolog, Dialog, u. s. f. warum dann nicht Chronolog? Flüchtige Erzeugnisse auf der Basis der socialen, religiösen, literarischen und politischen Tagesgeschichte, um Menschen zu bilden; nicht wuchtige Werke sauersten Fleißes, keine umfänglichen, systematischen Bücher, um Gelehrte heranzuziehen, — dieser wären genug, an jenen mangele es! Wenn wir nur Producte hätten wie die Schriften des Aristoteles, Montesquieu und Leibnitz, würde das Volk, die ungeheure Mehrheit vermuthlich noch Vieh sein. Solcher Tendenz ist Wekhrlin denn auch bis an das Ende seines Lebens treu geblieben; Menschenbildung, Verbreitung geistiger Aufklärung, Hebung der politischen Freiheit lautete die Parole, die in keinem Winkel Deutschlands ungehört verhallte, ihm zahllose Freunde wie Feinde schaffte, ihn ebenso berühmt als berüchtigt machte. Alle unsere Schriften, klagte Schubart, haben das Gepräge unsers sklavischen Jahrhunderts und die Zeitungen am meisten. Unter allen kriechenden Creaturen des Erdbodens ist der Zeitungsschreiber die kriechendste. Er selber aber bethätigte eine rühmliche Ausnahme, und noch viel mehr Wekhrlin. Energisch, rücksichtslos war sein Streben. Freilich sagt Gervinus, wie sehr er wegen seiner Freimüthigkeit berüchtigt gewesen, dürfe man dennoch nichts in seinen Schriften suchen, was nur so viel Rücksichtslosigkeit verriethe, wie unsere spätern Oppositionsblätter in Literatur und Politik, alles Freiere wäre gar zu vorsichtig in Anekdoten, Fabeln, Visionen und dergleichen gekleidet, die Behutsamkeit laure hinter jedem Gedanken, den die Freiheit eingegeben. Damit indessen bewies er, daß er etwas über den Abgeurtheilten gelesen, keineswegs viel, geschweige Alles. Jedes Stück seiner Periodicitäten reißt uns zur Bewunderung freien Herausstürmens hin, vornehmlich gegen Frömmler, Pfaffen und politische Afterheilige. Und wenn wir auf verkleidende Erzählungen, Anekdoten, Fabeln, Allegorien stoßen, so muß man, ungerechnet das wohlzuberücksichtigende Interesse des Amüsements, Zeit und Land vergessen, in welchen er schrieb, Willigkeit und Fähigkeit seiner

Leser übersehen, um jene zu unterschätzen. Zudem entzieht sich Verschiedenes ganz und gar unserm Verständniß, besonders in den hyperboreischen Briefen.

Seine Philosophie ist eklektisch: ein Durcheinander von Spinoza, Kant und Materialismus, parfümirt mit jener graciösen Petulanz, die er aus Frankreich importirt hatte. Sein Religionssystem naturalistischer Deismus, dessen Spindel nicht Glaube und Frömmigkeit, sondern Sittengesetz und Werkthätigkeit, welche auch ohne die Kirche, ihm eine politische Institution, gedeihen, ja gerade ohne diese besonders gedeihen. Zu den letzten Consequenzen seiner Philosophie und seiner religiösen Meinungen gelangt er indessen nicht, und die äußerste Pointe des Epigramms, das wir Leben nennen, zeigt sich ihm nicht im Diesseits oder Tod, sondern setzt sich als ewig unauflösbares Räthsel fort. Er hat den Himmel, aber er verschmäht doch die Richtung zum Himmel, um keinerlei Beziehungen zur Erde zu verkümmern. Seine politischen Meinungen würden ihm noch heute zur Ehre gereichen, bei Allen, die nicht an der Trichinose des Constitutionalismus verkommen.

Die Einseitigkeit, daß er das Praktische und Nützliche über das Schöne stellte, entschuldigt die Vernachlässigung des erstern, die er um sich her wahrnahm, und die Entartung des andern zum niedrig Ergötzlichen.

Mannigfaltige Kenntnisse und ungemeine Belesenheit würzen die Mannigfaltigkeit seiner Darstellung. Er tadelt seinen Stil, da ihm Alles blos am Inhalt gelegen, allein im Ganzen ist er gefällig, fließend, oft auf Flügeln getragen.

Satire und Humor leckern die Kost aller seiner Arbeiten, vornehmlich der Chronologen und des grauen Ungeheuers. Er verstand sich vortrefflich auf die Handhabe der Komik. Daß nichtsdestoweniger nur eine verhältnißmäßig kleine Anzahl der Rhapsodien, wenn ich so sagen darf, unserer Literatur angeeignet werden darf, ließ sich erwarten. Außer den oben mitgetheilten und verschiedenen Anekdoten sind es in den Chronologen folgende: Lateinische Parodie nach Virgil „auf den Tod Voltaires" (I. 131); „Was ist Ton?" Satire über die Suffisance der herrschenden Schöngeister in Frankreich und Deutschland nach Linguet's Annales politiques et littéraires, aber ziemlich schwach (II. 80); „Eine Reflexion einer Reflexion über den deutschen Meß-

katalog im deutschen Museum, Augustmonat 1780", Spötterei über die Literatur der Medicin (V. 307); „über eine Traumreise", Persifflage auf die Reisebeschreibungsmanie (XI. 90). Im grauen Ungeheuer: „Der Barometer des Baron Thondertentronk", ein Scherz (I. 10); „über die Römisch-Königswahl" (I. 292); „Geschichte der Hosen", ein Schwank (I. 332); „über die Reisen eines Kurländers", ebenfalls Schwank (III. 65); eine Spötterei über die Abenteuerlichkeiten der Aeronauten Rosier und Romain V. 5; eine Ironie „über das Sectenfieber der Zeit" V. 13; und endlich: „der scherzhafte Kaiser", nach der schwäbisch-hallschen Chronik (V. 296). Die hyperboreischen Briefe und die Paragraphen verstatten uns keine Ausbeute.

Von gleichem Streben und gleichem Patriotismus beseelt war Christian Friedrich Daniel Schubart, Wekhrlin's Zeitgenosse und Landsmann. Und so ist gerechtfertigt, daß beide, persönlich uneins, nationalliterarisch neben einander zu stehen pflegen. Damit sind aber auch die beiderseitigen Beziehungen erschöpft, und es ist arge Leichtfertigkeit oder Philisterhaftigkeit, sie unter einen Hut zu stecken. Wekhrlin's Bildung war eine harmonische, dieses Mannes eine zerklüftete. Jener war ein geschlossener, einheitlicher Character, Schubart ein schwankender, unsteter. Jener ward seinen Ueberzeugungen niemals untreu, dieser taumelte in den Extremen herum. Wekhrlin's Ausschweifungen sind begrenzte und temporaire, Schubart's — unbegrenzte und permanente. Wekhrlin schwärmte für die Franzosen, ohne blind für deren Schattenseite zu sein, dieser suchte die Freiheit aus England einzuführen mit Allem was darum und daran hing. Schubart war Poet im engsten Verstande, Wekhrlin kann als solcher kaum in Betracht kommen. Seiner fast parallel laufenden „deutschen Chronik" (1774—1777) gilt übrigens bei aller Verdienstlichkeit mit vollkommenstem Rechte, was Gervinus auf die Halb-Journale Wekhrlin's erstreckte. Beide übten den größten Einfluß auf die politische Volksbildung aus, an unerschrockener Freimüthigkeit that es aber Wekhrlin sehr zuvor.

Schubart's komische Muse gebar nur wenige Kinder, von denen die folgenden an gegenwärtigem Orte Platz finden mögen. Ihre Deutung bedarf keines Commentars. Andersgearteter haben wir demnächst zu gedenken.



Den Wundersang der Nachtigall.
Da war ein hochstudirter Frosch,
Mit runzlichter Stirn und breiter Gosch,
Hatte die edle Musicam,
Den Kontrapunkt, die Algebram
In manchem Sumpf und Weiher studirt,
Und orgelte, wie sich's gebührt.
Doch weil er war gar kalter Natur,
Empfand er nichts und künstelte nur.
Der hörte auch die Nachtigall
Und sprach: Ihr Brüder, hört 'nmal,
Wie singt das Thier so abgeschmackt,
Macht falsche Quinten, hält keinen Takt,
Weicht nicht in künstlicher Modulation
Aus einem Ton in andern Ton:
In ihrem ekeln di — di — di —
Und duk, duk, duk — steckt ihre ganze Melodie.
Magister Frosch lacht drob so laut,
Daß ihm beinah zerplatzt die Haut,
Und sprach: Kameraden, wisst ihr was? —
Eine Fuge klingt doch baß,
Wollen's singen im Sopran, Alt und Tenor,
Ich orgle euch das Thema vor.
Nun ging's an ein scheuslich Gequack
Im wahren antiken Geschmack,
Mit Bund und Motu contrario,
Der Frosch hielt Tasto solo;
Unaufgelöst in der Fuge ganz
Folgt Dissonanz auf Dissonanz.
Nach mancher halsbrechenden Modulation
Kam endlich doch der letzte Ton. —

Kam aus dem nahen Rosenthal,
Hörte das Lied der Nachtigall,
Und weint' und sah zum Himmel 'nauf: —
Und als die Frösche fugirten drauf,
Da warf er Steine in den Teich
Und schrie: „Der Henker hole euch."
Hum! sprach der Kritikus unterm Gewässer,
Der Kerl versteht's nicht besser!

Die Macht des Plutus.

Plutus wollte einmal eine Probe von seiner Gewalt auf die Menschen machen, und verwandelte einen Esel des Silen (denn man muß wissen, daß Silen einen ganzen Marstall von Eseln hat) — in einen Menschen.

Burlesk und komisch stand sie da
Die menschliche Maschine,
Die Einfalt und die Dummheit sah
Aus jeder dreisten Miene;
Mit tiefem Auge — klein und matt,
Mit Backen, wie sie Fama hat,
Und steifem Unterkinne.

Und als sein schlotterndes Knie,
Des fetten Wansts Peripherie
Zum erstenmal belebte;
So lachten alle Götter laut,
Selbst Herkul mit der Löwenhaut,
Daß Pluto's Thron erbebte.

Mit Gold und Sammt bedeckt, mit einer Schaar von Gnomen, die ihm Plutus zur Bedienung gab, einer Karosse aus Vulkans Werkstatt, und sechs stolzen Hengsten von Neptun geschaffen, kam Gingang (dies war sein menschlicher Name) zur Oberwelt: und im wilden Triumphe zog er in der ersten Stadt ein, die vor ihm lag. — Erst stieg aus den Hälsen des Pöbels ein wieherndes Gelächter donnernd gen Himmel; als aber ein Gnome goldenen Regen von der Karosse herabschüttete, da verstummte der Spott, und — gleich Stoßvögeln stürzte der Pöbel zur Beute. Dann vereinigte sich der freudige Haufen, zog im wilden Gedränge vor die prächtige Wohnung des Fremblings, und eine Wolke von unreinem Odem stieg, wie Hauch aus Schlotsteinen, empor, und die Luft ward von dem rohen Jubel gepeitscht: Es lebe Gingang: Lang' lebe Gingang, der Wohlthäter! — Indessen ward der goldene Fremdling nicht müde, überall eine dumme Freigebigkeit von sich ausströmen zu lassen, denn seine Gnomen kannten jede Goldader der Erde, und Plutus wollte jetzt alle seine Schatzkammern eröffnen, um seine Macht über die Menschen zu zeigen. Die erste Wirkung dieser Verschwendung war, daß

man den umgeschaffenen Esel — denn er war auf einer Akademie — den Doctorhut ertheilte. Hundert verlumpte Poeten krochen nun aus ihren Höhlen hervor, donnerten Päane, weinten Elegien, logen Oden und prophezeiten auf Kosten der Musen. Und der besungene Esel ließ den Bettlerorden kleiden, und füllte ihre Säckel mit Gold.

Aber jetzt war Gingang nicht mehr Gingang der Esel, sondern Gingang der Mäcen, der Göttersohn, der Freund der Tugend und der Musen; und seine häßlichen Gnomen wurden alle in Liebesgötter umgeschaffen, die Sr. Excellenz Luft zufächelten. Auf den Flügeln der Zeitungsblätter ward nun sein Name weit umhergetragen, und der Fürst des Landes bot ihm eine Stelle im Staat an. — Der graduirte Esel griff nach dem Degen, wie ein Harlekin nach seinem hölzernen Säbel, und schnell erstieg er auf goldenen Stufen — den Posten eines Feldherrn. Zwar ward eine halbe Armee unter Gingangs muthiger Anführung zu Schanden gehauen; aber die Geschichtsschreiber logen: „Gingang hat niemals stärkere Proben von seiner wahren Größe gegeben, als in dem unglücklichen Vorfalle bei — Wie groß ist der Weise im Unglück!" Doch der Fürst hielt es seiner Ehre zuträglicher, den großen Feldherrn zu seinem ersten Staatsminister zu machen. Tausend kleinere Räder trieben das Uhrwerk des Staats, und stießen das größere Rad langsam mit sich herum. Aber jeder bedeutende Schlag wurde nur ihm zugeschrieben, und die kleineren Räder bemerkte man kaum. — Ich will heirathen, sagte einmal der glückliche Esel; und wie viele Seufzer wurden geseufzt! wie viele Fächer rauschten Beifall! aber umsonst. Nur Mysis, die Bewunderung des Hofs und der Stutzerwelt, der Neid der Grazien, das Schooßkind der taubenäugigen Unschuld, sollte Gingang's Gemahlin werden — sie ward es. — Zwar ihre Thränen, ihre Fußfälle, die Liebe des weisen, des tugendhaften Osiris; der Seufzer, der ihren Busen hob: „Sie machen mich unglücklich, Papa!" — doch Possen! „Nichts, spricht Papa, du musst ihn nehmen — er hat Geld."

Zwei Dichter hatten um diese Zeit den Muth zu sagen, daß Gingang ein Esel sei, und wurden — ausgepeitscht. Kurz, in weniger Zeit hatte der glückliche Fremdling durch Plutus Zauberkraft alle Stufen des menschlichen Ansehens erstiegen. Man baute ihm Altäre, und auf allen öffentlichen Plätzen standen Statuen in Kolossengestalt, mit der Unterschrift: „Gingang dem Großen! dem Göttlichen! — dem Vater des Vaterlandes!" — Myriaden Schmeichler krümmten sich, wie getretene Würmer vor ihm, und leckten Staub. Ein Wink — mehr nicht! so stürzte der Weise vom Stuhl, und der Thor stieg an den verlassnen Stufen empor. Uebertreter der Gesetze wurden belohnt, sobald sie Gingang in seinen Schutz nahm. Die Tugend verbarg sich in menschenfeindliche Höhlen, und Laster fuhren, wie Hummeln, aus ihren Ritzen hervor. Dummköpfe saßen am Ruder, Dummköpfe quakten in heiligen Pagoden; Dummköpfe bildeten die weichen Seelen der Jugend, und es wimmelte bald unter Gingang's glücklicher Regierung im ganzen Lande von menschlichen Eseln. Aber Plutus, nachdem er sein Götteransehen auf der Welt genug ge-

prüft, führte den umgeschaffnen Gingang wieder im Sturm zur Hölle hinab. Als er ankam jauchzte der Gott durch die Pforten der Hölle:

Triumph ihr Göttерseelen! Hier
Kommt Gingang! Er, mein Held!
Triumph! Triumph! o Hölle mir!
Ich bin der Gott der Welt!"

Und die unterirdischen Felsen ertönten von dem gewaltigen Jauchzen der höllischen Stimmen:

Triumph! Triumph! o Plutus dir!
Du bist der Gott der Welt!

Aber Silens Esel trabte stolz in seinen fast verkannten Stall zurück, und die Muse hat mir im Vertrauen gesagt, daß Mysis nach ihm Zwillinge geboren, die seitdem Gingang's großen Namen auf die Nachwelt fortgepflanzt haben.

Von Matthias Claudius (1740—1815) ist an dieser Stelle blos auf das „Morgenlied eines Bauermanns, mit (griechischen) Anmerkungen von meinem Vetter, darin er mich zum Besten hat" (Werke Karlsr. 1799. III. 1—11) zu verweisen: eine der Idee nach ganz verbrauchte, aber in der Ausführung nicht unleidliche Satire auf die alberne schriftstellerische Eitelkeit, mittelst armseliger zusammengestoppelter Brocken sich den Schein philologischer Gelehrsamkeit zu geben, und bei jeder Gelegenheit, passend oder unpassend, damit zu brüsten. Leopold Friedrich Günther von Göckingk lieferte in seinen „prosaischen Schriften" (Frankf. a. M. 1784. I.) Satiren in Rabener's Manier, unter welchen sich die „Briefe von Thieren" noch am meisten durch frische Laune hervorthun. In der Menge seiner Gedichte sind nur „die Parforce-Jagd"; „Wiegenlied für die süßen Herren"; „Junker Franz"; „Will auch 'n Genie werden", und „die Nachahmer" (Ausg. 1780/82. III.) hier zu allegiren.

Wiegenlied

für die süßen Herren.

Schlummre, du duftendes Herrchen,
Schlummre, du plapperndes Närrchen,
Hast dich ja ritterlich müde gehüpft!
Hast bei den Spielen um Pfänder
Mühsam gekniеet, und Bänder
Ueber die Wade der Schönen geknüpft.

Hast du geschlummert, so tödte
Hurtig den Morgen, und röthe
Blaßbleiche Damen im leichten Corset.
Ist erst vertändelt der Morgen,
Puppchen, dann bist du geborgen!
Spielst du doch l'Hombre und strickest Filet!

Spiel' du am Abend Romanen,
Schwatze von deinen zwölf Ahnen,
Willst du galant und ein Edelmann sein.
Schlafen und essen und trinken,
Spielen, sich putzen und schminken,
Siehe! das heißet des Lebens sich freun!

Fort mit den Büchern zum Teufel!
Bücher erregen nur Zweifel,
Zweifel führt endlich dem Todtschießen zu.
Nimm du ein Beispiel an Schafen;
Wie sie nicht hüpfen und schlafen!
Sind sie gleich lange so klug nicht wie du.

Schläfst du denn noch nicht? zum Henker!
Machst du nun vollends den Denker?
Sicherlich hat dich ein Spieler geprellt!
Hast du drum Sorgen? Hab' keine!
Wisse, Verdienste, wie deine,
Gelten bei Damen noch immer ihr Geld.

Junker Franz.

Ist Krauf, mein Informator, toll,
Daß ich Latein soll lernen?
Er denkt mit guten Worten wohl,
Der Schulfuchs! mich zu körnen?
Doch körn' er nur, mein Herr Pedant!
Wir haben auch, Gottlob! Verstand.

Ha ha! Wer auf dem Kopfe geht,
Mag glauben, daß die Raben
Und Füchse, wie im Phädrus steht,
Vordem gesprochen haben.
Der Phädrus ist ein Narr, wie Krauf;
Lügt nur! Mir bindet ihr nichts auf.

Französisch lern' ich noch zur Noth
Wohl etwas radebrechen,
Ich Narr werd' immer blaß und roth,
Wenn Fräulein mit mir sprechen:
Und ich bei ihrem: he? Monsieur!
Wie Butter an der Sonne steh'.

Was soll ich übrigens mich noch
Mit Christenthume plagen?
Ja! prost't die Mahlzeit! weiß ich doch
Die Katechismus-Fragen.
Was geht mich Doctor Luther an?
Dafür bin ich ein Edelmann!

Ich lasse lieber fix dafür
Die Jungen exerciren,
Und übe mich, als Offizier
Sie wacker auszuschmieren,
Und trommle meinen Zapfenstreich
Dem besten Trommelschläger gleich.

Auch kann ich über Zäune hin
Mit unserm Schimmel setzen,
Und, ohne mich zu rühmen, bin
Ich Meister schon im Hetzen.
Und unser Kammerkätzchen wehrt —
Doch still, daß es Mama nicht hört.

Ha! hab' ich erst einmal das Gut:
Das soll ein Leben werden!
Mit meinem großen Federhut
Und Hunden, Jägern, Pferden
Und Bauern, will ich Tag und Nacht
Hinaus zur Hetz' und Klapperjagd.

Verdammt! das Ding steigt mir zu Kopf,
Daß Krauf mich so will necken!
Erwisch' ich ihn einmal beim Schopf:
Ich schlag' ihm blaue Flecken;
Und werd' ich gar Gerichtsherr noch,
Dann sollst du mir in's Hundeloch!

Charakterstücke und Sittengemälde in Theophrast's und La Bruyere's Manier, für deren Nachfolger er sich selbst erklärte, schrieb unter dem Titel: „Portraits" (Leipz. 1779/81. II.) Georg Christian Erhard Westphal aus Quedlinburg, gestorben den 2. Dezember 1808 als Prediger und Consistorialrath zu Halle im Alter von 56 Jahren. Verschloß man sich aber nicht der Einsicht, daß er hinter seinen Mustern zurückblieb, weder den Griechen an kräftiger und treffender Zeichnung und Hervorziehung kleiner, versteckter Züge, noch den Franzosen an Witz und Eindringlichkeit erreichte, konnten andererseits gute Beobachtung und in Einzelnem glückliche, ächt satirische Laune nicht abredig gemacht werden. Die Portraits sind immer noch frisch-

farbige Contouren zu einer deutschen Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. „Die unvermuthete Nachbarschaft" (oder über die Schätzung des Lebens), und „die wahre Welt" (oder der rechte Gesichtspunkt zur Beurtheilung der Vorgänge dieses Erdendaseins) sind zwei satirische Gedichte Wezel's, die wenigstens nicht ganz übergangen werden dürfen. Den von Alxinger in dieser Gattung anzuziehenden Gedichten wäre mehr von der Spitze als vom Glanz des Dolches, womit Julius Cäsar Scaliger Spott und Scherz verglich, anzuwünschen gewesen.

Der Abbé.

Dein Sohn tritt auf im Stutzerkleide,
Du siehst ihn, lächelt Mutterfreude,
O Kirche, nicht aus deinem Blick?
Wie siegreich schwebt die lange Locke
Ihm auf dem glatten Atlasrocke
Tief unter's heilge Genick!

Und sein Toppé (ha! deutschen Händen
Gelang's, das Wunder zu vollenden,)
Beschämet selbst Pariser Witz:
Denn seht ihr nicht? ein jüngrer Bruder
Des Cypripor, bedeckt mit Puder,
Hat hierin seinen Lieblingssitz.

Doch fleucht der Gott auch, will er freyer
Aussehen, abwärts, macht den Schleyer
Der Täfelchen zu seinem Thron.
Der war einst Venus Trauerschleyer,
Bey des Aeneas Leichenfeyer,
Beym Requiem für den Adon.

Das Mäntelchen durchwallt die Lüfte,
Es streut umher Lavendeldüfte;
Auch stecket jede Zauberkraft,
Die Acidalien umschwebet,
Dem Wundergürtel eingewebet,
In seinem Florentiner Taft.

Wie prangt sein Chiffrering mit Haaren,
Die kurz vorher so lockig waren,
Man schnitt sie seinetwegen ab;
Wie wallet ihm in gleichen Faden
Die runden, hoffnungsvollen Waden
Neapels luft'ger Strumpf hinab.

Schon seh' ich ihn, trotz allen Spottes
Altmodischer, im Dienste Gottes
Als Pfarrer oder Dechant glüh'n,
Sein Licht vor allen Mädchen leuchten,
Und junge Weiber, ihm zu beichten,
Processionenweise ziehn:

Ich seh', wie innigst er sie rühret,
Belehret, stärket, absolviret,
Und zwar, in quantum indigent.
Ihr, die ihr die Gesalbten schmähet
Und nicht der Salbung Kraft verstehet,
Freygeister, sagt, ob ihr es könnt.

Christoph Gottlob Hempel's „zwei Satiren über den Geschmack und die Göttin Gerechtigkeit" (Brem. 1782) stellten seinem eigenen Geschmack kein glänzendes Zeugniß aus, und die „Bruchstücke satirischen Inhalts" (Frankf. u. Leipz. 1782) von Heinrich Wilhelm Seyfried aus Frankfurt am Main (1755 —1800) gestorben als Privatgelehrter zu Berlin, wurden kaum mäßigen Anforderungen gerecht. Adam Friedrich Geißler brachte „Asmodi's entwendete Briefe, moralischen und satirischen Inhalts" (Frankf. u. Leipz. 1783), welche zwar nicht des Witzes und Humors, aber aller Phantasie baar sind. Der „Brief an die Dummheit" (deutsch. Mus. 1784. I. 56 ff) von Christoph August Tiedge (1753—1841) läßt bedauern, daß der Dichter dem satirischen Element nur ausnahmsweise Einwirkung auf sich verstattete. Auch seine krankhafte elegische Weltanschauung würde gesundenden Widerhalt darin gefunden haben.

Brief an die Dummheit.

O Dummheit! Herrscherin von ruhevollen Tagen,
Die du auf weichen Kanapeen
Dich wiegst verträumend all' die Plagen,
Die sich um unser Leben drehn!
Die du, wo oft die Weisheit zittert,
Dich ruhig in dem Armstuhl pflegst,
Dein Pfeifchen rauchst, und unerschüttert
Um deinen Bauch den Schlafrock schlägst,
Ein Sünder wagt es, dich zu stören;
Vergieb ihm, wenn du gütig bist,
Der wider dich sich zu empören
Oft frech genug gewesen ist!
Ist's wahr, daß der, der seine Sünde

Du nur beglückst dies Erdenleben!
Die Weisheit? — O! die kann uns nie
Des Gleichmuths stete Ruhe geben.
Das Lämpchen der Philosophie
Beleuchtet oft, was wir nicht sehen wollen:
Allein von dir, Beglückerin,
Von dir so leis umdämmert, rollen
Die Tag' uns weit zufriedner hin.
Dein Günstling reift, bei feister Schwere,
Vom stärksten Sturme kaum bewegt,
Zum Greise, bis die schöne volle Aehre
Der Tod in seine Scheuer trägt.

Nicht selten, Dummheit, schwebst du an der Seite
Fortunens, überstrahlt von ihrem schönsten Glanz;
Selbst Liebe reicht dir, im Geleite
Der Wollust, ihren Myrtenkranz:
Denn Liebe sähe nach Verstande?
Sie selbst ist, leider! selten klug;
Flecht' in das Spiel mit Chloens Busenbande
Lakaienwitz, das ist genug!
Zwar, daß die Langeweile dich verschone,
Das hoffst du nicht; allein ein Weinarchiv
Hat gegen die Palindione
Manch kräftiges Palliativ;
Und Grillen, die den Flug der Freud' oft plötzlich lähmen,
So, daß dem Weisen selbst ein Stündchen trüber rinnt,
Die weißt du glücklich so zu zähmen,
Daß sie, wie Tauben fromm, dir nicht gefährlich sind.
Schmiegst du an deines Sopha's Kissen
Dein volles, lachendes Gesicht,
So kümmerst du um vieles Wissen,
Das nur den Kopf beschwert, dich nicht.
Ein Saatfeld ist das Feld der Wissenschaft, mit Mühe
Besäet und mit Schweiß gedüngt,
Das nie, so hoch ich auch den Anschlag ziehe,
Belohnungsreiche Früchte bringt.
Der Edle, der, vom Angesichte
Die Tropfen wischend, mäht und harkt,
Bringt endlich die gesiebten Früchte
Auf einen undankbaren Markt.
Das soll mich nicht um meine Ruh' betrügen!
Für den mag immerhin das Feld
Der Kenntniß öd' und brache liegen,
Der es mit Dir, o Dummheit, hält!
Und es beneidet weder Kaiser
Noch Weise sein zufriednes Herz:

Bei aller Wachsamkeit der Wächter
Vermummt in's Land der Wahrheit schlich.

Sieh, meine Schuld hab' ich dir nun gebeichtet;
Allein nun zürne weiter nicht!
Schon, könntest du es sehn! befeuchtet
Der Reue Thräne mein Gesicht.
Hier ruhn bei mir noch hundert scharfe Pfeile;
Geb' ich der Wahrheit sie zurück?
Geliebte Dummheit, nein! ich eile
Zu dir; zerbrich sie Stück für Stück!
Wer dich verfolgt, den haßt die größre Menge
Auf unsrer lieben Erdenwelt.
Wohl dem, der in dem kritischen Gedränge
Sich zu dem größern Haufen stellt!
Wie könnte neben sich der Thor den Klügern leiden!
Hat Jener gar Gewalt, wie's oft der Fall ist, dann
Entbehret dieser tausend Freuden,
Die er, als Thor, genießen kann.
Der Abgefallne kehrt itzt wieder
Zu dir, in deinen Schooß zurück,
Wirft reuevoll vor dir sich nieder,
Und wirbt um den Versöhnungsblick.
Verzeih ihm den bethörten Eifer,
Wenn je dein Herz verzeihen kann!
Und nimm, nimm einen Ueberläufer
Um seiner Reue willen an!
O, daß ich mich aus deinem Arme
Bald nach den Kindertagen riß!
Wie sicher birgt vor jedem Harme
Nicht deine süße Finsterniß!
Man kömmt so still um die verworrnen
Verirrungen der Welt herum,
Und schläft auf Rosen ohne Dornen,
So sanft wie im Elysium.
Du wiegst den Geist in einen Schlummer,
Wo keine Zweifelsucht ihn irrt,
Wo nie um seine Ruh der Kummer
Mit Hypochonderketten klirrt.
Ovid will das zwar anders lehren;
Allein dem sag' ich in's Gesicht,
So sehr ihn alle Musen ehren,
Der gute Mann verstand es nicht!
Der stille Teich wiegt sich in Dämmerungen,
Vom Erlenbusch auf ihn herabgesenkt,
Und kümmert sich nicht um des Dankes Huldigungen
Die von getränkten Au'n der Wiesenbach empfängt.

F. Woran erkennt man den Wiener?
A. Den Wiener erkennt man, sobald er das Maul aufmacht.

Erstes Hauptstück.

F. Von was handelt das erste Hauptstück?
A. Von den nothwendigen Wissenschaften der Wiener.
F. Was muß jeder Wiener nothwendig wissen?
A. Die vom männlichen Geschlechte müssen nothwendig wissen:

1) Wo man den besten Wein schenkt, und wo Kirchtag ist.
2) Was die Partie Quarambol kostet.
3) Wo die besten Kegelbahnen sind.
4) Welcher Hund in der Hetze am besten Solo fängt.
5) Welcher Fiakre am schnellsten fährt.
6) Muß er wissen als Accessist den Hofrath zu spielen.
7) In Gesellschaft den Kasperl zu machen.
8) Ueber galante Krankheiten zu scherzen.
9) Die Damen mit Zweideutigkeiten zu unterhalten.
10) Endlich muß er die Histoire scandaleuse und den Preiscourant von allen mitleidigen Schwestern wissen.

Die vom weiblichen Geschlechte müssen wissen:

1) Welche die herrschenden Moden sind.
2) Wie sie die Wachsamkeit ihrer Eltern und Männer hintergehen können.
3) Wer die besten Tänzer sind.
4) Wo man das beste Gefrorne bekömmt.
5) Die Kunst, sich um die Hälfte größer zu machen, als sie von Natur sind.
6) Mehr auszugeben als der Mann einnimmt.
7) Die Spiel- und Tanzregeln früher als den Katechismus.
8) Müssen sie von allen Lustbarkeiten wissen.
9) Müssen sie die Verdienste ihres Liebhabers nach der Anzahl Flinterln zu berechnen wissen, die er auf der Weste hat.
10) Endlich müssen sie mit zwölf Jahren mehr wissen, als im vorigen Jahrhundert ein Mädchen von 25 Jahren wusste.

Zweites Hauptstück.

F. Wovon handelt das zweite Hauptstück?
A. Von den Tugenden der Wiener.
F. Wie heißen die Tugenden der Wiener?
A. Sie heißen:

1) Glaube.
2) Hoffnung.
3) Liebe.

F. Was glaubt der Wiener?
A. Die vom männlichen Geschlechte glauben:

1) Daß es nirgends besser leben sei, als in Wien.

An Kenntniß Zuwachs, sagt ein Weiser,
Ist Zuwachs auch zugleich an Schmerz.

So reich mir denn von deinem Zaubertranke!
Wie will ich mir so gütlich thun!
Es ist ein labender Gedanke,
So glücklich dir im Arm zu ruhn;
Sich nie hervor an's Licht zu winden
Aus einer friedevollen Nacht,
Und friedlich alles schön zu finden,
Was in des Truges Schminke lacht.
Wenn nun mein Geist, wie aus den stygischen Gewässern,
Vergessenheit der Scham aus deinem Kelche trinkt,
Und nach und nach sich das Gefühl der bessern
Erwartung um die Seele schlingt:
Dann wird der Dünkel sich in meinem Kopfe blähen,
Wenn gleich kein Bonzenstand mich dir zum Günstling macht;
Verachtend will ich auf die Weisheit nieder sehen,
Gesetzt auch, daß sie meiner lacht;
Gesetzt, mich stellt auch an den Pranger
Des Spotts ein Satyr — immerhin!
Wenn ich nur auf dem grünen Anger
Des Glücks der fettste Hammel bin!

Schalkhafte Muthwilligkeit und glückliche Form durch Benutzung der Methode und ganzen Folge des katholischen Katechismus empfehlen eines Ungenannten Schilderung „des gewöhnlichen Wieners mit Leib und Seele, untersucht in einer Faschingskinderlehre" (Wien 1784. deutsch. Mus. 1784. II. 59 ff.). Störend sind darin blos einzelne Verstöße gegen die Anforderungen an Sauberkeit des Ausdrucks. Geflissentliche Derbheit geräth bisweilen in Gröblichkeit. Der Verfasser war ohne Zweifel ein Wiener und hatte lediglich die Wiener im Auge; doch bedurfte es geringer Veränderungen, und seiner Verspottung locale Natur wandelte sich in eine allgemeine um. Mit geringen Veränderungen konnte ebenso der große Haufe der Bewohner anderer großen Städte persifflirt werden. Man vernehme:

Einleitung.

Frage. Weß Glaubens bist du?
Antwort. Ich bin ein Wiener.
F. Was ist ein Wiener?
A. Ein Wiener ist ein Mensch, der selbst nicht recht weiß, was er ist.

F. Woran erkennt man den Wiener?
A. Den Wiener erkennt man, sobald er das Maul aufmacht.

Erstes Hauptstück.

F. Von was handelt das erste Hauptstück?
A. Von den nothwendigen Wissenschaften der Wiener.
F. Was muß jeder Wiener nothwendig wissen?
A. Die vom männlichen Geschlechte müssen nothwendig wissen:
1) Wo man den besten Wein schenkt, und wo Kirchtag ist.
2) Was die Partie Quarambol kostet.
3) Wo die besten Kegelbahnen sind.
4) Welcher Hund in der Hetze am besten Solo fängt.
5) Welcher Fiakre am schnellsten fährt.
6) Muß er wissen als Accessist den Hofrath zu spielen.
7) In Gesellschaft den Kasperl zu machen.
8) Ueber galante Krankheiten zu scherzen.
9) Die Damen mit Zweideutigkeiten zu unterhalten.
10) Endlich muß er die Histoire scandaleuse und den Preiscourant von allen mitleidigen Schwestern wissen.

Die vom weiblichen Geschlechte müssen wissen:
1) Welche die herrschenden Moden sind.
2) Wie sie die Wachsamkeit ihrer Eltern und Männer hintergehen können.
3) Wer die besten Tänzer sind.
4) Wo man das beste Gefrorne bekömmt.
5) Die Kunst, sich um die Hälfte größer zu machen, als sie von Natur sind.
6) Mehr auszugeben als der Mann einnimmt.
7) Die Spiel- und Tanzregeln früher als den Katechismus.
8) Müssen sie von allen Lustbarkeiten wissen.
9) Müssen sie die Verdienste ihres Liebhabers nach der Anzahl Flinterln zu berechnen wissen, die er auf der Weste hat.
10) Endlich müssen sie mit zwölf Jahren mehr wissen, als im vorigen Jahrhundert ein Mädchen von 25 Jahren wusste.

Zweites Hauptstück.

F. Wovon handelt das zweite Hauptstück?
A. Von den Tugenden der Wiener.
F. Wie heißen die Tugenden der Wiener?
A. Sie heißen:
1) Glaube.
2) Hoffnung.
3) Liebe.
F. Was glaubt der Wiener?
A. Die vom männlichen Geschlechte glauben:
1) Daß es nirgends besser leben sei, als in Wien.

2) Glauben sie, daß sie deutsch reden.
3) Daß sie Engländer sind, wenn sie Picknicks geben, Punsch trinken und einen runden Hut aufsetzen.
4) Daß sie nichts mehr zu lernen brauchen, wenn sie einige Schulen absolvirt haben.
5) Glauben sie, daß alle Reichen Schwaben sind.
6) Endlich glauben sie alles, was ihnen ein französischer oder welscher Windbeutel vormacht. (u. s. w.)

F. Was liebt der Wiener?

A. Die vom männlichen Geschlechte lieben:
1) Ihre liebe Wienstadt mit dem Stephansthurm.
2) Ihre Heiligenstriezel, Bratewürste mit Wermuth, und die geweihten Osterschinken.
3) Alle ausländischen Thorheiten.
4) Die Ferien, und überhaupt alle Tage, wo sie nichts thun dürfen.
5) Endlich lieben sie jedes hübsche Mädchen, das sie das erstemal sehen.

F. Was lieben die vom weiblichen Geschlechte?

A. Die vom weiblichen Geschlechte lieben:
1) Ihr Gesicht über alles.
2) Ihre Mieder, Bouffantes und hohen Absätze.
3) Jeden hergelaufenen Windburschen, sobald er sich für einen Grafen oder Baron ausgiebt.
4) Alles was Stiefel und Sporn trägt und mit Pferden umgeht.
5) Lieben sie jede Männerhand, an der ein brillantner Ring steckt.

Drittes Hauptstück.

F. Von was handelt das dritte Hauptstück?

A. Von den Geboten und Seligkeiten der Wiener.

F. Wie viel Gebote haben die Wiener?

A. Die Wiener haben zehn Gebote.

F. Wie heißen sie?

A. Für die Männer heißen sie:
1) Du sollst deinen Balg über alles hochschätzen.
2) Du sollst an Sonn- und Feiertagen dich lustig machen und durchbringen, was du in der Woche verdient hast.
3) Du sollst neben deiner Gemahlin ein hübsches Stubenmädchen oder andere gesunde Dienstboten halten.
4) Du sollst unsern Herrn Gott einen guten Mann sein lassen.
5) Du sollst tadeln, was du nicht verstehst.
6) Du sollst nicht denken.
7) Du sollst an keinem Gewürzgewölbe vorbeigehen ohne Austern zu essen.
8) Du sollst deinen reichen Schwager in Ehren halten, auf daß es dir wohlergehe.

9) Du sollst bei Leibe nicht zu viel arbeiten.
10) Du sollst auf alle Neuerungen schimpfen und hübsch beim Alten bleiben. (u. s. f.)

F. Wie heißen die Seligkeiten der Wienerinnen?
A. Die Seligkeiten der Wienerinnen heißen:
1) Eine schöne Garderobe und Equipage.
2) Lange Toilette nach langem Schlaf.
3) Kaffee und gute Jausen [Vespermahl].
4) Ein wenig Leuteausrichten.
5) Opern, Komödien, Concerte, Redouten und Spiele.
6) Kostbare Geschenke, wären sie auch vom Manne.
7) Ein gefälliger Hausfreund.
8) Ein vertrautes Tête à Tête.

Viertes Hauptstück.

F. Wovon handelt das vierte Hauptstück?
A. Von den Sünden der Wiener.
F. Wie werden sie eingetheilt?
A. 1) In Todsünden.
2) In himmelschreiende Sünden.
3) In fremde Sünden.
F. Was hält der Wiener für eine Todsünde?
A. Der Wiener hält für eine Todsünde:
1) Einen vernünftigen Discours.
2) Ein nützliches Buch.
3) Einen feinen Scherz.
4) Industrie.
5) Wassertrinken.
6) Eine schlechte Mahlzeit.
7) Oekonomie.
F. Was halten die Wienerinnen für eine Todsünde?
A. Die Wienerinnen halten für eine Todsünde:
1) Ihre Kinder selbst zu stillen.
2) Ein Gesicht ohne Schminke.
3) Ein dem Wuchs angemessenes Kleid zu tragen.
4) Außer Spielschulden auch andere Schulden zu bezahlen.
5) Auf dem Kanapee nicht den ersten Platz zu behaupten.
6) Dem Manne ihre Privatausgaben anzuvertrauen.
7) Endlich durch das ganze Jahr gesund zu sein. (u. s. w. u. s. w.)

Fünftes Hauptstück.

F. Wovon handelt das 5. Hauptstück?
A. Das 5. Hauptstück handelt von den Werken der Barmherzigkeit und den vier letzten Dingen der Wiener.
F. Was hält der Wiener für Werke der Barmherzigkeit?
A. Der Wiener hält für Werke der Barmherzigkeit:

1) Die hungrigen Schmarotzer zu speisen.
2) Seinen Freunden so lange zuzutrinken, bis sie unter dem Tische liegen.
3) Eine fremde Graben-Nymphe zu beherbergen.
4) Nackende Mädchen zu kleiden, wenn sie hübsch sind.
5) Kranke zu besuchen, wenn etwas zu erben ist.
6) Die gefangenen Dukaten aus dem Schranke des Herrn Papa zu erlösen.
7) Ihr Vermögen unter arme Kaffeesieder und Marqueurs zu vertheilen.

F. Was halten die Wienerinnen für Werke der Barmherzigkeit?
A. Die Wienerinnen halten für Werke der Barmherzigkeit:

1) Ihre Liebhaber nicht lange seufzen zu lassen.
2) Die Auszügel der Kaufleute und Schneider nach Jahr und Tag ohne Abbruch zu bezahlen.
3) Ihren Männern durch gute Freunde, so viel möglich, die Pflichten des Ehestandes zu erleichtern.
4) Ihre Tänzer nur halb zu Tode tanzen.
5) Bei einem Bankerot die Früchte der weiblichen Sprüche mit dem Manne zu theilen.
6) Einem jungen geschickten Manne einen Dienst zu verschaffen, wenn er einige hundert Dukaten an sie verspielt hat.
7) Ihre Männer so wohlfeil und so geschwind als möglich begraben zu lassen.

F. Was sind endlich die vier letzten Dinge der Wiener?
A. Die vier letzten Dinge der Wiener sind:

1) Abzehrung.
2) Podagra.
3) Bankerot.
4) Das Spital.

F. Wie heißen die vier letzten Dinge der Wienerinnen?
A. Die vier letzten Dinge der Wienerinnen heißen:

1) Verlassung von ihren Anbetern.
2) Verwelkte Schönheit.
3) Alte Jungfernschaft.
4) Ein Amour mit unserm Herrgott.

Ein Examen über Geschmack, Kunst, Vaterlandsliebe der Wiener, und die mit aller Gewißheit vorauszusehende Wirkung der „Kinderlehre" bildet den Anhang und Beschluß.

In demselben Jahre erschien von dem Bergarzte zu Bochum in der Grafschaft Mark Karl Arnold Kortum aus Mühlheim an der Ruhr (1745—1824) das allberühmte, im Bild von Meisterhand verherrlichte, in vielen Nachdrücken und Auflagen verbreitete und noch immer beliebte Gedicht: „Leben, Meinun-

gen und Thaten von Hieronymus Jobs, dem Kandidaten, und wie Er sich weiland viel Ruhm erwarb, auch endlich als Nachtwächter zu Salzburg starb. Vorn, hinten und in der Mitten geziert mit schönen Holzschnitten. Eine Historia lustig und fein in neumodischen Knittelverselein" (Münster u. Hamm 1784.) Hier war und ist der allgemeine Beifall ein vollkommen begründeter. Denn wenn sich die „Jobsiade", urtheilt Kurz (in ziemlicher Uebereinstimmung mit Marggraff) so richtig, daß wir jedes Wort zu dem unsrigen machen können, auch nur im niedrigsten Grade des Niedrigkomischen bewegt, so hat auch dies seine volle Berechtigung, wenn der Dichter es nur mit vollem Bewußtsein beherrscht und durchführt. Und daß dies der Fall, wird Niemand bezweifeln, der das Gedicht gelesen hat, und kein so greulicher ästhetischer Laie ist als Gervinus. Die Jobsiade verdient schon deshalb alle Anerkennung, weil in ihr Alles zusammenklingt: Charaktere, Begebenheiten, Darstellung, Sprache, Versmaaß, Alles bewegt sich in gleichem Gebiete des Niedrigkomischen, nirgend wird der allgemeine Charakter unterbrochen oder zerstört. Was ihr aber noch größern, wahrhaft poetischen Werth verleiht, das ist die ihr zu Grunde liegende Wahrheit; obschon in burleskem Gewande, ist das Leben der deutschen Spießbürger und Philister, der Zopfgelehrten und Pedanten, und besonders der Theologen in einer noch gar nicht so lange verschwundenen Zeit meisterhaft und in vollster Wahrheit geschildert; ja selbst das burleske Gewand ist keine Andichtung des Verfassers, sondern dem Leben abgelauscht. Es ist freilich Schade, daß der Dichter noch einen Theil hinzufügte, in welchem Jobs, der scheintodt im Grabe gelegen, in's Leben zurückgerufen wird, nun ein neues Dasein beginnt und ein Muster von einem Pastor wird; allein abgesehen davon, daß man diesen Theil als selbständiges Ganzes betrachten muß, und die poetische Einheit und Wahrheit des ersten Theils dadurch also nicht beeinträchtigt wird, so möchten wir darin eine treffliche Satire auf die damaligen Dramen erblicken, in denen das Tragische durch einen unpoetischen Umschwung zu glücklichem Ende geführt wurde. Wie der erste Theil, so ist übrigens der zweite reich an köstlichen Einzelheiten, und wenn auch keine dem in seiner Art klassischen Examen oder dem eben so trefflichen Brief des Candidaten Jobs gleichkommt, so sind doch manche Stellen an jene Gipfelpunkte

reichend, z. B. der vom Schulmeister für Herrn von Ohnewitz entworfene Reiseplan mit der ergötzlichen Reisekarte, dann die Kapitel der Verspottungen des damals herrschenden Siegwart- und Wertherfiebers sammt der mondscheinseligen Empfindsamkeit hypersentimentaler Naturen.

Andere ähnliche Dichtungen des nämlichen Verfassers, wie „die magische Laterne" (Wesel 1784/86), „Adam's Hochzeitfeier" (ebd. 1788), der „Märtyrer der Mode" (Wesel 1778. 1790.) und „Elsab. Schlunz, ein Anhängsel zur Jobsiade" (Hamm 1819) sind unbedeutend und fanden keinen rechten Anklang.

Da unsere geschichtliche Darstellung auch, wie dem Leser bekannt, vornehmlich für das achtzehnte Jahrhundert, die Aufgabe hat, ausgewählte Stücke der besten komischen Schriftsteller vorzuführen, dürfen wir an der Jobsiade nicht ohne Aufnahme wenigstens eines ihrer Kernkapitel vorübergehen.

Wie Hieronymus zum Kandidaten examinirt ward, wie es ihm dabei erging.

Indeß ist es beim Entschluß geblieben,
Und nach wenigen Wochen hat man verschrieben
  Die ganze hochwürdige Klerisei
  Zu Hieronymus Examen herbei.

Jedoch, wie ihm ob solcher Gefahre
Des nahen Examens zu Muthe ware
  Und sein gemachtes ängstliches Gesicht,
  Dies alles begreift der Leser nicht.

Es wäre also solches zu schildern vergebens.
Die fürchterlichste Stunde seines Lebens
  Nahte nunmehro endlich herzu;
  Ach! du armer Hieronymus, du!

Nenne mir nun, Jungfer Muse, die Namen
Der geistlichen Herrn, welche zum Examen
  Aus jeder Gegend der schwäbischen Welt
  Am bestimmten Tage sich eingestellt.

Der erste war der Herr Inspector,
In der Lehre stark wie ein andrer Hektor,
  Ein stattlicher dick gebauchter Mann;
  Man sah ihm gleich den Inspektor an.

Seine Verdienste schafften ihm diese Würde,
Er trug übrigens seines Amtes Bürde

Geduldig und mit gar frohem Muth
Und aß und trank täglich gut.

Nach ihm kam der geistliche Assesser,
Ein Mann von Person zwar etwas grösser,
Doch an Körper und Waden dünn
Und von etwas mürrischem Sinn.

Er triebe nebst der geistlichen Sache
Verschiedene Stücke aus dem ökonomischen Fache
Und trank nur Bier und schlechten Wein,
Denn seine Einkünfte waren klein.

Auch Herr Krager, ein Mann von hohen Jahren,
In den Kirchenvätern sehr wohl erfahren,
Die er, so oft die Gelegenheit kam,
Seinen Satz zu erweisen hernahm.

Auch Herr Krisch, ein Mann von guten Sitten,
Ungemein stark in Postillen beritten,
Wobei er sich so gut und noch besser befand
Als der beste Pfarrer im Schwabenland.

Auch Herr Beff, ein weiblicher Linguiste
Und in Leben und Wandel ein ziemlicher Christe,
Im Vortrag ein ewiges Einerlei,
Doch niemals gegen Orthodoxei.

Auch Herr Schrei, stark in der Rede,
Weder in Gesellschaften, noch auf der Kanzel blöde,
Lebte übrigens munter und frisch
Mit seiner Köchin exemplarisch.

Auch Herr Plotz, ein Mann wie ein Engel,
Er hatte zwar in der Jugend viele Mängel,
Nachdem er aber sein Amt trat an,
Ward er ein frommer braver Mann.

Er hielte seine hochgeliebte Gemeine
Von allen Lastern und bösem Wesen reine,
Und strafte zur Zeit und zur Unzeit
Alle und jede, doch nach Gelegenheit.

Auch Herr Keffer, nie müde in Lehr' und Strafen,
Er nahm sich treulich an seiner Schafen,
Doch fande sich in der Heerde sein
Mancher hartnäckiger Bock mit ein.

Oft war, um sie zurechte zu führen,
Er deshalb genöthiget zu processiren,
Denn er verstand die Jura, in der That,
So gut als der beste Advokat.

Außer diesen obengenannten Namen
Noch mehr geistliche Herrn zum Examen,
Die ich nicht alle Mann für Mann
So gar genau mehr nennen kann.

Als nun die ganze geistliche Schaare
Der hochehrwürdigen Herrn beisammen ware,
So setzten, prämissis prämittendis
Sich alle um einen großen Tisch.

Hieronymus trat mit Zittern und Zagen
Vor die sämmtliche Gesellschaft der weißen Kragen
Und scharrete ihnen demüthig seinen Gruß.
O weh dir! o weh dir, Hieronymus!

Zuvorderst erkundigten die Examinatores
Sich nach seinen bisherigen Sitten und Mores
Und fragten ihn bald, ob er auch hät
Ein Zeugniß von der Universität?

Hieronymus ohne sonderliche Umstände
Gab das Attest in des Inspektors Hände,
Welcher dasselbe alsbald dann luß;
O weh dir! o weh dir, Hieronymus!

Es war zwar, wie oben schon angeführet,
In Latein und Griechisch koncipiret,
Folglich zu lesen ein schweres Stück,
Doch verstund zu allem Ungelück

Der Inspektor etwas von den Sprachen,
Um hier die nöthigste Dolmetschung zu machen;
Dann für jeden andern geistlichen Herr
War die Uebersetzung gar zu schwer.

Damit nun hier nichts möge fehlen,
Will ich dem geneigten Leser erzählen,
Was eigentlich in dem Attestat
Von Wort zu Worte gestanden hat.

Zuerst Name und Titel vom Professer
Und in drei Buchstaben, etwas grösser,
Wünschte er, durch L. B. S. dem
Lector Benevole Salutem!

„Sintemal und inmaßen drei Jahre
Und einige Wochen hieselbst ware
Herr Hieronymus Jobsius
Als Theologiä Studiosus,

Derselbe aber abzureisen nunmehro
Ernstlich ist gesonnen, und dero=

-halben um ein schriftlich Attestat
Mich geziemender maßen bat,

So habe ich nicht unterlassen können,
Ihme solches schriftliches Zeugniß zu gönnen:
Daß derselbe alle viertel Jahr
Bei mir einmal im Kollegio war.

Ob er sich sonst des Studirens privatim beflissen,
Wird ihm wohl sagen sein eigen Gewissen,
Dann in diesem schriftlichen Bericht
Behaupte und zeuge ich solches nicht.

Und von seinem sonstigen Betragen
Wäre zwar nicht viel gutes zu sagen,
Allein die christliche Liebe will,
Daß ich davon hier schweige still.

Uebrigens wünsch' ich ihm auf alle Weise
Hiedurch eine glückliche Abreise,
Und der gütige Himmel leite ihn
Künftig zu allem guten hin."

Was man für große Augen gemachet,
Und daß Herr Hieronymus nicht gelachet,
Als man den Inhalt fand dergestalt,
Ein solches begreifet der Leser alsbald.

Indeß ist es für diesmal geschehen,
Daß man die Sache hat übersehen,
Und man redete von dem Attest
Aus christlicher Erbarmung und Liebe das Best.

Dann die Herrn dachten weislich zurücke,
Daß sie auch wohl viel lustige Stücke
Auf Akademien getrieben vor dem;
Man schritte also weiter ad rem.

Der Herr Inspektor machte den Anfang,
Hustete viermal mit starkem Klang,
Schneuzte und räusperte auch viermal sich
Und fragte, indem er den Bauch strich:

„Ich, als zeitlicher pro tempore Inspektor,
Und der hiesigen Geistlichkeit Direktor,
Frage Sie: Quid sit Episcopus?"
Alsbald antwortete Hieronymus:

Ein Bischof ist, wie ich denke,
Ein sehr angenehmes Getränke
Aus rothem Wein, Zucker und Pomeranzensaft,
Und wärmet und stärkt mit großer Kraft.

Ueber diese Antwort des Kandidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes.
Der Inspektor sprach zuerst hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Nun hub der Assessor an zu fragen:
„Herr Hieronymus! thun Sie mir sagen,
Wer die Apostel gewesen sind?“
Hieronymus antwortete geschwind:

Apostel nennt man große Krüge,
Darin gehet Wein und Bier zur Gnüge,
Auf den Dörfern und sonst beim Schmaus
Trinken die lustigen Bursche daraus.

Ueber diese Antwort des Kandidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes.
Der Inspektor sprach zuerst hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Nun traf die Reihe den Herrn Krager,
Und er sprach: „Herr Kandidat! sag Er,
Wer war der heilige Augustin?“
Hieronymus antwortete kühn:

Ich habe nie gehört oder gelesen,
Daß ein andrer Augustin gewesen,
Als der Universitätspedell Augustin,
Er citirte mich oft zum Prorektor hin.

Ueber diese Antwort des Kandidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes.
Der Inspektor sprach zuerst hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Nun folgte Herr Krisch ohn' Verweilen
Und fragte: „Aus wie vielen Theilen
Muß eine gute Predigt bestehn,
Wenn sie nach Regeln soll geschehn?“

Hieronymus, nachdem er sich eine Weile
Bedacht, sprach: die Predigt hat zwei Theile,
Den einen Theil niemand verstehen kann,
Den andern Theil aber verstehet man.

Ueber diese Antwort des Kandidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes.
Der Inspektor sprach zuerst hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Nun fragte Herr Beff, der Linguiste:
„Ob Herr Hieronymus wohl wüsste,

Was das hebräische Kübbuz sei?
Und Hieronymus antwortete frei:

Das Buch, genannt Sophiens Reisen
Von Memel nach Sachsen, thut es weisen,
Daß der Mann, den Sophie bekam,
Ein Magister gewesen, Kübbuz mit Nam'.

Ueber diese Antwort des Kandidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes.
Der Inspektor sprach zuerst hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Nun kam auch an den Herrn Schreie,
Den Hieronymus zu fragen, die Reihe.
Er fragte also: Wie mancherlei
Die Gattung der Engel eigentlich sei?

Hieronymus that die Antwort geben:
Er kenne zwar nicht alle Engel eben,
Doch wär' ihm ein blauer Engel bekannt
Auf dem Schild in der Schenke zum Engel genannt.

Ueber diese Antwort des Kandidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes
Der Inspektor sprach zuerst hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Herr Plotz hat nun fortgefahren
Zu fragen: „Herr Kandidate! wie viel waren
Concilia oecumenica?"
Und Hieronymus antwortete da:

Als ich auf der Universität studiret,
Ward ich oft vor's Concilium citiret,
Doch betraf solches Concilium nie
Sachen aus der Oekonomie.

Ueber diese Antwort des Kandidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inspektor sprach zuerst hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Nun folgte Herr Keffer, der geistliche Herre,
Seine Fragen schien zu beantworten schier schwere,
Sie betraf der Manichäer Ketzerei,
Und was ihr Glaube gewesen sei.

Antwort: Ja, diese einfältigen Teufel
Glaubten, ich würde sie ohne Zweifel
Vor meiner Abreise bezahlen noch,
Ich habe sie aber geprellet doch.

Ueber diese Antwort des Kandidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inspektor sprach zuerst hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Die übrigen Fragen, welche man proponiret,
Lasse ich hier, aus Mangel des Raums, unberühret,
Denn sonst machte das Protokoll
Wohl mehr als sieben Bogen voll.

Sintemal man noch vieles gefraget,
Worauf Hieronymus die Antwort gesaget
Auf obige Weise, Stück vor Stück
Aus Dogmatik, Polemik und Hermeneutik.

Imgleichen sonst noch manche Sachen
Aus der Kirchenhistoria und Sprachen,
Und was man einen geistlichen Mann
Sonst wo zur Prüfung noch fragen kann.

Ueber alle Antworten des Kandidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inspektor sprach zuerst hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Als nun die Prüfung zu Ende gekommen,
Hat Hieronymus einen Abtritt genommen,
Damit man die Sache nach Kirchenrecht
In reife Ueberlegung nehmen möcht:

Ob es mit gutem Gewissen zu rathen,
Daß man in die Klasse der Kandidaten
Des heiligen Ministerii den
Hieronymum aufnehmen könn'.

Es ging also an ein Votiren,
Doch ohne vieles Disputiren
Ward man einig alsobald:
Es könne zwar dermal und solchergestalt

Herr Hieronymus es gar nicht verlangen,
Den Kandidaten-Orden zu empfangen,
Jedoch aus besonderer Konsideration
Wollte man stille schweigen davon.

Es hat auch wirklich in vielen Jahren
Kein Fremder davon etwas erfahren,
Sondern jedermann hielt früh und spat
Den Hieronymum für einen Kandidat.

Von den satirischen Geschossen, welche Friedrich Leopold Graf zu Stolberg unter dem Namen „Jamben“ (nach dem Silbenmaße) gegen die Verderbtheiten in Staat und Kirche schleuderte, begnügen wir uns zu bemerken, daß sie keinerlei komischen Bestandtheil enthalten. Lesenswerth und von anständiger Gesinnung ist die „Erscheinung und Bekehrung des Don Quixote de la Mancha im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, von Magnus Nolehard Steimer“ (Wesel 1786) — Leonhard Meister (1741—1811): gegen Freimaurerthum und sonstige Ordens- und Bruderschaftsallfanzereien, Magier, Magnetiseurs, Somnambulistinnen und andere Geheimnißkrämer, nur hin und wieder zu redselig. Der Umfang hätte bquem von 12 auf 8 Bogen reducirt werden können. Als theilweise politische Satire kündigte sich schon im Titel an: „Der Patriotenkrieg; ein Gedicht in Knittelversen von Jocosus Hilarius Schankilius“ (1787) — Christoph Siegmund Grüner aus Kynau in Schlesien, gestorben als Schauspieler und vielthätiger aber wenig glücklicher Belletrist den 18. Dezember 1808 zu Troppau im Alter von 51 Jahren. Friedrich August Weißhuhn's „satirische und scherzhafte Aufsätze“ (Leipz. 1787) stehen den Epigrammen weit nach. Gutgemeint, allein unbeholfen präsentirte sich das in Prosa und alphabetischer Folge verfaßte „Glossarium für das achtzehnte Jahrhundert“ (Frankf. u. Leipz. 1789), von Christian August Vulpius*) (1763—1827). In die achtziger Jahre fällt dann noch bekanntermaßen Jean Paul Friedrich Richter's erstes Auftreten in der literarischen Arena mit den ganz willkürlich betitelten satirischen Skizzen: „Grönländische Prozesse“ (Berl. 1783/84 II.) und „Auswahl aus des Teufels Papieren“ (Gera 1789). Wir kommen im nächsten Abschnitt darauf zurück. Gefälligen Witz zeigte der Tübinger Professor David Christoph Seybold aus Brackenheim im Würtembergischen (1747—1804) in den „Glimpf- und Schimpfreden des Momus“ (Winterthur 1792. 1797.). Höhern Grades verbanden die „Blätter, dem Genius des Zeitalters geweiht“ (Frankf. 1793. Bremen 1794. II.) Witz und Wahrheit, Satire mit ernster Philosophie, Feinheit der Empfindungen mit Eigenthümlichkeit der Gedanken, Reinheit der Sprache mit Gewandtheit des Stils. Hinsichtlich

*) Anfänglich hie und da irrthümlich Knigge beigelegt.

des Humors steht unter der Menge der verschiedenen Aufsätze die „neue Vertheidigung des Cölibats" oben an*). Der ungenannte Verfasser war Aloys Wilhelm Schreiber aus Kappel im Badischen, Hofrath und Historiograph zu Karlsruhe (1765—1841). Gleim's satirische Gedichte (1795 u. sp.) sind kraft- und geistlos. Verkehrten und einseitigen Freiheits- und Humanitätsbestrebungen setzte der Merseburger Consistorial- und Regierungsrath Gottlob August Baumgarten-Crusius aus Penig (1752—1816) eine „Philanthropie für Pferde" entgegen, „in einem dem Geiste unseres aufgeklärten Jahrhunderts angemessenen Plane vorgetragen von Hippophilos, Deutschland 1795". Viele treffende satirische Munuscula, die aber in einer Flut von Alltäglichkeiten schwammen, bescheerte die „Polygraphische Zeitschrift der Deutschen, welche für Schriftsteller Verleger und andere Menschen ganz unentbehrlich ist" (Zeiz 1798). Johann Friedrich Cordes aus Dedersdorf im Oldenburgschen (1759—1807**), der Dichter des aller Welt bekannten Abschiedsliedes: „Lebe wohl, vergiß mein nicht 2c." (Schiller's Musenalm. f. 1798 S. 303), behandelte das ewige Juden-Thema von der Verschlechterung der Zeiten unter der Aufschrift: „die Zeiten werden besser" in leidlich ironischer Weise (Archenholz Neue Literatur- und Völkerk. Jahrg. 2. Bd. I. 32—43). Eberhard Friedrich Hübner aus Neuenstadt im Würtembergschen, zuletzt Regierungssecretär und Hofrath zu Stuttgart (1763—1799), theilte als Johann Martin Spaßer „Peitschenschläge aus (Petersb. Stuttg. u. Lond. 1799): beifallswürdige Ideen trotz aller Reime in ungereimter, abgeschmackter und witzmorscher Gestaltung, gegen welche das wenig Gesunde und humoristisch Lebenskräftige, weswegen wir ihrer gedenken, befremdend absticht. Daniel Jenisch begrüßte ungenannt das neunzehnte Jahrhundert mit dem satirischen Quodlibet: „Diogenes Laterne" (Leipz. 1799***). Aber die Strahlen dieser Laterne färben die von ihr getroffenen politischen, moralischen, religiösen und allgemeinen

*) Vgl. Oberd. allg. Litt. Z. VII. 693ff.

**) Nicht 1780—1800, wie anderwärts angegeben.

***) Jenisch leugnete die Autorschaft im Berl. Archiv d. Zeit (1799. II. 579f.) ab, ohne Glauben zu finden. Auf mein specielles Befragen bei der Verlagshandlung (Wilh. Rein) ist sie mir constatirt worden.

Gegenstände so pessimistisch grell, sie laternisiren so sehr, daß die heitere Muse den wenigen übrig gebliebenen erträglich lichten und warmes Leben athmenden Partien mißtraut und verschüchtert ihr Antlitz abwendet. Diese Art zu satirisiren, diese Manier Zeit, Menschen und Dinge zu illuminiren, glich so ganz und gar dem Geschäft eines nächtlichen Todtengräbers und so wenig dem eines um die Morgenstunde herbeieilenden Geburtshelfers, daß uns die Ermahnung Scherz zu verstehen sehr sauer ankommt. Und wer ungewitzigt von der Abgalgung des achtzehnten Jahrhunderts und der satirisch-sentimentalen Apostrophe an das neunzehnte sich zum Genuß der „Definizion des Menschen als eines Thieres, welches sehr klug sein kann, es immer sein will und es nie oder höchst selten ist" (S. 173—245) mit dem Glauben an das Präludium anschickt, hier sei das Caricaturmäßige der idealisirenden Satire mit dem Drolligen der Wirklichkeit copulirt, also daß Beides Eine Verleibung, der wird sich am Schlusse in allen Gliedern durschüttelt empfinden, gleich einem, dem Essig statt des verheißenen Weines beim Mahle gereicht worden. Wegen des elften Artikels: „Allgemeiner satirischer Reichsanzeiger" (359—379), hat man übrigens seiner Zeit das ganze Product eine Schmähschrift auf Friedrich Schlegel und Fichte genannt. Ersterer schalt es in wahrer Berserkerwuth ob der Streiche auf seine Glorification der Hurerei, die Lucinde, und sein Verhältniß zu der nach elfjähriger Ehe ihres Romantikers halben geschiedenen Judenfrau Dorothea Veit, das elendeste und ehrlosește Pasquill, — aber abgesehen, daß ein einzelner Abschnitt nimmer für den Charakter eines ganzen Buchs maßgebend ist, enthält der obige Artikel auch noch Sticheleien auf Frankreich und Bonaparte, auf Karl Reinhold, Herder, Erhard, Schleiermacher, Nicolai u. a., welche die Absicht eines Totalbildes unverkennbar machen, so mißlungen, so abstoßend im Modus dasselbe immerhin ist. „Diogenes des zweiten Beleuchtungen der Menschheit mit der Laterne bei Tage" (Leipz. 1800) ist weder ein Seiten- noch Gegenstück, sondern eine Aufwärmung des 1796 unter dem Titel: „Egonen und Schnaken" ausgegebenen übelgemischten Potpourris. Ueber allen Vergleich geschmackvoller Witz und feine Satire zieren das „demokritische Taschenbuch, oder Scherz nach dem Ernste, für das Jahr 1800. Herausgegeben von einem unächten Seitenverwandten des wei-

land berühmten Grafen Donamar" (Altona 1799). Hervorheblich sind daraus namentlich, die „Dedication an Ihro Ungeboren die Nachwelt", „der Genius der Zeit", „das Souper" und „Nachrichten aus Samarkand". Noch hervorragender aber als der Verfasser dieses Taschenbuchs war Johann Christian Gretschel (I. 1. 566), geboren am 7. Dezember 1766 zu Reichenbach in Sachsen, gestorben am 14. Februar 1830 als Privatgelehrter und Redacteur der amtlichen Zeitung zu Leipzig, mit welcher Stellung sich äußerer Rücksichten halber eine politische Wandlung bei ihm vollzog. Sein „satirischer Almanach auf die Jahre 1799 und 1800", zweiter und dritter Theil der „satirischen Blätter" (Hohnstadt [Hamb.] 1798), in den meisten deutschen Staaten sofort nach Erscheinen strengstens verboten, ist eins der bedeutsamsten Producte der ganzen Zeit, die uns beschäftigt. Witz und Laune wechseln darin mit den ätzendsten Spöttereien, um schädliche Irrthümer aller Art zu strafen und wo möglich auszurotten. Kein Vorurtheil existirte, welches von Geißelung verschont blieb. Selbst Schwächen, die man nur durch schwerfällige oder auf Socken huschende und verschleierte Kritik anzugreifen wagte, wurden unter die schärfste Beleuchtung gebracht. Ja, der satirische Radicalismus stieg bisweilen zu einer aggressiven Barricadie, die in Deutschland nachmals kaum überboten worden, ohne daß man ihn irgendwo der Frivolität beschuldigen durfte. Noch nicht zu dem Stärksten darin gesellt sich

Das neueste Credo.

Ich glaub' an einen Gott allein,
Der alle Fürsten, groß und klein,
Zum Heile ihrer Heerde
Nährt mit dem Mark der Erde;
Der auch mich selbst aus lauter Gnad
Zu ihrem Dienst erschaffen hat,
Mir Leib und Seel' gegeben,
Um nur für sie zu leben.
Nach seiner Weisheit, Macht und Güt'
Er sie vor der Vernunft behüt';
Der Volksglaub' ist ihr Trost, ihr Gott,
Der ihnen hilft aus aller Noth,
Sie schützet und ernähret.

Ich glaube auch an Jesum Christ,
Der unsrer Priester Vater ist

Und sie gesalbt, beschoren,
Daß keiner würd' verloren,
Der ihn'n der Fürsten Gunst erwarb,
Daß keiner jemals Hunger starb,
Wofür sie, fromm und bieder,
Uns gängeln, ihre Brüder;
Und zu vollenden seinen Lauf
Fuhr spornstreichs er gen Himmel auf,
Von da er kommen wird einmal,
Daß er mit Pomp sie hole all'
In Krausen und Kapuzen.

Ich glaub' auch an den heil'gen Geist,
Der aller Gimpel Rathsherr heißt,
Ein Lehrer ihrer Sinnen,
Der ewig, ohn' Beginnen
Von unsers Fürsten Thron ausgeht,
Auch unserm Pfarr' zur Seite steht,
Und uns für Geld läßt finden
Vergebung unsrer Sünden;
Ich glaub', daß er erhalten werd'
All', alle Monarchien auf Erd',
Bei denen bleibt des Erbrechts Gab';
Ich glaub', daß Freiheit bis zum Grab
Mit Recht ein Unding heiße.

Desselben Verfassers „kleine satirische Schriften, eine Fortsetzung der satirischen Blätter von Janus Eremita“ (Leipz. 1804) haben kaum Anspruch auf diesen Titel. Sie enthalten für rege Beobachtung zeugende Skizzen aus Paris vom Jahre 1803, ein langweiliges Gespräch zwischen zwei Hunden nach Cervantes und Florian, ebenfalls Pariser Zustände betreffend, dann die Geschichte eines Leiermädchens auf dem Boulevard des Tempels, und ein ziemlich schläfriges Trinklied. Gretschel's humoristisch-satirischer Fond war wirklich vollständig erschöpft, und er hat denn auch keine weitern Nachsuchungen nach etwa unverausgabten Scheidemünzen angestellt.

Geflissentlich vom chronologischen Alignement etwas abgewichen, paaren wir jetzt erst obigen Schriftstellern der letzten Dekade Lichtenberg und Falk zu.

Es ist schon anderwärts gesagt worden, daß sich Lichtenberg's literarische Thätigkeit fast immer an die unmittelbaren Erscheinungen der Gegenwart heftete, und so ziemlich gegen Alles, was die Zeit an Aus- und Ueberschreitungen hervor-

brachte, in humoristisch-satirischen Ergießungen schlagfertig, geist- und kenntnißreich Front machte. Indem wir dies nun weiter nachweisen, bestätigt sich wiederum, daß seine Kampfweise nicht stricto sensu in einem wohlorganisirten, systematisch mit Deployirung großer Massen und aller Waffengattungen durchgeführten Plane bestand und seiner Natur adäquat nicht bestehen konnte, sondern in Tirailleur-Attaquen und Kleingefecht schwärmender Colonnen. In dieser Kampfweise war er Meister, in solchen Feldzügen Chamadeschlagen der andern Partei sicheres Loos.

Ueberreizter Empfindsamkeit, Geniewüthigkeit, falscher Poeterei, der Armuth an originalem Schaffungsvermögen und verkehrter Nachahmungssucht der Deutschen widersetzte er sich am meisten. So fast in den gesammten „Fragmenten“ (Werke 1800—1805. I. 49—136), besonders im „Parakletor, oder Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Original-Genies sind“, in dem Aufsatze „über den deutschen Roman“, und in der „Bittschrift der Wahnsinnigen“: dann in dem „Vorschlag zu einem Orbispictus für deutsche dramatische Schriftsteller, Romanen-Dichter und Schauspieler“ nebst der „Fortsetzung“ (Werke IV. 115—188), und auch in dem Artikel „von ein paar alten deutschen Dramen“ (W. IV. 1—26). Ebenso rechne ich die „Briefe von Mägden“ (W. III. VI—IX.) hieher und nicht unter die rein humoristischen und witzigen. Vom Parakletor melden die Herausgeber seiner vermischten Schriften, daß er ihm vornehmlich am Herzen gelegen zu haben scheine, denn er wäre in den hinterlassenen Papieren sehr oft erwähnt, und vielerlei angemerkt, was er darin noch abzuhandeln gewillt. Möglich auch, daß manches, was in der gedruckten Sammlung unter einer eigenen Ueberschrift aufgestellt worden, eigentlich dem Parakletor gebühre. Dies könne z. B. mit dem der Fall sein, was in der Bittschrift der Wahnsinnigen von der Entdeckung gesagt worden, die man in Deutschland gemacht, um einfach geschriebene Werke in die Sprache des Genies zu übertragen. Ueberhaupt ist es der verschrobene Stil in der Periode der Aftergenies, der in dieser Bittschrift höchst witzig persifflirt wird.

— — — Einer schreibt Fidibus und Tapeten*), oder nannte vielmehr sein Buch zuerst so; denn im Vorbeigehen muß ich dem guten

---

*) Johann Jacob Ebert.

Mann sagen, daß er nicht der erste ist, der Fidibus geschrieben hat. Viele vortreffliche Männer aus allen vier Facultäten nicht zu gedenken, so kann ich von meiner Wenigkeit versichern, daß ich Fidibus, Pfefferduten, Papier zu Unterlagen und anderm Gebrauch in der Haushaltung geschrieben habe, ehe man an ihn dachte.

Der Himmel gebe euch Kopf, rufen sie hinten drein. Und ich wünsche, er hätte euch zwei gegeben, so säßet ihr jetzt vielleicht in Spiritus bis über eure vier Ohren, anstatt daß ihr jetzt mit einem Paar, aus dem man vier schneiden könnte, herumschleicht und den Leuten griechische Ideen in ihre deutschen Köpfe setzt.

Ja, der Lesegeist ist dem Deutschen so angeboren, daß er ihn nicht einmal verlässt, wenn die Vernunft fort ist. Hiervon kann ich meinen Lesern ein Beispiel mittheilen, das vielleicht in der Geschichte des menschlichen Geschlechts seines Gleichen noch nicht gehabt hat. In einem gewissen deutschen Narrenhause haben die Patienten bei der Landesregierung um die gnädigste Verwilligung einer öffentlichen Bibliothek im Narrenhause unterthänigst angehalten. Zugleich haben sie ein Verzeichniß eingeschickt, was sie eigentlich für Bücher verlangten, und ich kann mit Vergnügen melden, daß eine Copie sowol von der Bittschrift, als von dem Bücherverzeichniß in meinen Händen ist. Die erste ist ein wahrhaftes Meisterstück, und der Stil ist in manchen Perioden dem an einigen unserer frei herumgehenden Schriftsteller so ähnlich, daß eines von beiden gewiß wahr ist: entweder man hat vernünftige Leute in's Tollhaus gesperrt, oder eine ganze Menge Narren herausgelassen. Die Bittschrift setze ich her, allein ich habe meine Ursachen, warum ich das Bücherverzeichniß noch für diesmal zurückhalte. Es leben nämlich noch eine Menge von den Personen, und zum Theil in hohen Aemtern in der Kirche und im Staate, auf deren Schriften die Wahl gefallen ist, und diese könnte es verdrießen, daß man ihre Bücher in einem Narrenhause aufstellte, gleichsam als Repräsentanten ihrer Autoren. Ja ich wunderte mich nicht wenig, als ich ein Büchelchen von mir darunter erblickte, um so viel mehr, da das Buch ausdrücklich gegen die Narren gerichtet ist. Allein ich erfuhr bald die Ursache. Ich hatte jenes Werkchen ironice abgefasst, und die armen Teufel glaubten, wie der Frankfurter Recensent, es wäre Ernst.

Bitschrift der Narren.

My Lords,

Wir Endesunterschriebene haben mit Beistand und auf Anrathen der unter uns befindlichen Barden und Druiden unserer Absicht zu entsprechen geglaubt, wenn wir einige unsern Köpfen entsprechende oder entsagende Bibliothek hätten. Wir haben Originale und hohe Genies unter uns. Hier in der Ewigkeit, dort in der Ewigkeit, dort, dort, dort ist's noch wie ein weißer Punkt, immer kleiner, immer grauer, immer spitzer — — ho, ho — nun ist's fort. O wenn wir Worte hätten! ein Buch ein Wort, ein Wort ein Buch, aber hoher Genius und euer Deutsch, eure Grammatik! guckt, guckt, Colossus badet sich in einem Fin-

gerhut! Großer kochender Gedankenschwall hebt sich und hebt sich und hebt sich in mir, erst wie das Rauschen des Eichenwaldes in dem Ohr des furchtsamen Wanderers um Mitternacht, dann kochts deutlicher, deutlicher, wie das stürmende Weltmeer in der Ferne, und dann horch! fast wie ein niesendes Regiment. Nun ist's gut Shakespeare, so, so! nun ist's gut! Aber, hochzuehrende Herren, wir Alle waren Kinder, und Ihr könnt es wieder werden, wenn hart weich, und weich hart bei Euch wird. Sammelt Ihr nicht und lehrt Ihr nicht? Gut. Wir in diesem Hause sind nicht immer Kinder. Zwanzigmal des Tags, weh! weh! wie schrecklich! die hellen Augenblicke sind die schlimmsten; ihr bedauert uns wegen der unrechten. Der Himmel straft die Vernünftigen mit Narrheit, und die Narren mit den kurzen Visiten einer treulos gewordenen Vernunft. Was! Was! Was!

Gabs'n, wolt's n't fress'n. Siehst's Genie? wie's 'n Wolk'n webt? Ob d's Genie siehst? Wenn d's nit siehst, host d'n Nosen nit 's Genie z' riechen. — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Es steht aber auch nichts entgegen, daß die piquanten Briefe von Mägden möglicherweise dem Parakletor einverleibt werden sollten, obgleich uns die Herausgeber seiner Schriften versichern, sie seien zur Aufnahme eines projectirten zweiten Theils des Timorus (I. 1. 470) bestimmt gewesen.

Briefe von Mägden über die Literatur

Erster Brief.

Des Klasers Dorte hat mich gesagt, daß Sie auch halten wollte, die gelehrte Zeitung, und da schicke ich ihr ein Blatt, sie darf sich nicht ekeln lassen, es ist ein Oel-Flecken, der mich unten dran gekommen, aber man kanns doch noch lesen. Absonderlich aber wird sie der Brihf vom Schulmeister in Wehnde gefallen, theils weil mich der Plan hinten am Ende wohlgefällt, sondern hauptsächlich weil der Wilhelm auch Per Scepter nicht gut ist. Es ist auch wahr, unsere Literatur sieht doch auch nun recht melancolisch aus und Wilhelm hat sich eine in Brihfen verschrieben von Berlin. Das wird sie all auch lernen, wenn sie des Abends in unsre theutsche Gesellschaft, aber es sind auch Mädchen drin, hineinkommen wird. Poch sie nur an der Speißkammer, oder ruf sie zum Goßstein herein, so will ich ihr aufmachen. Er will den Abend zum erstenmal den Klopstockischen Othen mitbringen, und uns daraus vorachiren. Gestern lasen wir in Vatter Mekum Lustigen Leuten; aber dann kann ich ihr versichern, daß mir der hohe Geschmack und der tiefe Geschwulst weit mehr besser gefällt, denn ich habe neulich in einer erhabenen trocke-

nen Filosophie gelesen, daß es 001 witzige giebt um einen der tiefen Schwulst besitzt. Wie ich denn zeitlebens bin

Eure

besonders hochgeehrteste

Dienerin.

Die Gretel thut auch, als wenn sie Litteratur hätte, aber die rothen Doffeln, die sie auf dem Wall anhatte, sind ein Present, ich weiß es wohl, ich wollte so was nicht haben.

Zweiter Brief.

Unsre Leß-Gesellschaft ist nun zum Ausbruch gekommen, und soll ich sie dieses Buch zustellen, und sie soll es dem Wilhelm geben oder des Bernhards Lui auf den Posten bringen, er schildert heute unter dem Stockhaus-Fenster um 01 bis 21. Es wird ihr gewiß gefallen, aber es ist viel Hoheit darin von den Ursprung und von den Sprachen. Der Audor soll von einem Mann, der mit in die Sociaität in Berlin gehört ein Stück Geld wie der Vollmond groß bekommen haben. Das wäre was vor uns, du liebste Zeit, aber das Buch ist doch auch gut. Mir hat die Fabel von dem Schlaf recht kriesisch geschienen, und der ganze Plan ist ideenhaftig. Seh sie einmal das Babier am Einband an, es hat leibhaftig die Kulehr von dem Leibchen, das mir die lahme Rickel gemacht hat. Die Mamsell will mir auch noch zur Jacke geben. Das Zeichen ist ein Schnippelchen von unsrer Mamsell ihren Brautschuhen. Das war ihr heut wieder ein Speckragel am Fleisch.

Ich habe nun noch eine Theolochie für das Jahr 1773 und eine Theorie, die aber nicht mehr zu gebrauchen, denn sie ist vom vorigen Jahr, und Wilhelm hat mir die deutsche Pissele Dorleang gebracht, das ist affrehs, ich habe es aber auch doppelt und doppelt verschlossen, ich möcht das nicht agiren, in Paribs sollen sie es oft spielen.

In obige Kategorien setzen wir dann noch das köstliche Fragment: „Sendschreiben Conrad Photorins (p. t. Fotorins) an die Herausgeber des [Göttingschen] Magazins, die Abschaffung der Hosen betreffend" (W. II. 314 ff.).

Ew. Wohlgeboren rühmlichst bekannter Eifer für unsere neue Orthographie oder, wie sie sie jetzt schicklicher nennen, Cäno- oder Kainographie, um sie nicht mit der alten sogenannten Orthographie zu verwechseln, hat mich aufgemuntert, Denenselben einen Plan zur Bekantmachung vorzulegen, der mit dem Kainographischen viele Aehnlichkeit hat, nämlich, die Beinkleider abzuschaffen; und sollte dieser Ihren erwünschten Beifall erhalten, so sollen dieselben ein Werk von mir bekommen, wovon ich Ihnen jetzt nichts weiter sagen kann, als daß es eine Reformation der deutschen Sprache ist, und unsere Cänographie mußte nothwendig darauf leiten. Denn welches ist thörichter, der zu schreiben und dähr zu lesen, oder zu sagen, ich d r e h e, ich d r e h e t e; ich s t e h e, ich s t a n d; ich sehe,

ich sah; ich gehe, ich ging? Dieses macht den Ausländern und Kindern unendliche Mühe. Daher auch die Juden, die zwar ein unterdrücktes Volk sind, aber doch zuweilen über uns aufrechtstehen, wegsehen, manchmal sagen: es sehete unvergleichlich aus; es wäre am beste, er gehete hin 2c. Ich muß Ew. Wohlgeboren gehorsamst um Vergebung bitten, daß ich mich der Cänographie in meinem Briefe nicht bediene. Mein Geist ist zwar stark, allein aber das Fleisch ist schwach. Ich bin nicht mehr jung, und verschreibe mich jeden Augenblick: auch weiß ich zwar immer, wie ich spreche, allein ich weiß es nicht immer zu schreiben. Z. B. recht darf ich nicht, und rächt kann ich nicht schreiben, denn es wird ja nicht gesprochen wie Hecht, u. s. w.

Forschlag
künftig keine Bainklaider mer zu tragen.

Der schönste Theil des menschlichen Geschlechts trägt keine, so wenig als der zarteste, nämlich das weibliche Geschlecht und die Kinder. Die größten Menschen haben keine getragen, weder die Erzväter, noch der pius Aeneas, noch Tullus und Ancus. Cicero, Pompejus und Cäsar trugen keine, auch hat vermuthlich Sokrates keine getragen. Ja die gesündesten Völker, ich meine die ungesitteten, tragen bis auf diese Stunde keine; auch die gesitteten Bergschotten nicht. Daß es einem auffallend sein würde, jetzt einen Minister oder General ohne Beinkleider herum gehen zu sehen, das ist blos die Ungewohnheit, lächerliches Vorurtheil. Es ist nicht mehr, als statt des einfältigen der und physisch jetzt där und füsisch zu schreiben, welches recht ist. Ohne Beinkleider zu gehen, soll Leuten sehr dienlich sein, die sich verändern wollen, indem es ein gelindes kaltes Bad ist. Das beständige Auf- und Zuknöpfen ist wirklich sehr beschwerlich. Wer an einer Kirche wohnt, darf nur die Leute beobachten, die am Tage die einwärtsgehenden Winkel derselben stehend einnehmen; was das oft für Umstände setzt; einige müssen sogar den Stock wegstellen und beide Hände brauchen. Ich riethe eine Art kleiner Schürze, die rund herum ginge, so wie die Bäckerschürzen am Rhein 2c.

— — —

Was die Engländer in der Füsik, die Franzosen in der Metafüsik sind, sind die Deutschen unstreitig in der Ortokrafi. Das Süstem, das uns Hr. K. hierüber gegeben hat, ist vortreflich. Fürz gleich nicht überall Ueberzeugung bei sich, so fürz doch auf Einigkeit, und hilfz nichz, so schatz doch auch nichz. Vorzüglich Dank ferdient Hr. Mülius in Berlin, der auch in seinem zerdeutschten Gil Blas Hüpokrates schreibt, und also auch vermuthlich Filüppus und Hippotese schreiben würde. — — Neulich entstand bei einem Testament ein entsetzlicher und fast scandalöser Streit über folgende Worte: „Auch vermache ich das Heu von meinen Wiesen den jedesmaligen drei Stadtfarren zu O.“ Es wurde nämlich gestritten, ob Testator die Prediger des Orts, oder die Bullen gemeint habe; und weil die letztern einen bessern Advokaten erhielten, als die erstern, so fiel das Heu dem Bullenstall zu. Der Advokat für die

Prediger wusste nichts beizubringen, als daß man einem unvernünftigen Vieh nichts vermachen könne, nur sei bekanntlich Testator ein Anhänger von K. und dessen prosaischen Werken gewesen, und habe daher farren statt pfarrern geschrieben. Dagegen erwies der Advokat für die Bullen mit unwidersprechlichen Zeugnissen, Testator sei zwar ein eifriger K—ianer, aber da er selbst Pfeiffer geheißen, auch ein hartnäckiger Vertheidiger des Pf. gewesen, weshalb er wol oft Klopfstock und Trepfe gesagt, aber sich nie Feiffer unterzeichnet habe. Die Sache wäre also klar. Ueberdies habe der Selige bekanntlich nicht viel auf die dasigen Herren Prediger gehalten, und da die Wiesen gegen 300 Thaler abwerfen, so wäre es gar nicht wahrscheinlich, daß er sie gemeint hätte, u. s. w.

Einzig auf die Verflüchtigung und Verflachung der Wissenschaft war es in „dem Nutzen, den die Mathematik einem Bel Esprit bringen kann" (W. III. 1—18) gemünzt, wogegen der „patriotische Beitrag zur Methyologie der Deutschen, nebst einer Vorrede über das methyologische Studium überhaupt" (III. 19—42) ein Vifax ist: theils Satire gegen die Lächerlichkeit, ganz untergeordnete Dinge mit formalistischem Ernste zu behandeln, — theils directer Scherz, und in dieser Hinsicht in der That eines seiner witzigsten Producte.

Zu Lichtenberg's unausgeführten Plänen gehört auch ein satirisches Gedicht, dessen Gegenstände sich in seinem Tagebuche verzeichnet fanden, nämlich: Moden und Trachten, schlechtes Theater, ausländisches Recht, Mangel an Ehrerbietung gegen die Alten, Phlegma der Justizpflege, Affectation der Studenten, Kriechen der Professoren vor reichen Studenten, Fresserei, Zwangsehen, Unehrlichkeit der Kinder außer der Ehe, Mesalliance, Empfindelei, Romane, Mondmanie, geringfügige Ursachen der Kriege, Soldaten, schlechte Heerstraßen, Hazardspiele, Vergessen der ursprünglichen Gleichheit, Titelprunk in den Zeitungen, Canonisationen, Unwissenheit der Klöster, Möncherei, ausschließende Rechte des Adels zu höhern Aemtern, Anglomanie in den Gärten, Inquisition, Aberglaube des Pöbels, — also mit einem Worte: eine Charakteristik des Zeitalters. Von diesem Gedichte aber wollen die Herausgeber seiner Schriften nicht eine Zeile gefunden haben. Für mich jedoch ist es jenseits alles Zweifels, daß folgende, der Beantwortung des Schreibens eines Ungenannten über die Schwärmerei der damaligen Zeit beigefügten Bruchstücke (IV. 363 ff.) daraus sind.

Die Stunde ist gekommen, heißt es dort, und zwar aus der Zeit der achtziger Jahre, — alles ist reif für einen Mann, der Juvenal's Geißel ergreift und darunter haut. Ein Freund von mir, sagt er sich selbst meinend, viel zu bescheiden, um auch nur den entferntesten Anspruch auf ein solches Verdienst zu machen, arbeitet wirklich an einem Gedicht, das wenigstens einen ähnlichen Zweck hat und Nutzen stiften kann. Ich habe Erlaubniß Einiges daraus bekannt zu machen. Er wünscht zu erfahren, ob man ihm Stärke genug zutraut, und dazu mögen folgende Proben (Anfang und einzelne Stellen) hinlänglich sein. So viel müsse er indeß noch bemerken: die besten Stellen wären die Charaktere gewisser Personen, die vorderhand nicht bekannt gemacht werden dürften.

Nein! länger schweig ich nicht, fürwahr das geht zu toll,
Mein Mitleidsquell versiegt, und euer Maß ist voll.
Dies wär' Germanien? — Das mit noch starker Hand
Vernunft zum Thron erhob und Rom in Fesseln band?
Wo einst, nach langer Nacht, die die Natur verhüllte,
Von ihrem Thron verdrängt, den Aberglauben füllte,
Als Gott dem Licht befahl und Kepler werde sprach,
Der Lehrer Newton's ward, und so durch Keplern Tag?
Wo Leibnitz-Oedipus Verwandtschafts-Räthsel löste
Von Seele und von Leib von Braunschweig und von Este?
Das, wenn's bei Spiel und Wein auch Zeit und Licht vergaß,
Die Flucht von Licht und Zeit auch wieder nüchtern maß?*)
Dafür, daß Flasch' und Faß es oft geleert mit Schwelgen,
Auf Fässer Donner zog und Blitze auf Bouteillen?**)
Es, wo einst Faust zuerst des Teufels Schreibkunst fand?
Es, Luther's, Guerickens und Dürer's Vaterland?
Das glaub' ich nimmermehr, die Sphäre ist verdreht,
Da stand Moropien, wo jetzo Deutschland steht.
Verlor'n, auf ewig weg, blieb nicht zu seinem Heil,
Noch hier und da verkannt, ein Weiser ihm zu Theil,
Der wie ein Pharus Licht durch dunkeln Sturm verbreitet,
Und es vielleicht dereinst zur alten Stelle leitet.

O seht nur, wie der Hauf' von Candidaten schwärmt,
Und alles im Gedräng verfehlten Endzwecks lärmt:
Den Teufel trieb und bannt' zu Deutscher Christen Uebel

---

*) Verfasser zielt hier auf Römer's Entdeckung von der allmäligen Fortpflanzung des Lichts, und auf die Erfindung der Taschenuhren.

**) Die Erfindung des Schießpulvers und der fälschlich sogenannten Leidenschen Flasche, die bekanntlich einem Deutschen, v. Kleist, zugehört.

Elwangen aus dem Leib und Halle aus der Bibel:
Schön, wär's nur aus der Welt, allein durch dünn und dick
Ging's in ein grunzend Heer von Säuen der Kritik,
Die nun mit Rüsseldrang durch unsre Saaten streifen,
Und eh'r Vernunft und Witz als wie sich selbst ersäufen.
Wo sonst im frischen Grün Weiheit und Tugend stand,
Um's Himmels willen seht, da welket jetzt ein Land,
Wo vor der Hörner-Zeit sich krit'sche Böckchen stutzen
Und jeder Bub' die Nas' eh'r rümpfen lernt als putzen.
Seht von dem Rhein zur Spree ist nichts als Sturm und Drang,
Gedanken Zolle groß in Wörtern Ruthen lang;
Die Zeitung ist Pasquill, Journale sind Timore,
Umb jedes Dintenfaß ist Büchse der Pandore,
Und alles, alles zwickt und sticht und beißt und brennt,
Von Viper Hofmann an zur Mücke Recensent,
Ein Volk, bei dem noch sonst Wort und Gedanken zweckten,
Völkt jetzt ein Kauderwelsch in zwanzig Dialekten.
Und spricht nicht Jedermann, was kaum der zehnte lernt?
Und wird nicht jeder Jung' beSchäkspeart und beSternt?
Und übt nicht Jeder sich am schwächern in Satiren,
So wie Barbierer sich an Bettlern im Rasiren?
Vom Thron zur Hütte hin, vom Wallfisch bis zum Frosch,
Vom Donnerer Homer's, zu Eichsfelds Dieux de poche
Goldmacher, Henkerknecht, Poeten, Thier und Götter,
Und alles find't bei uns Bewundrer oder Spötter.
Das Laster wird mit Reiz, Tugend mit Trotz gelehrt,
Und so führt man ein Volk, mehr lenksam als bethört,
Zur Höll' am Gängelband, zum Himmel bei den Haaren;
Ein Füchsisch, Wespisch, Wölfisch, Teuflisches Verfahren. —
Ein Buch, das manchen Kopf vielleicht noch fegen könnte,
Sinkt degradirt herab zum Wisch für's andre Ende;
Wenn dorten Fidibus, mit ihren Siegwarts Sünden
Den Varinas verschmäh'n und Mädchenherzen zünden.

Nun geht er zu den Dichtern über:

Mischt Centner Ignoranz und Stolz, mit etwas Ohr
In einem Bettelsack, gleich kriecht ein Bard hervor.
So wohlfeil ward ein Duns der Vorwelt nicht geboren,
Duns Midas hatte doch noch Gold bei seinen Ohren.

Das Volk, das Plato einst aus seinem Staat verbannt*),
Scheint ganz zu uns geflücht't, und überströmt das Land.
Was kaum noch Prosa lallt' will schon in Reinem schwatzen
Und alles piept und tschirpt wie Finken und wie Spatzen,

---

*) Die Dichter.

Glaubt Ehr' und Name sei blos Dichter-Eigenthum,
Ja mancher Sechsziger hält's noch für Heldenruhm
Im rauhen Rabenton Orakelzeug zu krächzen,
Und gar in Liederchen Flickseufzerchen zu ächzen.

Der Schöpfung Meisterstück entzieht die weiche Hand
Dem Kind und dem Filet, der Küche und dem Band;
Vom Dichterfeuer warm, mehr als vom Küchenfeuer,
Kneipt sie ein Saitenspiel Maultrommel mehr als Leyer.
Da liegen um sie her ein halbes Epigramm,
Ein Musen-Almanach, ein Kochbuch und ein Kamm;
Bei Nahrung für das Herz liegt Pulver für die Zähne,
Beim Plan zum nächsten Ball ein Plan zur ersten Scene
Von einem Trauerspiel. Werg, Puder, Nadeln, Flor,
Lock', Yorick, Filidor, Demanten-Blitz für Ohr
Und Haar und Hals, Bonmots auf Freunde und Freundinnen:
Zum Putz für ihren Kopf von außen und von innen. —

Von einem Dichter, der sehr brausend anfängt aber bald nachläßt, sagt er:

Gleich Pindar's Genius, seh ich auf Purpurschwingen
Jetzt den berauschten Bard' der Sonn' entgegen bringen;
Da tobt Horaz in ihm; erstimulirte Kraft
Zwängt glühendes Gefühl aus kalter Wissenschaft.
Noch braust sein kühner Flug! Horch! noch — noch immer fliegt er,
Nun steht er still — ruht — sinkt — stürzt, wahrlich Plumps! da liegt er.

Von den häufigen oft ungeschickten Elisionen in selbst ernsthaften Gedichten: Der rc.

Zischt schweres st'ts aus stets und näselt tn'tt aus nett —
So bleibt am Ende gar vom Witz das bloße — Z.
O wählt ein bessres Feld, wollt ihr auch Lorbeer'n holen,
Sagt nur, was nützt euch denn ein solches Stück von — Polen?

Der, stolz auf Silben Brand und ein Vokalen-Morden
Vermählt castrirten Sinn mit — anglisirten Worten,
Dünkt sich erleuchteter jemehr sein Leser tappt,
Sein Wort verständlicher je stumpfer er es kappt:
So wird manch träger Gaul von deutschem Schweif und Sitten,
Durch schöpferischen Schnitt zum Stumpfschwanz und zum Britten.

Bei Gelegenheit eines Mannes, der im Gedicht Don Zebra heißt, castilianisch geht auf der Straße und in Schriften, sagt er:

Im Steckbrief, beim Avis, in Acten und Mandaten,
Im langen Sin — te — mal und Wir — von — Gottes — Gnaden.
Im Landrecht, Protocoll, und Haus- und Kirchenbuch,
Da ist natürlich gehn noch freilich gut genug.

Doch willst du, daß dein Gang Germanien entzücke,
So wähl' dir, lieber Mann, die Stelze oder Krücke.

Ja jedes Wort fein hübsch gestiefelt und gestelzt,
Und jedes Hirsenkorn wie eine Welt gewälzt,
Um das Gedankchen her pflanz' Corybanten-Chöre
Von Wörtern, daß Kritik den Gott nicht — quieken höre.
Stopf' aus wo's fehlt mit Bom und jeden Riß mit Baft,
Und stecke Bombast hin, wo sonst nichts anders paßt.
Servire Zoten selbst mit Pracht und Alpen-Prose,
Und deinen St. Omer ja aus der goldnen Dose.
Zeig alles was du willst, nur nicht Castratenzwang;
Was dir an Mannkraft fehlt, ersetz' stracks durch Gesang.

Er giebt die Geschichte eines verzärtelten Dichterlings. Dieser wird zwar schon als Kind in der Geometrie unterrichtet, aber wie? Hier ist das Examen in Gegenwart der Eltern. Der Lehrer und das Kind sprechen:

So komm' und sag' einmal, mein allerliebstes Heinzchen,
Wie viel ist einmal eins? Sprich! „Ein bloses, kleines Einschen."
Wie witzig und wie wahr! Nun sage mir mein Kind,
Wie viel nach dem Euclid im Dreieck Winkel sind?
„Sechs." Gut, mein Schätzchen, gut, drei Winkel und drei Seiten,
Das sind zusammen sechs, wir sprachen ja von beiden.
Nun noch von Winkeln was; komm', sag' mir einmal an,
Wie viel ein Dreieck wohl nun rechte haben kann?
„Zwei." Recht, mein Lämmchen, recht! Wenn ich die drei addire,
So hat das Dreieck zwei, so wie das Viereck viere.
O das ist brav gelernt! Nun weißt du noch mein Kind,
Wir hatten's gestern erst, was Parallelen sind?
„O Parallelen sind — sind Linien, die sich schneiden."
Recht, im Unendlichen, und zwar zu beiden Seiten.

Nun folgt ein Examen in der Geographie, worin sich die Franzoselchen und die Portugiesschen nicht übel ausnehmen, aber wie geht's auch auf Universitäten!

Des Geistes Feuer erlischt, stockt, oder schießt in Lieder,
Und Impotenz befällt der Seele Zeugungsglieder;
Dem Venus-Uebel folgt das Phoebus-Uebel nach
Und bricht der Mannheit Rest, den jenes noch nicht brach.
Oft hat, was dort entging, noch hier den Tod erlitten,
Franzosen wich es aus, allein starb an den Britten.

Hierauf äußert der Verfasser einige freilich etwas eigene Grundsätze. Er denkt nicht, daß man den Kindern alles so sehr spielend beibringen müsse, weil in ihrem folgenden Leben das Schicksal ihnen allerlei Wahrheit nichts weniger als spielend beibringt und überhaupt eine

Abneigung gegen alle schwere Arbeit daraus entsteht. Sie müssen gehorchen lernen.

Meinetwegen krönet sie bei Pauken und Trompeten,
Lehrt Stereometrie an Torten und Pasteten.
Was Strahlenbrechung sei an Wein und Kraft-Gelee,
Hydraulik an Liqueur, Orgeade und Kaffee;
Was Finsternisse sind, lehrt sie an Apfelsinen,
Und Sternenbilder Form mit Mandeln und Rosinen;
Der Kegelschnitte Schnitt an einem Zuckerhut,
Und Hemisphärik gar an Liljen Milch und Blut.
Das Streicheln, Schmeicheln, Thun und Tätscheln hilft euch nichts.
Bei Mädchen gehts noch wohl — auf Backen des Gesichts;
Bei Buben lob' ich mir den Brauch der weisen Insel,
Die malt das andre Paar, switsch! mit dem Birkenpinsel.

Jemand spricht von Wiederherstellung des guten Geschmacks durch die Lesung und Nachahmung der Griechen überhaupt.

„Die ehmals schaffende und lehrende Natur
„Ist längst zu alt für uns, ein Mittel giebt es nur."
Was? Nieswurz? „Nein!" Pasquill? „Nein!" Pädagog'sche Besen?
„Nein!" Blitz! so sagt es denn! „die Griechen müsst ihr lesen."
O Jammer! jämmerlich! O Deutschland! O Genie!
Nachahmen? Griechen? Was? die Knasterbärte die?
Wen meint ihr denn? vielleicht Homer, den blinden Schwätzer.
Dem-Dem-most-mosthenes*) und Epicur den Ketzer?
Die Flenn-Els Heraklit, den Lachnarr Democrit;
Rothgießer Phidias, Myron den Kupferschmidt?
Die Stumpfnas Socrates, den schiefen Alexander,
Und den Obeumskopf Perikles mit einander?

Ueber den jetzigen Ruhm in Deutschland redet er einen seiner Freunde so an:

Freund, deine Wissenschaft, dein Tiefsinn, Fleiß und Müh
Kommt fünfzig Jahr zu spät, und um ein Schock zu früh.
Du suchst Ruhm durch Verdienst? da kannst du lange laufen;
Mein Gott, den kannst du ja mit Postgeld leichter kaufen.
Wenn einer dicht' und kriecht und Briefe schreibt so ist er
Horaz und Pop' so leicht als Doctor und Magister.
Drum beuge nur dein Haupt in unterthän'ger Tiefe
Vor dem, der ihn schon hat, und schreib — frankirte Briefe.
Willst du wohl wetten? — Top! — für hundert Thaler Banko,
Liefr' ich dir deutschen Ruhm bis 1800 Franko.
Und billig, zehne nur für einen Monat Kost,

*) Es wird auf dieses Redners stammelnde Zunge angespielt.

Und noch zehn für's Papier, und achtzig für die Post.
Steigt man denn blos zum Ruhm? kann man nicht in ihn sinken?
Läßt sich's zur Ewigkeit blos gehn und nicht auch hinken?
Hinauf, hinab, gleichviel, die Nachwelt sieht es doch,
Preist Cäsarn auf dem Thron wie Curtius im Loch.

Gewohnt endlich, alle Vorkommnisse, alles stofflich Bemerkenswerthe zu fixiren und selbständig geistig verarbeitet zu Papier zu bringen, wenn auch blos decerptisch, hat uns Lichtenberg einen beträchtlichen Vorrath gehaltreichster Aphorismen, Impromptüs, Beobachtungen und architektonisch zugerichteter Gedankenblöcke hinterlassen, von denen eine ansehnliche Zahl fast das gesammte Leben humoristisch-satirisch durchdringt und ausfüllt. Die Zusammenstellung müssen wir indeß dem Leser überlassen. So labyrinthisch ihm solches Mühen erscheinen möchte, er kann versichert sein reichere Beute heimzutragen als aus manchem hochgepriesenen und hochpoetischen sogenannten Classiker.

Den Schluß der Acten über Lichtenberg haben wir an dieser Stelle noch nicht vorzunehmen.

Nunmehr zu Johann Daniel Falk.

Sein Lebensschifflein landete 1770 „am Tage Simon und Judä" zu Danzig, wo sein Vater als ein armer Perückenmacher lebte, der den neuen Ankömmling als zukünftigen Gehilfen seines Handwerks betrachtete, tüchtigen Schulunterricht deshalb keineswegs für erforderlich ansah, und ihn, nachdem er nothdürftig Lesen und Schreiben gelernt, sofort daheim behielt. Aber der Sohn war sehr mißvergnügt über eine Bestimmung, die ihm so wenig Aussicht eröffnete und so knappe Zeit vergönnte, die brennende Wißbegierde zu stillen, die er schon als Knabe fühlte und sich frühzeitig in unüberwindlicher Sehnsucht nach Büchern äußerte. Da ihm nun Niemand Lectüre in die Hände gab, sein Vater absichtlich der wahrgenommenen Neigung zu Studien widerstand, so trug er insgeheim sein kleines Taschengeld in die Leihbibliothek, holte sich dort Gellert's, Wieland's, Lessing's und Anderer Werke, und las dieselben verstohlen, bei Tage wie bei Nacht, je nachdem sich die Gelegenheit dazu ihm günstig erwies. Oft trat er damit auf die Galerie des Hauses um beim Scheine einer Straßenlaterne zu lesen, bis ihm, in den rauhen Herbst- und Winterabenden, die Hände erstarrten. Doch der Großvater

von mütterlicher Seite, ein geborner Genfer, liebte den Enkel ganz besonders und lehrte ihm wenigstens die französische Sprache. So wuchs er heran und mit ihm die Unzufriedenheit über seine Lage, bis sie zu dem Entschlusse stieg den elterlichen Heerd heimlich zu verlassen und auf's Gerathewohl in die Welt hinaus, etwa zur See, zu gehen. Wirklich machte er einen Versuch, verschwand, trieb sich ein paar Tage in den Waldungen an der Danziger Münde umher, und wandte sich endlich an die Schiffer im Hafen, bittend ihn mit zur See zu nehmen. Sie schlugen es ihm ab mit Rücksicht auf sein jugendliches Alter und noch mehr auf seine Unkenntniß der englischen Sprache, die ihm das Fortkommen zu sehr erschwere. So wollte er denn erst dieses Hinderniß hinwegräumen, aber in aller Stille, damit er sich dem starrköpfigen Vater nicht verrathe, in dessen Wohnung er zurückkehrte. Bald fand er einen Mann, der von seinem unerschütterlichen Drange nach Bildung gerührt ihm in Gemeinschaft mit einigen Schülern des Gymnasiums Unterricht in der englischen Sprache unentgeldlich ertheilte. Diese Schüler aber waren reiche und hochmüthige Patriziersöhne, welche es verdroß mit dem armen irgend eine Gemeinsamkeit zu haben. Sie verbitterten ihm in jeder Weise den Unterricht, verhöhnten ihn wegen seiner dürftigen Kleidung und wiesen ihn schnöde zurück, wenn er sie um Mitbenutzung des Autors bat, der zu Grunde gelegt wurde, da er selber zu unbemittelt sich einen Ossian anzuschaffen. So ward seine Lernbegierde eine Zeit lang aufgehalten, bis es der Lehrer bemerkte und ihm sein eigenes Exemplar lieh, um sich das jedesmalige Pensum vorher daraus abzuschreiben. Nun überholte er in Kürze die Genossen, so daß sein Gönner in Beachtung der glücklichen Anlagen Falk's Eltern ernstlich anging, dem Sohne eine gelehrte Bildung angedeihen zu lassen. Er war so glücklich ihren Widerstand zu besiegen. Freudig nahm Falk die Bedingung an, nach den Schulstunden im Fortbetriebe der väterlichen Profession behilflich zu sein. Sechszehn Jahre alt bei seinem Eintritte in's St. Petri-Gymnasium, war er noch ohne die geringste Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache; allein sein beharrlicher Fleiß brachte ihn in ein paar Jahren dahin, daß er die hauptsächlichsten alten Classiker lesen konnte. Denn auf diese richtete er jetzt sein vorzüglichstes Augenmerk. Unermüdlichen Eifers stu-

dirte er die römischen Dichter, und unter Johann Georg Trendelenburg's Leitung wurde er auch schnell mit den Griechen, besonders Homer, Aristophanes und Lucian vertraut. Dabei hatte er fortwährend mit äußern Hemmnissen zu ringen. Seine Eltern gewährten ihm nicht die geringste Unterstützung. Um die Ausgaben für das nöthige Lehrmaterial und andere Bedürfnisse bestreiten zu können, war er gezwungen täglich bis sieben Stunden Privatunterricht zu ertheilen und kleineren Kindern Elementarkenntnisse beizubringen. So gingen ihm selber die Tage verloren und er musste zu eigenen Studien die Nächte unter Anwendung gesundheitsgefährdender Stimulationen zu Hilfe nehmen. Trotz dieser ungünstigen, drückenden Umstände zeichnete er sich fortwährend aus, und nach fünf Jahren konnte er die Universität Halle beziehen. Die Theologie, der er sich anfänglich widmete, verabschiedete er schnell. Er kehrte in Wolf's philologischem Seminar zu seinen Lieblingen, den Griechen und Römern zurück, damit das Studium der neuern Dichter verknüpfend. Hier erwarb er auch die Gunst seines Landsmannes Reinhold Forster, J. A. Eberhard's, E. F. Klein's u. A., suchte sich indeß mehr durch den Umgang mit diesen Männern als durch ihre Vorlesungen zu belehren. Zur Annahme eines Amtes konnte er sich nicht entschließen, er zog die unabhängige schriftstellerische Laufbahn vor. Nach einem vorübergehenden Aufenthalte in Berlin ging er 1797 nach Weimar, wohin ihn namentlich Wieland zog. Auf dessen Ansinnen und Empfehlung nahm er 1807 eine Anstellung als Secretair bei der französischen Contributionscommission, wodurch er Gelegenheit erhielt, sich durch Redlichkeit und Unerschrockenheit große Verdienste um das Weimarer Land zu erwerben, welche der Großherzog anerkannte, indem er ihm den Titel eines Legationsrathes und einen Jahrgehalt verlieh. Auch im Jahre 1813 machte er sich vielfach verdient, indem er, von einem verständigen französischen General unterstützt, der ihm zwei Compagnien zu seiner Disposition stellte, den Plünderungen des feindlichen Heeres an vielen Orten zuvorkam oder ihnen ein Ende machte. Um diese Zeit hatte er das Unglück, vier Kinder am herrschenden Fieber zu verlieren. Sein Schmerz darüber war so grenzenlos, daß er laut eigenen Geständnisses nur in der Idee, ein Vater und Versorger der durch den Krieg verlassenen und verwilderten Kinder zu werden,

Trost und Beruhigung finden konnte. „Er stiftete die Gesellschaft der Freunde in der Noth", der er nun seine ganze Thätigkeit widmete. Sie verfolgte den Zweck, verlassenen Knaben zur Erlernung nützlicher Geschäfte behilflich zu sein, und erreichte ihn trotz der großen, mannigfaltigen Schwierigkeiten, mit denen der treffliche Mann zu kämpfen hatte, in ausgedehntem Maße; es gelang ihm sogar die Herstellung eines Schul- und Bethauses, das er nach Jesus Lieblingsschüler Johanneum nannte. Aber noch ehe es vollendet war, starb er nach längerer Krankheit am 14. Februar 1826. Die von ihm gegründete Anstalt wurde 1829 in eine öffentliche Erziehungsanstalt unter dem Namen „Falk'sches Institut" verwandelt*).

So weit auch Falk's Dichtungen, mit denen wir uns hier zu beschäftigen haben, von seiner öffentlichen Wirksamkeit der Zeit nach entfernt liegen, und seine dichterische Thätigkeit eigentlich da aufhörte, wo die öffentliche beginnt, zu welcher wir natürlich seine pädagogischen Bestrebungen zählen, so daß sein Leben in zwei ganz getrennte Hälften zerfällt; so gelangen seine Poesien doch erst dann zum richtigen Verständniß, wenn man sich bei ihrer Beurtheilung seiner menschenfreundlichen Thätigkeit recht bewußt wird. Denn in der That liegt seinen Dichtungen die nämliche unverwüstliche Menschenliebe zum Grunde, wie seinem spätern an Aufopferungen so reichen Leben; er entwickelt in ihnen dasselbe kräftige Gefühl für Recht, Wahrheit und Sittlichkeit, die nämliche Kraft und Unerschrockenheit des Charakters, den nämlichen unabhängigen Sinn, und es müssen uns seine Dichtungen deshalb schon werth und lieb sein. Allein wir haben es bei ihrer Beurtheilung nicht blos mit dem Geist zu thun, der sie beseelt, sondern auch mit der Form und künstlerischen Ausbildung; und von diesem Standpunkt betrachtet, nehmen seine Poesien freilich nicht den hohen Rang ein, den wir ihnen mit Rücksicht auf ihre Absicht zugestehen müssen. Jedoch müssen wir zwischen den frühern und spätern unterscheiden; denn es ist offenbar, daß, je lebendiger sich der praktische Sinn in ihm entwickelte, die freie poetische Auffassung um so mehr zurücktrat; und daher sind seine ersten Dichtungen den spätern in poetischer Rücksicht weit überlegen. So Kurz, und wir

*) Jördens I. 495 ff. Ber. Schriftst. d. Deutschen I. 275 ff. Kurz III. 283.

mit ihm, weil es eben das Rechte ist und keiner andern Weise bedarf. Darin ebenfalls müssen wir einstimmen: daß er vorzugsweise die Satire behandelte, ja die Bearbeitung derselben eine Zeit lang sogar zu seiner Lebensaufgabe machte, war eine Folge seiner Lebensansicht und seines edlen Charakters, der sich von allem Bösen verletzt fühlte. Allein es ist doch zu allgemein ausgedehnt, und darum nur annähernd richtig, wenn hinzu gesetzt wird: aber weil er nicht sowol das Lächerliche, als das Hassenswerthe in den tadelnswürdigen Handlungen der Menschen bemerkte, so nahm er schon in seinen frühern Satiren einen zu persönlichen Antheil an der Darstellung, und seine Schilderungen erhielten einen Charakter von Bitterkeit, der der reinen Satire nicht angemessen ist.

Falk gehört unter diejenigen Dichter, von welchen man behaupten kann, daß sie die Undankbarkeit der großen Menge der sogenannten Gebildeten vor der Zeit in den Katakomben der Vergessenheit eingescharrt hat, und wir werden daher mehr Wiedererweckungsversuche mit ihm anstellen, als sonst in den Proportionen unserer Darstellung gelegen haben würde.

Er begann mit der Satire: „Der Mensch", zunächst in Friedrich Karl Fulda's „neuer Blumenlese teutscher Gedichte" (Leipz. 1795) aufgenommen, und in demselben Jahre besonders abgedruckt; mit Kürzungen umgearbeitet 1798. Diese, welcher wir den Vorzug geben, und die ursprüngliche Behandlung mag der Leser miteinander vergleichen.

Von allem, was auf diesem Erdball kreucht,
Brüllt, bellt, yaht, blöft, kräht, schwimmt, schwebt und fleucht,
Von Peru bis Paris, vom Donaustrom
Bis an die Spree, von Japan bis gen Rom,
5 Im Ocean, im Erd= und Luftrevier
Bist du, o Mensch, das lächerlichste Thier.
„Wie? Was? erwiedert ihr, ein Sumpfinsect,

* *

Von allen Thieren, die im Luftkreis schweben,
In Seen schwimmen, auf dem Erdball leben,
Vom Mississippi bis zum Anadyr
Dünkt mich der Mensch das lächerlichste Thier.
5 „Was? Dies Inseckt, ein Wurm, der sich im Staube windet,
Die Auster, ein Polyp, der kaum zur Hälft' empfindet,
Das wiehernde Gespann, ein Stier, der wiederkäut,

Das kaum zur Hälfte lebt, im Rohr versteckt,
Die Ziege, die dort meckert, jener Stier,
10 Der wiederkäut, soll weiser sein als wir?"
Was fragt ihr mich? es ist nun einmal so;
Und glaubt ihr's nicht, so seht in Boileau,
Da steht es klar, ich übersetze nur.
Wie ist der Mensch nicht König der Natur,
15 Und ihr Gebieter? Sprich, wem rauschen Bach und Hain?
Wem duften Wies' und Feld? Wem blinkt der Wein?
Wem leuchten Sonn' und Mond am Sternenplan?
Sind ihm nicht alle Thiere unterthan?
Der Elephant, das grimme Panterthier,
20 Der Leu, sprich! haben sie Vernunft wie wir?"
Ihr Herren, nein! Doch eben draus, verzeiht,
Mach' ich den Schluß — ihr seid nicht recht gescheit.
Ich merk' es wohl, die ehrenwerthe Zunft
Heischt den Beweis. Sehr gern. Was heißt Vernunft?
25 „Sie ist der Götter erstgebornes Kind,
Sie leitet durch des Lebens Labyrinth
Den Sterblichen, führt ihn durch a + b,
Ein Fernrohr in der Hand, zur Sternenhöh'.
Mit abgemessnem Schritt, wie ein Dekan
30 Die breterne Kathedertrepp' hinan
Pathetisch schreitet, wallt der Candidat

* *

Gescheiter wären sie als wir?" — Es thut mir leid.
So paradox indess ihr die Behauptung findet,
10 Ihr Herren, kurz und gut; es ist nun einmal so!
Ich übersetze nur: so stehts im Boileau.
Ihr schweigt. Euch überrascht die Folgerung ein wenig.
„Beherrscht der Sterbliche, als Oberhaupt und König
Der Schöpfung, unumschränkt nicht Wiese, Wald und Thier?
15 Kein Pflugstier hat Verstand, kein Ross Vernunft wie Wir."
Recht! Eben hieraus schliess' ich weiter:
Das Ross sei klüger als der Reiter.
Sophismen, ruft die Philosophenzunft
Und heischt Beweise. Gut, was heisst Vernunft?
20 Sie ist ein Götterkind, und auf der Stufenleiter
Der Wesen führt sie uns, durch A + B,
Ein Fernrohr in der Hand, zur Sternenhöh'.
Unbärtig tritt ihr Eingeweihter
Die Wallfahrt an zu ihrem Heiligthum.
25 Er wird Magister septem artium.
Ihn dünkt ein Göttersitz sein breterner Katheder.
Philosophie erscheint. Ihr Arsenal
Ist aufgethan, die Logik und Moral.

Der Geisterwelt den düstern Erdenpfad.
Er wird Magister septem artium,
Ihm öffnet sich ihr hehres Heiligthum.
35 Er schreitet weiter, sieht dein Arsenal
Philosophie, die Logik und Moral.
Dort prangt das dialektische Geschoß
In numerirten Büchsen, klein und groß.
Schau, Panzer, Pfeile, Waffen aller Art,
40 In Duodez, in Folio und Quart!
Für jede Wallung im Geblüte hat
Man scharfe Syllogismen hier parat.
Er greift nur zu, wenn ihm Verführung winkt.
Was hat das Thier?" Ihr Herren, den Instinct.
45 Seht, wenn die Frucht der goldnen Aehre reift,
Wie hin und her die kleine Ameis' läuft
Und emsiglich den Wintervorrath häuft!
Das Laub wird gelb, der rauhe Nordwind pfeift
Durch's Stoppelfeld, die Saat stark überschneit:
50 Da sitzt die Kleine da in stiller Einsamkeit,
In sich geschmiegt, durch eine Felsenbucht
Geschirmt, und labet sich an goldner Sommerfrucht.
Saht ihr, daß sie sich je dem Müßiggang
Ergab, wenn auf dem Feld die Sichel klang?
55 Nehmt ihr sie je im rauhen Januar

* *

Dort schimmert hingereiht in Fächer, und von jeder
30 Gestalt und Gattung, dialektisches Geschoss,
In numerirten Büchsen, klein und gross
Von Aristoteles bis Eberhard und Feder.
Schau Panzer, Pfeil' und Waffen aller Art
In Duodez, in Folio und Quart.
35 Hier präparirt man gar in eurer Gegenwart,
Die Wallung im Geblüte zu verhüten,
Zu ganzen Dutzenden — Soriten.
Ihr greift nur blindlings zu, sobald Verführung winkt.
Vernunftlos wie es ist, was hat das Thier? Instinct!
40 Seht, wenn die Frucht der goldnen Aehre reifet,
Wie hin und her die Ameis' emsig läuft
Und sorgsam ihren Wintervorrath häuft!
Das Laub wird gelb. Der rauhe Nordwind pfeifet:
Da sitzt, erlabend sich an goldner Sommerfrucht,
45 Die Kleine da, geschmiegt in eine Felsenbucht;
Geschäftig, wann die Saat der Sens' entgegenreifet;
Unthätig, wann der Frost die Halmen überreifet.
Nicht so der Mensch! Er lebt als Mann in Saus und Braus,
Und schleicht dann oft als Greis halb nackt von Haus zu Haus.

In Eis und Schnee nach Speisen wühlend wahr?
Nein! nur der klügre Mensch lebt oft in Saus und Braus
Als Jüngling, schleicht als Greis halb nackt von Haus zu Haus.
Ja unabänderlich ist das Verbot
60 Des mächtigen Instincts. Die Taube wählt den Tod
Eh dem Instinct zum Trutz sie sich von Fleisch ernährt;
Vor einem Eimer Wein verschmachten Stier und Pferd;
Verhungern wird der Hund vor einem Bündel Heu;
Die Alpengemse stirbt vor einer Schüssel Brei.
65 Wie klüglich kennt sein Maaß ein jeglich Thier
In Speis' und Trank, in jeglicher Begier!
Diane frisst sich satt, zum Uebermaaß vermag
Sie weder Drohung noch der Peitsche Schlag.
Nur blos der edle Mensch verschwelget seine Kraft,
70 Reizt die Begierden noch wenn die Natur erschlafft,
Verbrennt sein Blut durch beizenden Liqueur,
Spannt Segel aus, holt sich aus Luft und Meer
Und Wasser seinen Tod, verprasst sein Mark,
Und lechzt noch nach Genuß mit einem Fuß im Sarg.

75 Und dennoch giebt er Hirngespinsten Raum,
Und wiegt sich selbst in eitler Hoheit Traum.
Nur er, wofern ihr seinen Worten glaubt,
Er ist der ganzen Schöpfung Oberhaupt,

* *

50 Ja klüglich lehrt Natur in Trank und Speise
Den Stier die angemessne Lebensweise.
Versuch am Lastcameel, ob Peitschenschlag
Zum Uebermaasse den Instinct vermag!
Lösch deines Rosses Durst mit Rheinwein und Tokayer!
55 Reich Tauben Fleisch, und ätz mit Taubenfutter Geier!
Sie sterben, treu der warnenden Natur.
Der Mensch, der Mensch allein verkehrt sie nur!
Verbrennt sein Blut durch beizende Liqueure,
Durchwühlt Gebirg', umsegelt fremde Meere,
60 Verprasst sein Mark in schnöder Wollust Schooss,
Vergaukelt Wochen, Tage, Stunden,
Und überlässt der Ewigkeiten Loos
Der Todesstund' erbettelten Secunden.
Doch nennt Er sich der Schöpfung Oberhaupt.
65 Für ihn soll Mars und Jupiter sich drehen.
Er ist, wofern ihr seinen Worten glaubt,
Ganz unumschränkt im Thierreich! — Hm, lasst sehen!
Gesetzt, es liegt im Wald ein schwarzer Zottelbär
Vor seiner Höhl' und brummt. Da kommt des Wegs daher
70 Sein Herr und König; gut! Was meint ihr, was geschiehet?

Der Erstling, ja der König der Natur;
80 Der zehnte Himmel dreht für ihn sich nur
In seinen Angeln; unterwürfig weicht
Ihm jeglich Thier. „Wer leugnet's?“ Ich vielleicht.
„Scherz!“ Hört nur! Posito, es liegt ein Bär
Vor seiner Höhl' und brummt; da kommt den Waldpfad her
85 Der König der Natur: was meint ihr, was geschiebt?
Nicht wahr? der zottige Vasall entflieht?
Ei ja! warum nicht gar? die Majestät
Der Schöpfung läuft, bis schier der Athem ihr vergebt.
Warum vertreibt er nicht aus Libyens Revier
90 Den Löwen und das grimme Pantherthier?
Er ist Monarch, es käm' auf ein Edict nur an!
Ist's wol erlaubt, daß ihn sein eigner Unterthan
In seinen Bauch vergräbt; daß Schlang' und Skorpion
Ihm jeden Augenblick mit gift'gem Stachel drohn;
95 Daß von dem Rosse bis zum winzigsten Insect
Aufsätzig Alles ihn sticht, beißt, frißt, schlägt und neckt!

Allein es sei! ihm fröhne jeglich Thier!
Er herrsche unumschränkt nach Wahl und Kür!
Er zeichne stolz den Sternen ihre Bahn!
100 Sprich! dieser König, der, von eitlem Wahn
Berauscht, die Schöpfung im Triumph aufführt,

* *

„Nun — dass der zottige Vasall sogleich entfliehet.“
Entflieht? — Ei ja doch, ja! — Ihr irrt, — die Majestät
Der Schöpfung läuft, bis schier der Athem ihr vergeht.
Warum vertreibt sie nicht aus Libyens Reviere
75 Durch Bann und Interdict die grimmen Panterthiere?
Ihr seht, wie alles Fleisch, vom Leu bis zum Insect,
Die Oberherrlichkeit der Schöpfung beisst und neckt.
Allein Er sei Monarch! — Unangetastet
Von meinem Satir herrsch' Er über Land und Meer!
80 Nur Schade, dass ihn selbst mit Ketten centnerschwer
Geiz, Wollust, Ruhmbegier und Eifersucht belastet.
Kaum kräht um Mitternacht zum zweiten Mal der Hahn,
So klopft auch schon der Geiz an seine Hausthür an.
Holla! Wer klopft da? „Ich, der Geiz!“ — Was soll ich? „Ziehe
85 Dich an!“ — Ach, lass mich! — „Auf!“ Es ist noch gar zu frühe.
Ich hör' ja nicht, dass schon ein Nachbarsladen knarrt;
Ich schlief so süss! „Thut nichts! Im Hafen liegt zur Fahrt
Ein Frachtschiff fertig da. Durstreich die Oceane,
Uud hol' aus Ceylon Zimmt, aus Japan Porzellane!“
90 Ach lass mich! Hab' ich doch des Goldes schon genug!
„Thor, Gold zu häufen scheu nicht Meineid, nicht Betrug!

Von wie viel Königen wird Er tyrannisirt!
Von Habsucht, Ehrgeiz, Haß mit Ketten centnerschwer
Belastet, rasselt er als Sklav' einher.

105 Kaum kräht um Mitternacht zum zweitenmal der Hahn,
So klopft auch schon der Geiz vor seiner Thüre an.
„Holla!" — „Wer klopft da?" — „Ich, der Geiz." — „Was soll ich?" — „Zieh
Dich an!" — „Ach laß mich!" — „Auf!" — „Es ist noch gar zu früh!" —
„Thut nichts!" — „Ich schlaf' so süß!" — „Das Thor ist aufgethan,
110 Die Wagen rollen schon, flugs zieh dich an!" —
„Ich hör' ja nicht, daß schon ein Kaufmannsladen knarrt;
Was soll ich denn so früh?" — „Im Hafen liegt zur Fahrt
Ein Frachtschiff fertig da, der Wind ist günstig: spann
Die weißen Segel auf! durchstreich den Ocean!
115 Hol' Gold von Peru her, von Japan Porzellan,
Von Goa Pfeffer; halt an Rußlands Küsten an,
Und feilsche Wallfischrippen, Korduan
Und Thran!" — „Allein wozu? Sprich, was mir Reichthum soll!
Ich schwimm' im Ueberfluß, hab' alle Kasten voll."
120 „Wozu? Das fragst du noch? O Thor, des Goldes hat
Man nie zu viel; Gold ist das große Rad . . .

* *

Umgeh' den Zoll, und wärst du Herr von Millionen;
Beschneide Louisd'or, und zähle Kaffeebohnen!
Was sag' ich, Kaffee? — Dir genüg' ein Wasserkrug!
95 Dein Bett sei eine Streu, dein Tischgebet ein Fluch
Auf Theurung! Leih auf Pfänder aus! Erkarge
Den kleinsten Stumpfen von Unschlitte heut;
Wenn dafür morgen nur an deinem Sarge
Ein Dutzend Gueridons und Fackelglanz verstreut.
100 Verschliesse deine Hand der Dürftigkeit;
Nur sorge, dass sie einst an einer Altarecke
Vorübergehenden dein Bild entgegenstrecke.
Du gehst im Sommerrock, so sehr es stürmt und schneit;
Mit sechsen fährt dein Sohn, stolz auf sein Gallakleid.
105 Bald weicht dein Wasserkrug der Silberschüssel,
Dein Vorhängschloss dem Kammerherrenschlüssel.
Beglückte Fahrt! — Die Flagg' ist aufgespannt!" —
Dich reizt nicht Gold, dich reizt ein Ordensband —
Begeisternd schallt am Rhein die Kriegsdromete,
110 In's braune Antlitz fliegt die edle Röthe.
Dorthin, dorthin, wo laut Kanonendonner brüllt,
Das Streitross wiehert, Reiherbüsche wimmeln,

Der Weltmaschine. Gold zu häufen scheu
Nicht Meineid, nicht Verrath; schlaf auf der harten Streu;
Wach bis zur Mitternacht; spring auf, so bald es tagt;
125 Behilf dich ohne Knecht, und zähle deiner Magd
Die Kaffeebohnen zu; statt Licht dampf' Oel
In deinem Kämmerlein; friß Gerstenmehl;
Trink Kofent; stiehl durch Schlagbaum dich und Thor
Mit Contreband; beschneide Louisd'or!
130 Und bögen unter deinem Vorrath gleich
Der Speichen Balken sich, und wärst du reich
Wie Lydiens Beherrscher und Galet —
Ein Schemel und ein Tisch, dies sei dein Hausgeräth.
Und ehe du im Hohlweg rund bedräut
135 Von Meuchelmördern ihnen einen Deut,
Den Mordstahl abzuwehren, reichtest, beut
Viel lieber deine Brust!" — Und diese Sparsamkeit,
Fragst du erstaunt, wozu? Thor, daß dereinst dein Sohn
Sich seines Vaters schämt, ein Fürstenthron
140 Sich Ahnen bettelt, stolz aus Gold und Silber speist,
Nach Piemont zur Frühlingskur verreist,
Auf Maskerad' und Ball mit Sechsen fährt,
Und Abends das Gedräng' am Opernhause mehrt,
Mit Pergamenten prunkt, Champagner schlürft,
145 Mit Einer Karte Tausende hinwirft,

* *

Winkt, Jüngling, dir des Nachruhms Schattenbild.
Zeuch hin, und lass dich tödten und verstümmeln!
115 Wie herrlich, wenn es im Ristretto heisst:
Mit Löwenmuth focht General von Kleist,
Und Ströme Heldenbluts von beiden Seiten flossen;
Von Waldeck ward sein Arm, und Carl der Hut durchschossen:
Verliert auch Fähnrich Daun nicht seine rechte Hand
120 Durch Amputation, so wird Er — Lieutenant.
Erhabener Gedank'! es selber sich zu sagen:
Jetzt wird gedruckt dein Lob von Haus zu Haus getragen.
Von Ingolstadt bis Wien, von Potsdam bis Triest,
Weiss jedes Kaffeehaus, dass du — — — auf Krücken gehst. —
125 „Unsinniger! Lass ab mit diesem bittern Hohne,
Und heiss ein Laster nicht die Kunst der Scipione
Und Alexander!" — — — Was? der griech'sche Don Quixot?
Er, dieser Strassenräuber, den zum Gott
Sein Stolz, sein Wahnsinn log, dem eine Thrän' entsinket,
130 Weil zur Verheerung ihn zu eng der Erdkreis dünket,
Der schnöd' in Thais Schooss den Wollustbecher trank,
Indess Persepolis in Schutt und Asche sank;
Dies Ungeheuer, das nur Leichen häufte,

Und was in Jahren du erwuchert hast,
In Einer Nacht mit Danaen verprasst. —
Was ist zu thun? Schon schwellen an der Luft
Die Segel ausgespannt, der Schiffer ruft .....
150 Beglückte Fahrt! — „Vermaledeiter Geiz!"
Ruft dort ein Krieger, von dem Götterreiz
Der Ehre trunken. Horch! die Kriegstrommete,
Die Trommel schallt; da fliegt ihm edle Röthe
In's braune Antlitz. Wo Kanonendonner brüllt,
155 Auf Leichen thront der Ruhm. Er stürzt zu Ross sich wild
Dorthin, wo tausend Federbüsche wimmeln,
Und lässt für sein Phantom sich tödten und verstümmeln.
Wie herrlich, wenn's im Zeitungsblatte heisst:
„Mit Löwenmuth focht General von Kleist;
160 Prinz Waldeck hat den rechten Arm verloren;
Dem Prinzen Koburg sausten bei den Ohren
Zwei Kugeln hart vorbei; den braven Szekeli
Traf eine Kugel gerade unter'm Knie.
Von beiden Seiten ward viel Blut vergossen;
165 Dem Feldzeugmeister ward der Hut durchschossen.
Und Fähnrich Schmidt, falls er die rechte Hand
Noch künftig brauchen kann, wird Lieutenant."
Giebt es was Göttlichers, als zu sich selbst zu sagen:
Jetzt wird dein Lob gedruckt von Haus zu Haus getragen;

* *

Und dessen meuchelmörderische Hand
135 Vom Herzensblut des Busenfreundes träufte.
Ein Held? unsterblich? Er? — — Dass du ihn nie genannt!
Der echte Held beglückt sein Vaterland,
Würgt keine fremden Nationen,
Stiehlt keine fremden Königskronen.
140 Wer eine halbe Welt verheert mit Feu'r un Schwert,
Tyrannen, hört's! er ist des Schicksals Capet's werth.
„Des Uebels Ursprung scheint, dass Helden selten denken:
Vernunft, erwiedert ihr, muss die Begierden lenken.
Ihr danken wir der Städte Polizei,
145 Minister, Richter, Adel, Clerisei,
Herzöge, Fürsten, Grafen, Kaiser,
Paläste, Zeug- und Findelhäuser:
Ach, ohne sie, was blieb' der Mensch? — Ein Kloss,
Ein unvernünftig Thier." — Der Schade wäre gross!
150 Nun ja — der Löwe haust in Wald und Anger;
Allein er kennt auch drob nicht Rad und Pranger,
Ihm raubt kein Leu die Jagdgerechtigkeit.
Er kennt — glückselige Unwissenheit!
Nicht Pillory's mit angepflöckten Ohren,

170 Von London bis Paris, von Moskau bis Triest
Weiß jedes Kaffeehaus, daß du — auf Krücken gehst.
„Halt ein! ruft ihr mir zu; verschone
Mit deiner Geißel, Freund, die Kunst der Scipione
Und Alexander!"
Was? der griechische Don Quixot,
175 Er, dieser Straßenräuber, der zum Gott
Sich log, dem eine Thrän' entsinket,
Weil zur Verheerung ihm die Welt zu enge dünket,
Der tolle Knabe, der, von Wollust übermannt
Aus Thais feilem Schooß Persepolis in Brand
180 Und Asche legte, dessen freche Hand
Vom Herzensblut des edeln Freundes träufte,
Dies Ungeheuer, das nur Leichen häufte,
Ein Held? — O hättet ihr ihn nie genannt!
Der wahre Held beglückt sein Vaterland;
185 Der wahre Held stiehlt keine fremden Kronen,
Erwürget nicht schuldlose Nationen:
Wer eine halbe Welt mit Feu'r und Schwert verheert,
Hört's, ihr Tyrannen, hört's! der ist des Rades werth.
„Des Uebels Ursprung ist, daß Helden selten denken,
190 Erwiedert ihr; Vernunft muß die Begierden lenken!
Sie ist der Leitstern, ohne sie versänken
Hinbrütend wir in dumpfe Träumerei.

* *

155 Nicht Strassenräuber Hoch- und Wohlgeboren,
Nicht Scheiterhaufen, Inquisition,
Nicht Brigadiers, Commis, Visitatoren,
Von Gottes Gnaden an den Thron,
160 Nicht stehende Armeen, Decem, Frohn,
Und teuflischer Gewinnst vom Negerhandel.
Wann schiffte wol ein Leu von Koromandel
Löwinnen oder Löwen je aus Geiz
Nach Mexico und schlug sie an ein Kreuz,
165 Wenn Sehnsucht nach den väterlichen Küsten
Sie überfiel? — — So grausam sind nur — — Christen.
Wem blutet nicht das Herz ob dieser Barbarei!
Horch! Dumpf, verzweiflungsvoll erschallt ein Angstgeschrei
Von abgehärmten Negermüttern,
170 Vermauert hinter Eisengittern,
Abbüssend zarten Muttertrieb
Durch Geisselschlag und Peitschenhieb.
Erwach', Britannien, erwache!
Sie kommt vom Ocean, die Rache.
175 Erwürgte steigen aus der Gruft,
Und im Geräusch der Wogen ruft

Vernunft, dir danken wir der Städte Polizei,
Minister, Richter, Adel, Clerisei,
195 Herzöge, Fürsten, Könige und Kaiser,
Paläste, Schlösser, Zeug- und Armenhäuser;
Ach ohne dich, was wär der Mensch? ein Kloß,
Ein unvernünft'ges Thier!" Der Schade wär' nicht groß.
Wahr ist's, der Löwe haust auf Bergen, Wald und Anger:
200 Doch dafür kennt er auch nicht Galgen, Rad und Pranger;
Ihm raubt kein andrer Leu die Jagdgerechtigkeit:
Er kennt — glückselige Unwissenheit!
Nicht Pilori's mit angepflöckten Ohren,
Nicht Aerzte, Mörder, Henker, Dictatoren,
205 Nicht Straßenräuber Hoch- und Wohlgeboren,
Nicht Scheiterhaufen, Inquisition,
Nicht stehende Armeen, Zoll und Frohn,
Nicht teuflischen, verfluchten Negerhandel.
Nein! nie verhandelte ein Leu von Koromandel
210 Löwinnen oder Löwen je aus Geiz
Nach St. Domingo, pflöckte sie an's Kreuz,
Wenn süße Sehnsucht nach den väterlichen Küsten
Sie überfiel; so grausam sind nur — Christen.
O Gott! mir blutet ob der Barbarei
215 Das Herz; ich hör' im Geist das dumpfe Angstgeschrei
Verzweiflungsvoller armer Negermütter,

* *

Es tausendstimmig: Rache, Rache!
Erwach', Britannien, erwache!
Ja, Freund, oft unterzeichnet Negerwuth
180 Im Aufruhr grausenvoller Nächte,
Mit einem Strom von Europäerblut
Der Menschheit unverjährte Rechte.
Dort, wo zur Schmach der Christenheit,
Gedüngt von Thränen, Zimmt gedeiht,
185 Lag auf der Folterbank ein Neger hingestrecket,
Der schuldlos im Verdacht des Diebstahls war.
Er schrie, er schwur. — Vergebens! — Sein Barbar
Hiess unablässig ihn mit Geisseln streichen,
Bis halb entseelt und ohne Lebenszeichen
190 Der Sklave niedersank: dann rief er: lasst ihn frei!
Was kein von Höllenschmerz erpresstes Angstgeschrei
Dem Mitleid abgewann, gewannen vier Guineen
Der Habsucht ab — so hoch kam Libu ihm zu stehen.
Zwei Tage mochten oder drei
195 Verflossen sein: da ging der Pflanzer aus zum Schmause,
Und kam erst spät zurück. Der Neger blieb zu Hause,
Und wälzte wund sich auf der harten Streu,

Von weißem Buben hinter Eisengitter
Geworfen, für den zarten Muttertrieb
Zerfleischt durch Geißelschlag und Peitschenhieb.
220 Britannien, Britannien, erwache!
Vom Oceane her ertönt es Rache! Rache!
Horch! gräßliches Gewinsel füllt die Luft,
Die du erwürgtest, steigen aus der Gruft;
Die tief in Staub getretne Menschheit ruft
225 Mit tausend Donnerstimmen: Rache! Rache!
Britannien, Britannien erwache! —
Ja, Freund, den angebornen Freiheitstrieb
Erstickt kein Tamerlan, besiegt kein Peitschenhieb.
Oft unterschreibt der Menschheit heil'ge Rechte
230 Der Europäer, wenn durch grausenvolle Nächte
Verzweiflung stürmt, mit seinem eignen Blut.
Wie stark und namenlos verbissne Wuth
In rohen aufgeregten Negerseelen
Sich räche, davon laß ein Beispiel dir erzählen.

235 Dort, wo noch stets, zur Schande unsrer Zeit,
Gedüngt von Menschenblut, das Zuckerrohr gedeiht,
Ließ einer jener christlichen Tyrannen
Einst einen Neger auf die Folter spannen,
Der im Verdachte eines Diebstahls war.
240 Da er nichts eingestand, hieß der Barbar

* *

Noch überschwemmt von Blut. Er sann von Raserei
Und von Verzweifelung besiegt, auf Rache.
200 Heim kehrt sein Wütherich: — da ruft es ihn vom Dache;
Er schlägt sein Aug' empor, er kennt der Stimme Ton:
Todt liegt zu Füssen ihm sein erstgeborner Sohn.
Unseliges Verhängniss! Kaum umfasst er
Den Leichnam schreiend, ach! da spritzt Gehirn
205 Vom zweiten Liebling über's Pflaster.
Kalt tritt der Todesschweiss ihm vor die Stirn.
„Mein letztes, theures Kind! — Erbarme dich, erbarme!"
Vergebens! Libu schliesst laut lachend in die Arme
Das letzte — letzte Knäbelein,
210 Und stürzt sich dann — halt ein, Barbar! halt ein!
Es ist geschehn! Dort schwimmen alle viere
In ihrem Blut. — — O ihr beglückten Thiere!
Von Frevel unbefleckt lebt ihr in Flur und Wald.
Das grimme Panterthier ehrt Gattung und Gestalt
215 Im andern Panterthier. Kein Geier stösst auf Geier.
Der Adler, ungestört vom Adler, brütet Eier.
Vernahmst du je, dass Löwen ohne Zahl,

Die Henker ihn so lang' mit Geißeln streichen,
Bis er im Blute schwamm und ohne Lebenszeichen
Zu Boden sank; dann rief er: „laßt ihn frei!"
Was nicht von Höllenschmerz erpresstes Angstgeschrei
245 Vermochte, das bewirkten sechs Guineen:
So hoch kam ungefähr der Sklave ihm zu stehen.
Kaum war des Armen Marterangst vorbei,
Sieh, so entdeckte man die Räuberei.
Des andern Tages war der Pflanzer aus zum Schmause,
250 Und kam erst spät zurück. Der Neger blieb zu Hause,
Und wälzte wund sich auf der harten Streu,
Von Blut noch überschwemmt. Der Pflanzer hatte drei
Erwachsne Knaben. Schmerz erzeugte Rache.
Der Vater kehret heim, da ruft ihn eins vom Dache;
255 Er wendet seine Augen nach dem Ton —
Todt liegt zu Füßen ihm sein erstgeborner Sohn.
Der Todesschweiß tritt kalt ihm vor die Stirne;
Jetzt will er schrei'n — da spritzt schon das Gehirne
Des zweiten Lieblings über's Pflaster hin.
260 Umsonst fleht er den Neger auf den Knien:
„Laß mir mein einzig Kind! erbarme dich, erbarme!"
Das Ungeheuer schließt laut lachend in die Arme
Des Pflanzers letztes, letztes Knäbelein
Und stürzt sich dann . . . Halt ein, Barbar! halt ein!

* *

Weil ein Tiber im Thierreich es befahl,
Sich hordenweis auf Lybiens Gebirgen
220 Versammelten, einander zu erwürgen,
Bis Ströme Bluts das Blachfeld trank,
Und Leu auf Leu verstümmelt sank?
Der Mensch allein wirbt Kriegesheere,
Und sucht in wilder Mordlust Ehre.
225 Umsonst verbarg ein Gott, der dieses Weltenall
Mit Lieb und Huld umfasst, das tödtende Metall
Tief in des Erebus nachtvolle Schlünde:
Der Mensch fand durch die Nacht den Pfad zur Sünde. —
Bald höhlt die Axt ein Bret, ein ungetreues Boot
230 Zur dünnen Scheidewand, die Leben trennt und Tod.
Schau! Eichen, die im Lenz ein Vorgebirg umschatten,
Besuchen es im Herbst, als Masten und Fregatten.
Kamschatka dräut mit Eis, Arabien mit Sand,
Byzanz mit Pest, Vesuv mit Lavastrom und Brand,
235 Mit Klipp' und Fels der Belt, mit Ebb' und Flut die Elbe.
Der ganze Erdball scheint ein weites Grabgewölbe,
Statt einer Todtenlamp' entschwebt der bleiche Mond
Dem mitternächtlichen, umflorten Horizont.

265 O Gott! es ist geschehn! da rauchen alle viere
In ihrem Blut . . .
O, ihr beglückten Thiere!
Von Frevel unbefleckt lebt ihr in Flur und Wald;
Das grimmste Pantherthier ehrt Gattung und Gestalt
Im andern Panterthier; die wüthende Hyäne
270 Schlägt in Hyänenbrut nie ihre Sägezähne;
Nie schreckt den jungen Leu des alten Mordgebrüll;
Ein Krokodill verschont das andre Krokodill;
Der Sonnenadler heckt im Felsenneste Eier,
Vom Adler ungestört; kein Geier stößt auf Geier;
275 Vertraulichkeit vereint der Tauben Hausgeschlecht,
Sieh, da ist keiner Herr, sieh, da ist keiner Knecht!
Vertraulich scherzt der Stier im Grase mit dem Kalbe;
Vertraut heckt unter'm Dach die Schwalbe bei der Schwalbe.
Sprich, hast du je gehört, daß Löwen ohne Zahl,
280 Weil's ein Caligula im Thierreich so befahl,
Zusammen sich in Libyens Gebirgen
Versammelten, einander zu erwürgen,
Bis Thal und Bach ihr Blut in Strömen trank,
Und Freund auf Freund verstümmelt niedersank?
285 Nein, nur der Schöpfung Stolz, der Mensch wirbt Kriegesheere,
Und sucht, o Barbarei! im Morden Ruhm und Ehre. —
Umsonst verbarg ein Gott, der dieses große All

* *

Der Westwind spielt im Gras auf moosbewachsnen Quadern,
240 Mit Nerven, die dem Tod erbebten, und mit Adern
Die ihm erzitterten. — Wohin ich schau ist Tod!
Abkömmling' ernten aus dem Staub der Väter Brot.
Mit jedem Pulsschlag wandeln Nationen.
Hinab, den Abgrund zu bewohnen.
245 Der Maurer Grabscheit stört Geschlechter auf.
Corinthisches Gebälk und Marmorsäulen
Erbau'n Urenkelsöhne drauf.
So wandeln wir im Grabgewölb und weilen
Vor jeder Inschrift, jedem Leichenstein.
250 Dies Grab — schliesst eine Braut, dies einen Vater ein.
Umsonst dass wir die Hände ringen!
Kein Jammer wird sie wiederbringen.
Stumm ist die lange Nacht, und taub der Orkus, taub!
Was heut der Mensch beweint, das ist er morgen — Staub. —
255 Schon lauschte tausendfach der Tod auf seinen Raub:
Ach! tollkühn goss der Mensch in Bomben, schliff in Klingen
Sich grausenvollern Tod, entwand
Der Höll' ihr Erz, dem Himmel seine Blitze.
O warum stiess ein Gott, von Ingrimm hoch entbrannt,

Mit Lieb und Huld umfaßt, das tödtende Metall
Tief in des Erebus nachtvolle Schlünde;
290 Der Mensch fand durch die Nacht den Pfad zur Sünde.
Schon lauschte tausendfach der Tod in Luft und Meer;
Er schuf sich neuen Tod in Schwert und Schießgewehr.
O warum schleudertet ihr nicht mit euerm Blitze,
Ihr Götter, jenen Mönch hinab zum Höllensitze?
295 Warum erlahmte nicht des Meuchelmörders Hand,
Als er die schwarze Kunst, euch nachzudonnern, fand? —
Auch dies Geheimniß dankt die Menschheit einer Zelle,
Vereint durch einen Bund sind Pfaffenthum und Hölle!

„Wie Freund? so tadelst du der Seele schönste Kraft?
300 So wären, wie du meinst, Vernunft und Wissenschaft
Der armen Menschen Geißel? die Platonen,
Die Leibnitze zum Fluch der Nationen
Herabgesandt, gleich wüthenden Neronen?
Sprich, Freund, was leitete den kühnen Magellan
305 Im fels- und klippenvollen Ocean?
Was zeichnete im Sonn- und Sternenkreise
Kometen ihre ungemessne Reise,
Den Sonnen und Planeten ihre Bahn?
Was zündete der Weisheit Leuchte an,
310 Bei deren Schimmer uns die Schrift der Menschenrechte
Nun leserlicher strahlt, die uns durch Grabesnächte

* *

260 Nicht jenen Mönch hinab zum Höllensitze,
Dess meuchelmörderische Hand
Die unglückschwangre Kunst ihm nachzudonnern fand! —
Auch dies Geheimniss dankt ihr einer Klosterzelle;
Vereint durch einen Bund sind Pfaffenthum und Hölle.
265 „Lass ab! — Verlästre nicht Witz und Erfindungskraft!
Betrogener! — Du wähnst, als wären die Platonen,
Die Platner, Reinhold, Kant mit ihrer Wissenschaft
Herabgesandt zum Fluch zahlloser Nationen?
Was brach im klippenvollen Ocean
270 Dem kühnen Forster der Entdeckung Bahn?
Was zeichnet im entfernten Sonnenkreise
Kometen ihre ungemessne Reise?
Was steckt der Weisheit halb verloschne Fackel an?
Bei deren Glanz die Schrift lesbarer Menschenrechte
275 Vor Nationen strahlt, und die, durch Grabesnächte
Vorleuchtend, uns den Pfad zu einer bessern Welt,
So grauenvoll er schien, erfreulich aufgehellt.
Gesteh' es ein, dass ohne Wissenschaften
Des Geistes Sehnen abgespannt erschlafften.

Den dunkeln Uebergang zu einer bessern Welt
Mit lichter Glorie erfreulich aufgehellt?
Sei billig, Freund! gesteh, daß ohne Wissenschaften
315 Des Geistes Sehnen abgespannt erschlafften.
Dies, Mensch, ist dein Triumph; ja, nirgends oder hier
Schwingst du, von Götterlust berauscht, dich über's Thier!
So spricht die Weisheit selbst, drum schweige die Satire.
Du bist besiegt, du schweigst." — — —
O, ihr beglückten Thiere!
320 Euch quält kein Zweifel nicht, euch täuscht kein Irrwischschein,
Euch wiegt kein Hirngespinst in stolze Träumerei'n;
Euch schreckt kein Priester nicht mit gothischen Phantomen;
Kein Arzt erkauft das Recht, zu morden, in Diplomen;
Kein *hb* demonstrirt auch in Sophismen vor,
325 Daß für des Metzgers Beil der Schöpfer euch erkor.
Kein Pastor Goeze theilt bei euch die Langeweile,
Die er erwecken will, in drei bestimmte Theile.
Euch bläut kein Schulmonarch den Katechismus ein;
Kein Rector martert euch mit Griechisch und Latein.
330 Ihr wißt vom Grundtext sammt den Nebendialekten
Kein Sterbenswörtchen nicht. Kein Esel liest Pandekten,
Kein Affe hört ihm zu; was dumm ist, bleibet dumm.
Nie schafft ein Philantrop das Schaf zum Fuchse um;
In Wäldern wißt ihr nichts von Universitäten,

*　　　　*

280 Dies, Dies ist dein Triumph! Ja nirgend oder hier
Verherrlicht sich o Mensch, dein Vorzug vor dem Thier!
So spricht Philosophie. Die hämische Satire
Verstumm' auf immerdar!" — O ihr beglückten Thiere!
Euch quält kein Zweifel, täuscht kein Irrwischschein;
285 Euch wiegt kein Hirngespinnst in Träumerei'n;
Euch schreckt kein D. m. e. durch gothische Phantome;
Kein Herkules*) erkauft zu Mord und Tod Diplome;
Kein Sch... ch demonstrirt euch in Sophismen vor,
Dass Gott und die Natur zur Schlachtbank euch erkor:
290 Kein H.... s theilt bei euch die Langeweile,
Die er euch macht, in drei bestimmte Theile;
Es prüft kein Klotz, nach Regeln des Geschmacks,
Der Sumpfbewohner Brekekexkoax,
Und kein Joachim Lang erklärt euch den Syntax;
295 Ihr wisst von Grundtext, Nebendialekten
Kein Sterbenswort; kein Carpzow liest Pandecten;

*) So hieß ein Charlatan, der im Reichsanzeiger 1797 wunderthuenden unverfälschten Lungenzucker zum Kauf anpries.

335 Von Doctorhut, Dekan, Magister, Facultäten,
Katheder und Pedell. Ihr esst und trinkt euch satt;
Ihr kennt den Harvey nicht, wißt nichts vom Hippokrat,
Vom Zeugungstriebe nichts, kein Wort von Herz und Nieren,
Und seid so unverschämt, trotzdem zu propagiren.

340 Verzeiht, ihr weisen Meister von der Zunft!
Kein Mund — es sei! — vermag es, die Vernunft —
Versteht sich, eure — nach Gebür zu preisen;
Doch welch ein Kampf, bevor dem jungen Weisen
Ein schulgerechter Schluß in Barbara
345 Und Ferio und ein Problem der Algebra
So reizend dünkt als dieses Rosenbette,
Und jene wollustathmende Brünette!

Auf Jüngling, fleuch Cytherens schnöden Schooß!
Minerva winkt; beneidenswerthes Loos!
350 Lies, forsche, zweifle, hungre, schwitze, wache,
Erstarre Nachts am Sehrohr auf dem Dache!
Zwar Kepler starb in ihrem Sold auf Stroh,
Rom pflöckte ihres Lieblings Cicero
Bluttraufend Haupt an eine Rednerbühne,
355 Und Bailly, ach, empfing die Guillotine,
Der Weiseste Athens trank Schierlingssaft,
Und Galiläi'n zwang der Priesterschaft

* *

Kein Affe hört ihm zu; das Schaf bleibt dumm;
Nie schafft zum Fuchs ein Basedow es um.
In Wäldern wisst ihr nichts von Universitäten,
300 Von Doctorhut, Decan, Magister, Facultäten,
Katheder und Pedell. — Ihr esst und trinkt euch satt,
Ihr kennt den Harvey nicht, wisst nichts vom Hippokrat,
Von anatomischen Tabellen Präparat,
Von Zirbeldrüsen, Herz und Nieren:
305 Und dennoch, wie ihr seid, ganz ungescheut auf Vieren,
Entblödet ihr euch nicht gleich uns zu propagiren. —

Verzeiht ihr weisen Meister von der Zunft! —
Kein Mund — es sei! — vermag es die Vernunft
— Versteht sich eure — nach Gebür zu preisen.
310 Doch welch ein Kampf, bevor dem jungen Weisen
Ein schulgerechter Schluss in Barbara,
Und eine Aufgab' aus der Algebra
So reizend dünkt als dort auf jenem Rosenbette,
Im Schlummer aufgelöst, die schmachtende Brünette.
315 Auf, Jüngling, fleuch Cytherens schnöden Schooss!
Minerva winkt. Beneidenswerthes Loos!

Mordbrennerische Zunft zu Gottes Ehren,
Daß sich der Erdball drehe, abzuschwören;
360 Allein nur herrlicher bekränzt der Ruhm
Ihr Bildniß einst in seinem Heiligthum.
Auf Jüngling, geh! vertrocdne zum Gerippe,
Und hasch' ein Dasein auf der Nachwelt Lippe!

„Nein, Junge, sei kein Narr! ruft Kaufmann Heins;
365 Nimm's Rechenbuch und lern' das Einmaleins:
Dies ist zu Geld und Gut der ächte Schlüssel,
Es gilt am Cap wie auf der Börs' in Brüssel.
Laß all den Kram von Griechenland und Rom,
Und sage mir: Ein Oxhoft wie viel Ohm?" —
370 „Ein eine halbe." — „Gut, du hast Talente.
Gesetzt N. N. verleiht auf zwölf Procente
B. zwanzig Louisd'or, was kriegt dafür
N. N.?" — „Zehn geben zwei, und zwanzig vier."
„Du Herzensjunge, komm an meinen Busen!
375 Du bist mein Sohn. Zum Kuckuk mit den Musen,
Mit Livius, Cäsar und Tibull!
Ein Doctor ohne Geld ist eine Null;
Doch hast du zwanzigtausend Thaler Renten,
So macht man dich sogar zum Präsidenten
380 In der Akademie der Kunst zu Rom,

* *

Lies unablässig! Schwitz' und wache!
Erstarre Nachts am Sehrohr auf dem Dache!
Zwar Kepler starb in ihrem Sold auf Stroh;
320 Bluttränfend hing das Haupt von Cicero,
Das vielgeehrte Haupt, an einer Rednerbühne,
Und Rabaut, Bailly, Brissot, Vergniaux,
Minervens Lieblinge, empfing die Guillotine.
Der weise Sokrates trank Schierlingssaft,
325 Und Galiläi'n zwang die Priesterschaft,
Fanatisch wild, zu Gottes Ehren,
Des Erdballs Umlauf abzuschwören.
Allein nur herrlicher bekränzt der Ruhm
Ihr Bildniss drob in seinem Heiligthum.
330 Auf, Jüngling, auf! Vertrockne zum Gerippe,
Und hasch ein Dasein auf der Nachwelt Lippe!

„Hör', Junge, sei kein Tropf!" ruft wohlbedächtig Heins,
„Da! nimm das Rechenbuch, und sprich das Einmaleins!
Zu Geld und Gut ist das der echte Schlüssel,
335 Es gilt am Cap wie auf der Börs' in Brüssel.
Lass all den Kram von Griechenland und Rom!

Und schickt dir nächsten Posttag das Diplom;
Der Künstler kommt aus Wien und Kopenhagen,
Und läßt sich deinen Rheinwein baß behagen.
Für Geld vertheidigt dir der Advocat
385 Mord, Unterdrückung, Meineid, Hochverrath;
Und deiner schwarzen Sünden Schuldregister,
Mit einem Bückling streicht's für Geld der Priester.
Dein Fürst ertheilt für Geld, so Gott es will,
Zu Ahnherrn dir den Cäsar und Achill.
390 Man weiht dir prächt'ge Dedicationen,
Vergleicht dich mit den göttlichen Platonen,
Und Thales, Solon — zahlst du die Gebür —
Sind Rabulisten in Vergleich mit dir.
Ein Schwarm von abgehungerten Autoren,
395 Von Philosophen, Rednern, Schulrectoren
Und Dichterlingen, mit und ohne Bart,
Spannt alle Segel auf, um dich in Quart
Und Folio und mit didotschen Lettern,
In Prosa und in Versen, zu vergöttern;
400 Auch schreibt dir gern der deutsche Plinius
Zu A* den schönsten Panegyricus
Wohlfeilen Kaufs den Bogen zu zwei Thaler;
Der belvederische Apoll dient dann dem Maler
Und jungen Künstler nicht zum Urbild mehr; -

* *

Mein! — Sage mir, ein Oxhoft wie viel Ohm?"
Ein', Eine halbe!
„Gut, du hast Talente!
Gesetzt, es leiht N. N. auf zwölf Procente
340 B. zwanzig Louisd'or, was kriegt dafür
N. N.?" — —
Zehn geben zwei, und zwanzig vier!
„O Herzensjunge, komm an meinen Busen!
Du bist mein Sohn! — Zum Guguck mit den Musen,
Mit Livius, mit Caesar und Tibull;
345 Ein Doctor ohne Geld ist eine Null!
Doch hast du zwanzigtausend Thaler Renten,
Sogleich erhebt man dich zum Präsidenten
Und Ehrenmitglied von Berlin bis Rom,
Und schickt dir nächsten Posttag das Diplom.
350 Der Virtuos erscheint aus Wien und Kopenhagen,
Und lässt den Malaga bei dir sich bass behagen.
Um Gold vertheidigt dir der Advocat
Mord, Unterdrückung, Meineid, Hochverrath,
Und deiner Missethaten Schuldregister,

405 Wer gleicht an Reizen einem Millionair? —
Und glich auch deine Nase einem Rüssel,
Dein Rückgrad einem Sprenkel. — Kassenschlüssel,
Mein Söhnchen, schließen jedes Mädchenherz.
Die Plumpheit wird auf deiner Lippe Scherz,
410 Und Witz die abgeschmackteste Sottise.
Ja, groß sind deine Wunder, Adam Riese!" —
So spricht der alte Heins; ihm folgt sein Sohn;
Und Heins hat Recht; oft fuhr mit Sechsen schon,
Auf Stern und Titel stolz, ein Betteljude
415 Vorbei bei seiner alten Trödelbude,
Ein Schafkopf, der zeitlebens nichts gedacht
Als: zweimal sechs ist zwölf, und vier davon bleibt acht.

„Wie, Freund? weil die Vernunft von Wechselbänken
Verwiesen ward, soll darum Ich nicht denken?
420 Ach! dieser Götterfunke, nur ein Jahr
Erloschen — und am Thron und am Altar
Wird siebenfache Nacht den Tag verschlingen,
Und Aberglaube rings sein Scepter schwingen." —
Du irrst, o Freund! Vernunft war je und je
425 Der Menschheit Fluch: denn sprich, entzündete
Sich jene fromme Glut, bei der, von Mordluft trunken,
Einst Priester würgten, nicht aus diesem Götterfunken?

* *

355 Mit einem Bückling streichts ein Hoherpriester.
Dein Landesherr ertheilt für Geld, so Gott es will,
Zu Ahnherrn Caesar dir, und Hektor und Achill.
Ein Schwarm von patriotischen Autoren,
Magistern und verkümmerten Doctoren,
360 Von Musensöhnen, mit und ohne Bart,
Beut Alles auf, gross Folio und Quart,
Velinpapier, didotsche Lettern,
Inauguralprogrammata,
Geburts- und Hochzeitscarmina,
365 Dich als Mäcenas zu vergöttern.
Ein Kassenschlüssel passt für jedes Mädchenherz.
Auf deiner Lipp' erhöht die Plattheit sich zu Scherz,
Zu Witz die abgeschmackteste Sottise;
Ja, gross sind deine Wunder, Adam Riese!"
370 So predigt Heins. Ihm folgt gelehrig Theophron.
Betrog er sich? — O nein! — Oft fuhr mit Sechsen schon,
Auf Titel stolz, ein Schacherjude
Vorbei an seiner Trödelbude;
Ein Mauschel, dessen Kopf zeitlebens nichts gedacht,
375 Als zweimal sechs ist zwölf, und vier davon bleibt acht.

Die Dialektik schliff das Mordgeschoß,
Wodurch die Kirche Ströme Bluts vergoß.
430 Wann ward das Thierreich je beherrscht von Aberglauben?
Wann zitterten wol je vor Taubenschatten Tauben?
Sahst du, daß beim Gepick der Todenuhr
Je ahnungsvoll ein Roß zusammenfuhr?
Wann störte je des Elephanten Rüssel
435 In Gänselebern nach der Zukunft Schlüssel?
O Mensch, wann goß dein Bild ein Pavian
Sich aus Metall, und betete dich an,
Und flehte knieend von dem Gott der Götter,
Den sein Schmelzofen schuf, bald Regenwetter,
440 Bald Sonnenschein? — — Erbarmungswerther Tropf!
Vergöttertest nicht jeden Zwiebelkopf
Du einst am Nilstrom, wo im Blumenbeete,
Mohrrüben gleich, das Volk sich Götter sä'te?
Schwangst du nicht andachtsvoll dein Weihrauchfaß
445 Vor einem Gott, der seine Priester fraß?
Und zittertest am Altar eines Affen?
„Was, sprichst du, hab' ich mit dem Nil zu schaffen?
Was schiert mich dieses Volks Abgötterei?
Hast du mit aller der Sophisterei

*　　　*

„Welch eine Forderung! — Ich soll nicht denken,
Weil die Vernunft von Wechselbänken
Geächtet floh? — Wiss, siebenfache Nacht
Verschläng, erlöscht' uns dieser Götterfunken,
380 Den Luther und Melanchthon angefacht,
Das Morgenroth, das über Deutschland lacht."
Die Scheiterhaufen, Freund, wobei, von Mordlust trunken,
Der Fanatismus Ströme Bluts vergoss, —
Sie loderten empor aus diesem Götterfunken,
385 Denn Dialektik schliff das Mordgeschoss.
Wann herrschte wol im Thierreich Aberglauben?
Wann zitterten vor Taubenschatten Tauben?
Wann saht ihr beim Gepick der Todenuhr
Ein Ross, das ahnungsvoll zusammenfuhr?
390 Wann stört ein Elephant mit seinem Rüssel
In Gänselebern nach der Zukunft Schlüssel?
Hat Apis je erforscht mit Ungestüm
Warum man heut **ihn** opfert, morgen **ihm**?
Wann goss sich aus Metall ein Orangoutang Götter,
395 Und flehte Sonnenschein und Wind und Regenwetter
Von einem Götzenbild? — Erbarmenswerther Tropf!
Hast du am Nilstrom einst nicht jeden Zwiebelkopf
Vergöttert? — Welch ein Gott. In Beeten ausgesäet!

450 Nicht selbst vielmehr erwiesen, dir gebüre
Der Vorzug vor dem lächerlichen Thiere,
Deß Namen man nicht gern vor zarten Ohren nennt?" —
Und doch, ihr Herren wißt's, im alten Testament
War der Anonymus einst baß gelitten,
455 So daß Propheten fast nichts anders ritten:
Warum verhöhnt ihr ihn mit Ungebür?
O glaubt, erhielte je das fromme Müllerthier
Die Sendung, euch, ihr Sünder, zu bekehren,
Ihr würdet Wunderdinge von ihm hören.
460 Was er jetzt leiser denkt, wenn von der Mühl'
Er Säcke heim trägt, und im Stadtgewühl
Aus Neugier still steht, bis des Treibers Stecken
Ihn anspornt, würd' er laut euch dann entdecken.
Auch was mit seinem gellenden Yah
465 Er meint, wenn eure Kutten, Chapeaubas
Und Uniformen ihn in Laune setzen,
Das würd er euch getreulich übersetzen.
Und säh' er einen weisen Magistrat
Im Pomp, des Henkers hochgeschwungnes Rad,

* *

Von einem Huhn zerpickt! Von einem Wind verwehet!
400 Du schwangest andachtsvoll dein Weihrauchfass
Vor einem Gott, der seine Priester — frass.
„Sophisterei, mein Freund! — Beglaubigt der Satire
Geistreicher Spott nicht selbst den Rang dir vor dem Thiere,
Das keine Grazie vor zarten Ohren nennt,
405 Silens Grauschimmel?" — Pst! — Im alten Testament,
Wie männiglich bekannt, war er so bass gelitten,
Dass ihn Apostel und gekrönte Häupter ritten.
Ja, im Vertraun gesagt, so scheint es mir beinah,
Als sei der Erdball blos für diese Thierart da.
410 „Du machst mich lachen! — Dürft' ich den Beweis erbitten? —
Sehr gern! Unangepflanzt gedeiht kein Most, kein Korn:
Wild wuchert überall die Distel und der Dorn;
So liebreich sorgt Natur für ihres Lieblings Nahrung.
O öffnete, — so wie zur Zeit der Offenbarung —
415 Ein lastbar Thier noch einmal seinen Mund:
Uns würden Wunderdinge kund.
Worauf es leis' oft sann, trug von der Mühl'
Die Säck' es heim, und stand im Stadtgewühl
Kopfhängend da; was unsanft sein Yah
420 Andeutete — so rauh erscholl es nicht vergeblich —
Wann Portepees, Calotten, Chabeaubas
Erstaunt ringsum sein stieres Aug' ersah:
Dies Alles übersetzt' es uns sodann buchstäblich.

470 Den armen Calas unter Todesqualen
Tief ächzend, rund um's Rad getaufte Kannibalen
Laut jauchzend am zermalmeten Gebein
Voll Mordlust weidend sich — und trät er dann hinein
In unsre Tempel, sähe Todenbein',
475 Grabschaufeln, Schädel an den Altarstufen:
Was meint ihr? würd' er nicht kopfschüttelnd rufen:
„Fürwahr, von allem was hienieden kreucht,
Brüllt, bellt, yaht, blökt, kräht, schwimmt, schwebt und fleucht,
Im Ocean, im Erd- und Luftrevier,
480 Bist du, o Mensch, das lächerlichste Thier."

* *

Und säh es gar Toulousens Magistrat,
425 Den Richterstab, das hochgeschwungne Rad,
Und Calas, wie ein Kreis von Kannibalen
Lautjauchzend an des Greises Todesqualen,
Und dem vom Keulenschlag zerschmetterten Gebein
Sich weidete — und trät in einen Dom herein,
430 Erblickte hier die aufgeworfnen Gräber,
Die Leichname, die Todengräber,
Das Grabscheit in der Hand, auf einem Altarstein;
Ich wett', es schüttelte sein Haupt und riefe drein:
Von allen Thieren, die im Luftkreis schweben,
435 In Seen schwimmen, auf dem Erdball leben,
Vom Missisippi bis zum Anadyr,
Dünkt mich der Mensch das lächerlichste Thier.

Außer dieser abgeschlossenen Dichtung flocht Falk der „neuen Blumenlese" noch das Bruchstück ein: „Paul Walch", ein Gegenstück des Zachariäschen Renommisten*), und eine freie Bearbeitung des „Esels" von La Fontaine. Rasch folgten dann im nächsten Jahre (1796) „die Helden" (2. Aufl. mit dem „Menschen" zusammen 1798), „die heiligen Gräber zu Rom" und „die Gebete", beide in zweiter Bearbeitung 1799 nebst den kleinern satirischen Gedichten: die Eitelkeit, die Schmausereien, Jeremiade des ehrwürdigen Paters Josef Hyacinth Ignatius, und die Mode. 1797 publicirte er ein „Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire", in sieben Jahrgängen bis 1803 fortgesetzt.

*) Andere Bruchstücke dieses Gedichts sollen sich in einer 1794 zu Thorn herausgekommenen poetischen Blumenlese finden, die aber nicht zu meiner Ansicht gelangt sind.

Der „Mensch“ ist die freie Nachbildung der achten Satire Boileau's, wo mit einem Doctor der Sorbonne der Werth des Menschen zum Scherz untersucht wird. Bei einer Vergleichung beider gebührt bald dem einen bald dem andern der Vorzug, nur daß der Franzose stets mit lachendem Munde dichtete, während der Deutsche mehr den leidenschaftlichen Schwung der juvenalischen Satire hat, jene excentrische Stimmung, welcher er auch bedurfte, weil es, wie A. W. Schlegel hervorhob, ihm sonst unmöglich gewesen sein würde, des Lebens alltägliches Schauspiel in ein Gemälde mit ergreifenden Contrasten zu verwandeln. In dieser Stimmung lag aber zugleich die Schwierigkeit, die Grenze im Nachdruck der Schilderung nicht zu überschreiten. Wir können es nicht beschönigen, daß er in declamatorische Uebertreibung verfallen. Die thierische Schöpfung wird, wie man gesehen, überall dem Menschen als Muster vorgehalten, und der Unfähigkeit eines angenommenen Instincts vor der unendlichen Perfectibitität der Vorzug ertheilt, die freilich nicht ohne Negation, nicht ohne Corruptibilität gedacht werden kann. Es bedurfte, sagt Schlegel im ferneren Verlaufe seiner im Ganzen höchst anerkennenden Beurtheilung, — es bedurfte nur einer etwas veränderten subjectiven Wendung, um von dem Elende der hier gepriesenen Thierwelt ein eben so schauderhaftes Gemälde aufzustellen, wie z. B. Hume es wirklich entworfen hat. Es wird gerühmt, daß die Thiere nie gegen ihre eigene Gattung wüthen. Damit hatte es nicht einmal seine volle Richtigkeit, denn man weiß, daß die großen Hechte sich die kleinen recht wohl schmecken lassen, u. dgl. mehr; aber gesetzt, es wäre: was bedeutet der bloße Gattungsbegriff, da doch in der ganzen thierischen Schöpfung ein lebendes Wesen immer zerstörend über das andre herfällt? — Wie sehr es übrigens Falk darum zu thun war etwas Vollendetes zu liefern, zeigte die strenge Durcharbeitung der zweiten Ausgabe, mit welcher er seine Dichtung in der That zu einer großen Bereicherung unserer Literatur umschuf.

An der zweiten Dichtung, zuerst im „neuen deutschen Merkur“ (1796. 4, 362—383) abgedruckt, hinterher jedoch ebenfalls der bessernden Feile unterworfen, ist zutreffend gerügt worden, daß der Titel: „die Helden“ die Verspottung der falschen Größe in jeder Hinsicht vermuthen lasse, während sie nur das Verder-

ben schildert, welches der Krieg über die Menschheit bringt. So hätte es denn „der Kriegsheld“ überschrieben sein sollen. Abgesehen aber von dieser untergeordneten Bemäkelung, hat das Gedicht, außer dem Vortheile eines näher bestimmten Gegenstandes, auch an Reichthum, Schwung und Genialität Vieles vor dem ersten voraus. Wir fühlen hier ganz die würdige Hoheit, ja die tragische Gewalt der ernsteren Satire, und die Phantasie, wenn sie sich diesem furchtbaren Bilde von den Greueln des Kriegs entziehen möchte, wird durch die Darstellung unwiderstehlich gefesselt. Die Erzählung des Knaben, der seinen Vater in der Schlacht verloren hat, ist wahrhaft herzzerreißend, und doch mischt sich eine mildere Rührung in den Eindruck, weil das Schrecklichste durch das Medium einer armen Kindesseele gegangen ist. Die Aufforderungen zu dem gedankenlosen Taumel eines Siegesfestes inmitten solcher Jammerscenen sind von großer Wirkung, ob sie gleich über die Grenzen der Gattung in das lyrische Gebiet hinüberstreifen, so wie auch die Rhythmen, die alsdann fast dithyrambisch werden. Der männliche Charakter der Satire verlangt, daß selbst in der erschütterndsten Leidenschaftlichkeit noch eine Art von Selbstbeherrschung durchschimmere*).

Wunderlich nimmt sich in der zweiten Ausgabe das Lied „an Caroline“ zwischen den beiden Gedichten aus, da es in gar keinem Zusammenhange mit ihnen steht. Wer es nicht gelesen, weiß vielleicht aus der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften“ oder, was in diesem Falle dasselbe ist, aus Jördens, daß es eine Aufzählung der Ursachen enthält, weshalb man seine Braut ob der Wahl eines Satirikers zum Ehemanne beklage, die sich aber über Gefahren und Vorurtheile hinwegsetzt.

Der Hauptzweck „der heiligen Gräber zu Rom“ ist nach des Dichters eigner Angabe eine Rechtfertigung der Wege der Vorsehung. Mirza, ein alter Perser, geht mit seinem Sohne Ismael in die heiligen Gräber zu Rom, wo eben ein gottesdienstliches Fest ist. Beide tragen hier dem Propheten ihre Wünsche und Gebete vor. Der alte Mirza wünscht nichts sehnlicher als Persiens Befreiung von dem Tyrannen Schach Nadir. Sein

*) S. Allg. Lit. Z. 1798 Nr. 47. A. W. Schlegel's Werke XI. 259.

Sohn Ismael dagegen hat ein Anliegen anderer Art. Jüngst nach Sonnenuntergang in einem Orangenhain Arm in Arm mit seinem Weibe wandelnd sprang eine Schlange auf sie los. Beide eilten erschreckt hinweg, als ein edelmüthiger Unbekannter verhüllten Antlitzes sich der Schlange in den Weg warf und ihren Biß auffing. Niemand wusste, wer dieser Unbekannte gewesen; ebenso wenig konnten sie erfahren, ob er an dem Gifte gestorben oder wieder genesen sei. Durch diese Ungewißheit beunruhigt bittet Ismael also die Götter um Lösung dieses ihm dunkeln Räthsels. Beiden, Vater und Sohn, naht sich, indem sie beten, ein majestätisches Phantom in der ehrwürdigen Gestalt eines Guebers, dem Ersten verheißend, daß der Tyrann noch heute sterben, dem Zweiten, daß er seinen Retter ebenfalls noch heute erblicken solle. Nach verrichtetem Gebete ziehen sie ihre Straße weiter. Unterwegs stößt ihnen ein Löwenhündchen auf, das sie mitnehmen, und bald darauf kommt auch der Tyrann auf einem von Elephanten gezogenen Wagen. Das Löwenhündchen läuft quer über die Straße und bellt den Schach an. Ismael will ihn davon zurückhalten, strauchelt dabei und geräth den Elephanten unter die Füße, die, auf ein Gebot des Schachs, ihn sogleich in den Staub treten. Sein alter Vater Mirza bricht in laute Verwünschungen darüber aus, daß er sich jetzt sogar seines Sohnes beraubt, statt Persien von dem Tyrannen befreit sieht. Ergrimmt befiehlt Nadir seinen Sophis, dem Alten die Augen auszureißen. Aber in dem nämlichen Augenblicke geht ein Theil der Verheißung in Erfüllung. Ein Unbekannter, aufgebracht über den neuen Act von Grausamkeit, springt herzu und stößt dem Tyrannen einen Dolch in die Brust. Indeß ringt Ismael mit dem Tode, und seine Augen, nahe daran sich für immer zu schließen, erblicken statt des erhofften Retters seinen Todfeind und ehemaligen Nebenbuhler Ibrahim. Er und Ismael liebten die Tochter eines Derbeniden; der Sterbende war reicher und machte jenem das Mädchen abspenstig. Darüber zürnte Ibrahim. Er schwur seinem Nebenbuhler den Tod, und dieser musste nebst seinem Weibe in die Heimat entweichen. Aber auch dorthin verfolgte sie sein Racheburst, und als sie einst nach Sonnenuntergang in dem Orangenhain, wo sie die Schlange überfiel, lustwandelten, war er es, der ihnen auflauerte, in der Absicht Ismael zu ermorden. Doch siegte der

Edelmuth, und statt ihm das Leben zu rauben, rettete er es ihm vielmehr. Ibrahim selbst war jener Unbekannte. Daß dies Ismael und seiner Thirza ein Geheimniß blieb, veranlasste die Dunkelheit und Ibrahims Vermummung. Zum Glück genas er von dem Schlangenbiß und rächte jetzt den Tod des Nebenbuhlers an dem Tyrannen. Bald hernach stirbt Ismael, trostlos über die unerfüllte Verheißung und die dunkeln Wege der Vorsehung. Der majestätische Gueber (Engel Gabriel), der ihm zuerst in den heiligen Gräbern erschien, geleitet ihn nach seinem Tode in den Tempel des Verhängnisses, und da er hier von neuem in Klagen über die Providenz ausbricht, so heißt ihn der Engel vor die magischen Spiegel treten, in denen sich die ganze Erde abbildet, und wo er große Gruppen von Betenden erblickt. Zugleich ertheilt er ihm die Kraft drei der vernommenen Gebete zu erhören, wovon Ismael sogleich Gebrauch macht. Zuerst läſſt er die schöne Euphrosibe genesen. Sie liegt hart an den Blattern nieder. Ihr Geliebter fleht für ihr Leben, ihre Mutter für ihre Schönheit. Beider Flehen wird erhört. Ebenso kommt Ismael einem dem Untergange nahen Schiffe zu Hilfe. Im dritten Spiegel zeigt ihm sein Begleiter den Künstler Otschakey, der seit Jahren an einem künstlichen Hahn arbeitet, der bei jeder Unwahrheit laut aufkrähen soll. Auch diese Absicht findet Ismael edel und löblich, und das Kunstwerk wird beseelt. Helfen war Ismael's stetiger Vorsatz, allein die Folge erweist, daß er durch Kurzsichtigkeit überall schadete. Euphrosibe fällt einem Korsaren in die Hände, der sie wegen ihrer Schönheit in Sultan Achmet's Serail verkauft, und der Korsar ist derselbe, dem Ismael im sinkenden Schiffe Leben und Besitzthum wahrte. Jener Künstler hingegen verliert beide Hände, weil der eifersüchtige Sultan, der das Kunstwerk angekauft hatte, ihn außer Stand setzen wollte ein ähnliches hervorzubringen. — Ganz anders verhält es sich inzwischen mit den vom Engel erhörten Gebeten, obgleich er dem Anschein nach sehr oft das gerade Gegentheil von dem zukommen läſſt, was sie von der Vorsehung begehren, und dazu die geringfügigsten Mittel wählt. Einen alten Geizhals für seine Wollust und Unmenschlichkeit zu strafen, bedient er sich eines Raben. Das in seinem Innern durch die schrecklichsten Factionen zerrüttete und an seinen Grenzen von einem mächtigen Feinde bedrohte Persien sucht er mit

der neuen Trübsal einer Ueberschwemmung heim, und der mächtig herandringenden feindlichen Armee sendet er kleine Fliegen entgegen. Einen Greis, der noch einmal seinen verlornen Sohn sehen will, läßt er unbarmherzig schlagen. Einem gastfreundlichen Alten, den er belohnen will, zündet er das Haus über dem Kopfe an. Dennoch sind alle diese scheinbaren Uebel, wie der Erfolg weist, eine Wohlthat für den Empfänger. Ein Oelkrug, ein Fliegenfuß, ein Rabe: — in der wundervollen Verkettung der Dinge, in den Augen der Vorsehung, ist nichts gleichgiltig. Dies scheint der allgemeine Satz, von dessen Wahrheit der Engel den Jüngling zu überzeugen wünscht. Mit Rührung vernimmt er endlich auch, daß sein unbekannter Retter Niemand anders ist, als sein vermeinter Todfeind Ibrahim. Was ist nun natürlicher als der Wunsch, diesen edlen Mann ganz nach Verdienst belohnt zu sehen? Der Engel kommt diesem Wunsche in Ismael's Seele zuvor, jenem über die Art seiner Belohnung ganz freie Wahl lassend. Ibrahim soll bekennen, was nur immer sein Herz sich wünsche, und sein Wunsch soll erhört sein. Freiheit! ruft da Ibrahim, Freiheit meines Volks! Sie ist mir lieber als mein Leben! Und in demselben Augenblicke stürzt ihn der Engel über das Brückengeländer in den darunter fließenden Strom hinab. Persien war gerettet — war frei. Denn eben hatte das Volk sich zur Wahl eines neuen Tyrannen versammelt, und dieser Tyrann war — Ibrahim.

Dies der von Falk selbst vorausgeschickte Gang der äußerst interessanten Fabel der Dichtung. Reich an Schönheiten störte in der ersten Bearbeitung doch Manches den reinen Genuß derselben. Man beklagte wohlbegründet die Unterbrechung der Erzählung durch eine große Zahl von Episoden, in denen die Fehler und Gebrechen der Zeit geschildert werden, ohne daß diese Gemälde als nothwendige Theile des Ganzen erscheinen, in hinlängliche Beziehung auf den Hauptzweck gesetzt worden. Doch war es zu weit gegangen, das gewählte Metrum, das trochäische fünffüßige Silbenmaß in sechszeiligen Stanzen, ermüdend und an sich unglücklich zu finden und an die Stelle desselben die jambischen achtzeiligen Stanzen in Wielands Oberon zu wünschen.. Der Schwierigkeiten wären für den Dichter allerdings damit weit wenigere zu überwinden gewesen, allein der Charakter der Dichtung hätte sich keinesfalls gehoben. Nach-

lässigkeiten, Härten und Uebellaute, wie Verse ohne alle Cäsur, erzwungene Trochäen, Spondeen zum Ausgange oder in der vierten Region, kamen äußerst selten vor. Anders die zweite Bearbeitung. Zwar blieb die Anlage dieselbe, aber der Umänderungen, Besserungen und Kürzungen wurden so erhebliche, die Reinigung von unangenehmen Personalismen (besonders im letzten Theile) eine so gründliche, daß jene drei Gesänge nicht blos in der technischen Vervollkommnung ein bedeutendes Intervall höher gestiegen waren, sondern auch Mangel an Klarheit und Einheit, planverdunkelnde Ueberbürdung mit Abschweifungen, nur noch in den Augen derer vorhanden sein kann, die sie ihm vorwerfen.

Auf den lächerlichen Gesichtsfehler hin, daß Jemand in Dresden „die heiligen Gräber zu Rom" statt zu Kom las, und eine Satire auf die römische Kirche darin vermuthete, erfolgte übrigens die Confiscation der ersten Ausgabe, so weit sie confiscirt werden konnte. Und ungeachtet der ausdrücklichen Erklärung der Leipziger Censur, daß das eingereichte Manuscript zur zweiten Bearbeitung schlechterdings nichts Anstößiges enthalte, erging dennoch ein unmotivirter Cabinetsbefehl, der dem Buchhändler Sommer Druck und Verlag förmlich untersagte. Sommer kehrte sich daran nicht, sondern druckte mit der Firma: „Nicht in der Sommerschen Buchhandlung zu Leipzig"; Falk selber brauchte den Cabinetsbefehl um so weniger zu respectiren, da er in Weimar lebte, „unter einer Landesregierung, wo man nach einem löblichen und andern Regenten nicht genug zu empfehlenden Gebrauche von den Büchern noch etwas mehr liest wie die Titel."

Eine der vorzüglichsten Satiren Falk's, ob er sie gleich der spätern Sammlung „auserlesener Werke" (Leipzig, 1819. III.) vorenthielt*), ist: „Die Gebete," zuerst im Göttinger Musenalmanach für 1796 abgedruckt, dann mit einigen Veränderungen als Anhang zu den „Gräbern" in demselben Jahre. Sie war auch die erste, der unsere angesehenen kritischen Organe, zwar nicht ungetheilten, doch den meisten Beifall spendeten. Hier — heißt es an einem Orte — stört keine Härte, keine Monotonie des Versbaues, kein geschraubter Einfall, kein Verstoß gegen

*) Die Sammlung Leipz. 1826. VII. war mir nicht zur Hand.

Sitten und Zeiten, keine zu Irrgängen führende Verwickelung den reinen Genuß der Gedankenfülle und der gefälligen Darstellung, wodurch hier ein Thema, wie die Thorheit der menschlichen Wünsche, das so oft behandelt worden, den Reiz der Neuheit wieder erhält. Die begeisterndsten Hoffnungen erweckte er Wieland. Auf diesen Dichter, sagte er, sind die Geister des Aristophanes, Horaz, Lucians, Juvenals und Swifts zugleich mit dem Geiste des Satirenmalers Hogarth herabgestiegen, um ihn zum Satirendichter einzuweihen. Seiner Tugenden sind viel — und sein größter Fehler, den ich jeden jungen Dichter wünschen möchte, besteht darin, daß er im Drange der ihm zuströmenden Bilder und Vorstellungen nicht immer ganz Herr über seine Einbildungskraft zu sein scheint, und vom Feuer der Begeisterung sich zuweilen über die Grenzen des Schicklichen fortreißen lässt, oder seinen Hauptgegenstand ganz aus den Augen verliert. Dies letztere ist in gegenwärtiger Satire so auffallend, daß man beinahe glauben möchte, sie sei aus zwei verschiedenen Satiren zusammengeschmolzen worden, wovon die erste die Thorheit der Menschen in ihren Gebeten, die andere die Eitelkeit, Blindheit und Thorheit der menschlichen Leidenschaften und Bestrebungen zum Gegenstande hat. Aber auch hier wird man bei der an sich selbst meisterhaften Darstellung des kranken und sterbenden Schwelgers Veit wider Willen an das Horazische Amphora coepit institui, currente rota cur urceus exit? erinnert. Ueberhaupt wird man in diesem Gedichte mehr als einmal von episodischen Schilderungen (z. B. von König Lear in der stürmischen Nacht, und von Robespierre) überrascht, die man hier nicht erwarten konnte, wiewol man sich, nun sie einmal da sind, gern so überraschen lässt. Diesen allzuraschen Sprung zu einem neuen, nur durch dem Leser unsichtbare Fäden in der Imagination des Dichters mit dem vorhergehenden lose zusammenhängenden Bilde, welches sich aber auf einmal seiner so ganz bemächtigt, daß er Mühe hat, sich von ihm loszureißen, — diese lyrische Unordnung und dieses dithyrambische Feuer, welche mehr oder weniger in allen Stücken, die ich bisher von diesem so viel versprechenden und bereits so viel leistenden Dichter gesehen habe, herrschen, — wird er wahrscheinlich selbst in kurzer Zeit für das erkennen, was sie in der Satire, und vielleicht in jeder andern Gattung von Gedichten, außer der Pindarischen Ode und den Dithy-

ramben, sind; und ein immer vertrauterer Umgang mit Horaz, Juvenal und Lucian wird ihn sein zu großes Feuer mäßigen, seine Einbildungskraft bändigen und ohne Nachtheil ihrer Furchtbarkeit und Lebhaftigkeit mehr Haltung und Einheit in seine Composition bringen lehren.

Falk griff die hier gegebenen und anderwärts wiederholten Winke auf; und so zeigt uns die zweite Bearbeitung der „Gebete" (1799) nicht blos Verbesserungen des Ausdrucks, Schmeidigung der Versification, angemessene Versetzung einzelner Stellen, sondern auch größere Einheit erzielende Kürzungen und Trennung in zwei selbständige Hälften, von denen die eine unter der alten Ueberschrift, die andere unter der neuen: „Die Eitelkeit" zu Tage trat. Beide standen sich nun im Werthe gleich.

Die Gebete.

A.

Bootsknechte! Heda! Heda! Steuermann!
Halloh! Matrosen! lustig drauf und dran!
Zu Schiff! Frisch, stecht in See! der Sturm hat ausgetobet;
Ich habe St. Pancraz zwei Kerzen angelobet;
Die Segel aufgespannt! Der Nordwind weht.
Flugs, tummelt euch! die Anker aufgedreht!

B.

St. Görg', verschließ den Nord in Aeols Grotte,
Und schenk' uns West für unsre Silberflotte!

D.

God dam! Was schwatzt ihr da von Nord und West?
Nein Südwind! Südwind! denn ich muß nach Brest!

F.

Maria, Joseph, gebt uns Ost zum Häringsfange! — —
Genug, genug! Ihr seid längst reif zum Untergange!
Ruft Gott, und winkt dem donnernden Orkan.
Die Sonn' erlischt; der Sturm peitscht himmelan,
Zerrissne Segel und zerbrochne Masten;
Das Meer ist rund mit Ruderbänken, Kasten,
Mit Kaufmannsballen: Tonnen, Schiffsgeräth,
Und halb versunknen Seevolk übersä't.
Doch welch ein Jubel mitten im Gewinsel
Der Sterbenden, ertönt von jener Insel?
Ein frommes Volk jauchzt dort mit Mund und Hand
Dein Lob, o Gott: Du segnetest den Strand.
Nicht Sturm, nicht Nacht wird im Beruf es hindern

Die Scheiternden zu retten — und zu plündern.
Schon wimmelt auf der Höhe Boot an Boot,
Was diesem Unterhalt, bringt jenem Tod.
In jeder Tempelhall' und Betkapelle,
An jeder Wundernisch' und Altarschwelle
Fleht Theophron: „Ihr Heiligen verleiht
Dem armen Theophron Unsterblichkeit!
O ihr, allmächtig, Segen auszuspenden
Und Fluch, den Tod von einem abzuwenden,
Wie leicht gewährt ist diese Kleinigkeit!"
Thor, harre nur! Vielleicht, daß dir ihr Zorn verleiht,
Was ihre Huld versagt! Sprich! Kennst du die Gebrechen
Des Alters? — Sieh den Greis! Er hustet, statt zu sprechen;
Die Nas' ist spitz; sein Gaumen abgestumpft;
Sein Kiefer zahnlos; Wang' und Kinn verschrumpft;
Sein Rücken tief gekrümmt; verblüht die Lippe;
Ein karg mit Haut bekleidetes Gerippe.
Es starrt sein Blut von ew'gem Fieberfrost;
Ein fremder Löffel reicht ihm seine Kost*);
Die Brill' ist nur sein Aug', sein Fuß ist eine Krücke;
Und kaum vernimmt sein Ohr den Donner der Geschütze.
Dumpf summt ihm und entfernt das Thurmgeläut'**),
Und ach! er alterte im Trauerkleid'.
Ihm tönt nicht mehr der Freundschaft süß Geflüster,
Schon längst begrub er Weib, Kind und Geschwister.
Er schluchzte längst ein ewig Lebewohl
An ihrer Gruft. „Was tönt so dumpf und hohl
Die Straß' herauf?" so fragt er seinen Knaben.
„Sie singen, Herr: Laßt uns den Leib begraben!"
„Ist Jemand todt?" — „Ja, Herr, der Nachbar Just."
Hilf mir an's Fenster hin! Ach Gott die Brust!
Die Brust! — Der Krampf zerbricht die morschen Glieder.
Laß leise mich auf diesen Armstuhl nieder!
So! so! O weh! — Wem, sprachst du, war der Sarg?
„Dem Nachbar Just." „Ach Gott! schon Manchen barg
Vor mir das Grab! Du machst mit mir zu lange!
O trügen sie mich schon beim Glockenklange
Zum Kirchhofsthor, wie Nachbar Just, hinein! —
Das Auge schmerzt mir so vom Fackelschein!

---

*) — ... — huius
— Pallida labra cibum accipiunt digitis alionis.

Juvenal.

**) — clamore opus est, ut sentiat auris,
Quem dicat venisse puer, quotnuntiet horas.

Juvenal.

Was will der Thor? — Gott soll den Schooß Philindens segnen.
Süß freilich mag es thun, wenn Knaben, Mägdelein,
Von denen arglos du der Vater — glaubst zu sein,
In munterm Kreis, Alcest, sich um dein Knie versammeln,
Und Vater — meistentheils die erste Lüge — stammeln;
Allein das Nachweh kommt. Der Dirnen Busenflor
Dehnt schalkhaft Cypripor. Nun sammle Louisd'or,
Sind sie nicht schön! — Und sind sie reizend, neuer Jammer!
Um's Himmelswillen schlaf in keiner Vorderkammer!
Unmöglich ist's dir hier im Lärm der Nachtmusik
Ein Auge zuzuthun. — Du hörest Stück für Stück
Der Töchter Reiz, Alcest, gewissenhaft besingen.
Du stirbst vor Langerweil, der Kopf will dir zerspringen.
Hilft nichts! hilft nichts! Jetzt glaubst du endlich dich befreit;
Da kommt noch ein Duett von Chloens Grausamkeit.
Pest! rufst du voll Verdruß, so wollt' ich doch die wären! — —
Ei, pfui doch, pfui, Papa! wir können ja nichts hören!
So geht's die ganze Nacht. Im Bette trällern sie,
So wie der Morgen graut, die Ständchenmelodie. —
Auch bei den Buben fehlt's an Herzleid und Verdrusse
Nicht einen Augenblick. — Halbtodt zieht aus dem Flusse
Man Ephraim hervor; Karl fällt und bricht ein Bein;
Wilm stürzt vom Pferd; August wirft Nachbars Fenster ein;
Und Fritz verwandelt gar die Zof' in eine Amme. —
Du lachst und sprichst: mein Herr, sie schreiben Epigramme. —
Laß ernst uns sein, so ernst wie der dem Schwangerschaft
Sein Liebstes auf der Welt, sein Weib hinweggerafft.
Zu nah, zu nah folgt oft der Sarg dem Brautgelage!
Ach! der Geburtstag wird zu oft zum Sterbetage!
Der Säugling steigt herauf, die Mutter steigt hinab;
Den legt man in die Wieg', und jene in das Grab;
Thut den mit Windeln an, die mit dem Sterbekleide;
Oft auch empfängt Ein Sarg und Eine Gruft sie beide.
Ich weiß, du liebst dein Weib. Ob auch dein Herz, Alcest,
Dies reiflicher erwog? — Und dann die Pockenpest,
Verzuckung, Friesel, Zähn' und Masern, Scharlachfieber?
Doch nimm ein Wunder an! Dies alles geht vorüber:
Wie bist du dir's gewiß, daß du an deiner Brust
Nicht Nattern hegst und pflegst, wie bist du dir's bewußt?
O bittrer, bittrer Lohn nach all' dem Herzeleide,
Nach all' dem Gram! Alcest, folg mir in jene Heide —
Wer wankt hier noch so spät in Sturm und Nacht einher?
Der arme König Lear? O seid mitleidiger,
Ihr Stürme! seid mitleidiger, ihr Schloßen!
Als seine Töchter, die ihn ausgestoßen;
O schont, ihr Donner, schont sein silberfarbnes Haar,

Nein, Friedensbote mir! Die Leiden von der Wiege
Bis an das Grab, die uns verfolgen, wer ertrüge
Nur hundert Jahre sie? Und ewig, ewig so
Die Sidney am Schaffot, die Kepler auf dem Stroh,
Nerone auf dem Thron, und Belisar auf Krücken: —
Ein solch Tollhäuslerspiel Jahrtausende erblicken,
Wie, unterläg ihm nicht das arme Menschenherz?
O süße Hoffnung du, einst allen Gram und Schmerz,
Der unser Herz beklemmt, im freundlich stillen Hafen
Des Grabes, vor dem Sturm geborgen, zu verschlafen!
Der Nachen ruht im Sand; der Schiffer hört nicht mehr
Das wogende Geräusch vom hohen Lebensmeer;
Der Scheiternden Geschrei, ihr kläglich: rette! rette!
Schreckt nicht den Schläfer mehr aus seinem stillen Bette
Von Staub und Moos empor. Ja wisse, Theophron:
Und böte Gott mir selbst, umstrahlt auf seinem Thron
Von aller Glorie der morgenländ'schen Dichtung,
In einem Kelche Tod und ewige Vernichtung,
Und in dem zweiten hier Unsterblichkeit:
Ich griff zum Kelche der Vergessenheit.
Doch, Heil uns, Heil! — Uns winkt die Heimat in der Ferne;
Nur Staub empfängt der Staub; den Geist erwarten Sterne.
Doch alle die Gebet' auf Thal und Höh',
Aus Synagoge, Tempel und Moschee,
So viel vom Strohdach und von Marmorsälen
Aufsteigen, wer vermag sie aufzuzählen?
Eh nenn' ich euch, wie viel zur Charité
Frau Sch...z half, zum Kirchhof Doctor D;
Wie viel wol Burk in London Pensionen
Und Hoffmann*) Brief empfing von Standspersonen;
Wie viel ein Deutscher wol Neufranken niederhieb,
Und wie viel Bücher uns Herr Heinse**) jährlich schrieb;
Kurz, eher wollt' ich gleich das Maß der Cherubimmen
Mit Semmler***), euch genau nach Zoll und Fuß bestimmen!
Die Glocken läuten schon. Wie emsig läuft Alcest!
Seitdem ein Weib er nahm, versäumet er kein Fest;
Nie ist sein Kirchstuhl leer, mag's stürmen oder regnen;

---

*) Leopold Aloys Hoffmann, ehemaliger Professor der deutschen Sprache und Literatur auf der Universität zu Wien, gestorben 2. Sept. 1806, ein bündischer und prahlerischer Charlatan.

**) Gottlob Heinrich Heinse aus Gera, ein jämmerlicher Vielschmierer, gegen den selbst die Romanfabrikantin Louise Mühlbach eine wahre Stümperin ist, da er in sechs Jahren nahe an 80 Bände belletristischen Inhalts mit und ohne seinen Namen aus den Aermeln schüttelte.

***) Nicht der berühmte Theologe, sondern Michael Friedrich Semmler ist gemeint, der Verf. eines Buches über die Offenbarung Johannis, in welchem die albernsten Dinge zu Tage gebracht worden.

Rath.

Wie stets!

Braun.

Erlauben Sie ein Wort, Herr Rath!

Rath.

Es sei!
Allein vergiß dich nicht! Denn wisse, sprichst du zwei,
So rath' ich dir, verspar' das dritte nach dem Tode!

Braun.

Das wär' ja, seit ich sprach, die längste Periode!
Ich bitte Sie, womit verdien' ich diesen Ton?

Rath.

Du hältst es bald mit mir und bald mit meinem Sohn.

Braun.

Herr Rath, gewissenhaft erfüll' ich meine Pflichten.

Rath.

Ihm sagst du was ich sprach.

Braun.

Sich fein darnach zu richten!
Sie sprechen wie ein Buch!

Rath.

Mir sagst du, was er that.

Braun.

So sannen Sie für uns auf Besserung, Herr Rath. —

Rath.

Die armen Enkel die! Nachmittags Komödien!
Des Abends Schmausereien! — O Braun! heißt das erziehen?

Braun.

Dadurch erlernen sie Manieren, feine Welt,
Und ohne die gelangt man nie zu Ruhm und Geld.

Rath.

O Thoren ihr! Und wenn ihr Ruhm und Geld erworben,
Was dann? — Lucull ist todt — und Cäsar — ist gestorben!
Was hilft beim Podagra euch Stern und Gallarock?
Ihr hinkt am Marschallstabe, ihr hinkt am Krückenstock.
Euch peinigt Kopfweh — in der Nacht — und Bischofsmütze.
Glaubt ihr, die Krankheit flieh', wie Tugend — Königssitze?
Ihr winkt. — Der Abgrund gähnt. — Der Bergmann steigt hinan;
Wer steigt in euch hinab, und holt den Nierenstein?

Sein unbedecktes Haupt! — Vor vielen Jahren war
Ich König Lear, und jetzt — ich will nicht weinen —
Welch eine Nacht! Nicht Mond, nicht Sterne scheinen! —
Mich alten Mann! — Fort, Kent, durch Moor und Dorn!
Kracht, Donner! Saus' o Sturm, im Hageborn!
Du bist mein Kind nicht, Sturm! dich hab' ich nicht getragen
Auf diesem Arm, o Blitz! — In meinen alten Tagen!
O meine Töchter! Regan, Gonorill!
Ich will nicht weinen. Still, mein Herz, sei still!
Kent, klopfe nicht! die Thüren sind verschlossen.
In einer solchen Nacht mich auszustoßen!
O weg, o weg von diesem Pfade hier!
Er führt zum Wahnsinn, armer, armer Lear!
Gut, ruft ein Spötter hier, geh hin und sprich zum Volke!
Gebet ist Thorheit! geh! verbrenn' ihm seinen Schmolke! —
Zu rasch, mein Freund! -- Bet' um und mit Verstand!
Doch die Erhörung stell' in Gottes Hand.
Ein Punkt ist diese Welt, ein Traum ist unser Leben!
Vermessener! Wer bist du, ihm zu widerstreben?
Ein menschliches Geschlecht versinkt, ein anders steigt,
Er bleibt groß wenn er spricht, oft größer wenn er schweigt.

Der satirische Dialog: „die Schmausereien", vorher im Göttinger Musenalmanach auf 1797, muß als Rhapsodie aufgefaßt werden, als Bruchstück, um nicht eine gewisse Unbehaglichkeit einzuflößen, welche aus der schwachen Andeutung der Redenden und dem plötzlichen Uebergange zum Hauptgegenstande entspringen könnte.

Die Schmausereien.

Braun.

Herr Rath, es freut mich sehr, daß wir uns wiedersehn!

Rath.

Mich nicht —

Braun.

Ich komme —

Rath.

Gut! wann wirst du wieder gehn?

Braun.

Gleich! — (will fort.)

Rath.

Halt! Was machen sie in Amt? Nicht eher weiche!

Braun.

Mit Ihrer gütigen Erlaubniß — Narrenstreiche.

Ein Kirchenrath ganz gut! ein Abt wie Cicero. —
Erkieste Cicero statt Tusculum den Prater,
Die Wiener machten ihn, Gott weiß! zum Auscultater;
Und wenn Homerus selbst in unsrer Mitt' erschien,
In kurzer Zeit so wär' er Rector in Eutin.
Von Trank und Schwelgerei'n erschlafft, sprich! zeugt ein Vater
Wol einen Scipio?

Braun.

Warum nicht? — Für's Theater.

Rath.

Ein Glas Burgunder mehr — und Bahrdt wird orthodox;
Ein Kloß der feine Schütz; ein Pitt — der wackre Fox.
Drob waren je und je Heerd, Küch' und Feuermäuer,
Und was dahin gehört, Monarchen werth und theuer.
In welchem Ansehn stand nicht einst die Priesterschaar?
Sie unterhielt den Rauch am Thron und — am Altar.
Erbarmte huldreich sich die große Katharine
Nach Prags Zerstörung nicht der Schornstein' und Kamine?*)
Verstand nicht Boileau sich schlau auf diesen Brauch?
Für seinen Weihrauch gab ihm Ludwig Küchenrauch.
Ach! manchem Dichter ward auch selbst nicht diese Gnade.
Geh' hin zur Durchlaucht! Reich' ihr eine Messiade!
Kaum nickt sie. Aber reich' bei Tisch ihr Tag für Tag
Die Serviett' — und du erhältst den Ritterschlag.

Braun.

Herr Rath, das Dichtervolk mit seinen Idealen
Verscheucht den Freudenschwarm von unsern Bacchanalen.
Zu bald, zu bald verrinnt im Stundenglas der Sand.
Ob ich geprasst wie Veit, ob ich gedacht wie Kant,
Und Zeit und Ewigkeit mit kühnem Geist umfasse;
Doch muß ich wandeln sie die ewig finstre Straße,
Woher kein Sterblicher je Kundschaft uns gebracht.
Hinab muß ich, hinab! die lange, lange Nacht,
Wo Todenlampen nur verloschnen Schädeln qualmen.
Die Räder der Natur, die ich entdeckt, zermalmen
— Und wär' ich Newton – mich zu Staub. — O Epikur!
O Veit! Euch folg' ich, euch! Genuß ist Weisheit nur!
Von einem Aal verschlang Veit Kopf und Mittelstücke;
Purganz, sein Arzt, erscheint, und schüttelt die Perücke.

*) Nach der Eroberung Prags ließ die russische Kaiserin allergnädigst die Verordnung ergehen, daß alle Häuser, die von den Russen in Aschenhaufen verwandelt waren, auf mehrere Jahre von der Schornsteintaxe befreit sein sollten.

Litt Waldeck*) minder, hätt' ein Wundarzt seine Wunden
Anstatt mit Binden ihm mit Ordensband verbunden?
Was hilft am Krankenbett euch Gold und Silbererz?
Vom blendenden Metall wächst euer Augenschmerz.

Braun.

Vor der Verschlimmerung, Herr Rath, da sind wir sicher.
Bedenklicher sind schon die Contos, Rechnungsbücher,
Und Wechselbrief' auf Sicht; da spürt man Augenschmerz.
In ew'gen Zirkeltanz von Jugendlust und Scherz
Verflössen sorgenlos uns sonst die Lebenstage.
Den Schmäusen folgt ein Ball; den Bällen Trinkgelage. —

Rath.

Was sagt der Pastor?

Braun.

Bis zum zwölften Glockenschlage
Verbleibt er orthodox. Er keift, er lärmt und brummt;
Allein so wie es zwölf vom alten Kirchthurm summt:
Willkommen ist ihm dann ein Bahrdt bei Wein und Torten
Als bei der Wassersupp' ein H . . . s und Consorten —
Mich wundert nur, Herr Rath, daß nicht der Magistrat
Den Schwelgereien längst mit Nachdruck-Einhalt that.

Rath.

Der Magistrat? — O wiss', im heil'gen Röm'schen Reiche,
Von Wien bis Potsdam braucht man minder Köpf' als Bäuche. —
Was soll dem Staat' ein Mann wie Kant und wie Jean Jacques?
Nie fand der Staat an ihm, er nie am Staat — Geschmack.
Ein Gräuel hießen schon den römischen Kalifen
Die Männer aus dem Volk, die wenig aßen, schliefen,
Vom Antlitz bleich — ganz recht! — denn den Contract social
Schrieb Rousseau schwerlich wol nach einem Bacchanal.
In Babylon erschlug man jeden Waffenträger,
Indeß die saubre Zunft der Köch' und Lautenschläger
Unmittelbar im Schutz des großen Xerxes stand. —
Auch wir vergleichen uns mit Rom und Griechenland.
Statt Bürger haben wir Commis und Kerkerwärter,
Statt Cäsar — Suwarow, statt Cato einen Werther.
Wir lohnen das Verdienst! — Der strenge Cato wär'
In Deutschland — käm' er nur! — längst Tabakscontrolleur.
Verdienst ist Wiederschein vom Glanze der Geschlechter.
Ein Dorfschulz ist gerecht, ein Amtmann ist gerechter;
Ein Titus — jeder Fürst; ein Pastor spricht so, so!

---

*) Bekanntlich verlor der Prinz von Waldeck seinen Arm im ersten Feldzuge gegen die Franken.

Giebt unsern Bäumen Obst, dem Acker Korn,
Giebt unserm Tische Fleisch, dem Becher Trauben,
Dem Bett — ihr wißt wol was — dem Geiste Glauben.
Selbst David war ja nicht von Schwachheit rein.
Wie? und ich Staub, ich Wurm, ich sollt' es sein?
Die Liebe lauscht am Thron' und am Altare;
Ich war erst dreißig, Klärchen sechszehn Jahre.
Ihr Vater starb, ich nahm mich ihrer an,
Und welcher Pfarrherr hätt' es nicht gethan?
Die sanftgewölbte Brust, die schwarzen Haare,
Der Rosenmund — von seinem Stufenjahre,
Wen ließe wol ein solch' Madonnchen kalt?
Und wie gesagt, ich war erst dreißig alt:
Da trat die holde Dirn' herein in's Zimmer,
Mit einer Anmuth — ich vergeß es nimmer —
Bot sie mir guten Tag, vor Schüchternheit
Erröthend. Ich — sprang gleich voll Freundlichkeit
Entgegen ihr. — Mit sanft gebognem Nacken
Trat sie zurück. Ich kniff sie in die Backen,
Sie pflückt am Schürzchen, sah zur Erde hin.
Lieb Klärchen, werde meine Schaffnerin,
So bat ich sie, mit lauten Herzensschlägen;
Mein schönes Klärchen hatte nichts dagegen.
Den Sonntag nickt' ich ihr blos freundlich zu.
Den Montag hieß ich sie vertraulich Du.
Den Dienstag küßt' ich sie. Roth sah sie nieder;
Die Mittwoch küßte sie mich zärtlich wieder.
Den Donnerstag drang sie auf einen Schwur;
Ich schenkt' ihr Freitags eine Perlenschnur;
Sonnabend wagt' ich kleine Schäkereien,
Allein sie weint' und wollt' um Hilfe schreien.
Drob war ich Sonntag etwas aufgebracht.
Es war gerade tief um Mitternacht,
Da zog ein Wetter auf; ich lag im Bette:
Es blitzt; drauf knarrt die Thür; im Nachcorsette,
Ein Lämpchen in der Hand — zwölf mocht' es sein —
Schlüpft sie gleich einer Heiligen herein.
Herr Pater, sprach das holde Kind mit Zittern:
Ich bin nicht gern allein bei Ungewittern,
Ich hab' euch wach geglaubt, verzeiht! — Ich bot
Ihr liebreich meine Hand; sie ward blutroth
Und sträubte sich. Ich zog sie sanft herüber;
Die Lamp' erlosch; der Donner ging vorüber;
Der Mond schien hell; sie seufzte zärtlich, ach!
Der Geist war willig, doch das Fleisch war schwach;
Neun Monden drauf that Klärchen eine Reise,

„Ist keine Hilfe mehr?“ — Wehmüthig schweigt Purganz.
„Dein Wille, Herr, gescheh’! — Gebt mir nur noch den — Schwanz!“

Rath.

So schwelgt denn Tag und Nacht, bis läutend einst der Thürmer
Euch ruft zur langen Nacht, zum stillen Mahl der Würmer.
Dreht Würfel! — Spielt mit Bein und Tod so lang ihr dürft,
Bis über euch der Tod die schwarzen Würfel wirft! —

Die „Jeremiade“, die Klage eines Bauchpfaffen über wachsende Aufklärung, und „an die Göttin der Mode“ fanden gleich bei ihrem ersten Erscheinen, im Göttinger Musenalmanach für 1795 und im Modejournal für 1797, lebhafteste Anerkennung.

Mein lang verhaltner Groll bricht endlich aus!
Leer ist der Tempel, voll das Opernhaus!
Kein Fürst vertauscht mit frommem Pilgerstabe
Sein Diadem, und wallt zum heil’gen Grabe.
Der Schloßbarbier scherzt über Salomo’s
Enthaltsamkeit, und über Jerichos
Kriegsexpedition und alte Mauern;
Ihm wiehern Beifall halbberauschte Bauern.
O was erleb’ ich noch für Herzeleid!
Irrglaube herrscht im Lande weit und breit.
Wem liegt noch was an seinem Seelenheile?
Nur selten stärkt mich eine Wildbretskeule,
Ein Eberskopf, vom Schloßhof oder Amt
Mir zugesandt, im sauern Predigtamt.
Wer kümmert sich um Gott und seine Diener?
Vor Zeiten weckte mich der Gäns’ und Hühner
Geschnatter oft noch vor dem Morgenroth;
Jetzt in Gehöft und Stall ist alles todt.
Und präparir’ ich mich aus der Postille,
Stört mich nicht mehr das liebliche Gebrülle.
Ach! andre Götter sucht sich Israel,
Und kniet abgöttisch am Altar des Bel
Zu Kiel und Jena. Nicht doch, lieben Brüder!
O ihr verirrten Schafe, kehret wieder!
Beglückter Mann, der vest am Glauben hält!
Groß ist sein Erbtheil schon in dieser Welt.
Voll Demuth nimmt er den Verstand gefangen;
Ihn quält kein Zweifel: roth sind seine Wangen;
Sanft ist sein Morgenschlaf und frisch sein Blut;
Er liest nur wenig und verdauet gut.
Der Atheist wälzt schlaflos sich im Bette,
Und grübelt und vertrocknet zum Skelette.
Uns tränkt der Herr aus seinem Segensborn,

Mit ihnen lodert manch verruchtes Buch
Empor, dem Herrn ein lieblicher Geruch.
Vertilgt auf ewig sind die Menschenrechte,
Wohin ich schau', Bartholomäusnächte.
Herr Sch(ira)ch wird beim Papst Historicus,
Und hat den Vortritt beim Pantoffelkuß.
Von Predigtstößen schwitzt nun Preß' an Presse,
Statt Mara psalmodir' ich eine Messe.
Der heil'ge Vater herrscht vom Tagostrom
Bis an den Rhein. Nun wimmelt es in Rom
Von Indianern, Galliern und Polen,
Die sich Reliquien und Ablaß holen. —
O Augustin, o heil'ger Busenbaum,
Gewähr Erhörung diesem schönen Traum!

Die Mode.

Tyrannisch herrscht die Göttin Mode.
Ihr beugt sich Fürst und Demagog,
Der Philosoph und Theolog,
Von Sanssouci bis Almerode.

Beherrscht der Kindheit Periode
Nicht schon ihr Einfluß? — Wer erfand
Die Wickelschnur, das Gängelband,
Und stickt die Windeln aus? — Die Mode.

Umsonst bedräuen sie Pagode,
Und heilger Bischofsstab mit Fluch.
Wer pufft das keusche Schleiertuch
Dem Nönnchen anmuthsvoll? — Die Mode.

Wer würzt die schale Episode
Des Daseins zwischen Wieg' und Grab
Dem Mann durch Stern und Marschallsstab,
Dem Greis durch's Crucifix? — Die Mode.

Wer präsidirt bei der Synode?
Wer mißbraucht Sonntags die Geduld,
Im schwarzen Rock, vom Kanzelpult
Durch Kantischen Jargon? — Die Mode.

Die Basedowsche Lehrmethode,
Physiognomik, Sturm und Drang,
Der Vorzeit Sagen, Minnesang,
Wer brütete sie aus? — Die Mode.

Sie steigt zum Sterngezelt mit Bode.
Der Erdball dreht sich, wenn sie will.

Denn kurz — — es ging ihr nach der Weiber Weise.
Indessen stieß kein Beichtkind sich daran.
Ich blieb ein unbescholtner, heil'ger Mann.
Nun wuchs mein Muth; nun ward ich täglich freier;
Mein Dorf gab Stoff zu süßem Abentheuer.
Ich nahm es mit der schönen Amtmannsfrau,
Die aus dem Bade kam, nicht so genau.
Im Grund ist auch bei manchem hübschen Kinde
Die Sündenbeicht' oft eine neue Sünde.
Die Obern liebten mich: denn nebenbei
Verketzerte ich die Deisterei.
Jetzt — murmelt in den Bart der Amtsverwalter:
Treibt unser Seelenhirt in's späte Alter
Den Unfug so in unserm Kirchspiel fort,
So predigt er euch einst noch Gottes Wort,
Vom Kanzelpult, Gott helf euch armen Sündern!
Vor einer Dorfgemein' — aus Weib und Kindern. —
Seht, derlei giftiges und faul Geschwätz,
Ihr Brüder, muß der Lehrer im Gesetz,
Um Christi und der Kirche Willen leiden.
Deisterei macht Alt und Jung zu Heiden.
O heil'ger Nepomuk, Dominikus,
O Augustin, o Sanct Ignatius,
Laßt eure Söhne Gnade vor euch finden!
Schützt uns den Glauben — und die fetten Pfründen!
O dreimal heil'ge Inquisition,
Bist du auf ewig unsrer Erd' entflohn?
O holde Himmelstochter, steig hernieder!
Bau' die in Schutt zerfallnen Klöster wieder!
Zünd' umgestürzte Scheiterhaufen an!
Der Unvernunft vermeßnen Antipoden
Zum Trotz, den Herscheln, Klügeln und den Boden.
Gebenedeite, komm im Blutgewand,
Mit Beil und Folterzang' in deiner Hand!
Furchtbare Glaubensrächerin, erschein',
Und Asche, Todenschädel und Gebein
Bezeichne deinen Schritt. O welch ein Schimmer!
Du steigst herab! Ein klägliches Gewimmer
Tönt aus den Grüften der Gewürgten hohl
Und dumpf entgegen dir, von Pol zu Pol.
Wohin ich schau, da schlagen knatternd Flammen
Rund über Ketzerleichname zusammen.
Triumph! Hier wird der Gottesleugner Kant,
Dort Pred'ger Zöllner in Berlin verbrannt.
Hier schleppt man Maimon aus der Synagoge;
Dort bebt am Holzstoß Trapp der Pädagoge.

lebhaft und bewegt sich in den Fesseln des Silbenmaßes und Reimes mit ungezwungenster Leichtigkeit.

Bon Ton

auf dem Lande.

Fink.

Was bringt dich in die Stadt?

Braun.

Was dich zur Welt gebracht;
Ein Mädchen —

Fink.

Braun, das ist ein kränkender Verdacht.
Wiß', meine Mutter war —

Braun.

Es vor der Hochzeitnacht.

Fink.

Braun, höre, sei gescheidt! sonst geh' ich meiner Wege. —
Doch was zum Henker! — Hm! — Je mehr ich's überlege —
Dein Ton! — dein Tressenhut! — die rothen Rockaufschläge! —
Bist du denn noch bei Lips? — Ist das die Amtslivrey?

Braun.

Ja wohl!

Fink.

Was bist du dort?

Braun.

Bald Schloßvogt, bald Lakai,
Bald Bibliothekar; das heißt, auf einer Leiter
Setzt man die Bücher Rechts — zur Linken hin —

Fink.

Nichts weiter?
O, wer im Amt, wie du, sechs Jahre zugebracht,
Dem, däucht mir, ist aus Links gar leichtlich Rechts gemacht!

Braun.

Sie, die mich jetzt erhebt, sie ließ mich einst nicht weiter;
Ich scheute für und für bei der Justiz — die Leiter.

Fink.

Thor! Schau auf Einem Feld den Flachs und Hanf gedeih'n;
Die Pflanzen, die uns Stoff zu Strick und Buch verleih'n.
Hier keimt Unsterblichkeit den ungebornen Kanten.
Der Strick Lips Tullians wuchs unter Wolf's Quartanten.

Sie winkt — gleich steht die Sonne still,
Und die Kometen werden — Mode.

Journal des Luxus und der Mode,
Auch deine Stunde schlägt einmal!
O Erdenwechsel! — Das Journal
Der Mode selbst kommt aus der — Mode.

Tyrannisirt sie nicht im Tode
Uns noch? Wer putzt das Leichentuch?
Wer stellt der Grabgeleiter Zug?
Wer setzt ein Monument? die Mode.

Und warum sang ich diese Ode,
Ihr Herr'n und Frau'n, zum neuen Jahr?
Ei nun! Der Grund ist offenbar —
So will's die Tyrannei — der Mode.

In Betreff des Allerlei seines „Taschenbuches", größtentheils aus eigenen Arbeiten bestehend, ist für die Jahrgänge 1797/98 Schlegels Urtheil bis auf Weniges zu retabliren. Da fast jede Wissenschaft, Kunst oder Liebhaberei ihr jährliches Taschenbuch besaß, war es nicht mehr als billig auch dem Scherze und der Satire ein eigenes zu widmen. Wenigstens hatte ein solches nicht den Vorwurf zu fürchten, den man sonst dergleichen zerstückelten, für raschen Umlauf bestimmten Vorträgen aus Wissenschaften zu machen pflegte, sie begünstigten die Oberflächlichkeit; und Niemand durfte behaupten, man könne nnr in starken, regelrechten Bänden gründlich witzig sein. Gleich der erste Jahrgang lieferte manchen Beweis des Gegentheils, und an Falk's entschiedenem Berufe zur Bebauung eines Feldes, auf welchem sich gebildete Menschen stets mit besonderer Vorliebe bewegen, konnte Niemand zweifeln. Die „Bekenntnisse eines Weiberfeindes" (1—86), von vornherein durch originellen Humor, in ihrem Fortgange durch komische Contraste gewürzt, sind nur Fragment, obschon es nicht ausdrücklich gesagt ist. Eine drollige Verspottung des Unfugs, der mit der Kunstsprache der kritischen Philosophie hie und da getrieben wurde, bot der „Versuch einer neuen Art von Dedication nach kritischen Principien von Casparus Dominicus an Ebendenselben" (87—99). „Bon ton auf dem Lande" ist eine treffende Satire auf die Thorheit, welche der Titel bezeichnet (139—166). Der Dialog darin ist

Braun.

Geschmack herrscht überall. Nichts auf dem Schloß ist alt —

Fink.

Als der Madam Gesicht und seine Schulden —

Braun.

Halt!
Mein Herr ist Edelmann! Halt ein mit deinem Tadel!

Fink.

O seine Schulden sind noch älter als sein Adel!
Was ist denn das Diplom, mit dem der Amtmann prahlt?
Ein Wechsel auf Verdienst, den er wol schwerlich zahlt.

Braun.

O komm einmal auf's Amt! Der Park ist auch nun fertig.
Die Brücke drüben ist — —

Fink.

Des Wassers blos gewärtig?

Braun.

Hm! Dafür sorgt der Herbst!

Fink.

Was macht denn Gott Neptun
Und sein Najadenschwarm im Sommer?

Braun.

Was zu thun?
Sie trauerten im Sand. Da sagten Jhro Gnaden:
Braun stellt sie auf die Bäum', und sagt, es sind Dryaden!

Fink.

Ei!

Braun.

Jeder, dessen Aug' auf dieser Gruppe ruht,
Denkt an Deukalion und seine Wasserflut.

Fink.

Jst immer noch am Teich, im Marmor ausgehauen,
Die Judith mit dem Kopf des Holofern zu schauen?

Braun.

Das wol! — Allein sie heißt Minerva jetzt.

Fink.

Potz Stern!

Braun.

Und ein Medusenhaupt der Kopf des Holofern.

Fink.

Mit weißem Silberbart stand hart dabei ein Alter.

Lehrt die Natur hierdurch uns nicht bedeutungsvoll,
Daß Nachruhm hart an Rad und Galgen streifen soll?

Braun.

Viel Fachwerk stand uns leer. Da ließen wir zehn Ellen
Romane, groß und klein, bei Weygand uns bestellen.
Doch nun gebrach es noch an hundert zwanzig Zoll.
Ich ging zu Heinsen hin, und dieser macht es voll.
Von etwas anderm, Fink! Kennst du den Amtssaal wol?

Fink.

Wo aus der Ritterzeit von Götz von Berlichingen
Helm, Panzer und Visir' und Hirschgeweihe hingen?

Braun.

Recht! Eben der! Es ging der Zugwind scharf hindurch.

Fink.

Drum dörrtet ihr Getreid' in diesem Theil der Burg.
Allein die Küche schien mir noch compendiöser.
Derselbe Rauchfang ließ, anstatt der Fenstergläser,
Das Tageslicht herein, den Küchenrauch hinaus.

Braun.

Im Sturm war's umgekehrt: da blieb der Rauch zu Haus,
Und ließ das Licht hinaus. — — — Hier sah man nun verwundert
Auf einer Fensterscheib: Ein Tausend und dreihundert.
Ein Wappenschild erhob sich im gemalten Glas,
Auf dem man halb verwischt die Inschrift las:
Haec vitra posuit Balthas. — — dann eine Lücke,
Und Nomine De . . . Lips . . im zweiten Scheibenstücke.
„Im Namen Gottes hat dies Fenster hell und klar,
Balthasar eingesetzt, Er, der aus Leipzig war."
So dollmetscht' ich die Schrift, vom Außenschein betrogen:
Auf einen Ahnherrn ward das Nom. De Lips. bezogen.
Der Fürst erklärte selbst für tausend Thaler baar
Auf Pergament es so.

Fink.

Ein theurer Commentar!

Braun.

„Voilà tout son éclat, qui s'evanouit peut-être
Si d'un garçon la pierre assaillait sa fenêtre."
So rief der Fürst. — Nun heißt das alte Amt ein Schloß.
Wir lesen das Journal von Leo und von Voß.
So wie in Leipzig Tracht und Moden sich erneuern,
Erneuern wir im Amt die Meublen —

Fink.

Und die Steuern.

Braun.

Das eben nicht! — Im Punkt der Heterodoxie.
Sie spricht von nichts als Bahrdt, Socin und Shaftsbury.

Fink.

Doch kommt sie dann und wann mit ihrem Liederbuche
Zum Tempel.

Braun.

Recht! sie giebt am Kirchenstuhl Besuche.

Fink.

Sie singt so inbrunstvoll, verdreht den Augenstern.

Braun.

Ach, Fink, die Gegenwart von Gott — und jungen Herr'n.

Fink.

Sie knixt und beugt sich rings ohn' Ende, bis zum Amen.

Braun.

Nur blos im Glauben nicht, Vers zwei — bei Christi Namen.

Fink.

Noch eine Frage, Braun! Ich wüßt' es gar zu gern!
Wie wird denn wol im Schloß das junge Volk erzogen?

Braun.

Ei nun! Der Herr von Lips hält einen Pädagogen.
Dem Fräulein wird Moral gedoppelt beigebracht,
Die eine für den Tag, die zweite für die Nacht;
Die für den Tag vernimmt sie in der Kinderlehre,
Die für die Nächte lernt sie von dem Schalk — Voltaire.
Auf Höll' und Himmel schrieb sie jüngst ein Vaudevill,
Und jeder dauert sie — der selig werden will.
Die Junkerchen bestimmt man zu geheimen Räthen.
Sie haben viel zu viel Erziehung, um zu beten.
Doch keiner übertrifft im Fluchen Casimir.
Er prügelt gern — ist dumm!

Fink.

Ein wackrer Offizier.

Braun.

Versteckt im Winkel, schmeist der kleine Moses Enten
Und junge Hasen todt —

Fink.

Sieh da den Recensenten!
Erwachsen führt er einst aus niedrer Region
Das Dichtervolk gestreng' empor zum Helikon.

Dort kränzt Unsterblichkeit ihr Haupt mit ew'gem Schimmer.
O kleiner Moses du, laß ab, laß ab davon!
Du führest Wieland, Gleim und Voß und Matthisson
In ein gelobtes Land, und siehst es selber — — nimmer.

Braun.

Hans schläfert gar zu gern die Schwesterchen beim Thee
Mit Ammenmährchen ein —

Fink.

Ein zweiter De Marees!

Braun.

Jaques redet gern allein; auch weiß er alles besser,
Und fängt mit „Erstlich" an.

Fink.

Ihr Diener, Herr Professor!

Braun.

An jede Kammerthür schmiegt Junker Pold sein Ohr,
Und schwärzt die Brüder an.

Fink.

Hofstätter junior!

Braun.

Hans bläst auf einem Kamm sich Mozart's Vogelsteller.

Fink.

Nun kommt und spricht, es sei ein Gott nur und ein Scheller*)

Braun.

Der dumme Franz begreift nichts als das Einmaleins —

Fink.

Ein Filz, ein Wucherer, so wie sein Onkel Heins.

Schwindsüchtig lag der Filz auf seinem Bett und keuchte
Mit schwerem Athemzug. Da trat mit einer Leuchte
Die Schaffnerin herein. Stracks bog er sich heraus,
Und hauchte mit dem Licht zugleich die — Seele aus.

Braun.

Der kleine Töffel reimt schon Sonn' und Wonn' —

Fink.

Entweder
Ein Gottsched, oder doch — ein zweiter Schikaneder.

---

*) Der bekannte Geigenkünstler, der dieselbe Redensart führte.

Braun.

Paul —

Fink.

Sind die noch nicht all'? Neun, gottlob, sind es schon!

Braun.

So fragte Herr von Lips Madam beim zehnten Sohn.
Mit Mäusekugeln schleicht Paul in die Bauernställe.

Fink.

Hier ist der Doctorhut, mein Herr von Fontenelle.

Braun.

Vor Fritz hat Niemand Ruh'. Am liebsten neckt der Schalk.

Fink.

Braun! Braun! gieb Acht! Das wird ein Bösewicht, wie Falk.

Das der „Kirchenrechnung" (121—138) vorangehende Gespräch erinnert, ohne doch daher entlehnt zu sein, an die Scene in Minna von Barnhelm, wo Franciska sich beim Just nach Tellheim's gewesenen Bedienten erkundigt. Die Kirchenrechnung selbst hingegen und das ironische Lob der Medicin (100—120) waren zu oft gebrauchte Einkleitung der Satire, um noch besonders anziehen zu können, obgleich einige Einfälle ganz unverwerflich. „Die anmuthige Historia von den Affen, dem dicken Manne und einem gewaltigen Drachen" (201—214) ist ein zu dem vorangehenden Caricaturbilde gehöriges Lied im Bänkelsängerton auf die damals neueste Geschichte der Philosophie. Die dramatisch-satirische Rhapsodie: „die Uhu", müssen wir an dieser Stelle bei Seite legen. Sonst ist Scherz und Satire selbst noch in dem „Sach- und Namenregister" und in der Selbst-Recension seines Taschenbuchs am Schlusse reichlich ausgestreut. Seinem Zwecke nicht entsprechend ist blos die fragmentarische Geschichte: „Psycharion oder die Entkörperung" (167—200), welche unter dem Schleier seiner blühenden Sprache eine Mystik der Sinnlichkeit lehrt, deren dichterischer Werth hier ununtersucht bleiben mag.

Mehr Eigenthümlichkeit in den Einkleidungen bei gleicher Mannigfaltigkeit der Gegenstände finden wir im nächsten Jahrgange. Das Gedicht „an das Nichts" (1—5) ist eine Aufziehung dieser philosophischen Kategorie. Die „Reisen zu Wasser und zu Lande von Scaramuz" (55—112) treiben sich dem

größten Theile nach in allerlei erbaulichen Abenteuern herum, die mit vielerlei Laune erzählt sind, besonders die Scene mit der holdseligen schönen Unbekannten, deren unter dem Siegel der heiligsten Verschwiegenheit empfangene Gunstbezeugungen er nächsten Tags der Polizei anvertrauen muß, da er seine goldne Uhr dabei eingebüßt hat; im neunten Capitel aber, in der „Bittschrift der Berliner Destillateure" und der Beschreibung der dortigen Charité sammt der école vétérinaire schließt sich der Spott an eine so bestimmte Wirklichkeit, daß sein Werth zum Theil auf der Richtigkeit der Angaben beruht. Biester wollte diese nicht gelten lassen, er griff ihn ziemlich ungestüm in den „Berlinischen Blättern" an; allein da sich auch der Charitéprediger Prahmer auf seine Seite stellte, und die klägliche Beschaffenheit dieser Anstalt in einer kleinen Schrift bloßlegte, da die Untersuchungen der Regierung die gerügten Mängel wirklich vorfanden, war Falk gerechtfertigt. Gegen Biester vertheidigte er sich in der Brochüre: „Denkwürdigkeiten der Berliner Charité auf das Jahr 1797, in alphabetischer Ordnung, nebst einem Gegenstücke zu Herrn Biesters Darstellung aus Akten" (Weim. 1799). Gleichwol lebte der Zurechtgewiesene in seiner neuen berlinischen Monatsschrift auf Kosten der Charité fort, ohne daß es Falk für nöthig hielt ihn darin zu beunruhigen. Er erklärte öffentlich ihm in dieser Angelegenheit das letzte Wort herzlich gern überlassen zu wollen. — Sein Hang, den Spott in den Canal ernster Betrachtungen überzuleiten, zeigt sich auch in der poetischen Satire

Der Dekalog.

A.

Zu lange schon sprichst du, o Propagande,
Der bürgerlichen Ordnung Hohn,
Und predigst Revolution
Vom Rheinstrom bis zum Donaustrande.
Laß ab! — Wiß, Deutschlands Constitution
Trotzt unerschüttert jedem Tadel,
Vereinbart mit der Freiheit —

B.

Adel!

A.

Mit Gleichheit —

B.

Zolltarif und Frohn!

A.

Schon heißt — Dank sey es unsern Philosophen! —
Stolz auf Geburt ein Vorurtheil,
Schon nimmt an der Regierung Theil
Das Volk — —

B.

Der Hoflakey'n und Zofen!
— — — — — Hiatus — — — — —
Der Adel selbst, an Leib und Geist erschlafft,
Verpraßt der Jugend Mark, und zeuget
Abkömmling' ohne Zeugungskraft.

A.

Daß Frohn und Ahnenstolz in Frankreich sanken,
Verdankt es seiner Grausamkeit:
Wir sollen der Gefälligkeit
Von Madam Schupitz es verdanken.
Wie unweit menschlicher! — Wie liebevoll!
Doch habert stets die Propagande.
Bald dient als Vorwand Contrebande,
Bald Jagdrecht dem verjährten Groll.
Unsinnige! Was reizt im Ueberflusse
Erschlaffte Sinne? — Ein Verbot!
Der Zoll, der kärglich Fleisch und Brot
Euch zumißt, steu'rt dem Ueberdrusse. —
Verstohlner Landwein, der die Wachsamkeit
Am Zollamt trog, gedeiht Euch besser,
Als ausgelegne Rheinweinfässer
Schach Bahams Oberherrlichkeit.

B.

Auf, Landmann, auf! — Des Tages Herold krähte!
Auf, und ergreif den Wasserkrug!
Geh hin, und schwitz bei Egg' und Pflug!
Daß Roß und Jagdhund es zertrete.
Wie grausam! Herrendienst bei Tag' und Frohn!
Des Nachts den Ebern aufzulauern!
Frost! Aergerniß! Die armen Bauern!
Und ach! die Propagation,
Und die so tief gekränkten Menschenrechte!

A.

Still von der Propagation!
Manch Dorf ist zu bevölkert schon,
Und hätt' es ungestörte Nächte,

[illegible] das Jahr 179[illegible] [illegible] 1799. [illegible]

[illegible]

1.

So lange schon [illegible]
Der [illegible]
[illegible]
Vom [illegible] bis zum [illegible]
Sei es! — [illegible]
[illegible] jeden [illegible]
[illegible] mit der [illegible] —

2.

[illegible]

3.

An [illegible] —

Exempel sind verhaßt, — Ein Candidat
Verdammt den Diebstahl unverhohlen,
Indeß er selber abgestohlen
Die Predigt Zollikofer'n hat.
Laßt ab, ihr Dichter, Schmieder'n*) zu verlästern!
Womit verdient Er Schimpf und Schmach?
Er druckt, und ihr — ihr ahmtet nach,
Stahl Schmieder heut, ihr stahlet gestern.
Was braucht es, ungeahndet das Gebot:
„Du sollst nicht tödten, oder stehlen!"
Zu übertreten? —

Stiehl Juwelen!
Schlag ruchlos einen Hekscher**) todt!
Dein harren Meuchelmörder, Rad und Galgen.
Erwürg zwölftausend! Stiehl ein Königreich!
Man heißt dich Held, und prägt sogleich
Dein Antlitz dankbar auf Medaillen.
Ein Diener Gottes weiht die Waffen dir
Zu Schlacht und Mord. Je leichenvoller
Die Wahlstatt, desto inbrunstvoller
Schallt sein: Herr Gott, dich loben wir!

B.

So wie ich seh', ereilt die, welche morden,
Nicht alsobald Gesetzesfluch.
Sprich! Hurerei und Ehebruch,
Hält strenger drob der Priesterorden?

A.

Die Hurerei? Der Ausdruck ist verbannt.
Was roh Barbaren noch so heißen,
Verstehen cultivirt die Preußen
Jetzt unter Ehen linker Hand.
Die Scheußlichkeit des Lasters auszusühnen,
Heißt ein Bordell jetzt — Tabagie,
Der Ehebruch — Galanterie,
Und statt Maitressen giebt es — Phrynen.
Der Mannheit Stolz entsagend, bückt
Ein X sich selbst vor Pompadouren,
Und weh euch, nennt ihr H...n, H...n!
Sie schirmt ein hohes Landsedikt.
Kein Weib von Ton, verfeinert durch Erzieher,
Erwürgt ihr neugebornes Kind!

*) Der berüchtigte Nachdrucker.
**) So hieß der unglückliche Jude, den man in der Meßzeit zu Leipzig umbrachte.

Gott steh' uns bei! Wie da? — Verschmitzt erfand
Den Kappzaum-Politik. — Sie störet
Des Landmanns Schlaf. Das Jagdrecht wehret
Der Uebervölkerung im Land'.

B.

Auch kehrt verjüngt der Fanatismus wieder,
Schreibt eine Monatsschrift in Wien,
Verfaßt Symbole zu Berlin,
Und plärrt in Köthen Kirchenlieder*).

A.

Ha, ha! Genug, mein Freund, ich merke schon!
Nicht wahr? Erging's nach deinem Willen,
So würden Pfaffen und Postillen,
Dogmatik und Religion
In Deutschland abgeschafft? — Gesteh' es offen!

B.

Nun ja, ich sag' es frei heraus.

A.

Kein Sabbattag! Kein Gotteshaus,
Nach deinem Plan! Nicht wahr? —

B.

Getroffen!

Fort mit St. Paul und St. Thimotheus,
Mit Katechismus und Geboten,
Und finstern Stadt- und Dorfzeloten!
Das Volk vergällt uns den Genuß.
Zu Lastern deuten sie uns Lieblingsschwächen,
Kaum sieht der Fürst ein Fräulein an,
Gleich raunt ihm mürrisch sein Kaplan
In's Ohr: „du sollst nicht ehebrechen!"
Ja, ruft sogar oft in demselben Nu,
Wo Euch zu Grenzberichtigungen
Ein reif durchdachter Plan gelungen,
„Du sollst nicht stehlen!" lieblos zu.

A.

Ei schau umher! Wird minder drob gestohlen? —
Verdammt! Da kriegt mich armen Tropf,
Wie Habakuk, der Rhein bei'm Schopf,
Und führt mich gradeswegs — — —

Hiatus.

---

*) Die ärgerlichen Auftritte bei der Einführung eines neuen Gesangbuchs in Köthen sind aus öffentlichen Blättern bekannt geworden.

Nicht mehr mit Fluchen und mit Schwören!
Wiß, Blasphemien, Freund, gehören
Zum Exerciz — wie Rechts und Links!
Verlästre keck erhabne Gegenstände
Wild, ungezähmt der Tadelgeist!
Wie leicht, wenn ihr ihm Gott entreißt,
Daß der Monarch den Spott empfände.
Weit besser, daß die Erderschütterung
Zu Lissabon er sich erkiese*),
Als dienten Zollamt und Accise
Zum Wurfziel seiner Lästerung.

B.

Ach! wo Armeen dergleichen sich erfrechen,
Wird da die Kriegszucht nicht zu Spott?
Wie darf — verlacht ein Kriegsknecht Gott —
Sein Chef sich Folgsamkeit versprechen?

A.

Sein Chef? — Wofern mehr Furcht sein Bataillon
Vor ihm, als wie vor Gott nicht hätte,
So lief es spornstreichs, in die Wette,
Bei'm ersten Büchsenschuß davon.

B.

Das Hauptgebot: „Du sollst den Vater ehren!"
Gilt wohl allein noch ungeschwächt?

A.

Längst abgeschüttelt, und mit Recht,
Ist dieses Sklavenjoch. — Chimären!
Man hält sie kaum der Kindheit noch zu gut.
Was heißt: „Du sollst den Vater ehren!"
Als, laß von seinem Schweiß dich nähren,
Und ziehe, triffst du ihn, den Hut!
Doch darf der Greis sich keineswegs entblöden,
Wenn du die Linden auf stolzierst
Im Gallarock, und Fräulein führst,
Voll Herzlichkeit dich anzureden.
Wo führt ein Kind im Umkreis vou Berlin
So unbescholtnen Lebenswandel,
Um bei'm verstohlnen Liebeshandel
Rath bei der Mutter einzuziehn?
Auch nimmt man es mit dem Verbot der Lüge
So sorgsam heut zu Tage nicht.

---

*) Sieh Voltaires berühmtes Gedicht über diesen Gegenstand.

Es stirbt, bevor es noch beginnt,
Als Embryo, neun Monat früher.
Längst sandte Meuchelmord uns und Condons*)
Fern her die Heimath der Theorbe.
Hausirer tragen jetzt im Korbe
Oft ungeborne Bataillons.
Das Fibernspiel der Sinne zu erhöhen,
Das Wollust ausgekünstelt hat,
Beut alles dir die Königsstadt.
Maikäfer — Birken — Chariteen.
Ach! — Unaufhaltsam bringt ein fremdes Gift
Dem Quell des Lebens immer näher,
Ein Gift, das sich der Europäer
Mit Gold und Zimmt herüberschifft,
Ein Gift, das eh'r nicht abläßt dich zu quälen,
Bis du in Höllenfeu'r verbrennst,
Und ein trübseliges Gespenst
Mit halb vermoderten Canälen
Einherwankst, ach! ein zwanzigjähr'ger Greis,
Der schamlos bei'm Gefühl verpraßter,
Ihm angestammter Kraft, im Laster
Verdienst und Stolz zu finden weiß**).

B.

Thor, der ich war! vom Dünkel aufzuklären
Bei hellem Sonnenschein geäfft.
Laut sag ich es, Ihr übertrefft
An Zügellosigkeit Voltairen.
Erhabnes Volk! — Wie hätt' ich dieß geglaubt!
Du bist zum Ziel hindurch gedrungen.
So sind die Gotteslästerungen
Wohl auch als gäng' und geb' erlaubt?

A.

Ei wie denn sonst! Du sahst wohl ohne Zweifel
Nie ein Dragonerregiment?
Was hörst du dort? als, Sapperment!
Gott soll mich! — Hol mich tausend Teufel! —
Was hülf' auch bei'm Dragoner sonst, verfing's

---

*) Diese schändlichen Werkzeuge der unnatürlichsten Wollust wurden in Berlin von den Colporteurs auf öffentlichen Straßen und in Wirthshäusern feil geboten.

**) Dieser Grad von moralischer Verworfenheit, wo man sich einer der schändlichsten Krankheiten sogar rühmt, war auf Universitäten und unter dem Militär nicht ungewöbnlich. Freilich giebt es Fälle, wo die Entnervung so groß ist, daß selbst die Möglichkeit einer Ausschweifung Ruhm giebt.

Laß uns den Priesterstand! — Er schafft
Den Herr'n und Grafen Präceptoren.
Dein Plan, ein halb verfallnes Gotteshaus
Zu einem Marstall zu erneuern,
Ist alt! — — Wir führten in der Pfalz, in Bayern,
Bei Landau ihn und in Champagne aus. —
Wofern du auch bei Lebenszeit fein wacker
Im Tempel schnarchst, erlangest du
Das Vorrecht dort zur ew'gen Ruh':
Er dient zugleich als Gottesacker.
Du sprichst, die Prachtgebäude ständen leer.
Wie falsch! — Tritt Sonntags, zum Exempel,
Zur Zeit der Frühmett' in den Tempel!
Welch ein geselliger Verkehr!
Ringsum der Lärm geschwätziger Coketten;
Die Federbüsche, groß und klein;
Die nickenden Fontangenreih'n;
Das Spiel geschäftiger Lorgnetten
Zum Kanzelpult empor nach Ancillon;
Die Fugen auf den Orgelchören
Von Bach: bei Gott! man sollte schwören,
Man sei in Lauchstädts Tanzsalon.
Auch Kunstfleiß in Hantierung und Gewerben
Stockt keineswegs. Du hast geirrt. —
Wiß! ohne Sonntag müßten Wirth
Und Kaffeeschenken Hungers sterben.
Wann ist es in der neuen Welt nie leer?
Wann schnurren mehr Violoncelle?
Wann sind besuchter die Bordelle?
Wann löst der Apotheker mehr
Von uns für aufgeschobene Purganzen?
Wann giebt man sich mehr Rendezvous?
Und wann zerreißt das Volk mehr Schuh'
Auf Promenaden und mit Tanzen?
Wann sieht man, trotz dem Polizeiverbot,
Trotz Wolfgang, mehr Laternen eingeschlagen?
Wann sprengen mehr, zu Roß und Wagen,
Die Handelsdiener Klepper todt?
Drob kann es Sonntags an Verhaftsbefehlen
Den Polizeibeamten nie,
Nie Baderstuben Montags früh
An Beulen und Verbänden fehlen.
Wann zieht man im Gedräng' am Schauspielhaus
Schnupftücher mehr und Tabaksdosen aus?
Kurz, Apotheker, Weinverkäufer,
Die Brauer, Glaser, Geiger, Pfeifer,

Der Schuster und die Modehändlerin,
Arzt, Henker, Huren, Kupplerin,
Die Geistlichkeit, die Pferd- und Pfandverleiher,
Haarkräusler, Häscher und Barbier
Verdanken sammt und sonders schier
Ihr Dasein bloß der — Sabbatfeier.

B.

Erfliegt das Ziel! — Laßt die Vernunft vom Spott
Sich unbesiegte Waffen leihen,
Und lehrt, was auch die Priester schreien,
Laut vor dem Volk: „es sei kein Gott!"
Vertauscht mit dem Systeme de la Nature
Die Bibel! — Nun, was steht ihr an?

A.

Ein schöner, riesenhafter Plan!
Doch ach! wenn Rußland ihn erführe,
So, fürcht' ich, wär' ein Manifest nicht weit.
Du kennst die Russen und Tataren.
Noch immer glauben die Barbaren
An Gott und an Unsterblichkeit. —

Bei dem Liede „Demokritus an die Abderiten" (33—42) drängt sich die Bemerkung auf, daß es mit der förmlichen Ankündigung des Lächerlichen immer eine eigene, bedenkliche Sache ist, und daß Demokritus, wenn er seinen Spott auf diese Weise getrieben, wol manchmal möchte allein gelacht haben. Der Aufsatz „Sonnenklarer Beweis einer neuen und furchtbaren Propaganda in Deutschland für den Muhamedanismus: ein patriotischer Zuruf an die schlafenden Reichsstände" (113—218), dessen Zweck aus dem parodirenden Titel leicht errathen werden konnte, wies in belustigendster Weise auf einen jedem Auge erblickbaren Schaden des Zeitalters und vornehmlich Deutschlands hin. Man durfte in der That nicht sagen, daß die Streiche des Witzes, hier mit leichter und sicherer Hand geführt, die leere Luft trafen, so lange noch Lärmschläger, nur allzu viel Gehör bei manchen Regierungen findend, fortfuhren das Mißtrauen dieser gegen die Regierten zu nähren, und jeden vernünftigen, freimüthigen Schriftsteller für einen Philosophen, folglich für einen Aufklärer, Illuminaten, Jacobiner, Aufrührer, Hochverräther, und wie die Stufenleiter weiter hieß, auszuschreien. Werden alle Fehden des Verstandes um so einleuchtender geführt, je mehr

man den Gegner mit seinen eigenen Waffen schlägt, so war diese Regel hier gut beobachtet: die Schlußart, womit der Obscurantismus das Dasein eines geheimen Bundes zur Umstürzung der Staaten beweisen wollte, ist auf das Treffendste nachgeahmt, und die heterogensten Zusammenstellungen erweisen sich hier eben so zweckmäßig als meisterhaft drollig. „Der arme Thoms" (219—324) ist ein Bruchstück, das an die „Bekenntnisse eines Weiberfeindes" knüpft. Ob das psychologische Phänomen eines Menschen, der vom sechsten bis zum achtzehnten Jahre noch völlig taubstumm gewesen, nachher aber den freien Gebrauch von Gehör und Sprache wieder erlangend demungeachtet seiner frühern Gewöhnung, sich durch bildliche und umschreibende Ausdrücke zu helfen, treu bleibt, wie es hier eben aufgestellt wird, eine strengere Prüfung erträgt, mag Anderer Entscheidung heimfallen. Schwer indessen wird es, sich von der Annahme willkürlicher Behandlung los zu machen, die zu satirischem Zwecke allerdings zugestanden werden könnte. Allein bei dem schwermüthigen Colorit der Erzählung ziehen die satirischen Einschaltungen weniger an, und erhalten das Ansehen eines Gemäldes, dessen Rahmen mehr werth als es selbst. Unter verschiedenen eingestreuten Liedern ist besonders „der sterbende Lorenzo" von süßer und rührender Zartheit. Ein anderes: „Thoms saß am hallenden See" ꝛc. ist mehrfach in Musik gesetzt und dadurch landläufig geworden.

In einem Zeitraume von drei Jahren hatte der Großtheil des gebildeten Publikums und der Kritik sich über Falk's Stellung in der Literatur geeinigt, ihn unter die besten der ältern und neuern Satiriker versetzt, ja was Wärme des Herzens und lebendigen Sinn für alles Gute und Große anlangte einen ganz exclusiven und auch keinesfalls unverdienten Platz eingeräumt. Allein es war ihm nicht beschieden von dem früh geernteten Ruhme immerwährend zu zehren, die Lorbeeren, auf denen er ruhte, ließen Andere nicht schlafen, und er selbst, wie schon bemerkt, verschuldete nachmals theilweise deren Zerpflückung. Vornehmlich das an Verheißungen starke, in thatsächlichen Erfüllungen aber sehr schwache „Berlinische Archiv der Zeit und ihres Geschmacks" wollte ihn kopfüber vom Schemel stoßen, noch ehe er solche Begegnung auch nur im Mindesten verdient hatte, und hierin besonders Tieck und Bernhardi. Tieck trug

kein Bedenken, ihm Alles und Jedes abzusprechen: alles Talent, alles gesunde Urtheil, jedes Körnchen Witz, jegliche Originalität, jede Kenntniß der Zeit, jedwedes Geschick zu erträglicher Versification, — und blos ein höchst winziges für die Prosa zuzuerkennen: freilich nicht beweisend, denn das war ja unmöglich, sondern assertorisch. Er war dreist genug, aller Wahrheit, allen geschichtlichen Dingen in's Gesicht zu schlagen, nur um Falk als einen der Menschen darzustellen, von denen Ben Johnson sagt, daß die Tiefe ihrer Köpfe ohne Senkblei, schon mit dem Finger ergründet werden könne. Was sind die heimlichen und offenen Püffe, die er ihm im „Zerbino" und im „jüngsten Gericht" versetzte, gegen jene Stäupung! „Morose" unterzeichnete er die Beurtheilung des Taschenbuchs für 1798, und charakterisirte sich selber damit wenigstens zur Hälfte. Procax wäre richtiger gewesen, hätte jedoch freilich den Eindruck ihres Wesens leichtlich in das Gegentheil verkehren, dem Absprechenden die Merkmale des Zusprechenden verleihen, die Dicta procacia ironisch in verba verecunda umgestalten können. Seien wir jedoch milde. Es giebt übellaunige Stimmungen, wie etwa nach einer schlaflosen Nacht, einer schlecht verdauten Mahlzeit, oder wie sie der unfreiwillige Zustand mit sich führt, in welchem sich unsere wichtigsten Speculationen um Häringe und Sardellen concentriren: da erscheint uns die Himmelsbläue grau, im Nachtigallenschlage vernehmen wir Rabengekrächz, in dem Sylphen erblicken wir Tanzbäre, und unser Denken streckt allen nüchternen Ideenassociationen gleich einem Igel die Stacheln entgegen. Sollen wir in solchen Stimmungen den Pegasus besteigen, gelangen wir kaum in die Steigbügel, und sollen wir kritisiren, flimmern uns die Wörter durcheinander und aus jeder Zeile gaukelt uns eine fremde bessere Stelle entgegen, an welcher wol obenein ein Diebstahl begangen zu sein scheint. Aber man muß es sich dann auch gefallen lassen wie ein verschnittener Haremswächter behandelt zu werden, sobald man sich herauswagt*).

---

*) Ich finde die Stelle nicht, welche das begründet, was Gervinus von Niebuhr behauptet, daß er sich schon 1796 „gegen die Scurrilitäten und aufgeklärmten Witze" des neuen Juvenal zu rüsten Lust empfunden. Ganz abgesehen aber davon, daß damals noch nicht Einer erstanden war, der in Falk's Satiren schulfüchsig genug Scurrilitäten

Den tautologischen und pöbelhaften Angriff des weit unbedeutenderen Bernhardi (Archiv 1800 I. 115 ff. besonders 121—123) eines Nähern zu besichtigen, frommt zu wenig.

Nicht wissend, wen er unter der morosen Maske zu suchen habe, rächte sich Falk im nächsten Jahrgange seines Taschenbuches an Rambach, einen der Redacteure des Archivs, indem er einmal dessen Theaterstück „Otto mit dem Pfeile," verglichen mit „Otto dem Schützen" von Hagemann, zur Zielscheibe seines Witzes nahm (127—132), dann gleich hinterher Ramler's Melodrama: „der Tod Jesu", auf ihn drastisch nachdichtete (153—160). Zu den besten Stücken dieses Bändchens gehört sodann die Nachbildung einiger Gemälde der sechsten Satire Juvenals unter dem Titel: „die Weiber" (17—72), und die wackere Abteufelung der damals neuen Landeskatechismen nebst Anhängseln in: „Eine annuthige Tragödia, enthaltend seltsamen Schwank, kurzweilig Gespräch, sehnliche Klagreden, wunderbarliche Fabel, allerley Art, geistlich und weltlich, männiglich zu Nutz und Frommen, zuerst im Druck verfertigt durch den sinnreichen und weltberühmten Hans Sachs. Anno Salutis MCCCCCXLVIII. Jetzt in einem freien Auszuge" (161—192).

Erster Akt.

Erster Auftritt.

Eine ländliche Gegend. — Abend. — Eva liegt in der Nachthaube über die Hausthür gelehnt, und schaut hinaus:

„Schon acht der Seiger geschlagen hat,
Weiß nit, wo Adam bleibt so spat!" —

In einem beweglichen Monolog klagt sie über ihren Vorwitz, und den dadurch veranlaßten Sündenfall, unter dessen betrübten Folgen der unbedingte Gehorsam gegen Adam den ersten Platz einnimmt:

„Dieweil ich aß verbotne Frucht,
Deshalb bin ich von Gott verflucht.
Ließ ich vom Bösen mich nicht bethören:
Annoch im Paradeis wir wären.
Anjetzt ein Engel mit dem Schwert
Den Eingang beiden uns verwehrt;

---

und aufgewärmte Witze ausgeschnobert hätte, uns ist Karsten Niebuhr schlechterdings keine aesthetisch-kritische Autorität.

Ich muß mit Schmerzen Kinder gebären,
Spinnen und klöppeln, stillen und nähren,
Mich ducken vor einen Grobian:
Ach Eva! ach Eva! was hast du gethan?"

Hier wird sie den gebietenden Herrn der Schöpfung von Weitem gewahr. Sie läuft in's Haus und holt sich eine Handarbeit.

„Säh mich der Griesgram müßig stehn,
Gleich würd' es an ein Poltern gehn."

Hans Sachs verstand es meisterhaft, die Grundzüge zu Adams Charakter mit wenig Worten, aber in einem bestimmten Umriß anzudeuten. Daran that er einen Fehlgriff. Denn wie einer von unsern modernen Theologen, der zugleich ein eben so großer Dichter ist, sehr sinnreich bemerkt hat, so beruht Charakter auf Unterschied der Individuen, und kann nur da statt finden, wo deren viele beisammen sind. Den ersten Menschen also, die noch außerhalb der Gesellschaft lebten, braucht der Dichter entweder keinen Charakter beizulegen, oder einen nach Belieben. Deshalb spricht auch sein Abraham auf Moria so süßlich pedantisch, wie ein empfindsamer Kanzeltreter aus dem abgelaufenen Mondscheinsseculum. Könnte man doch unsere allezeit fertigen fixfingrigen Dramenschreiber dahin bewegen, all' ihre Charaktere in diese Zeit zu setzen, wo die Menschen noch keinen hatten!

Eben will Adam die Klingel ziehen, als Eva zurückkehrt. Sie findet ihn heut gegen alle Erwartung freundlich. Er redet sie mit holdseligen Worten an:

„Gott grüß dich, Eva, mein liebes Weib!
Ich bin ganz müd' und matt von Leib.
Ich habe draußen, nach Gottes Geheiß,
In meines Angesichtes Schweiß
Das Erdreich gebaut, gepflügt und gegraben;
Nun möcht' ich gern was zum Nachtbrot haben!
Was hast Du? —

Eva.

Geröstet Semmelmehl.

Adam.

Auch hab' ich vom Engel Gabriel,
Der vor dem Dorf mir begegnet, vernommen,
Wasmaßen der Herr will zu uns kommen,
Und bei uns halten ein hohes Fest;
Uns solches im Voraus verkünden läßt.

Der Herr kömmt auf die Erde, um zu sehen, wie Adam und Eva die Erziehung ihrer Kinder betreiben, und zugleich mit den Kleinen eine Art von Schulactus zu halten. Hans Sachs sagt im Prologus: „Gott komme

Die Kindlein fein zu examiniren,
Ob in der Bibel sie fleißig studiren,

Die Glaubensartikel drauf und dran,
Und Lutheri Katechismum wohl inne han."

In ziemlich langweiligen Knittelversen setzt Adam seiner theuren Ehehälfte diese Absicht auseinander, und schließt mit folgender Nutzanwendung:

„Und weil uns der Herr will also begnaden,
So wolle die Kindlein fein waschen und baden!
Setz' auf den Mägdlein insgesammt
Ihre Beguinen schwarz, von weichem Sammt!
Zeuch an seine Sonntagsweste dem Seth,
Und scheure blank das Schüsselbret.
Streut Kalmus vor die Thür und Gras,
Daß unser Herr sich erfreue baß!"

Eva gelobt die pünktlichste Folgsamkeit. Sie wolle Ancilla dazu anhalten:

„Daß Alles rein und sauber sei,
Und Gott der Herr uns benedei!"

Adam.

Dir bleibt allein die Ehre davon:
Doch wo ist Abel, mein lieber Sohn?

Eva.

Kind, Abel, Herz, wo steckest Du?

Abel (hinter der Scene).

Dahier im Stall! Ich füttre die Kuh.
Lieb Mutter, ich komm den Augenblick.

Adam.

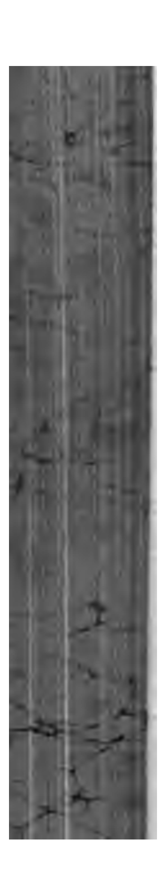
Und wo ist Kain, der Galgenstrick? —

Eva.

Ist gar ein erzdurchtriebener Bub!
Kein'n Augenblick bleibt in der Stub.
Scharwenzelt herum mit seinen G'sellen,
Thut Fische fangen und Vögel stellen;
Vor Zwölf sich nit zu Bett thut legen,
Spricht nimmer seinen Abendsegen;
Im Dorf ehrsame Nachbarsleut'
Am Bart zupft, und Gesichter schneid't.
Kurz, macht vom Abend bis zum Morgen
Mir eitel Herzeleid und Sorgen.
(weint.)

Adam (grimmig).

Bis, Mutter Eva, still, bis still!
Hausregiment gebraucht! — Ich will



Geh, suche Kain, den Bruder dein,
Und sag' ihm, daß er kömmt herein!

Abel.

Lieb Mutter, ihr seid betrübt! Gewiß
Daß Kain euch macht Aergerniß!

Eva (klopft ihm auf die Backen).

Sei ruhig, Herz, ich liebe dich!

Abel (weinerlich).

Gar oft ermahn ich ihn brüderlich,
Die zehn Gebote auszuüben,
Und Vater und Mutter zu ehren und lieben,
Wie uns der Herr es vorgeschrieben,
Allein — (schluchzt.)

Adam.

Das gute, liebe Kind!

Abel.

Allein er schlägt es in den Wind.

Adam.

Was Neues, Abel, wir haben vernommen,
Daß der Herr will morgen zu uns kommen.

Abel.

Deß freu ich mich herzinniglich,
Daß dessen Antlitz soll sehen ich,
Von dem mir viel gesaget hat
Lieb Vater und Mutter früh und spat

Prologus tritt ein.

Dieweil der Kuchen ist ausgebackt,
Geht hier zu Ende der erste Act.

Zweiter Akt.

Abel geht in's Dorf. Er sucht seinen Bruder auf. Dieser boxt sich so=eben mit ein paar Buben herum. Abel kommt ihm in die Quer. Er spricht:

„Was führt den trocknen Schleicher her?
Du, Abel, was ist dein Begehr?"

Auf die Nachricht, daß der Herr morgen in's väterliche Haus komme, er=wiedert er ruchlos:

Meinetwegen bleib' er lieber haus!
Ich mache mir auch nit so viel draus.

Abel.

Ei betest ja doch wie jeder Fromme,
Im Vaterunser: „Zu uns komme!"

Kain.

Du Narr! Wer sagt dir, daß ich's thät?
Ist lang schon, daß ich nit gebet't.

Abel fragt ihn, wie es denn morgen werden solle? Ob er sich nicht fürchte, im Examen mit Schimpf und Schande zu bestehen? Kain erklärt sich bei dieser Gelegenheit gegen alle im Voraus angesagten Schulactus, wo=durch man den Leuten nur Sand in die Augen zu streuen suche.

„Ist ein eitel und tolles Wesen!
Können nicht schreiben und können nicht lesen;
Sagen mit Noth ihr amo und amas,
Dünken sich dennoch wunder was,
Gleich Marionetten, die Nüsse knacken,
Auf dem Jahrmarkt, so thun sie im Nu
Ihren Mund auf und wieder zu;
Plärren, plappern, schnattern und schnacken
Ueber Poetik und Mathematik,
Logik, Hydraulik und Metaphysik,
Von dem Ysop bis zur Ceder;
Steht in der Mitt' ein großes Katheder;
Wann der Sermon zu Ende geht,
Wird gegeigt und wird trompet't,
Musiciret, quinkeliret,
Gar ein Singstück aufgeführet,
Ohne Ohr, Cadenzen und Takt:
Heißt ein pädagogischer Act.

Abel begegnet diesen Declamationen durch die Einwendung: der morgende Schulactus betreffe lediglich Religionswahrheiten. Gabriel, als das Oberhaupt einer neuerrichteten Religionscommission, werde gewissenhafte Nachforschungen anstellen, ob in ihrem Erziehungsinstitute fein über die symbolischen Bücher und den Katechismum Lutheri gehalten werde. Darüber entrüstet sich Kain höchlich. Er könne nun einmal, versicherte er, an die vielen längst ausgepfiffenen Satzungen der Orthodoxie nicht glauben. Abel spricht: das ist auch eben nicht nöthig. „Nur

Wolle dich mindestens also stellen!“

Kain.

Kenn' euch gar wohl ihr scheinheil'gen Gesellen!
Zu Heuchelei und falschem Eid
Um ein Linsengericht seid ihr bereit.

Man könne, fährt Abel fort, die Privatüberzeugung von der öffentlichen in einem Lehramte unterscheiden; denn dafür bezahle ja der Staat seine Diener: wozu anders wäre man sonst von ihm angestellt?

Kain.

„Wozu der Staat euch angestellt?
Ihr Schälk' im Schaafskleid ihr! Um Geld,
Um Geld treibt ihr das Lehreramt!
Duckmäuser, die ihr seid! — Verdammt! —
Salbadert was ihr selbst nicht glaubt,
Narrirt das Volk, ist das erlaubt?
Ja geb' euch heut der große Brama
Nur Geld, ihr trügt den Koth des Lama
An eurem Hals als Amulet.
Und überböte Mohamet
Mit klingender Münze diese beiden:
Ihr ließt euch in der Moschee beschneiden.“

Unter diesen Gesprächen sind sie vor der väterlichen Behausung angelangt. Kain, den sein böses Gewissen drückt, daß er so lange ausgeblieben, steht vor der Hausthür. Adam fragt den hereintretenden Abel sogleich, wo der ungerathene Sohn sei.

Abel.

Er sitzet haußen, die Hand am Kinn,
Und schaut gar tückisch vor sich hin.

Adam (schreit hinaus).

Kain, Kain! Wo bist denn du?
Komm herein zu mir, und hör' mir zu!

Kain (murmelt draußen halb unterm Bart).

Der Alte ruft wol dreimal mir,
Eh' ich ihm antwort': Ich bin hier.

Die geschäftige Eva will ihm schmücken und anziehn. Daran ist aber gar nicht zu denken. Eva vermerkt es mit Empfindlichkeit, ergiebt sich aber drein, da ihr wohlgerathener Sohn Abel ihr seine kindliche Ergebenheit auf's Neue in drei wohlgesetzten Knittelversen an den Tag legt:

„Ja, Mutter, ich will dir gehorsam sein,
Dieweil ich habe das Leben mein,
Sammt andern frommen Kindelein."

Dritter Akt.

Das Innere von Adams Hause. Vorkehrungen zu einem Schulactus. In der Mitte der Wohnstube ein Katheder. Abel mit seinen wohlgezogenen Brüdern Seth, Jareth, Enoch, Methusalem und Lamech, steht auf der einen Seite. Sie tragen schön gelocktes Haar und gestreifte, kalmankene Jacken, mausfahle Unterkleider u. s. w. Dagegen fällt der unordentliche Aufzug Kain's und seiner Gesellen Dathan, Achan, Nabal, Esau und Nimrod, auf der andern Seite des Katheders, desto widriger in die Augen. Das Seitenhaar hängt ihnen ungekämmt über die Schultern. Sie tragen steife Zöpfe u. s. w. Eva mustert die Kinder, und sieht von Zeit zu Zeit durch's Stubenfenster, ob der Herr noch nicht erscheine. Von weitem fallen einige Schüsse.

Eva.

Was ist das, lieber Herr und Gemahl?

Adam.

Was wird es sein als das Signal!
Der Dorfschultheiß ist ausgegangen,
Den Herrn gebührend zu empfangen.
Vorm Dorfe stehn ein sieben bis acht
Platzbüchsen! Nun geht's los! Gebt Acht!
Das war ein Schuß! Horch! Wieder einer!

Kain und seine Spießgesellen, die hoch vor Freude springen, wollen zur Thüre hinaus.

Adam.

Bleibt stehen Jungens, rühr' sich keiner!

(Adam ab.)

Der Herr mit seinen Heerschaaren tritt zur Stubenthür herein.

Eva.

Seht Kinder, das ist Gott der Herr!
Macht Reverenz nnd Serviteur!
Kommt! Gebt die Hand ihm unverzagt!

Der Herr.

Ei, grüß dich Gott, du schöne Magd!

(Mit kreuzweis vorgestreckten Fingern ertheilt er den Kinderlein seinen Segen.)

kein Bedenken, ihm Alles und Jedes abzusprechen: alles Talent, alles gesunde Urtheil, jedes Körnchen Witz, jegliche Originalität, jede Kenntniß der Zeit, jedwedes Geschick zu erträglicher Versification, — und blos ein höchst winziges für die Prosa zuzuerkennen: freilich nicht beweisend, denn das war ja unmöglich, sondern assertorisch. Er war dreist genug, aller Wahrheit, allen geschichtlichen Dingen in's Gesicht zu schlagen, nur um Falk als einen der Menschen darzustellen, von denen Ben Johnson sagt, daß die Tiefe ihrer Köpfe ohne Senkblei, schon mit dem Finger ergründet werden könne. Was sind die heimlichen und offenen Püffe, die er ihm im „Zerbino" und im „jüngsten Gericht" versetzte, gegen jene Stäupung! „Morose" unterzeichnete er die Beurtheilung des Taschenbuchs für 1798, und charakterisirte sich selber damit wenigstens zur Hälfte. Procax wäre richtiger gewesen, hätte jedoch freilich den Eindruck ihres Wesens leichtlich in das Gegentheil verkehren, dem Absprechenden die Merkmale des Zusprechenden verleihen, die Dicta procacia ironisch in verba verecunda umgestalten können. Seien wir jedoch milde. Es giebt übellaunige Stimmungen, wie etwa nach einer schlaflosen Nacht, einer schlecht verdauten Mahlzeit, oder wie sie der unfreiwillige Zustand mit sich führt, in welchem sich unsere wichtigsten Speculationen um Häringe und Sardellen concentriren: da erscheint uns die Himmelsbläue grau, im Nachtigallenschlage vernehmen wir Rabengekrächz, in dem Sylphen erblicken wir Tanzbäre, und unser Denken streckt allen nüchternen Ideenassociationen gleich einem Igel die Stacheln entgegen. Sollen wir in solchen Stimmungen den Pegasus besteigen, gelangen wir kaum in die Steigbügel, und sollen wir kritisiren, flimmern uns die Wörter durcheinander und aus jeder Zeile gaukelt uns eine fremde bessere Stelle entgegen, an welcher wol obenein ein Diebstahl begangen zu sein scheint. Aber man muß es sich dann auch gefallen lassen wie ein verschnittener Haremswächter behandelt zu werden, sobald man sich herauswagt*).

---

*) Ich finde die Stelle nicht, welche das begründet, was Gervinus von Niebuhr behauptet, daß er sich schon 1796 „gegen die Scurrilitäten und aufgewärmten Witze" des neuen Juvenal zu rüsten Lust empfunden. Ganz abgesehen aber davon, daß damals noch nicht Einer erstanden war, der in Falk's Satiren schulfüchsig genug Scurrilitäten

So geht der Engel mit ihnen die sieben Bitten und die zehn Gebote, kurz alle Fragstücke aus Lutheri kleinem Katechismus durch und die Jungen bestehen vortrefflich. Nach geendigtem Examen spricht der Herr zu Abel und seinen Genossen:

„Ihr meldet euch, so bald im Land
Wo irgend eine Pfarre vacant!
Von wegen eurer Wissenschaft
Habt ihr die erste Anwartschaft."

Nun kommt die Reihe an Kain.

Gabriel.

Sprich, Kain, wie heißt das fünfte Gebot?

Kain.

Thut eben nicht zu wissen noth!

(Bekanntlich ist dies eben das Gebot, das Kain so gröblich in der Folge gegen seinen Bruder Abel verletzte.)

Gabriel.

Wer hat der Schlange den Kopf zertreten?

Kain.

Verschont mich damit, seid gebeten!

Gabriel.

Sprich, Kain, was hältst du von der Höll'?

Kain.

Nichts auf der Welt, Herr Gabriel!

Gabriel.

Herr Urian wird dich schon ertappen:
Da wirst du heulen und zähneklappen.

Kain.

Beweist erst, daß am jüngsten Tag
Ein Mensch noch Zähne haben mag!

Der Herr.

(ergrimmt in seinem Herzen).

Hör', Kain, das Schema Examinis
Beschuldigt dich der Haeresis,
So trägst du auch an deinem Schopf,
Den Gläubigen zum Aergerniß,
Gebunden einen steifen Zopf:
Darum verbann ich deinen Saamen
Vom Predigtstuhl auf ewig. Amen!

Ich muß mit Schmerzen Kinder gebären,
Spinnen und klöppeln, stillen und nähren,
Mich ducken vor einen Grobian:
Ach Eva! ach Eva! was hast du gethan?"

Hier wird sie den gebietenden Herrn der Schöpfung von Weitem gewahr. Sie läuft in's Haus und holt sich eine Handarbeit.

„Säh mich der Griesgram müßig stehn,
Gleich würd' es an ein Poltern gehn."

Hans Sachs verstand es meisterhaft, die Grundzüge zu Adams Charakter mit wenig Worten, aber in einem bestimmten Umriß anzudeuten. Daran that er einen Fehlgriff. Denn wie einer von unsern modernen Theologen, der zugleich ein eben so großer Dichter ist, sehr sinnreich bemerkt hat, so beruht Charakter auf Unterschied der Individuen, und kann nur da statt finden, wo deren viele beisammen sind. Den ersten Menschen also, die noch außerhalb der Gesellschaft lebten, braucht der Dichter entweder keinen Charakter beizulegen, oder einen nach Belieben. Deshalb spricht auch sein Abraham auf Moria so süßlich pedantisch, wie ein empfindsamer Kanzeltreter aus dem abgelaufenen Mondscheinsseculum. Könnte man doch unsere allezeit fertigen fixfingrigen Dramenschreiber dahin bewegen, all' ihre Charaktere in diese Zeit zu setzen, wo die Menschen noch keinen hatten!

Eben will Adam die Klingel ziehen, als Eva zurückkehrt. Sie findet ihn heut gegen alle Erwartung freundlich. Er redet sie mit holdseligen Worten an:

„Gott grüß dich, Eva, mein liebes Weib!
Ich bin ganz müd' und matt von Leib.
Ich habe draußen, nach Gottes Geheiß,
In meines Angesichtes Schweiß
Das Erdreich gebaut, gepflügt und gegraben;
Nun möcht' ich gern was zum Nachtbrot haben!
Was hast Du? —

Eva.

Geröstet Semmelmehl.

Adam.

Auch hab' ich vom Engel Gabriel,
Der vor dem Dorf mir begegnet, vernommen,
Wasmaßen der Herr will zu uns kommen,
Und bei uns halten ein hohes Fest;
Uns solches im Voraus verkünden läßt.

Der Herr kömmt auf die Erde, um zu sehen, wie Adam und Eva die Erziehung ihrer Kinder betreiben, und zugleich mit den Kleinen eine Art von Schulactus zu halten. Hans Sachs sagt im Prologus: „Gott komme

Die Kindleiu fein zu examiniren,
Ob in der Bibel sie fleißig studiren,

Ich höre mein eignes Wort nicht mehr.
Nun — warum hab' ich sie auch erschaffen?
Und büß' ich denn andr' als meine Schuld?
Geduld, du alter Murrkopf, Geduld!
Mußt du denn immer und ewig klaffen?
Ertrage dein Kreuz, gutherziger Narr!
— — — — — — —
Beim Stix! Ein saubres Völkchen, fürwahr,
Prometheus, das du da wieder erschaffen!
Vom Morgen bis spät in die Nacht schlaraffen,
Das ist der Buben ihr Zeitvertreib;
Der Mädchen ihrer, mit halbem Leib
Sich spiegelnd in jeglichem Quell begaffen;
Und meiner? — mit Märchenerzählen, hem!
Den Alltagsgeschöpfchen die Zeit vertreiben.
Das Beßt' ist noch immer bei alle dem,
Bis dato gedenken sie nicht an's Beweiben.
Denn, obgleich für die Liebe gemacht,
Sind sie als Brüder und Schwestern erzogen,
Und einander denn auch so gewogen,
Wie ich mir gleich es im voraus gedacht;
Närren sich, zerren sich, reißen sich,
Jagen sich, schlagen sich, schmeißen sich
Bis in die ausgeschlagene Nacht,
Statt zu schaufeln und Erde zu karren.
— Käme zu all dem Gelärm und Gebraus
Nun noch von Kleinen das Zappeln und Quarren —
Alter Kopf, o halt aus, halt aus!
Werd' ob des Einfalls blos nicht zum Narren!
(Er steht auf, weckt die Buben und Mädchen, und nachdem er sich eine Zeitlang mit ihnen unterhalten und ennuyirt hat, setzt er sich wieder verdrüßlich auf sein Felsenstück.)
Das halte noch länger aus, wer da mag!
Das Uebel wird ärger mit jedem Tag.
Und dennoch, so roh diese Eichelfresser
Auch sind, sie gefallen mir gleichwol besser
Als jener vermaledeite Schlag,
Das Kleeblatt philosophischer Affen,
Das ich mir neulich zum Herzleid erschaffen.
Wollen die Narren das Wie und Warum
Erforschen von jeglichem Erdendinge:
Warum dies grad ist und jenes krumm,
Und wie hoch wol ein Floh im Dunkeln springe?
Und dabei sind sie so dumm, so dumm!
Lange schon wurmt mir's im Kopfe herum.
Wer mir nur über den Zuber gekommen?

Ihn lehren nach meiner Pfeife tanzen;
Wart Bub'! Ich will dich durchkuranzen.

Eva.

Schau! da kommt unser Abel schon.

Abel.

(küßt Vater und Mutter höflich die Hand.)

Adam.

Bist doch und bleibst mein Herzenssohn!

Eva.

Geh, suche Kain, den Bruder dein,
Und sag' ihm, daß er kömmt herein!

Abel.

Lieb Mutter, ihr seid betrübt! Gewiß
Daß Kain euch macht Aergerniß!

Eva (klopft ihm auf die Backen).

Sei ruhig, Herz, ich liebe dich!

Abel (weinerlich).

Gar oft ermahn ich ihn brüderlich,
Die zehn Gebote auszuüben,
Und Vater und Mutter zu ehren und lieben,
Wie uns der Herr es vorgeschrieben,
Allein — (schluchzt.)

Adam.

Das gute, liebe Kind!

Abel.

Allein er schlägt es in den Wind.

Adam.

Was Neues, Abel, wir haben vernommen,
Daß der Herr will morgen zu uns kommen.

Abel.

Deß freu ich mich herzinniglich,
Daß dessen Antlitz soll sehen ich,
Von dem mir viel gesaget hat
Lieb Vater nnd Mutter früh und spat.
Was Gutes ihr an mir gethan,
Mein Herz euch nie belohnen kann.

Ancilla kommt.

Frau, kommt! Gesotten ist der Fisch,
Das Mehl geröstet, gedeckt der Tisch.

Prometheus.

Doch sieh! da kommen meine Philosophen eben.

(Clitias, Anaximander und Archyt auf allen Vieren. Archyt läuft mit seinem Kopfe Prometheus zwischen die Füße.)

Archyt.

Welch vester Körper hemmt hier meinen Lauf?

Melanth.

Um es zu sehen thu die Augen auf!

Archyt.

Ich will euch seine Größe sagen,
Auch ohn' ein Auge aufzuschlagen.

Melanth.

Das wäre!

Archyt.

(Prometheus an den Fußballen fassend.)

Wie gesagt! Hier aus dem kleinen Zeh'
Ermeß ich seine Höh', auch wenn ich ihn nicht seh'.

Melanth.

Du bist ein Narr!

Archyt.

Die Meßkunst wirkt dies Wunder!
Denn nach verjüngtem Maaßstab zieht jetzunder
Archyt's Verstand sogleich den unleugbaren Schluß:
Dies Solidum hat sechs und einen halben Fuß.

Prometheus.

Steht auf, und reizt nicht länger meine Rache!
Prometheus, euer Schöpfer, spricht!

Anaximander.

Unsinniger, halt ein! — Den Schöpfer kenn' ich nicht.

Prometheus.

Wen kennst du sonst?

Anaximander.

Die erste Weltursache,
Bewegung! — Dieses ewige Naturgesetz
Brennt aus dem Feuer, rauscht im Bache,
Fängt sich als Flieg' im selbstgesponn'nen Netz,
Red't aus den Menschen, blökt aus Stieren,
Und geht in uns auf allen Vieren.
Nennst du dies Schöpfer — Welt: so mag's drum sein!
Wir wollen uns um Wörter nicht entzwei'n.

Der Ausgang schließt sich ganz an die biblische Geschichte. Kain, aufgebracht gegen Abel, wegen des ihm zugestandenen Vorzugs beim Opfer, schlägt ihn auf dem Felde todt, und damit hat die Tragödie ein Ende. Alles dies geht Schlag auf Schlag; denn das ist Hans Sachsens Manier. In der Comödie von Jacob und seinem Bruder Esau hat er diese licentia poetica am weitesten ausgedehnt. Im ersten Auftritte klagt der steinalte Isaak über den Mangel an Leibeserben; im zweiten meldet ihm Rebecca ihre Schwangerschaft; im dritten lässt sie die Wehmutter rufen; im vierten wird sie glücklich von ein paar gesunden Knäbelein entbunden. Einer davon bereitet sich im fünften schon selbst ein schmackhaftes Linsengericht, und verkauft es an seinen Bruder Esau, der gestiefelt und gespornt, mit Jagdtasche, Waidmesser und Pulverhorn auf dem Theater erscheint. Wie viel Jahre zwischen dem ersten und letzten Acte verflossen sind, kann man ungefähr daraus abnehmen, daß Jacob in der Zwischenzeit nach Mesopotamien zu seiner Mutter Bruder, Laban, reist, und im fünften Act mit nicht mehr als dreizehn Kindern und zwei Weibern nach Canaan zurückkehrt.

Recht gefällig ist auch die Skizze „Paul, eine Handzeichnung" (235—322), wogegen die „kurzen Fragstücke aus der Politik, Philosophie und Aesthetik" (337 ff.) weder mit Witz noch bemerkenswerthem Geschick, im Gegentheil blos mit Grobheit gesegnet sind. Die übrigen Stücke entstammen andern, ungenannten Verfassern.

Der Jahrgang 1800 brachte außer der zweiten Abtheilung der Reisen des Scaramuz (281—389) vortreffliche Bruchstücke eines dramatischen Gedichtes „Prometheus", (167—253) drei Jahre später vollendet und mit erhöhter Sorgfalt für Versbau zu Tübingen herausgegeben. Witz und ächtkomische Laune wie glänzende, lebhaft fortschreitende Gemälde durften an diesen Bruchstücken gleichen Maßes gerühmt werden. Ich nehme das folgende Stücklein daraus, und komme auf die ganze Dichtung an ihrem geeigneten Orte zurück.

(Eine Insel. — Klippen. — Das Meer im Hintergrunde. — Seitwärts eine Quelle. — Prometheus sitzt nachdenkend in der Vertiefung eines ausgebrochnen Felsstücks. Vorn herum schlafen seine Kinder auf Binsen, und unter Eichengesträuch.)

Prometheus.

Noch sitz' ich ruhig auf dir, mein altes Felsenstück!
Noch schlafen sie, das ist mein glücklichster Augenblick!
Denn reiben erst wieder ihr Aug' sie sich wacker,
Da geht's an ein Gegicker, an ein Gegacker,
An ein Geschnatter die Kreuz und Quer;

Anaximander.

Weh mein Fuß!

Clitias.
(wimmernd.)

Mein Schienbein!

Prometheus.
(hinzueilend.)

Was ist ihnen
Begegnet? Red' Archyt!

Archyt.

Ei nun! So viel ich weiß,
Hat das Naturgesetz, mit einem Bündel Reiß
Auf seinem Nacken hier (auf Milon hindeutend), als wir uns eben drehten,
Der Weltursache da (mit einer Pantomime gegen Anaximander) auf ihren Fuß getreten.

Clitias.

Weh mir! Nun bin ich lahm!

Prometheus.

Vielleicht ist alles Schein!
Ei, Lieber, sage doch: Ich scheine lahm zu sein.

Clitias.

Was, hat er mir das Holz nicht auf den Leib geschmissen?

Prometheus,

Man kann in dieser Welt nichts mit Gewißheit wissen!

Clitias.

Ihr hört mich aber doch vor Angst und Schmerzen schrei'n!

Prometheus.

Das alles bilden wir vielleicht uns nur so ein!

Clitias.

Was, siehst du denn nicht hier, daß meine beiden Schienen
Blutrünstig sind?

Prometheus.
(nachdem er sie angesehen.)

Das hat mir wol nur so geschienen!

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Ein kleines humoristisches Delicium, das minder knapp bemessen werden konnte, ist das

Echo
frei nach Swift.

Der Fragende.

Was ist zusammengezogen die Summe des — schen*) Systemes,
Welches mit jeglichem Tag größeren Fortschritt gewinnt?

Das Echo.

Wind!

Der Fragende.

Sage, was macht, daß vom Glück so Mancher am Hofe begünstigt
Seine Carriere beginnt ohne Genie und Verstand.

Das Echo.

Stand!

Der Fragende.

Jeglichem giebst du Bescheid, den erbetenen! — Echo, was sagst du
Zu der Schulen Gezänk über die Philosophie?

Das Echo.

Fi!

„Panurg und Demogorgon oder die Weltverbesserer" (19—36) ist zwar ein gut vorgetragener Mythus zum Beweise, daß trotz aller scheinbaren Mängel und Unvollkommenheiten diese sublunarische Welt die beste sei, nur gehörte er in kein Taschenbuch für Scherz und Satire; ebenso wenig die beiden Gedichte: „die Stadt" und „das Land", und noch weit weniger das Denkmal auf Reinhold Forster's Grab (152—165). Die „Auferstehung der Todten" (1—15) ermangelt der scharfen Pointe. Das Lustspiel „Jenny" (37—152) hat später die Revue zu passiren.

Treffender Witz, glücklicher Humor, furchtlose Freimüthigkeit sind auch dem fünften Jahrgange eigen; von verschiedenen Seiten wurde er sogar allen früheren vorgezogen. Den Anfang macht die „Lausiade" in freier Nachbildung des heroisch-komischen Gedichts, welches den unter dem Namen Peter Pindar bekannte John Woolcot 1785 veröffentlichte, und wozu der Vorfall, daß einer Laus halben, die dem König bei Tafel auf den Teller fiel, die Küchenbedienten den Befehl erhielten, sich die Haare abscheren zu lassen und Perücken zu tragen, Veranlassung gab. Falk hat außer der Idee des Ganzen und einzelnen ge-

*) Beliebig auszufüllen.

nauer nachgebildeten, hin und wieder ziemlich wörtlich übersetzten Stellen von dem Originale nichts entlehnt, und dies war bei einem satirischen Gedichte, worin so viele Anspielungen auf den Hofstaat des Königs von Großbritannien und eine Menge anderer Personen, Vorfälle und Sitten in England vorkommen, sehr wohl gethan. Es ist ein Fehler des englischen Gedichts, daß der Verfasser bei Vergleichungen und andern Digressionen oft gar kein Ende weiß. Um das Entsetzen des Königs über den Anblick der Laus auf dem Teller zu beschreiben, lässt sich Peter Pindar kaum an einem Dutzend Gleichnisse genügen, die sich meist mit den Worten: Not with more horror anheben, und durch ganze sechs Octavseiten fortlaufen. Weit schicklicher hat Falk nur ein einziges beibehalten.

Den ganzen komischen Vorfall leitet der deutsche Dichter anders ein als der englische, wie er denn auch, zum Ueberfluß sei es bemerkt, den im Originale befindlichen Anspielungen deutsche substituirt hat, was bisweilen jedoch unangenehme Contraste verursacht. Auf dem Rathhause in Westminster also

Sitzt auf einem hohen Thron von Akten
Der Schlendrian, und kramt in Briefen und Contracten
Und Documentenstaub. An jeder Wand
Steht ihm ein Corpus juris gleich zur Hand,
Daraus studirt er utriusque Rechte,
Id est, wie links aus rechts man machen möchte.
Bald lässt Entführung er im Ehestand
Sich glücklich endigen, falls Inculpat gestand,
Daß es Mylady war, die ihn entführte,
Und ihn zu Londons Thor hinauskutschirte.
Ein andermal bestraft er Männer, die mit zwei'n
Vermählt sind, wenn sie nicht sogleich die dritte frei'n.
Stiehlt jemand euch ein Rind — anstatt ihm nachzurennen,
Sucht er den Status quo im Stall erst zu erkennen,
Wie lang, wie kurz der Strick? wie groß die Krippe sei?
Was drinnen sich befand? Stroh, Hechsel oder Heu?
Wo dieses wuchs? ob hier? ob anderswo? und ferner
Die Kuh, ob krumm sie, ob gerad sie trug sie die Hörner?
Und eh' er all' dies bringt zum Protocoll,
Vergeht ein Jahr, und noch darüber wol.
Buchstaben sind bei ihm so viel oft wie Gesetze,
Das Recht erkennt er draus, wie man die Jahrzahl setze.
Sein Kanzler ist die Zeit, das Vorurtheil sein Rath,
Sein Grundsatz ist, nichts thun als was ein andrer that.

„Es ist der Brauch nicht so!“ Mehr weiß er nicht zu sagen,
Will irgend jemand eine Neurung wagen.
Von diesem Ausspruch gilt vor seinem Thron
Dann weiter keine Appellation.

Dieser Dämon Schlendrian stiftet, unwillig über die neumodische Haartracht, behufs Wiederherstellung der alten Mode das Unglück an, daß

um die Zeit der vollen Tellerscheiben,
Wo oft geschwinder hängt der Delinquent,
Damit nur essen kann der Rathsconvent,
— — daß eine Laus, verfehlend Stuf' und Treppe,
Aus Billy's struppigten Vergettenkreppe

auf des Monarchen Teller fiel. Die Laus geräth in Angst, der König in Unwillen: bei einer allgemeinen Stille, die an der Tafel herrscht, richtet sie ihre Bitte an die Majestät:

O Gnade, ruft sie, großer König, Gnade,
So grausam warst du ja, so viel ich weiß,
Doch sonst nicht gegen kriechendes Geschmeis.
Ist's nicht genug, daß selbst der Elephant,
Der große Knochenberg, des Menschen Hand
Bewaffnet? und daß ihm von allen Quadrupeden
Das größte dazu dient, das kleinste zu befehden?

Sie schließt diese demüthige Adresse:

Laß König keinen Machtspruch mich vernichten,
Laß eine Jury mich von Meinesgleichen richten.
Wie denn der Ausspruch sei, der über mich erging,
Stets wird mein letztes Wort noch sein: God save the King.

Der Page Billy erhält Befehl, die Laus bis auf weitere Anordnung in Haft zu nehmen. Er trägt sie auf sein Zimmer, wo sie ihm ihre Ahnen und Verdienste vorhält:

Stamm' ich nicht auch vom edelsten Geschlecht?
Giebt mir Geburt nicht auf St. James ein Recht?
Denn du musst wissen, daß von meiner Vorfahr'n Schaaren
Selbst bei Aegyptens Landplag' einst schon waren,
Ja bei dem Durchgang durch das rothe Meer.
Noch hab' ich einen alten Anherrn, der
Sich rühmt, als hab' er kecklich, unterdessen
Mit Moses Pharo sprach, in Aaron's Bart gesessen.
Und deckt gleich hier und da ein Blatt die Finsterniß
In meinem Stammbaum, ist doch so viel ganz gewiß,
Daß es nicht schwer mir werden sollte, oder fehlen,

Berühmte Vorfahr'n bis zum Schopf von Absalon
Ja bis zu Simson's Locken aufzuzählen ꝛc.

Die Laus verschwendet indeß ihre Beredsamkeit umsonst.

Wie gern entriß sie Bill aus ihrem Kerker,
Das Mitleid sprach, — allein sein Eigennutz noch stärker,
Er steckt sie in ein altes Stundenglas,
Das seine Zeit schon manchem Pagen maß,
Und drauf, nachdem er taub für ihre Klagen,
Hoch auf St. Gotthardts Spitze sie getragen —
Denn eine Landkart' und ein Reis'-Journal
Lag eben da, ging er zurück zum Saal.

Hier erging nun der Königsbefehl an das Küchendepartement:

Wohlan so soll mir stracks
Der ganze Haufen dieses Lumpenpacks,
Koch, Küchenjung', und was noch sonst am Schragen,
Die Kessel scheuernd steht, Perücken tragen.
„Perücken tragen", ruft's im Hof und Vorgemach,
„Perücken tragen" schallt's in Küch' und Keller nach.

Der Oberkoch, Andreas Schmor hält nun, nachdem er seinen Schurz sich aufgebunden und einen Rehbraten umgewendet hat, an die gesammte Dienerschaft der königlichen Küche folgende Ansprache:

Ihr Herren Oberköche, Küchenjungen
Und Silberscheurer, meine Herrn, Messieurs!
Seid ihr zufrieden es, ihr Söhne der Caß'rolle,
Daß dieser König thue was er wolle?
Was Bill gesagt, ihr nehmt es all zu Sinn.
Wolan! so schwör' ich denn bei diesem Schurz, worin
Ich manches dampfende Gericht ihm aufgetragen,
Womit ich oft den Schweiß in warmen Sommertagen
Mir von der Stirn gewischt, so wahr zu seinem Stück
In Moses Laden nie er wieder kehrt zurück,
Nachdem ihn abgetrennt davon des Juden Scheere,
Daß ich mir nie das Haar vom Kopf herunter scheere!
Und wer ist unter euch, der schnöd in diesem Kampf
Mir nachsteht? Du Jak Schnorr? du muntrer Peter Dampf?
Du heldenmüth'ger Claus? der meinem Herzen theurer
Und werther ist, als zwölf gemeine Silberscheurer?
Wolan, so tretet näher zu dem Heerd,
Bei dieser Feuerzange, Brüder, schwört,
Schwört euern Stand nie schimpflich zu entehren.
Und alles rief einmüthiglich: Wir schwören!

Schmor hält darauf einen launigen Vortrag über den Einfluß der Kochkunst auf die Staatsregierung, und es wird ihm eine Supplik an den König aufgetragen.

Der zweite Gesang enthält eine lustige Beschreibung der Debatten zwischen der männlichen und weiblichen Dienerschaft der Hofküche, die sich mit einer Schlägerei endigten.

Madame le Coque, die Frau eines französischen Pastetenbäckers, und Zobel werden darüber vernommen, und die erste, die vorher gewaltig gegen das Perücken-Edict protestirt hatte, ändert nun aus Rachsucht ihre Laune, ist die erste, die sich unterwirft und auch ihren Mann zum Gehorsam zu bringen verspricht. Schmor verliest darauf in der Küche die Bittschrift an den König.

Im dritten Gesang erscheint der Schlendrian in der Gestalt des Minister Dundas vor des Königs Bette und bestärkt ihn in seinem Entschlusse; dann läßt er sich bei der Göttin Mode durch ihre Kammerzofe, die Göttin der Vergessenheit, einführen, sie um ihren Beistand bittend, daß nicht nur die Perücken desto sicherer hergestellt werden, sondern auch

> Um Pantalons, Gilets und Schuh mit Band,
> Aus diesem Königreich auf ewig zu verbannen.

Der vierte Gesang meldet, wie die Küchendienerschaft mit ihrer Bittschrift abgewiesen und wegen ihrer Widerspenstigkeit verabschiedet wird, und wie sie den Vorwand eines in's Allgemeine ergehenden Edicts über abzuschaffende modische Kleidertrachten benutzt, um mit guter Manier in aller Devotion sich zur Haarschur zu bequemen.

Der fünfte Gesang beschreibt die Reise des ausgesetzten Insects bis an die Davidsstraße, wo es stirbt, und dessen Ankunft in der Unterwelt.

> Im Mittelpunkt der Erde liegt ein Ort,
> Den Zugang schließt aus Jaspis eine Pfort',
> Von Golde sind des Thorwegs beide Ringe,
> Dorthin befiehlt ihm Zeus, daß er das Seelchen bringe.
> Hier ist der frommen Thiere Unterwelt,
> Von denen uns die heil'ge Schrift gemeld't,
> Und so viel Raum noch Saal und Vorhof fassen konnte,
> Bevölkern die aus Rom und die vom Hellesponte.
> Hier hüpft der Sperling von der Lesbia,
> Auch sind des Capitols berühmte Gänse da;

Still rudernd hängt hier Leda's Schwan im Bade,
Am Ufer zirpt Anakreon's Cicade:
Im Grünen grast Nebucadnezar's Stier
Mit der Pasiphae Geliebten hier;
Und traulich ruhen auf derselben Schwelle
Der Esel Bileam's und der aus der Pucelle.
Hoch auf der Kuppel kräht St. Petri Hahn
Den neuen Ankömmling von weitem an;
Und brausend kommen, wie des Meeres Wogen,
Die andern Schatten all' herbei gezogen.
Ein alter Rabe von dem Bache Crith
Krächzt freudig auf, sobald die Laus er sieht;
Noch einmal wedelt in verklärtem Glanze
Tobias Hündlein freudig mit dem Schwanze;
Die Paradieses Schlang' am Eingang auch
Als Pförtnerin kriecht freudig auf dem Bauch.

Bileam's Esel beschreibt nun der Laus die Unterwelt, wo mehrere Anspielungen auf die alte Mythologie geschickt benutzt sind, um das Drollige dieser Topographie zu vermehren. Das Ganze schließt mit den Versen:

So sprach der Redner, und mit ehrerbiet'gem Schweigen
Wich jeder Schatten ihm zur Seite aus,
Und zu dem Lethe ging der Esel und die Laus.

Noch zwei kleinere, dem pseudonymen Peter Pindar gleichfalls nachgebildete Gedichte sind unbedeutend.

Hatte aber schon die Lausiade einige Sticheleien auf die neue Schule der Romantiker, so waren die folgenden Piecen ausschließliche Angriffe gegen sie, welche selbstverständlich verschiedenen Seiten lediglich unwürdige Ausfälle dünkten. Die „ästhetische Zergliederung der Schönheiten des Heldengedichts von der Laus" trieb aber einen ganz gerechten Spott mit den Anpreisungen der Lucinde, und ebenso boten „die vertrauten Briefe über Friedrich Schlegel's Lucinde" und die „große Buchhändler-Messe", eine Parodie des Jahrmarkts zu Plundersweilen von Goethe reichlichen Anlaß zu ernsten Betrachtungen und fröhlichem Lachen über mancherlei Erscheinungen der Literatur jener Zeit. Der „Hymnus auf das neunzehnte Jahrhundert" persifflirt eine bombastische Stelle im dritten Bande des „Athenäums". Dort ist die Prophezeiung einer großen Katastrophe im 19. Jahrhundert enthalten, welche der „Hymnus" also begrüßt:

Empfangt, empfangt mit Cymbel und mit Flöte
Den jungen Tag! Er bricht aus Osten an!
Sie kommt, sie kommt, die neue Morgenröthe,
Mit Siebenmeilen-Stiefeln angethan! —

und endigt mit den Stanzen:

Noch schafft sich die Natur in allen Reichen,
Noch langsam roh gestaltet sich die Welt.
Zu oft muß Harmonie dem Element noch weichen,
Der Aetna tobt; wild thürmt sich auf im Sturm der Belt.
Doch bringt nur Schelling erst die Schöpfung ganz zu Stande,
Und geht der letzte große Sabbat an,
Dann spottet der Natur der Mensch und ihrer Bande,
Gemüthlos blind gehört das Element ihm an.
Dann hören die Vesuve auf zu brennen,
Ein jeder Bauer schafft sich Schleyermacher's Gott.
Das Athenäum wird ein Kind verstehen können,
Und was nur lesen kann, liest Tiecken's Don Quixot*).

Falk hat sich aber sehr bald in freundlichere Beziehungen zu den Romantikern gebracht, wofür er sich den Haß der Partei Kotzebue-Merkel zuzog. Kotzebue's „Expectorationen", Merkel's „Ernst und Scherz" und der „Freimüthige" von 1803 liefern Belege dafür. Wie sich einseitiger Verfolgungsgeist übrigens unwillkürlich in komischer Weise bisweilen selbst bestraft, kann man aus jenem Jahrgange des gedachten Journals ersehen. Dort ist es der Redaction widerfahren, daß ein Gedicht an Falk von K. H. L. Reinhardt Aufnahme gefunden, worin es überschwänglich heißt:

Du rufst Adieu der bösen Welt,
Weil Du Dein Selbst in Dir gefunden;
Du träumst, der Mißklang sei verschwunden,
Der immer widerlich noch gellt;

Weihst Dich der Contemplation;
Nennst keck, der Narren Narrheit wenden,
Für Wahrheit kämpfen, — Zeit verschwenden,
Und giebst für Treue bittern Lohn.

— — — — — — — —
— — — — — — — —

O, wackrer Held, geläng es mir,
Mit Freund und Welt Dich zu versöhnen!

*) Allg. Lit. Z. 1800. IV. 345 ff. N. allg. d. Bibl. LVIII. 254 ff.

O, strittest Du im Reich des Schönen
Wie sonst, auch jetzt, und für und für!

Wir sehnen uns nach Deinem Licht,
Daß es des Unsinns Schatten kläre. —
Wie leicht auch Falk der Welt entbehre,
Sie, wahrlich! kann es seiner nicht.

Und nun, ein Vierteljahr später, welche Behandlung in demselben Blatte!

Die Jahrgänge 1802 und 1803 des in Rede stehenden Taschenbuchs habe ich nicht zu erlangen vermocht. Nach Jördens*) enthalten sie außer Bruchstücken aus dem Prometheus und des an einschlägiger Stelle zu besprechenden Lustspiels Amphitruon eine Zeitparallele zwischen 1701 und 1801, eine neue Nachbildung Woolcot's und Anderes, an dessen bloßem Titel wenig gelegen sein kann.

Daß er in einer Verfassung, wo ihm die Satiren gleich stöbernden Winterflocken in bunterlei Krystallisationen vom Munde flogen, schließlich einmal auf den Punkt gerathen müsse, wo selbst die mildesten Beurtheiler seiner Polygraphie es nicht mehr wagen durften, ihn gegen zahllose Widerwärtigkeiten und Gehässigkeiten in Schutz zu nehmen, war voraussichtlich. Diesen Punkt erreichte er mit seiner „neuesten Sammlung kleiner Satiren und Erzählungen" (Berl. 1804). Ein Dutzend erträglicher Einfälle auf 252 Seiten konnten unmöglich einen Mann, der die Muse der Satire trotz des ängstlichen Anklammerns scheinbar platterdings nicht mehr zu fesseln vermochte, vor allgemeiner Verurtheilung wahren. Er hatte die Mahnung verdient, daß aus dem Antlitze Apollo's, selbst als er die Heerden des Admet hütete, noch immer der Glanz seiner himmlischen Abkunft strahlte. Ganz war ihm jedoch sein Genius noch nicht entflohen, und war er auch zum Triumph seiner Feinde vor aller Augen von dem bisherigen Piedestale herabgestiegen, das Zeichen der Erwählten verlosch nicht auf seiner Stirn. So wenig wahrhaft Vollkommenes er in den „Grotesken, Satiren und Naivetäten auf die Jahre 1806 und 1807" leistete, gaben sie dennoch schöne Beweise seines feinen Verständnisses der Kunst und eines ungewöhnlichen Geschickes für naive Poesie. Vorzügliche Erwähnung

*) I. 504 f.

verdient namentlich die ächtsatirische „Feldpredigt: Adam und Eva, oder das wiedergefundene Paradies (1806. S. 180 f.). Mit 1806 begann er auch die Zeitung: „Elysium und Tartarus“, in welcher er „der geknechteten Generation die Revolutionsideen in Erinnerung bringend die öffentlichen Zustände mit Geist und Unerschrockenheit beleuchtete“, die aber eben darum ihrer Existenz mit dem ersten Jahre schon ein Ende gesetzt sah. —

Falk auf Tritt und Schritt folgend sind wir in einen Zeitraum gekommen, der uns eigentlich hier noch fremd sein soll. Aber der einheitlichen Veranschaulichung seiner literarischen Thätigkeit frommte ein nochmaliges Zurückkommen auf ihn dort nicht. Aus demselben Grunde sind wir auch von den Prinzipien unserer Classification mit ihm abgewichen, und haben nur das abgehoben, was in den Abschnitten vom Roman und Lustspiel ergänzend folgt. Die letzten Consequenzen eines Systems unter allen Verhältnissen verfolgen wollen hieße sehr unsystematisch sein. —

Letztlich ist zweier Schriftsteller zu gedenken, welche als Deutsche gleichwol die ausländische Sprache den heimischen Lauten vorzogen. Bar und Friedrich II., König von Preußen, sind gemeint.

Von Georg Ludwig von Bar aus Osnabrück (1701—1767) genüge uns zu wissen, daß er in seinen „Epîtres diverses sur les sujets differents“ (Lond. 1740. II. Amst. 1750/51. III., jämmerlich verdeutscht Berl. 1756) hauptsächlich den Zweck formaler Nachahmungen Boileau's im Auge hatte.

Die vielen Dichtungen Friedrich II. von Preußen (1712—1786) sind wie seine noch zahlreicheren Briefe — wer könnte es bestreiten? — eine unerschöpfliche Quelle für die Kenntniß des Verfassers, da derselbe in jeder Lage des Lebens, besonders in der durch Freude oder Leid vorzüglich bezeichneten, wie in vertraulichen Briefen so in Oden und poetischen Episteln sich aussprach und darin, wie in seinen Herzensergießungen an die Freunde, erhöhten Genuß oder Milderung des Schmerzes, ja selbst der körperlichen Leiden fand. Fünfzig Jahre hindurch bezeugen Friedrich's Gedichte die ergreifendsten Momente seines Lebens: in den Kämpfen singt er, welche seine blühende Jugend der Bahre nahe brachten; an dem Sterbebette seines Vaters; in

der gefährlichsten Krise des siebenjährigen Krieges; unter den fünfwöchigen Gichtqualen im 60. Lebensjahre, und im Angesichte des Todes. „Faire des vers est mon plaisir; c'est une vraie jouissance, et un parfait délassement“: Diese Worte, welche der König einmal zu Thiébault sprach, sind der unveränderliche Refrain für jeden geschäftsfreien Augenblick geblieben. So weit sind wir mit Preuß einverstanden, und wir wollen freudig mit Allem einverstanden sein, soweit seine literarischen Productionen in Beziehung zu des Königs Person gesetzt werden. Aber wem brauchen wir es denn erst zu sagen, daß sie noch andern Kriterien unterliegen und unterliegen müssen? Und wir brauchen diese Merkmale um so weniger zu verschweigen, als sich ja Friedrich der Große selbst für keinen Dichter ersten Ranges hielt, sondern bescheiden von sich singt:

Je me suis contenté de peindre ma pensée,
Et de parler raison en prose cadancée etc.

Wenn Johannes von Müller ruft: Wo ist nun das Land, wo das Volk und wo das Jahrhundert in der alten und neuen Geschichte (denn alles Gedächtniß des menschlichen Geschlechts darf man auffordern), das stolz sein dürfte auf einen Weisen der besser geherrscht, auf einen König der besser geschrieben? so fügen wir uns dem in absoluter Trennung von seinem Dichten.

Die Entwürfe seiner Dichtungen — und mit diesen nur haben wir es zu thun — sind sehr entfernt von den Entwürfen zu seinen Feldzügen, und keiner einzigen Gehalt gestattet einen Rückschluß auf die immense Ueberlegenheit des Regenten. Nirgend entdecken wir Originalität, überall begegnen wir bloßen Nachahmungen. Seine Phantasie ist so mager, daß ihm nur die sogenannte Reflexionspoesie eigen ist. Selbst in den scherzhaften Dichtungen ist er declamatorisch oder gezwängt, wozu sich Breite und Redseligkeit gesellen. Lediglich die Prosa können wir davon freisprechen. Zu einer eigentlichen Erhabenheit gelangt er ebenfalls nirgend; es ist ein fortwährendes Schwanken zwischen Plattheit und Aufschwung des Gedankens. Voltaire'scher Einfluß ist überragend, so überragend, daß man bei verschiedenen Stücken schwören möchte, jener sei der Urheber; nur daß die Fehler des Schülers weit ersichtlicher sind als die des Meisters. Endlich verwehren uns viele Verstöße gegen Prosodie und Rhythmus ihnen bezüg-

lich der Technik sonderlichen Beifall zu spenden. Hiezu einige Belege aus dem XIV. Bande der akademischen Ausgabe seiner Werke (Berl. 1850). Falsch ist in der „Apologie des Bontés de Dieu,“ Str. 4:

„Et ton infinie sagesse
Dans ce monde m'offre sans cesse“ etc.

Im „Vers sur l'Existence de Dieu“ hat die fünfte Zeile:

„Mais, après tout, de quel endroit le saurai-je“

eine Silbe zu viel.

In der „Parallèle de la Liberté et des Agréments“ etc. hat die erste Zeile:

„Dans la retraite, Voltaire“

eine Silbe zu wenig. Ebenso ist in demselben Gedicht (p. 24, 1. Z.) falsch:

„Fournissant à ma carrière.“

Im „Epître a M. de Voltaire“ ist unrichtig V. 13:

„Ah! si tu savais les peines qn'on endure.“

Es war so leicht statt dessen zu sagen:

Ah! si tu connoissais etc.

Im „Epître au vieux Baron Philosophe,“ Z. 14 steht:

„Inondant du luxe de l'Asie“

während richtig gewesen wäre:

Inondant du luxe d'Asie.

In der dritten gereimten Epistel „sur l'histoire ecclèsiastique“ lautet die erste Zeile S. 139:

„Ne vont plus déposer ni sceptres ni diadèmes.“

während es heißen muß:

Ne vont plus déposer sceptres ni diadèmes.

In der siebenten, S. 141, Z. 20, grundfalsch:

„Se prépare à raffermir le trône,“

und ebenso im zweiten Gesange des „la guerre des Confédérés“ S. 202. Z. 10:

„Pensant encore à leur dernière diète.“

Hieran genug. Wer sich der unfruchtbaren Mühe unterziehen will, kann diesen flüchtigen Durchblick sehr bald zehnfach verstärken. Dem in der schöngeistigen Literatur der Franzosen Bewanderten wird bekannt sein, daß dergleichen Verstöße selbst bei Dichtern zweiten und dritten Ranges höchst seltene Ausnahmen

sind. In der Sammlung der Dichtungen Friedrich's des Großen ergeben die technisch ganz fehlerfreien die Minderzahl.

Es erübrigt nur noch auf diejenigen Piecen hinzudeuten, welche speciell in das Departement des Humors und der komischen Satire ressortiren, wobei wir es abweisen sie unter gesonderten Gesichtspunkten zu betrachten. Dahin schlagen denn außer einer Reihe kleiner versificirter Billets und vertrauter scherzhafter Briefe aus den Jahren 1739 bis 1774, von denen ich „au Baron de Poellnitz sur la resurrection“ (T. XIII. p. 110. ff.) unten nebst der, einigen Lesern vermuthlich willkommen, Uebersetzung nach der Berliner Ausgabe von 1789 mittheile, im 12. Bande die Fabel: Les deux Chiens et l'Homme, deren Moral die ist, daß die Thiere nur von substantiellen Bedürfnissen gereizt werden, der Mensch hingegen noch mehr von eingebildeten Dingen. Ferner S. 214 f. eine Allegorie über die an sich höchst simple Sentenz, daß der Irrthum häufig darum so tief verborgen, weil er nicht den kleinsten Lichtstrahl vertragen könne. S. 217 ein Scherz an d'Alembert, als er die Dichtkunst ein eitles Vergnügen genannt hatte. S. 230 die Verse im Namen eines Schweizers [de Catt] an ein gewisses Fräulein Ulrike [Kühn], in das er verliebt war, und S. 233. ein Brief für diesen verliebten Schweizer. S. 235. encore épître du Suisse au cabinet de Mademoiselle Ulrique, und S. 238 ein letzter, nochmals im Namen eines Schweizers: — sämmtlich aus dem Jahre 1762. Im 14 Bande S. 162 ff.: Vers d'un Poëte natif de Faillenbostel [Fallingbostel dans la principauté de Lünebourg] sur l'invasion des Français dans l'Électorat de Hanovre, en 1757, ou Jérémiade sur le traité de Kloster-Zeven. S. 178. ff. la Choiseuliade. S. 303—358: L'École du Monde, Comédie en trois actes, faite par Monsieur Satyricus pour être jouée incognito — ein vom Autor selber nie zum Druck befördertes, sehr unbedeutendes Gelegenheitsstück zu Keyserling's Hochzeit am 30. November 1742, verschiedene Male, so noch 1750, im Schloßtheater in Gegenwart des Hofes aufgeführt. Im 15. Bande S.191 ff.: Liste des nouvaux livres, qui sont sur presse et qui vont se débiter a Breslau ce 3 de Janvier 1741, auch die kleine vorausgeschickte „Prophezeiung“ und S. 195 ff.: Elégie de la ville de Berlin, adressée au Baron de Poellnitz. Die Dichtung „La Guerre des Confédérés“ (T. XIV. 189—206) ist bei Preuß ein komisches Heldengedicht genannt: den Spott über

die polnischen Priester, über deren Bündniß mit den Türken zur Aufrechterhaltung der katholischen Religion, über die schlechten Heldenthaten der Conföderirten und ihrer Helfer, der Franzosen, habe ich denn auch gefunden, vom Komischen aber nichts. Ungern vermissen wir dagegen in unserer Ausgabe das köstlich muthwillige „Palladium“ in sechs Gesängen (Supplément aux Oeuvres Posthumes Col. 1789. I. 1—184), sichtbar eine Nachahmung von Voltaire's Pucelle. Der französische Gesandte Marquis de Valori, erzählt Preuß, begleitete den König wie in den ersten so auch in den zweiten schlesischen Krieg. Sein Secretair Darget wurde kurz vor der Schlacht bei Sorr durch den Pandurenoffizier Franquini in einer Vorstadt von Jaromirs gefangen, nachdem er mit großer Lebensgefahr seinen Herrn und dessen Papiere klug gerettet. Der König bat sich diesen geistreichen und muthvollen Mann nach der Schlacht bei Hohenfriedberg vom französischen Gesandten als Vorleser aus, und benutzte seine Gefangennehmung und Valori's Rettung zu obigem Gedicht, in dem er das Schicksal des Kriegs als von Valore's Rettung abhängig darstellte, wie Troja's Schicksal von jenem aus dem Himmel gefallenen Pallasbilde.

Friedrich hatte diese Dichtung bereits 1750 zum Druck überwiesen, hinterher aber ganz zurückgenommen. Sehr incorrect erschien es zuerst in der unrechtmäßigen Baseler Ausgabe der Oeuvres Posthumes. Die Cölner Edition rühmt sich eines bessern Manuscripts. Des Königs Desaveu ist natürlich zu respectiren.

Au Baron de Poellnitz
sur la résurrection [1773].

Ah! vous voilà ressuscité, baron
Et près d'entrer dans la fatale barque
Heureusement repoussè par Caron
Des bords du Styx, des rives d'Acheron,
Vous vivrez donc en dépit de la Parque!

* *

Baron, erstanden wärst Du denn!
Du warest schon mit einem Fuß
In jenem unheilvollen Kahn;
Doch Charon stieß zu allen Glück
Vom Styx und Acheron Dich weg;
Zum Hohn der Parze lebst Du nun.

Avouez-nous que vous êtes plus fin
Que Caron, joint avec l'esprit malin.
Il espérait d'un baron bonne aubaine;
Il se flattait qu'il viendrait la main pleine
De bons ducats, louis, frédérics d'or,
Pour lui payer tous les frais du transport
Mais le baron poliment lui proteste
Qu'il n'est venu qu'en équipage leste,
Que, méprisant l'or et les vils métaux,
Et que n'ayant su payer de sa vie
Créanciers qui servaient sa folie,
Il n'est séant de payer ses bourreaux.

Tout aussitôt de ces morts qui passèrent
Aux sombres bords mille voix s'élevèrent;
Ils disaient tous: Nous lui fimes crédit,
Et notre argent jamais il ne rendit.
Distinctement, la mine refrognée,
Le vieux Caron ces propos entendit,
Et d'un grand coup de sa rame empoignée,
Qui durement sur votre dos fondit,

* *

So leugne denn nur länger nicht,
Daß Du ein größrer Schlaukopf bist
Als Charon und Beelzebub.
Bei einem Herrn Baron hatt' er
Auf einen guten Fang gehofft;
Er glaubt' in seinem süßen Wahn:
Mit vollen Händen bringt mir der
Die herrlichsten Dukaten mit,
Und Louis- oder Friedrichsd'or;
Er zahlt die Spesen des Transports
Bis auf den letzten Heller ab.
Doch der Baron betheuert ihm
Mit Artigkeit: „Ich komme nur
Mit leichter Equipage an,
Verachte niedriges Metall;
In meinem Leben hab' ich nie
Die Gläubiger befriediget,
Die meiner Thorheit treu gedient;
Und folglich schickt es sich ja nicht,
Daß ich nun Henkern zahlen soll."

Sogleich ertönten von der Schaar
Der Todten, die zum Orkus fuhr,
Wohl tausend Stimmen auf einmal:

Vous repoussa de sa barque et de l'onde;
D'un soubresaut vous revintes au monde,
Et notre vieux baron il nous rendit.

Qu'on est heureux quand, domptant ses faiblesses,
On se refuse à l'appât des richesses!
Un avare est un faux calculateur,
Qui se méprend sur le fait du bonheur,
Qui, sans jouir, sournois dans sa cellule,
Sans cesse amasse et sans cesse accumule,
Un rustre enfin, dont l'esprit sot et lourd
Ne connut point les charmes de l'amour,
Des beaux esprits les fines gentillesses,
Et les plaisirs des princes, des princesses,
Qui, hors Plutus, pour tout le reste est sourd.

Mais vous, baron, peu soucieux d'espèces,
Vos jours sont purs, et votre esprit serein
Nest point distrait des soins du lendemain;
Vous ignorez et calcul et finance,
Et ne vivez que de bonne espérance.

Ainsi pensait la grave antiquité.
Souvenez-vous qu'en Grèce les sept ages

* *

„Er hat von uns sich Geld geborgt,
Doch niemals gab er es zurück."

Ganz hell und klar vernimmt dies kaum
Der alte Charon-Sauertopf,
So packt er auch sein Ruder schon,
Schlägt derb auf Deinen Rücken los,
Und stößt Dich dann aus seinem Kahn
Und von dem Flusse weit hinweg.
Mit einem Luftsprung kamst Du an;
Und also gab uns Charon nun
Den alten Herrn Baron zurück.

Wie hochbeglückt ist doch der Mann,
Der seine Schwachheit ganz bezähmt,
Und nie von Gold sich locken lässt!
Ein Geizhals rechnet immer falsch,
Und sucht das Glück, wo es nicht ist.
Er weiß von dem Genusse nichts,
Sitzt grämlich in der Klause vest,
Thürmt ewig große Haufen an,
Und ist mit einem Wort ein Stock,
Des alberner und träger Kopf
Den Reiz der Liebe niemals fühlt,

Ont reconnu de plus grands avantages
Dans l'humble état d'honnête pauvreté
Qu'à posséder de vastes apanages,
Les vils objets de la cupidité.

Votre mentor vous a dans la jeunesse
Souvent parlé du puissant roi Crésus,
Nageant dans l'or, plongé dans la mollesse,
Et d'un manant, nommé le pauvre Irus.
L'orgueil du Roi se fondait sur Plutus,
Il s'égalait aux dieux par sa richesse,
Quand tout à coup le conquérant Cyrus,
Dans des combats détruisit son armée.
L'âme du Roi, de douleur abîmée,
Ne sentait plus qu'horreur, que désespoir,
Tandis qu'Irus, insensible et tranquille,
Vit l'ennemi s'emparer de la ville,
Voler, piller, brûler, sans s'émouvoir.

La pauvreté, qui nous met hors d'atteinte.
Nous met encore à l'abri de la crainte;
Sans bien, on a l'esprit toujours égal,
Tandis qu'on voit ces grands, ces âmes vaines,
Se consumer en d'inutiles peines.
Pour se soustraire à leur destin fatal.

*　　　　*

Der schönen Geister feinen Scherz,
Der Großen Götterlust nicht kennt,
Und wol auf Plutus Stimme hört,
Allein für sonst nichts Ohren hat.

Doch Du, Baron, bist wenig nur
Um Gold und Silbergeld besorgt;
Ganz rein ist Deiner Tage Strom;
Von Sorgen für den nächsten Tag
Wird nie Dein heitrer Geist zerstreut;
Finanzenrechnung kennst Du nicht,
Und lebst auf gute Hoffnung hin.

Dir völlig ähnlich dachte ja
Das würdevolle Alterthum.
Erinnre Dich daran, daß einst
Die sieben Weisen Griechenlands
In niedrer edlen Dürftigkeit
Für sich weit größern Vortheil sahn,
Als in dem ungeheu'rsten Schatz,
Der Habsucht niedrem Gegenstand.

Loin des chagrins qui rongent ces illustres,
Vous avez su, pour avoir mieux choisi,
Sur votre chef rassembler seize lustres,
Vivant toujours joyeux et sans souci.
Ne changez donc jamais de conduite,
Dèpensez tout, soyez bon parasite,
Et vous vivrez satisfait et content,
Toujours heureux et toujours jouissant
Des biens qu'enfin vous laissa la fortune.
Lorsque vos yeux sont chargés de pavots,
Un rêve affreux, d'une image importune,
Ne troublera jamais votre repos.

Permettez donc encore que je compare
Votre destin au sort d'un vieil avare.
Quand le jour vient, ce jour tant odieux,
Qu'il lui faudra dènicher de ces lieux,
Ce gros richard, qu'on dit homme de mise,
Tout moribond, pèniblement, s'épuise
A fabriquer un ample testament,
Aux tribunaux, quoiqu'on s'en formalise,

* *

Dein Mentor hat vom Crösus Dir
In Deiner Jugend viel erzählt,
Der ganz und gar im Golde schwamm,
In Weichlichkeit versunken war;
Und auch von einem Bauer wol,
Den man den armen Irus hieß.
Auf Plutus war des Königs Stolz
Gegründet, und er dünkte sich
Durch seinen Schatz den Göttern gleich.
Als nun von Cyrus auf einmal
Im Kampf sein Herr vernichtet wird,
In Schmerz war Crösus da versenkt;
Verzweiflung, Schrecken fühlt' er nur,
Indessen Irus ruhevoll
Und unbekümmert sieht, daß sich
Der Feind der Stadt bemächtiget,
Und, ohne daß sein Herz sich rührt,
Hier raubt und plündert, dort verheert.

Die Armuth, die vor Anfall uns
In Sicherheit zu setzen weiß,
Hält auch die Furcht von uns entfernt,
Des Armen Geist bleibt immer gleich;
Indeß in ganz vergebner Noth

Vingt avocats affamés, disputant,
Trouvant pour eux ses biens de bonne prise,
Et vont réduire, en vous le commentant,
Ses volontés et ses dons à néant.

Vous êtes sûr, en perdant la lumière,
Qu'exactement on exécutera
Et codicille et volonté dernière;
Car, vieux baron, rien ne vous restera,
Et vous serez votre héritier vous-même.
Que j'applaudis encore sur ce point-là,
Ainsi qu'en tout, votre prudence extrême!

*   *

Der eitle Große sich verzehrt,
Um seinem Unglück zu entgehn.

Von jener Sorge weit entfernt,
Die an der Großen Herzen nagt,
Erwähltest Du sehr weis' und klug
Das beßre Theil, und häufteft nun,
Beständig froh und sorgenfrei,
Schon sechszehn Lustra auf Dein Haupt.

So ändre denn Dein Leben nicht;
Zehr' Alles auf, verstehe Dich
Sehr wohl auf Parasitenkunst.
Du lebst zufrieden dann und froh,
Bist glücklich und genießest stets
Die Güter, die Fortuna Dir
Zuletzt noch übrig bleiben ließ.
Und wenn Dein Auge Schlummer deckt,
Dann störe nie ein Schreckenstraum
Mit Ungestüm Dich aus dem Schlaf!

Erlaube noch einmal, daß ich
Dem Schicksal eines Harpagons
Dein eignes Loos vergleichen darf.
Kommt einst der so verwünschte Tag
Der ihn aus seiner Stelle treibt;
Dann quält sich dieser reiche Kauz
In seinem Sterben peinlich noch,
Und macht ein großes Testament.
Im Tribunale zanken dann,
So sehr man auch darüber spricht,
Sich zwanzig Advokaten wol,
Die insgesammt der Hunger plagt,
Und finden, daß sein Haus und Gut

Mais je m'égare en n'apercevant pas
Que ce n'est point, o Poellnitz! votre cas;
Car si Caron veut que notre séquelle
Du noir Pluton n'habite les Etats
Qu'en lui payant le fret de sa nacelle,
Exempt, baron, à jamais du trépas,
Vous jouirez d'une vie eternelle.

* *

Für sie die beste Prise sei.
Durch langes Commentiren wird
Sein Wille dann und sein Legat
In kurzer Zeit zu nichts gemacht.

Wenn Du einmal das Licht verlierst,
Bist Du ganz sicher, daß man wol
Genau Dein Testament erfüllt;
Denn, alter Herr Baron, von Dir
Bleibt auf der Erde nichts zurück:
Du wirst Dein eigner Erbe sein.
Ich klatsche Deinem klugen Kopf,
So wie in jedem andern Stück,
Auch hier den stärksten Beifall zu.

Allein, Baron, ich irre mich.
Vergeß ich doch, daß Du wol nie
In diesen Fall gerathen wirst!
Denn wenn der alte Charon will,
Daß unsereiner anders nicht
In Pluto's Staaten wohnen soll,
Als wenn er ihm das Fährgeld zahlt,
Baron, dann hast Du immerfort
Vom Tod ein Privilegium,
Und lebest bis in Ewigkeit!

Leipzig, Druck von Müller & Wagner.






Stanford University Libraries
3 6105 019 980 999

